Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

herausgegeben von

Friedrich Spielhagen

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Einundfünfzigster Band.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch
für das
gesammte geistige Leben der Gegenwart.

Einundfünfzigster Band.

October 1881 bis März 1882.

Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1882.

Westermann's illustrirte deutsche Monats-Hefte

herausgegeben von

Friedrich Spielhagen

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Einundfünfzigster Band.

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

einundfünfzigsten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Beheim-Schwarzbach, Bruno, 499. — Berger, Wilhelm, in Bremen, 425. — Brugsch-Pascha, Heinrich, in Charlottenburg, 620. — Carriere, Moritz, in München, 193. — Curtius, Ernst, in Berlin, 214. — Ebers, Georg, in Leipzig, 96. — Geibel, Emanuel, in Lübeck, 83. — Genée, Rudolf, in Berlin, 543, 644. — Goldbaum, Wilhelm, in Wien, 606. — Groß, Ferdinand, in Wien, 742. — Gumprecht, Otto, in Berlin, 682. — Hallier, Ernst, in Jena, 348. — Hamerling, Robert, in Graz, 1. — Holtzendorff, Franz v., in München, 235. — Jähns, Max, in Berlin, 526. — Kapper, Siegfried †, 36, 206, 393. — Kastan, Isidor, in Berlin, 463. — Laube, Heinrich, in Wien, 553, 685. — Lessing, Julius, in Berlin, 475. — Lewald, Fanny, in Berlin, 133, 271, 802. — Lübke, Wilhelm, in Stuttgart, 54. — Lüders, Karl, in Berlin, 400. — Meinhardt, Adalbert, in Hamburg, 383. — Milchhöfer, Arthur, in Berlin, 663, 749. — Müller, Adolf, in Krofdorf, 359. — Nordau, Max, in Paris, 539. — Nordenskiöld, Adolf Erik Freiherr v., in Stockholm, 117. — Olfers, Marie v., in Berlin, 450. — Pecht, Friedrich, in München, 671. — Prel, Karl du, in München, 412. — Raabe, Wilhelm, in Braunschweig, 145, 289. — Reclam, Karl, in Leipzig, 73. — Riehl, Wilhelm Heinrich, in München, 5. — Rohlfs, Gerhard, in Weimar, 104, 783. — Rühlmann, Richard, in Chemnitz, 491, 655. — Sacher-Masoch, Leopold v., in Leipzig, 123. — Schücking, Levin, in Sassenberg, 756. — Spielhagen, Friedrich, in Berlin, 86, 277, 516, 676, 772. — Vogt, Karl, in Genf, 257, 372, 631. — Wagner, Moritz, in München, 45. — Weber, Max Maria v. †, 223. — Weisbrodt, Gustav, in Wien, 795 — Witzleben, Kurt Freiherr v., in Weimar, 806. — Zimmern, Helen, in London, 416.

Inhalt

des einundfünfzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister

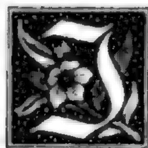
zum einundfünfzigsten Bande.

Prolog.

Zum Eintritt in den sechsundzwanzigsten Jahrgang.

Von

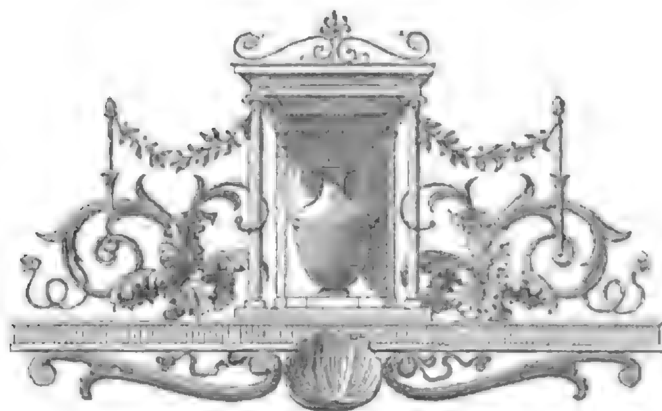
Robert Hamerling.

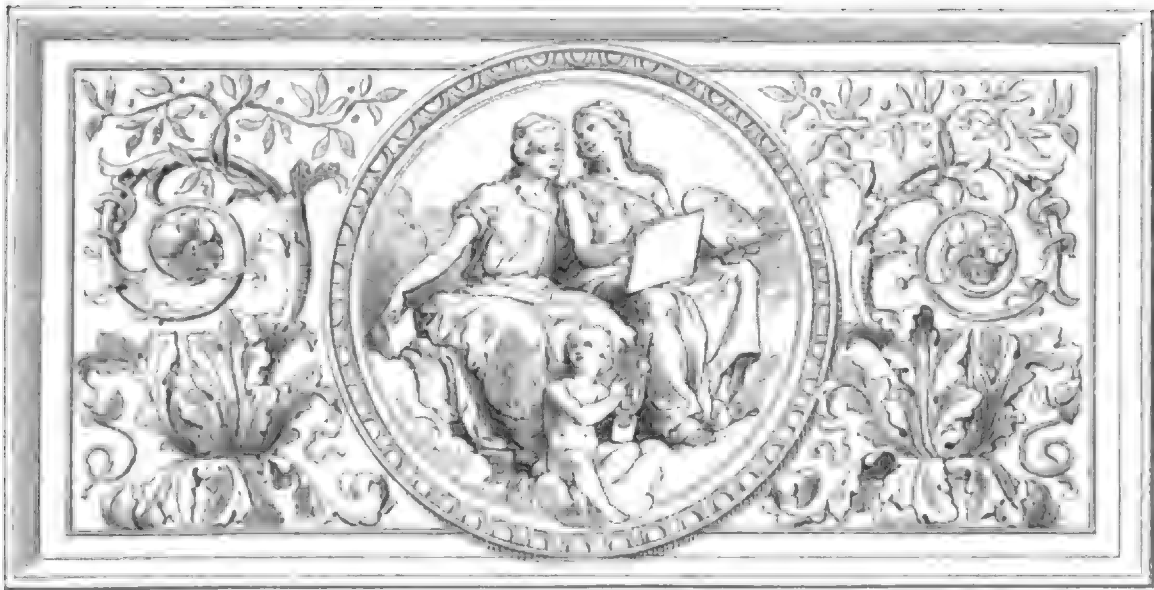
ch sitze sinnend in der Bücherei,
Im Abenddunkel. Meine Blicke schweifen
Hin über all der Bände lange Reihn.
Ich träume. Horch! zu rühren und zu regen
Beginnt sich's auf den Schragen. Sind's die Geister
Der Bücher, die da flüstern? Sie beginnen
Zu sprechen, laut und leise, dumpf und hell.
Glasglockenklänge, horch, und Orgeltöne!
Horch, Memnonslaute, Sphärenharmonien,
Erhabner Wahrheit Sprüche und dazwischen
Das silberhelle Lachen der Kamöne!
Die bärt'ge Weisheit schäkernd mit der Grazie,
Der hochgeschürzten! Welch ein Singen, Sagen!
O wie viel Geist, o wie viel Wissensfülle,
O wie viel Tiefsinn, Scharfsinn, Poesie,
Wie viele zauberkräft'ge Phantasie,
Wie viel des Scherzes auch, durch Thränen lächelnd!
O wie viel Welterlösendes, wie viel
Befreiendes, den Geist Erhebendes,

Das Herz Erquickendes ist hier erklungen!
Wie viel, was tröstet, adelt und beschwingt!
Wie viele Tausend haben dran ergetzt
Sich und erhoben, wie viel Tausend werden
Daran sich noch ergetzen und erheben!
's ist eine große Wunder-Zauberwelt,
Groß wie die wirkliche und schöner fast
Als sie. Geschlossnen Auges lehn' ich mich
Zurück und lausche, lasse mich umrauschen
Von diesem Riesen-Geisterchor. . .
Doch er
Verstummt — die Scene wandelt sich. Wer seid ihr?
Was wollt ihr, schlichte Erdensöhne? Ach,
Der Bücher Väter sind's — die Spender sind's
Des großen Zauberhorts. Ich sehe sie
Bei ihrer Arbeit in den stillen Zellen,
Bei ihren Lampen, seh die heißen Stirnen,
Das müde Zucken ihrer bleichen Lippen,
Ich sehe sie vom Schweiß der Mühen triefen
Im Frohn der eignen schöpferischen Kraft...
O, die ihr leset, habt ihr je bedacht,
Wie viele Stunden lang gereift im Stillen,
Was euch minutenlang ergetzt? Erwäget ihr,
Wie viel des Dochtes sich in so viel Licht,
In so viel Gluth verzehrte? Wisset ihr,
Wie zu dem Strauß, der euch mit Duft umströmt,
Sich Blum' an Blume mühevoll gefügt?
Wie schwer der Stirn, dem Herzen sich entrungen,
Was ihr wie Schaumwein aus dem Spitzglas schlürft? —
Ja, geistig Schaffen auch ist Arbeit, wißt,
Ist Tagewerk; ist Tagwerk mehr als je,
Seitdem von einsamen Parnassoshöhn
Hinunter zu dem Volk die Muse stieg,
Seit, auf den offnen Markt hinaus aus dumpfer,
Bestaubter Bücherzelle der verschämte
Gedanke tretend, mit der Gegenwart
Werkthät'gem Geiste sich verbündet, seit
Es gilt, die Silberbarren auszumünzen
Des Geistes für des Tags Bedarf. Verdoppelt
Hat seine Kraft, doch seine Mühen auch
Des Schriftthums Pfleger, seit er, zweckbewußt,
Der Mitwelt Lösung: „Mit vereinten Kräften!"
Auf seine Fahne schrieb.

Sei Ehre diesen!
Doch Ehre sei den wackern Männern auch,
Die solch vereintem Wirken eine Stätte
Bereiteten zuerst im deutschen Lande —
Den weltgewandten, klugen, tücht'gen Männern,
Die für des Geistes Argonauten kühn
Gezimmert eine Argo, die, den Heerbann
Der Geistesritterschaft um sich versammelnd,
Die Welt erobern halfen für den Geist —
Die Welt? ja wohl, die Welt im engern Kreise,
Die Welt im engsten Kreise, die Familie!
Heil solchen Männern, wenn sie Herzenswärme
Beseelt, wenn reine Lust am eignen Werk
Ihr Thun macht zu der Menschheit Opferdienst!
Wer dächte hier des edlen Mannes nicht,
Den heut mit diesen Blättern festlich ehrt
Sein überlebend Werk, und den
Man preisen darf, weil ihn — die Erde deckt?
Zu schönem Zweck jedwedes freud'ge Wirken
Ist Poesie, und werth des Lorbeers auch.
Heil ihm zuvor, der da, der Ersten einer,
Zur Zeit, als von der Bücher buntem Wust
Rathlos, verwirrt der Leser ab sich wandte,
Sich sagte: Da zu schwer dem Volke wird
Die Wahl des Guten in dem Wust des Neuen,
So lasset uns ersparen ihm die Wahl,
Indem wir ihm ein schon Gewähltes bieten,
Ein geistig Mahl, feinsinnig vorgekostet,
Auf blanken Silberschalen goldne Frucht! —
Das war sein Ziel, sein Stolz, und ihm gelang's.
Was einer schafft, es ist sein andres Ich,
Verwandelt in ein Stück der Außenwelt.
Er war ein edler Mann, so schuf er Edles.
Wo er sein rühmlich Banner aufgesteckt,
Da fand der Hörer Kreis erles'ne Sprecher,
Der Sprecher den erles'nen Hörerkreis.
„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an“ —
Gern stellte Jeder, den er rief, sich ein,
Und jeder Beste gab sein Bestes gern
Und wußte, daß er es den Besten gebe.
So ward sein Werk zum Speicher allgemach,
Mit des Jahrhunderts Ernten reich gefüllt.
Die Zeit, ihr Wollen, Können und was immer

Rastlos in allen Höhen, Tiefen, Weiten
Erspäht, erstrebt, erzielt der deutsche Geist,
Ihm ward es pflichtig, und er ruhte nicht,
Bis er ein Fruchtkorn sich von allem Guten
Und eine Blüthe sich von allem Schönen,
Das seine Zeit ihm bot, für seinen Speicher
Gesammelt — und zur Arche ward die Argo.
Er ging dahin — und in das Schattenland
Vorausgegangen oder ihm gefolgt
Sind nun die meisten jener Ersten, die
Als Helfer zu ihm standen vor fünf Lustren!
Doch Ebenbürt'ge traten in die Bresche,
Und wie der Lebewesen Geist und Art
Lebendig bleibt in der Atome Wechsel,
So lebt auch dieses Edlen Schöpfung fort,
Gekräftigt noch im Wandel der Organe,
Erfrischt, erneuert von des Zeitstroms Fluthen.
Sein Argonautenfahrzeug, treu bewährt,
Gezimmert fest von seiner sichern Hand,
Es setzt, zu seiner Ehre, festlich heut
Beflaggt, beflügelt fort die muth'ge Fahrt,
Vertrauensvoll, des deutschen Volkes Gunst
Als Fahrwind sich erflehend für sein Segel,
Auf hoher See, die Klippen hinter sich,
Vor sich als Ziel das goldne Vließ des Geistes,
Den goldnen Hort des Wahren, Schönen, Guten.





Damals wie heute.

Novelle

von

W. H. Riehl.

Am oberen Rande des Bodensees erhebt sich langgestreckt der Bergzug des Pfänders, und hoch auf einem seiner steilsten Vorsprünge thront die Ruggburg, seitab der Straße, welche über Bregenz nach Chur und über den Splügen nach Italien führt. Die Burg, ein Lehen des Grafen von Montfort, lag aus dem Wege und aus der Welt, und doch blickte man von ihren Zinnen so weit hinein in die Welt und auf die verschlungenen Pfade der Menschen, hinüber zum Wellenmeer der Alpengipfel und auf den See, auf Schlösser und Klöster, Städte und Dörfer mit all ihrem wimmelnden Leben.

Der blaue Morgenhimmel wölbte sich wolkenlos über der Burg; im reinen Aether schwebend, ruhte ein Adler hoch über dem Thurme, und die Burg mit ihrem Thurm ruhte selbst so still und einsam auf dem Felsen wie der Adler in den Lüften.

Es war ein Sonntagmorgen im Mai. Die Burg schien verlassen; man hörte droben keinen Laut; der Wald in den Schluchten rechts und links schwieg wie zur Sonntagsfeier, kein Windhauch bewegte die Wipfel, nur die Glocken von Lindau hallten leise fernher über den spiegelglatten See zur Burg herauf.

Am Fenster der Kemenate saß Irmgart, die Tochter des Burgherrn. Sie las in einem kleinen Buche, kaum so groß wie ihre zierliche Hand; es war kein Gebetbuch, sondern „ein Puechlein Lieder" — das heißt Liebeslieder. Irmgart konnte gut lesen, ganz ohne zu buchstabiren, und etwas mehr als ihren Namen schreiben; sie war die Einzige auf der Ruggburg, welche diese schweren Künste verstand, die

man damals — im Jahre 1340 — noch „pfäffische Künste“ nannte.

Sie las die Lieder jedoch nicht bloß mit dem Auge still für sich, sie sang sie zugleich leise, halb recitirend, halb im melodischen Volksliederton, und ihre Stimme klang gar süß und rein, da sie so träumend vor sich hin sang:

„Swâ sich liep ze liebe zweiet,
hôhen muot diu liebe git,
in der beider herzen meiet
ez mit vreuden alle zit.“

Diese Strophe wiederholte sie zum Oefteren, immer leiser, immer langsamer, als würden die Töne von der überquellenden Empfindung aufgesogen, und dachte dabei: wenn ich doch selbst so schöne Verse machen könnte wie dieser Ulrich von Liechtenstein!

Ein zwanzigjähriges Mädchen, das so träumerisch sang, „wie's in Beider Herzen maiet, wenn sich Lieb' zu Liebe fügt“, mußte wohl selber lieben und ohne Zweifel unglücklich lieben. Allein Irmgart war vorerst bloß eine unglückliche Dichterin, sie kannte die Liebe noch nicht. Zur Liebe gehört auch ein Geliebter. Es war ihr aber noch kein Mann begegnet, der auch nur die glimmende, geschweige die lodernde Gluth der Leidenschaft in ihr entzündet hätte. Dennoch ahnte sie die Liebe, weil sie die Liebe zu singen suchte. Sie sah das Bild des Jünglings deutlich vor Augen, dem sie ihr Herz schenken wollte und mußte; sie war in Qualen selig, daß ihr dieses Bild zerrann, indem sie es recht klar zu erfassen trachtete; sie schwelgte in Opfergedanken für ein Wesen, welches nur ihre eigene Einbildung geschaffen hatte.

Und ist es viel anders, wenn solch ein Wesen leibhaftig vor uns steht? Opfern wir uns da am Ende nicht auch wohl einem Gebilde, welches wir uns selbst in unserer Einbildung geschaffen haben? Leben und lieben wir doch überall unser bestes Theil in der Einbildung!

Zwei Freier hatten bereits um Irmgart's Hand geworben und waren beide sehr artig heimgeschickt worden; der eine, weil er ihr zu fein, der andere, weil er ihr zu grob dünkte. Keiner von beiden war auch nur des schlechtesten Verses werth gewesen. Und doch hätte sie nicht nein zu sagen gewagt, wenn es ihr der Vater nicht vorgesagt hätte.

Der Vater war nicht nur ihr Vormund, sondern auch ihre Vorsehung; er lenkte ihre Gefühle und Gedanken so gut wie ihr äußeres Leben. Das einsame Kind fand dies so natürlich, daß sie gar nicht weiter darüber nachdachte. Es konnte ja nicht anders sein, und sie liebte ihren greisen Vater so innig. War er doch für sie, die Mutter- und Geschwisterlose, der einzige Freund und Berather.

Die beiden Freier hatten Irmgart nicht gefallen, weil sie ihrem Vater nicht gefallen hatten. Er aber meinte, die heutige Jugend tauge überhaupt nichts — seine Tochter ausgenommen —, und wenn die Jugend schlechter geworden, dann sei auch die ganze Zeit schlecht.

Das Ritterthum, so urtheilte der alte Ruggburger, entartet zum Räuberthum, die Kampfspiele zu Raufspielen, die Minnesänger zu Minnegecken, die nicht um Huld, sondern um Geld werben, die frommen Mönche sind faule Mönche geworden, und die ehrlichen Bürger und Bauern begehrliche Bürger und Bauern.

Fragte darauf Irmgart, ob es denn besser gewesen sei vor fünfzig Jahren, als er gerade so alt war, wie sie zur Zeit — schöne zwanzig Jahre alt! — denn er zählte bereits siebzig, die minder schön sind — so antwortete er:

„Freilich! Vor fünfzig Jahren war es etwas besser, und viel besser vor zweimal fünfzig und am allerbesten vor dreimal fünfzig Jahren. Damals, als meines Urgroßvaters Vater jung war und Friedrich Rothbart im Reiche waltete, damals war die allerbeste Zeit.“

Irmgart wurde sehr betrübt, daß sie zufällig in eine so schlechte Zeit gerathen war und nicht gleichzeitig mit der Großmutter ihrer Urgroßmutter in den Windeln gelegen hatte. Die beste Welt lag in grauer Vergangenheit und der Geliebte, welcher sie allenfalls darüber hätte trösten können, schwebte in blauer Zukunft.

Darum suchte sie sich zunächst einen anderen Trost — im Lied und Gesang.

Ihr Vater war aufgewachsen, von Heldensagen und Minneliedern umrauscht; der volle Nachklang jener älteren sangesreichen Ritterzeit, deren Untergang er beklagte, hatte seine Jugend durchhallt; er selbst hatte schön gesungen und bewahrte den reichsten Liederschatz im treuen Gedächtniß. Allein das waren nur alte Lieder, das jüngste zählte etwa hundert Jahre; die neuen Lieder — so sagte der Ritter — taugen alle mit einander nichts.

Irmgart konnte nicht widersprechen, auch wenn sie's hätte wagen wollen; denn sie hatte ein neues Lied weder gehört noch gelesen. Dergleichen Waare durfte durchaus nicht zum Thore der Ruggburg herein. Trotzdem gelüstete sie's gewaltig nach dieser verbotenen Frucht, die ihr sehr süß dünkte, und da sie keine neuen Lieder eines fremden Sängers hörte, so machte sie sich ganz heimlich ihre eigenen, und die waren doch sicher jedesmal die allerneuesten. Allein die Verse mißlangen ihr grausam, und die Melodie gerieth noch weniger, und was das Schlimmste: wenn ihr das neue Lied heute gefallen hatte, so fand sie es morgen ganz abscheulich — und dieses Schlimmste war doch eigentlich das Beste an der ganzen Sache. Sie grübelte und brütete oftmals über den Grund ihres Mißlingens und kam zuletzt zu der qualvollen Frage, ob derselbe wohl nicht darin liege, daß sie ein Mädchen sei und kein Junge? Den Frauen war die Kraft des männlichen Armes versagt, sollte ihnen auch die Kraft des männlichen Geistes versagt sein? Sie wurde ganz wild und wüthend über diesen Gedanken, konnte ihn aber doch nicht los werden, denn sie hatte zwar schon von zahllosen Minnesängern gehört, aber niemals von einer einzigen Minnesängerin.

Der Vater wußte sonst um all ihr Thun und Sinnen, nur von ihren Versen wußte er nichts; er ahnte entfernt nichts von ihrem rastlosen geheimen Ringen nach gereimten Versen und nebenbei auch nach ungereimter Liebe, die sich nicht einmal dem Verse fügen wollte. Oefters schwebte ihr die Frage auf den Lippen, ob es denn zu der Urgroßmutter Zeiten nicht auch Damen gegeben habe, die Lieder erfunden hätten? Aber sie schämte sich, zu fragen, und erröthete beim bloßen Vorsatz.

Eine verdorbene Welt, ungerathene Verse, zielloses Liebessehnen und vollends der Zweifel, ob die Frauen wohl gar nur halbgerathene Menschen seien neben den vollkommenen Männern — das stimmte traurig zusammen, zumal in den engen dunklen Stuben der einsamen Burg.

Und doch war das schöne Mädchen auch wiederum so frisch und frohgemuth, wie man's nur immer mit zwanzig Jahren sein mag. Und als sie in der heiligen Stille des Sonntagmorgens jene Verse Ulrich von Liechtenstein's vor sich hin sang, die zwar erst achtzig Jahre alt waren, aber doch immer noch weit schöner wie ihre eigenen, und aus den schmalen Fensterscharten der dunklen Stube bald hinab ins Tannengrün, bald hinaus auf den weiten Spiegel des blauen Sees blickte, da kam ihr die Erde so schön vor und die Menschen so gut und rein.

Und die Erde wird ja immer schöner — je mehr man sie von Weitem betrachtet; und die Menschen sind ja so gut und rein, — wenn man sie recht aus der Ferne sieht.

* *
*

Im ganzen Lande weit und breit erzählten sich die Leute die seltsamsten Dinge von dem alten Ruggburger und seiner schönen Tochter.

Wir brauchen nur unsere eigenen Wege zu gehen, so heftet sich die Sage an unsere Sohlen, und wir brauchen nur unsere eigenen Gedanken zu haben, so dichten andere Leute ihre eigenen Lügen dazu.

Also hieß es denn von Bregenz bis Konstanz: Ritter Albo von der Ruggburg lebe und verkehre nur mit den Todten, und da die alte Zeit viel besser gewesen als die neue, so glaube er sich stets in der besten Gesellschaft. An hohen Festtagen halte er große Turniere in seinem winzig kleinen Burghof. Da fechte er bald im Tiost, bald im Buhurt mit sämmtlichen Paladinen Karl's des Großen, mit Siegfried und Dietrich von Bern, mit Lanzelot und Wigalois. In der That aber renne er ganz allein seinen Speer wider die Mauer und führe die grimmigsten Hiebe in die Luft.

Auch unternehme er manchmal einen Kreuzzug, indem er tagelang von einem Bauernhof des Pfänders zum anderen reite und dann wieder durch die Schluchten und Wildnisse des Berges sprenge; und habe er endlich den Gipfel erreicht, dann erstürme er ganz allein die heilige Stadt Jerusalem. Siegreich heimgekehrt, lasse er ein großes Banket rüsten, wobei er freilich nur mit seiner Tochter zur Tafel sitze, aber um die Tafel, die ein elender vierbeiniger Tisch, stünden leere Stühle, und nun bitte der Ritter Herrn Wolfram von Eschenbach, sich niederzulassen, der schon vor mehr als hundert Jahren gestorben, und nöthige Herrn Walther von der Vogelweide, zuzugreifen, der auch schon ebenso lange im Grabe liege, und stoße mit der Jungfrau Edith von Montfort, die vor achtzig Jahren im Bodensee ertrunken sei, auf das Wohl ihres Bräutigams an. Der Reitknecht trage dabei als Truchseß die Speisen auf, und der lahme Thorwart credenze den Wein als Mundschenk. Wenn aber jene erlauchten Gäste nur geisterweise mitäßen, dann sitze der Wirth um so leibhafter zu Tisch und esse und trinke für Sechs, wie es seine vollen rothen Backen bezeugten. Mit den Todten lebend, bleibe er wunderbar lebendig, und die Luft der alten Zeit schlage ihm trefflich an.

So ward der alte Herr, den man mit der Einbildung gestraft hielt, selber ein Gespenst der Einbildung seiner Nachbarn und die bequeme Zielscheibe ihres Spottes. Seine Tochter aber war der Gegenstand ihres tiefsten Mitleids.

Die unsichtbare und unnahbare Jungfrau galt für ebenso unglücklich als schön. Ihr Vater — so erzählte man — halte sie in dem dicken Burgthurm eingesperrt wie in einem Kerker und habe gelobt, daß nur dann ein fremder Mann das reizende Kind sehen oder gar um ihre Hand werben dürfe, wenn er zuvor nach Weise des alten Minnedienstes drei schwere Proben bestanden habe, als zum Beispiel: in voller Rüstung über den Bodensee zu schwimmen, die rebellischen Schweizer wieder unter das Haus Oesterreich zu beugen, dem Ritter Heinz von Lochau das Trinken abzugewöhnen — oder andere unmögliche Dinge dieser Art. Nur von der allerschwersten Probe, daß nämlich der Bewerber den verrückten künftigen Schwiegervater wieder gescheidt machen müsse, sei noch nicht die Rede gewesen.

Wenn Irmgart auch wenig von der Welt erfuhr, so drang doch diese spöttische Nachrede der Nachbarn zu ihren Ohren. Dafür sorgten schon die Diener. Und harmlos, wie sie war, erzählte sie das Alles dem Vater lächelnd wieder. Doch bevor sie noch geendet, verging ihr das Lächeln, und sie brach ab; denn heiß überlief sie plötzlich der Gedanke, daß sie wohl besser geschwiegen hätte.

Aber der Vater wußte schon längst, was sie ihm sagte und was sie verschwieg und noch viel mehr dazu. Weit entfernt, verstimmt oder erzürnt zu sein, gab er den Leuten Recht, die ihm so wunderliche Dinge andichteten, und sprach:

„Sie reden in Bildern von mir und verspotten mich, und loben mich doch mit ihrem Spotte, ohne es zu merken. Denn unbewußt urtheilen die Menschen oft richtiger in ihrer Bosheit als bewußt in ihrem Wohlwollen. Ja, ich turniere mit Kaiser Karl's Paladinen, nicht indem ich mit dem Spieß wider die Mauer renne, wohl aber indem ich ringe, den Geist des echten Ritterthums wiederzufinden. Die Leute haben Recht: ich mache Kreuzzüge durch den Pfänder von Bauernhof zu Bauernhof und sehe, wie meine Bauern arbeiten, und sprenge durch die Wälder und Schluchten, um die Wölfe zu erlegen, die ihre Heerden zerreißen, und die Strauchdiebe zu verjagen, die ihre Hütten plündern möchten. Und wenn wir dann hier beim Mahle sitzen und uns zum Nachtisch an den süßen Weisen Walther's erfreuen oder an den bedenksamen Mären Wolfram's, — haben wir da nicht bessere Tischgenossen, als wenn ich die sechs besten Trinker der ganzen schwäbischen Ritterschaft zur Tafel geladen hätte?"

Irmgart sann eine Weile über die Worte des Vaters nach; dann rief sie plötzlich: „Aber was sagst du denn zu den drei schweren Proben, welche die jungen Ritter um meinetwillen bestehen sollen? Ist das auch nur Bild und Gleichniß? Kommen solche Proben überhaupt noch heutzutage vor?"

„Die Sitte ist mehrentheils verschwunden wie so viele andere gute Sitten; aber in meinem Hause halte ich sie aufrecht: die erste Probe für ein Lächeln der Dame, die zweite für ein freundliches Wort, die dritte für einen Händedruck mit den Fingerspitzen. Wer mehr von seiner Dame begehrt, der ist ein Schuft; denn der Minnedienst soll uneigennützig sein!"

„Ach, das ist wunderschön!" rief Irmgart, „und ich wünschte, daß gleich morgen ein Ritter käme. Ich wollte ihm nur eine Probe aufgeben, nur eine einzige, und wenn er sie bestände, dann sollte er das allerschönste Lächeln erhalten."

„Und welche Probe?" fragte der Alte.

„Keine unausführbare, keine schwere; es ist nicht die mindeste Gefahr dabei. Nur Geduld gehört vielleicht dazu und Eifer und Scharfsinn. Ich fordere keine Heldenthat für ein Lächeln. Der Ritter soll mir zur Probe nur eine Nachricht bringen, die man ihm vielleicht schon drei Meilen von hier geben kann; also braucht er nicht einmal weit zu reisen. Bringt er mir aber diese Nachricht nicht, dann soll er mir niemals wieder vor die Augen kommen."

Der Vater wollte nun durchaus wissen, was das für eine Nachricht sei. Allein mit anmuthigstem Eigensinn verweigerte Irmgart jede weitere Auskunft. Sie meinte zuletzt, der Vater ziehe über die ganze Welt vor ihr den Schleier des Geheimnisses, und das möge gut und recht sein. Aber dafür wolle sie nun auch wenigstens ein Geheimniß vor ihm haben, ein einziges kleines Geheimniß.

Endlich schwieg der Alte und dachte, sein Kind sei eben ein Kind, und mit dem Spielzeug ihres kleinen Geheimnisses habe es ja keine Gefahr; denn der verehrungsbedürftige Ritter werde doch niemals kommen, um sich für ein Lächeln auf Reisen schicken zu lassen. Dafür sei die jetzige Welt zu schlecht, und so sei ihre Schlechtigkeit im vorliegenden Falle eigentlich das Beste an dieser schlechten Welt.

* *
*

Im Argenthale, einen halben Tagmarsch von der Ruggburg entfernt, wohnten drei Brüder auf der Burg Alt-Summerau, drei ledige junge Burschen, die

seit ihres Vaters Tode die Burg gemeinsam besaßen — Veit, Lutz und Hartwig. Veit war fünfundzwanzig Jahre alt, ein gewaltiger Haudegen, so stark, daß er sich in voller Rüstung aufs Pferd schwingen konnte, ohne den Steigbügel zu berühren. Lutz zählte dreiundzwanzig Jahre; er liebte es mehr, zu fischen als zu fechten, und war etwas langsam, maulfaul und träumerisch, wie man's leicht wird, wenn man den ganzen Tag ins Wasser sieht. Hartwig, erst zweiundzwanzigjährig, der flinkste und gescheidtste von den Brüdern, sah trotz seiner Jugend verwettert und verwildert aus, weil er mehr im Walde als unter Dach lebte; denn seine Leidenschaft war die Jagd. Alle Drei, obgleich an Gestalt, Talent und Sinnesart sehr verschieden, hatten als gemeinsames väterliches Erbtheil prächtiges brandrothes Haar und große, stark gekrümmte Nasen, weshalb man sie in der Umgegend nur „die drei Nasen von Summerau" nannte.

Von einer Anhöhe unweit ihrer Burg hatten sie schon oft die Ruggburg in dämmernder Ferne erblickt, waren aber aus ihren schwäbischen Hügeln noch niemals hinübergekommen zu jenen Bregenzer Bergen; denn Land und Leute sind hier scharf geschieden. Um so mehr hatten sie dagegen gehört von dem wunderlichen alten Ritter und seiner unnahbaren wunderschönen Tochter, die man nach Art des alten Minnedienstes nur von fernher verehren dürfe. Sie hätten gar zu gern gewußt, ob der Ritter wirklich so närrisch und ob das verzauberte Mädchen wirklich so schön sei.

Da es nun eben Maienzeit war, wo die drei Brüder noch weniger zu thun hatten als in den anderen Monaten, nämlich gar nichts, und die Sonne so gar hell schien, so beschlossen sie, zur Ruggburg zu reiten und den Anblick des schönen Mädchens zu gewinnen unter dem Vorwand ihres Minnedienstes, der zu allen Proben bereit sei.

Sie studirten sich ordentlich ein auf die gerechten Formen dieses Dienstes, von dessen verschollener Thorheit sie wohl Einiges gehört, aber nicht das Mindeste mehr gesehen und erlebt hatten, und dachten sich Alles sein aus wie den lustigsten Fastnachtsscherz, obgleich die Kirschbäume schon längst abgeblüht waren und der Mai sich bereits zum Juni neigte.

Allein der Lenz und Sommer war die fröhliche Zeit des Reisens und Gastirens, des Scherzens und Spielens auf den Ritterburgen, der Winter die Zeit der einsamen Langeweile, während die Leute drunten in der Stadt umgekehrt erst im Winter lustig wurden, nachdem sie im Sommer gearbeitet hatten.

Die Brüder von Summerau meinten, bei dem geplanten Spaße könnten sie schlimmsten Falles doch nur von dem alten Ruggburger zum Hause hinausgeworfen werden, was in der guten alten Zeit selbst sehr berühmten Rittern bei unberufenem Minnedienst geschehen sein soll, ohne daß deren Ehre dadurch geschädigt wurde. Uebrigens sei es ja auch denkbar, daß Irmgart für einen von ihnen in ernsthafter Liebe entbrenne, oder wohl gar umgekehrt, daß sie selbst sich alle drei auf einmal in die schöne Jungfrau verliebten. Letzteres könne zu großem Unglück führen. Darum gelobten sie einander, bei diesem äußersten Falle den Entscheid ganz allein in Irmgart's Hand zu legen, und möge sie wählen, wie sie wolle, so solle keiner den Begünstigten neiden oder feinden.

Nachdem solchergestalt Alles vorbedacht war, ritten die drei Nasen von Summerau frohen Muthes aus und brauchten bei den schlechten Straßen über Berg und Thal volle fünf Stunden, bis sie am Fuße des Pfänders hielten.

Hier sperrte eine kleine Vorburg, Halbenstein, den Weg, die von etlichen Knechten des Ruggburgers besetzt war. Die

Brüder erhielten Einlaß und schickten einen Boten auf den Berg mit der Anfrage, ob sie den Burgherrn besuchen dürften? Nach langem Harren kam die bejahende Antwort zurück. Sie wollten sich wieder in den Sattel schwingen; allein die Knechte erklärten ihnen, daß sie die Pferde hier einstellen und sich zu Fuß auf den Weg machen müßten, denn es sei unmöglich, den steilen Pfad zu reiten; wollten sie aber durchaus zu Roß am Burgthore ankommen, dann müßten sie wieder umkehren und den Weg von der anderen Seite über Eichberg nehmen, so einen kleinen Umweg von dritthalb Stunden.

Die Brüder blickten hinauf zur Burg, die ganz nahe fast senkrecht über ihnen stand. „Und ist noch Niemand geradenwegs dahinauf geritten?“ fragte Veit die Knechte.

„Allerdings!“ erwiderte einer derselben. „Vor langen Jahren traf einmal der Teufel hier in Halbenstein mit dem Burgpfaffen zusammen; da tranken die Beiden Brüderschaft in echtem Seewein, und als ihnen dieser Wein so recht in Leib und Seele brannte, beschlossen sie, selbander den Felspfad hinaufzureiten. Und sie kamen hinauf. Aber wie? Das hat kein Mensch erfahren. Man nennt den Weg seitdem die Teufelssteige, und damit der Teufel den Ritt nicht nochmals probirt, hat man oben und unten ein Kreuz aufgestellt.“

„So gebt auch uns eine Kanne von eurem Seewein, und wir reiten hinauf,“ rief Hartwig, der struppige Jäger, in tollem Uebermuth — „das soll unsere erste Minneprobe sein!“ Er hatte aber kaum einen Schluck des sauren Weines getrunken, so setzte er den Becher wieder ab und rief: „Diese Weinprobe ist zu stark! Gebt mir Wasser! Mit solchem Seewein im Leib kann nur der Teufel reiten.“

Und die drei Brüder stiegen lachend zu Pferde und sprengten den Felspfad hinauf. Anfangs ging es ganz leicht, dann etwas schlimmer, schon glaubten sie oben zu sein. Da bog der Pfad um die letzte Ecke — links stieg die Felswand senkrecht an, rechts fiel sie senkrecht in die tiefe Schlucht und dazwischen lag eine schmale, glatte, abgeschrägte Felsplatte, die selbst der schwindelfreie Fußgänger nur mit großer Vorsicht überschreiten konnte. Das war die Teufelsstelle. Veit, der Vorderste, besann sich einen Augenblick, dann aber gab er dem Rosse scharf die Sporen — der Gedanke, daß ein Liebesglück sonder Gleichen da droben zu gewinnen sei, zuckte ihm wie ein Lichtstrahl durch die Seele! — welches Liebesglück? — das Roß that einen mächtigen Sprung — es war dem Reiter, als flöge er in die Luft hinauf, ins Blaue — und er haschte ja auch plötzlich nach einer Liebe im Blauen! — allein das edle Thier hatte den unglaublichen Sprung sicher vollbracht — der Reiter erwachte wie aus einem Traume — der steile Pfad war zu Ende. Am Saume eines sanften Wiesenhanges rieselte ein Brunnen, von Tannen beschattet, an welche sich eine Bank lehnte. Dort hielt das zitternde und dampfende Pferd von selber. Das äußere Burgthor lag links ganz nahe und bequem erreichbar.

Veit blickte zurück nach den Brüdern. Hartwig war ihm auf den Fersen gefolgt, aber mit minderem Glück. Sein Pferd stürzte auf dem glatten Stein, er kam unters Pferd, doch rang das Thier sich wieder auf; auch der Reiter arbeitete sich empor, und es gelang ihm mit äußerster Gewalt, das Thier im selben Augenblicke vom Abgrunde wegzureißen, als es hinabzustürzen drohte. Ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte seinen linken Arm, allein es glückte ihm doch, das gerettete Pferd zum Brunnen zu führen. Dort sank er laut stöhnend auf die Bank unter den Tannen.

Durch seinen Sturz hatte aber das unmittelbar hinterdrein sprengende Pferd seines Bruders Lutz nicht frei und sicher ausgreifen können, es brach in die Vorderbeine; der Reiter kam glücklich aus dem Bügel, dann aber stürzte das arme Thier in den Abgrund, wo es todt liegen blieb, während Lutz auf dem Bauche über die Felsplatte hinwegkroch, sich dann mit wunderbarem Gleichmuthe erhob und ganz gelassen zu den Brüdern am Brunnen schritt.

Die drei jungen Leute hätten wohl zunächst Gott danken sollen, daß sie lebendig davongekommen waren, und dann ihr thörichtes Wagstück bereuen. Allein sie thaten weder das Eine noch das Andere. Im Gegentheil. Der Ritt zur Ruggburg, vorher eine Posse, erschien ihnen jetzt wie eine ernsthafte große That, da sie ihr Leben daran gewagt hatten. Und wenn sie heute Morgen ausgezogen waren, um sich an dem abenteuerlichen Ritter zu belustigen, so waren sie selbst jetzt abenteuernde Ritter geworden.

Zunächst aber stritten sie mit einander und zankten sich aufs brüderlichste. Denn ein Jeder behauptete, bei dieser ersten Minneprobe des Preises würdig zu sein — Veit, weil er als guter Christ siegreich vollführt, was vor ihm nur der Teufel und ein Pfaffe mit Höllenkünsten fertig gebracht habe; — Hartwig, weil er das größte Kunststück gemacht; denn über die Platte möge wohl noch Mancher sprengen, aber auf der Platte unters Pferd zu stürzen und doch sich selbst und das Pferd überm Abgrund zu halten, das mache ihm Niemand mehr nach, nicht einmal er selber; — Lutz, weil er seiner Dame das größte Opfer gebracht, nämlich einen gut zugerittenen Hengst von sechs Jahren, während seine Brüder gar nichts geopfert hätten.

Sie stritten immer lauter und wilder mit einander, und Veit und Lutz legten eben die Hand ans Schwert, als Ritter Albo von der Ruggburg vor sie trat und sie freundlich willkommen hieß. Er that, als habe er von ihrem Streite gar nichts gehört und gesehen, und die Erscheinung des stattlichen frischen Greises war zugleich so ehrwürdig und so herzgewinnend, daß die hadernden Brüder beschämt schwiegen, die Augen niederschlugen und kaum einen Gegengruß zu stammeln wagten.

Der Ruggburger schien ihre Scham und Verlegenheit ebenso wenig zu bemerken wie vorher ihren Streit, sondern sprach im gewinnendsten Tone sein Bedauern aus über ihren Unfall, den er von ferne geschaut, tadelte mild ihre Tollkühnheit und lud sie höchst freundlich ein, ihn zur Burg zu begleiten, damit sie sich dort erquickten und ausruhten. Dann untersuchte er Hartwig's Arm, den er für gebrochen erklärte, bot sich selber ihm zur Stütze auf dem kurzen Wege in sein gastliches Haus, wo er Hülfe finden solle, und schickte zwei Knechte in die Schlucht nach dem gestürzten Pferde, das vielleicht noch nicht verendet sei.

Die Brüder folgten ihrem Wirthe schweigend; sie vergaßen, warum sie eigentlich hierher gekommen, und empfanden doch die drückende Scham eines unschicklichen Beginnens. Der Alte aber erschien ihnen wie ein höheres Wesen, dem man sich nur demüthig und verehrungsvoll beugen könne, man möge wollen oder nicht.

* * *

Im inneren Burghof begrüßte Irmgart die Ankommenden. Hartwig empfand so fürchterlichen Schmerz in seinem gebrochenen Arme, daß ihm Hören und Sehen verging; Lutz war ärgerlich über das verlorene Pferd, über den verteufelten Weg, die verwünschte Burg, den verrückten Ritter, die verhexte Tochter, ja sogar über sich selbst; er hatte kein Auge

und kaum einen Gegengruß für Irmgart. Um so schärferen Blick heftete Veit auf die artige Jungfrau.

Sie war nicht groß, aber sie war schlank und zierlich gebaut, sie bewegte sich leicht und anmuthig, schüchtern und doch nicht verlegen. Ihr Gesicht war nicht schön, aber fein; ihre Augen waren nur grau, doch aus diesem bescheidenen Grau blitzte Geist und Leben. Veit hatte manches schöne Mädchen in seinen heimathlichen Thälern an der Argen und Schussen gesehen, große, starke, rothbackige Schwabenmädchen, weit handgreiflichere Schönheiten wie diese Irmgart; allein neben jenen war er sich wie ein Ritter erschienen und neben Irmgart erschien er sich wie ein Bauer.

Alle diese Eindrücke und Gedanken fuhren ihm wie ein Blitz durch die Seele in den wenigen Secunden, während er sich auf eine recht schöne Anrede besann. Leider sind Gedanken geschwinder als Worte, und Irmgart war so geschwind wie Gedanken. Ehe Veit seine Gedanken in Worte brachte, hatte sie sich zu Hartwig gewandt, dessen gebrochenen Arm sie untersuchen und einrichten wollte; denn nach uralter Sitte übten Frauen und Fräulein die Heilkunst auf den Burgen, und Irmgart verstand sich auf Wunden und Knochenbrüche trotz einem studirten Doctor. Sie gab ihrer Dienerin die nöthigen Winke und ging mit ihr und dem Kranken ins Haus, als Veit eben mit seiner Anrede beginnen wollte.

Verblüfft sah er den entschwebenden Gestalten nach. Es war Alles so vornehm und ging Alles so geschwind auf dieser Ruggburg, so vornehm-geschwind wie an einem Fürstenhofe! Denn bei Hofe sind Secunden Minuten, Minuten Stunden und Stunden Tage; bei Hofe muß man blitzgeschwind sein können in der Artigkeit; Bürger und Bauern sind langsam artig, wer aber bei Hofe langsam artig ist, der wird unartig in aller Geschwindigkeit.

Und so faßte denn nunmehr auch der alte Ritter den innerlich schönredenden Veit und den innerlich räsonnirenden Lutz blitzgeschwind unterm Arme und führte sie Beide — in das Badezimmer, wo zwei Wannen gerüstet standen mit dampfendem lauwarmem Wasser. Der Wirth bedeutete den Gästen freundlich, daß sie nach altem Brauch vorerst im Bade sich erquicken möchten, und verschwand, um zwei Dienern Platz zu machen, welche den Brüdern sofort den Rock auszuziehen und die Hosen aufzunesteln begannen, noch ehe sie sich's recht überlegen konnten, ob sie überhaupt baden wollten oder nicht. Sie kamen erst zur klaren Erkenntniß ihrer Lage, als sie Beide in den Wannen lagen und die Diener sich wieder zurückgezogen hatten.

Dann lachten sie laut auf. Die Sitte, den von weither zugereisten Gast vor allen Dingen mit einem Bade zu erfrischen, war auf Alt-Summerau schon seit hundert Jahren vergessen. Dem Fortschritt huldigend, zog man dort die sofortige innere Erfrischung durch eine Kanne Wein der äußeren durch lauwarmes Wasser bei weitem vor.

Die heitere Laune der beiden unfreiwilligen Badegäste dauerte jedoch nicht lange. Im Wasser plätschernd, streckte bald der eine bald der andere den Kopf heraus, um mit dem Bruder zu zanken.

Lutz schalt auf Veit, daß er ihn hierher gelockt habe und schuld sei an dem Verlust seines Pferdes. Er solle ihm nun einmal sagen, was sie denn eigentlich hier wollten?

Auf diese Frage vermochte Veit in der That nicht zu antworten, denn er wußte es nachgerade selber nicht recht. Doch meinte er, sie seien zunächst gekommen, um den ehrwürdigen Ritter kennen zu lernen, von welchem die Leute so Seltsames erzählten.

„Nicht um ihn kennen zu lernen, sondern um uns über ihn lustig zu machen!“ verbesserte Lutz brummend, indeß er den Kopf bis an den Mund im Wasser hatte. „Aber der ehrwürdige Ritter macht sich jetzt vielmehr über uns lustig!“

Veit erhob sich bis zu den Hüften über den Rand seiner Wanne und belehrte den Bruder mit zornigem Ungestüm, daß der Ritter sich keineswegs über seine Gäste lustig mache, sondern sie vielmehr mit feinster Courtoisie auszeichne. Er, Lutz, verstehe die alten Rittersitten nicht. So sprach jetzt Veit, weil ihm die Tochter so sinnverwirrend in die Augen gestochen hatte, und da ihm die Tochter gefiel, mußte er doch auch den Vater rechtfertigen. „Wir sind aber auch gekommen,“ fügte er hinzu, langsam ins Wasser zurücksinkend und mit immer leiserer Stimme, „um die schöne Irmgart zu sehen.“

„Du wirst sie nicht wieder erblicken!“ rief Lutz, nun seinerseits hoch aufsteigend, „außer du brichst zu dem Zwecke ein Bein, wie Hartwig den Arm. Mir wäre dieses Vergnügen zu theuer.“

„Und wir wollten Minneproben ablegen,“ sprach Veit für sich weiter, heftig im Wasser plätschernd, damit er des Bruders ungezogene Worte nicht hörte.

Aber Lutz hatte die seinigen gehört und rief überlaut: „Die erste Probe ist so schlecht ausgefallen, daß mich's nach keiner zweiten gelüstet!“ Mit diesem Ausrufe sprang er in ganzer Gestalt aus dem Bade, und im selben Augenblick traten die Diener wieder ein mit blüthenweißen großen Handtüchern, um die Gebadeten abzutrocknen. Sie brachten auch ein paar scharlachrothe Röcke mit, Gaströcke, wie man sie für Fremde vordem auf den Burgen bereit zu halten pflegte, und legten dieselben den Brüdern an, was namentlich bei Lutz sehr zweckmäßig war, denn dessen Rock war durch den Sturz arg beschmutzt und zerrissen. Die Röcke waren aber nach längst veralteter Mode geschnitten, unmäßig lang, bis auf die Füße vorfallend. Je länger der Rock, desto vornehmer der Mann: so hatten die Alten gesprochen. Bürger und Bauern trugen kurze Röcke. Die Brüder waren trotz ihres Adels den neumodischen kurzen Rock gewöhnt und wußten nicht, wie sie in dem vornehmen Geschleppe gehen sollten.

Etlichemale in Gefahr, zu fallen, gelangten sie, von den Dienern geführt, in den Rittersaal, wofern man eine große Stube mit Balkendecke und einem Fußboden von gestampftem Lehm einen Saal nennen konnte. Allein der Boden war mit Tannenzweigen bestreut, die Wände mit alten Waffen malerisch geschmückt und auf dem Tische prangte neben verheißungsvollen Tellern und Bechern ein riesiger Blumenstrauß.

Herr Albo empfing hier seine Gäste überaus herzlich und hieß sie zu Tische sitzen, auf welchem bald ein großer Wildbraten dampfte, während die Becher mit demselben Seewein gefüllt wurden, den die Brüder bereits in Halbenstein versucht hatten. Der Ritt, der Schrecken und das Bad bewirkten jedoch, daß ihnen das edle Naß gar nicht mehr so entsetzlich sauer vorkam.

Irmgart erschien nicht bei Tische; sie mußte noch weitere Fürsorge für Hartwig treffen, der, von dem schmerzhaften Einrichten des Armes erschöpft, auf des Ritters Lager in tiefen Schlummer gesunken war.

Veit schwebte anfangs in heißer Angst, daß der Alte sie um die Ursache ihres Besuches fragen möchte. Doch dazu war der Ruggburger viel zu fein gesittet; der Gast kam — und man durfte nicht fragen, warum? — er blieb — und man durfte nicht fragen, wie lang? — er ging — und man mußte ihm nachrufen: auf baldiges Wiedersehen! Das war der echte Katechismus patriarchalischer Gastfreundschaft.

Weit entfernt also, die Gäste auszuforschen, bemühte sich der alte Ritter nur, durch ein anregendes und unterhaltendes Gespräch die bescheidene Tafel zu würzen, und da die Brüder fast nur ja und nein sagten, so trug er die Kosten des Gespräches ganz allein. Kein Wunder, daß er zuletzt auf sein Lieblingsthema kam — von den schlechten Zeiten. Der Kaiser war vom Papste gebannt, das Land mit dem Interdict belegt. Viele Kirchen standen leer, weil die Priester dem Befehl des Papstes gehorchten, der allen Gottesdienst verbot; in anderen wurde geläutet und Messe gelesen, weil die Fürsten die Priester bedrohten, wenn sie des Papstes Befehl befolgt hätten. Das Volk wußte nicht, ob es mehr sündigte, wenn es in die Kirche ging oder wenn es herausblieb. „Sind das nicht schlechte Zeiten?“ so fragte zuletzt der Alte.

Veit dagegen meinte, früher sei das Alles noch viel schlimmer gewesen, wir wüßten's nur nicht mehr genau. Er habe stets gemeint, daß die Welt immer besser werde, und heute glaube er's ganz gewiß, denn einen so weisen, gastfreien Ritter wie ihren Wirth und eine so holdselige Jungfrau wie seine Tochter habe es früher in der ganzen Welt nicht gegeben.

Statt auf diese Schmeichelei zu hören, fuhr der Alte sehr ernsthaft fort: „Die Zeit ist einem Strome vergleichbar. Er wächst, indem er sich bewegt, wird breiter, tiefer, gewaltiger; unaufhaltsam fluthet er vorwärts — die Zeit zur Ewigkeit! Allein der Strom läuft doch nicht immer geradeaus. Felswände verlegen ihm den Weg, Steinblöcke und unsichtbare Riffe hemmen seinen Lauf; da tobt er dann in Strudeln über dem Gestein, ja seine Wasser prallen auf der einen Seite wirbelnd rückwärts, während sie auf der anderen gestaut stille zu stehen scheinen; — siehe, mein Freund, in solch tückischem Wirbel, der sich ziellos rundum dreht, bewegt sich gegenwärtig das deutsche Reich. Gebe Gott, daß unser Volk, den Wirbeln entronnen, dereinst wieder majestätisch und segenspendend vorwärts walle! Ich werde es nicht mehr erleben.“

Lutz, der Fischer, hatte bis dahin geschwiegen und gegessen, jetzt aber war für ihn das rechte Stichwort gefallen, und er begann: „Wo sich über den rücklaufenden Wirbeln das stille Wasser findet, da ist gut fischen, Herr Albo! Und wenn wir wirklich in dieser Zeit der Strudel leben, dann wohnet Ihr auf einer Burg, die sich zum Fischfang eignet wie kaum eine zweite. Ihr versteht mich. Der Bach, welchen ich beim Heraufreiten betrachtet habe, ist nur ein schlechtes Fischwasser, — aber die große Heerstraße da unten böte guten Platz, um den Kaufleuten Angeln und Netze zu legen; die kostbarsten Waaren aus Welschland, mehr werth als alle Hechte und Renken des Bodensees, ließen sich da mit leichter Mühe fangen, oder die Krämer müßten mir Schutzgeld zahlen! Allein Ihr liebt das Fischen nicht und beutet das Wasser nicht aus. Andere werden es nach Euch thun. Wir gehen einer schönen Zukunft entgegen, und ich prophezeie, in fünfzig Jahren wird diese Ruggburg die reichste Raubburg des Landes sein. Während des ganzen Tages mußte ich den festen Bau darauf ansehen — von vorn fast unersteigbar, von hinten mit zehn Mann zu vertheidigen, diese dicken Mauern, diese breiten Gräben! — und senkrecht über der fettesten Landstraße!“

Veit erröthete über die Worte des Bruders und fiel ihm, gegen den Alten gewandt, rasch in die Rede. „Verzeiht ihm, Herr Ritter! Wir sind Brüder von ungleicher Art. Auch ich mußte während des ganzen Tages Euer festes Haus ansehen, aber ich hatte dabei ganz andere Gedanken —“

„Euer Bruder hat Recht!“ unterbrach

ihn der Alte in tief schwermüthigem Ton. „Die nach mir kommen, werden thun, was ich zu thun verabscheute, und in späteren Tagen wird diese Ruggburg die reichste Raubburg sein. Gottlob, daß ich's nicht zu erleben brauche.“

„Ich hatte ganz andere Gedanken,“ fuhr Veit fort, als habe er die Zwischenrede gar nicht gehört. „Ich will ehrlich und geradeaus reden; denn schöne Worte kann ich nicht machen. So wisset denn, ich kam hierher, um zu — lernen, zu erfahren — was Minneproben sind; je mehr ich aber Eure Burg betrachtete und vollends deren Insassen, um so schüchterner und doch zugleich auch um so dringender wurde ich in meiner Lernbegier.“

Lutz lachte; Albo aber sprach mit mildem Ernst: „Dergleichen läßt sich nicht lehren. Proben muß man probiren. Und so will ich selber Euch denn gleich eine Probe aufgeben. Sagt an: Was ist Grund und Ursache alles Minnedienstes?“

Veit besann sich eine Weile, dann sprach er: „Wir Männer sind von ganz besonderem Metall. Wo wir ein schönes Mädchen sehen — und schön dünken sie uns fast alle —, da möchten wir ihr sofort huldigen und sie gewinnen. Auf etliche Minuten verlieben wir uns in jede schöne Frau, mitunter auch auf Stunden, Tage, Wochen — zunächst nur in Gedanken, aber diese Gedanken kommen pfeilschnell. Mir wenigstens geht es immer so, und ich glaube, kein anderer Mann darf mich darum schelten, denn wenn er ehrlich ist, dann wird jeder bekennen, daß es ihm gerade so geht. Nun wäre es aber schlimm, wenn wir diese fliegende Hitze überall festhielten und zur Leidenschaft auflodern ließen: die ganze Welt würde in Flammen stehen. Darum soll sich jeder Ritter mit zwei Frauen begnügen. Die eine liebt er offen und geradeaus, wirbt um ihre Hand und heirathet sie. Sie ist das befriedetere, glücklichere und eben darum niederere Wesen. Die andere — das unbefriedete, unglückliche und darum höhere Frauenbild — verehrt er nur heimlich und auf Umwegen, ganz von ferne. Mit Wort und Schwert behauptet er, daß sie die schönste aller Frauen sei, schöner selbst als seine Ehefrau, und er darf es um so fester behaupten, da ihm diese Behauptung nur Aerger und Gram, Streit und Wunden einbringt. Was ist Grund und Ursache solch harten Minnedienstes, der den Alten höchst edel und weise erschien, vielen Neueren aber höchst toll und verrückt vorkommt? Er ist nothwendig; denn jenes eine verlockende, allerschönste Mädchen, welches wir in tausenderlei Gestalt in jedem weiblichen Wesen erblicken und für welches wir tausendfältig entbrennen, wird nun wirklich ein einziges Weib — die Dame unseres Dienstes. Sie beschränkt uns, sie verbietet uns, noch irgend eine dritte schön zu finden; opferfreudig übertragen wir auf sie allein den schweifenden Liebesblick für alle Frauen. Wir begehren, um zu entsagen: das ist die Schule der Minne, die Ehe dagegen begehrt man, um zu besitzen.“

Der Alte lobte die Antwort, weil sie ehrlich sei. Doch habe Veit das Schwerste beim Minnedienst zu flüchtig berührt — die Heimlichkeit. „Ihr dürft der Dame nicht sagen, daß Ihr Euch ihrem Dienste weihen wollt; Ihr müßt warten, bis sie ihn begehrt. Aber auch sie darf dies nicht sagen, sie darf es nur errathen lassen. Ihr müßt Jeden zum Zweikampfe fordern, der Eure Dame nicht für die schönste hält, dürft aber beileibe nicht merken lassen, daß Ihr dieser Schönsten dient. Ein schweres Kunststück! Vor Allem aber dürft Ihr sie nicht um die Aufgabe einer bestimmten Minneprobe bitten; Ihr müßt geduldig warten, bis sie selbst die Probe auferlegt.“

Veit sah den Ritter an, ob er im vollen Ernst oder im halben Spotte spreche; da bemerkte er, daß Irmgart eingetreten war und neben dem Vater stand. Und sie blickte so gut und freundlich mit ihren hellen Kinderaugen zu ihm herüber! Jetzt war die rechte Stunde, jetzt hätte er ihr gerade das Alles sagen wollen, was er ihr nach den Worten des Alten eben jetzt durchaus nicht sagen durfte — wegen der Heimlichkeit.

Irmgart war gekommen, um Nachricht von Hartwig zu geben. Einrichtung und Verband des Armes sei gut gelungen, und der Kranke befinde sich recht wohl. Trotz aller Einsprache verlange er aber sofort nach Hause zurückgebracht zu werden. Sie habe darum eine bequeme Tragbahre mit Polstern belegen lassen, und vier Mann ständen als Träger bereit. Wolle man vor tiefer Nacht noch Alt-Summerau erreichen, so sei allerdings ungesäumt aufzubrechen.

Veit suchte nach Bedenken, er wäre gar zu gern noch etliche Tage dageblieben. Aber der unglückselige Lutz, der wieder zur Unzeit die Sprache fand, drang mit wahrem Ungestüm darauf, daß man Hartwig's Wunsch sofort erfüllen müsse; denn er langweilte sich bereits grausam in der verwünschten Burg.

So gab denn auch der alte Ritter nach und willigte mit höflichem Zögern in die Abreise.

Der Abschied war rasch, aber herzlich. Irmgart drückte den Brüdern die Hand, und Albo rief auf Wiedersehen!

Sie nahmen den großen Umweg, den sie beim Heraufreiten verschmäht, nun im langsamsten Schritt zum Thale hinab. Veit grollte, weil er nichts erreicht, als daß ihm Irmgart Guten Tag und Lebewohl gesagt hatte. Lutz schimpfte; er rief, ein mageres Mittagessen für ein gutes Pferd, das sei der theuerste Handel, den er je gemacht. Nur Hartwig schwieg und schien ganz stillvergnügt in seinen Schmerzen.

Als sie am Fuß des Berges angelangt waren, ließ er die Träger halten, richtete sich seufzend ein wenig auf und sah zur Burg empor mit langem, unverwandtem Blick. Dann rief er die Brüder herbei, bat sie, sich zu ihm niederzuneigen von den Pferden, und flüsterte ihnen ganz leise ins Ohr: „Ich muß euch ein Geheimniß sagen — nur euch, weil wir's uns gegenseitig vorher gelobt haben: Irmgart hat mir eine Minneprobe auferlegt!"

„Was? wann? wie? wo?" fragte Veit laut, wild aufbrausend.

„Nun, als sie meinen Arm einrichtete!" lispelte Hartwig kaum hörbar. „Sie that es ungebeten; ich glaube, sie that's aus Mitleid."

„Sagte ich dir's nicht, Veit?" rief Lutz lachend. „Du hättest ein Bein brechen müssen, dann hättest auch du eine Minneprobe gekriegt. Aus Mitleid hätte dir Irmgart dann die Probe befohlen, nächstens auch noch den Hals zu brechen!"

* *
*

Nach der Abreise der drei Brüder sonnte sich der alte Ritter eine Weile im Bewußtsein der feinen Kunst, womit er seine Gäste aufs artigste zum Besten gehalten und ihnen eine Lehre gegeben hatte für ihre Naseweisheit und ihren Uebermuth.

Ganz besonders freute es ihn, daß er Veit die Aussprache der Minneprobe, welche derselbe offenbar von Irmgart auferlegt haben wollte, vor dem Munde abgeschnitten, indem er ihm als Vorbedingung aller Proben auferlegte, von solchen Proben zu schweigen.

Er erzählte dies Irmgart recht vergnüglich — da rief diese ganz harmlos: „Die Probe, welche mein Geheimniß ist, habe ich dafür dem armen Hartwig offen-

bart. Und Hartwig hat von Anbeginn durchaus nicht danach gefragt."

Also war wenigstens eine der „drei Nasen von Summerau" doch nicht mit langer Nase abgezogen! und zwischen Lachen und Aerger entdeckte der Alte plötzlich, daß er selber wohl gar eine Nase erhalten habe.

Ungestüm forderte er genauen Bericht.

„Als ich den Arm einrichtete," begann Irmgart nun etwas verschüchtert, „machte ich Hartwig leise Vorwürfe über den unsinnigen Ritt, und er sagte, den Ritt hätten sie alle Drei nur mir zu Liebe ausgeführt, um zu zeigen, daß sie zu noch viel schwereren Proben und Diensten bereit seien. Ich entgegnete, solche Wagstücke begehre ich nicht, sondern etwas viel Leichteres, ganz Gefahrloses. Ein Wort gab nun das andere, und dazwischen stöhnte Hartwig bald ganz leise vor Schmerz, bald verbiß er ihn, bald wurde er roth, bald blaß im Gesicht; er begehrte mit keinem Worte mein Geheimniß zu wissen, aber ich offenbarte es ihm zuletzt doch; der arme Mensch sprach ja nur durch seinen gebrochenen Arm, durch das Zucken des Schmerzes, welches auf seinen Lippen zitterte, nicht durch Worte, die darüber gingen. Als bestes Wundpflaster legte ich ihm zuletzt die unbegehrte Probe auf, und das half. Er wurde ruhiger."

Der Vater wollte nun auch den Inhalt dieser geheimnißvollen Probe wissen. Irmgart besann sich lange und holte weit aus. Sie erzählte von ihren vielen mißlungenen Versen, und der Alte erfuhr jetzt staunend, daß er schon seit Jahren eine heimliche Dichterin im Hause gehabt. Dann schilderte sie ihre qualvollen Zweifel, ob die Schuld der schlechten Lieder nur an ihr selbst liege oder an ihrem ganzen Geschlecht, ob bei allen Frauen die schönen männlichen Verse zwar leicht eingingen in den Geist, aber niemals gleich schöne weibliche wieder herauskämen? Das solle und wolle ihr Hartwig ergründen; denn zunächst wisse er's selber noch nicht, weil er noch gar nicht daran gedacht habe, ob denn die Frauen auch dichten könnten.

„Und warum hast du mich nicht, warum hast du mich nicht schon längst gefragt?" rief der Vater. „Ich muß dies doch besser wissen wie Hartwig, der sich nur um Füchse und Wölfe, um Hirsche und Wildschweine kümmert!"

„Weil du alt bist, lieber Vater, und Hartwig ist jung. Du kennst die alte Zeit so genau; ich will aber gar nicht wissen, ob die Frauen vor hundert Jahren dichten konnten, sondern ob sie's heute noch können."

„Und weiß es denn Hartwig? Hat er dir den Namen einer einzigen lebendigen Minnesängerin genannt?"

„Nein!"

„Also hast du den unrechten Mann gefragt und hättest mich fragen sollen!"

„Aber kennst du denn eine Sängerin?"

„Nein!"

„Also war es doch besser, daß ich Hartwig fragte. Denn ich gab ihm nun eine Probe auf, die ich dir nicht aufgeben kann. Dies aber ist die Probe: Hartwig soll von Burg zu Burg reiten, von Stadt zu Stadt und überall nachforschen, ob kein Mensch eine Dichterin kennt. Er hofft zuversichtlich, bald ein Dutzend zu finden. Und er soll mir nicht wieder vor die Augen kommen, bis er unter diesen begnadeten Frauen jene Glückliche ermittelt hat, der wir das herrlichste Lied verdanken, ein Lied, das von Land zu Lande fortgesungen wird wie Walther's und Wolfram's Lieder."

„Er wird dir nie wieder vor die Augen kommen!" rief der Alte.

„Nun, so kommt mir vielleicht einer seiner Brüder wieder vor die Augen. Denn Hartwig gestand mir, daß sie sich alle Drei gelobt hätten, gemeine Sache

zu machen in dieser Minneprobe. Und so werden alle drei auf Reisen gehen nach allen Winden, monatelang, vielleicht jahrelang. Es wäre doch ein Wunder, wenn sie da nicht eine einzige gute Dichterin fänden."

Der Alte rieb sich zufrieden die Hände und sprach: „Die Brüder kommen alle drei nicht wieder! Du hast ihnen einen Auftrag gegeben, der unmöglicher ist, als wenn sie neben einander in voller Rüstung über den Bodensee schwimmen sollten. Und also haben uns die lästernden Spötter doch wiederum nicht zu Fabelhaftes angedichtet. So gewiß die Ströme nicht zu den Bergesgipfeln hinauffluthen, so gewiß ist es dem Weibe versagt, zu dichten. Der Mann ist liebesärmer als die Frau, darum gab ihm Gott zum kargen Ersatze, daß er singe von der Liebe; den Frauen aber gab er, was höher ist als das höchste Liebesgedicht — die reinste Flamme, die tiefste Gluth der Liebe!"

* *
*

Der Sommer verging, und die Brüder kamen nicht wieder; — der Winter zog durchs Land, und man hörte nichts von ihnen auf der Ruggburg. Der Lenz erschien aufs Neue. Die höchsten Matten drüben am Säntis begannen zu ergrünen, die Buchen schatteten mit vollem Laub und an den Eichen sproßten die ersten zarten Blättchen. Es war ein wunderschöner Sonntag im Mai wie vor einem Jahre, und der blaue Morgenhimmel wölbte sich wie damals wolkenlos über dem See.

Irmgart stand mit ihrem Vater in dem kleinen Burggarten und freute sich der lauen duftigen Luft, der aufblühenden Blumen und der summenden Bienen. Da meldete der Thorwart, daß die zwei Brüder Veit und Hartwig von Summerau gekommen seien und den Herrn und das Fräulein zu besuchen wünschten.

Also hatten sie doch eine Dichterin gefunden! Vielleicht gar zwei!

Herr Albo ging ihnen artig ans Thor entgegen und führte sie — diesmal ohne Umstände, ohne Bad und Gastrock — in den Garten zur Fliederlaube, wo Irmgart sie mit freundlichstem Gruße empfing.

Nach seiner alter Sitte verbannte der Ritter alle Neugier, fragte seine Gäste nicht, was sie brächten und wollten, sondern ließ Wein und Brot auftragen und bot ihnen Platz im Inneren der Laube, wo Blätter und Blüthen den Fernblick auf das weite Land wunderschön umrahmten.

Aber die Gäste waren diesmal ungeduldiger, den Zweck ihres Besuchs zu melden, als der Wirth ihn zu erfragen.

Veit begann, nachdem er sich durch einen tiefen Trunk ermuthigt: „Wir wollen Beide — Jeder für sich und insgeheim — Fräulein Irmgart die Kunde bringen, wonach sie uns vor Jahr und Tag ausgeschickt hat."

Irmgart sprach: „Mein Vater weiß um das Geheimniß, ja er soll Richter sein über all die trefflichen Dichterinnen, von welchen ihr ohne Zweifel zu sagen, und über all deren schöne Lieder, die ihr zu singen habt. Doch wo ist euer Bruder Lutz? War er nicht auch mit ausgeritten?"

Darauf erwiderte Hartwig: „Lutz blieb das ganze Jahr zu Hause. Es war ihm zu mühsam, Dichterinnen zu suchen; um so fleißiger fing er Fische. Und obgleich er Tag für Tag stundenlang ins tiefe Wasser starrte, sang ihm doch weder das Bodenseeweibchen noch die Nixe der Argen jemals das kleinste Liedchen vor. Nun wagt er's nicht, Euch sofort vor die Augen zu kommen. Er begleitete uns aber bis vor Halbenstein, wo ein Bächlein fließt, umsäumt von überhängendem Erdreich, in welchem sich tiefe Löcher finden. Er behauptet, da müßten die schönsten Krebse sein. Und so will er unten bleiben und

krebsen, bis wir etwa unsere Kunde möchten mitgetheilt haben, und damit auch er nicht mit leeren Händen erscheine, will er einen ganzen Korb voll Krebse mitbringen. Im Mai schmecken sie am besten."

So oft auch Veit und Hartwig während des Jahres ausgeritten waren nach der Dichterin, hatte doch Keiner nach der Heimkehr jemals dem Anderen gesagt, was er ausgerichtet habe. Auch jetzt noch hielten sie den glücklichen Fund, welchen offenbar Jeder gethan, vor einander geheim, und Jeder wollte dem Fräulein das Ergebniß seines Forschens allein mittheilen. Dann sollte sie oder der Vater richten und entscheiden.

Veit gönnte dem jüngeren Bruder den Vortritt und ging einstweilen in des Ruggburgers Stall, um die Pferde zu mustern.

Hartwig verbeugte sich tief vor Vater und Tochter und begann zu erzählen, wie er durch Bayern, Schwaben und Franken geritten sei und nirgends eine Dichterin gefunden habe. „Ganz zuletzt, am Ostermontag," fuhr er fort, „kam ich unterhalb Mainz rechtsab vom Rheine an die Lahn; und wie ich so das enge Flußthal hinaufreite, gen Limburg, da hörte ich überall im Feld und auf den Gassen ein Lied singen, das fing an:

‚Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonne!'

und ich erfahre, daß ein Mädchen, welches man gewaltsam von ihrem Geliebten getrennt und ins Kloster gesteckt, dieses Lied und die Weise erfunden habe. Beides aber gefiel so wohl im ganzen Lande, daß das Lied vom vorigen Jahre dadurch völlig verdrängt worden war, welches angefangen hatte:

‚Noch ist mir eine Klage noth
Von der liebsten Frauen mein.'

Da unten singen die Leute nämlich jedes Jahr nur ein Lied auf den Gassen, und nach Weihnachten kommt erst wieder ein neues. Im vorigen Jahre nun hatte der Liebende um eben jenes Mädchen geklagt, welches man zur Nonne gemacht, und heuer klagte diese Nonne um ihren Geliebten."

Hierauf sang Hartwig das ganze Lied der Nonne mit großer Kraft; denn es war wild und heftig, voll heißer Klagen und voll derber Verwünschungen gegen ihre eigene Sippschaft und das Kloster und die Aebtissin und die ganze Klerisei. Wie aber die Nonne heiße und wo sie weile, das hatte er nicht erfahren. Natürlich! Wäre ihr Name kund geworden, so hätte man ja die eingesperrte Sängerin am Ende gar noch eingemauert.

Hartwig schwieg erwartungsvoll. Irmgart nickte lächelnd. War es ein Lächeln des Behagens oder des Spottes? Herr Albo bat den Erzähler, abzutreten, und ließ Veit rufen.

Dieser begann: „Ich ritt lange kreuz und quer durch Steiermark und Tirol, durch Oesterreich und die Schweiz und sah und hörte nichts von einer Dichterin. Zuletzt kam ich ins Elsaß. Da zeigte mir der Herr von Rapoltstein ein Lied, wunderschön auf Pergament geschrieben, und versicherte, daß ich auch auf der Frankenburg und auf Lützelstein, auf Nideck und Frönsberg und anderen Schlössern des Landes Abschriften finden könne, weil Lied und Weise gar schön und merkwürdig seien; denn eine Frau habe beide ersonnen. Ich kann nicht lesen; also ließ ich mir das Lied so oft vorsingen, bis es mir fest im Kopfe saß. Es lautet:

Ich war auf der Wonne Weide,
als ich seiner Liebe pflag;
nun geh ich im Herzeleide,
seit ich ihn nicht haben mag.
O weh, dieser argen Zeit!
Jesu, laß dein Herz mich finden,
mir zu Trost und Hülf' bereit."

Hier unterbrach er sich und sagte erläuternd:

„Die Dichterin, die Aermste, ist nämlich

eine Nonne, welche man ihrem Geliebten entrissen und ins Kloster geschleppt hat, und da sie verzweifelt, den Mann ihres Herzens wiederzugewinnen, bittet sie unseren Herrn Christus, daß er ihr zum Ersatz sein Herz schenken möge. Den Namen der frommen Sängerin verräth natürlich Niemand, denn auch die frommste Liebesklage ist im Kloster verboten."

Nach dieser Zwischenrede sang der hünenhafte Veit das Klagelied sehr zart und weich zu Ende. Und so sanft zu singen, ward ihm recht sauer.

Als er schwieg, dankte der Ritter. Irmgart blickte traurig drein. Ob aus Mitleid mit der Nonne? oder mit Veit? oder mit sich selber?

Nun ließ der Alte Hartwig wieder herbeirufen und sprach nach kurzem Besinnen zu den beiden Brüdern:

„Ein Jeder von euch hat eine Dichterin gefunden und zwar ein Jeder — eine Nonne!"

„Doch nicht die nämliche?" riefen beide Brüder zugleich.

„Nein! — Die eine lebt im Lahngau, die andere im Elsaß; — die eine zürnt, die andere klagt; — die eine gewann Ruhm bei allem Volke, die andere auf allen Burgen; — beider Lieder werden gewiß unsere Zeit überdauern, sie sind beide das Stöhnen eines gepreßten Herzens, theilnahmvoll wird man sie noch in späten Tagen singen und hören. Das Lied des trotzigen Mädchens von der Lahn ist besser; das Lied der wehmüthig entsagenden Elsässerin frommer: ich wage nicht zu entscheiden, welches unbedingt den Vorzug verdient. Aber mir kommt ein schweres Bedenken: eine Nonne ist gar keine ganze Frau; sie ist weniger und ist mehr. Und wenn die Minnesängerinnen nur im Kloster verbotenerweise singen, dann steht es schlimm um die Dichtkunst der Frauen! Sie lernten Lied und Weise finden, weil man ihnen die beste Kraft des Weibes nahm — Liebe zu nehmen und zu geben. Vielleicht rede ich sündhaft; und so wage ich denn auch keinen Entscheid. Wir wollen ein weiseres Gericht berufen. Doch laßt uns zunächst zu Tische gehen, daß wir dort dessen Zusammensetzung besprechen können."

Irmgart war verdrießlich, Veit brummte ärgerlich in den Bart, Hartwig runzelte zornig die Stirn, nur der alte Ruggburger bewahrte den heiteren Gleichmuth.

Da kam Lutz unangemeldet plötzlich in den Garten gelaufen, trat ohne Umstände in die Laube und stellte einen großen Korb voll Krebse auf den Steintisch.

„Ich habe sie gefunden!" rief er athemlos.

„Die Krebse?" fragte der Alte.

„Ja! Nein! Ja! Die Dichterin! die beste, ruhmreichste —" Er konnte vor Hast nicht weiter reden.

„Und wer ist sie? wie heißt sie? Sprich!" riefen alle Vier.

„Wer sie ist? wie sie heißt? — das habe ich nicht genau behalten. — Aber da kommt sie selbst! — Nur herein in den Garten!"

Alle blickten staunend auf.

Ein Jüngling im Reisekleide erschien mit dem Wanderstabe in der Hand, fast wie ein Pilger anzusehen.

„Aber das ist ja ein Mann!" rief Hartwig.

„Freilich ein Mann!" entgegnete Lutz ganz ruhig. „Doch der Mann kennt die beste Dichterin, ihren Namen, ihren Lebenslauf; er singt ihre Lieder. Er bringt Alles mit, was begehrt wird: so habe ich's gemeint. Und er wird euch noch viel schöner erzählen, als er mir's gethan. Nur schickt vorher die Krebse in die Küche — es sind Prachtkerle! — und laßt sie sofort in siedendes Wasser werfen; sie kriechen sonst alle mit einander davon."

* *
*

Der Fremde trat bescheiden vor, die Anwesenden grüßend. Sein Gesicht war von der Sonne verbrannt, sein Rock bestaubt, sein ganzer Anzug schlicht und gering. Seine Haltung aber war so vornehm, der schlanke Wuchs so edel, die jugendfrischen Züge so fein, daß Alle ihm mit jener Achtung den Gegengruß boten, die wir dem Manne aus bester Gesellschaft zollen.

Zuerst ergriff Lutz wieder das Wort und sprach: „Als ich da unten krebste, trat dieser Wanderer zu mir und fragte mich um den Weg nach Augsburg. Ich gab ihm Bescheid, erkundigte mich aber auch, woher er komme, und da ich erfuhr, daß er aus Italien kommt, wo keiner meiner Brüder noch gesucht hat nach der Dichterin, so leuchtete mir der Gedanke auf, der Mann wisse vielleicht von solchen Frauen jenseit der Berge. Und ich erzählte ihm den ganzen tollen Handel und fragte ihn genau, was begehrt wird, nach dem Wortlaut: ob er in Wälschland von einem Weibe gehört habe, dem wir das herrlichste Lied verdanken, ein Lied, das von Land zu Lande fortgesungen wird wie Walther's und Wolfram's Lieder? Und denkt euch mein Glück! — der Mann kennt die Frau und kennt das Lied. Er hat mir lange und gar schön davon geredet, und ich folgte so achtsam seiner Rede, daß ich statt in ein Krebsloch in das Loch einer Wasserratte griff, die mir in den Finger biß. Trotzdem habe ich Einiges nicht verstanden und das Andere nicht behalten. Ich bringe darum den Fremdling selber mit, daß er es euch berichten möge — unter Vorbehalt meiner Ansprüche auf den Preis. Denn wenn ich auch die Dichterin nicht fand, so habe ich doch den Mann gefunden, der die Dichterin gefunden hat, — und Eines ist so gut wie das Andere."

Der Fremde nannte seinen Namen — Werner von Winstein — und versicherte, daß er keineswegs um einen Preis werben wolle, der ihm nicht gebühre. Dann fuhr er fort: „Als ich die Frage und Aufgabe hörte, welche das Fräulein gestellt, da stiegen leuchtende erhabene Bilder aus Wälschland in meiner Erinnerung auf, und die Bilder weckten Gedanken, welche vielleicht auf die rechte Spur leiten, jene Frage zu beantworten.

„Vor wenig Monden kam ich nach Ravenna, um das Grab eines Dichters zu suchen, der dort in der Minoritenkirche seit achtzehn Jahren ruht. Ich stand da lange Zeit in stiller Andacht, wie am Grabe eines Heiligen, und an dieses Grab — so seltsam haschen und finden sich die Gedanken — dachte ich wieder, als ich Irmgart's Frage vernahm. Jener Sänger hat mit seines Geistes Auge die wundersamsten Dinge gesehen, wie sie kein zweiter Sterblicher jemals schaute, und eine Reise gemacht wie kein Anderer. Er stieg hinab in die Hölle, drang durchs Fegefeuer und schwebte aufwärts zu allen Sphären des himmlischen Paradieses. Er sah mit Augen die Gerechtigkeit Gottes in der Qual und Sühne von tausend Menschen, die nicht mehr auf Erden wandeln, und die Läuterung und Verklärung von tausend seligen Todten. Womit jene sündigten, damit werden sie gestraft, und das winzige Goldkorn irdischer Tugend erkeimt und erblüht diesen zur Himmelsglorie. Dies Alles aber hat der Dichter erzählt in einem hohen Liede sonder Gleichen. Die Weisesten bemühen sich, die Geheimnisse des Liedes zu entschleiern; das Volk singt seine schönsten Verse auf den Straßen, und der Name des Dichters ist von Allen gepriesen, der Name Dante's, des Florentiners, der zu Ravenna starb.

„Doch hat Dante sein hohes Lied nicht allein ersonnen. Eine Frau dichtete mit. Kaum neun Jahre alt, sah er Beatrix bei einem fröhlichen Maifeste. Da liebte der Knabe das Kind, wie Kinder lieben.

Und als er zum Jüngling herangewachsen war, liebte er die Jungfrau, schüchtern und von ferne sie verehrend wie eine Heilige und doch mit der vollen Liebesgluth des Jünglings. Ihr Anblick, ihr Gruß genügten ihm; er war glücklich, wenn er sie in Liedern preisen durfte. Da starb Beatrix. Der Liebende wollte verzweifeln, aber das Bild der Geliebten hob den Dichter empor. Sie erschien ihm als himmlische Trösterin, als die göttliche Weisheit, welche versöhnt, indem sie vom Erkennen zum Schauen führt, und dieses Schauen ward ihm zum Gedicht, und von ihrem Geiste durchgeistet, begann er die Gerechtigkeit Gottes zu singen. Ein Mann, Vergil der sangeskundige Heide, führte ihn durch die Hölle und auf den Berg der Läuterung, aber durch den Himmel konnte ihn nur Beatrix führen, das reine, geliebte Weib. Sein Auge wird geblendet vom Sonnenglanz des Paradieses, daß er's niedersenken muß; Beatrix schaut in die Sonne, und an ihrem Auge lernt sein Aug' die Sonne ertragen. So webt sich ein Gedicht um das Gedicht. Hätte nicht Beatrix den Sänger mit der höchsten Kraft der Poesie erfüllt, er würde das Gedicht nicht also, er würde es niemals gesungen haben. Darum verdanken wir Beatrix das herrlichste Lied unserer Tage, ein Lied, das von Land zu Land wird fortgesungen werden wie Walther's und Wolfram's Lieder. Allein diese Beatrix lebte nicht bloß gestern, sie lebte auch vor tausend Jahren, sie lebt heute und wird wiederkommen in nahen und fernen Jahrhunderten, anders geartet, anders genannt: die Dichterin, welche niemals einen Reim und Vers gemacht und der wir doch die schönsten Lieder danken. Und wo nur ein Sänger kommen mag, der die tiefste Menschenbrust bewegt, der wird auch seine Beatrix gesucht oder gefunden oder verloren haben. Das Weib macht den Mann zum Sänger. So mögen denn die Frauen leicht verschmerzen, wenn ihnen etwa die Gabe der Erfindung und des Wortes minder eignet als dem Manne; sie bewegen uns die Seele, daß wir schauen und schaffen, und lösen uns die Zunge zum rechten Worte und zum rechten Ton."

* * *

Alle schwiegen, als Werner geendet. Irmgart schlug die Augen nieder, um ihre tiefe Bewegung zu verbergen.

Der alte Ritter erhob sich und schüttelte Werner schweigend die Hand; dann sprach er: „Das waren ganz meine Gedanken, nur kann ich sie so schön nicht fassen. Ja, so war es in der guten alten Zeit: die Frau kämpfte, indem sie den Mann ermuthigte; die Frauen dichteten, indem sie die Männer beglückten. Ich habe dies Irmgart schon längst gesagt. Allein ich möchte noch mehr hören von der Reise durch Himmel und Hölle. Bleibt etliche Tage bei uns, Herr Werner, seid mein Gast! und versucht es, in schlichtem Deutsch uns nachzuerzählen, was der Florentiner in seiner zarten toscanischen Zunge verkündet hat. Auch ihr bleibt meine Gäste: Veit, Hartwig, Lutz! Und wenn euch das lange Lied langweilt, dann kann Veit Rosse tummeln, Lutz Fische fangen, Hartwig Hirsche jagen; in fröhlicher Tafelrunde aber werden wir uns Alle wieder zusammenfinden."

Veit nahm die Einladung für sich und seine Brüder an. Vorerst aber wolle er ein ernstes Wort reden. „Die Minneprobe," so begann er, „ist noch nicht entschieden. Mir ist die Sache zu fein, als daß ich errathen könnte, wohin der Entscheid fällt; mag er fallen, wie er will, was ich zu sagen habe, trifft einen anderen Punkt. Ich versprach auszureiten für ein Lächeln, hatte aber dabei doch einen Hintergedanken, der immer mehr zum Vorgedanken, ja zum führenden Gedanken wurde,

je weiter ich durch die Lande ritt. Ja, ich glaube, ohne diesen Gedanken hätte ich die singende Nonne an der Lahn so wenig gefunden wie der Florentiner das Paradies ohne seine Beatrix. Ich hoffte und hoffe Irmgart zu gewinnen als Frau. Und so werbe ich bei Euch, Herr Ritter, jetzt in aller Form und vor diesen Zeugen um Eurer Tochter Hand."

Er hatte kaum ausgesprochen, als ihn Hartwig mit einem bitterbösen Seitenblicke hinwegschob und dazwischen rief: „Wie kannst du so plump herausfahren, bevor du weißt, was anderer Leute Gedanken sind! Jetzt muß ich bekennen, was ich erst bekennen wollte, nachdem ich Irmgart's Sinn erforscht haben würde. Nun aber muß es heraus. Auch ich hoffte und hoffe auf Irmgart's Hand. Mag die Elsaffer Nonne gewinnen oder verlieren — das war Minnedienst, in welchem ich gern dem Bruder weiche. Aber in der Brautwerbung weiche ich ihm nicht, Irmgart selber soll entscheiden, und so lege ich denn diese Werbung Euch, mein Fräulein, und Euch, Herr Ritter, hiermit allen Ernstes zu Füßen."

In diesem Augenblicke brachte ein Diener die Krebse auf einer großen Schüssel; sie waren so schön roth geworden und so anmuthig mit Petersilie verziert, daß er sie als ein Schaugericht zunächst in der Laube vorzeigen und zugleich die Herrschaften zu Tische rufen wollte.

Doch Lutz schob die Krebse, den Diener und die beiden Brüder zornig bei Seite und sprach: „Die Minneprobe habe ich ohne Zweifel gewonnen, denn hätte ich den Wandersmann da nicht gefunden, so wüßtet ihr Alle mit einander nichts von Dante und Beatrix, welches die größte Dichterin ist. Irmgart versprach zwar dem Sieger höchstens die Fingerspitzen; ich aber hoffe, sie giebt mir die ganze Hand. Wenn ich das lange Jahr hindurch am Bodensee oder am Schleinsee, am Degersee oder Muttelsee, an der Argen oder an der Schussen fischte, dann sah ich immer ihr Bild in der blauen Tiefe, bis es zuletzt durch die Forelle verdrängt wurde, welche an der Angel anbiß. Ohne Irmgart hätte ich nicht halb so oft dem edlen Fischfang obgelegen. Die Frauen fischen, indem sie die Männer ans Wasser locken; — das vergaß jener weise Fremdling vorhin noch seinen schönen Worten hinzuzufügen. Jetzt aber will ich Ernst machen aus dem Spiele und sage in aller Bescheidenheit, daß es mich sehr glücklich machen würde, Irmgart als Gattin heimzuführen."

Der alte Ruggburger hätte in lautes Lachen ausbrechen mögen, wenn er nicht erschrocken wäre über diese unerwartete dreifache Werbung.

Noch sann er auf die passendste Antwort, da erhob sich die sonst so schüchterne Irmgart und sprach mild und freundlich, doch mit einem so festen, sicheren Ausdruck, wie ihn der Vater bis dahin niemals bei ihr beobachtet hatte: „Mich dünkt, keiner von euch Dreien, ihr ritterlichen Brüder, hat die Aufgabe gelöst, welche ich gab, und auch Herr Werner löste sie nicht; allein er befreite euch und mich von dieser Aufgabe. Meine Minneprobe war ein thörichtes und gefährliches Spiel. Mein Wunsch, in fremder Frauen Dichterruhm die Hoffnung auf eigenen Ruhm zu nähren, war eitel. Dies lehrte mich des Wanderers Bild und Wort. Doch euch Allen gebührt mein voller Dank, und wenn ein herzliches Wort ihn geben kann, so ist er euch gegeben. Fordert nicht mehr von mir. Mein Vater hat euch, Veit und Lutz und Hartwig, kaum zu Gast gebeten; nun klingt es rauh, wenn ich sage, ihr werdet jetzt diese Einladung nicht annehmen wollen, weil euch allen Dreien nach dem, was ich — nicht gesagt, der Aufenthalt in diesen Mauern zunächst peinlich sein

dürfte. Als Freundin reiche ich euch die Hand zum Abschied, und wenn die Zeit den Mißklang dieser Stunde in eurem Gedächtniß getilgt hat, dann kommt als liebe Gäste wieder!"

Sie reichte ihnen die ganze Hand, aber Veit und Hartwig ergriffen jetzt nur die Fingerspitzen und Lutz nicht einmal diese.

Mit Groll im Herzen verließen die drei Brüder die Burg. Veit mit mürrischem, Hartwig mit spöttischem Lebewohl, Lutz aber ganz stumm wie ein Fisch.

Erst am Brunnen vor dem Thore fanden sie unter einander die Worte wieder. Es war an derselben Stelle, wo sie sich vor einem Jahre so brüderlich gezankt hatten über ihre erste Minneprobe. Jetzt, nach der letzten Minneprobe, waren sie ganz einig, einig in ihrem Aerger, in ihrem Zorn und in dem Vorsatz, Rache zu nehmen an dem Ruggburger, an seiner Tochter, vorab jedoch an dem fremden Gecken, den Lutz selber auf die Burg gebracht hatte, damit sie alle Drei von ihm heimgeschickt würden.

Denn sie gingen — Werner von Winstein aber blieb.

* *
*

Ein neues Leben begann auf der Ruggburg.

Es däuchte Irmgart, als wandere sie nun an Werner's Seite hinaus in die weite Welt, nach der sie sich so lange gesehnt. Trotz seiner jungen Jahre war Werner ja so weit umhergezogen durch Deutschland und Italien und erzählte so schlicht und gut von fremden Landen und Leuten. Und er kannte nicht bloß diese lichte Erde, die von der warmen Sonne bestrahlt wird, auch von jenen dämmerig geahnten Reichen jenseit des Grabes wußte er zu reden; er schilderte nach des alten Ritters Wunsch die Wanderung Dante's, wie sie ihm im Gedächtniß stand, und seine Rede ward dabei mitunter zum Gedicht, und die Terzinen des Florentiners verwandelten sich von selbst in deutsche Reimpaare.

Zum Lohne zeigten ihm dann Albo und Irmgart ihre eigene kleine Welt, die Burg und den Berg, und führten ihn durch die Schluchten und Wälder und zu den Hütten und Höfen des Pfänders. Auch das kleinste Stückchen Erde ist ein Spiegelbild der schönen, weiten Welt, wenn wir's mit dem rechten Fernblick betrachten. Am liebsten aber schaute Werner von den Zinnen der Burg hinunter in den stillen blauen See und dann zur Seite in Irmgart's klare Augen; hier wie dort fühlte er sich hinabgezogen zu unergründlichen Tiefen.

Von Dante's ernstem Gedicht erzählte er nur am Morgen; des Abends sang er wohl manch kleines Lied, das er selbst ersonnen hatte, und da er jedesmal Bilder und Worte des vergangenen Tages in die Verse wob, so erhielt fast jeder Tag seinen eigenen Gesang. Irmgart versuchte diese Beute schöner Stunden festzuhalten und die Verse hinterher aufzuschreiben. Aber es gelang ihr niemals ganz; die Hand zitterte, die Feder versagte und ihre Gedanken flogen mit den Versen davon.

Ans Dichten dachte sie selbst aber gar nicht mehr. Sie schämte sich sogar ihrer früheren Versuche und wollte nicht einmal für sich daran zurückdenken; es dünkte ihr so überflüssig, zu singen, da Werner so viel schöner sang. Oftmals wiederholte sie sich dagegen jene Verse Ulrich von Liechtenstein's, „wie's in Beider Herzen maiet, wenn sich Lieb' zu Liebe fügt", und gedachte des einsamen Maimorgens vor Jahr und Tag. Sie glaubte die Worte jetzt erst ganz zu verstehen.

Auch der alte Ritter fand täglich größere Freude an dem jungen Freund. Staunend entnahm er aus Werner's Erzählungen von seinen Reisen wie aus dessen eigenem Wesen, daß die Menschen

ganz anders geworden seien seit seinen jungen Jahren und seit er vereinsamt war auf der Ruggburg. Dieser junge Mann aus ritterlichem Geschlecht hatte in Padua und Bologna studirt! Er hatte viele Bücher gelesen und in der Stadt der Philosophen, in Paris, mit gelehrten Häuptern lateinisch disputirt, als ob er im Kloster aufgewachsen wäre, und doch schwang er das Schwert und tummelte das Pferd so gut wie der Alte, der nicht lesen und schreiben konnte. Was war das für eine neue Jugend? Und jener Florentiner Dichter, der die ritterlichen Sänger niedersang wie Walther von der Vogelweide den Heinrich von Ofterdingen im Wartburgkrieg, war ein Stadtkind, kein Burgensohn, — aus edlem Hause zwar und doch ein Gelehrter, — ein tapferer Reitersmann in der Schlacht und ein Rathsherr hinter den Stadtmauern! Hier am Bodensee versank das Ritterthum im Räuberthum, aber hinter den Bergen, in den Städten, nicht auf den Burgen, erhob sich eine neue Ritterschaft des Geistes.

Wir denken uns Propheten gern als alte Männer mit langen grauen Bärten, und doch sind die Jünglinge, denen der erste Flaum am Kinne wächst, die wahren Propheten der Zukunft; — wenn wir sie nur klar durchschauen.

Irmgart und ihr Vater hatten beide gefunden, was ihnen bisher gefehlt: der Vater einen jungen Freund, bei dessen Anblick ihm seine eigene Jugend wiederblühte und bei dessen Worten es ihm war, als ergieße sich ein Morgenroth mit glühendem Widerglanz über die Alpengipfel; — und Irmgart den ersten jungen Mann, der eines Liedes würdig war, von dem sie lieber singen als sagen mochte, von dem und vor dem sie aber nicht singen konnte — weil sie ihn liebte.

Es war eine glückselige Zeit auf der Ruggburg — ganze zehn Tage lang, die Werner dort weilte, und sie flogen dahin wie zehn Stunden.

Und als der zehnte Tag gekommen war, hatten sich Werner und Irmgart ewige Liebe geschworen, und der alte Ritter hatte Amen dazu gesagt.

Man beschloß, daß Werner, nachdem er zu Hause auch der Seinigen Beistimmung gewonnen, in Monatsfrist zurückkehren solle, um in aller Form der alten Zeit vor Zeugen um Irmgart's Hand bei ihrem Vater zu werben. Dem Verlöbniß sollte dann alsbald die Hochzeit folgen.

So reiste er ab nach schmerzlich-süßem Lebewohl.

* *
*

Der Monat verging, aber Werner kam nicht wieder. Auch kein Brief, kein Bote kam.

In der verzehrenden Unruhe, in der Oede und Angst ihres Herzens gewahrte Irmgart erst ganz, wie tief sie Werner liebe; im aufkeimenden Glücke jener kurzen zehn Tage hatte sie dies gar nicht ganz zu fassen vermocht.

Sie wartete weiter, Woche um Woche. Alles blieb still, keine Spur von Werner. Die zehn Maitage waren wie zehn Stunden dahingeflogen; jetzt dauerten die Stunden tagelang.

Endlich erfuhr man auf der Ruggburg, daß Werner gar nicht nach Hause zurückgekehrt und daß man auf Winstein im Elsaß nicht minder besorgt sei über den Verschollenen als am Bodensee. War ihm ein Unfall zugestoßen? Hatte man eine Gewaltthat an ihm verübt? Längs des Weges, den er hätte nehmen müssen, wurde nun von beiden Seiten nachgeforscht, doch ohne Erfolg.

Die Qual des Harrens, während wir eine Unglücksbotschaft heranschleichen sehen, bohrt und nagt tiefer in unserer Seele als der Schmerz beim Anblick des vollendeten Unheils. Das empfand Irmgart.

Sie suchte ihren Trost in der Erinnerung, sie suchte sich zurückzuleben in die zehn glücklichen Tage, um die grausame Ungewißheit so vieler Wochen überdauern zu können. Sie rief sich jedes Wort, jedes Bild jener Zeit ins Gedächtniß. Am leichtesten vergaß sie die gegenwärtige Pein, wenn sie die Lieder, welche Werner ihr jeden Tag gesungen, wie man der Geliebten jeden Tag einen frischen Strauß überreicht, wieder aufzuwecken und nachzusingen unternahm. Allein sie hatte damals zu tief in des Sängers Auge gesehen, als daß sie auch nur ein einziges Lied Wort für Wort sich eingeprägt hätte.

Dritthalb Monate waren verstrichen. Da drang die dunkle Sage zu Ritter Albo's Ohren, Werner sei von Veit von Summerau erschlagen worden an dem Tage, wo er von der Ruggburg hinweggeritten. Ein Bauer von Egghalden habe es gesehen, aber aus Angst bisher verschwiegen. Der Alte ritt hinüber nach Egghalden, welches nur eine starke Stunde entfernt auf der jenseitigen Höhe des Leiblachthales liegt. Er fand den Bauer, und dieser erzählte nach langen Ausflüchten und Umschweifen, er habe am St. Margarethentag (und dies war der Tag von Werner's Abreise) eine verlaufene Kuh im Walde an der Leiblach gesucht; da habe er einen jungen Mann mit langem dunklem Haar, der fast wie ein Pilger gekleidet gewesen, die Straße von Hörbranz herüberreiten sehen. Am Waldsaum, in der Nähe des Lochersteg, habe Veit von Summerau mit seinen Brüdern und drei Knechten dem Fremden den Weg vertreten; sie hätten heftige Worte gewechselt, die er nicht verstanden, und zuletzt zu den Schwertern gegriffen. Da sei er tiefer ins Gebüsch gekrochen und habe seinen Blick abgewendet; denn er könne nicht zusehen, wie Christenmenschen einander umbringen, obgleich er's schon oft habe sehen müssen. Nach längerem Getöse und Geklirr sei es still geworden; da habe er sich unter dem Schutz der Bäume wieder etwas näher geschlichen und deutlich bemerkt, daß die Knechte den blutigen Leichnam des Fremden fortgeschleppt hätten, die drei Brüder aber in wilder Hast vorausgesprengt seien. Aus Angst, von den Knechten noch mißhandelt oder gar todtgeschlagen zu werden, sei er nach der entgegengesetzten Seite davongelaufen und habe sich gelobt, keinem Menschen je ein Wort von dem Erlebten zu sagen; denn Zeuge von vornehmer Herren Händeln zu sein, bringe immer Gefahr. Doch habe er leider den Mund nicht lange halten können und unlängst unter guten Freunden von der Geschichte geredet. Nun sei die Sache landkundig geworden, aber er bitte den gnädigen Herrn um Gottes Barmherzigkeit willen, sich bei den drei Brüdern nicht auf seinen Bericht zu berufen.

Am nächsten Tage schickte Albo einen befreundeten Ritter, den Vogt von Rudolfseck, nach Alt-Summerau und ließ Veit fragen, ob er mit seinen Brüdern am St. Margarethentag Herrn Werner von Winstein erschlagen habe, ob es im Ueberfall oder im ehrlichen Zweikampf geschehen sei und wohin sie die Leiche verbracht hätten?

Veit erwiderte, er halte sich nicht verpflichtet, dem Ruggburger Rede zu stehen. Wenn er den fahrenden Ritter erschlagen habe — er sage aber durchaus nicht, daß er's gethan —, so könne dies nur in gerechtem Kampfe geschehen sein, und das sei seine Sache, die Herrn Albo nichts angehe. Außer dieser geschraubten und zweideutigen Antwort war nichts Weiteres aus Veit herauszubringen. Hartwig sagte mit anderen Worten ungefähr dasselbe, was Veit gesagt hatte, und Lutz sagte gar nichts.

Die schlimme Kunde war Irmgart nicht verborgen geblieben, und ihr Zustand

wurde täglich bejammernswerther. Von innerster Unruhe erbebend, glich sie einer Fieberkranken. Kein Zureden des Vaters verfing mehr; sie wurde doppelt aufgeregt, wenn er noch irgend eine Hoffnung bei ihr zu wecken suchte, an die er selbst nicht mehr glaubte. Den größten Theil des Tages verbrachte sie schweigend mit ihrer Dienerin, die gleichfalls schwieg, in der Kemenate und blickte ins Weite auf den See und auf die Alpengipfel. Wollte sie sich eine bessere Stunde machen, dann sann und sann sie, die Verse Werner's wiederzufinden und in ein Büchlein zu schreiben, aber es gelang ihr immer nur stückweis. Und dann dachte sie wieder jener Wanderung durch Himmel und Hölle nach, wie sie Werner aus dem Munde des Florentiner Dichters erzählt hatte, und pries Beatrix glücklich, die sterben durfte, um dem Liebenden das Leben zum Gedicht zu machen und ihn durch das Gedicht des ewigen Lebens zu geleiten. Sie meinte, ihr sei, umgekehrt, das herbere Los zugefallen: im Tode führe sie der Geliebte nach kurzen Paradiesestagen durch alle Qualen irdischen Leides.

Während sie aber fort und fort diese Gedanken wälzte, begann sie ganz leise vor sich hin zu singen, sich selbst und die Dienerin und die ganze Welt da draußen vergessend:

„Manch helles Lied hat er gesungen, — als er mein Herz bezwungen. — Da starb er mir! — Mit ihm erstarben seine Lieder. — Ich hätt' so gern sie in ein Buch geschrieben, — daß sie mein Trost für alle Zeit geblieben: — und finde Wort und Weise niemals wieder."

Die Dienerin horchte auf und staunte, daß Irmgart singend und in Reimen sprach. Aber sie wagte nicht, die Bleiche, Fieberkranke zu unterbrechen. Diese fuhr fort immer leise:

„Er zeigte mir die Pfade — vom Schlund der Hölle zu dem Berg der Gnade, — zum Paradies, — die Dante's Seherblick gefunden, — als ihn Beatrix hob zum ew'gen Lichte — und Liebesleid sich wob zum ewigen Gedichte, — zum Lied, das lindernd schloß des Sängers Wunden."

Irmgart hielt lange sinnend ein, dann fuhr sie fort:

„Ich walle andre Wege, — verlorner Liebe trostlos steile Stege — vom Licht zur Nacht: — doch winkt mir stiller Friede, — unsichtbar führt mich Werner's Hand zum Grabe, — süß wird der Schmerz, den ich erduldet habe, — gedenk' ich sein im armen kleinen Liede."

Das sang sie so hin, bald sinnend zurückhaltend, bald eilend und drängend in verklingenden, verschwebenden Tönen, die sich ungesucht zur schlichten, ergreifenden Melodie verbanden. Und die Gedanken hatten das Wort gegeben, das Wort gab den Reim, die Reime den Vers — Alles von selber.

Sie ward ruhiger. Dann begann sie wieder von vorn. Nun aber rundeten sich die Verse und Strophen, die langen und kurzen Verse glichen sich aus, die vorhin halb freie halb gebundene Rede schmolz zum wirklichen Liede zusammen.

Als sich Irmgart wiederholt daran satt gesungen hatte, wußte auch die Dienerin Wort und Weise bereits auswendig. Und aus ihrem Munde kam das Lied zu anderer Leute Mund. Gerieth doch die ganze Gegend nunmehr erst in Aufregung wegen des Mordes, der an dem Fremden verübt war, wegen der Feindschaft des Ruggburgers und der Summerauer, wegen Irmgart's und Werner's Liebe, wovon man jetzt erst erfuhr, und vorab wegen des wunderschönen unsichtbaren Fräuleins und ihres unsäglichen Liebesleids, in welchem sie dem Geliebten nachsterbe.

Das Lied sang sich weiter, von Ort zu Ort, zugleich aber veränderte es sich,

indem es wanderte. Die Leute ließen Dante und Beatrix hinweg, von denen sie nichts wußten, und statt der Hölle und des Himmels des Florentiners setzten sie ihre eigene wohlbekannte Hölle und ihren eigenen gewöhnlichen Himmel hinein. Sie kürzten und längten. Und wie das Lied sich gleichsam von selbst gedichtet hatte, so verwandelte es sich auch unter der Hand von selbst zum Volksliede. Die einfachsten, wahrsten Verse aber blieben, und Irmgart's schlichte Melodie behauptete sich nicht minder.

Wo man sich von den geheimnißvollen Geschichten der Ruggburg erzählte und die dürftige Kunde zur Sage ausschmückte, da sang man auch das Lied dazu. So ertönte es binnen vierzehn Tagen schon im ganzen Lande, dasselbe Lied und doch ein anderes.

Das Volk ergreift und gestaltet Sang und Sage rasch oder langsam, je nachdem der Pulsschlag seines Gemüthes von den Ereignissen rascher angetrieben oder träge zurückgehalten wird.

* *
*

Herr Albo war inzwischen nicht müßig geblieben.

Er verklagte die Brüder von Summerau bei seinem und ihrem Lehnsherrn, dem Grafen von Montfort, wegen Ueberfall und Todtschlag, fand aber kein Gehör. Er ließ sich eine Klage aufsetzen, die er an den Kaiser schickte; aber der Kaiser war damals nicht zu Haus, und es war überall weit zu seinem Throne, und also kam zunächst auch keine Antwort.

Da riß dem Alten die Geduld, und er ließ den Summerauern Fehde kündigen und ihnen sagen, daß er sie ergreifen werde, wo er sie fände, und sie in seinem Thurme zwingen werde, Red' und Antwort zu stehen, auch Sühne zu leisten für den Erschlagenen.

Mehrere Ritter der Gegend ergriffen Partei für ihn, doch die meisten Nachbarn erhoben sich für die drei Nasen von Summerau; denn der vereinsamte, strenge, altmodische Ruggburger war keineswegs beliebt bei der gewaltthätigen Jugend des Landes. Am ganzen Bodensee ward es unruhig; die Parteigänger bedrohten und schädigten sich von Burg zu Burg. Die Bauern aber, welche im Stillen dem volksfreundlichen alten Herrn anhingen, nannten diesen Kleinkrieg, der halb geheim, halb offen geführt wurde, die Nasenfehde.

Endlich gelang es Albo mit seinen Knechten, die Brüder unweit ihrer Burg zu überraschen. Es war ein Herbsttag; die dicken Nebel des Bodensees hatten sich ins Hügelland hereingewälzt bis zu den Wäldern am Degersee, wo Veit und Hartwig jagten. Unvermerkt hatten des Ruggburgers Leute die Jäger umstellt, und als plötzlich die Sonne durch den Nebel brach, brachen auch die Feinde aus dem Dickicht und forderten jene auf, sich zu ergeben. Der gewaltige Veit aber schlug sich durch, und Hartwig, der Gegend kundiger als die Angreifer, entkam nach heißer Verfolgung in den schluchtigen, dicht verwachsenen Wäldern.

Zu gleicher Zeit hatten einige andere Knechte Albo's das Ufer des nahe gelegenen Degersees abgegangen. Da sahen sie Lutz von ferne, wie er mit der Angelruthe auf einer kleinen Landzunge stand und unverwandt ins Wasser blickte. Der größte Hecht hatte angebissen, und mit unerschöpflicher Geduld ergab sich nun der Fischer dem seltsamen waidmännischen Vergnügen, das arme Thier so lange an der Angel im Wasser hin und her zu ziehen und sich abzappeln zu lassen, bis es so matt geworden war, daß er's sicher an der dünnen Angelschnur aufs Land heben konnte. Das dauerte wohl eine halbe Stunde, und Lutz merkte gar nicht, daß des Ruggburgers Knechte schon lange

hinter seinem Rücken standen und zuwarteten, damit der schöne Fisch nicht verloren gehe. Sowie aber Lutz endlich hocherfreut den todmüden Hecht mit sicherem Zuge aufs Ufer warf, griffen jene ihn selbst an den Armen und im Nacken, banden ihn, ehe er sich nur zur Wehre setzen konnte, und nahmen jubelnd den Fischer sammt dem Fische mit, welch letzteren sie nachher zum Frühstück verzehrten.

So wurde die Ausfahrt des alten Ritters schließlich doch noch mit Erfolg gekrönt.

Lutz wanderte in den großen dicken Thurm der Ruggburg, wo er bei Wasser und Brot nachdenken konnte, ob und wie er Herrn Albo's Fragen beantworten wolle. Allein er beantwortete diese Fragen des Vaters so wenig wie im vorigen Jahre die Minnefragen der Tochter.

Veit und Hartwig säumten nicht, zur Befreiung des Bruders herbeizueilen. Von vier befreundeten Rittern mit stattlichem Gefolge unterstützt, rückten sie schon am nächsten Tage vor die Ruggburg, nahmen das kleine Vorwerk Halbenstein mit stürmender Hand und besetzten die zwei einzigen Zugänge zur Burg, die Teufelssteige und den Weg von Eichberg herüber, mit so starker Mannschaft, daß Albo in seinem allerdings unbezwinglich festen Hause ganz abgeschnitten war. Es fragte sich zunächst, ob ihm Hülfe von außen kommen werde, bevor er ausgehungert sei, denn mit Proviant waren sie da oben schlecht versehen.

Vergebens machten die Belagerten mehrere Ausfälle, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Der Ring, der sie umklammerte, war viel zu stark und fest; die Burg lag so steil, daß man nicht hinein konnte; aus demselben Grunde konnten die Belagerten jetzt aber auch nicht hinaus, und nur der Hunger fand seinen Weg auf die unersteigbare Burg. Zum Hohne ließen die Summerauer eine große prächtige Viehheerde auf dem Grashange jenseit der Schlucht weiden; der Ritter konnte aus seinem Fenster jede Kuh genau beobachten und zusehen, wie sie gemolken wurde, und ihr Brüllen hören, ohne daß er die Heerde und die Hirten auch nur mit einem Pfeilschuß hätte treffen können.

Nach acht Tagen war der letzte Bissen verzehrt, und es blieb dem Burgherrn mit seiner Handvoll Leute für den nächsten Tag nur noch übrig, sich zu ergeben oder im hoffnungslosen Kampfe gegen zehnfache Uebermacht zu fallen.

Der Vater brachte es nicht übers Herz, schon am Vorabend der jedenfalls traurigen Entscheidung seiner Tochter die wahre Lage zu entdecken. Morgen beim letzten Abschied war es noch früh genug, und dem armen Kinde sollte die Nachtruhe unverkümmert sein.

Aber Irmgart schlief nicht. Von ihrer jetzt verdoppelten Seelenpein gefoltert, saß sie noch um Mitternacht am offenen Fenster der Kemnate und sah hinaus auf den See, auf dessen leicht bewegter Fläche das Mondlicht einen langen zitternden Streifen zog, während die Schweizerberge von Wolken schwarz beschattet waren. Das Lied, mit welchem sie sich vorlängst getröstet und das sie in der härter andrängenden Noth fast schon wieder vergessen hatte, zog ihr leise durch die Seele; aber sie vermochte nicht, es auch nur leise zu singen. Es giebt einen stummen Schmerz, der jedes Wort, jeden Ton uns auf der Lippe ersterben macht, und dieser Schmerz ist der tiefste.

Da war es ihr plötzlich, als sänge sie dennoch das Lied. Aber sie sang es ja nicht. Und dennoch glaubte sie, die Weise ganz leise verschwebend zu hören. Sie horchte auf. Es war, als ob ein geisterhaftes Singen draußen durch die Luft zöge.

Sie trat ans Fenster. Der Ton kam von unten. Die Mauer stieg unter ihrem

Fenster senkrecht zum Felsen nieder, und die Felswand fiel dann senkrecht zur Tiefe hinab, nur von schmalen Rissen durchfurcht, worin die Wurzeln dürftiger Sträucher hafteten. Kein Mensch hatte je diese Wand erklettert, und die Kemnate galt für den unnahbarsten Ort in der fast unnahbaren Burg.

Sie beugte sich weit zum Fenster hinaus. Jetzt hörte sie ganz deutlich ihr Lied — es kam vom Rande der Felswand, die dort vielleicht einen Fuß breit Raum bot, wo die Mauer ansetzte —, und da unten etwas seitwärts auf der schmalen Kante, an die Mauer gedrängt, stand eine menschliche Gestalt. Jetzt fiel der Mondstrahl auf den Sänger — es war die Erscheinung Werner's, geisterhaft wie in der Luft schwebend über dem schwindelnden Abgrunde.

Gewiß! er war im Tode wiedergekehrt, um sie zu rufen! — „Unsichtbar führt mich Werner's Hand zum Grabe, — süß wird der Schmerz, den ich erdulbet habe, — gedenk' ich sein im armen kleinen Liede.“

Sang er jetzt nicht diese Worte? — Es klang so, und doch schienen es etwas andere Worte zu sein, die Irmgart nicht verstehen konnte; — aber das Lied, die Weise war es gewiß.

Sie schrie nicht auf, sie fuhr nicht zurück; sie blieb erstarrt in der Fensternische sitzen, starr wie die Todte im Anblick des Todten, der ihr zurief.

Der Sänger schwieg. Dann winkte er und flüsterte. Nun erst fuhr ihr der jähe Schreck durch die Glieder, daß sie fast hinabgestürzt wäre. Er flüsterte und winkte wieder. Sie gewann die Besinnung wieder, klammerte sich fest an den Fensterrahmen, beugte sich tief hinab und lauschte.

Deutlich vernahm sie nunmehr Werner's gedämpfte Stimme: „Wir kommen, euch zu retten. Sage dem Vater, daß er morgen früh, wenn die Glocken in Lindau zur Mette läuten, mit allen Knechten ausfallen solle gegen die Teufelssteige. Wir dringen im selben Augenblick, eine starke Schar, von Eichberg herüber und werden dem Feinde in die Seite und in den Rücken fallen.“

Sie wollte reden, fragen, sie hätte aufschreien mögen und fürchtete sich doch, auch nur zu lispeln. Aber die Erscheinung winkte wieder und verschwand, die steile Felswand hinabgleitend, als ob sie in die schwarze Tiefe versänke.

Irmgart trat ins Zimmer zurück; da brach sie zusammen und lag eine Weile bewußtlos.

Als sie wieder zu Sinnen kam, war der Mond schon tief herabgegangen, und der erste Frühschein des aufdämmernden Morgens säumte im Osten den Kamm des Pfänders. Sie glaubte geträumt zu haben, und doch so klar, so deutlich, — war das nur ein Traum gewesen? Sie wußte es selber nicht und quälte sich fruchtlos mit dieser Frage.

Endlich eilte sie zum Vater, der auch schon längst nicht mehr schlief, und erzählte ihm das Gesicht dieser bangen Nacht.

Der Alte erschrak über den Fiebertraum des armen Mädchens. Wenn auch Werner noch lebte, wie hätte er die Felswand ersteigen können? Weit glaublicher schien es dem Ritter, daß Werner's Geist aus dem Grabe zur Burg heraufgeschwebt sei, um ihnen den bevorstehenden Entsatz anzukündigen. Doch gleichviel! der letzte verzweifelte Ausfall mußte gewagt werden, und er beschloß, den Augenblick genau zu ergreifen, wie es die Erscheinung in Irmgart's Traumgesicht befohlen hatte.

Sowie er diesen Entschluß der Tochter mittheilte, erwachte sie wie zu neuem Leben; Muth und Hoffnung kamen ihr wieder, sie wußte selbst nicht warum.

Im glaubensstarken Gebete erwartete sie beim Geläute der Lindauer Morgenglocken den Ausgang des Gefechts und

hörte von fernher das Schwertergeklirr und das Geschrei der Kämpfenden, ohne zu zittern.

Aber das Waffengetöse klang immer stärker, das Rufen und Hörnerblasen, bald nah bald fern, schwoll mächtiger heran, — es kam von zwei Seiten! — auch vom Eichberg herüber —; es mischte sich zuletzt mit Siegesrufen.

Irmgart eilte in den Burghof.

Da öffnete sich das Thor, ihr Vater ritt herein und Werner an seiner Seite, gefolgt von zwei befreundeten Rittern, ihren Knechten und vielen bewaffneten Bauern, und mit ihnen kamen Veit und Hartwig von Summerau, wehrlos, als Gefangene.

Im tiefsten Schmerze und im höchsten Jubel versagt das Wort.

Es war Werner — wirklich und leibhaftig —, den Irmgart umschlang. Sie fragte nicht, wie das Alles geschehen und gekommen sei, was heute Morgen und heute Nacht gleich einem Traumbild durch ihre Seele gezogen; sie fragte nur, ob es denn wirklich so sei?

Erst im Laufe des Tages tauschte man gegenseitig die Kunde des Erlebten.

Werner war am Margarethentag von den drei Brüdern am Locher-Steg überfallen worden. Sie hatten ihn nach heftiger Gegenwehr zu Boden geschlagen und als Gefangenen mitgeschleppt und hielten ihn dann eingesperrt im Thurme zu Summerau, um sich an ihm und zu gelegener Zeit durch ihn auch an Albo und Irmgart für all den Spott und Hohn zu rächen, mit welchem sie sich auf der Ruggburg beleidigt glaubten.

Als Lutz am Degersee gefangen ward und Veit und Hartwig, mit knapper Noth dem gleichen Schicksal entschlüpft, sofort ihre Mannen und Freunde aufboten gegen den Ruggburger, gelang es Werner, in der Verwirrung zu entkommen. Er wollte zur Ruggburg zurück, erfuhr jedoch, da er auf versteckten Pfaden sich dem Berge nahte, daß die Burg bereits von den Belagerern abgesperrt sei. Auf einem Bauernhof des Pfänders hielt er sich dann verborgen, rief die Bauern auf zur Befreiung ihres Herrn und schickte Boten an dessen umwohnende Freunde. Damals hörte er Irmgart's Lied von einem Bauernburschen singen, als jener ihm ihre Leidensgeschichte erzählte, unwissend, daß Werner selbst der verlorene Geliebte sei.

Die Bauern bewaffneten sich für den Herrn, der ihnen so viel Gutes erwiesen hatte, und es gelang Werner zuletzt, eine stattliche Schar in der Stille zu versammeln. Man mußte aber auch dem Ruggburger Nachricht geben zu gemeinsamem Handeln. Da wagte Werner, was vorher und nachher kein Mensch gewagt hat. Er klomm in der Mondnacht die Felswand hinauf längs der Risse und Rinnen von Strauch zu Strauch und erreichte so die einzige Ecke der Burg, welche von den Belagerern nicht berührt wurde, und nachdem er Irmgart benachrichtigt hatte, glückte es ihm auch, den furchtbaren Pfad wieder hinabzuklettern.

Die Liebenden hatten sich aufs Neue gefunden und gewonnen und hielten sich fest fürs Leben.

Irmgart beneidete jene Beatrix nicht länger, die sie vorher selig gepriesen; ja, sie meinte nun, die schöne Florentinerin hätte dem armen Dante wohl auch etwas mehr schenken dürfen als ihren Anblick und einen gelegentlichen Gruß. Aber vielleicht würden wir dann die göttliche Komödie gar nicht bekommen haben. Sie begehrte auch fürder nicht mehr zu dichten. Das Leben Werner's, sein Erscheinen, sein Verlust, sein Wiedergewinn erschienen wie ein Gedicht, an welchem auch ihr ein Theil gebührte, und sie fühlte sich berufen, nun auch weiter mitzuweben an diesem echten Rittergedichte voll Ehre und Minne, voll von Abenteuern und doch auch von

Thaten der Weisheit und Güte, voll vom Segen des Friedens und Glückes. Im Vollbesitz der Liebe begehrte sie aber keinen Minnedienst mehr und hatte an der einen Probe genug. Da sie Werner's halbvergessene Lieder suchte, hatte sie ungesucht ein eigenes Lied gefunden, ein einziges Mal und nicht wieder; in ihrem Munde ein Lied des Kummers, ward es in dem seinigen das Lied der frohen Botschaft, der Befreiung. Glücklich, daß dies Lied ihr einziges blieb — hatte sie doch nur der Schmerz zur Dichterin gemacht! Sie gedachte jener unglücklichen Nonne an der Lahn, deren einziges Lied, aus Qual und Noth geboren gleich dem ihrigen, im Volke fort und fort gesungen ward.

Am Vorabend des Hochzeitstages wurden die drei Nasen von Summerau ihrer milden Haft ledig. Sie mußten Urfehde schwören, sich niemals weder an dem Ruggburger noch an seinem Schwiegersohne rächen zu wollen. Veit und Hartwig mußten außerdem den armen Bauern am Pfänder ein Sühngeld zahlen für den Schaden, welchen sie ihnen während der Belagerung an Haus, Acker und Vieh zugefügt. Lutz brauchte nichts beizusteuern. Der alte Ritter meinte: „Wir sind ihm ohnedies noch die schönen Krebse schuldig und den großen Hecht, den meine Knechte gegessen haben."

Die Brüder von Summerau gingen beim Mondlicht die Teufelssteige ganz still zu Fuße hinab, zur selben Stunde, wo die Hochzeitsgäste den anderen Weg über Eichberg zur Burg heranritten bei Fackelschein, der tief in die dunklen Schluchten leuchtete und sich in festlicher Gluth mit dem sanften Mondesschimmer mischte. Und lieblicher Reigengesang, wechselnd mit Trompetengeschmetter, hallte im Echo von den Wäldern und den Wänden des Pfänders zurück.

* * *

An einem herrlichen wolkenlosen Augusttage des Jahres 1879 besuchte ich die Ruggburg.

Am Fuße des Berges, in Halbenstein, sieht es jetzt friedlich aus. Zwischen den wilden Waldschluchten rechts und links, wo das entfesselte Bergwasser zu Zeiten Bäume und Felsstücke wälzt wie vor tausend Jahren, deckt ein Obstwald den üppig grünen Wiesenhang. Die Vorburg ist ein Bauernhaus geworden, aus den Steinen des alten Bollwerkes erbaut. Aber Bänke und Tische vor dem Haus belehren uns, daß wir hier noch immer Wein trinken können wie weiland der Teufel und der Burgpfaffe. Freilich keinen Seewein mehr. Wir haben die österreichische Grenze überschritten, und der reichsdeutsche Seewein dringt jetzt nicht mehr herüber ins deutsche Oesterreich. Also trinkt man einen Niederösterreicher, der jenem alten Seewein bedenklich stammverwandt ist, — so herb und sauer, heute wie damals.

Der Name der Teufelssteige ist völlig vergessen. Auch die Kreuze unten und oben sind verschwunden. Wie es scheint, kommen keine Teufeleien in dieser Gegend mehr vor; die frommen Vorarlberger würden sonst die Kreuze gewiß wieder aufgerichtet haben.

Der schmale steile Pfad führt durch verschiedene Engpässe zu jener gefahrvollen Stelle, wo die Brüder von Summerau ihre Reiterprobe ablegten. Unsere Zeit macht alle Wege breit und eben, die Wege zum Guten sowohl wie zum Schlechten, und so ist auch diese böse Stelle breiter und ebener aus den Felsen herausgehauen worden. Man sieht noch immer rechts in die Tiefe des Abgrundes hinab, aber der Pfad bietet gar keine Gefahr mehr für den Fußgänger, und selbst ein guter Reiter mit sicherem Pferd würde wenigstens den Aufritt nicht mehr scheuen.

Die Quelle, bei welcher die Brüder

sich über die Minne stritten, als sie das erste Mal kamen, und sich im Zorne einigten, als sie das zweite Mal gingen, rieselt noch heute wie vor fünfhundert Jahren, und die Vorübergehenden laben sich an dem reinen, kühlen Wasser, wie so viele Tausende vor ihnen gethan haben und nach ihnen thun werden. Die Tannen, welche vordem den Quell beschatteten, haben einem Bretterdache Platz gemacht. Hier wie anderswo ward die Natur karger, der Mensch freigebiger.

Neben der Quelle liegt ein Bauernhaus, und den stolzen Namen des „Ruggburgers", den man sonst hochgeborenen Rittern gegeben, giebt man jetzt dem schlichten Bauersmann, der dort wohnt und seine Kühe im Burghofe weiden läßt.

Von dem neuen Ruggburger geht ein schmales, grasiges Pfädchen zur alten Ruggburg hinüber. Die beiden Burggräben, längst ohne Brücke, sind so tief und steil, daß man fast vorsichtiger hinab- und hinaufsteigen muß als am bösen Eck der Teufelssteige. Es ist gut, daß der letzte Weg so schlecht ist und daß fast kein Mensch mehr hierher kommt; denn käme man leichter heran, so würden die Trümmer der Burg in diesen aufgeklärten Zeiten vermuthlich wegen „Verkehrsstörung" abgebrochen worden sein.

Bei dem vordersten Graben münden die zwei einzigen Wege zur Burg zusammen, und man erkennt hier die ausnehmende Festigkeit der Lage. Aber diese mächtig tiefen zwei Gräben gemahnen auch an die Zukunft. Die letzten Mauertrümmer der Burg werden mit der Zeit zerfallen und verschwinden; diese Gräben aber werden dauern und von einer Burg erzählen bis zuletzt. Und wann einmal unsere ganze heutige Cultur längst in Trümmer gefallen sein wird, wann vielleicht nach tausend und tausend Jahren Kriege und Pestilenzen, Völkerstürme und Völkerflucht unser altes Europa wüst gelegt haben, wann Gras und Wald wieder wächst, wo unsere Städte mit ihren Domen und Palästen sich erheben, und kein Stein mehr auf dem anderen steht, dann werden noch die tiefen Einschnitte, welche wir beim Eisenbahnbau durch die Hügel gruben, die Tunnel, welche wir durch die Felskolosse der Alpen bohrten, die Riesendämme, mit denen wir Thäler und Schluchten ebneten, das letzte Zeugniß geben von unserer versunkenen und vergessenen Welt — gleich diesen Burggräben. Es sind die Runen, die wir in die dauerhafteste Gedenktafel, die wir in den Erdball graben.

Die Außenwerke der Burg sind verschwunden, hohe Tannen schatten jetzt über den dürftigen Steintrümmern der Ringmauern mit ihren Thürmen. Von den Wohnungen blieben nur noch die Fundamente übrig und Kellerräume ohne Decke. Nur eine hohe Wand von gewaltiger Stärke erhebt sich noch stolz in die Luft, das Wahrzeichen der Burg weithin über den See und die Niederung und die Berge. Aber dieses mächtige Gemäuer mit kargen Ueberresten der Seitenwände ist ein mehrfaches Räthsel. Kein Ornament, kein Säulchen, kein Thür- oder Fensterrahmen gestattet uns einen Schluß auf Alter und Bestimmung. Gehörte es zum Palas? oder zum Berchfrit? oder trug es vielleicht Palas und Berchfrit zugleich? Die Steine sind stumm.

Und dennoch reden auch diese Steine.

Da ist hoch oben, mitten in dem regellosen Gefüge, ein mächtiger Gneisblock eingemauert, der in der Urzeit von den Gletschern des Tödi hierher auf den Pfänder gewälzt wurde, wo seines Gleichen noch genug liegen, und zuletzt dort in der Mauer für viele hundert Jahre Ruhe fand. Und unten, wo die Wand zersprengt ist, sehen wir in ihrem Kerne Dachziegeln und Backsteine eines viel älteren Baues, offenbar eilig und wüst

zusammengefügt. Aus einer zerstörten Burg hat man diese neue gebaut; wann? — das weiß Niemand mehr; und aus einer zertrümmerten Welt hat man die fernher geschleuderten Gneisbrocken zum ersten Bau genommen.

Ganz oben auf dem unersteigbaren Rande der Mauer wachsen lustig ein paar Föhrenbäume; sie sind anzuschauen wie das Banner, welches die Natur triumphirend aufgepflanzt hat über dem Menschenwerk, das sie mälig und sicher zerstört.

An jenem Abgrunde, wo Werner kaum einen Fuß breit Raum fand, kann sich der Wanderer jetzt bequem und sicher lagern, und zieht er das Sitzen vor, so bietet sich ihm sogar eine Bank. Denn statt des Frauenhauses mit seiner steil aufsetzenden Wand ist nur noch die Bodenfläche vorhanden, aus welcher dessen Mauern emporstiegen.

Die Prophezeiung des Lutz von Summerau hat sich erfüllt. Hundert Jahre nach Albo's Tode war die Ruggburg die ärgste Raubburg auf weit und breit; damals hauste Herr Hans von Rechberg da oben und stieß wie ein Geier von seinem sicheren Horste ins Thal hinab auf Beute. Aber am 8. December 1452 wurde die Burg von den schwäbischen Reichsständen erstürmt und zerstört.

Sie blieb in Trümmern liegen bis auf diesen Tag, in kahlen Mauermassen, die uns von weitem fast wie ein Werk der Natur, wie Felsstücke auf der Felswand erscheinen. Kommen wir aber näher heran und sehen, daß diese formlosen Trümmer dennoch Menschenwerk sind, dann muthen sie uns an wie Denkmale einer völlig todten, erstarrten und versteinerten Vergangenheit. Denn nirgends entdecken wir mehr die kleinste Spur von dem, was einst diese Räume traut und wohnlich gemacht hat, nirgends das geringste Wahrzeichen des persönlichen Lebens und Waltens der ehemaligen Bewohner.

Und doch lebten und liebten hier vor einem halben Jahrtausend Menschen wie wir, anders gesittet und dennoch hochgesittet; ernst und fröhlich, ringend und strebend, verzweifelnd und hoffend, sich selbst ein Räthsel und uns ein Räthsel — wie wir: der rückwärts schauende milde Alte, welcher die verlorenen Ideale seiner Jugend beklagt und über die Abendschatten trauert, die auf der Gegenwart lagern, — und der vorwärts dringende Jüngling, dem ein verheißungsvoller neuer Tag sich aufthut in thaufrischer Morgenkühle wie zur lichtesten Maienzeit — damals wie heute.

Auch diese jetzt so kahlen und kalten Mauern herbergten einst ein feinsinniges, warmherziges Geschlecht, uns so ferne stehend und doch so nahe verwandt; und wo jetzt des „Ruggburgers“ Kühe grasen, da wandelte Irmgart's zarter Fuß zwischen den Rosen- und Fliederbüschen des Burggartens. Vergebens mühte sie sich zu dichten wie die Männer, bis sie von der aufkeimenden Liebe belehrt ward, daß Frauen am schönsten dichten, indem sie dem Gedichte des geliebten Mannes Leben geben und sein Leben zum Gedichte gestalten.

War das ein ganz anderes Geschlecht wie das unserige?

Die gebrochenen Mauern fügen sich wieder zusammen und überwölben sich uns im Geiste wieder mit dem schützenden Dach; sie umschließen behagliche Gemächer, und in dem heimeligsten, sinnig geschmückten Stübchen waltet die Jungfrau und sinnt über das Räthsel — der Frauenfrage, vor einem halben Jahrtausend. Und sie löst das Räthsel, indem sie im Manne sich selber findet.

Damals wie heute!

Dante und Ugolino.

Eine Studie

von

Siegfried Kapper.

I.

Dem Fremden, der in Pisa die Piazza dei Cavalieri betritt, die ehemalige Piazza delle sette vie — so geheißen von den sieben Straßen, die vormals hier einmündeten, von denen jedoch eine seitdem durch Einbauten dem Verkehr entzogen worden —, dürfte in der nordöstlichen Ecke des Platzes vielleicht eine Lücke auffallen, ausgefüllt durch eine alte, winkelige Mauer mit einer alten, zwar eisenbeschlagenen, aber vom Bohrwurm ganz zerfressenen, grasumwucherten Thür und dahinter einer spärlichen Gruppe melancholisch im Winde hin und her sich wiegender Bäume.

Nun sind in Pisa, namentlich in den Stadttheilen jüngeren Datums, dergleichen Lücken gerade keine Seltenheit. Es giebt da ganze Straßen, die, obgleich sie längst ihre Namen haben, und zwar nicht selten vom glänzendsten historischen Klange, doch weiter nichts sind als eine einzige große Lücke, ohne Haus, ohne lebendige Seele, nichts als zu beiden Seiten je eine lange, kahle Mauer und dahinter — Küchengärten, überragt ab und zu von einem alten Feigenbaume oder einem Orangenbusche, mitunter von einer solchen Ausdehnung, daß ganz gut ein ganzer Stadttheil da Platz haben könnte, dazu sie ursprünglich auch ausgesteckt gewesen. Es sind das nämlich die Stücke des erweiterten Gewandes, das die reiche und mächtige Republik, um für ihre überquellende Bevölkerung neuen Raum zu gewinnen, sich beizulegen für nöthig befunden, das aber infolge des gewaltigen Wandels, den die Dinge nachmals genommen, unausgefüllt geblieben; und was, wenn nicht ein Wunder dazwischen tritt, für alle Zeit auch bleiben wird. Hier aber, im classischen Centrum der alten berühmten See- und Handelsrepublik, auf dem ehemaligen Forum derselben, mitteninne zwischen den stattlichen, zum größten Theile monumentalen Gebäuden, die es umgeben, kann ein Ausfall, zumal zwischen den zwei bedeutendsten Bauten des Platzes, dem ehemaligen Palazzo del Popolo, von den Mediceern seitdem glänzend zur Commende der Sanct Stefansritter umgestaltet, und dem in seiner altehrwürdigen Urgestalt noch erhaltenen

Wie wir bereits im Epilog zum Septemberheft mitgetheilt, ist diese Studie die letzte Arbeit Siegfried Kapper's gewesen, die er uns vor drei Jahren von seinem Krankenlager in Pisa sandte. Da Kapper der älteste Mitarbeiter unserer „Monatshefte" gewesen, haben wir seinen Essay für dieses Heft aufbewahrt, um ihn den Beiträgen anzureihen, die dasselbe von den vier noch lebenden Mitarbeitern des ersten Heftes bringt. Die Red.

Palaste der Finocchetti, ehedem der Gualandi, der an einer seiner Ecken in einem eisernen Korbe noch heute das Zeichen des Rechtes über Leben und Tod trägt, das einst in seinen Räumen waltete, nicht wohl unbemerkt bleiben.

Sollte der Fremde die Lücke dennoch nicht bemerken, so wird sein Begleiter, der Veturin, der ihn fährt, der Bettler, der an der Marmoreinfassung des nächsten Brunnens lehnt, ihn darauf aufmerksam machen: „Signore, da stand einst der Hungerthurm, der Thurm, darin Graf Ugolino gestorben!“

Mehr sagt er nicht. Es wäre auch überflüssig. Denn die Geschichte des „conte Ugolino“ kennt in Pisa jedes Kind, in Italien jeder Schüler, und er setzt voraus, daß in aller übrigen Welt mindestens jeder Gebildete sie kenne. Denn den „divino poeta“ und seine „divina comedia“, die kennt doch wohl ein Jeder? Und wer die kennt, dem kann Graf Ugolino kein Unbekannter sein.

Er ist es auch nicht. Ohne Dante wäre er es vielleicht, ja sogar wahrscheinlich. Niemand würde heute von ihm sprechen. Sein Name wäre verschollen und höchstens für ein paar Pisaner Localgelehrte vorhanden, die im Staatsarchiv jenseits des Arno drüben an dem Moder alter Pergamente sich erlaben. Allein ein Unsterblicher hat ihn mit seinem Griffel berührt und ihn dadurch unsterblich gemacht. Dante hat seinen Namen niedergeschrieben, und er ist ein Eigenthum des italienischen Volkes, der gesammten civilisirten Welt geworden, — ein Vorwurf, zu welchem Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter seit einem halben Jahrtausend immer wieder zurückkehren, — um den die Forscher, bestrebt, was der Dichter verschwiegen, nachträglich zu erkunden, immer und immer wieder aufs Neue sich bemühen, — um dessen willen seit ebenso lange die heftigsten Federkriege geführt wurden, zwischen den Gelehrten nicht selten die erbittertste Feindschaft entbrannte.

Was ist es nun eigentlich mit diesem Grafen Ugolino? Wer ist er? Was that er, den der Dichter in seinem Zorne zu den ewigen Martern der Hölle verdammt? Welche – nach dem Ergebniß der bisherigen Forschungen — ist seine Geschichte?

Zu den ältesten Adelsgeschlechtern germanischen Ursprungs, die bereits frühzeitig im Romanenthum aufgegangen, italienisch geworden waren, zählte das der Gherardesca, das ist der „Gerhardischen“. Schon zu Anfang des elften Jahrhunderts, als die damals seegewaltige Republik Pisa die Sarazenen von Sardinien vertrieb und den größten Theil dieser Insel in Besitz nahm, stand dieses Geschlecht, reich begütert in und um Pisa, was Alter, Macht und Ansehen betraf, mit nur wenigen anderen unter den Pisaner Patriciergeschlechtern voran. Unter den Eroberern Sardiniens waren mit ihren Leuten und Schiffen auch die Gherardesca, und auch ihnen fiel bei der Organisation und Vertheilung dieser Insel unter der Oberhoheit der Republik eines der bedeutendsten Lehen auf derselben zu, das nämlich zum sechsten Theil des bis dahin cagliaritanischen Königreichs. Von Welf nun, der zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wie alle Häupter der Gherardesca seit ihrer Einsetzung in das sardinische Lehen, zwar meist auf Sardinien lebte, nichtsdestoweniger aber in Pisa eine hervorragende Rolle spielte, stammt als Sohn unser Ugolino (Heuglin?) ab, „Graf von Donoratico, Herr zum sechsten Theil des cagliaritanischen Königreichs und des Castells von Settimo.“

Auch Graf Ugolino, wahrscheinlich da geboren, lebte größtentheils auf Sardinien, jung vermählt mit Margherita Pannocchieschi, Gräfin von Montingegnoli, die im Verlaufe einer langjährigen Ehe ihm fünf Söhne, Welf, Lotto, Matteo, Gaddo und Ugoccione gebar, und drei Töchter. Außerdem wird noch ein Landuccio als sein natürlicher Sohn genannt. Von dem Ansehen, in dem er stand, und von dem Glanze seines Hauses zeugt der Glanz der Namen, mit denen er durch die Heirathen seiner Kinder in Verbindung kam. Sein ältester Sohn Welf hatte eine königliche Prinzessin heimgeführt, Helene, die Tochter des unglücklichen Sardenkönigs Enzo. Von seinen Töchtern war die älteste, Emilia, an Ildobrando Ildobrandeschi, Grafen von Santa Fiora, die zweitgeborene, Gherardina, an Guido Novello, Grafen Guidi di Bagni, die jüngste, uns unbekannten Namens, an Giovanni Visconti Giudice di Gallura

verheirathet. Sein natürlicher Sohn Landuccio hatte eine Manfredina di Manfredi Malaspina zur Frau.

Zwischen dem Grafen Ugolino Gherardesca und der Republik Pisa, seiner Lehensherrin, scheint es frühzeitig zu einem gespannten Verhältniß gekommen zu sein. Ob, weil er, wie seine Feinde ihn dessen anklagen, mit herrschsüchtigen Plänen sich trug, anstrebend die unbeschränkte Macht nicht nur in Sardinien, sondern im weiteren Verlaufe auch über Pisa, und zu diesem Zwecke, der Ghibelline, welfische Verbindungen suchte, oder ob nur, weil er, der unbestritten nicht alltäglich Angelegte und nach Selbstgeltung Strebende, dem in manchen Stücken allerdings lästigen Abhängigkeitsverhältnisse nur mit Widerwillen sich fügte und dasselbe, wenn nicht gänzlich zu zerreißen, so doch so viel als möglich zu lockern trachtete, wird urkundlich wohl kaum mehr sichergestellt werden können. Nach der ganzen Lage der Dinge jedoch, sowie nach Allem, was vorangegangen und was folgte, wird man nicht fehlgehen, das Letztere für das Wahrscheinliche zu halten. Hierauf, abgesehen von Anderem, deutet schon die Thatsache hin, daß Graf Ugolino mit seinem Mißvergnügen nicht allein stand. Wenn vielleicht nicht alle, so doch der größte Theil der Lehensträger der pisanischen Republik auf Sardinien, und darunter gerade die mächtigsten und die angesehensten, theilten es mit ihm und sonach wohl auch seine, wenigstens nächsten Bestrebungen. Grund genug dazu war vorhanden. Die ewig schwankenden Verhältnisse in Pisa ließen es auch auf Sardinien zu einer gedeihlichen Consolidirung nicht kommen. Der stete Haber zwischen den Parteien, die stets widerspruchsvollen Entschließungen des Populus Senatusque Pisanus machten in den Lehen das Regieren geradezu unmöglich. Dazu der nicht unbeträchtliche Schaden, den infolge der nicht endenwollenden Streite zwischen der vorwaltend ghibellinisch gesinnten Republik Pisa und der welfischen, mächtig aufstrebenden Nachbarrepublik Genua, dann den noch näher gelegenen welfischen Städten Florenz, Pistoja, Lucca u. a. an ihrer eigenen Schifffahrt, an ihrem eigenen Handel sowohl die sardinischen Lehensträger selbst als ihre Unterthanen unausgesetzt zu erleiden hatten. Diesen unerfreulichen Zuständen ein Ende zu machen, lag ebenso im Interesse seiner Lehensgenossen als im seinen. Zu diesem Zwecke konnten sie ohne Weiteres alle sich mit ihm vereinen, und im Bunde mit ihnen durfte er hoffen, ihn auch zu erreichen. Was darüber hinausging, war nicht nur gegen Pisa, sondern gegen sie alle gerichtet und mußte im Bündniß mit der Republik die Waffen gegen ihn ihnen in die Hand drücken. Ein derlei aussichtsloses Unternehmen wird aber einem so vorsichtigen, Alles genau vorberechnenden und vorerwägenden Kopfe wie Graf Ugolino Gherardesca füglich nicht zugemuthet werden können.

An äußeren Anzeichen für dies Verhältniß auf Seite des Grafen fehlte es übrigens keineswegs. Dahin gehört zuvörderst sein geradezu ostensibles Sichfernhalten von Pisa, die ablehnende Zurückhaltung gegenüber den Staatsgeschäften und sonstigen öffentlichen Angelegenheiten der Republik. Noch seltener als seine Vorfahren kam er ans Festland oder gar nach Pisa. Seine dortigen Besitzungen ließ er durch Procuratoren verwalten, wie denn auch die älteste, seine Person betreffende Urkunde, die wir besitzen, ein aus dem Jahre 1252 stammendes Decret ist, durch welches er einen gewissen Raniero Vacaro zu seinem Procurator oder bevollmächtigten Güterverwalter ernennt. Nur in den dringendsten, seine persönliche Dazwischenkunft unabweislich erheischenden Fällen verließ er die Insel, um nach dem Festland sich zu begeben, dasselbe jedoch nach geordneter Sache sofort wieder zu verlassen, wenn möglich, ohne Pisa zu berühren.

Man vermerkte ihm alles das in Pisa übel genug. Nichts aber kam dem Eindruck gleich, den es machte, als er, einer der Ghiraldescha, der unverbrüchlich treuen und thatkräftigen Führer der ghibellinischen Partei von altersher, nach der diese mit einem gewissen Stolze sich die Partei der „conti“ nannte, mit einem Male nun seine jüngste Tochter — wie bereits vorerwähnt — einem Visconti vermählte, dem angestammten Haupte der Welfen, die mit seinen Farben sich schmückten und, den Ghibellinen gleichsam zum Hohn, nach dem Namen seines Hauses

sich die „visconti“ nannten. Was jedem Minderen verziehen worden wäre, ihm wurde es als ein arges Verschulden angerechnet. Die Gherardesca und die Visconti waren alte Feinde. Ihre Gegnerschaft zählte nach Jahrhunderten. Wiederholt waren sie mit einander in blutiger Fehde gelegen. Mit Mühe war es Kaiser Friedrich II. gelungen, ein halbwegs leidliches Einvernehmen zwischen ihnen zu Wege zu bringen. Es hatte nicht von langer Dauer sich bewiesen, und wieder waren sie einander in den Haaren gelegen. Und nun — das Haupt der Gherardesca der Schwiegervater des Hauptes der Visconti! Beunruhigt schüttelten die Ghibellinen das Haupt; mißtrauisch sahen die Welfen die Mär vom trojanischen Roß in dem neugeschlossenen Ehebund sich erneuen. Es bedurfte langer Jahre, ehe die üble Wirkung sich einigermaßen wieder verzog, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie es war, die den über alle Maßen bedächtigen Mann bestimmte, mit dem Ausbruch der von so langer Hand vorbereiteten Action so lange zurückzuhalten.

Endlich aber sollte es dazu dennoch kommen.

Veranlassung dazu, nachdem Graf Ugolino außer mit seinem Schwiegersohne auch mit den hauptsächlichsten anderen Lehensträgern, vornehmlich aber mit dem kampferfahrenen Grafen Anselmo auf Capreja sich verständigt, gab der immer heilloser sich gestaltende Parteihader in Pisa, die infolge dessen daselbst eingerissene, alle Begriffe übersteigende Mißwirthschaft, der zu keinem Ende gelangende, am Mark des Staates zehrende Krieg mit Genua. Der Plan war einfach. In Pisa, wohin Giovanni Visconti vorausgegangen und seinen Anhang unter Waffen um sich geschart, sollte zuerst dieser die Fahne des Aufstandes erheben. Ugolino sollte ihm folgen, die Regierung als über den Parteien stehend proclamiren, zum Zeichen, daß keine der beiden Parteien fortan über die andere herrschen solle, die Zügel der Regierung gemeinschaftlich mit Giovanni Visconti ergreifen, mit Genua und den anderen welfischen Städten Frieden schließen und, als Schlußstein gleichsam der neuen Gestaltung des Staatswesens, das sardische Lehensverhältniß, als einen Hauptquell ewiger Zwistigkeiten, je nach Umständen entweder für aufgehoben oder doch auf das möglichst geringe Maß zurückgeführt erklären. Der Anschlag (um Neujahr 1276) vorerst schlug fehl. Giovanni Visconti, anstatt die Häupter der Regierung gefangen zu nehmen, entging der Gefangenschaft selbst nur mit genauer Noth. Er war gezwungen, in aller Eile die Flucht zu ergreifen, so daß er nicht einmal Zeit hatte, seinem Schwiegervater von dem Mißlingen Nachricht zukommen zu lassen. Graf Ugolino, in argloser Sicherheit sich wiegend, ritt um die verabredete Stunde in Pisa ein, beinahe unmittelbar nach der Flucht seines Schwiegersohnes. Er wurde, im Stadtthore noch, in Haft genommen, sofort vor den versammelten Senat geführt, zugleich mit Giovanni Visconti für schuldig der Rebellion sowie seiner sämmtlichen sardinischen Besitzungen für verlustig erklärt und in den Kerker geworfen.

Das allerdings war eine Wendung der Dinge, wie Graf Ugolino sie vorher nicht erwogen. Es sollte aber auch nicht dabei sein Bewenden haben. Er fand den Weg aus dem Gefängniß und eilte, begünstigt von winternächtlicher Weile, nach dem nahen Lucca, wo Giovanni Visconti, der mittlerweile eine nicht unansehnliche Schar der gleich ihm in den Bann gethanen Freunde gesammelt hatte, seiner bereits harrte. Die den Pisanern von jeher feindlich gesinnte Stadt am Serchio nahm ihn freudig auf, versprach ihm allen Beistand und zog in den Bund gegen Pisa, an deren Spitze sie sich stellte, auch Pistoja und zahlreiche andere der kleineren toscanischen Städte. Bald verfügte Graf Ugolino über eine nicht unbedeutende bewaffnete Macht, mit der gegen Pisa zu rücken er auch keinen Augenblick weiter zögerte. Der Erfolg war überall auf seiner Seite. Vor seiner Vorhut, wiewohl in dieser nur seine wenig kriegsgeübten Pächter und Feldleute aus den Maremmen standen, zerstoben bei Bolgheri die Pisaner Milizen in wilder Auflösung. Er selbst mit den Lucchesen und den Contingenten der anderen verbündeten Städte bemächtigte in rascher Folge sich Vicopisano's und der sämmtlichen Vorwerke Pisa's gegen die Landseite und war, ehe bei den wüsten Zuständen in Pisa an einen Widerstand nur recht zu denken ge-

wesen, nun, da auch die Florentiner ihre Fähnlein ihm zugesandt, bis San Savino vorgerückt, nur mehr drei Miglien unterhalb der Mauern Pisa's. Vergebens schleudert seinen Bannstrahl nach ihm der Papst, der durch diesen heillosen Bürgerkrieg seine eigene Sache schwer compromittirt erachtet. Vergebens endlich raffen die Pisaner sich auf und umschließen sich mit einem neuen, mehr als zehn Miglien im Umfange messenden, von mächtigen Pallisaden und starken Faschinen gekrönten Graben. Graf Ugolino schlägt unter ihren Augen darüber Brücken und wirft sie zurück bis an die Stadtthore. Die Pisaner, um der Capitulation zu entgehen, sehen sich genöthigt, um den Frieden zu bitten. Eine Abordnung der angesehensten Bürger, darunter der berühmte Rechtsgelehrte Marzucco Scordigiani, erscheint bei ihm im Lager, um wegen desselben zu unterhandeln. Er nimmt sie aufs entgegenkommendste auf und betheuert aufs feierlichste, nicht Pisa, seine Vaterstadt und Lehensherrin, nicht die Pisaner, seine Mitbürger, seien es, die er bekriege, sondern einzig und allein das schlechte parteiische Regiment, darunter Vaterland und Bürger so viel litten und unausbleiblich dem Verderben entgegengingen. Bereitwillig tritt er in die Friedensverhandlung ein und zeigt sich dabei so billig, so leutselig, so zuvorkommend, daß die Abgesandten, in die Stadt zurückgekehrt, mehr seines Lobes voll sind, als daß sie über das Ergebniß ihrer Sendung berichten. Er verlangt nichts weiter, als daß den obersten Gewalten der Republik der Parteihader fern bleibe, und als Bürgschaft hierfür die Vertretung beider Parteien in der Regierung wie im Senate. Keine Partei soll über die andere ein Vorrecht haben, keine der anderen Gewalt anthun. Die Verfolgung ghibellinischer und welfischer Interessen müsse Sache der Ueberzeugung des einzelnen Bürgers bleiben und fortan nicht mehr das allgemeine Wohl unterwühlen. Was ihn selbst betrifft und seine Freunde, so soll dagegen, mit Verzicht auf alles Andere, lediglich Alles wieder in den vorigen Stand eingesetzt, das heißt das Banndict widerrufen, die Confiscation aufgehoben werden. Von einer Lösung des Lehensverhältnisses, da man davon eine Schwächung der Staatsmacht besorge, solle weiter nicht die Rede sein, ja er sei bereit, zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung und seiner völligen Selbstlosigkeit, nach wie vor an die Republik den altherbedungenen Tribut zu entrichten.

Den auf diese Weise unschwer und zur Zufriedenheit beider Theile zu Stande gebrachten Frieden (1278) besiegelte sein feierlicher Einzug. Ihm zur Seite dabei ritt ein Jüngling oder vielmehr noch ein Knabe, schön, feurigen Auges, von edler Haltung und einnehmendem Wesen, begrüßt von den Welfen mit freudigem Zurufe, betrachtet von den Ghibellinen mit Bewunderung: Nino Visconti, der dreizehnjährige Sohn Giovanni Visconti's, den im Mai des eben zu Ende gehenden Jahres 1276 in der Verbannung und während des Bürgerkriegs der Tod ereilt.

* *
*

Man kann nicht anders sagen, als daß Graf Ugolino, mögen die Beweggründe welche immer gewesen sein, als Sieger eine Mäßigung bewiesen, die ihm nur zum Verdienst angerechnet werden kann, und zwar zu um so größerem, als er, um dieselbe sich aufzuerlegen, zuvor auch noch — sich selbst zu besiegen gehabt. Es gehört immerhin kein geringes Maß von Selbstverleugnung dazu, jahrelang mit einem Plane sich zu tragen, jahrelang ihn vorzubereiten, die Verwirklichung sich endlich in die Hände gelegt zu sehen und — zu verzichten! Daß bei dieser Selbstverleugnung nicht bloß Edelmuth und ideale Schwärmerei, sondern kluge Berechnung, für weises Vertagen stimmend, mit zu Rathe gesessen, vermag dem Verdienstlichen nicht Abbruch zu thun. In solchen Sachlagen ist auch Klugheit Tugend.

Der Lohn dafür blieb nicht aus. Denn hatte er auch verzichtet auf das, was zu nehmen in dieser Stunde kein Mensch ihm gewehrt hätte, so konnte doch, was er, das Spätere weit sicherer vorbereitend, gewonnen, füglich als mehr gelten. Keinen angeseheneren, keinen einflußreicheren Mann gab es von der Stunde an in Pisa. „Konnte," fragte man sich, „er uns nicht einen Frieden dictiren, so

hart und so drückend, als ihm beliebte? Konnten unsere schwachen Mauern ihn etwa daran hindern, sich auf Sardinien als Souverän zu erklären und Pisa das Joch der Unterwerfung aufzuerlegen? Wer hätte etwas dagegen gehabt? Etwa Genua, oder Lucca, oder Florenz? Und er that es nicht! Ja, er nahm nicht einmal ein Amt an!"

Und so war es auch. Und doch war der Graf von Donoratico, der amtlose dem mindesten Bürger nicht weniger als dem vornehmsten Edlen. Den Gewerbetreibenden, den kleinen Kaufleuten, den Krämern steht sein Säckel jederzeit zu bereitwilliger Aushülfe offen. Auf den Stufen seines Palastes und in der Eintrittshalle desselben finden die Armen zu jeder Stunde des Tages freies Mahl. Als er einst an seinem Geburtstage ein glänzendes Fest veranstaltete, zu dessen Verherrlichung die Blüthe der Frauen

Ugolino Gherardesca.

Privatmann, der nicht einmal unter den Anziani saß (les anciens, die Aeltesten, die Senatoren), in Pisa jetzt thatsächlich der Herr! Wie seine Schiffe die See und seine Reichthümer den Handel, so beherrschte sein Einfluß die Pisaner. Von seiner Insel nun bleibend nach Pisa übergesiedelt, hielt er in seinem Palast am linken Ufer des Arno, unfern der Kirche San Sepolcro, fürstlichen Hof, umgeben von einer Dienerschaft und mit einem Aufwand an Pracht und Glanz, wie Aehnliches in Pisa noch nicht gesehen worden. Dabei ist sein Haus stets Jedermann zugänglich, und der Männer Pisa's sich eingefunden und dabei in den Sälen des Palastes und in den Laubgängen des Gartens einen Aufwand entwickelte, der den Pisanern wohl die Vorstellung von einem königlichen geben konnte, bemerkte gegen ihn einer seiner Gäste, Marco Lombardo: „Herr, Ihr seid besser vorgesehen, das Unglück zu empfangen, als irgend ein Edler in ganz Italien!" — „Wie so das?" fragte der Graf. — „Weil," war die Antwort, „Euch dazu nur Eines noch fehlt — der Zorn Gottes!"

Sein Ansehen war so groß, daß er,

wie einst für seine Söhne, nun auch für seinen Enkel Nino Visconti, an dem er mit ganz besonderer Zärtlichkeit hing und dessen Glück zu sichern er sich ganz besonders angelegen sein ließ, die Braut aus vornehmstem Hause werben durfte, die Prinzessin Beatrix von Este, Tochter des Herzogs Obizzo von Este und der Jacopina de' Fieschi, einer Nichte Papst Adrian's V. Und das öffentliche Vertrauen — ein Beweis, daß die Versöhnung zwischen ihm und Pisa wohl eine vollständige gewesen sein müsse — hatte im Laufe von sieben Jahren sich in dem Maße ihm zugewandt, daß man, als Pisa, wiedererstarkt, sich nun auch emporraffte, um dem ewigen Hader mit den eifersüchtigen, von Jahr zu Jahr ihm gefährlicher werdenden Genuesen endlich einmal ein entscheidendes Ziel zu setzen, alle Macht zu diesem Zwecke aufbietend, eine bessere Wahl nicht treffen zu können glaubte, als wenn man die Führung des den Genuesen erklärten Krieges und somit das Geschick der Republik in die Hände des Grafen Ugolino legte, als obersten Befehlshabers über die gesammten Streitkräfte derselben, im Frühjahr 1284.

Der Kampf war kurz; der Ausgang, als es am 6. August bei Meloria, unweit von Spezia, zwischen beiden Flotten zur Hauptschlacht kam, gegen Pisa. Der ganze rechte Flügel der Pisaner wurde von den Genuesen, die unter Doria fochten, theils geentert, theils in den Grund gebohrt, der Rest der Flotte in alle Winde zerstreut. Die Zahl der Gefangenen, darunter die Blüthe des Pisaner Adels und die beste Kraft der Pisaner Jugend, ging in die vielen Tausende, so daß es allgemeines Sprüchwort wurde: „Chi voul veder Pisa, vade a Genova! Wer Pisa sehen will, gehe nach Genua!“ Die Macht Pisa's war gebrochen und, wie die Folge nur allzu bald lehrte, für alle Zeiten.

Ueber die Schwere und die Bedeutung des Schlages konnte kein Mensch in Pisa im Zweifel sein, und bei dem immer noch unheimlich genug unter der Asche fortglimmenden Parteigrimm lag nichts näher, als daß die Schuld an demselben dem unglücklichen Feldherrn zugeschrieben wurde. Er habe nicht nur seine Schuldigkeit nicht gethan, sondern dem Feinde den Sieg geradezu in die Hände gespielt, indem er, mitten auf der Höhe des Gefechtes, als der Sieg der Pisaner bereits so viel wie entschieden war, aus der Gefechtslinie, darin er mit den Seinen das Centrum inne hatte, sich schmählich zurückzog, dem Feinde so es ermöglichend, dieselbe zu durchbrechen, die beiden Flügel im Rücken zu fassen und sie aufzureiben. Bekanntlich trägt bei großen, entscheidenden Kriegsereignissen auf Seite jener, gegen die das Kriegsglück sich gewandt, immer Verrath die Schuld, und nichts findet so unbedingten Glauben und nichts, nicht einmal eine Siegeskunde, wird so eifrig verbreitet. Mag nachträglich dann immerhin der Vorwurf als unbegründet sich herausstellen: das Urtheil ist beirrt, der Makel haftet, und selbst die ernsteste Forschung vermag oft nicht, der vorgefaßten Meinung sich ganz zu entschlagen.

Ugolino Gherardesca erfuhr es nicht besser und zwar — bis auf den heutigen Tag.

Nicht zu leugnen allerdings ist, daß dem Verdachte mancherlei Umstände Nahrung boten. So z. B., daß er an seinen eigenen Schiffen und Leuten im Verhältniß nur sehr geringen Schaden gelitten. Die Erklärung hierfür, wie sich nachgehends herausstellte, lag zwar nahe genug. Sie hatten den ersten vollen Anprall der feindlichen Uebermacht zu erfahren, vermochten demselben nicht Stand zu halten und hatten daher die Ersten sich genöthigt gesehen, zu weichen. Sie waren so, während die Genuesen sich auf die beiden Flügel warfen, ohne ihren Willen dem Kampfe entrückt und ohne ihr Hinzuthun vor größeren Verlusten bewahrt worden. Von den aufgeregten Massen jedoch kann die ruhige Würdigung derlei strategischer Einzelheiten füglich nicht gefordert werden. Die Schiffe Ugolino's haben die wenigsten Wracks und die wenigsten Todten, folglich — ist Ugolino ein Vaterlandsverräther. Was aber mehr als dies noch dem Verdacht Vorschub leistete, das war, daß die Genuesen, entschlossen, den Sieg mit der völligen Niederwerfung Pisa's zu krönen, da sie nun ungesäumt nach Lucca, Florenz, Pistoja sowie überhaupt an sämmtliche welfischen Städte und Welfenfreunde Toscana's sich wandten, um sie zu diesem Zwecke zu einem Bündnisse einzuladen, nicht anstehen zu sollen glaubten, mit der

gleichen Einladung einen Beauftragten auch an die Person Ugolino Gherardesca's zu entsenden. Graf Ugolino zwar wies den Abgesandten sofort ab. Allein die Massen, festhaltend an dem einmal gefaßten Verdacht, ließen es sich darum noch nicht nehmen, die Frage aufzuwerfen: „Wie könnten die Genuesen Solches wagen, wenn sie des Grafen sich nicht sicher wüßten?" Vergebens machten die Besonneneren die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit geltend, daß man es mit weiter nichts zu thun habe als mit einer von den schlauen Genuesen angezettelten Intrigue, die, um das Unglück der pisanischen Waffen vollends und ohne Risico der eigenen auszubeuten, die gegen Ugolino ausgestreuten thörichten Verdächtigungen sich zu Nutze zu machen und das öffentliche Vertrauen, die einzige Bürgschaft noch einer Wendung zum Besseren, durch den Stachel des Zweifels zu vergiften trachteten. Die Massen haben für derlei diplomatische Subtilitäten keinen Sinn, und Mißtrauen und Verzagtheit riß selbst in den Bänken der Anziani ein. „Wozu noch zögern, wo, wie man uns mitspielt, so klar zu Tage liegt? Wir sind die Verkauften! Friede mit Genua, Friede um jeden Preis, ehe man um uns handelseins wird!" Fruchtlos waren alle Gegenvorstellungen. Die Entmuthigung behielt die Oberhand, und zwei Fratres des Predigerordens wurden sofort nach Genua abgefertigt, um der stolzen Siegerin die Erklärung zu Füßen zu legen, es gebe keine Friedensbedingungen, die Pisa nicht acceptire. Und möglich hätte Pisa in diesem Augenblicke durch die Hand der zwei Fratres sein eigenes Todesurtheil unterschrieben, wäre, im letzten Augenblicke noch, der verzweifelnden und sich wehrlos ausliefernden Stadt der Zuruf des Einhalts nicht von einer Seite geworden, von der er am allerwenigsten zu erwarten war — von den in Genua weilenden Gefangenen. Die Warnung dieser, sich von den schlauen Genuesen ja nicht beirren und zu einer Ueberstürzung fortreißen zu lassen, konnte nicht überhört, — ihr mannhaftes Eintreten für den Verdächtigten, die sie unmittelbar am Webstuhl der genuesischen Intriguen standen und die geheimen Machinationen alle gar wohl durchblicken konnten, nicht mißachtet werden. Offen und nachdrücklichst, nachdem ihnen von den heillosen Vorgängen in Pisa Kunde geworden, erklärten diese, wenn es einen Pisaner gebe, dessen staatsmännisches Geschick die Genuesen fürchteten, so sei dies Ugolino Gherardesca. Ihn unmöglich zu machen, den einzigen, der der Aufgabe des Augenblicks den geeigneten Mann zu stellen vermöge, sei der Zweck, den vor Allem Genua verfolge. Auch nicht der Schatten eines Grundes sei vorhanden, in seine Ehrenhaftigkeit irgend welche Zweifel zu setzen. Nach wie vor verdiene er das vollste Vertrauen, das gerade jetzt mehr wie je für Pisa Bedingung und Bürgschaft eines gedeihlichen Verlaufes der Dinge sei.

Es war eine stürmische Sitzung im Palazzo del Popolo, in der dieser Mahnruf der Gefangenen, deren Zeugniß für um so vollwichtiger gelten mußte, als ja gerade sie unter den Folgen des unglückseligen Ereignisses am schwersten und persönlich zu leiden hatten, zur öffentlichen Vorlesung kam. In ihr war der Sieg auf Seite der Besonnenheit; die zwei Fratres wurden noch am selben Tage durch Eilboten zurückberufen.

Ein furchtbares Ungewitter hatte über dem Haupte Ugolino Gherardesca's sich zusammengezogen. Es war zerstreut, und glänzender als je zuvor sollte er aus der vorübergehenden Verdunkelung hervorgehen. Am 13. October wurde zwischen Genua, Florenz, Lucca und den Welfen Toscana's die gegen Pisa gerichtete Liga unterzeichnet; am 18., fünf Tage darauf, war Ugolino Gherardesca, Graf von Donoratico, auf den Stuhl des Podestà von Pisa erhoben. Eine glänzendere Genugthuung hätte ihm nicht werden können. Ohne allen Vergleich wuchtiger aber war die Last, schwerer die Verantwortung, die damit auf seine Schultern gewälzt wurde. Die Lage war eine höchst schwierige, kritische. Eine zur Hälfte vernichtete, zur Hälfte zersprengte Flotte, deren Trümmer nur langsam und mit schwerer Mühe wieder gesammelt werden konnten, um schließlich doch nur ein klägliches Bild desolater Wehruntüchtigkeit zu bieten. Im Inneren unselige Zwietracht, tägliche Aufläufe, erbittert genug schon durch die vielfachen öffentlichen Calamitäten und erbittert nur

mehr noch durch die allgemeine Misère infolge des Stillstandes allen Handels, aller Gewerbe, allen Verdienstes. Von außen ein formidabler Bund geschworener Feinde, der die ohnehin schon schwer genug daniederliegende Republik zu Lande und zu Wasser mit einem dichten eisernen Gürtel zu umfassen und vollends zu erdrücken drohte. Dabei von keiner Seite auch nur die mindeste Aussicht auf eine Bundesgenossenschaft, auf Hülfe. An einen neuerlichen Appell an das Waffenglück war nicht zu denken. Das hieß geradezu eine Katastrophe heraufbeschwören, die vom Selbstmord sich nur dadurch unterschied, daß man, anstatt die Waffe selbst gegen sich zu kehren, die wehrlose Brust der Waffe des Feindes darbot. Die einzige unter solchen Umständen vernünftige Politik war die der Transaction, die einzige nicht aller Hoffnung bare die der Schwächung, wenn thunlich, der Sprengung der Liga. Sie war es, für die Graf Ugolino sich entschied.

Schon anfangs November hatten ihrerseits die welfischen Städte Toscana's Pisa den Krieg erklärt, und am 10. desselben Monats, während von Florenz, um denselben zu eröffnen, sechshundert Reiter heranrückten und zu diesen von allen Seiten her die Fähnlein der verbündeten Städte Lucca, Siena, Pistoja, Prato, Volterra, San Geminiano und Colle stießen, verließen auf Befehl ihrer Commune die in Pisa sich aufhaltenden florentinischen Kaufleute diese Stadt. Ugolino verhielt sich ruhig und ging auf den Kampf nicht ein. Er kannte seine Florentiner, seine Lucchesen und wußte, wenn erst Florenz und Lucca die Lanzen senkten, würden die anderen, so rasch sie mit ihren Fähnlein herbeigekommen, mit denselben wieder abziehen. Er bot ihnen daher beiden, unter der Bedingung, daß sie die Kriegserklärung zurücknahmen und fortan mit Pisa Frieden und gute Nachbarschaft hielten, Gebietsabtretung an: den Florentinern Santa Maria in Monte, Fucecchio, Castelfranco, S. Croce und Montecalvoli; den Lucchesen Bientina, Ripafratta und Viareggio. Er hatte sich nicht verrechnet. Beide, nachdem sie von den ihnen abgetretenen Gebieten Besitz genommen, brachen ihre Zelte ab und rückten heimwärts. Den Genuesen ließ man sagen, man habe sich nicht stark genug gefühlt, um ohne die nöthige Unterstützung von der Seeseite es mit den Pisanern aufzunehmen, und wolle daher einen geeigneteren Zeitpunkt abwarten. Die Liga — wenn auch nicht laut gekündigt, so doch im Stillen — war gebrochen. Als am 30. Juni des darauf folgenden Jahres angesichts des Hafens von Pisa die genuesische, fünfundsechzig Galeeren und eine Galeone starke Kriegsflotte Anker warf und der Befehlshaber derselben, Oberto Spinola, den Florentinern und den Lucchesen dies zu wissen that mit der Aufforderung, der Verabredung gemäß nun auch ihrerseits von der Landseite zum Angriffe zu schreiten, war er nicht wenig erstaunt, erst lange Zeit gar keine Antwort, dann, als er dringender wurde, leere Vertröstungen und schließlich unter Hinweis darauf, daß der Papst bekanntlich einen Jeden, der mit Pisa Händel begänne, mit dem Bann bedrohe, die Erklärung zu erhalten, daß man nicht gewillt sei, dem Ehrgeize Genua's zu Liebe sein Seelenheil aufs Spiel zu setzen. Nachdem Spinola volle drei Wochen unthätig vor Anker gelegen, schritt er endlich, müde des vergeblichen Harrens und empört über den Wortbruch der Verbündeten, zum Angriff auf Pisa auf eigene Faust. Aller Erfolg aber, den er errang, beschränkte sich auf die Beschädigung einiger Hafenwerke, die jedoch von den Pisanern in der Nacht stets wieder ausgebessert wurden. Nach wenigen Tagen fruchtloser Bemühungen segelte er endlich ab. Pisa war ein verhängnißvoller Krieg erspart, der möglicherweise mit seinem Untergang hätte enden können.

Seine Feinde haben später Ugolino Gherardesca auch diese Politik als Verrath am Vaterlande ausgelegt. Für jetzt — votirten ihm die Pisaner den Dank desselben, und die Anziani, als das Geringste, wodurch sie ihre Erkenntlichkeit bethätigen konnten, fügten zu den Würden des Podestà und des Capitäns von Pisa, die sie ihm bereits übertragen, die Bestätigung in denselben auf zehn Jahre hinzu.

(Schluß folgt.)

Darwinistische Streitfragen.

Von

Moritz Wagner.

Darwinistische Streitfragen werden bei den Wanderversammlungen deutscher Naturforscher nur selten in den Sectionssitzungen berührt und sind hier, so viel mir bekannt, niemals eingehend discutirt worden. Die Vortragenden, welche gewöhnlich nur ihre eigenen Beobachtungen als Thatsachen darzulegen suchen und Schlüsse hinsichtlich der unbekannten Ursachen in der Regel vermeiden, scheinen solchen Discussionen grundsätzlich aus dem Wege zu gehen, vielleicht weil sie wissen, daß zur causalen Deutung der Naturerscheinungen die Speculation immer einen gewissen Antheil fordert.

Unleugbar hat namentlich unter den jüngeren Forschern die Zahl der gründlichen Specialisten bedeutend zugenommen. Doch die Zahl der philosophischen Köpfe, welche nicht mit trockenen Facten sich begnügen, sondern den alten akademischen Wahlspruch: „Rerum cognoscere causas" als der Forschung höchste Aufgabe erkennen, ist unter diesen Specialisten nicht im gleichen Verhältniß gewachsen. Mit einer eigenthümlichen Scheu sieht man vielmehr diese Herren gewöhnlich vor der Frage nach den Ursachen, vor jedem Erklärungsversuch zurückschrecken, auch wenn die Thatsachen zu bezüglichen Schlußfolgerungen von selber drängen.

Wohl könnte man diese deutungsscheuen Forscher an einen Ausspruch Leopold v. Buch's erinnern: daß naturwissenschaftliche Hypothesen, welche der freien Kritik unterliegen und nicht wie die theologischen Hypothesen durch Dogmenzwang ihr Dasein fristen, der Forschung niemals geschadet haben. Im Gegentheil haben sie dieser in sehr vielen Fällen wesentlich genützt. Schlecht begründete Hypothesen, selbst wenn sie durch den blendenden Glanz geistreicher Speculation momentan bestechen, zerplatzen wie leere Seifenblasen, werden in der Regel gar nicht beachtet und discreditiren

nur ihre Urheber, besonders wenn dieselben damit zu freigebig auftreten. Mittelmäßig begründete oder zu weit gehende Hypothesen können mitunter auf einige Beachtung Anspruch machen. Wenn sie auch im Laufe der Zeit modificirt und berichtigt oder selbst ganz widerlegt wurden, hatten sie doch in vielen Fällen den Nutzen der Anregung und einer erneuten Prüfung der vorliegenden Fragen. Damit haben sie aber auch nicht selten die Lösung des Problems gefördert. Gute, wohlbegründete Hypothesen dagegen sind Wahrscheinlichkeitsbeweise. Auf dem soliden Fundament erwiesener Thatsachen bauen sie durch Zusammenstellung derselben und durch beleuchtende Gründe ihre wohlberechtigten inductiven Schlüsse auf, ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit zu machen. Damit haben sie, wie uns die Geschichte der Wissenschaft genügend lehrt, der letzteren unermeßlich große Dienste geleistet und oft zur Erkenntniß der vollen Wahrheit geführt. „Ohne Hypothese," sagt Huxley, „könnte die Naturwissenschaft gar nicht bestehen. Hypothesirende Erklärungsversuche werden der Entdeckung des Gesetzes immer vorangehen, und ohne jene wäre dieses nie gefunden worden."

Außerhalb der Sectionssitzungen ist man freilich bei unseren Naturforscherversammlungen viel weniger spröde. Die Zusammenkünfte in engeren und engsten Kreisen, die kleineren Privatunterhaltungen in den naturwissenschaftlichen Museen, im Kaffeehaus und in der Abendkneipe spielen bei diesen Wanderversammlungen überhaupt eine mindestens ebenso bedeutsame Rolle wie die Verhandlungen der Sectionssitzungen. Statt langer Vorträge ist da die kurze Rede an ihrem Platze, und es kommen auch diejenigen zum Wort, die sich sonst schweigsam verhalten. Die Discussion ist zwangloser und vermag gleichwohl manchen kühl und vornehm reservirten Forscher, der über die verschiedenen Probleme der Entwickelungslehre sich öffentlich weder schriftlich noch mündlich äußerte, aus einer bequemen Zurückhaltung und zu einem Bekenntniß seiner Ansicht zu drängen.

Auch zur Klärung mangelhaften Verständnisses, welches den aufgestellten Thesen gegenüber mitunter absichtliches Mißverständniß zu größerer Bequemlichkeit des Widerspruchs und zur Erleichterung des Widerlegungsversuchs sein kann, sind solche polemische Conversationen in engeren Kreisen stets gut und nützlich. Da irrige Auffassungen besonders in den Streitfragen des Darwinismus leider gar häufig vorkommen, so empfiehlt sich die mündliche Controverse zur Berichtigung schon der Kürze wegen. Man kann Mißverständnisse und Mißdeutungen freilich auch auf anderem Wege corrigiren. Doch leisten mündliche Discussion und Conversation der Fachmänner stets ergänzende Dienste, um Lücken auszufüllen, welche die schriftliche Darlegung offen gelassen, und wenigstens zu einem klaren Verständniß der Thesen, wenn auch nicht immer zu einer Uebereinstimmung der Ansichten zu führen.

Wie tief die Descendenztheorie nicht nur in die Köpfe der Naturforscher, sondern fast aller denkenden Gelehrten eingedrungen ist, seitdem Darwin Lamarck's großartige Hypothese durch eine Reihe von Gründen und Thatsachen zu einer überzeugenden Theorie erhoben hat, bemerkt man besonders bei den Conversationen in den engeren Kreisen unserer Naturforscherversammlungen. Selbst diejenigen Forscher, welche in ihren Schriften sich noch skeptisch reservirt und sogar ablehnend verhalten, verrathen dann oft in mündlicher Discussion den befruchtenden Einfluß der Abstammungslehre in Bezug auf ihre eigenen Untersuchungen. Mag die Zahlschätzung der überzeugten Anhänger der Descendenztheorie, wie sie Oskar Schmidt in seiner Antwort gegen Virchow angegeben, auch zu hoch gegriffen sein, so bleibt es doch ein unleugbares Factum, daß die große Mehrzahl nicht nur der Paläontologen und Geologen, sondern auch der Zoologen, vergleichenden Anatomen, Physiologen u. s. w. an die Richtigkeit der Descendenztheorie heute mit innerster Ueberzeugung glaubt. Die ungeheure Bedeutung derselben für die Wissenschaft liegt in der Eröffnung so vieler neuer Bahnen der Forschung, die ohne das mächtig ausstrahlende Licht dieses Leuchtthurms noch dunkel und unbetreten sein würden.

In einem der engeren Kreise, welche bei der Naturforscherversammlung zu München 1877 die Discussion darwinistischer Streitfragen nicht ausschlossen, kam auch die „Migrationstheorie" an die Reihe der Besprechung. Es wurde zu-

erst die Frage verhandelt: Besteht zwischen den beiden Auffassungen des formbildenden Processes der Darwin'schen Zuchtwahllehre und der Migrationstheorie ein tiefgehender wesentlicher Unterschied? Hat die These, welche beweisen will, daß keineswegs eine sehr lange Zeiträume erfordernde Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein, sondern die ruckweise wirkende isolirte Colonienbildung weniger Emigranten die zwingende mechanische Ursache der Entstehung neuer geschlossener Formenkreise sei, den Anspruch auf eine besondere Theorie der Artbildung? Oder kann sie — ihre Begründung vorausgesetzt — doch nur als eine Ergänzung und Berichtigung der Darwin'schen Selectionstheorie gelten?*

Es wurde zugestanden, daß auch im letzteren Falle die Lehre der Artbildung durch Migration und Isolirung einen anerkennenswerthen Beitrag zu einer richtigeren Auffassung des ganzen Vorganges der Entstehung neuer constanter Formen darbieten würde, als sie die Darwin'sche Selectionstheorie uns gegeben hat. Wenn aus den Thatsachen der geographischen Verbreitung und des localen Vorkommens der vicarirenden Formen im Großen und Ganzen der stärkste Wahrscheinlichkeitsbeweis erbracht werden kann, daß die Natur bei der Bildung constanter Formenkreise auf einem einfacheren Wege vorgeht und daß sie wesentlich mit einem anderen Mittel operirt, als es bei einer fortwährenden Auslese durch die rohe Gewalt des Kampfes ums Dasein auf Grund des Malthus'schen Gesetzes der Fall sein würde, so wäre damit immerhin eine Klärung in der Vorstellung von dem wirklichen Vorgang bei der Entstehung constanter Typen in beiden organischen Reichen gewonnen. Es würde damit die irrige und jedenfalls übertriebene Vorstellung von dem Einfluß, welchen der Concurrenzkampf auf die Bildung der Arten haben soll, auf ihren richtigen Werth zurückgeführt. Diese falsche Ansicht von der Wirkung des „Struggle for life" als zwingende Ursache der Entstehung neuer constanter Formen hat sich freilich so tief und fest in den Köpfen der eifrigsten Anhänger des Darwinismus eingenistet, daß es schwer hält, dieselben selbst durch schlagende Gründe und Thatsachen von ihrer irrigen Auffassung zurückzubringen.

Es ist indessen nicht nur die Verschiedenheit in der subjectiven Auffassung von Seiten der Forscher, die in dieser Streitfrage die Feder geführt — es sind nicht nur die abweichenden persönlichen Deutungen, welche das Verständniß erschweren, sondern die Schwierigkeit liegt zum Theil auch in der Sache selbst. Die inneren Vorgänge der individuellen Variation, welche die Grundursache jeder neuen Formbildung ist, entziehen sich der Beobachtung, und die mitwirkenden äußeren Vorgänge, die mechanischen Ursachen, welche bei der Entstehung jener geschlossenen Formenkreise, die wir Arten nennen, eine so wichtige Rolle spielen, sind in ihren Wirkungen selbst bei dem aufrichtigen Bestreben völliger Objectivität oft einer sehr verschiedenen Interpretation fähig. Daher auch die so häufig vorkommenden gegenseitigen Mißverständnisse. Wenn man sich noch so sehr bemüht, in einer wissenschaftlichen Controverse klar und bündig sich auszudrücken, so gewahrt man doch oft in den Erwiderungen seiner Gegner mit Schrecken, daß man in seinen Darlegungen mangelhaft verstanden worden ist. Das dürfte aber wohl nicht allein in der Unzulänglichkeit der Darstellung, sondern zum Theil auch in der Schwierigkeit des complicirten Themas selbst liegen.

Als erste Bedingungen jeder Artbildung stellt Darwin bekanntlich die Variabilität und die Fähigkeit der Vererbung und Fortbildung sowohl angeborener als erworbener individueller Merkmale auf. Es ist ein unermeßlich großes Verdienst des britischen Forschers, diese einfachen ersten Ursachen oder richtiger Grundbedingungen, ohne welche jede typische Verschiedenheit der Organismen unmöglich sein würde, viel klarer und bestimmter als seine Vor-

* Es mag hier zum besseren Verständniß dieser Studie erwähnt werden, daß unser verehrter Mitarbeiter, Herr Prof. Dr. Moritz Wagner, an der großen darwinistischen Polemik bereits seit nahezu zwanzig Jahren lebhaftesten Antheil genommen und das sogenannte Sonderungs- oder Migrationsgesetz zuerst aufgestellt hat, das einen von der Theorie Darwin's abweichenden Proceß der organischen Formbildung lehrt — eine Entdeckung, die in Gelehrtenkreisen nicht geringes Aufsehen erregt und lebhafte Zustimmung wie mannigfachen Widerspruch gefunden hat. Die Red.

gänger erkannt und überzeugender dargelegt zu haben. Gleichwohl hatte diese Darlegung Darwin's eine wesentliche Lücke. Die Variationsfähigkeit der Art ist keine gleichbleibende, wie er meinte, sondern sie hängt, analog der Zeugungsfähigkeit des Individuums, von den verschiedenen Stadien ihrer Existenz ab. Jugendliche, fruchtbare, individuenreiche Arten haben, wie die Thatsachen ihres Vorkommens lehren, eine stärkere Variabilität als alte Species, die bei abnehmender Individuenzahl im Niedergang begriffen und allmälig auf den Aussterbeetat gesetzt sind. Die Variationsfähigkeit mindert sich in den vorgeschrittenen Lebensstadien der Art und erlischt zuletzt noch vor ihrem gänzlichen Verschwinden gerade so wie die individuelle Zeugungskraft. Auch hier verfolgt der phylogenetische Proceß der Stammesbildung einen dem ontogenetischen Proceß der Individuenbildung analogen Gang, und es erhält damit das von Ernst Häckel aufgestellte biogenetische Grundgesetz eine neue Bestätigung.

August Weismann war es, der diese Ansicht zuerst ausgesprochen hat, und obwohl sie nur eine Hypothese ist, so ist sie eben eine jener guten fruchtbaren Hypothesen, welche die volle Stärke eines Wahrscheinlichkeitsbeweises besitzt, da sie Vieles in den Erscheinungen einfach erklärt, was ohne dieselbe unbegreiflich sein würde. Ihre stärkste Stütze findet sie an den Thatsachen der Chorologie der Organismen. Viele dunkle Vorkommnisse in der Formenvertheilung der Thiere und Pflanzen, sowohl auf den Continenten als auf den Inselgruppen der Oceane, werden uns damit klar, während uns solche ohne die Weismann'sche Hypothese noch ungelöste Räthsel sein würden. Obwohl Darwin selbst noch manche Zweifel gegen dieselbe hegt, so scheint er doch ihren Werth und ihre Bedeutung wohl zu erkennen, denn er bemerkt in einem an den Verfasser dieses Aufsatzes gerichteten Schreiben nach Erwähnung seiner Bedenken: „I wish however that I could believe to this doctrine as it removes many difficulties.“ Gewiß ein nicht zu unterschätzendes Zugeständniß des großen Forschers!

Variabilität und Vererbung individueller Merkmale müssen als die nothwendigen Grundbedingungen jeder Artbildung gelten, aber die eigentlich thätigen, zwingenden nächsten Ursachen der Entstehung neuer Formenkreise sind sie nicht. Durch sie allein würden ohne das Hinzutreten eines dritten treibenden Factors neue Arten ebenso wenig sich bilden, als durch die bloße Existenz von Männchen und Weibchen im Thierreich ohne den Befruchtungsact neue Individuen entstehen könnten. Es würden viele Mißverständnisse, viel Streit über verschiedene Auslegungen in der darwinistischen Literatur erspart worden sein, wenn Darwin oder einer seiner Anhänger uns die Quintessenz seiner Theorie, das Gesetz der Artbildung, alle wirksamen Hauptfactoren des formbildenden Processes zusammenfassend, in einer genügenden, möglichst kurzen, klaren und präcisen Definition dargelegt hätte, was nie geschehen ist. Schon die verschiedenartigen Uebertragungen des etwas mystischen Wortes „Selection“, welches als Züchtung, Zuchtwahl, Auslese u. s. w. übersetzt wurde, deuteten auf etwas abweichendes Verständniß.

Man hat später mit Vorliebe für die Bezeichnung der Theorie die kurze Definition: „Ueberleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein“ (Preservation of favoured races in the struggle for life) gewählt. Doch diese Definition ist in Fassung und Sinn unrichtig und irrig. Denn es sind keineswegs die „passenderen“ Formen, welche die minder passenden im Laufe der Zeit überleben, sondern es ist die jüngere Form, welche durchschnittlich die ältere überdauert. Die jüngere Form kann freilich oft auch die passendere sein, sehr oft ist sie es aber nicht, bei den Arten so wenig wie bei den Individuen. Wenn im individuellen Leben selbst ein schwächlicher Knirps seinen robusten Vater oder Großvater gewöhnlich überlebt, bloß weil er einfach die Jugend für sich hat, so wird es Niemandem einfallen, seine Form deshalb als eine „passendere“ zu bezeichnen. Die entarteten Römer der Kaiserzeit und die feigen, heruntergekommenen byzantinischen Griechen waren gewiß nicht „passendere“ oder „begünstigtere“ Formen als ihre tapferen republikanischen Vorfahren, welche ihre siegreichen Kriege mit eigener starker Faust, nicht mit fremden Söldlingen führten, und doch haben die entarteten Abkömmlinge als die jüngere

Generation ihre thatkräftigen Vorgänger überlebt. Von den gegenwärtigen Deutschen kann man ebenso wenig sagen, daß sie „passender" organisirt seien als ihre starken germanischen Ahnen, die zur Zeit des Tacitus lebten, oder als die deutschen Ritter des Mittelalters. In der Genesis der Arten waltet aber dasselbe Naturgesetz wie in der Genesis der Individuen: Es ist immer die innere Jugend die physiologische Ursache, welche durchschnittlich das Ueberleben bedingt, nicht der günstigere äußere Bau, nicht die morphologische Ursache. Wenn aber ein degenerirtes junges Geschlecht seine besser constituirten Eltern überdauert, so kann man das nicht ein Ueberleben des Passendsten nennen.

Von den Säugethieren unserer jetzigen Faunen kann man im Vergleich mit ihren tertiären Vorgängern, welche als ihre Stammeltern mit größter Wahrscheinlichkeit gelten, durchaus nicht sagen, daß sie durchschnittlich in morphologischer Hinsicht besser ausgestattet seien, daß sie „passendere" Formen repräsentiren, obwohl dies in einzelnen Fällen wohl vorkommen mag. Der braune Bär überlebte den viel kräftigeren Höhlenbären, der asiatische Elephant das stärkere Mammuth, Löwe und Hyäne ihre größeren und kräftigeren diluvialen Vorfahren, ohne daß man an dem veränderten Skeletbau dieser Säugethiere einen Fortschritt, irgend einen errungenen „Vortheil im Kampfe ums Dasein" zu erkennen vermöchte, sondern eher das Gegentheil.

Ein tertiäres Pferdegeschlecht aus der untersten Abtheilung der Miocenformation, das Anchitherium mit dreizehigen Füßen, war zweifelsohne der Stammvater der späteren tertiären Pferdegattung Hipparion. Aus letzterer noch immer dreizehigen Form, deren hintere Zehen Afterklauen bilden, hat sich gegen das Ende der pliocenen Periode ebenso zweifellos das diluviale einzehige Pferd entwickelt, dessen griffelförmige Mittelfußrudimente sich aus der einst vorhandenen zweiten und vierten Zehe gebildet haben. Auch sonst zeigt der Skeletbau dieser zeitlich auf einander folgenden tertiären Pferdegattungen manche nicht unwesentliche Unterschiede, besonders im Bau der Zähne. So fest aber unsere scharfsinnigsten vergleichenden Anatomen überzeugt sind, daß die genauesten Untersuchungen der nach einander auftretenden vorweltlichen Pferdegattungen die Richtigkeit der Descendenztheorie bestätigen, so hat doch noch keiner von ihnen in den Resultaten dieser Untersuchungen zugleich ein günstiges Zeugniß für die Lehre von der „Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein" zu finden vermocht. Selbst Kowalewski, sonst ein eifriger Darwinist, hat die Veränderungen des Skeletbaues in den fossilen Pferdegattungen nicht als einen anatomischen Fortschritt, nicht als „Vortheil im Lebenskampf" gedeutet. Der Niedergang und das allmälige Erlöschen des miocenen Anchitherium wie seines Vorgängers, des eocenen Palaeotherium, stand mit dem Fortleben des jüngeren Hipparion und das Aussterben des letzteren mit der Neubildung der diluvialen Gattung Equus durchaus in keinem anderen causalen Zusammenhange als im Individuenleben das frühere Sterben des Vaters und Großvaters vor dem Tode des Sohnes und Enkels nach dem natürlichen Verlauf. Neue Formen sind daher immer auch verjüngte Formen.

An den fossilen Meerbewohnern der verschiedenen geologischen Perioden, z. B. an den so wichtigen und zahlreichen Cephalopoden, läßt sich die einfache Ursache des Ueberdauerns der verschiedenen Gattungen und Arten noch bestimmter erkennen, da uns diese marinen Formenreihen im Ganzen weit vollständiger erhalten sind als die sehr lückenhaften fossilen Reste der Landsäugethiere. Kein denkender Paläontologe wird behaupten, daß in den Gestaltveränderungen, welche an den Ammoniten während der verschiedenen Perioden der Kreideformation vor sich gegangen sind, auch „passendere" Formen sich offenbaren, sondern sehr viel wahrscheinlicher das Gegentheil — eine greisenhafte Degeneration. In den der Kreideformation vorhergegangenen Perioden des Jura und Lias hatten alle Ammonitengattungen noch einfache eingerollte Spiralschalen, die auch in der unteren Kreide noch fortdauerten. Doch neben ihnen treten in der Kreideperiode bereits auffallende Formveränderungen auf, in denen die Windungen sich von einander loslösen und in schraubenförmige Spiralen

sich aufrollen oder zu Haken und stabförmigen Röhren sich entwickeln.

Diese höchst sonderbaren Gestaltveränderungen der Ammoniten nehmen in der mittleren Kreideperiode zu, aber ihr Individuenbestand nimmt zugleich ab. In der oberen jüngsten Abtheilung dieser Formation werden sie seltener und seltener und verschwinden endlich ganz, ohne die darauf folgende eocene Periode zu erreichen. Man erkennt deutlich, daß in diesem vorgeschrittenen Lebensstadium der Form die reproductive Kraft der einst so formenreichen und weitverbreiteten Ammonitenfamilie sich allmälig verminderte, ähnlich vielen anderen vorweltlichen Typen, um endlich ganz zu verschwinden. Auch Familien und Gattungen theilen das Schicksal der Art und des Individuums. Ihre Variationsfähigkeit schreitet während ihrer Jugend vorwärts, erreicht allmälig einen Höhepunkt, nimmt dann langsam ab und schwindet mehr und mehr, um endlich aus Altersschwäche zu erlöschen. Gattungen und Familien werden aber analog den Arten und Individuen von jenen jüngeren Typen überdauert, die sich während der günstigeren Stadien ihrer Variabilität durch Colonienbildung aus ihnen abzweigten und in anderen Richtungen entwickelten. Unter den veränderten Bedingungen neuer Wohngebiete gelangten sie im Laufe langer Zeiträume zu ganz veränderten Gestaltungscombinationen, denen auch, analog jeder Neubildung von Species und Individuum, die verjüngende Wirkung nicht fehlte.

Auch in den jetzigen Faunen und Floren aller Länder lassen sich zahlreiche Thatsachen nachweisen, welche bei unbefangener Betrachtung gegen die Darwin'sche Selectionstheorie und gegen ihre übertriebene Vorstellung von dem Einfluß, den der „Kampf ums Dasein“ im genetischen Proceß der Formbildung als die angeblich wirkende Hauptursache des Verschwindens alter Arten wie des Aufkommens neuer Speciesformen üben soll, die entschiedensten Zeugnisse ablegen. Andererseits sprechen dieselben Thatsachen bei den lebenden ebenso bestimmt wie bei den fossilen Formen für die Richtigkeit der These: daß die Arten wie die Individuen verschiedene Altersstadien von zunehmender und abnehmender Fruchtbarkeit und Variabilität durchlaufen und daß dieses Altern der Form in der Geschichte des Entstehens und Vergehens der organischen Typen einen viel wichtigeren und wirksameren Factor bildet als der in seinen Wirkungen von Darwin hoch überschätzte Concurrenzkampf.

Keine Classe des Thierreiches giebt in dieser Beziehung bestimmtere Aufschlüsse wie die formenreiche Classe der Insecten, und unter diesen ist es besonders die Ordnung der Lepidopteren, die uns für die Prüfung der genetischen Frage um so überzeugendere Wahrscheinlichkeitsbeweise darbietet, weil bei ihnen die Lebensweise der Individuen vom Ei bis zum Schmetterling viel genauer und vollständiger beobachtet werden kann als bei den übrigen Insectenordnungen. Wir wählen zu diesen vergleichenden Betrachtungen absichtlich einige der artenreichsten und bekanntesten Gattungen aus unserer mitteleuropäischen Fauna.

Jeder Schmetterlingsammler kennt die schöne Nachtfaltergattung Euprepia (Arctia von Schrank, Chelonia von Latreille), deren Arten nach ihren langhaarigen Raupen „Bären“ heißen. Europa besitzt von diesen buntgefleckten farbenprächtigen Nachtschmetterlingen zweiunddreißig Arten. In Afrika, Asien und Amerika treten viele andere vicarirende Arten derselben Gattung auf. Ihr Vorkommen giebt ein beredtes Zeugniß für das verschiedene Alter der nächstverwandten Arten und ihr allmäliges Verschwinden aus Altersschwäche und nicht infolge eines Concurrenzkampfes. So z. B. sind Euprepia caja und E. purpurea durch bunte Färbung und Zeichnung selbst der Vorderflügel und durch die Lebensweise ihrer auch am hellen Tage fressenden Raupen der Vertilgung durch Vögel, Fledermäuse und andere Feinde sehr ausgesetzt. Dennoch sind es häufige, individuenreiche Arten, weil sie als Speciesformen noch in einem jugendlichen Lebensstadium stehen, während andere, nicht ungünstiger ausgestattete Arten, wie E. fasciata und E. Hebe sehr viel seltener sind. Als sehr seltene, erlöschende Arten sehen wir aber aus derselben Gattung E. matronula und E. flavia auftreten, obwohl sie als Raupen und Schmetterlinge verborgener leben und erstere an ihrer Färbung auch einen besseren Schutz hat. E. flavia ist in ihrem Vorkommen auf wenige Stand-

orte in den höheren Regionen der Schweizer Alpen und auf einige Gegenden der arktischen Zone Nordeuropa's und Nordasiens beschränkt und erscheint in dieser sporadischen Verbreitung als eine jener sehr alten Arten, welche schon vor der Eiszeit existirten. E. matronula findet sich in einem mehr zusammenhängenden Verbreitungsgebiet Mitteleuropa's, doch auch hier an sporadisch vielfach unterbrochenen Standorten. Die Raupe ist durch lange und dichte Behaarung gegen Kälte, Nässe, Ichneumoniden und andere Feinde vortrefflich geschützt, lebt am Tage äußerst verborgen im Moos und geht nur bei Nacht auf ihre Futterpflanze. Alte, vielerfahrene Schmetterlingsammler versicherten mir, daß sie in vielen Jahren trotz eifrigen Suchens nur ein- oder zweimal die erwachsene Raupe dieses auch in Deutschland vorkommenden Nachtschmetterlings gefunden. Derselbe wird thatsächlich mit jedem Decennium seltener und seltener. Wir erkennen in ihm deutlich eine erlöschende Art, welche trotz ihrer günstigen morphologischen Merkmale nicht der Concurrenz oder dem Vertilgungskampf, sondern dem Alter mit seiner abnehmenden Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse erliegt.

Eine andere, viel bekannte und artenreiche Gattung der Phalänen zeigt diese sehr verschiedene Seltenheit der Species als völlig unabhängig von ihren morphologischen Schutzmitteln in einem noch auffallenderen Grade. Die prächtige Gattung der Goldeulen Plusia mit ihren mehr oder minder ausgezeichnet metallisch glänzenden Vorderflügeln und einer aufgerichteten Haarbürste auf dem Hinterleibsringe hat ihre zahlreichen charakteristischen Arten in allen Welttheilen. Manche derselben, wie P. gamma und P. chrysitis, fliegen auch am Tage, und obwohl ihre dünnbehaarten grünen und weißen Raupen dem Vogelfraß und den Schlupfwespen ungemein ausgesetzt sind, gehören sie doch zu den häufigen individuenreichen Arten. Andere morphologisch besser geschützte Species, wie P. Concha, orichalcea, bractea, deren Raupen sehr verborgen leben und schwer auf ihren Futterkräutern zu erkennen sind, gehören zu den viel selteneren Arten. Wieder andere Speciesformen derselben Gattung wie P. Mya und deaurata, deren Vorkommen sich auf wenige Standorte in den Alpen beschränkt, werden zu den allerseltensten, das heißt erlöschenden Arten gerechnet, obwohl sie viel besser als die häufigeren Arten ihrer Gattung geschützt sind.

Die Bandphalänen oder sogenannten Ordensbänder der bekannten Schmetterlingsgattung Catocala mit ihren zahlreichen Arten in Europa und in anderen Welttheilen zeigen uns Thatsachen, welche nothwendig zu dem gleichen Schlusse drängen; das ist: die relative Seltenheit der verschiedenen Arten hängt ungleich mehr von dem Altersstadium der Speciesexistenz als von dem morphologischen Schutz ab, den die Arten besitzen. Wir kennen die Biologie der meisten europäischen Schmetterlingsarten in ihren verschiedenen Metamorphosen auf das genaueste und können mit größter Bestimmtheit constatiren, daß sehr viele der in allen Stadien ihres individuellen Lebens bestgeschützten Arten zu den seltenen, das heißt erlöschenden Speciesformen gehören, während andere gegen den Concurrenzkampf weniger vortheilhaft ausgestattete Arten mit einem weit größeren Individuenbestand auftreten und offenbar eine viel längere Dauer ihrer Existenz als jene noch vor sich haben. So z. B. ist die Raupe der Catocala Paranympha mit ihrem dornähnlichen Zapfen auf dem Rücken dem Zweige ihrer Futterpflanze, der Dornschlehe, in Form und Farbe so täuschend ähnlich, daß selbst das schärfste und geübteste Auge des Entomologen die ruhende Raupe auf ihrer Futterpflanze kaum zu erkennen vermag, und nur durch häufiges Klopfen an den Stamm mit unten ausgebreitetem Regenschirm kann der Sammler in ihren Besitz gelangen.

Wäre die Darwin'sche Selectionstheorie richtig, so müßten die so vortheilhaft schützenden morphologischen Merkmale die Vermehrung dieses Nachtfalters sowie anderer verwandter Arten, die in ihren verschiedenen Metamorphosen ebenso vortrefflich geschützt sind, ungemein begünstigen. In Wirklichkeit verhält es sich aber gerade umgekehrt. C. Paranympha und die ihm nächstverwandten gelben Ordensbänder Nymphagoga, Lymenaea, Conversa, Nymphaea gehören sämmtlich zu den seltenen, das heißt zu den abnehmenden und erlöschenden Arten.

Analoge Thatsachen, welche der Darwinschen Zuchtwahllehre auf das entschiedenste widersprechen, lassen sich auch aus anderen Gattungen von Lepidopteren zahlreich nachweisen. Jeder Entomologe kennt die beiden morphologisch einander so nahestehenden und doch durch kleine constante abweichende Merkmale wohl charakterisirten Arten der Gabelschwanzgattung Harpyia Vinula und H. Erminea. Die Raupen beider Phalänen nähren sich von der gleichen Futterpflanze und sehen einander so ähnlich, daß nur das geübte Auge des Kenners sie zu unterscheiden vermag. Beide Raupen besitzen an ihren Gabelschwänzen dasselbe rothe Schreckorgan, das sie bei jeder drohenden Gefahr hervorziehen, und beide fertigen zum Schutze ihrer Puppen das gleiche sehr harte, mit Holzspänchen vermischte Gespinnst. Auch die entwickelten Nachtfalter beider Arten sind ganz ähnlich geschützt und haben dieselbe Lebensweise. Und doch, wie ungeheuer verschieden ist ihr numerisches Vorkommen! H. Vinula gehört zu den häufigsten, H. Erminea zu den seltensten, das heißt erlöschenden Arten. Die Ursache dieser ungleichen Seltenheit von zwei so überaus ähnlichen Arten ist selbst bei eingehender Prüfung durchaus nicht in irgend einer morphologischen Bevorzugung der einen Art gegen die andere zu erkennen. Die Ursache kann nur in einer inneren physiologischen Verschiedenheit, in der Jugend der einen, in der abnehmenden Lebenskraft der anderen Art liegen. Die aus den Eiern gekrochenen Räupchen von H. Vinula ertragen in der That den Wechsel der Witterung und Temperatur ganz gut, während die Räupchen von H. Erminea dabei vielfach zu Grunde gehen. Jene zeigt uns eine noch aufsteigende oder doch auf der Lebenshöhe stehende Speciesform mit guter Widerstandskraft gegen äußere Einflüsse, diese eine erlöschende Art, deren Widerstandsfähigkeit in starkem Abnehmen begriffen ist.

Das Aufsteigen der einen Form ist aber mit dem Niedergehen der nächstverwandten Form in keinem causalen Zusammenhang, sondern ist nur in der Altersverschiedenheit begründet. H. Vinula ist die jüngere Form und hat sich mit größter Wahrscheinlichkeit durch Wanderung und isolirte Colonienbildung aus der älteren Stammart entwickelt. Auch die wesentliche Verschiedenheit in der peripherischen Verbreitung beider Arten giebt für diese Hypothese ein günstiges Zeugniß.

Wenn wir von den nächstverwandten Schmetterlingsarten der gleichen Gattungen absehen und andere Arten verschiedener Gattungen, welche aber von derselben Futterpflanze sich nähren, vergleichend betrachten, so wird diese Wahrheit und der durch falsche Auslegung des Malthus'schen Gesetzes von den Darwinisten verbreitete Irrthum noch viel augenfälliger. Werfen wir zu diesem Zweck einen prüfenden Blick auf diejenigen unserer einheimischen Schmetterlingsarten, die sich während ihres langen Raupenstadiums ausschließlich von den harten Nadeln der Fichte nähren. Von einem Concurrenzkampf um Raum und Nahrung kann hier gewiß keine Rede sein, denn unsere Fichtenwälder sind so groß und ausgedehnt, daß die auf ihren Bäumen lebenden Insectenlarven thatsächlich niemals um Nahrung verlegen sind, niemals darum kämpfen müssen. Wenn man eine Noctua-Art, die Trachea Piniperda, als einen „Waldverderber“ bezeichnet hat, so ist diese Benennung sehr unpassend, denn auch in Jahren, wo ihre Raupen besonders häufig auftreten, verzehren sie nie auch nur den hunderttausendsten Theil der im Walde vorhandenen Fichtennadeln. Es genügt ein prüfender Blick auf unsere Fichtenwälder und auf die sich von ihnen nährenden Insecten, um hier die völlig irrige Ausbeutung des Malthus'schen Gesetzes zur Erklärung der Artbildung zu erkennen.

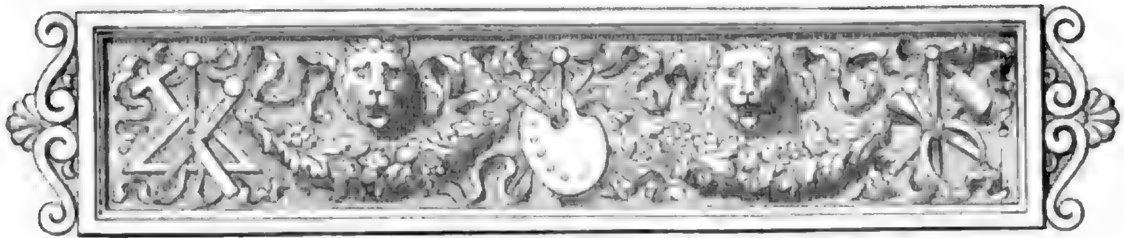
Unter diesen Fichtenphalänen ist nicht nur das äußerst ungleiche numerische Vorkommen der Arten, sondern namentlich der Umstand, daß ihre größere oder geringere Seltenheit im umgekehrten Verhältniß zu ihrem morphologischen Schutze steht, eine ebenso unleugbare als charakteristische Thatsache, welche sich mit der Selectionstheorie durchaus nicht verträgt. Der Fichtenschwärmer Sphinx pinastri und die zur Familie der Noctuen gehörende Trachea Piniperda haben nackte bunte Raupen und sind in diesem langen Stadium ihres individuellen Lebens bei so ungünstiger morphologischer Ausstattung die Beute sehr vieler Feinde. Von der grünlichen, weiß und roth gestreiften Raupe der letzteren be-

merkt der erfahrene Entomologe Friedrich Treitschke: „Fast keine andere Art hat so viele Feinde. Vögel, Fliegen, besonders Schlupfwespen verfolgen sie, so daß von hundert kaum eine davonkommt.“ Auch die dünnbehaarte Raupe von Liparis Monacha und der auch am Tage fliegende schwarz und weiße Falter haben viele Feinde und werden in beiden Stadien ihres Lebens zahlreich verfolgt. Dagegen sind die gleichfalls von Fichtennadeln sich nährenden Raupen von Diphtera coenobita und Gastropacha lobulina durch Farbe und dichtere Behaarung besser geschützt, aber sehr selten. Am vortheilhaftesten, mit langen grünlichen, den Fichtennadeln ähnlich gefärbten Haaren ist aber die Raupe von Orgyia abietis, welche auf den Fichtenzweigen von ihrer Futterpflanze kaum zu unterscheiden ist und zudem bei der geringsten Gefahr sich zusammenballt und vom Baume fallen läßt.

Nach der Zuchtwahllehre sollte man erwarten, daß die erstgenannten Species von Fichtenphalänen wegen ihres geringen Schutzes nothwendig die selteneren, vom Aussterben zunächst bedrohten Arten, die anderen vortheilhafter organisirten Species, welche auf dieselbe Nahrungspflanze angewiesen sind, dagegen die häufigeren Formen sein müßten. In Wirklichkeit verhält sich aber das Vorkommen gerade umgekehrt. Die schlechtgeschützten Species T. Piniperda, S. pinastri und Liparis Manacha sind sehr häufige Arten, welche nach aller Wahrscheinlichkeit noch eine lange Dauer ihrer Speciesexistenz vor sich haben, die besser geschützten D. coenobita und G. lobulina kommen dagegen viel seltener vor. Die morphologisch am günstigsten ausgestattete, vortrefflich geschützte O. abietis ist aber eine so überaus seltene Schmetterlingsart, daß der erfahrene Entomologe Ferdinand Ochsenheimer zur Zeit, als er sein großes Lepidopterenwerk schrieb, davon nur fünf Exemplare in sämmtlichen Sammlungen Europa's kannte. Ihre Seltenheit hat seitdem mit jedem Decennium noch zugenommen. Trotz ihres ausgezeichneten Schutzes in Form und Farbe, ohne irgend eine Bedrohung durch den Concurrenzkampf rückt sie bei abnehmender Widerstandskraft gegen Witterungseinflüsse ihrem Erlöschen immer näher, ganz analog den seltener werdenden Säugethierarten, wie z. B. den anthropomorphen Affen, die weder vom Menschen noch von Raubthieren verfolgt werden und doch aus Altersschwäche der Form bei abnehmender Reproductionskraft und äußerster Empfindlichkeit gegen klimatische Einflüsse mehr und mehr dahinschwinden.

Solche Beispiele, welche sich mit der Darwin'schen Selectionstheorie durchaus nicht in Einklang bringen lassen, kann man also nicht nur aus der artenreichen Ordnung der Schmetterlinge, sondern auch unter den Insecten, namentlich aus der noch formenreicheren Ordnung der Käfer, ebenso wie aus anderen Classen und Ordnungen des Thierreiches bei aufmerksamer Prüfung zu Hunderten und Tausenden nachweisen. Ich habe mich hier absichtlich auf wohlbekannte Arten aus Mitteleuropa beschränkt, deren Vorkommen und Lebensweise in ihren verschiedenen Metamorphosen von allen Schmetterlingssammlern so leicht beobachtet werden können. Professor Nägeli kann hier nicht den gegen mich einmal erhobenen Vorwurf wiederholen: „daß ich meine Beispiele vorzugsweise fremden Welttheilen entlehnt hätte, wo es schwer sei, ihre Richtigkeit zu prüfen.“

Allerdings würden mir bei dem größeren Formenreichthum der Faunen südlicher Länder, besonders der Tropengegenden, noch ungleich mehr beweisende Thatsachen zur Verfügung stehen für eine auf vieljährige Beobachtungen sich stützende Ansicht: daß der Einfluß des Lebenskampfes der Organismen um Raum und Nahrung auf den Wechsel der Formen, auf den Untergang alter wie auf die Bildung neuer Arten von den Darwinisten hoch überschätzt worden ist und daß in dem Proceß des allmäligen Alterns und Aussterbens der typischen Formenkreise, welcher ganz analog dem ontogenetischen Proceß des individuellen Daseins verläuft, die Natur ein genügendes Mittel besitzt, jedes übermäßige Anhäufen des Individuenbestandes ohne irgend eine wesentliche Mitwirkung des Concurrenzkampfes verwandter oder fremder Formen zu beseitigen.



Die Brüder Hubert und Jan van Eyck.

Von

Wilhelm Lübke.

Die Malerei ist recht eigentlich die Kunst der christlichen Zeit. Nicht als ob die antike Welt nicht ebenfalls eine glänzend entwickelte Malerei besessen hätte. Namen von höchstem Ansehen werden uns überliefert, Werke von hervorragender Bedeutung uns geschildert. Aber gegenüber der Plastik trat doch bei den Griechen die Malerei in die zweite Linie zurück. Jene, die ältere, am meisten gefeierte Schwester, war die götterbildende Kunst. Sie hatte die Tempel mit den Statuen der Götter geschmückt, hatte in jenen gewaltigen chryselephantinen Wunderwerken, wie sie des Phidias Athene auf der Akropolis zu Athen, Zeus zu Olympia, wie sie des Polyklet Hera zu Argos darboten, die Gottesideen eines ganzen Volkes zur Anschauung gebracht. So blieb ihr denn auch, selbst als die Malerei sich zu höchster Vollendung aufschwang, für immer der Vorrang.

Ganz anders gestaltete sich Stellung und Schicksal der beiden Künste in der christlichen Aera. Begreiflich ist, daß die ersten Christen jene aus dem Judenthum stammende Scheu vor der plastischen Kunst in die neue Lehre hinübernahmen. „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten"; dieses Verbot ging in das Gesetz des Christenthums über. Zu verführerisch lockten aller Orten die von den größten Bildhauern der besten Zeiten geschaffenen Götterbilder, um nicht den strengen Jüngern des neuen Glaubens, der den einen Gott im Geiste anzuschauen und zu verehren lehrte, unheimlich zu erscheinen. Athmete in jenen Schöpfungen doch eine ins Göttliche verklärte Selbstherrlichkeit der Menschengestalt in ihrer vollendeten Schöne, die dem demüthigen, entsagenden Geiste des Christenthums zuwider war. Als daher das Bedürfniß sich immer mehr geltend machte, die bildende Kunst zur Ausstattung der Gotteshäuser heranzuziehen, ging mit strenger Zurückweisung der Plastik diese neue Mission auf die Malerei über.

Und diese Umwandlung in der Stellung der Künste war nichts Zufälliges. Denn die Malerei als die weniger stoffliche Kunst, die nur ein farbiges Spiegelbild der Erscheinungen hinzustellen hat, vermochte tiefer und umfassender den neuen Anforderungen zu genügen. Vermag sie doch im Schmelz des Colorits, im wechselnden Schimmer des Lichtes die zartesten inneren Regungen des Gemüthes in viel ergreifenderer Weise zur Erscheinung zu bringen als ihre wesentlich in Darstellung der schönen äußeren Form sich ergehende Schwester. So mußte sie schon um dieses Vorzuges willen einer Gottesanschauung sich empfehlen, die das Geistige betont und die Form nur so weit gelten läßt, als sie der Ausdruck des Seelischen ist.

Man hätte nun erwarten sollen, daß die zu solchem Ansehen erhobene Kunst schnell zur höchsten Vollendung sich ent-

falten würde. Die geschichtliche Betrachtung aber lehrt uns das Gegentheil. So lange die Malerei noch von den Nachwirkungen der großen antiken Kunsttradition zu zehren hatte, erhob sie sich zu einer gewissen Kraft und Größe. Je mehr aber die antiken Anschauungen verblaßten, desto dürftiger und lebloser wurde die neue Kunst, bis sie unter dem überwältigenden Einfluß des Byzantinismus zu greisenhafter Starrheit verknöcherte. Die Gründe dieser Verkümmerung sind nicht schwer nachzuweisen. Nur an einem allgemein verbreiteten, mit der selbständigen Bedeutung des individuellen Lebens verbundenen Naturgefühl vermögen die bildenden Künste sich zur Vollendung zu entfalten; wo dieses fehlt, müssen sie hinwelken. Dem ganzen Mittelalter fehlten diese Voraussetzungen gänzlich. Die Empfindung und vollends das Studium der Natur war durch die transcendente Richtung des Christenthums zurückgedrängt, die individuelle Entwickelung durch die straffe Einfügung des Einzelnen in feste Verbände, sowohl im kirchlichen als im profanen Leben, gehemmt. Die bildenden Künste, von der Natur abgekehrt, arbeiteten ziemlich schablonenhaft nach überlieferten Vorlagen; daher das Allgemeine, Typische, fast Abstracte in den meisten Schöpfungen der Zeit. Noch Dürer klagt, daß man bis in seine Zeit die lernbegierige Jugend nach einem äußeren Herkommen unterwiesen habe und daß es selbst ihm äußerst schwer geworden sei, zu den Quellen der Naturerkenntniß vorzudringen.

In einer Zeit aber, wo die allgemeinen Anschauungen das individuelle Empfinden so sehr gebunden halten, muß vor Allem jene Kunst zur Blüthe gelangen, in welcher die großen Grundideen einer ganzen Zeit zum Ausdruck kommen: die Architektur. So ist es denn kein Wunder, wenn die Baukunst im Mittelalter die tonangebende Kunst wird, wenn in den feierlichen romanischen Domen und den erhabenen gothischen Kathedralen das künstlerische Ideal jener Zeit seine glanzvolle Verkörperung findet. Und zwar vollzieht sich diese Blüthe auf Kosten der bildenden Künste, die ausschließlich im Banne der Architektur stehen. So muß sich das plastische Werk streng in den engen Rahmen der Baukunst fügen, muß in den Leibungen der Portale, an den schmalen Pfeilern des Inneren auf knapp bemessenen Consolen sich drücken und ducken, so gut es eben gehen mag. Aber auch der Malerei werden durch die unlösliche Verbindung mit der Baukunst Fesseln angelegt. Schon in den Mosaiken der altchristlichen Basiliken erkennen wir dies architektonische Gesetz, welches in dieser Allgemeinheit die antike Malerei nicht kannte; es wirkt in der Gesammtanordnung und in der Anlage der einzelnen Gestalten als symmetrisch-rhythmisches Element, welches fortan durch das ganze Mittelalter die Malerei beherrscht. Selbst in den höchsten Schöpfungen eines Rafael erkennen wir noch das Fortwirken dieses Gesetzes, das freilich bei ihm sich mit dem tiefsten Studium der Natur und dem höchsten Schönheitssinne vermählt.

Aber das Naturgefühl, bis zu religiöser Innigkeit besonders bei den germanischen Völkern gesteigert, läßt sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Selbst im Mittelalter weiß es sich zu regen, und schon in den bezaubernden Lauten unserer Minnesänger, in den süßen Liedern eines Walther von der Vogelweide, in den glühenden Gesängen eines Gottfried von Straßburg, regt es seine Schwingen. Und dieselbe Beobachtung machen wir in den bildenden Künsten. Die Plastik versucht zuerst an den Grabdenkmälern aus dem Bann einer typischen Convention zu individuellem Leben, zu treuer Schilderung des Charakteristischen vorzudringen; selbst in den heiligen Gestalten an den französischen Kathedralen des dreizehnten Jahrhunderts, in den Bildwerken der goldenen Pforte zu Freiberg, der Kirche zu Wechselburg, des Doms zu Bamberg u. a. schwingt sich die Sculptur zu einem freieren Lebensgefühl auf, und bald darauf versucht auch die Malerei ihr nachzufolgen. Allein sie hat noch mit zu großen Schwierigkeiten zu ringen. Wohl lächelt uns himmlische Holdseligkeit aus den Madonnen des Meisters Wilhelm von Köln und seiner Schul- und Zeitgenossen entgegen; aber tieferes Naturgefühl, schärfere Charakteristik, individuelle Formgebung fehlen noch durchgängig, und die ätherischen, licht getönten Gestalten heben sich von ihrem gemusterten Goldgrund wie himmlische Erscheinungen, nicht wie verklärte Spiegelbilder der Wirklichkeit ab.

Dieser Zustand währte im ganzen Norden bis ins fünfzehnte Jahrhundert. Was damals bei uns gemalt wurde, trägt das Gepräge dieser zarten und lieblichen, aber doch im Typischen erstarrten und zurückgebliebenen Auffassung. Keine Frage, daß die damalige Sculptur der Schwesterkunst beträchtlich vorausgeeilt war, daß sie dieselbe an Lebensfülle und Charakter übertrifft. Auch in Italien war die Malerei lange in der Formgebung Giotto's befangen geblieben, wenngleich Orcagna, Altighiero und Avanzo mancherlei Fortschritte nach der Seite der Naturwahrheit einführten. Der Umschwung zu einer völlig naturwahren Kunst, wie er dort durch Brunellesco, Ghiberti, Donatello, Masaccio gewonnen wurde, brach sich unter der Führung des Humanismus, unter dem Banner der Antike Bahn. Die ganze Nation nahm begeistert Antheil an diesem Aufschwunge, und daher erfuhr die italienische Kunst nach allen Seiten jene wunderbare Vertiefung und Erneuerung, welche wir mit dem Ausdruck Renaissance bezeichnen und die in den gefeierten Namen eines Lionardo, Bramante, Michelangelo, Rafael gipfelt.

Anders vollzog sich die Entwickelung bei uns im Norden. Hier sprach die Antike nicht mit, hier fehlte also jener gewaltige Factor, der den Künstlern wiederum ideale Vorbilder von höchster Schönheit vor Augen stellte. Schärfer und einseitiger, aber darum vielleicht tiefer ist es ein begeistertes Naturgefühl, welchem die Künstler ausschließlich folgen. Der Naturalismus freilich, der sich daraus ergab, ist sehr verschieden von dem, was die heutige Kunst unter dieser Bezeichnung erkennt und übt.

Flandern war es, von wo der Anstoß zu dieser gewaltigen Bewegung ausging. In jenen nordwestlichen Niederungen saß seit alten Zeiten ein Volksstamm, der seine angeborene Tüchtigkeit durch den Kampf mit den Elementen zu männlichem Selbstgefühl entfaltet hatte. Die ganze Existenz war ein Kampf mit dem Meere, dessen drohenden Fluthen durch unablässiges Ringen das Land abgetrotzt worden war. Daher der kräftige Sinn, der sich keiner Verweichlichung beugte und auf dem mühsam errungenen Boden in freudig angespannter Thätigkeit den Grund zu einem höheren Culturleben legte. Schon früh erstand hier eine Reihe von Städten, in denen ein freies Bürgerthum zu höchster Blüthe und Macht sich aufschwang. Die günstige Lage förderte Handel und überseeischen Verkehr; der rege Erfindungsgeist des Volkes, den selbst Luther zu rühmen weiß, rief in großartigem Stil eine Blüthe der Gewerbe hervor, die besonders durch die Fabrication von wollenen Tüchern und durch seine Webereien, namentlich jene kostbaren in der ganzen Welt gepriesenen Teppiche, dem Lande bedeutenden Wohlstand sicherten. In den Straßen und auf den Märkten der großen Städte tummelte sich geschäftig ein Völkerverkehr, wie er mannigfaltiger selbst auf den Marmorfliesen des Marcusplatzes zu Venedig nicht zu finden war; Italiener und Spanier, Engländer und Franzosen, Deutsche, Slaven und die Söhne des fernen Ostens sah man im bunten Gemisch die Straßen von Brügge beleben. Noch jetzt gewährt uns diese herrliche, wohlerhaltene Stadt ein Bild ihrer Blüthe und Macht, die sich in zahlreichen bedeutenden Denkmalen spiegeln. Daneben wissen Gent, Löwen, Brüssel sich ebenfalls zu bedeutendem Ansehen zu erheben, und auch dort fehlt es namentlich nicht an großartigen Rathhäusern, welche den mächtigen Bürgersinn jener Zeit glänzend bekunden. Nicht minder wichtig ist die Prachtliebe des burgundischen Hofes, damals des reichsten Fürstenthums der Welt, die im Wetteifer mit den blühenden Städten ein höheres künstlerisches Leben fördert. Dem mehr demokratischen, bürgerlichen Element gesellt sich dadurch das für feinere Lebensanschauung unerläßliche aristokratische, und ebenso günstig mischt sich in jenen Ländern mit der derberen germanischen Natur die feinere Anmuth des romanischen Wesens.

Wie günstig ein solcher Boden für die Entfaltung einer höheren Kunst war, leuchtet ein. Reichthum und Machtfülle, Streben nach Glanz und Pracht, diese nothwendigen Voraussetzungen aller Kunstblüthe, waren vorhanden. Vor Allem aber muß sich damals in der ganzen Bevölkerung jener malerische Sinn ausgebildet haben, der alsbald mit wunderbarem Glanze sich bethätigen sollte. Es darf wohl darauf hingewiesen werden,

Der Genter Altar, geöffnet. Obere Abtheilung.

Digitized by Google

daß die größten Malerschulen der neueren Zeiten, die niederländische und die venetianische, auf dem Boden von Tiefländern entsprungen sind, welche dem Auge keine plastischen Formen bieten, aber durch die feuchte Meeresluft, durch die verschleiernden Dünste und Nebel den malerischen Sinn fördern, indem sie die scharfen Umrisse der Gegenstände verhüllen und eine Scala feingebrochener Töne erzielen, welche eine coloristische Grundstimmung wecken. Rechnet man endlich hinzu, wie sehr die tägliche Anschauung des bunten Völkergewimmels auf den Straßen und Plätzen das Auge des Malers üben und für die Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens schärfen mußte, so begreift man, warum gerade hier die günstigste Stätte für die Entwickelung dieser Kunst sich bot. In der That haben wir schon früh ein Zeugniß für die Blüthe der Malerei in diesen Gegenden: in jener bekannten Stelle des Parcival, wo neben den Malern von Köln die von Maestricht hoch gepriesen werden. Es ist vielleicht nicht zufällig, daß gerade aus dieser Gegend der große Bahnbrecher der flandrischen Malerei hervorgehen sollte. Dennoch vermögen wir eine frühere Blüthe dieser Kunst dort nicht nachzuweisen. Das erste Zeugniß von entschiedenem Erwachen des Natursinns in der niederländischen Kunst sind die zahlreichen Grabmäler in Tournay, welche für das vierzehnte Jahrhundert schon ein Gefühl für individuelles Leben bezeugen. Aber diese merkwürdigen Arbeiten vermögen ebenso wenig wie die bedeutenden Werke des Claux Sluter zu Dijon in Zusammenhang mit der Eyck'schen Malerei gebracht zu werden. Immerhin freilich bekunden sie, daß damals in den Niederlanden ein Zug zum Realismus die plastische Kunst bereits erfaßt hatte. Wie sehr man auch das plötzliche Emporsteigen der Eyck'schen Malerei aus namhaften Vorstufen zu erklären versucht hat, so muß dies Alles doch als vergeblich angesehen werden. Denn diese Kunst erhebt sich ohne irgend erkennbare Vorgänger plötzlich zu einer solchen Herrlichkeit, Größe und Macht, daß sie uns noch jetzt völlig wie ein Wunder berührt. Zu ihrer Erklärung sind wir einzig auf die Annahme beschränkt, daß ein gewaltiger, tief in der Zeit liegender Drang zur Natur auf einmal in einem großen schöpferischen Meister Gestalt gewinnt und ihn zu Manifestationen antreibt, welche auf uns mit der zwingenden Macht von Offenbarungen wirken.

Hubert van Eyck, dies ist der Name jenes großen Meisters, ist wahrscheinlich um 1366 in Maaßeyck, einem kleinen Orte im Maaßgebiet, geboren worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammte er aus einer alten Malerfamilie, denn auch sein jüngerer Bruder und seine Schwester widmeten sich derselben Kunst. Wie wichtig wäre es für uns, wenn wir über seinen Bildungsgang, seinen Lehrmeister oder die Schule, die ihn erzogen, etwas erfahren könnten! Aber alle Nachforschungen sind vergeblich gewesen; nicht einmal frühere Werke Hubert's lassen sich irgendwie nachweisen; wie ein Meteor, das ungeahnt und plötzlich am nächtlichen Himmel erscheint, tritt er als fertiger Meister mit einem der großartigsten und vollendetsten Werke der Malerei aus dem Dunkel hervor, reißt seine Zeitgenossen wie im Sturm mit sich fort und begründet mit einem Schlage eine Schule, deren Wirksamkeit über ein Jahrhundert lang die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt, nicht bloß Flandern und Holland, sondern auch sämmtliche deutsche Schulen zur Nacheiferung anspornt und selbst in Italien die größte Bewunderung hervorruft.

So wenig wir über seine Entwickelung wissen, ebenso dürftig sind die Nachrichten über sein äußeres Leben. Was ihn bewogen hat, seine Heimath zu verlassen, vermögen wir indeß zu vermuthen. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wütheten dort furchtbare Kriegsstürme; das Jahr 1408 ist durch den Aufstand der Lütticher bezeichnet. Maestricht wurde erobert und hatte eine gräuelvolle Plünderung zu erdulden; wahrscheinlich haben diese Unruhen Hubert sammt seinem jüngeren Bruder Jan zur Auswanderung veranlaßt. Allem Anscheine nach ließen sie sich in Gent nieder, wo damals Philipp der Gute seinen glänzenden Hof hatte. Daß das Künstlerpaar mit dem Herzog und seiner Gemahlin Michelle in Verbindung stand, erfahren wir durch ein urkundliches Zeugniß. Denn als die Fürstin im Jahre 1421 aus Gram über den Verdacht, daß sie am Morde Johann's

ohne Furcht auf der Brücke bei Montereau unter den Augen ihres Bruders, des Dauphins, mitschuldig sei, gestorben war, schenkte die Stadt Hubert und Jan die Zunftfreiheit zum Andenken an die Herzogin, „die sie sehr lieb hatte“, wie das Document sagt. Außerdem erfahren wir nur noch, daß Hubert im Jahre 1424 Zahlungen für eine im Auftrage der Schöffen gemalte Tafel empfängt und einen feierlichen Besuch vom Rath der Stadt erhält. Zwei Jahre darauf, am 18. September 1426, stirbt er und wird in der Capelle von St. Bavo, damals St. Johann, wo sein großes Altarwerk aufgestellt war, beerdigt. Das ist Alles, was wir an Daten aus dem Leben dieses größten Meisters der altflandrischen Malerei wissen.

So dürftig diese Nachrichten sind, um so bedeutsamer gestalten sich die Aufschlüsse über seinen künstlerischen Charakter, welche uns der berühmte Genter Altar gewährt. Durch die auf dem Rahmen des Werkes befindliche Inschrift erfahren wir, daß Jodocus Vyd der Stifter des Bildes war. Es war ein reicher Patricier von Gent, Herr des Städtchens Pameele, der dies großartige Werk für seine Familiencapelle in St. Bavo zu Gent bei Hubert bestellt hat. Dieses gewaltige Werk ist zwar nicht mehr ungetrennt an seinem ursprünglichen Ort vorhanden, aber da es fast vollständig noch erhalten ist, so vermögen wir uns den ursprünglichen Zusammenhang und seine Wirkung wohl vorzustellen. Es ist ein Flügelaltar, wie die nordische Kunst sie liebte, der aber aus zwei Abtheilungen, einer oberen und einer unteren, besteht, zu welcher ursprünglich noch eine dritte als Altarstaffel sich gesellte, mit einer Darstellung der Hölle, die aber nicht mehr vorhanden ist. Das Werk zeigte also in ähnlicher Anlage wie die mittelalterlichen Mysterienspiele eine Dreitheilung, welche den Himmel, die Erde und die Unterwelt umfaßte. Die obere Region enthält die himmlischen Scharen, Gottvater in der Mitte, dann die Madonna und Johannes den Täufer, sowie musicirende und lobpreisende Engelgruppen; die mittlere Abtheilung führt uns auf die Erde und zeigt uns die Scharen der Gläubigen, die das Lamm verehren. Man nennt daher auch kurzweg das Bild die „Anbetung des Lammes“. In der That hat dem Maler die Stelle aus der Apokalypse VII, 9 vorgeschwebt: „Danach sahe ich, und siehe, eine große Schar, welche Niemand zählen konnte, aus allen Heiden und Völkern und Sprachen vor dem Stuhle stehend und vor dem Lamm, angethan mit weißen Kleidern und Palmen in ihren Händen, schrieen mit großer Stimme und sprachen: Heil sei dem, der auf dem Stuhle sitzt, unserem Gott und dem Lamm! Und alle Engel standen um den Stuhl und um die Aeltesten und um die vier Thiere, fielen vor dem Stuhl auf ihr Angesicht und beteten Gott an.“

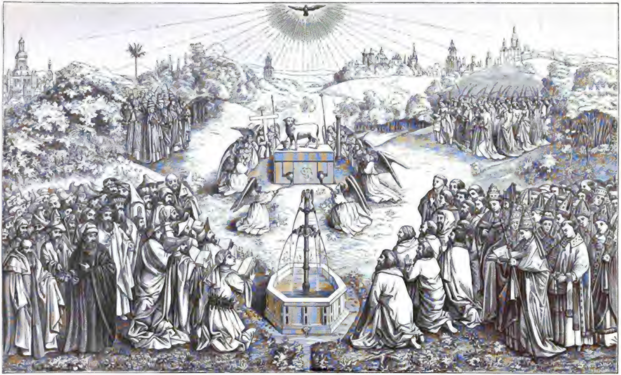
Betrachten wir zunächst die obere Abtheilung. Sie besteht, wenn der Altar geöffnet war, aus einem höheren mittleren Bogenfelde und zwei etwas niedrigeren zu beiden Seiten, an welche sich jederseits wieder ein halbirtes höheres Feld schließt, welche beide zusammen bei geschlossenem Altar das Mittelfeld deckten. Auf dem letzteren nun sieht man in übermenschlicher Größe und feierlicher Macht die Gestalt Gottvaters. Streng und unbewegt mit den großen Augen geradeaus blickend, die kraftvollen Formen des Gesichts von einem dunklen Bart eingerahmt, thront er in reichen päpstlichen Pontificalgewändern. Auf dem Haupte trägt er die Tiara, deren dreifache Krone mit Perlen und Edelsteinen aufs reichste besetzt ist und deren breite Stolen, mit Perlenkreuzen geschmückt, zu beiden Seiten niederfallen. Ein prachtvoller Mantel von leuchtendem Roth umhüllt in großartigem Faltenwurf die Gestalt, ebenfalls aufs reichste mit gestickten Säumen, mit Perlen und Edelsteinen eingefaßt, auf der Brust durch eine große juwelenbesetzte Agraffe festgehalten. Während er die nervige Rechte zum Segnen emporhebt, hält die Linke ein goldenes Scepter von nicht minder köstlicher Arbeit. So reich diese ganze Ausstattung ist, hält sie sich doch fern von Ueberladung, vielmehr dient Alles dem imposanten Eindruck dieser Gestalt, die an Majestät vielleicht Alles überbietet, was die christliche Kunst geschaffen hat. Sie setzt sich wirksam von einem mit lateinischen Sprüchen durchwirkten Goldgrunde ab, vor welchem zum Theil ein Teppich von schwarzem gold-

durchwirktem Damast ausgespannt ist, der als wiederkehrendes Muster, von Weinlaub umfaßt, den Pelikan zeigt, wie er seine Jungen mit dem eigenen Blute nährt. Dieser Teppich steigert noch die vornehme Pracht der Gesammtwirkung, die auf einen Künstler von hoher coloristischer Begabung schließen läßt. Zu den Füßen Gottvaters endlich ist eine Krone niedergelegt, welche in reichster Goldschmiedearbeit durchbrochen und mit Edelsteinen geschmückt ist. In ihr ist gleichsam alle weltliche Macht und Herrlichkeit dem höchsten Himmelsherrn zu Füßen gelegt.

Zur Rechten dieser feierlichen Gestalt sehen wir in ähnlicher Anordnung, ebenfalls auf Goldgrund und reichem Teppich, gegen Gottvater gewendet, die heilige Jungfrau sitzen. Mild und edel sind die Züge ihres Antlitzes, das von langem blondem Haar umflossen und von einer reichen Krone geschmückt wird. Ein prächtiger Mantel von leuchtendem Blau, kaum minder reich besetzt als der Gottvaters, umhüllt in edlem Faltenwurf die Gestalt. Andächtig blickt sie in das Gebetbuch, welches sie mit beiden Händen vor sich aufgeschlagen hält. Auf der anderen Seite sehen wir, ebenfalls gegen die Mittelfigur gewendet, die nervige Gestalt des Bußepredigers, der über sein braunes härenes Gewand ebenfalls einen prächtigen grünen Mantel geworfen hat. Die markigen Züge des gebräunten Gesichtes sind von einem dichten krausen Bart und einem Walde dunkler Locken eingefaßt. Während er mit der Linken in einem auf seinem Schoße aufgeschlagenen Buche blättert, hebt er die Rechte feierlich empor. Indem beide Gestalten sich gegen die mittlere Hauptfigur neigen, wird die Bedeutung der letzteren noch mehr betont, und der Dreiklang dieser Gestalten, der schon in der Farbe seinen prägnanten Ausdruck gewinnt, kommt zu voller Harmonie. Erstaunlich ist schon hier, wie die feierliche Größe des Stils und die breite Wucht der Formgebung sich mit der liebevollsten Versenkung in das Detail verbindet, denn die schmückenden Beigaben allein verrathen eine Künstlerphantasie, die selbst für das anscheinend Untergeordnete einen ganzen Schatz von Erfindung in Bereitschaft hält.

Die folgende Tafel neben Johannes zeigt die heilige Cäcilia vor einer reich geschnitzten Orgel sitzend und ganz in ihr Spiel versunken. Drei liebliche Engel unterstützen sie auf Harfe und Bratsche. Gekleidet ist die Heilige in ein dunkles Goldbrocatgewand. Ihr feines Gesicht zeigt den Ausdruck sinnigen Ernstes, die zarten Finger drücken nicht ohne Anstrengung die Tasten nieder. Gegenüber auf der Tafel neben Maria haben wir die himmlische Vocalmusik in einem Doppelquartett singender Engel, die, um ein schön geschnitztes Chorpult geschart, mit dem höchsten Eifer singen. Der Künstler hat hier aufs genaueste beobachtet, welche Anstrengungen ungeübte Sänger machen, um entweder die höchsten oder die tiefsten Töne zu erreichen, so daß ihm die Wahrheit sogar über die Schönheit geht. Man kann nichts Naiveres sehen. Auch diese Gestalten sind aufs reichste in Prachtgewänder gekleidet, das krause blonde Haar von Goldreifen zusammengehalten. Auf den äußersten halbirten Bogenfeldern hat der Künstler sodann Adam und Eva, beide nackt mit Feigenblättern, Eva mit dem Apfel in der Hand, dargestellt. Der Sündenfall mußte hier als Ausgangspunkt der Erlösung angedeutet werden. In diesen beiden Gestalten spricht sich ein tiefes Studium des menschlichen Körpers und der Gesetze perspectivischer Darstellung aus, obwohl die Formen an sich weder schön noch anmuthig sind. Ueber Adam ist in dem kleinen Bogenfelde das Opfer Kain's und Abel's, über Eva die Ermordung Abel's durch seinen Bruder in kleinen Figuren als erste Folge der Erbsünde geschildert.

Ziehen wir die Summe dieser oberen Bildreihe, so drückt sich in ihr schon mit ganzer Macht der wunderbare Umschwung aus, den die Kunst erfahren hat. Es sind Gestalten voll Mark und individuellen Lebens, in vollendeter Naturwahrheit hingestellt, von geradezu vollkommener Meisterschaft in Zeichnung, Modellirung und Farbengebung. Die Carnation hat durchweg einen kräftigen, ins Bräunliche spielenden Ton, am tiefsten bei Johannes und bei Gottvater, in zarteren Abstufungen bei der Maria und den Engeln. Nimmt man Alles zusammen, was bis dahin sowohl im ganzen Norden wie in Italien gemalt worden war, wie muß es erblassen und verschwinden vor diesen gewaltigen



Der Genter Altar. Die Anbetung des Lammes. Mittelbild der unteren Abtheilung.

Digitized by Google

Zeugnissen einer neuen Kunst! Einer Kunst, die durchaus realistisch in ihren Mitteln, aber ideal in ihren Zielen ist, die vom Mittelalter noch das Mystische, Feierliche, Ahnungsvolle hat, von der neuen Zeit aber das tiefe, alldurchdringende Naturgefühl. Daher auch mit Recht die übermenschliche Größe der Gestalten, die ganz wie bei den Götterbildern der griechischen Kunst den Ausdruck des Idealen mitbestimmt.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der unteren Reihe. Hier ist die Eintheilung eine andere, denn auf der Mitteltafel, welche an Breite den drei mittleren Feldern der oberen Reihe entspricht, ist die Anbetung des Lammes geschildert. Auf weitem, blumengeschmücktem Wiesenplan, der von waldbedeckten Hügeln eingeschlossen wird, sehen wir ganz vorn in der Mitte den Brunnen des lebendigen Wassers, der aus Bronzeröhren seine Strahlen herabsendet. Weiter im Mittelgrunde ist ein Altar errichtet, auf welchem das Lamm steht, in einen goldenen Becher sein Blut ergießend; Engel in weißen Feierkleidern, jederseits sieben, mit den Marterwerkzeugen und Weihrauchfässern, bilden, in Anbetung knieend, einen Kreis um den Altar. Ueber demselben schwebt, nach allen Seiten Lichtstrahlen sendend, die Taube des heiligen Geistes, so daß die Dreieinigkeit vollständig erscheint. Den Vordergrund des Bildes füllen Scharen Anbetender, rechts die Geistlichkeit, links die Laien. Die Vorderen unter ihnen haben sich auf die Kniee geworfen; wir glauben in ihnen rechts die Apostel, links die Propheten zu erkennen, letztere mit aufgeschlagenen Büchern in den Händen, angethan mit der phantastisch reichen burgunder Tracht jener Zeit, während die Apostel nach antiker Art in einfache, weitfaltige Gewänder gehüllt sind. Hinter den Aposteln naht in prächtigen Priestergewändern die Klerisei mit Päpsten, Bischöfen, Aebten und einfachen Ordensgeistlichen. Hinter den Propheten sieht man charaktervolle Männer mit langen Bärten und ausdrucksvollen Köpfen. Man darf diese großartigen Gestalten, die sich zum Theil abwenden, wohl als die Vertreter des Heidenthums betrachten. Mehrere halten Lorbeerzweige in den Händen, einer trägt auch eine Lorbeerkrone; also wahrscheinlich Dichter des classischen Alterthums. Von vornehmer Würde ist namentlich eine der vorderen Gestalten, in gebieterischer Hoheit sich abwendend, in einen dunkelblauen Mantel von großartigem Wurf gekleidet. Eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in Physiognomien, Stellungen, Geberden und Gewändern ist über diese Gruppen ausgegossen.

Immer neue Scharen drängen im Hintergrunde aus den Waldschluchten heran, links Märtyrer in geistlicher Tracht, Palmen in den Händen tragend, rechts der noch zahlreichere Zug der Märtyrerinnen, liebliche Jungfrauen in langwallenden Gewändern. Die reichste Mannigfaltigkeit ist auch über die Landschaft ausgebreitet, die in dem saftigen Grün eines ewigen Frühlings strahlt, mit Wiesenblumen, Laubwäldern, aus welchen Palmen, Cypressen und mit goldenen Früchten Orangenbäume hervorblicken, während auf den fernen Höhen Städte und Schlösser mit zahlreichen Thürmen und Kuppeln aufragen.

Aber noch weiter, gleichsam ins Unabsehbare fortwachsend, setzt sich auf den vier schmalen Seitentafeln das Gedränge der zur Anbetung des Lammes Heraneilenden fort. Links zunächst glänzende Reiterzüge: die Fürsten und Herren und die gerechten Richter. Bei ersteren eröffnet ein jugendlicher Ritter in blinkender Rüstung und in grünem, mit Zaddeln besetztem Wappenrock auf einem Apfelschimmel, das Haupt mit Lorbeer gekrönt, den Zug. Ihm schließen sich andere, nicht minder ausdrucksvolle Gestalten an. Es sind die Streiter Christi, in der Gestalt etwa, wie wir uns die Kreuzfahrer denken mögen. Die folgende Tafel, welche die gerechten Richter enthält, bietet einen Reiterzug ernsterer, meist älterer Männer, voran in blauem, pelzbesetztem Mantel ein freundlicher Greis, dessen milde Züge nach der Ueberlieferung Hubert van Eyck selbst darstellen. Der elegante jüngere Mann neben ihm, welcher sich umwendet und in schwarzem Sammetrock sich vornehm ausnimmt, soll den jüngeren Bruder Jan darstellen. Hier herrscht nicht so schimmernde Pracht, sondern mehr einfach bürgerliches Wesen; aber die Schönheit und Vollendung der Malerei ist nicht geringer.

Wenden wir nun den Blick auf die

Vom Genter Altar.

Die Richter. Die Fürsten.

Digitized by Google

beiden Tafeln der rechten Seite, so haben wir hier die frommen Pilger und Einsiedler, welche sich aus ihren Gebirgsschluchten aufmachen, um mit den Uebrigen anzubeten. Zunächst sind es in dichtem Gedränge die Einsiedler und Büßer, düstere ascetische Gestalten, mit struppigem Hauptthaar und Bart, in dunkle Kutten gehüllt, Pilgerstab und Rosenkranz in den Händen. Hier erhalten wir eine hohe Vorstellung von der feinen Beobachtungsgabe und der reichen Phantasie des Meisters, der das Rauhe und Waldursprüngliche dieser Söhne der Wildniß ebenso trefflich zu schildern weiß wie auf jenen Tafeln vornehme Eleganz und bürgerliche Gediegenheit. Auch das Stiere, Weltfremde in den Augen dieser Männer ist merkwürdig zum Ausdruck gekommen. Den Abschluß dieser Gruppe bilden in lieblichem Contrast zwei heilige Jungfrauen, die eine durch die Salbenbüchse als Magdalena bezeichnet. Sie alle schreiten am Fuße einer steilen braunen Felswand dahin, welche mit dem üppigen Grün von Orangen- und Palmenbäumen bedeckt ist. Mit erstaunlicher Treue ist alles dies bis auf die einzelnen Blätter und goldschimmernden Früchte durchgeführt. Auf der zweiten Tafel sehen wir in einer ähnlichen südlichen Landschaft die heiligen Pilger dahinziehen, treuherzige aber beschränkte Köpfe, angeführt von dem riesigen Christophorus mit knorrigem Pilgerstab und in langem rothem Mantel. Dies ist der Inhalt der inneren Seite.

Schloß man die Flügel des Klappaltars, so sah man in der oberen Abtheilung den Engel der Verkündigung der vor ihrem Gebetpult knieenden Maria mit der himmlischen Botschaft nahen. Der Engel in faltenreichem weißem Mantel, das lockige Haupt mit einem Stirnreifen geschmückt, ist niedergekniet und begleitet seine Worte mit einer bezeichnenden Geste der Rechten, während die Linke eine weiße Lilie hält. Maria, die feinen Hände über der Brust kreuzend, blickt voll Ergebung zum Himmel, und man sieht, wie auf ihr lockiges Haupt die Taube herabschwebt. In eigenthümlich verstandesmäßiger Consequenz hat der Künstler ihre Antwort: Ecce ancilla domini, als von ihrem Munde ausgehend, hingeschrieben, wodurch sich ergab, daß die Buchstaben auf den Kopf zu stehen kommen. So folgerichtig war er in seinem gedankenvollen Realismus. Auch die heilige Jungfrau trägt ein weißes, übrigens in scharfen, eckigen Brüchen drapirtes Gewand, wodurch die ganze Darstellung einen milden, gedämpften Farbenton erhält, der stimmungsvoll auf die glühendere Pracht des Inneren vorbereitet. Es ist wie eine sanft instrumentirte Ouvertüre zu einem rauschenden Hymnus. Besonderen anheimelnden Reiz empfängt die Scene dadurch, daß der Künstler sie in ein Gemach seiner Zeit verlegt hat, das durch sein nach Art des romanischen Stiles gekuppeltes Fenster den Ausblick auf eine Straße gestattet, welche man jetzt noch in Gent nachweisen kann. In den Bogenfeldern, welche den oberen Abschluß dieser Tafeln bilden, sind in der Mitte die cumäische und erythräische Sibylle, seitwärts die Propheten Zacharias und Micha dargestellt, als Verkündiger des neuen Heils der Welt bei Heiden und Juden.

Die untere Abtheilung der Außenseite enthält auf den mittleren Feldern, in grauer Steinfarbe gemalt, die statuarischen Gestalten der beiden Johannes, links des Täufers, rechts des Evangelisten, derbe Figuren in hartbrüchigen Gewändern, wie sie die gleichzeitige Sculptur überall an Kirchen zeigte. Von dem hier gegebenen Beispiel, Sculpturen in Gemälden nachzuahmen, hat später Rogier van der Weyden in seinen zierlichen Altarbildern umfassenden Gebrauch gemacht. Die beiden äußeren Tafeln endlich enthalten die im Gebet knieenden Gestalten der Stifter, des Jodocus Vyd und seiner Gemahlin Lisbetha Burluut; er in einem rothen pelzverbrämten, faltenreichen Tuchrock und mit einem fast blöden Ausdruck des kahlköpfigen, nichts weniger als schönen Gesichtes; sie mit Binde und Schleier und in einem blaßröthlichen Kleid mit grünem Futter, der Ausdruck des Gesichts ehrenfest und hausmütterlich sorgsam, aber reizlos. Beide Bildnisse aber sind mit einer Wahrhaftigkeit und ungeschminkten Treue hingestellt, mit einer Schärfe der Beobachtung und Sorgfalt der Durchbildung, die nicht höher getrieben werden können.

Werfen wir einen Rückblick auf das ganze riesige Werk, so staunen wir über Umfang, Tiefe und Kraft dieser neuen,

Vom Genter Altar.

Die Einsiedler. Die Pilger.

Digitized by Google

wie mit einem Zauberschlage erstandenen Kunst. Der Genter Altar enthält das ganze Programm der neuen Zeit, die volle Weltwirklichkeit in allen Erscheinungen des menschlichen Lebens und der Natur. Der große Meister erlöst die Gestalten vom Goldgrund der mittelalterlichen Kunst und stellt sie in die frühlingprangende Natur mit ihren schimmernden Wiesen, ihren saftiggrünen Wäldern, über welche lichte Wölkchen durch den blauen Aether dahinziehen. Die Menschenwelt in allen ihren Erscheinungen, durch alle Stände, Alter und Geschlechter, in der unabsehbaren Mannigfaltigkeit ihrer Formen weiß er mit genialer Freiheit zu erfassen und mit divinatorischer Kraft zu schildern. Die volle Wirklichkeit, der täuschende Schein des Lebens sind sein Ziel, das er mit großartiger Kraft zu erreichen weiß. Dazu ist das Eingehen auf die Gesammtheit der äußeren Erscheinungsformen unerläßlich. Alles Costümliche, die reiche Mannigfaltigkeit, die bunte Pracht, welche das farbenreiche Leben jener Zeit darbot, ist mit feinem Verständniß und voller Liebe dargestellt und dabei die Textur der verschiedenen Stoffe und ihre Wirkung aufs Auge, die dichten Wollenstoffe, die prächtigen Brocate, das Schimmern des Goldes, das Blitzen der Juwelen und der Schmelz der Perlen mit höchster Meisterschaft wiedergegeben. Trotz all dieser Pracht, trotz des reichen Farbenglanzes wirkt Alles harmonisch wie ein herrlicher Teppich, der das Auge entzückt und in der höchsten Gluth dennoch einen milden Gesammtton hervorbringt. Von der coloristischen Höhe der Leistung giebt vielleicht nichts eine so vollkommene Vorstellung als das weise Maßhalten bei den Außenflügeln, die in gedämpfter Farbenscala der Pracht der inneren Tafeln gegenübertreten.

Ueber die Ausführung des Werkes berichtet die alte Inschrift des Rahmens, welche mehrere Jahrhunderte unter einem dicken Anstrich verdeckt war und erst in neuerer Zeit wieder ans Licht gezogen wurde. Sie lautet:

Pictor Hubertus e Eyck, maior quo nemo repertus
Incepit, pondusque Johannes, arte secundus,
Frater perfecit, Judoci Vyd prece fretus.
VersV seXta MaI Vos CoLLoCat aCta tVerI.

Wir erfahren daraus, daß der größte aller Maler, Hubert van Eyck, das Werk begann, sein Bruder Johannes, in der Kunst der zweite, auf Bitten des Jodocus Vyd es vollendete und daß am 6. Mai 1432 (diese Jahreszahl ergeben die als Zahlzeichen verwendeten Buchstaben) die Aufstellung erfolgt sei. Da wir wissen, daß Hubert 1426 starb, so hat Jan demnach noch beinahe sechs Jahre an dem Werk gearbeitet. Da Jan aber damals im Dienste Philipp's des Guten stand, mehrfach von diesem zu auswärtigen Missionen verwendet wurde und mehrere Jahre (bis 1428) in Lille lebte, so verringert sich der Zeitraum, den er an die Vollendung des Bildes setzen konnte, um ein Wesentliches. Den Antheil der beiden Brüder genau zu scheiden, ist eine der schwierigsten Aufgaben, die mit voller Evidenz wohl nie gelöst werden kann. Selbst wenn wir von den beglaubigten Werken Jan's ausgehen, werden wir nicht zum Ziele kommen, da die sicher datirten erst mit dem Jahre 1432 beginnen und sich annehmen läßt, daß der jüngere Bruder bei der Arbeit am Genter Altar sich der Auffassung des älteren angeschlossen und seiner eigenen künstlerischen Richtung sich in selbständigen Werken mehr überlassen habe. So viel aber ist sicher, daß der Entwurf des Ganzen bis in alle einzelnen Theile Hubert's Werk war, denn die mystische Tiefe des Gedankens, die feierliche Architektonik des Aufbaues sind durchaus Hubert's Werk und kehren in keiner Schöpfung seines Bruders wieder. Namentlich aber muß nicht bloß die Conception, sondern auch die malerische Ausführung der großen Hauptgestalten ihm zugeschrieben werden. Wie weit Jan bei der unteren Abtheilung mitgewirkt hat, ist schwerlich zu bestimmen; doch sind sicherlich die landschaftlichen Gründe mit der südlichen Vegetation seine Schöpfung, da er diese in Portugal, wohin der Herzog ihn 1428 sandte, kennen gelernt hat. Am meisten ferner mag er an der Tafel mit dem heiligen Christoph und den beiden mit den Reiterzügen betheiligt sein. Mit ziemlicher Sicherheit dürfen wir aber annehmen, daß er sämmtliche Außentafeln allein ausgeführt hat, denn abgesehen davon, daß diese selbstverständlich zuletzt ausgeführt wurden, entspricht Behandlung und

Auffassung dieser Theile am meisten seinen eigenen Werken. Wie dem auch sein mag, ohne Zweifel mußte Jan bei der Vollendungsarbeit Manches noch einmal übergehen, um das Ganze zusammenzustimmen, und die Art, wie er dies vollbracht hat, läßt seine eigene Bedeutung als Maler im glänzendsten Lichte erscheinen.

Noch ein Punkt bleibt zu erörtern übrig: die technische Art der Ausführung. Von jeher ist der Name der Brüder van Eyck mit der Erfindung der Oelmalerei verknüpft worden, ja man hat, da merkwürdigerweise das Andenken an den großen Hubert lange Zeit erloschen war, den jüngeren Bruder zum eigentlichen Erfinder dieser Technik stempeln wollen. Dies aber muß bei genauerer Erwägung als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, und wir dürfen wohl wie im geistigen so auch im technischen Fortschritt Hubert als den tonangebenden Führer betrachten. Denn stets sind die großen technischen Neuerungen aus einem geistigen Bedürfniß hervorgegangen, und es kann keine Frage sein, daß der Drang nach einer naturwahren Darstellung auch hier die Vervollkommnung des technischen Verfahrens hervorrief. Allein man ist längst von der Ansicht abgekommen, daß es sich hier um die Erfindung der Oelmalerei handle, da das Vorhandensein dieser Technik in weit früherer Zeit mehrfach sicher bezeugt ist. Aber das große Verdienst der Brüder van Eyck ist und bleibt, daß sie diese Technik, die früher meist zu untergeordneten Zwecken diente, wahrscheinlich durch lange Versuche zur höchsten Vollendung geführt und ihr in einem Wunderwerk der Kunst dauernd zum Siege verholfen haben.

Der Eindruck dieses Werkes auf die Zeitgenossen scheint ein mächtiger gewesen zu sein; wenigstens berichtet van Mander, daß die Tafel gewöhnlich geschlossen gewesen und nur gegen Bezahlung gezeigt worden sei. Auch Dürer ließ sich „des Johannes Tafel" aufschließen. Aber an großen Festtagen werde der Altar geöffnet, und dann sei ein solcher Zudrang den ganzen Tag, daß man schwer hindurchdringen könne; Künstler und Kunstfreunde umschwärmten es, wie im Sommer Fliegen und Bienen an süßen Früchten hängen. Bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts stand das Werk unangetastet an seiner Stelle; zur französischen Revolutionszeit wurden die Haupttafeln nach Paris entführt, die Flügel aber durch Verbergen vor ähnlichem Schicksal bewahrt und um 3000 Gulden an den Kunsthändler Nieuwenhuis und von diesem für 100000 Gulden an Thomas Solly verkauft, mit dessen Sammlung sie dann 1824 an das Berliner Museum übergingen.

Während die Haupttafeln, Gottvater mit Maria und Johannes und die Anbetung des Lammes, von Paris zurückgekehrt, sich an ihrem alten Ort in Gent befinden, sind sämmtliche Flügelbilder in Berlin mit Ausnahme der Tafeln mit Adam und Eva, welche neuerdings in das Museum von Brüssel übergegangen sind. Von den Haupttafeln besitzt Berlin sodann gute Copien von Michael Coxcie, so daß man nun daselbst fast das ganze Werk überschauen kann. Dagegen befinden sich von Coxcie's Copien die Madonna und Johannes der Täufer in der Pinakothek zu München.

Es versteht sich von selbst, daß kein Künstler mit einem solchen Meisterwerke anfängt; man hat daher überall nachgeforscht, um andere, womöglich frühere Werke Hubert's zu entdecken. Allein alle Mühen sind vergeblich gewesen. Das einzige Werk, bei welchem wenigstens die Erfindung mit hoher Wahrscheinlichkeit ihm zugeschrieben werden kann, ist der Brunnen des Lebens, welcher aus dem Kloster del Parral bei Segovia in das Museum del Prado zu Madrid gelangt ist. Wir finden nämlich hier dieselbe mystische Gedankentiefe, welche der Genter Altar verräth und von der wir bei keinem anderen Meister der flandrischen Schule eine Spur wiederfinden. Unter einem hohen Baldachin in zierlichen spätgothischen Formen thront Gottvater in ähnlicher Haltung und Pracht wie auf dem Genter Altar, zwischen der heiligen Jungfrau und Johannes dem Evangelisten. Auf den Stufen des Thrones ruht das Lamm, unter welchem eine Quelle hervorsprudelt, in deren klarer Fluth Hostien schwimmen. Sie ergießt sich über eine untere Terrasse und von dort in ein reich geschmücktes achteckiges Becken. Singende und musicirende Engel erfüllen den Wiesengrund

und die Zinnen des thurmartigen Baues. Ganz vorn aber erscheint auf der einen Seite unter Führung des Papstes die Christenheit in ihren vornehmsten Vertretern durch alle Stände geistlicher und weltlicher Rangordnung, Kaiser und König, Cardinal und Bischof an der Spitze. Während diese knieend das Mysterium des Altarsacramentes anbeten, erscheint ihnen gegenüber eine wilde Schar von Juden, den Hohenpriester mit verbundenen Augen und zerbrochenem Stab an der Spitze, wie vernichtet zu Boden sinkend, während alle übrigen sich unter wildem Toben abwenden, ihre Kleider zerreißen und entsetzt durch einander stürzen. Die Verwandtschaft der Composition nach Gedanken, Aufbau und selbst nach einzelnen Motiven mit dem Genter Altar ist unverkennbar; nur kommt hier in der Judenschar ein dramatisches Element hinzu. Wenn daher Hubert als Erfinder der Composition mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, so schreiben doch diejenigen, welche das Bild gesehen haben, die Ausführung irgend einer anderen Hand zu.

Suchen wir nun den jüngeren Bruder Jan näher kennen zu lernen. Auch bei ihm ist das Datum seiner Geburt nicht festzustellen. Daß er beträchtlich jünger als Hubert war und bei diesem das Malen erlernt habe, ist eine alte nicht unglaubwürdige Nachricht. Nehmen wir an, daß er etwa um 1385 geboren wurde. Im Anfang der zwanziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts finden wir ihn als Hofmaler jenes unruhigen und gewaltthätigen Johann von Bayern, der von 1390 bis 1418 als Bischof von Lüttich regierte, dann dem geistlichen Stand entsagte, die holländische Erbschaft an sich riß und Herzog von Luxemburg, Brabant und Holland wurde. Jan van Eyck befand sich nach Pinchart's urkundlichen Ermittelungen als Hofmaler und „Varlet de chambre“ in den Diensten des Herzogs und wohnte vom October 1422 bis zum September 1424 im Haag. Als der Herzog im Januar 1425 starb, begab sich Jan nach Flandern und trat am 19. Mai 1425 unter demselben Titel in die Dienste Herzog Philipp's des Guten von Burgund, der ihn aufs höchste schätzte, so daß sogar, wenn in Nothzeiten die Gehaltszahlungen an die herzoglichen Diener eingestellt wurden, Jan ausgenommen ward, unter der Begründung, daß der Herzog nicht seines Gleichen für seinen Dienst und keinen so vorzüglichen Maler wieder finden würde. Philipp schenkte dem ausgezeichneten Künstler solches Vertrauen, daß er ihn wiederholt zu geheimen Missionen in fremde Länder verwendete und ihm 100 Livres Jahrgehalt, einen Diener und zwei Pferde zugestand. Von 1425 bis 1428 hatte Jan seinen Wohnort in Lille. Im October des letzteren Jahres sandte der Herzog ihn nach Lissabon, um seine Braut Isabella von Portugal zu malen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er den berühmten Wallfahrtsort von Sant Jago di Compostella; aber auch am Hofe des Maurenkönigs Mahomed finden wir ihn. Erst um Weihnachten 1429 kehrte er im Gefolge der Prinzessin in die Heimath zurück und zog nun nach Gent, um das von seinem Bruder angefangene Altarwerk zu vollenden. Nachdem dies 1432 vollbracht war, ließ er sich in Brügge nieder, wo er ein Haus kaufte. Seine Beziehungen zum Herzog blieben dieselben, und dieser übernahm 1434 bei einem Töchterchen Jan's die Pathenstelle. Im Jahre 1440, wie James Weale nachgewiesen hat, starb der große Maler.

Fragen wir nun nach Jan's künstlerischem Charakter, so sind wir in der günstigen Lage, uns auf eine Reihe beglaubigter und selbst datirter Werke stützen zu können, denn Jan van Eyck zeigt sich auch darin als Künstler der modernen Zeit, daß er seine Bilder in der Regel mit seinem Namen und dem Datum der Entstehung bezeichnet. Manchmal fügt er noch in liebenswürdiger Bescheidenheit die Devise hinzu: „Als ikh kan“ (So gut ich kann). Zweierlei Werke sind es, durch welche Jan hervorragt: Andachtsbilder, und zwar fast ausschließlich Madonnenbilder, und Porträts. Obwohl in den Grundlagen der Technik mit Hubert nahe verwandt, ist seine Kunstweise von der des Bruders doch wesentlich verschieden. Von der großartigen Auffassung, der feierlichen Würde der Gestalten des Genter Altars ist bei ihm keine Rede. Wenn jenes Werk uns berührt wie ein mittelalterlicher Hymnus oder wie ein tiefsinni-

Der Genter Altar, geschlossen. Außenseite.

Digitized by Google

ges Epos, so ist es bei Jan ein lyrischer, genauer gesagt, ein idyllischer Zug, der seine Darstellungen erfüllt. Wenn er die Madonna verherrlicht, mag er sie uns im traulichen Gemach, in den dämmerigen Hallen eines gothischen Domes oder in freier Natur, von allen Zaubern des Frühlings umgeben, schildern, so ist es die Poesie eines geistlichen Minneliedes, die uns mit ihrem schlichten Zauber gefangen nimmt. Gerade bei diesen wunderbar vollendeten Werken werden wir daran erinnert, daß das niederländische Volk damals neben der malerischen auch eine hohe musikalische Begabung besaß, die von dort aus zu einer Erneuerung und Vertiefung der Musik hindrängt, daß Meister wie Wilhelm Dufay, Ockenheim, Josquin de Prés, endlich Orlando di Lasso den Niederlanden entstammen. Ihren Zauber üben jedoch diese Werke Jan's nicht durch die Wahl besonders edler Typen, denn keine seiner Madonnen erreicht an Schönheit die herrliche Himmelskönigin des Genter Altars, und das Christuskind vollends hat meistens einen altbackenen, selbst verdrießlichen Zug. Aber die schlichte Innigkeit, die treuherzige Wahrheit in diesen Gestalten gewinnt ihnen doch unsere Liebe, und wir vergessen leicht, daß der oft harte und unruhige Faltenwurf ebenfalls weit entfernt ist von der stilvollen Größe der Gewandbehandlung Hubert's. Erkennen wir doch sogar in den scharf gebrochenen Gewändern auf der Verkündigung des Genter Altars die Einwirkung Jan's. Von höchster Vollendung aber ist die malerische Wirkung seiner Bilder, und darin empfinden wir nicht bloß einen technischen Vorzug, sondern den Ausdruck einer künstlerischen Stimmung, die gleichbedeutend mit einer neuen Weltanschauung ist. Zuerst brach diese auf den unteren Tafeln des Genter Altars, der Anbetung des Lammes, und den vier Seitenflügeln mit dem vollen Jubel der Entdeckung einer neuen Welt hervor. Als wenn die Binde plötzlich zerrissen wäre, welche der mittelalterlichen Menschheit so lange die Herrlichkeit der Natur verhüllt hatte, tritt diese auf einmal mit dem vollen Zauber ihrer Schönheit, widergespiegelt durch die künstlerische Phantasie, mit Zaubermacht einem neuen Geschlecht vor Augen. In der Natur erkennt das fromme Gemüth die Offenbarung des Schöpfers, und so werden die Brüder van Eyck die Begründer der Landschaftsmalerei. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß die sämmtlichen landschaftlichen Gründe auf dem Genter Altar von der Hand Jan's herrühren, der darin seine kurz vorher in Portugal gewonnenen Anschauungen der südlichen Natur mit voller Begeisterung niederlegte. In seinen wunderbar zart, ja miniaturhaft ausgeführten Bildern entwickelt er nun in der Folge die Linear- und die Luftperspective zu wunderbarer Vollendung, und das Höchste, was er darin leistet, ist ohne Zweifel die Darstellung der Innenräume, denen er eine vollendete perspectivische Wirkung zu geben weiß. Dieselbe liebevolle Auffassung bringt er in seinen Bildnissen zur Geltung, indem er die Gestalten sammt allem Stofflichen des Beiwerks mit höchster Gediegenheit und in fein abgewogener malerischer Harmonie schildert.

Um zu seinen einzelnen Werken überzugehen, hätte ich mit der Bischofsweihe des Thomas Becket beim Herzog von Devonshire in Chatsworth vom Jahre 1421 zu beginnen, wenn nicht dieses Bild, das ich selbst nicht gesehen, neuerdings von gewichtigen Seiten angezweifelt worden wäre. Die beglaubigten Werke des Künstlers beginnen erst 1432 mit der kleinen Madonna zu Ince Hall, welcher sich die sogenannte Madonna von Lucca, ehemals beim Herzoge von Lucca, jetzt im Städel'schen Institut zu Frankfurt, anschließt. Beide Bilder zeigen zwar die heilige Jungfrau mit dem Kinde thronend, aber in wohnlicher Umgebung einer schlichten Bürgerstube jener Zeit. Eine seiner herrlichsten Schöpfungen, zwar nicht bezeichnet, aber unbezweifelt echt, ist das köstliche Juwel der Dresdener Galerie, welches wieder die thronende Madonna, aber im Chor eines prächtigen gothischen Münsters vorführt. Es ist ein Werk von wahrhaft entzückender Feinheit malerischer Behandlung, besonders die reiche Architektur, für welche der Chor der Kathedrale von Tournay wohl das Vorbild bot, vom feinsten Verständniß, dabei mit einem nicht zu übertreffenden Reiz der Luftperspective durchgeführt. Auf den Flügeln dieses kleinen Triptychons, das angeblich Karl V. als Reisealtärchen diente, sieht man einer-

seits die heilige Katharina, andererseits den heiligen Michael mit dem knieenden Stifter dargestellt; auf den Außenseiten grau in grau die Verkündigung. Eine ebenfalls in einer gothischen Kirche stehende Madonna, die aus der Suermondt'schen Sammlung in das Berliner Museum übergegangen ist, zeigt große Verwandtschaft mit dem Dresdener Bilde, ist von ähnlicher Feinheit der Ausführung, aber in einem glühenderen Tone. Trotz Crowe und Cavalcaselle's Bedenken halte ich sie für ein echtes Werk Jan van Eyck's; dagegen ist ebendort die in einem Garten stehende Madonna, welche aus derselben Sammlung stammt, ein mittelmäßiges Schulbild, so daß sich schwer verstehen läßt, wie Woltmann in dem steifen geistlosen Werke „meisterhafte Ausführung der südlichen Gewächse des Hintergrundes" rühmen kann.

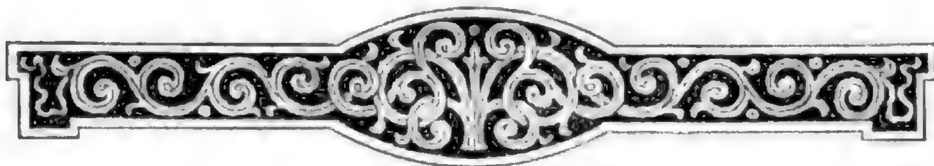
Und wieder singt die zarte Kunst des Malers ein Loblied der Madonna in dem nicht minder wundervollen Bilde im Salon carré des Louvre, wo man den Kanzler von Burgund, Rollin, vor der Madonna knieen sieht. Die heilige Jungfrau ist hier eine vornehme Gestalt, das Christuskind zwar ist ältlich und wenig gelungen, der knieende Stifter aber mit dem Ausdruck inniger Frömmigkeit ein Meisterwerk der Porträtkunst. Von höchster Vollendung aber ist die Schilderung der Räumlichkeit, namentlich der Ausblick aus der Halle in eine weite, von Schneegebirgen begrenzte Landschaft mit einer thürmereichen Stadt und einem Fluß mit einer Brücke, auf der man ein Gewimmel miniaturhaft gemalter Menschen erblickt. Das Bild, welches aus der Kathedrale von Autun in Burgund stammt, ist ein wahrer Triumph malerischer Darstellung und von unübertroffener Kraft, Tiefe und Feinheit des Tons. Wieder ein anderes Madonnenbild vom Jahre 1436 und von beträchtlich größerem Maßstabe ist aus der Kathedrale St. Donatian zu Brügge in die Sammlung der dortigen Akademie gelangt. Es zeigt im Chor eines gothischen Domes die thronende Madonna mit dem Kinde zwischen den stehenden Gestalten des heiligen Bischofs Donatian und des ritterlichen heiligen Georg, welcher den knieenden Kanonikus van der Paele der Madonna empfiehlt. Die Madonna in großartig gefaltetem Gewande, eine hoheitsvolle Erscheinung, und das weniger gelungene ältliche Kind sind beide nach denselben Modellen gemalt wie die im Louvre; die beiden Heiligen sind unbehülflich und steif, und man erkennt, daß der Maler sich im größeren Maßstabe nur mit Zwang bewegt und die großartige Freiheit der Gestalten des Genter Altars ihm unerreichbar war. Trefflich dagegen ist ihm der knieende Stifter gelungen.

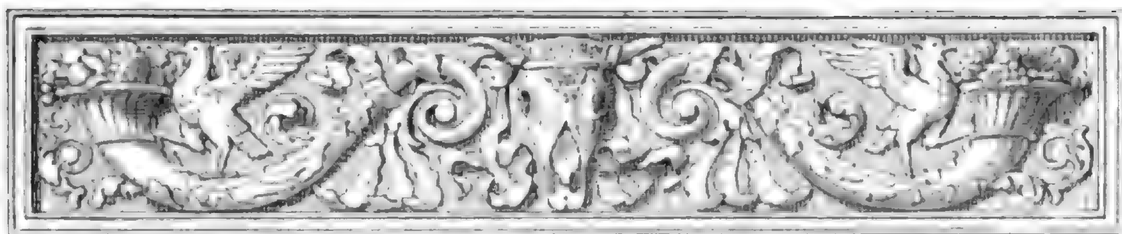
Ein köstliches Figürchen ist die grau in grau gemalte heilige Barbara vom Jahre 1437 im Museum zu Antwerpen. Der Künstler hat das Attribut der Heiligen, den Thurm, zu einem prachtvollen gothischen Münsterthurm ausgebildet, der mitten im Bau begriffen ist, wobei er die Gelegenheit ergriffen hat, das ganze Treiben einer Bauhütte seiner Zeit mit umständlichster und anziehendster Lebendigkeit zu schildern. Man fühlt aus solchen Werken den mächtigen Zug zum Weltwirklichen heraus, der in der Zeit lag. Mehrere jetzt verschollene Werke, so die kreisförmige Darstellung der Welt beim König Alfonso von Neapel, ein Frauenbad beim Cardinal Ottaviano und eine Landschaft mit Fischern beim Fang der Fischotter, welche der Anonymus des Morelli beschreibt, bezeugen noch mehr diese realistische Richtung. In solchen Bildern war Jan van Eyck der Erste, der für die moderne Malerei das weite Gebiet des profanen Lebens eroberte. Eine kühne und folgenreiche Neuerung! Mit dem gesammten Wesen des Meisters vereint es sich sehr gut, wenn wir ihn in idealen Darstellungen minder glücklich finden. Sein Christuskopf vom Jahre 1438 im Museum zu Berlin ist zwar von kräftiger malerischer Behandlung, aber geistig leer, und er beweist, wie weit Jan hinter der Gedankentiefe seines Bruders zurückbleibt.

Um so höher dagegen strahlt seine Kunst, wo es gilt, die Wirklichkeit sicher zu erfassen und mit allen Mitteln der Malerei zu schildern. Seine Bildnisse gehören zu den größten Meisterwerken des Porträtfaches. Unbestechliche Wahrheit der Auffassung, feinste Vollendung, hoher coloristischer Reiz sind ihnen ohne Ausnahme eigen. Aus dem demüthigen Stifter, der auf den Altartafeln andächtig seitwärts angebracht wurde, hat sich hier die selbständig dargestellte, mit der ganzen Wucht

selbstbewußter Persönlichkeit auftretende Einzelgestalt entwickelt. Mehrere dieser köstlichen Werke besitzt die Londoner Nationalgalerie, so ein männliches Bildniß, laut beigeschriebener Inschrift am 10. October 1432 vollendet: von glühender Kraft des tiefbräunlichen Fleischtones, sprechend lebendig. Ebendort ein anderes Mannesporträt, am 21. October 1433 vollendet, von wunderbarer Feinheit in goldig klarem Ton, wenngleich minder glühend als das vorige. Den höchsten Reiz aber übt ebendort das köstliche Doppelbildniß des Jean Arnolfini und seiner Gemahlin Jeanne de Chenany aus. Das jugendliche Paar in ganzer Figur hat einander bei der Rechten gefaßt, so daß offenbar die Verlobung dargestellt werden sollte. Ein Hündchen liegt zu seinen Füßen. Durch die geöffnete Thür des wohnlichen Gemaches treten eben zwei Personen ein, von denen die eine wahrscheinlich den Maler darstellt. Denn er hat zu der Jahreszahl 1434 die Worte hinzugefügt: „Johannes de Eyck fuit hic“, wodurch er sich offenbar als Zeuge der Verlobung hat bezeichnen wollen. Am wunderbarsten aber ist der im Hintergrunde des Zimmers angebrachte Hohlspiegel, in welchem man den Raum selbst noch einmal miniaturhaft zurückgeworfen erblickt; ja sogar den Rahmen desselben hat der Künstler benutzt, um durch zehn winzige Scenen der Passion seine Meisterschaft im allerkleinsten Maßstabe zu bewähren. Die malerische Harmonie dieses Wunderwerkes der Kunst, die Feinheit der perspectivischen Wirkung ist staunenswerth. Zwei tüchtige männliche Brustbilder besitzt sodann die Belvederegalerie zu Wien; namentlich aber ist „der Mann mit der Nelke“ hervorzuheben, der aus der Sammlung Suermondt in das Berliner Museum übergegangen ist: ein Kopf von schier blendender, ja verblüffender Häßlichkeit, grandios dargestellt, von gewaltig packender Macht energischer Wirklichkeit. Weniger anziehend, aber fein gemalt ist das Brustbild der Frau des Künstlers, 1439, ein Jahr vor seinem Tode, gemalt, jetzt in der Akademie zu Brügge: ein bürgerlich braves Gesicht, aber durch die hörnerartigen Auswüchse der Haube etwas entstellt.

Mit dieser gedrängten Uebersicht muß ich mich bescheiden. Es genügt, dargethan zu haben, wie die beiden großen Meister die ganze Kunst ihrer Zeit mit einem Ruck in neue Bahnen gebracht haben. Wie die flandrische Malerei sich weiter entfaltet, wie namentlich Rogier van der Weyden als Dramatiker der Schule in den Scenen des Leidens Christi neue erschütternde Töne anschlägt und das Gemüth aufs tiefste bewegt, wie Memling's feine Natur dem Idyllischen sich wieder zuwendet und die Richtung auf Schilderung zarten Seelenlebens zur Vollendung bringt, das ist hier nur anzudeuten. In der Folge löst sich in den Niederlanden die Malerei immer mehr vom kirchlichen Boden ab. Die realistische Tendenz, die wir schon bei Jan van Eyck sich hervorwagen sehen, gewinnt die Ueberhand und zieht ihre letzten Consequenzen in der holländischen Schule. Es war ein nothwendiger Proceß geschichtlicher Entwickelung, daß, nachdem das Mittelalter die Kunst in einseitiger Transscendenz gepflegt hatte, zuletzt ein Umschlag eintrat, der die Malerei ebenso einseitig ganz in Schilderung des wirklichen Lebens, des diesseitigen, aufgehen ließ. Aber an Stelle der religiösen Stoffe tritt eine neue Religiosität: die liebevolle Betrachtung der Natur und des Menschenlebens, und in ihrer Verklärung durch die Kunst erlebt die Malerei ihre höchste Vollendung.





Die deutsche Gesundheitspflege

während der letzten fünfundzwanzig Jahre.

Von

Prof. Dr. med. Karl Reclam.

Der vierte Theil eines Jahrhunderts ist für das Leben des einzelnen Menschen ein bedeutender Zeitraum, für das Leben des Volkes eine kurze Spanne Zeit, für den Entwickelungsgang einer Naturwissenschaft bei deren gegenwärtiger thatkräftiger Neugestaltung schon eine Frist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Diese letztere klar zu legen, soweit es bei knapp bemessenem Raume und der schuldigen Rücksicht gegen Zeitgenossen möglich ist, wollen wir versuchen. Freilich wird es uns nicht vergönnt sein, die wichtigen Vorgänge ins Einzelne zu verfolgen. Wir werden davon absehen müssen, aus den in Frage kommenden Arbeiten Belegstellen zu liefern. Wir müssen uns begnügen, durch allgemeine Umrisse eine Skizze von der Eigenartigkeit der während der letzten fünfundzwanzig Jahre hervorgetretenen Bestrebungen hinzuwerfen, die wir an anderem Orte zum ausgeführten Bilde gestalten werden.

Als wir in dem ersten Hefte dieser Zeitschrift über die „Beziehungen der Nerven zu chemischen Vorgängen" schrieben, da vollzog sich gerade der innigere Anschluß der Heilkunde an die Physiologie, und es erwuchs aus der Verbindung dieser beiden Lehren mit der Naturwissenschaft die heutige Gesundheitspflege oder „Hygieine" (welche fälschlich und vom philologischen Standpunkt irrthümlich jetzt von Vielen Hygiene genannt wird). Doch war sie bereits eine Wissenschaft geworden und bedurfte hierzu nicht der am 2. März 1878 im deutschen Reichstage abgegebenen Erläuterungen. Allein sie befand sich ausschließlich in der Hand derjenigen, welche sie ausgebildet hatten: in der Hand der Aerzte. Die Gesundheitspflege ist aber die Wissenschaft des Volkswohles. Sie arbeitet für das Volk, und ihr Gedeihen ist nur dann gesichert, wenn ihre Lehren im Volke verbreitet, von diesem aufgenommen und zur That gestaltet werden, — und ihre Anwendung ist nur dann gesichert, wenn das Volk die Wichtigkeit der Hygieine begriffen hat und deshalb der Sorge der Aerzte und Behörden entgegenkommt, indem es diese Anwendung fordert.

Wir sprechen hier vom „Volke" und nicht von den Einzelnen. Damit ist zugleich der große Unterschied zwischen der alten und neuen Gesundheitspflege angedeutet. — In der früheren Zeit und bis zu Anfang des laufenden Jahrhunderts bestand die Gesundheitspflege nur in der persönlichen Diätetik, ebenso wie Pflicht und Sorge des Arztes dem einzelnen Menschen zugewandt wurde. Für alle Zeiten wird zwar der Schwur seine Geltung behalten, welchen einst Hippokrates seine Schüler schwören ließ: „Niemals werde ich, selbst auf Bitten, Jemandem

eine todbringende Arznei geben, noch ihm dazu verhelfen; — rein und heilig werde ich mein Leben verbringen und meine Kunst ausüben; — wenn ich in ein Haus trete, so werde ich eingehen zum Nutzen der Kranken, ohne jede unrechte Absicht und ohne Verdorbenheit; — was ich bei der Pflege und ärztlichen Behandlung sehe und höre oder was mir sonst vertraut wird, das werde ich verschweigen und heilig bewahren." Allein zu dieser Verpflichtung ist noch eine zweite: die Sorge für die Gesammtheit, getreten; auch für diese finden wir schon vor zwei Jahrtausenden ein großartiges Beispiel. Denn wenn auch Seneca in seinen Lehren über die Uebung der Muskelkraft, über Schwimmen, über Speise und Trank, über den unnöthigen Luxus und die Ausschweifungen bei Badereisen nur die Gesundheitspflege des Einzelnen im Auge hat, — wenn auch Vitruv bei seinen Vorschriften über Auswahl, Bau und Einrichtungen der Wohnungen, wobei er die Speisekammer und die Aufbewahrung der Nahrung nicht vergißt, sowie bei anderweitigen Anweisungen das Wohl des einzelnen Bürgers im Auge behält, — so zeigt uns doch Empedokles, dessen „vier Elemente" (Feuer, Wasser, Luft, Erde) bis ins laufende Jahrhundert hinein in den „vier Kategorien" sich widerspiegeln, ein erhebendes und wahrhaft staunenswerthes Bild gewissenhafter, echt gesundheitspflegerischer Fürsorge für die Gesammtbevölkerung. Seinem Ansehen als Priester des Apollo gelang es, eine zu allem Anderen als zu stetiger schwerer Arbeit geneigte Bevölkerung dahin zu bestimmen, daß sie gewaltige und noch heute staunenswerthe Erdarbeiten ausführte, um eine Bergspalte auszufüllen und dadurch den „Scirocco" und sein feindliches Wehen abzuhalten, — und die Miasmen des versumpften Hypsas bei Selinus durch Zuleitung frischen Wassers zu beseitigen. Auf welche Hindernisse würde heute ein Arzt stoßen, wenn er bei der durch Eisenbahnbauten bereits an schwierige Arbeiten gewöhnten Bevölkerung Gleiches forderte — und ihm, der im Jahre 504 v. Chr. zu Agrigent geboren wurde, war es vergönnt, das für richtig und nothwendig Erkannte zur That zu gestalten. Gewiß ein leuchtendes Beispiel der allgemeinen Gesundheitspflege aus ältester Zeit, wo zugleich eine derartige Fürsorge minder dringlich war bei einem Volke, das überwiegend in freier Luft lebte und das die Körperübungen so hoch stellte, daß es von einem Menschen, der gänzlich des nöthigen Unterrichts ermangelte, zu sagen pflegte: „Er kann nicht einmal lesen und schwimmen."

Im Mittelalter bildeten in Deutschland die Körperübungen den wichtigsten Theil der Gesundheitspflege, wenn auch fast unwillkürlich; sie waren namentlich den Rittern vorgeschrieben, und das alte Lehrgedicht über die „Siebenerlei Behendigkeiten", welche jeder tüchtige Ritter sich zu eigen machen sollte, spricht zwar in der Hauptsache nur von den Wehrübungen des Werfens, Fechtens, Reitens, Ringens, Leitersteigens, aber es nennt auch das Schwimmen, Tanzen, Springen und andere der Gesundheit förderliche Muskelthätigkeit. Wir wissen, daß einzelne Ritter das Kraftstück ausführten, in voller Rüstung von ebener Erde, ohne weitere Unterstützung und Beihülfe, auf das Pferd zu springen, und daß ein englischer König im Ballspiel an einem einzigen Vormittage eine erhebliche Anzahl von Pfunden durch den Schweiß verloren hatte. Kein Wunder, daß man darauf in der Bankethalle die verlorene Flüssigkeit durch übermäßiges Zechen zu ersetzen sich bemühte. — Der zweite privilegirte Stand des Mittelalters, die Mönche und Prälaten, pflegten nur mit einem Körpertheile zu turnen, mit den Muskeln ihrer Magen; das Volk aber verkam in Elend, Dürftigkeit und Unsauberkeit. Als sich jedoch der dritte Stand herauszubilden begonnen hatte, als ein Bürgerthum sich allmälig entwickelte, da brauste über Deutschland die verheerende Pest des dreißigjährigen Krieges, unter dessen nachtheiligen Wirkungen wir uns noch heute befinden.

Deutschland verarmte in so hohem Grade, daß der Kampf um das Dasein die körperlichen und geistigen Kräfte der Einzelnen fast ausschließlich in Anspruch nahm. Wie groß die Verarmung war, davon geben gerade die Bestrebungen der Gegenwart ein Beispiel; denn um das Kunstgewerbe zu heben, knüpft man an die Vorbilder jener früheren Zeit wiederum an. Auch diese Bestrebungen gehören in

das Gebiet der Gesundheitspflege, wenn auch zu der in der Neuzeit arg vernachlässigten „geistigen Diätetik", zu welcher wir im Laufe der Jahre in diesen Blättern manchen Beitrag geliefert haben. Die Umgebung, in welcher man sich befindet, übt einen nicht geringen Einfluß auf die geistige Stimmung und durch diese auf das körperliche Wohlbefinden aus. Der Anblick schöner Formen, die Freude an ihrem Besitz erhöhen den Lebensgenuß und die Lebensfreudigkeit, ohne welche ein rüstiges geistiges Schaffen und jene Gemüthsstimmung nicht möglich ist, mit deren Hülfe kleine Leiden leicht genommen und fröhlich überwunden werden. Dieser Umstand wird viel zu gering angeschlagen. Die täglich und stündlich einwirkende Erregung summirt sich, und ebenso wie der immer erneut fallende Tropfen den Stein höhlt, so übt auch die immer von Neuem erweckte Gemüthsstimmung einen tiefen Eindruck auf den Körper aus. Wie die Krankheiten des Gefangenen schlimm sich gestalten und schwer verlaufen, so findet das Gegentheil statt bei dem, der sich glücklich und heiter fühlt. Deshalb müßten die Bestrebungen der Freunde des Kunstgewerbes nicht bloß dahin gehen, kostbare Werke zu schaffen, sondern vor allen Dingen die Gegenstände des täglichen Gebrauchs auch für den Aermsten in schöner Form herzustellen. Bei den Römern war auch den Sclaven der Anblick der Kunstwerke und die Freude an der Form zu Theil geworden; war auch sein Krug und seine Lampe nicht von Metall, sondern nur von gebranntem Thon, so hatten sie doch dieselben edlen Formen wie jene Gegenstände, welche seine Gebieter in Gebrauch nahmen. Bei uns sind diese Gegenstände Mißgestaltungen geworden; in unserer Wohnung herrscht das eintönige Viereck vor in Wänden, in Thüren, in Fenstern, in Schränken, Tischen und Bilderrahmen. Das vor wenig Jahren ausgesprochene Schlagwort: „Billig und schlecht" ist begründet durch die Verarmung, welche seit dem dreißigjährigen Kriege auf uns lastet und deren Einfluß auf Gesundheit und Volkswohl viel größer ist, als die Gegenwart wohl meint. Von der Knappheit der Verhältnisse rührt es her, wenn es der Stolz der Hausfrauen ist, „billig" die Nahrungsmittel einzukaufen, ohne genügende Rücksicht auf das wichtigere „gut" zu nehmen. — Wen es überraschen sollte, daß wir Jahrhunderte lang unter dem Drucke der Folgen des dreißigjährigen Krieges leben, der vergleiche nur Industrie, Lebensweise und Nahrungsverhältnisse jener Völker, denen eine gleiche, ein Menschenalter hindurch währende Verheerung erspart blieb. Ohne diesen Vergleich begreift man die Lebensweise des englischen Volkes nicht, das sich mit fast übergroßer Zähigkeit mittelalterliche Eigenthümlichkeiten bewahrt hat, — begreift man auch nicht, weshalb uns auf industriellem Gebiete Frankreich und Oesterreich so weit überlegen sind, weshalb sich beide eigenartig entwickelt haben und das eine durch die Leichtigkeit der Form, das andere durch die Echtheit der Stoffe und gediegene Pracht uns besiegt. In allen drei Staaten lebt der Bürgerstand und leben zum größten Theile auch die sogenannten „Arbeiter" so reich und behaglich wie nirgends in Norddeutschland. Mit der vermehrten Reiselust und Reisegelegenheit wird wohl auch das Erkennen dieser Wahrheit bei unserem Volke heimisch und dann sicher ein Hebel zum größeren Aufschwung der allgemeinen Gesundheitspflege und des Volkswohles werden. Vom Leben und der Entwickelung des Staates hängt der Entwickelungsgang der Gesundheitspflege zum nicht geringen Theile ab.

Kein Wunder, daß im vorigen Jahrhundert und bis in die vierziger Jahre des gegenwärtigen unter dem Einflusse des Polizeistaates die Diätetik wesentlich in „Verboten" bestand, und zwar in Verboten, die uns heute bei geläuterter Erkenntniß oft ziemlich wunderlich dünken. Weshalb es z. B. verboten sein soll, zu Milch oder Bier Obst zu genießen, ist vom Standpunkte der Gesundheitspflege nicht zu erkennen; es ist vielmehr einfach Sache des Wohlgeschmackes; daß man aber weder Milch noch Bier genießen solle, ohne etwas dazu zu essen (für welche Lehre die zwingendsten und stichhaltigsten Gründe vorliegen), davon sprechen die Volkslehrer jener Tage nicht. Man schied vielmehr damals eine „polizeiliche Medicin", welche in der Ueberwachung der Aerzte bestand, — von einer „medicinischen Polizei" im Dienste der

Bevölkerung, und stellte letzterer vorwiegend die Aufgabe, den Verkauf der Nahrungsmittel und der Gifte zu überwachen, wozu noch in den Bauordnungen etwa die Sorge für Abhaltung von Schadenfeuern gefügt wurde. Selbst Peter Frank, der in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts so bahnbrechend wirkte, nannte sein für die damalige Zeit so vortreffliches Werk „Lehrbuch der Medicinal-Polizei“ und ging so weit, selbst die Eheschließung von der Erlaubniß des Staates abhängig machen zu wollen, damit man eine gesunde Nachkommenschaft erziele; und doch konnte er sich dem erleuchtenden Einflusse der Ideen nicht entziehen, welche die große französische Revolution in die Welt geschleudert hatte, — eine Staatsumwälzung, die in Frankreich zum Erwachen der Physiologie aus altem Formelwesen, zum selbständigen Eindringen in die Naturvorgänge mächtige Anregung gegeben hatte und welche selbst die gelehrten Körperschaften zum Dienste für das Volk herbeirief. Die Irrlehre der mit dem jüngst erfundenen papinischen Topfe hergestellten Knochenbouillon, als eines zur Ernährung der Kranken und Armen besonders günstigen Kraftmittels, wurde gestürzt durch die Experimentaluntersuchungen der französischen Akademie, wobei es sich herausstellte, daß die Kraftbrühe im Wesentlichen nur Leimwasser war und daß selbst Hunde lieber verhungerten, als sich mit dem ihnen bald widerlich gewordenen Nahrungsmittel zu ernähren. Hiermit war in Frankreich das Beispiel gegeben, und die Akademie, welche anderwärts nur eine Ruhmesversicherung auf Gegenseitigkeit zu sein pflegte, beschäftigte sich von da ab mit Fragen, welche dem öffentlichen Wohle dienten. Seit jener Zeit erschien in Frankreich Lehrbuch auf Lehrbuch über die Gesundheitspflege; aus Frankreich und später aus Belgien kamen uns die wichtigsten Entdeckungen und Unterweisungen auf hygieinischem Gebiete zu.

Da erwachte 1848 auch in Deutschland das Volksbewußtsein, und die Schlagworte jener Periode machte sich auch die Hygieine zu Nutze. Der „kühne Griff“ des einstigen Vorsitzenden in der Paulskirche wurde von ihr auf anderem Gebiete wiederholt. — Sie scheute sich vor der Gefahr, daß man auch auf ihre Bestrebungen „das Donnerwort: Zu spät!“ anwenden könne, — und sie begriff, daß sie dem Volke nur wahren Segen bringen könne „auf breitester demokratischer Grundlage“. Von da ab schwang sich die Gesundheitspflege von der Grundlage der „Medicinalpolizei“ auf zur „Staatsnaturwissenschaft“, deren erster Theil dem Gesetzgeber gewidmet sein sollte, um Bedürfnissen der Bevölkerung Genüge zu leisten, deren anderer dem „Richter“ dienen wollte, um die Ueberschreitungen auf dem Felde der Gesundheitspflege zu erkennen. Enger und enger schloß sich die Gesundheitspflege an die Physiologie an, denn sie begriff, daß die genaueste Kenntniß vom normalen Leben nur rückwirkend sei, wenn man dieses erhalten und Normwidrigkeiten beseitigen wolle. Da glücklicherweise zur gleichen Zeit durch zahlreiche Forschungen die Lehre vom Leben gefördert und fester begründet wurde, so erhielt damit die Gesundheitspflege auch eine gesicherte Grundlage und wurde nunmehr Wissenschaft. Von da ab konnte der Verfasser dieses Aufsatzes den Zielpunkt aller Gesundheitsbestrebungen als die „Erhöhung der Leistungsfähigkeit“ des Einzelnen wie des gesammten Volkes aussprechen, — ein Ziel und ein Ausspruch, der heute von allen Hygieinikern angenommen ist.

Wie unfruchtbar es auf dem Gebiete der Hygieine zu Anfang dieses Jahrhunderts noch aussah, das geht schon aus folgendem Beispiel hervor: Gegen das Jahr 1700 veröffentlichte Bernardino Ramazzini ein Werk über die Krankheiten der Künstler und Gewerbetreibenden (de Morbis artificum diatribe), welches damals allgemeines Aufsehen erregte und dem Verfasser den Namen eines neuen Hippokrates einbrachte, welches bereits 1704 in deutscher Uebersetzung, darauf von Pattisier in Paris bearbeitet und 1823 in der neuen Uebersetzung des Hofmedicus Schlegel in Weimar erschien; ein selbständiges „deutsches“ Werk wurde erst fast 150 Jahre nach dem italienischen von Halford (Dr. med. Posner in Berlin) veröffentlicht, in welchem nun zum ersten Male methodisch Entstehung, Verlauf, Behandlung und Vorbeugung der Krankheiten „nach dem neuesten

Standpunkt der Medicin und Technologie“ behandelt wurde. Doch war auch dieses im Wesentlichen eine Zusammenstellung von Arbeiten Anderer. 1871 brachte uns Dr. L. Hirt seine auf Beobachtungen in Fabriken beruhenden werthvollen Erhebungen über die „Staub-Inhalationskrankheiten“, 1873 die „Inhalationskrankheiten“, denen 1875 die „Gewerblichen Vergiftungen“ folgten, — bis endlich noch H. Eulenberg, geh. Ober-Medicinalrath in Berlin, 1876 sein treffliches „Handbuch der Gewerbe-Hygieine“ veröffentlichte. Obwohl die beiden letztgenannten Schriftsteller die Krankheiten der Körperstellung und damit eine der am häufigsten vorkommenden Gesundheitsstörungen der Gewerbetreibenden, welche noch dazu den Vortheil haben, daß sie sich physiologisch verfolgen und erklären lassen, nicht in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen, so sind nichtsdestoweniger die drei deutschen Veröffentlichungen als ein wahrer Gewinn für die jeweilige hygieinische Literatur zu nennen, während sie zugleich den Standpunkt der wissenschaftlichen Anschauung ihrer Zeit scharf kennzeichnen.

Die Hygieine trat vor fünfundzwanzig Jahren ein in den Kreis der Wissenschaften und bewies dies durch das jetzt in neuer Auflage vorbereitete, damals eben erst vollendete ausgezeichnete „Handbuch der Sanitätspolizei nach eigenen Untersuchungen“ von Dr. Louis Pappenheim, welches in alphabetischer Ordnung namentlich die der technischen Einsicht bedürftigen und dem Verwaltungsarzte vorkommenden Gegenstände in zwei Bänden ausführlich bespricht. „Was an Fabriken,“ sagt der Verfasser, „isolirten Werkstätten, Gefängnissen, Hospitälern, Beschäftigungsanstalten und sonstigen für die Hygieine bedeutsamen Einrichtungen nur irgend zugänglich war, habe ich in Deutschland und England, weniger in Frankreich, aufgesucht und studirt.“ Das Werk stand in Rücksicht auf Technologie, Chemie, Mikroskopie, Statistik, Volkswirthschaftslehre auf der vollen Höhe seiner Zeit und hat bis zu diesem Tage als Anregung und Fundgrube für alle diejenigen gedient, welche Universitätsvorträge über Hygieine hielten oder hygieinische Werke verfaßten. In ihm wurde zum ersten Male von einem deutschen Schriftsteller ausführlicher und gründlicher die englische Erfahrungswissenschaft berücksichtigt. Unsere Nachbarn und Stammesgenossen jenseits des Canals waren namentlich durch die wiederholten heftigen Choleraepidemien aufgerüttelt worden und hatten vom Jahre 1846 ab angefangen, eine Anzahl hygieinischer Gesetze zu veröffentlichen, welche zwar bunt durch einander und ohne System die jeweiligen Schäden ins Auge faßten, die aber doch die Grundlage abgaben zu einer gedeihlichen Entwickelung.

Wenn in Deutschland verhältnißmäßig spät die praktische Wissenschaft der Hygieine zur Thatsache wurde, so war daran nicht zum geringsten Theile der für die Heilkunde sehr unglückliche Einfluß der Philosophie schuld. In ihr geschult, verfielen die deutschen Aerzte auf allerlei Grübeleien, von denen die von mir an anderem Orte veröffentlichte Sammlung der Definitionen von „Krankheit“ ein Beispiel giebt. So lange man nicht wußte, was eigentlich Krankheit sei, konnte natürlich auch die Lehre von der „Aetiologie“, das heißt von den Krankheitsursachen, sich nicht klären und gestalten. Ich glaube daher der Hygieine einen kleinen Dienst geleistet zu haben, als ich vor fünfundzwanzig Jahren nachwies, daß jede Krankheit, das heißt jedes Kranksein, sei es nun ein örtliches oder allgemeines, immer im örtlich oder allgemein „gestörten Stoffwechsel“ bestehe und daß demgemäß Gesundheit und Wohlsein nichts Anderes bedeute als normalen regelmäßigen Stoffumsatz, — eine Definition, die damals bei Verschiedenen einiges Kopfschütteln erregte und die heute allgemein angenommen ist. Man weiß nun, daß alles das Krankheit hervorruft, was den Stoffwechsel beeinträchtigt oder verändert. Dies war aber für die Hygieine vor fünfundzwanzig Jahren, die noch nichts sein wollte als eine „Lehre zur Verhütung der Krankheiten“, von Werth und Wichtigkeit. Ein zweiter bedeutungsvoller Beitrag zur Abklärung kam uns aus England zu, wo man gewisse von einem Kranken zum anderen übertragbare oder unter bestimmten Verhältnissen entstehende Krankheiten als „zymotische Krankheiten“ bezeichnete, das heißt als solche, welche nach der ersten Uebertragung wie die

Gährung durch die Hefe (Zyme) sich weiter verbreiten und an Macht wachsen. Man hat sie in Deutschland vielfach als „vermeidbare“ Krankheiten bezeichnet, weil man ihnen durch Vermeidung jener ersten Uebertragung zu entgehen vermag, und rechnet dazu: Typhus, Cholera, Diphtheritis, Keuchhusten, Scharlach, Masern rc.

Ferner lehrte die Statistik, daß durch die Versorgung mit gesundheitsgemäßem Material zur Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse die Zahl der Todesfälle erheblich gemindert werden könne. So stellte sich heraus, daß durch Versorgung einer Stadt mit gutem Trinkwasser die Sterblichkeit um mindestens drei aufs Tausend herabgemindert wird; sie sank nach Einführung der Wasserleitung in Hamburg von 34 auf 31, in Leipzig von 27 auf 24, in englischen Städten sogar um 9 bis 11 pro Mille. Freilich war dieses Sinken nicht immer dauernd, sondern die Sterblichkeit wurde im Laufe der Jahre durch Einwirkung anderer Nachtheile wieder erhöht.

Wie wichtig aber in volkswirthschaftlicher Beziehung ein Sinken um drei Todesfälle auf je tausend sei, ergiebt sich nicht nur aus dem Hinweis, daß dies in einer Stadt von 100000 Einwohnern bereits im Jahre dreihundert Todte weniger ausmacht, sondern noch viel mehr daraus, daß auf je einen Todesfall etwa vierunddreißig Krankheitsfälle von durchschnittlich je vierundzwanzig Tagen Dauer, also 816 Tagen Krankheits- und Arbeitslosigkeit kommen; dies macht also bei einer Abminderung der Todesfälle um dreihundert schon 10200 Krankheitsfälle weniger mit 245800 Tagen (also an Tagen nicht weniger als 673 Jahre). Rechnet man nun den Verlust eines Verpflegungstages nur auf zwei Mark, so ergiebt dies die stattliche Summe von 1091598 Mark oder den Zins von 10000000 Mark Capital, welche dem Gesammtvermögen der Stadt erspart werden durch das Minus von dreihundert Todesfällen.

Wenn aber die Gesundheit nichts Anderes ist als der normale Stoffwechsel und dieser Stoffwechsel die drei Hauptbedingungen: der gesunden reinen Luft, der aus dieser und den Nahrungsmitteln hergestellten richtigen Blutmischung und der gehörigen Thätigkeit der Organe, erfüllt, so erkennt man, auf welche Gegenstände die öffentliche Gesundheitspflege vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit zu richten hat.

Die reine Luft ist nicht in der Stadt zu finden, sondern auf dem Lande. Der dreißigjährige Krieg trieb die Bevölkerung gewaltsam in die engen, festen, vor dem Feinde leichter zu vertheidigenden Städte und zwang die dichtgedrängte Bevölkerung, von der alten Sitte abzuweichen, nach welcher jede Familie ein einzelnes Haus bewohnt; statt wie damals die Wohnungen senkrecht abzutheilen (wie das heute noch fast durchgehend in England, vielfach in Frankreich und Oesterreich der Fall ist), wurden sie von nun an wagerecht abgetheilt, und jede Familie bewohnte ein einzelnes Stockwerk. Bei der Porosität der Zwischenwände wohnt jede Familie in der Luft, die das Stockwerk unter ihr hat, und erhält noch gelegentlich einige schlechte Luft von oben. — Jetzt lockt die Landbevölkerung die Aussicht auf Verdienst, die feinere Sitte, Bildung und Kleidung, der Mittelpunkt für Wissenschaft und Kunst in die große Stadt, und sie verläßt das einfache Leben des Landes mit grober Arbeit, grober Kleidung und eintöniger Lebensweise; sie denkt aber nicht daran, daß sie durch diesen Wechsel auch an Lebensdauer einbüßt. Schon der alte Statistiker Süßmilch hat nachgewiesen, daß auf je tausend Einwohner in großen Städten 36 bis 40 sterben, auf dem Lande 25 bis 30, — das heißt, daß in der Stadt je einer von fünfundzwanzig, auf dem Lande je einer von vierunddreißig sein Leben endet. Aber auch die Krankheiten verlaufen schwerer in der Stadt. Von tausend Typhuskranken sterben in der Stadt vierzehn, auf dem Lande nur neun, von tausend Schwindsüchtigen in der Stadt dreiundvierzig, auf dem Lande nur fünfunddreißig. Nicht nur das einfache, ungekünsteltere, naturgemäßere Leben des Landes hat diesen Einfluß, sondern wesentlich die bessere Luft. In den Städten mit guter Luft, wie Potsdam und Brüssel, sterben von tausend Lebenden nur einer auf vierzig, in den Städten mit mittelmäßig guter Luft, wie etwa Leipzig und Dresden, einer auf siebenundzwanzig; wo aber schlechte Luft zu finden ist, wie

in Köln, stirbt von tausend Menschen schon einer auf dreiundzwanzig und in Breslau bis vor Kurzem noch einer auf siebzehn. Und worin besteht das Geheimniß, in einer Stadt bessere Luft hervorzurufen? — Wesentlich darin, daß die Abfälle möglichst schnell entfernt werden und daß die mittlere Wohlhabenheit eine möglichst hohe ist. Der Einfluß der Wohlhabenheit auf Gesundheit und Krankheit ist ein bedeutender. Wir haben früher nachgewiesen, daß die Zahl der Todten in denjenigen Straßen Leipzigs, welche vorzugsweise von Wohlhabenden bewohnt sind, nur zwei Drittel von denen beträgt, welche bei gleicher Bevölkerungszahl in den von der ärmeren Bevölkerung bewohnten alljährlich erliegen. Hiermit steht im Einklang, was bei seiner statistischen Erhebung über die Zahl der Todesfälle in den einzelnen Stockwerken der leider zu früh verstorbene Schwabe in Berlin auffand. Daß die Kellerwohnungen die ungesundesten sind, welche man kennt, unterlag längst keinem Zweifel, daß aber Sterblichkeit, Krankheitsdauer und Heftigkeit der Epidemien in den Dachwohnungen noch viel bedeutender waren als im Keller, überraschte damals in hohem Grade, bis Schwabe die Erklärung gab, daß den Keller die kleinen Handwerker, Lebensmittelverkäufer und ähnliche Gewerbtreibende in Berlin zum Vortheil ihrer Kunden aufsuchen, während in den Dachwohnungen eine von der Hand in den Mund lebende Proletarierbevölkerung sich findet, welche der Armuth Preis gegeben ist und daß durch diese der Einfluß der Erkrankungen verstärkt wird.

Hier machte sich also namentlich die regelmäßige und bessere Ernährung mit ihrer Einwirkung auf die Blutmischung geltend. Deshalb ist es von hohem Belang für die Hygieine, daß im Staate jede Vertheuerung der Nahrung durch directe oder indirecte Steuern vermieden wird, und derjenige Staatsmann bringt seinem Volke die größten Vortheile, der diese Vertheuerung zu vermeiden weiß. Eine Steuer auf Tabak kann sich die „Hygieine" wohl gefallen lassen; ihre Nachtheile beruhen lediglich auf der Störung des Geschäftsbetriebes für Fabrikanten und Kaufleute, also auf einem Gebiete, auf dem der Hygieiniker weder Kenntnisse noch Einfluß besitzt. Aber eine Besteuerung der Körnerfrucht, des Fleisches, der Beleuchtungsstoffe wird und muß sich zu allen Zeiten verderblich für die Bewohner des Staates und durch deren geminderte Arbeitskraft auch verderblich für den Staat erweisen.

Zur Reinerhaltung der Luft dient vor Allem noch die größte Sorge für Straßenreinigung (welche zur Zeit in allen deutschen Städten noch im Argen liegt und in Beziehung auf welche wir vom Auslande weit überflügelt sind, wenn auch in Berlin und anderwärts gegenwärtig schüchterne Anfänge zum Besseren bestehen) und die möglichst schnelle Entfernung der fäulnißfähigen Stoffe aus dem Bereich der Lebenden, also das, was man in letzter Zeit „Städtereinigung" zu nennen beliebt hat. „Bodenreinerhaltung" müßte es heißen. Den Boden verunreinigen aber nicht nur die auf durchlässigem Straßenpflaster befindlichen Kothreste der Thiere, sondern mehr noch die Abfälle der Wirthschaft und die täglichen Stoffwechselabfälle der Menschen. Vor fünfundzwanzig Jahren war das Grubensystem noch ganz allgemein in Deutschland angenommen. Dann wurde das Schwemmsiel oder die sogenannte „Canalisation" von England aus eingeführt. Zwar hatte man dort nur von einem „Versuch im Großen" gesprochen, und heute sind alle Einsichtigeren in England darin übereinstimmend, daß dieser Versuch sich nicht bewährt habe, sondern daß ein Irrthum begangen wurde. Aber damals gab es eine Anzahl Fanatiker für die neue englische Einrichtung, die mit mehr Eifer als Einsicht dieselbe auf den Schild hoben und denen bei der mangelnden Erkenntniß jener Zeit geglaubt wurde. Auch der Schreiber dieser Zeilen gehörte noch im Jahre 1868 zu den Bewunderern der englischen Schwemmsiele, geblendet von der Großartigkeit ihrer Werke, die er in London bewundert hatte, und in Unkenntniß ihrer nachtheiligen Einflüsse. Innerhalb der letzten vierzehn Jahre aber haben sich die Thatsachen so gewaltig gehäuft, welche die Nachtheile der Schwemmsiele beweisen, daß heute eine Vorliebe für dieselbe nicht mehr zu entschuldigen wäre und nur erklärlich wird daraus, daß manche Personen Scheu davor hegen, einen früheren Ausspruch zurückzunehmen,

und Andere ihr Interesse beim Bau der Schwemmsiele finden. Es ist erwiesen, daß die Luft der Cloaken eindringt und eindringen muß in die Häuser. Zwar sagen die Vertheidiger der Siele, daß dies nur der Fall sei, wenn man keine gute Waterclosets besitze und wenn die Siele nicht genügend gespült werden; da es aber zur Zeit noch kein einziges, den Anforderungen der Hygieine entsprechendes Watercloset giebt, da es physikalisch nothwendig ist, daß, wo Wasser hinfließt, es Luft verdrängt und diese nach oben steigt, daß mithin immer Luft der Canäle beim Entleeren des Waterclosets in das Haus eindringen muß, da ferner eine genügende, das heißt immer bei gleichem Niveau und Tag und Nacht wirkende Spülung der Waterclosets nie und nirgends vorhanden ist noch vorhanden sein kann, wenn man nicht einen mäßigen Fluß Tag und Nacht durch die Siele leitet, — so ergiebt sich schon hieraus die Hinfälligkeit jenes Einwurfs. Die Sielhaut, das heißt der Ueberzug von halb vertrockneter Canaljauche an der Seite der Canäle, besteht überall da, wo es unterirdische Canäle giebt, und diese Sielhaut, die von denen, welche sie nicht mit eigenen Augen gesehen haben, geleugnet wird, überträgt ihre Krankheitskeime stets den Canälen. Durch Oeffnungen sind diese mit der Straßenluft in Verbindung; es tritt also die mit Krankheitskeimen durchsetzte Luft ungehindert in die Straße ein.

Niemandem ist es bis jetzt gelungen, vollständig undurchlässige Siele herzustellen; in keiner Stadt und an keinem Orte ist es möglich, die Verbindung der Hausleitungen mit Sielen vollständig und bleibend luft- und wasserdicht herzustellen. Directe Versuche haben ferner dargethan, daß aus der Cloakenjauche, die der Flüssigkeitsstrom in Bewegung setzt, unausgesetzt die ansteckenden Krankheitskeime in die Höhe wirbeln und der Luft sich beimengen. Trotzdem werden von verblendeten Städteverwaltungen immer aufs Neue Siele gebaut, obwohl man sicher sein kann, daß binnen wenigen Jahren die Erkenntniß von ihrer Schädlichkeit durchgedrungen ist und daß man diese Methode der Städtereinigung, welche im günstigsten Falle nur bei Tage, niemals aber zur Nachtzeit (weil dann die Waterclosets keine Flüssigkeit liefern) wirksam sein wird, verlassen muß.

Und was wird aus den Fäcalstoffen? Man führt sie entweder in die Flüsse und bewirkt dort die Tödtung der Fische, die Verschlechterung des Wassers, die Ansammlung von Schlammbänken (welche bei London sogar die Schifffahrt schon gehemmt haben), oder man führt sie auf die Felder, die man mit dem alten einschmeichelnden Ausdruck als „Berieselungsfelder" bezeichnet hat. Dort versumpft die übergroße Feuchtigkeit den Boden, verdirbt das Unterwasser, bringt den Anwohnern stete Gefahr und verdirbt durch ihre Ausdünstung die Luft. Auf den Rieselfeldern baut man im Anfang Gemüse und Früchte, welche das Staunen der Unkundigen erregen; bald aber gedeiht nichts mehr, der Boden ist verjaucht; die Gemüse und Früchte enthalten, wie Pasteur nachgewiesen, auf ihrer Oberfläche Ansteckungsstoffe und werden vom Vieh selbst verschmäht. Im günstigsten Falle nimmt man eine Mark ein, wo man zehn ausgegeben hat. Es geht aber bei diesem Verfahren der Landwirthschaft und der gesammten Bevölkerung ein großer Vortheil verloren, nämlich die Nährmittel des Getreides, während bei gut geregelter „Abfuhr" in festverschlossenen Tonnen ebensowohl die Aesthetik in Bezug auf Sinneswahrnehmungen geschont ist, als die Nationalökonomie in Bezug auf die landwirthschaftlichen Bedürfnisse Berücksichtigung findet.

Die „Abfuhr" hat sich denn auch in einer großen Anzahl deutscher Städte bereits auf das glänzendste bewährt, und namentlich ist man in Heidelberg mit der Einrichtung derselben, in Stuttgart mit der richtigen Verwerthung des Tonnengehaltes mit gutem Beispiel vorangegangen. — Noch Höheres leistet aber die „Städtereinigung auf getrenntem Wege", wie sie das Liernur-System ausführt. Wir haben in Holland in vier verschiedenen Städten dieses System genau geprüft und von den dortigen Technikern und Behörden die günstigsten Urtheile erhalten. Das „Liernur-System" besteht in einer Drainage-Einrichtung zur Entfernung der Bodenfeuchtigkeit — und in einem System von eisernen Röhren, welche in den Boden eingelassen sind und welche

in ein entferntes, mit einer stehenden Luftpumpe versehenes Gebäude aus jedem einzelnen Wohnhaus täglich oder täglich zweimal die Abgänge vollständig entfernen, ohne daß man im Hause, auf der Straße oder sonst wie irgendwelchen Geruch, irgendwelches Geräusch wahrnimmt, ohne daß im Hause üble Luft irgendwie (auch außer der Reinigungszeit) wahrnehmbar wäre, ohne daß die geringste Verunreinigung des Bodens stattfände und ohne daß etwas von dem werthvollen Ernährungsmaterial des Getreides verloren ginge. Vielmehr wird der Dünger in geschlossenen Gefäßen eingedickt (wie bei der Zuckerraffinerie) und schließlich zu trockenem Pulver verarbeitet, das in Fässer verpackt, ohne von seinem Werth zu verlieren, beliebig lange Zeit aufbewahrt und geruchlos auf beliebige Entfernungen versandt werden kann. Zweifellos ist des holländischen Capitäns Liernur Erfindung das Größte und Bedeutsamste, was die Hygieine der letzten fünfundzwanzig Jahre und was vielleicht das ganze Jahrhundert aufzuweisen hat! Es dürfte Liernur's Verfahren um so mehr den Beifall aller Einsichtsvollen und Vorurtheilslosen verdienen, als es außer den hygieinischen Vorzügen auch noch die anderweitige nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, daß dieses System durch seine Einnahmen sich trägt und bezahlt macht und daß es daher nicht wie die Schwemmsiele nur die Steuerlast der Bürger erhöht, sondern daß es umgekehrt die Einnahmen der Stadt begünstigt. Es begünstigt aber auch das Wohl des ganzen Volkes in Bezug auf gute Ernährung und Wohlhabenheit: denn es gewährt der Landwirthschaft voll dasjenige, dessen sie bedarf.

In den letzten zehn Jahren sind in Deutschland die einfachsten Nahrungsmittel, d. h. die Brot-, Körner-, Hülsenfrüchte, Grütze u. s. w. mit 300 Millionen Unterbilanz erzeugt worden, weil nur 85 % einer vollen Mittelernte eingeheimst wurde. Das Geld für das Fehlende wanderte in das Ausland! — Von den genannten Früchten bedarf die Bevölkerung in Deutschland auf den Kopf $1\frac{1}{2}$ Pfd. täglich oder $5\frac{1}{3}$ Centner im Jahre, also = 48 Mark. Die 43 Millionen Einwohner verbrauchen jährlich etwa 225 Millionen Centner = 2000 Millionen Mark, woran in dem letzten Jahrzehnt 300 Millionen Mark als einheimische Erzeugnisse fehlten. Vom finanziellen Gedeihen der Landwirthschaft hängt aber der rege Verkehr und Absatz in Handel und Gewerbe ab. Vom Gesammtertrage einer Mittelernte muß der Landwirth 15 % zur Saat zurückbehalten, also gelangen von 85 Procent nur 70 % zum Verbrauche; aber diese zum Verbrauch gelangende Menge kommt noch keineswegs zum Verkauf. Die Landwirthe machen etwa 35 % der Bevölkerung aus; sie essen natürlich ihre eigenen Erzeugnisse und behalten davon 55 bis 60 % für sich, nur den Rest verkaufen sie. Vom vollen Ertrage einer Mittelernte gelangen also nicht 70 % zum Verkauf, sondern höchstens 25 %. Werden nur 85 % geerntet, so kommen nur 10 bis 15 % auf den Markt, mithin theurer durch den Mangel an Angebot; sie werden aber noch theurer durch die Nöthigung, den Dünger zu kaufen, den man aus Chile und Peru kommen läßt, während er jetzt verzettelt und vergeudet wird. (Vorstehende Zahlen sind einem Vortrage des Präsid. v. Rath entlehnt, abgedruckt in meiner Zeitschrift: „Gesundheit“, für private und öffentliche Hygieine.)

Die Verschwendung des Düngers durch Einlaufen der Cloaken in Flüsse und durch das unglückselige Berieselungssystem, welches den Pflanzen nicht einmal die nöthige Nahrung giebt, zwingt den Landmann, Peru-Guano und Chili-Salpeter zu kaufen; auch dieses Geld geht ins Ausland, ebenso wie dasjenige, für welches das Fehlende am Ertrage gekauft werden muß. Mit der hygieinischen Sorge für möglichst schnelle und sorgfältige Entfernung der Fäulnißstoffe aus dem Bereich der Lebenden, zur Erhaltung der reinen Luft, für vollständigen Abschluß der Stoffwechselüberreste vom Boden zur Erhaltung der Bodenreinheit und der reinen Wasserläufe geht also die Sorge für billige Nahrung und für Erhöhung des Volkswohlstandes durch Kräftigung des Ackerbaues Hand in Hand, und kein Hülfsmittel, welches wir zur Zeit kennen, gewährleistet dies in höherem Grade als das „Liernur-System“.

Muß es nicht den Menschenfreund schmerzen, muß es nicht Zweifel an der Verständnißfähigkeit mancher Hygieiniker sowie

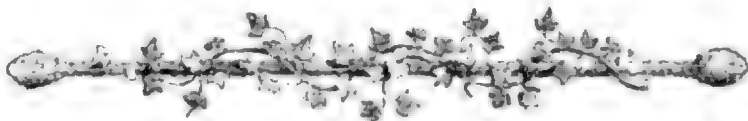
der (freilich überwiegend aus Juristen bestehenden und deshalb ungenügend vorbereiteten) Verwaltungsbehörden hervorrufen, wenn man sieht, daß gerade dieses System in Deutschland immer von Neuem grundlos bezweifelt wird und nur auf dem Papiere besteht, statt daß es durch Einführung zum Leben erweckt wird?

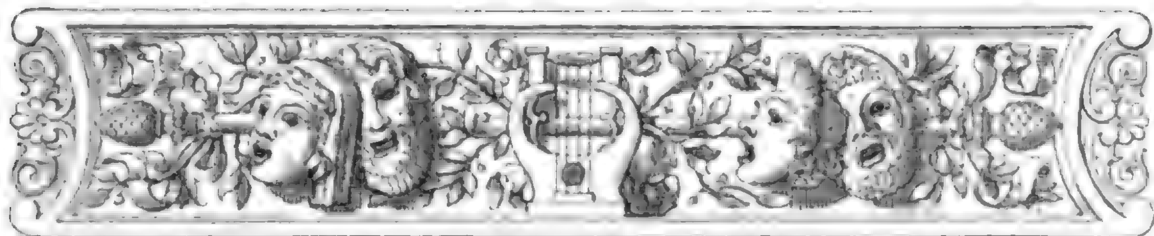
Noch unbegreiflicher ist es, wenn ein Mann die bis dahin erwiesene bessere Erkenntniß abstreift und die „große Schwenkung“ macht, in das feindliche Lager der Schwemmsiel-Fanatiker mit Sack und Pack überzuwandern, wie Pettenkofer dies that, — der einst für Reinerhaltung des Bodens und der Wasserläufe stritt und jetzt gleichgültig vom Münchener „Gesundheits-Bade“ schreibt, in welchem alle Excremente herumschwimmen und den Badenden die Eier von Bandwürmern sowie Krankheitskeime übermitteln. — Pettenkofer griff als Apotheker, unbeirrt durch medicinische Theorie, in das Arbeitsgebiet der Hygieine und gewann, durch den damaligen Kreis Münchener Gelehrten getragen, schnell Aufmerksamkeit und Geltung für sich und seine Arbeiten; — aber er baute sich durch eigene Theorie seine Schranken: seine aus Frankreich importirte Lehre der Choleraverbreitung beginnt (trotz vortrefflicher Stütze der Einzelforschung) jetzt bedenklich zu wanken, — seine Desinfectionslehre hat er selber verlassen müssen, — seine und Buhl's Lehre der Typhusursache hat sich anderwärts nicht bestätigt, — seine Art der Luftuntersuchung hat sich als ungenügend und deshalb unrichtig herausgestellt. Allein, sind auch seine Lehren kurzlebig, so danken wir ihm dennoch die einst gegebene Anregung, ohne welche wir vielleicht die bleibenden vortrefflichen Untersuchungen von Voit über Athmen und Kostwahl entbehren müßten. — Die heutige Lehre von der Ventilation ruht auf den glänzenden Arbeiten von Ludwig in Leipzig. Nicht minder Bedeutsames verdankt die Hygieine dem Physiologen Ranke in München. — Von den Physiologen haben die Hygieiniker die selbständige Experimentaluntersuchung gelernt. Mit ihr und der vorgeschrittenen Statistik werden sie siegesgewiß weiterkämpfen, verbündet mit Landwirthen und Technikern zum gemeinsamen Ziele: dem Wohle des Volkes!

Ungünstig gestaltet sich noch die „Anwendung“. Nur wo der unmittelbare und kostenfreie Einfluß des Einzelnen sich Geltung verschaffen konnte, trat sie ins Leben. Ein Beispiel bietet die „Schule“, der die Bestrebungen gegen Ueberbürdung der Schüler, sowie für Feriencolonien, die Untersuchung der Augen, der Gehörorgane, die Sorge für bessere Banktische und besseren Schulbau zu gute kamen. Mein „Muster-Schulzimmer“ fand Nachahmung nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Frankreich, England, Schweden, Rußland, — und unlängst erhielt in einer süddeutschen Stadt ein Architekt mit demselben den ausgesetzten Preis, ohne daß er es der Mühe werth gehalten hätte, den geistigen Urheber zu nennen. — Wo es sich aber um öffentliche Einrichtungen handelt, da finden sich schwere Hindernisse: durch die aus erwähnten Gründen unvermeidliche Unsicherheit der Verwaltungsbehörden, durch die bedeutenden Kosten bei schon vorhandener schwerer Steuerlast, durch die Machtlosigkeit der Orts-Gesundheitsausschüsse. Das „Reichs-Gesundheitsamt“ hat bis jetzt nur ein Gesetz gegen Fälschung der Nahrungsmittel ausgearbeitet; — aber dem längst angenommenen und in Kraft getretenen Gesetze fehlt noch immer — seit Jahren! — die „Ausführungs-Verordnung“, das heißt die gleichmäßige und allgemeine Anwendung.

Hoffen wir auf eine bessere Zeit, welche das Skolion des alten römischen Kaisers sich vor Allem zur Richtschnur gemacht hat:

„Gesund zu sein, ist das Beste auf Erden, —
Das zweite, schön und wohlgestaltet, —
Das dritte, Geld zu haben in allen Ehren, —
Das vierte, im Kreis der Freunde jung zu bleiben.“





Escheberg.

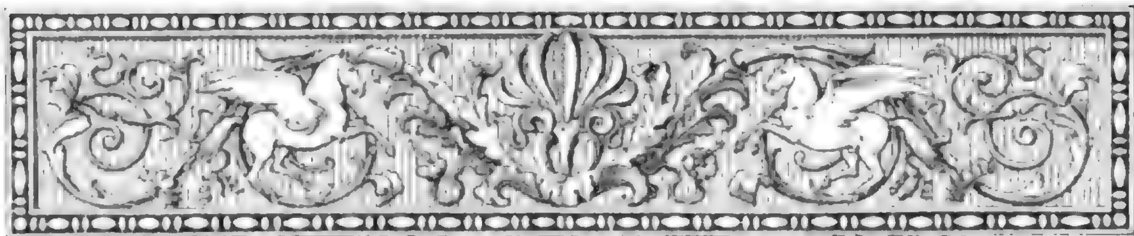
Von

Emanuel Geibel.

Nahe dem Hange des Bergs, den hundertjähriger Eschen
Wipfel umschatteten, lag stattlich im Grünen das Schloß,
Altersgrau, doch würdig geschmückt und wohnlich im Innern,
Groß nicht, aber dem Gast freundlich wie keines im Land.
Neben dem springenden Leu'n drei Rosen am Thor der Capelle
Zeigte das Wappen, und rings dufteten Rosen umher.
Denn weit dehnte der Garten sich hin, von rauschender Waldnacht
Nur und vom Spiegel des Teichs drüben im Thale begrenzt.
O, wie athmet' ich auf, als mich hier der Gebieter des Hauses
Mit willkommener Pflicht gütig zu fesseln gewußt!
Denn den verstäubenden Schatz altspanischer Schriften und Lieder,
Die er vom Bruder ererbt, trug er zu sichten mir an.
Droben im luftigen Saal bei Globen und allerlei Rüstzeug
An der getäfelten Wand standen die Bücher umher.
Früh schon blickte die Sonne herein, durchs offene Fenster
Strömten die Düfte des Parks, schmetterte Vogelgesang;
Und so saß ich und las und verzeichnete, was ich gelesen,
Und ins Wipfelgewog lauscht' ich dazwischen hinaus,
Bis ich mit glühenden Wangen zuletzt und pochendem Herzen
Ganz mich ins Märchengeweb alter Romanzen verlor.
Denn euch sah ich zur Schlacht ausreiten, ihr Helden der Tafel,
Dich, kampffreudiger Cid, der du im Tod noch gesiegt;
Sah das Erblühn und den Fall Granada's und hörte den letzten
Seufzer des Mohren, er hallt, sagt man, noch heut im Gebirg.
Aber am tiefsten ergriff dein Los mich, König Rodrigo,
Der du, des Purpurs werth, herrschtest, ein Liebling des Volks,
Doch im Rausche des Glücks, umstrickt vom Taumel der Sinne,
Schmählich zuletzt um ein Weib Scepter und Leben verlorst.

Erst wenn des Mittags blendender Strahl mir über das Blatt floß,
    Ließ der versunkenen Welt blühender Zauber mich los.
Rasch dann eilt' ich hinaus und suchte den schattigen Forst auf,
    Der, was längst ich ersehnt, stilles Besinnen mir bot;
Denn von Zweifeln gequält an der eigenen Kraft und im tiefsten
    Grunde des Herzens versehrt, war ich der Heimath entflohn;
Aber das heitere Werk und die Lüfte des Bergs und der Waldhauch
    Träufelten Balsam schon in die genesende Brust.
Bald auch wuchs mir der Muth, und dem mächtigen Triebe gehorcht' ich,
    Der das Empfundene mir leise zu singen gebot,
Leise zuerst, dann kühneren Tons, bis endlich die Fülle,
    Die mir die Seele bedrängt, strömend den Lippen entquoll.
Sieh, da zerging wie ein Nebel der Druck allmählich, der Schmerz selbst,
    Sanft im Liede gelöst, wurde bescheidner Genuß,
Und im Gefühle des Schaffens getrost abwerfend die Zagheit,
    Lernt' ich im heiteren Kreis wieder gesellig zu sein.
Denn jetzt, wenn ich im Wald bis zur Wende des Tages die Stunden
    Einsam sinnend verschwärmt, rief mich zur Tafel das Horn.
Freundlich empfing mich der Burgherr dort, umringt von den Seinen,
    Denn ein erwachsend Geschlecht war des Verwittweten Trost,
Blühender Töchter ein Paar und ein Kleeblatt stattlicher Knaben.
    Aber die Ahnin saß, Allen zu oberst, am Tisch,
Würdig, im dunkeln Gewand, mit geistvoll leuchtenden Augen,
    Echtesten Adels ein Bild, Greisin, doch jung im Gemüth.
Sinnig verstand sie das Mahl mit lächelnder Rede zu würzen,
    Doch noch lieber zuletzt lieh sie dem Sohne das Ohr,
Wenn er, ein Meister des Worts, beim Nachtischbecher erzählte,
    Was er auf Reisen erlebt oder als Krieger im Feld.
Denn nach Spanien einst und in Rußlands eisige Steppen
    Halb unwilligen Sinns war er dem Corsen gefolgt,
Hatte des Rückzugs Qual und Gefahren erduldet, und spät erst,
    Einer von Tausenden nur, kehrt' er, ein Flüchtling, zurück.
Doch jetzt lebt' er daheim in frohem Genügen und baute,
    Selbst Theil nehmend am Werk, stattliche Straßen durchs Land,
Schweift' als Jäger umher im Revier, und im sonnigen Glashaus
    Zog er am hohen Spalier köstliche Früchte sich auf.
Dorthin führt' er uns gern nach Tisch, zur hohen Terrasse,
    Und in trautem Gespräch flossen die Stunden uns rasch;
Oder wir mischten uns auch in die munteren Spiele der Jugend,
    Die sich, der Freiheit froh, tummelt' am grasigen Hang.
Hoch auf sauste der Ball, hell knirscht' in den Angeln die Schaukel,
    Und vom Stabe geschnellt, fing sich am Stabe der Reif,
Bis von den Bergen es kühl herweht' und hinter den Wipfeln
    Ueber den Fluthen des Teichs prächtig die Sonne zerschmolz.
Doch dann rief uns ins traute Gemach die gesellige Lampe,
    Und in der Dichtung Reich folgten den Meistern wir gern,

Unsern Heroen zumal. Iphigenie grüßt' uns und Tasso,
 Friedland's hohe Gestalt schritt uns vorüber im Geist
Und der Befreier der Schweiz, und dazwischen erzählte die Ahnin,
 Wie sie in Weimar einst goldene Tage verlebt,
Wie sie mit Schiller geschwärmt und in jugendlich scheuer Begeistrung
 Goethe's olympisches Haupt fromm aus der Ferne verehrt.
Oft auch lauschten wir ernst Beethoven's erhabener Schwermuth,
 Lauschten erheitert dem Strom Weber'scher Waldmelodien;
Oder den Saiten entrauscht' auch wohl ein verführerisch muntrer
 Walzer von Strauß, und den Tag schloß ein bescheidener Tanz.
Früh ging Alles zur Ruh. Auch ich, dem Gebrauche mich fügend,
 Stieg, mein lustig Gemach zeitig zu suchen, empor;
Aber ich saß noch lang wie ein Träumender droben am Fenster,
 Während die Sichel des Monds über den wipfelnden Höhn
Schimmernd im Duft hinschwamm und die Nachtigallen vom Wald her
 Schmetterten, wie ich sie nie früher noch später gehört.
Tröstlicher Hoffnung voll dann sann ich hinaus in die Zukunft,
 An das bezwungene Leid dacht' ich, das herbe, zurück,
Doch es versank schon fern. Und ich dankte den himmlischen Mächten,
 Die mir die Freistatt hier, treu mich behütend, gewährt,
Als ich zu scheitern gemeint, und ich bat: Vollendet das Werk nun,
 Und dem Geretteten gebt gnädig zum Wollen die Kraft!



Der Ich-Roman.

Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans.

Von

Friedrich Spielhagen.

I.

Wir nennen in der Zunft- oder, wenn man will: Ateliersprache einen Roman, dessen Held als Selbsterzähler seiner Fata auftritt, einen Ich-Roman zum Unterschiede von den anderen Romanen, in welchen der Held eine dritte Person ist, dessen Schicksale uns von dem Dichter erzählt werden.

Da nun in der Kunst wie in der Natur nichts bloße, gegen ihren Inhalt völlig gleichgültige Form ist, liegt die Vermuthung nahe, daß dieser so definirte Ich-Roman innerhalb der Gattung eine Species darstellen werde, deren Exemplare allerdings auf eine nur geringe Zahl reducirt sind.

Und so verhält es sich in der That. Die genauere Betrachtung wird zeigen, daß die Ich-Form keineswegs ganz müßig ist; daß sie sich nicht jedem beliebigen Stoff gleich bequem anpaßt; auch der gefügige Stoff noch nach ihr gemodelt werden muß; folglich der Künstler, der sich ihrer bedient, zu gewissen Vorsichten, Rücksichten, Manipulationen, mit einem Worte: zu einer Modification der ihm sonst geläufigen, für die anderen Fälle berechneten und berechtigten Technik gezwungen ist.

Nun scheint freilich das Resultat einer auf diesen Punkt gerichteten Untersuchung nur dem Künstler zu gute zu kommen und die Untersuchung selbst nur für ihn von Interesse zu sein.

Aber auch der Laie dürfte seine Theilnahme der Erörterung einer Frage zuwenden, welche dabei nicht umgangen werden kann.

Der Frage nach der Natur und Beschaffenheit des Helden im Ich-Roman, eben jenes „Ich", welches der Species den Namen giebt.

Und die Theilnahme dürfte wachsen, wenn sich dabei — wie es wirklich der Fall — herausstellen sollte, daß jenes „Ich" — trotz gewisser äußerer und innerer Veränderungen, die er mit sich vorgenommen — der Dichter selber ist oder — in Anbetracht jener Veränderungen — ein Jemand, der dem Dichter so weit gleicht, als ein stark benutztes Modell dem nach ihm geschaffenen Bilde gleichen wird.

Müssen doch durch dies Ineinanderfließen oder durch diese approximative Congruenz des Dichters und des Helden tiefste, instructivste Blicke in die Dichterseele ermöglicht werden, welche andere Romane, in denen der Dichter sich klüglich streng von seinem Helden scheidet, nicht gewähren können! muß doch mithin das Interesse an einem solchen Roman — vorausgesetzt, daß das Dichter-Ich wahrhaft interessant und ausgiebig ist — geradezu ein doppeltes sein!

Freilich!

Nur daß leider jene Untersuchung nach der Natur des Helden im Ich-Roman in letzter Consequenz zu einem gar sonderbaren Ergebniß führt.

Zu dem Ergebniß, daß im tiefsten Grunde in jedem modernen Roman, auch wenn er den Anschein der Objectivität und Ichlosigkeit noch so streng festzuhalten sucht, jene approximative Congruenz von Dichter und Helden stattfindet; und daß, wenn bezüglich des Grades der Subjectivität und Ichmäßigkeit innerhalb des Gebietes des modernen Romans allerdings noch Unterschiede und bedeutende Unterschiede stattfinden, verglichen mit der absoluten Objectivität und Ichlosigkeit der homerischen Gedichte jeder moderne Roman subjectiv und ein Ich-Roman ist.

Der Beweis für diesen Satz, der uns auf seinem Gange in das innerste Wesen der epischen Dichtkunst führen wird, kann nicht angetreten werden ohne die Zuhülfenahme einiger allgemeiner Sätze, die man füglich als die Fundamentalsätze der Theorie der epischen Dichtkunst ansehen darf.

Der erste dieser Fundamentalsätze lautet, daß, in nothwendiger Folge der der epischen Phantasie immanenten, ruhelosen Tendenz nach größtmöglicher Ausdehnung des Horizontes, ihr Object nichts Geringeres als die Welt und somit das — gleichviel ob ihm bewußte oder unbewußte — Streben des epischen Dichters ist, ein Weltbild zu geben.

Der zweite: daß diese Natur der epischen Phantasie, welche über jede Grenze hinausstrebt, mit der Natur der Kunst, welche, sobald sie zum Werke schreitet, sich Grenzen ziehen muß und nur, indem sie diese Grenzen respectirt, ihr Werk zu Stande bringt, in einem fundamentalen Widerspruche steht.

Der dritte: daß dieser Widerspruch, weil er ein fundamentaler ist, niemals völlig, sondern immer nur annähernd gelöst werden kann; folglich die dramatische und lyrische Dichtkunst, welche diesen Widerspruch nicht in sich tragen und mithin ihren Objecten völlig gerecht zu werden vermögen, in rein ästhetischer Beziehung vor der epischen Dichtkunst rangiren; oder, um es concret auszudrücken, ein Product der epischen Dichtkunst, auch das höchste, an absolutem Kunstwerth immer hinter den höchsten Producten der beiden Schwesterkünste zurückbleiben muß.

Der vierte: daß das Mittel zur annähernden Lösung des Widerspruches für den epischen Dichter einzig und allein die möglichst vollkommene Anwendung der objectiven Darstellungsweise ist; mithin der ästhetische Werth epischer Producte in dem Maße steigt und fällt, als diese Darstellungsweise bei ihnen zur Anwendung gekommen ist.

Dies die Sätze, welche vorauszuschicken und gewissermaßen als Leitsterne hinzustellen waren, damit wir, ohne Furcht vor Mißverständnissen auf Tritt und Schritt, in unserer Untersuchung fortfahren dürfen, die sich nun in erster Linie mit den Gründen zu beschäftigen haben wird, welche den homerischen Dichtern jenen hohen und im Vergleich zu den modernen epischen Producten absoluten Grad von Objectivität ermöglichten.

Er wurde ihnen aber ermöglicht, weil die Gunst ihrer Lage in einer noch übersichtlichen und dabei doch reich genug gegliederten und wiederum schönen, in sich harmonischen Welt für sie von vornherein jenen Widerspruch zwischen den Ansprüchen der epischen Phantasie, ein Weltbild geben zu wollen, und den limitirenden Grundbedingungen des Kunstwerkes auf das denkbar geringste Maß reducirte.

Ich habe mich gerade über diesen Punkt wiederholt ausgesprochen, und so mag es hier genügen, nur eben wieder daran zu erinnern; eine eingehendere Schilderung erfordern gewisse andere Verhältnisse, welche die homerischen Dichter vorfanden, und die durchaus dazu angethan waren, ihnen die Lösung ihrer Aufgabe auf das herrlichste zu erleichtern.

Als ein solches überaus günstiges und förderndes Moment ist in erster Linie das Gesammtgefühl anzusehen, welches, hervorgegangen aus der Gleichförmigkeit der Gewohnheiten des häuslichen Lebens, der Solidarität der bürgerlichen Interessen, der Conformität des geistigen Horizontes aller Mitglieder der Gemeinde vom Könige bis zum Hirten, bei den homerischen Menschen mit völlig elementarischer Kraft wirkte. Wenn der Zug nach Troja, wie jetzt ja kaum noch zu bezweifeln, wirklich stattgefunden, hat es sicherlich, um die griechischen Stämme zum Ausbruch zu be-

wegen, keiner großen Ueberredungskunst von Seiten ihrer Führer oder gar des göttlichen Antriebes bedurft. Man wird sich versammelt haben und gen Troja aufgebrochen sein, wie zur Zeit des Herbstes Wandervögelscharen sich zusammenthun und nach dem Süden aufbrechen, getrieben und geleitet von einem geheimnißvollen, unwiderstehlichen Drange; und gab es in der That eine bestimmte Veranlassung, so spielte dieselbe sicher keine größere Rolle als für die Eruption einer längst vorbereitenden Krankheit jenes Etwas, das die Aerzte Gelegenheitsursache nennen. Wo in dieser von einer allgemeinen Empfindung beseelten und beherrschten Masse der Eigenwille sich regt, wird er entweder wie beim Thersites an den Pranger der allgemeinen Verachtung gestellt, respective einfach in das Gemeingefühl zurückgeprügelt, oder wie beim Achill in tragischer Weise gebrochen. Und auch in Achilleus' Fall ist wohl im Auge zu behalten, daß sein Zorn aufflammt, weil er sich durch die Wegnahme der Briseïs, seines Ehrengeschenkes, in den Augen der Uebrigen entehrt glaubt oder, wie man hier sagen muß, entehrt weiß, und im Vergleich zu diesem gewaltigen Pathos die Kränkung, die seinem liebenden Herzen angethan ist (s. Il. IX. 340 bis 343), kaum ins Gewicht fällt; daß später, als nach dem Tode des Patroklos ihm die Sühngeschenke gebracht werden, er selbst freilich in seinem wilden Schmerz nur einen geringen oder gar keinen Werth auf diese äußerliche Restitution seiner Ehre legt, von Agamemnon aber und den übrigen Helden die Nothwendigkeit derselben durchaus gefühlt wird; und daß schließlich, was entscheidend ist, wenn nicht direct, so doch indirect sehr deutlich, der Held den Verlust des geliebten Freundes als eine Strafe für den Zorn ansieht, der ihn die klar vorgeschriebenen Pflichten gegen den Heerführer und gegen das Gemeinwohl so schwer verkennen ließ.

Wenn nun, wie wir sehen, bei den homerischen Menschen die individuelle Seele und die Volksseele in eins fließen, und Differenzen, wo sie auftreten, entweder schnell geschlichtet oder doch ganz gewiß zu Gunsten des Gemeingefühls entschieden werden, verdämmert für sie auch jene Grenze, welche für uns moderne, wissenschaftlich gebildete Epigonen zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit haarscharf gezogen ist, entweder ins Ungewisse oder man geht mit einem flüchtigen und halb schalkhaften „wie jetzt die Sterblichen sind" leicht über sie weg. So hatten die Glücklichen neben der schönen natürlichen Welt, in die sie geboren, noch eine zweite, in ideale Ferne gerückte und zugleich, infolge einer unerschöpflich reichen und unendlich plastischen Tradition, vollkommen gegenwärtige: die Welt der heroischen Ahnen; und zu den zweien noch eine dritte: die ihrer Götter, welche sie — wie das nicht anders sein kann — nach ihrem Bilde in voller Naivetät geschaffen, während ihren Dichtern bereits eine Ahnung darüber aufzugehen begann, daß die herrlichen Gebilde auf diesem Wege entstanden seien, und sie daraus den Muth schöpften zu jener eigenthümlichen, halb cordial-ironischen, halb Glauben und Ehrfurcht athmenden und heischenden poetischen Behandlung und Verwerthung derselben, ähnlich wie Shakespeare seine Hexen und Geister tractirt, an deren Realität er offenbar glaubt, indem er sie zugleich frei zu seinen idealen Zwecken verwendet.

Ich bin hier, wo ich nur von dem homerischen M e n s c h e n reden wollte, unwillkürlich auf den homerischen D i c h t e r zu sprechen gekommen; aber freilich fallen beide auch noch mehr zusammen, als es sonst und überall der Fall; ja, es ist eben diese innige Verschmelzung die ganz eigentliche Ursache, warum die homerischen, von ganzen vollen Menschen erschaffenen Gesänge so ganz und völlig (bis auf den oben angedeuteten unvertilgbaren Rest) dichterisch und unter allen Umständen die denkbar vollkommensten Producte epischer Poesie sind.

Ist doch auch die Stellung des homerischen Dichters völlig analog jener, in welcher sich der homerische Mensch ein für alle Mal befindet. Auch er — der Dichter — tritt sofort in eine Gesellschaft, in die er sich einzureihen gezwungen ist, wenn er überall als Dichter wirken will. Wie er die Welt nicht „von Weitem" und nur an einem „Feiertag" sieht, sondern in ihr, mit ihr, alle Tage seines Lebens feiernd, lebt, so ist er auch nun und niemals „in sein Museum gebannt", sondern tritt mit dem ersten Schritt auf seiner Künstlerlaufbahn in ein ungeheures

Atelier gleichsam, in welches von allen Seiten hell die Sonne des griechischen Lebens scheint und die griechische Welt durch alle Fenster formen- und farbenfroh hereinblickt. Und in diesem ungeheuren Atelier sind schon gar Viele — Meister und Gesellen — an der Arbeit, die eben auch seine Arbeit werden soll, und bei der er weder nach dem Was? noch nach dem Wie? zu fragen hat, sondern das Eine und das Andere treulich überliefert bekommt.

Denn das Was ist die Heldengeschichte seines Volkes, die nach oben in den goldenen Wolken des Olymp verschwebt und sich nach unten unterschiedslos in das Alltagstreiben der Menschen „οἷοι νῦν εἰσιν“ fortsetzt.

Und das Wie ist die von einer Generation der anderen überlieferte Sangesweise mit der zu den künstlerischen Zwecken in jedem Sinne vorbereiteten und durchgearbeiteten Sprache; ja auch, in tieferem Verstande, die dichterische Methode: die Führung der Fabel, die Abmessung und Zusammenfügung der Theile zum Ganzen, der zweckmäßige Wechsel von Licht und Schatten, die Schönheit und Nothwendigkeit des Contrastes, die schickliche Form der Uebergänge, die Gesetze der Retardirungen, die Erfordernisse der Episoden und was denn sonst die epische Kunst, wenn sie ihre Absicht erreichen und ihr Bestes leisten will, als stets bereite und willige Mittel an der Hand haben muß.

Und nun ein Letztes, Höchstes, das die homerischen Sänger vor den modernen Dichtern voraus hatten und um was sie diese wohl am meisten beneiden werden: das stolze Gefühl, nichts zu singen, als was ihr Publikum zu hören verlangte, was zu hören es nicht ermüden würde; die freudige Gewißheit, die ihnen innewohnen durfte, daß sie keine Saite anschlagen könnten, die nicht in den Seelen der Hörer wiedertönte, und daß ihr Denken, Fühlen, Schauen das Denken, Fühlen und Schauen ihres Volkes war.

Deshalb war denn auch in ihrem Munde der Anruf der Muse beim Beginn ihres Gesanges und mitten im Gesange, wenn die Fülle des Stoffes sich überwältigend herzudrängte, keine Phrase, sondern der prägnante Ausdruck einer durchaus berechtigten, weil aus einer Thatsache resultirenden Empfindung: der Thatsache, daß sie, die einzelnen Sänger, aus einem Strome schöpften, dessen geheimnißvolle Quellen in für ihren Blick unermeßlicher Ferne hinter ihnen lagen; daß sie nur wiedergaben, was ihnen gegeben, von langer Hand vorbereitet war; daß eine Kraft in ihnen wirkte und waltete, für deren Macht und Fülle sie in der individuellen Begabung keine Erklärung fanden und finden konnten und die sie deshalb wie alles Unerklärliche der directen Einwirkung der Gottheit zuschrieben.

In diesem bescheidenen Zurücktreten des dichterischen Ich hinter den dichterischen Genius des Volkes, der es zu seinem Organ und Herold gemacht hat neben den anderen Organen und Herolden seiner Allmacht, liegt auch der Grund und die Möglichkeit jener völlig idealen, tendenzlosen Objectivität im Ganzen und im Einzelnen, die wir an den homerischen Gedichten bewundern und rühmen, und die für den modernen Dichter (aus Gründen, welche wir später zu erörtern haben werden) ewig unerreichbar ist. Man kann von einer „Idee“ der homerischen Gedichte schlechterdings nicht anders sprechen als in dem Sinne, in welchem Rafael von seiner heiligen „Idea“ sprach: jenem Urbilde, das er in seines Geistes Auge sah und von welchem die Gestalt auf der Leinwand das unvollkommene Abbild war. Und jenes Urbild ist für den homerischen Dichter eben die Erfüllung der epischen Sehnsucht: die Welt in ihrer Totalität — das Treiben der Menschen und das Walten der Natur — beides durchmessen durch alle Breitengrade gleichsam, von einem Pole bis zum anderen: von den höchsten Aeußerungen der Heldenkraft bis zu dem tiefsten Jammer, den eine antike Seele fassen konnte; von dem ewigen Sonnenglanze, der die Höhen des Olymp umfließt, bis zu der Nacht des Tartarus, in die nie ein Strahl des Helios dringt — Alles „der Ordnung gemäß“, wie Polyphem seiner Heerde wartet, und „nichts verlindert und nichts verwitzelt, nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.“ Kann überall von einer Tendenz bei den homerischen Gedichten die Rede sein, so wäre vielleicht die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten zwischen den kämpfenden Parteien in der Ilias so zu nennen; die Ge-

flissenheit, mit welcher die Trojaner als die Beleidiger und Herausforderer, die Griechen als die Provocirten und Rächer ihrer beleidigten Ehre dargestellt werden; die Vorliebe, mit welcher die Sänger die Großthaten ihrer Nationalhelden melden, während sie den Helden der Gegenpart den verdienten Ruhm mit etwas kargerer Hand zumessen. Und dabei mag eine Bemerkung Platz finden, von der ich mich nicht erinnere, daß sie ein Anderer bereits gemacht hätte, obgleich sie ein Factum betrifft, das nicht wegzuleugnen ist und nicht bloß für den vorliegenden Fall eine Bedeutung hat, sondern tief in das Wesen und Wirken der dichterischen Phantasie blicken läßt: der Mangel an Sympathie, mit welchem die hellenischen Sänger den Nationalfeind und seine Sache betrachten, setzt sich in einen ästhetischen Mangel um; die Gestalten der troischen Helden sind nicht mit der plastischen Kraft herausgearbeitet, stehen nicht in derselben satten und hellen Beleuchtung wie die griechischen. Selbst von Hektor, obgleich ihm noch entschieden die meiste Sorgfalt gewidmet ist, vermögen wir uns nicht annähernd das feste, wie von Hephäston selbst geschmiedete Bild zu machen, welches uns der Dichter von Achilleus in die Seele zu zaubern weiß; und die minderen Helden: Aeneas, Sarpedon, Glaukos, können sich mit den correspondirenden Gegnern auf der griechischen Seite, den Ajax (besonders dem Telamonier), Diomedes, Odysseus (dem Odysseus der Ilias) an ästhetischem Werth noch weniger messen. Ja, was mir seltsam bezeichnend scheint: auch der Situationsplan des Lagers bei den Schiffen ist viel anschaulicher gezeichnet als der von Troja, die uns immer nur die ummauerte Stadt bleibt; und ebenso wird uns das Treiben dort in dem Kommen und Gehen der Helden von Zelt zu Zelt, in den geheimen Berathungen der Führer, den öffentlichen Versammlungen u. s. w. auf das mannigfachste und deutlichste nahe gebracht, während uns innerhalb der troischen Mauern nur eben ein und der andere flüchtige Blick in das Gemach der Helena oder der Andromeda, in die Vorhalle des Königspalastes, auf die Zinne des skäischen Thores gegönnt wird, und wir hinsichtlich der Zustände in der belagerten Stadt, die doch sicher so viel des Interessanten geboten hätten, auf unsere eigene Phantasie angewiesen sind, oder uns dieselben doch nicht ein einziges Mal in einem concreten bedeutenden Bilde vorgeführt und veranschaulicht werden. Warum denn kargte die Phantasie der griechischen Sänger mit ihren Gaben, sobald es sich um die Troer handelt, und spendete in so unerschöpflicher Fülle, wo es die eigene Nation galt? Weil auch in der Poesie wie in allen menschlichen Dingen Kopf und Herz zusammen arbeiten; weil die Liebe das innere Auge feit, wie der Haß es verdunkelt und die Gleichgültigkeit es stumpf macht.

Aber für diese „Tendenz", wenn wir sie anders so nennen können, sind die homerischen Sänger nicht zur Verantwortung zu ziehen: sie folgen eben hier wie überall willenlos dem großen nationalen Zuge und bringen nicht ihr eigenes Belieben und ihre individuelle Ansicht, sondern nur die Anschauung und das Gefühl ihres Volkes zum Ausdruck, für welches unter Anderem der schnöde Götterverrath, dem der edle Hektor zum Opfer fällt, sicher nichts Beleidigendes hatte. Und wenn wir nun auch so unsere obige Behauptung, daß die homerischen Gedichte ein volles Weltbild geben, dahin werden einzuschränken haben, daß es ein Bild der Welt, angeschaut durch das Griechenauge, so ist doch diese Einseitigkeit himmelweit verschieden von jener, zu welcher der moderne epische Dichter ein- für allemal verurtheilt ist — er, der Arme, der immer durch zwei Brillen sehen muß, von denen die eine jedem seiner Zeit- und Volksgenossen paßt, während durch die andere nur er sehen und die er mit der keines Anderen vertauschen kann, so wenig, wie er sich in einen Anderen verwandeln und aufhören kann, er selbst zu sein.

Und weil es in der homerischen Zeit dieses Selbst, dieses dichterische Individuum nicht giebt, giebt es auch kein Ich-Epos in dem Sinne, in welchem wir von einem Ich-Roman zu reden haben. Wir kennen vorläufig diesen Sinn nicht und sind deshalb nicht im Stande, die Ich-Erzählung des Helden in der Odyssee darauf hin zu betrachten, sondern müssen uns hier begnügen, zu untersuchen, ob sie sich und wie weit sie sich etwa von den übrigen Partien des Gedichtes unterscheidet.

Und da wird eben zu sagen sein, daß sie sich von denselben allerdings unterscheidet durch gewisse Eigenschaften, von denen an einer anderen Stelle die Rede sein muß und die sich dort als solche herausstellen werden, welche jeder Ich-Erzählung inhärent sind. Aber selbst diese obligaten Eigenthümlichkeiten treten hier weniger scharf hervor als in einer modernen Ich-Erzählung und würden schwerlich selbst von dem Auge des Kenners bemerkt werden, wenn es den Ordnern der odysseeischen Gedichte gefallen hätte, die betreffende Partie, welche sie zweifellos, wie sie jetzt ist, vorfanden, nachträglich in die übliche Form umzuschreiben, das heißt überall da, wo „Ich" steht, „Er" und das Ganze dann wohl an eine andere Stelle, nach dem Anfang zu, vielleicht als den Anfang des Ganzen zu setzen. Wohl uns, daß es ihnen nicht gefallen hat! daß wir die Odyssee so, als ein Wunderwerk auch der Composition, überkommen haben! aber diese Betrachtungen gehören auf ein anderes Gebiet. Hier haben wir nur zu constatiren, daß die rigorose Objectivität der homerischen Dichtungsweise sich auch in diesem Falle auf das vollkommenste bewährt. Die veränderte Form der Erzählung alterirt in nichts die absolute Sicherheit der Methode. Der Ich-Erzähler spricht von sich genau wie von einer dritten Person, genau so, wie von ihm in den vorhergehenden Gesängen gesprochen war, in den folgenden gesprochen werden wird. In wie neuen wunderbaren Lagen er sich uns auch vorführt, einen tieferen Einblick in sein Wesen und seinen Charakter gewinnen wir nicht; er bleibt, der er war, der er sein wird: immer derselbe kühne, verschlagene, in Leiden erprobte, ausdauernde, durch seine Energie den Widerstand der Welt besiegende Held, der durch seine Thaten zu dem Hörer spricht und dessen Gedanken und Empfindungen, soweit er sie äußert, stets der jeweiligen Situation, in welcher er sich befindet, angepaßt sind, vielmehr aus dieser Situation herauswachsen.

So ist denn auch das Bild der Welt, wie wir es durch seine Augen sehen, in nichts verschieden von dem bereits feststehenden Weltbilde, höchstens um ein paar neue, staunenswerthe Wunder bereichert, im Uebrigen aber in demselben Stile gemalt, unter demselben Gesichtswinkel in dieselbe Beleuchtung gerückt; und man muß deshalb von der Ich-Erzählung des Odysseus behaupten, daß sie sich nur durch ihre Länge und durch die einschneidende Wichtigkeit, welche sie in ästhetischer Hinsicht für die Composition und Oekonomie des Ganzen der Odyssee hat, von der nicht kleinen Reihe der anderen Ich-Erzählungen unterscheidet, die durch den Text der homerischen Gedichte verstreut sind. Ueberall entspricht das „Ich", wo es hervortritt, nur einem ästhetischen Bedürfniß und hat also nur eine formale Bedeutung; niemals wird es zum Vehikel subjectiver Laune und Willkür, die ein- für allemal aus dieser Welt höchster Objectivität verbannt sind.

Um das Gesagte zusammenzufassen: bei dem Dichter der homerischen Zeit kann von einer Welt- und Lebensanschauung, die nur ihm eignete, nicht die Rede sein; er ist, wie ich es an einer anderen Stelle ausgedrückt habe, nicht sowohl der dichterische Mund seines Volkes als der Mund seines dichterischen Volkes; es bleibt ihm keine Wahl für den Stoff, welcher eben der von langer Hand vor- und zubereitete Sagen- und Mythenstoff ist; es bleibt ihm keine Wahl für das Wie, welches eben die feststehende dichterische Methode und Sangesweise ist; seine Helden sind nicht seine Ideale, sondern die representative men der Nation, in welchen sich das Wesen derselben auseinander gelegt hat wie das Wesen der Gottheit in den verschiedenen nationalen Göttern; er kann der einen und der anderen dieser repräsentativen Gestalten noch einen und den anderen Zug hinzufügen (und hat das gewiß gethan), aber von Grund aus verändern kann er sie nicht; er mag sich, je nach seiner Individualität und dichterischen Veranlagung, zu der einen dieser Gestalten mehr hingezogen gefühlt haben als zu einer anderen, aber darauf beschränkt sich seine subjective Betheiligung; und im Uebrigen und für das Uebrige verschwindet sein Ich in dem Object, lehnt er für das Was und Wie seines Gesanges jede Verantwortung ab, ja weist die subjective Kritik individueller Sympathie oder Antipathie auch bei dem Hörer als ungerechtfertigt und unpassend zurück.

So wird denn seine Stellung zur Sache und sein Verhältniß zum Publikum genau fixirt und umschrieben in den Worten, die Telemach seiner Mutter zuruft, als diese den Femios von dem „Gesang des Jammers“, der „traurigen Heimfahrt, die den Achäern von Troja verhängte Pallas Athene“, abzustehen bittet:

Meine Mutter, was tadelst du doch, daß der liebliche Sänger
Uns erfreut, wie das Herz ihm entflammt wird? Nicht ja die Sänger
Dürfen wir, sondern allein Zeus schuldigen, welcher es eingiebt
Allen erfindsamen Menschen und so, wie er will, sie begeistert.*

Was würde wohl der moderne Epiker, der Romandichter, darum geben, dürfte er einem absprechenden Kritiker so entgegentreten? Er darf es nie, und wäre er das größte Genie und hätte er sein Thema noch so weise gewählt, diesem Thema alle nur denkbar möglichen Seiten abgewonnen, und entspräche der Größe und der Würde des Stoffes die Sorgsamkeit und Feinheit der Behandlung.

Warum auch dann darf er es nicht?

Versuchen wir, uns ein Bild seiner Lage inmitten der ihn umgebenden Menschheit zu verschaffen, wie wir oben die Stellung des homerischen Dichters inmitten seiner Welt zu fixiren suchten.

Selbstverständlich ist er, eben wie der homerische, der Sohn seiner Zeit und kann sich ihren Einflüssen so wenig entziehen wie jener; aber eben wie diese Einflüsse jenem günstig waren, wie sie ihn in seinem Geschäft dergestalt förderten, daß ihm kaum ein persönliches Verdienst für die glorreiche Ausführung desselben bleibt, genau so sehr sieht sich der moderne Dichter durch die analogen Einwirkungen in der Erfüllung seiner Aufgabe gehemmt und gehindert; und der selbstgerechte Stolz, mit welchem er nun allerdings auf das trotz alledem Errungene und Gelungene als auf sein wohlerworbenes Verdienst und Eigenthum blicken kann, entschädigt ihn nicht für die unendliche und doch in ihren Resultaten dürftige, im besten Falle mangelhafte Arbeit.

Hört doch auch der moderne Mensch im besten Falle damit auf, womit der homerische Mensch anfing: erfüllt zu sein von dem Gemeingefühl seines Volkes, von dem Pathos seiner Zeit! und ist doch dieses höchste Ziel einer einsichtsvollen Familienerziehung, einer erleuchteten öffentlichen Bildung wiederum nur dem begabtesten und kraftvollsten Individuum erreichbar! und wie oft sieht es sich, hat es dasselbe erreicht, betrogen! sieht oder glaubt zu sehen, daß jenes Gemeingefühl ein irriges, jenes Pathos ein falsches ist, welches corrigirt werden, durch ein anderes ersetzt werden muß; und daß es sein schauerliches Los, diese aus den Fugen gegangene Welt einrenken zu sollen! Und dabei sage man nicht, daß zu so mißlichen Resultaten, die ja schon in sich selbst einen vollkommenen Widerspruch zu enthalten scheinen und gewissermaßen auch enthalten, nur verdüsterte Hamletnaturen und unklare Dichterseelen gelangen können. Ist es nicht schon vorgekommen, daß Menschen, in deren Adern kein Tropfen vom Blute des melancholischen Dänenprinzen rollt, die man ihrem Wesen nach als die wahren Antipoden von Apollo's Söhnen ansprechen muß, die ganz und gar auf die nüchtern-praktische Erfassung des Lebens und auf das thatkräftige Wirken in diesem Leben gestellt sind; die auch, in klarem Verständniß ihres Wesens, ihr Denken, Sinnen, Trachten, ihre hohe Begabung, ihre stolze Kraft von früh an dem Gemeinwohl weihen und sich so zuletzt, indem sie dies Gemeinwohl unablässig zu fördern bemüht waren und vielleicht auch förderten und langgehegte Träume und Wünsche der Nation realisirten, als die Verkörperung des Nationalwillens fühlten und fühlen durften — daß, sage ich, diese hochbegünstigten, prädestinirten Menschen am Ende ihrer stolzen Laufbahn über den Mangel des Verständnisses klagen, den sie bei ihren Zeitgenossen auf Tritt und Schritt zu befahren haben? von der unverständigen Gegenwart wieder und wieder an eine verständnißvollere Zukunft appelliren? und so vor eine Aufgabe gerathen, welche eine bedenkliche Aehnlichkeit mit der Quadratur des Zirkels hat: das Gemeinwohl des Volkes gegen den Willen der Hälfte des Volkes schaffen zu sollen?

Cäsarenwahnsinn! zetert der Haß der einen, incommensurables Genie! jauchzt die Gunst der anderen Partei. Auf welcher Seite ist das Recht? Entscheiden kann es

* Odyssee I, V. 347 bis 350.

von den Lebenden Niemand, die ehrlichen Hasser so wenig wie die ehrlichen Bewunderer und am wenigsten das Geschmeiß der Schmarotzer, das in der allmächtigen Sonne sein elendes ephemeres Dasein fristet; und nur Eins ist sicher, daß diese modernen Heroen inmitten ihrer Satellitenscharen zur tiefsten Einsamkeit verurtheilt sind, die darum gewiß nicht weniger schmerzlich von ihnen empfunden wird, weil die unersättliche Ruhmgier sich in den Mantel der Menschenverachtung hüllt.

Und nun, dem Manne der That gegenüber, der Denker, der wunschlos durch den Eitelkeitsmarkt des Lebens geht; der sich niemals Menschenhaß und Menschenverachtung aus der Fülle seiner Menschenliebe trank; der selbst von seinem Gott keine Gegenliebe beansprucht; in dessen reinem Mund die Versicherung, daß er von seinem Gott nichts als die Gnade erbitte, fort und fort nach Wahrheit streben zu dürfen, wiederum die lauterste Wahrheit — wird er nicht ebenso von der Rotte seiner Gegner und Feinde geschmäht, geflucht, verlästert und verketzert? lichtet sich die Schar seiner Anhänger und Freunde nicht mit jedem seiner Schritte aufwärts auf dem steilen, dornenvollen Wege, bis er zuletzt allein und verlassen steht wie „die Mühle außerhalb des Dorfes, die zu Niemandem kommt und zu der Niemand kommt“? ist nicht auch er gezwungen, in melancholischer Resignation von der Mitwelt, die für seine Ideale nicht reif war, an den weiseren Richter einer Zukunft zu appelliren, die er nach tausend, tausend Jahren schätzt?

Aber die außerordentlichen Menschen, wird man einwenden, standen allein zu jeder Zeit; auch Herakles hatte keinen Gefährten, und schon lange vor Horaz wird man gewußt haben, daß die höchsten Berge am leichtesten von den Blitzen getroffen werden. Behaglich sicher hat es sich von jeher nur in den Niederungen der Menschheit gewohnt, und so wohnt sich's da heute, gerade wie in den Tagen, die von der Sonne Homer's durchleuchtet waren.

Wirklich?

Ich für mein Theil zweifle daran; es scheint mir sogar nicht unmöglich, daß die Noth der Zeit auf den Durchschnittsmenschen noch schwerer laste als auf jenen Auserwählten. Diesen wachsen Kraft und Muth mit den größeren Zwecken; und wenn sie in dem Kampfe, den sie allein kämpfen mußten, gebrochen werden und unterliegen — sie wußten, wofür sie stritten, und daß doch der Tag erscheinen wird, an welchem die vermaledeite Narrenburg hinsinkt sammt dem Narrenkönig und seinem Narrenvolk. Woher sollen dieser Muth und diese Zuversicht jenen ehrlichen Leuten kommen, die so gern das Rechte thun möchten, auch, wenn es sein muß, für das Rechte leiden würden, nur daß sie um Alles in der Welt nicht wissen, ob es innerhalb oder außerhalb der Mauern zu finden ist? Hat die Schule Recht oder das Leben, für das jene uns zu belehren vorgiebt und das doch alle Augenblicke die Schulweisheit ad absurdum führt? hat die Kirche Recht, die behauptet, daß außer ihr kein Heil sei? oder die Skepsis des Philosophen, welche allen Offenbarungsglauben ironisch weglächelt? hat die Familie Recht, die uns mit tausend Banden fesseln möchte? oder der Staat, der mit rauher Hand in das trauliche Heim greift und den Widerwilligen hinausreißt auf den Exercirplatz, auf das Schlachtfeld, in die Arena des Kampfes der politischen Parteien, von denen jede schwört, daß sie und sie allein im Besitze des summum arcanum der Volkswohlfahrt sei und folglich die Gegenpartei aus Betrügern und Betrogenen bestehe? Wahrlich, es wäre kein Wunder, wenn der Jüngling, der sich am Ufer dieses Meeres von Zweifeln sieht, gern auf die tausend Masten verzichtet und zagend nach einem Boote ausschaut, auf dem er sich in den Hafen einer sicheren Ueberzeugung retten kann.

Nun aber sei der Jüngling wiederum ein Auserwählter, von der Muse Geküßter. Er hat den schnellen, scharfen und doch ruhig klaren Blick des geborenen Beobachters; er hat die Combinationskraft, die das Fernste mit dem Nächsten leicht und sicher verknüpft; den tiefen, leidenschaftlichen Drang zur Natur; die innige Freude an dem Welttreiben; die nimmersatte Lust, den geheimen Wurzeln der Handlungen der Menschen in den Trieben, Neigungen, Begierden, Leidenschaften nachzuspüren; die schöpferische Phantasie, die da eintritt, wo die Erfah-

rung aufhört (ach, und wie bald thut sie das!), und aus den verworrenen Anfängen, bei welchen es in dem überbürdeten Leben so oft sein Bewenden hat, die idealen Consequenzen zu ziehen weiß. Er sei, mit einem Worte, zur epischen Poesie veranlagt und im höchsten Grade — ein Genie, wie es im Laufe der Jahrhunderte nur einmal ersteht, das sich an Kraft und Reichthum kühn mit dem ersten der Homeriden messen darf.

Was ist sein Los?

Ihm rauscht nicht das ewige Meer den geheimnißvollen Wiegengesang; er schaut als Knabe nicht von Uferklippen in die blaue, zu kühnen Abenteuern lockende Ferne; kein begeisterter Sänger kündet dem hochaufhorchenden Jüngling die Großthaten der Helden seines Volkes. Hat er überhaupt ein Volk? hat dieses Volk Helden? Einen vielleicht — gewiß! aber der Eine, Einzige schlägt seine Schlachten „weit dahinten"; kein leisester verhallender Kanonendonner erschüttert je die schwüle Luft, in der sein junger glühender Bewunderer zu athmen verurtheilt ist. Und so überläßt er nur zu gern der Straßen quetschende Enge dem banausischen Handel und pedantischen Wandel des biederen Bürgers und flieht aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht, in denen sein Gott nicht wohnt, hinaus in die Natur und „lullt sein empörtes Blut zur Ruhe" mit demselben Homer, durch den sich der macedonische Alexander zu seinen Siegeszügen begeistern ließ; und liegt träumend „am fallenden Bach" und betrachtet die „Gräschen und das Wimmeln der kleinen Welt zwischen den Halmen" und ist „so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß seine Kraft darunter leidet". Was soll er auch mit dieser seiner Kraft, wenn er „die Einschränkung" ansieht, „in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind"? sieht, „wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern", und „daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt"? Ist es zu verwundern, daß ihn „das Alles", dies Unbefriedigende, Zweck- und doch Ruhelose der Gegenwart, die ihm beschieden, „stumm macht"? dürfen wir ihn schelten, den Jüngling, wenn er sich mißmuthig von einem Leben abwendet, welches ihn, wie die Fata Morgana den Wüstenwanderer, nur anzulocken schien, um ihn desto sicherer verschmachten zu lassen; und er im stolzen Bewußtsein des quellenden inneren Reichthums denkt und spricht: „Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt"?

Eine Welt, die er — denn er ist ein Dichter, ein epischer Dichter — nun wohl oder übel zu schildern gezwungen ist. Und wohl ihm, wenn diese Schilderung nicht ganz übel geräth! Denn schwer ist zu schildern, was, wie er selbst recht gut weiß, „mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft besteht"; und was bleibt ihm, wenn er wahrhaftig ist, wie es das wahre Genie immer ist, als: eben diese Ahnung zu schildern, eben diese dunkle Begier, die, genau betrachtet, nichts Anderes ist als sein eigenstes Ich, das im Kampfe liegt mit der ganzen Welt, im Widerstreit mit sich selbst und sich in diesem Kampfe und Widerstreit selbst zerstört?

Zerstören würde, wenn er eben nicht ein Dichter, der große Dichter wäre, welchem, wo Andere verstummen oder sich die Kugel durch das fiebernde Gehirn jagen, ein Gott zu sagen gab, was er leidet.

Wahrlich ein Gott; aber nicht der übermilde Spender, den der homerische Sänger anruft: ein karger Gott, dem er den Inhalt seiner Dichtung mit seinem Herzblute bezahlen mußte; der ihm für die Form keine Muster gab, gültig für Jeden in der Gilde: für den Meister wie für den Schüler; ihm vor Allem keine Meister gab, die ihn die edle Kunst methodisch lehrten, und wie man den Stoff zu formen, einzutheilen und zu begrenzen und die Fabel zu führen und die Episoden einzuflechten und die Uebergänge schicklich einzurichten hat; — der ihm das Alles selbst zu finden, zurechtzulegen, festzustellen, anzuwenden überließ; ihm nichts entgegenbrachte als eine „unüberwindliche Sprache".

Und er überwindet Alles, triumphirt

über Alles. Das Publikum sogar, dem es durchaus nicht ohne Weiteres „Wonne, mitanzuhören den Sänger“, sondern eher eine Last, die es widerwillig auf sich nimmt, gern wieder abschüttelt, und das, wenn der Sänger wirklich „Wohllaut der Unsterblichen nachahmt“, sehr geneigt ist, die empfundene Wonne sich selbst als specielles Verdienst anzurechnen — diesmal läßt es sich aus seiner Gleichgültigkeit, seiner Blasirtheit aufrütteln; eine tonlos vibrirende Seite seines Herzens hat vollen Klang gewonnen; es kann dem „Geist und Charakter“ des Helden seine „Bewunderung und Liebe“, dem Schicksale desselben seine „Thränen nicht versagen“; die Jünglinge kleiden sich in seine Tracht, schöpfen für eingebildete Schmerzen „Trost aus seinem Leiden“; junge Mädchen lesen in dem Büchlein, das „ihr Freund sein sollte, wenn sie keinen näheren finden konnten“, noch ein paar Seiten, bevor sie die unverstandene oder ungetheilte Gluth ihres Herzens für immer in den Wassern eines Baches löschen; weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus dringt diesmal (o Wunder!) der Ruf eines deutschen Buches, der Ruhm eines deutschen Autors; die Sonne homerischer Kunst scheint wieder einmal aufgegangen zu sein, aller Welt die Welt erklärend und verklärend.

Aller Welt?

Nein.

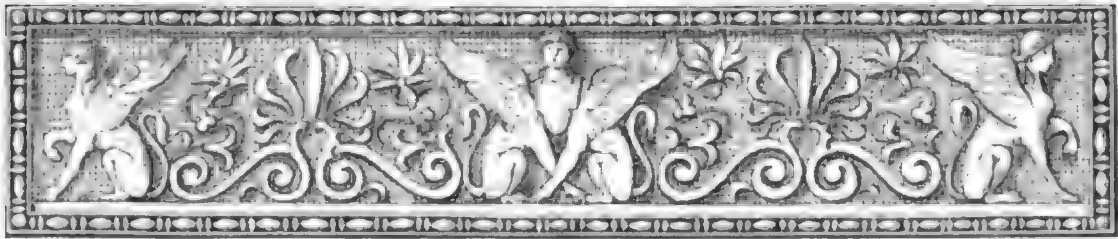
Zwar über die platten Witze hämischen Neides mag der glückliche Autor mitleidig lächeln; auch das Kopfschütteln gewisser wohlwollend würdiger Männer wird ihm nicht eben imponiren: sie haben, wie gewichtig auch sonst ihr Urtheil im Rathe der Gemeinde, doch in poetischen Dingen keine Stimme.

Aber da ist Einer, dessen große Seele keine Gehässigkeit und keinen Neid kennt; dessen Witz stets scharfgeschliffen und beschwingt und unfehlbar ist wie die Pfeile Apollo's; an dessen Urtheilen in Sachen der Kunst und Poesie man zur Zeit an keine höhere Instanz appelliren kann und kaum in Zukunft wird appelliren können; — und dieser Eine — legt bedächtig das ungeheure Gewicht seiner Stimme in die Gegenwage und hält dafür, daß kein antiker, das heißt kein wahrer, normaler Mensch wie der Held jenes Romanes gefühlt und gehandelt haben würde; daß der Autor denn doch, Alles in Allem, den Homer, welchen sein Held immer in den Händen hält, falsch gelesen; das sentimentale Zwielicht, in welchem er uns die Welt zeigt, mit nichten die klare Sonne Homer's, und die Welt, die er uns schildert, nicht die Welt, sondern eben nur — seine Welt sei, — eine Welt, die nur für ihn existire und auch nicht länger existiren werde, als bis er sich mit frischer Kraft auf einen höheren, freieren Standpunkt geschwungen, und deshalb, „lieber Goethe, noch ein paar Capitel, und je cynischer je besser!“

Ich muß an dieser Stelle auf einen Einwurf gefaßt sein: der Nachweis (so weit derselbe überall geführt ist) des im Vergleich mit der Objectivität und schlechthinnigen Idealität der homerischen Gedichte durchaus subjectiven Charakters und mithin partiellen ästhetischen Werthes von Goethe's Erstlingsroman beweise nichts für den Satz, den ich doch gerade beweisen wolle. Es liege hier ein ganz besonderer, in der gesammten Geschichte der Literatur vielleicht einziger Fall vor, aus dem sich ein Rückschluß auf die Natur des modernen Romans im Allgemeinen nicht machen lasse. Auch sei ja der Werther eben einer jener wenigen Ich-Romane, die speciell dazu ausersehen schienen, der Subjectivität des Autors zu ihrer allseitigen Entfaltung den möglichst weiten Spielraum zu gewähren; überdies stehe diesmal zufällig die Identität des Autors und seines Helden (und doch auch nur bis zu einem gewissen Punkte!) fest. Um eines zufällig bekannten und auch vielleicht sonst zufälligen Umstandes willen behaupten wollen, daß in jedem modernen Roman Autor und Held sich völlig oder auch nur bis zu einem gewissen Punkte deckten, jeder moderne Roman also, wenn kein offener, so doch verkappter Ich-Roman sei, hieße eine immerhin vorhandene, aber nicht unüberwindliche Schwierigkeit zum absoluten Hinderniß und Alles in Allem eine Ausnahme zur Regel aufbauschen.

Was ist hierauf zu erwidern?

(Fortsetzung folgt.)



Das

alte ägyptische Märchen vom verwunschenen Prinzen.

Nacherzählt und zu Ende geführt

von

Georg Ebers.

Das Märchen, welches ich den Lesern dieser Zeitschrift vorzuführen wünsche, ist im alten Aegypten gewiß nicht nur in den Kinderstuben erzählt worden. Der Morgenländer folgt gern dem ungezügelten Fluge der Einbildungskraft seiner Dichter, und wie oft habe ich mich zu den Männern und Greisen gesellt, welche mit leuchtenden Augen, tief ergriffen und hoch gespannt dem Vortrage von Märchen folgten, welche weit ungeheuerlichere Dinge enthielten als dasjenige, welches ich hier mitzutheilen gedenke.

Das Märchen vom verwunschenen Prinzen findet sich auf einem der im Britischen Museum conservirten hieratischen Papyrus, welcher „Harris 500" genannt wird, und zwar nach dem früheren englischen Consul in Alexandria Mr. Harris, der ihn zu Theben erstand und aus dessen Nachlaß er in das ägyptische Museum an der Themse gekommen ist.

Der Text, von dem ich eine Uebersetzung gebe, enthält vier und eine halbe Seite. Das Ende fehlt, und einige Löcher in dem bröckeligen Schreibstoff unterbrechen die erhaltenen Zeilen.

Es wird erzählt, daß das interessante Document gut erhalten in die Hand des Mr. Harris gekommen sei, später aber durch eine Pulverexplosion in Alexandria die Beschädigungen, welche wir jetzt an ihm beklagen, erlitten habe. Glücklicherweise sind unter ihnen die meisten so wenig bedeutend, daß sie das Verständniß des Textes nur an einzelnen Stellen wesentlich erschweren. Ich gebe eine wortgetreue Uebersetzung des Märchens. Meine sich nicht von selbst ergebenden Ergänzungen der Lacunen wurden zwischen Klammern gesetzt. Den fehlenden Schluß habe ich frei erfunden. Die Stelle, wo meine Erzählung beginnt, soll besonders hervorgehoben werden. Der zu früh verstorbene Goodwin erkannte zuerst den Inhalt unseres Schriftstückes, Chabas legte der Pariser Académie des inscriptions et belles lettres einen Bericht über dasselbe vor, Maspero hat es im Facsimile veröffentlicht und übersetzt. Die Erzählungsweise des alten Autors ist so einfach, daß sein Werk an leichter Verständlichkeit alle anderen hieratischen Texte übertrifft. Wirkliche Schwierigkeiten werden nur durch die Lücken bewirkt. Diese habe ich mit aller Sorgfalt ausgefüllt und bin dabei an manchen Stellen zu anderen Resultaten als meine Vorgänger gelangt. — Wahrscheinlich ist unser Papyrus im Anfang des letzten Jahrtausends v. Chr. am Ende der zwanzigsten Herrscherreihe hergestellt worden. Dies geht mit ziemlicher Sicherheit aus der Form der schriftbildenden Zeichen

hervor, welche schon kleiner und weniger kräftig erscheinen als die, deren sich die Hierogrammaten in früherer Zeit bedienten. Das Märchen selbst ist jedenfalls sehr viel älter als seine bis auf uns gekommene Niederschrift. Dies wird durch die einfache schmucklose Form der Erzählung sicher erwiesen. Im alten Morgenlande ging solche Geschichte lange von Mund zu Mund und erfuhr Veränderungen und Ausschmückungen mancherlei Art, ehe sie zu Papier oder besser zu Papyrus gebracht wurde. Hören wir denn, was der alte Märchendichter erzählt.

* *
*

Es war einmal ein König, der hatte keinen Sohn. Darüber war er sehr betrübt und bat die Götter um einen Knaben. Da erhörten sie ihn und beschlossen, ihm einen Nachkommen zu schenken. Nach einer Nacht, in der er mit seiner Gemahlin geruht hatte, erwachte in der Königin die Hoffnung, und als ihre Zeit um war, da brachte sie einen Sohn zur Welt. — Da erschienen denn auch die Hathoren, losten ihm das Los seines Lebens* und kündeten dies: „Die Ursache seines Todes wird sein ein Krokodil oder eine Schlange, oder auch ein Hund."

Das vernahmen die Leute, welche den Knaben umgaben, und sie gingen zum Könige hin, dem Leben blühe, Heil und Kraft, und wiederholten es ihm.

Da wurde des Pharao Herz von sehr großem Leid erfüllt, und Seine Majestät, der Leben blühe, Heil und Kraft, ließ auf dem Gebirge ein festes Schloß für ihn bauen und es mit dienenden Männern und Frauen und allen schönen Dingen ausstatten, welche zu der Wohnung eines Fürsten** gehören, denn der Knabe durfte es nicht verlassen, um ins Freie zu treten. Als nun der Prinz herangewachsen war und einmal auf das Dach des Schlosses stieg, da sah er einen Hund, der hinter einem Manne herlief, welcher auf der Straße hinzog. Da wandte er sich an den Leibdiener, welcher sich stets an seiner Seite befand, und sagte: „Was ist das, was da hinter dem Manne herläuft, welcher dort auf der Straße hinzieht?" Und der Diener gab ihm zur Antwort: „Das ist ein Hund."

Da rief der Jüngling: „So soll man mir gleich einen wie diesen herholen lassen!"

Da begab sich der Leibdiener zum Könige, um ihm dies zu hinterbringen, und Seine Majestät sagte: „Gebt ihm denn meinetwegen einen jungen Jagdhund, denn ich will nicht, daß sein Herz sich betrübe."

Nun brachte man ihm den Hund; und als hierauf viele Tage vergangen waren und der (Jüngling) sich ganz und gar erwachsen fühlte, da schickte er zu seinem Vater und sagte: „Fort will ich. Seh ich denn aus wie ein Stubenhocker?* Freilich ist es wahr, daß gerade mir ein (übles) Schicksal beschieden wurde; (aber dies) habe ich bei mir erwogen: Gott bringt doch unabänderlich das zur Erfüllung, was er sich vorgesetzt hat."

Da wurde ihm denn eine volle Ausstattung von Waffen und Geräthschaften mitgegeben, (und er ließ sich auch von seinem Hunde) begleiten. Man brachte ihn in das Gebiet des Ostens und sagte ihm: „Wohlan, so gehe nun hin, wohin du begehrst."

So zog er von dannen, und sein Hund war mit ihm.

Gen Norden ging die Fahrt durch das Land, wohin das Herz ihn zog, und er nährte sich dabei von den besten Stücken der Thiere des Landes.

Endlich gelangte er zu dem Fürsten von Mesopotamien,** und siehe, der Beherrscher dieses Reiches hatte keine Nachkommen, außer einer einzigen jungfräulichen Tochter; und er hatte für sie ein Haus gebaut, das hatte siebzig Fenster, die siebzig Ellen hoch über dem Erdboden angebracht waren. Er hatte auch alle Söhne der Fürsten des syrischen Landes kommen lassen und ihnen gesagt: „Wer von euch das Fenster meiner Tochter erreichen wird, der soll sie zum Weibe erhalten."

Viele Tage waren darauf vergangen,

* schanef schaïu.

** Auch hier steht das den Namen des Königs stetig begleichende änch, uza, seneb, Leben, Heil und Kraft. Ich lasse es zu Gunsten des glatteren Flusses der Erzählung von nun an fort.

* Wörtlich: Die Stillsitzenden.

** Naharena.

die syrischen Prinzen hatten sich Tag für Tag der gleichen Thätigkeit hingegeben, und als der Königssohn mit seinem Gespann zu ihnen stieß, da führten sie ihn in ihr Haus und rüsteten ihm ein Bad, sorgten für die Fütterung seiner Rosse und erwiesen ihm Alles und Jedes, was einem vornehmen Jünglinge zukommt. Sie rieben ihn mit duftenden Essenzen ein, salbten seine Füße, theilten ihre Speise mit ihm und fragten ihn, wie es wohl im Gespräche geschieht: „Woher kommst du, o schöner Jüngling?"

Und er gab zur Antwort: „Ich bin der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Aegypten. Meine Mutter ist gestorben, mein Vater aber heirathete eine zweite Frau, und als diese eigene Kinder bekam, da begann sie mich zu hassen, ich aber machte mich auf und bin vor ihr geflohen."

Da schlossen sie ihn in die Arme und bedeckten ihn mit Küssen.

Nachdem wiederum viele Tage vergangen waren, da fragte einmal der Prinz die Jünglinge: „Darf ich wohl wissen, (was ihr hier) treibt?"

Da unterrichteten sie ihn von Allem, was sie thaten, (und daß ihnen verheißen worden sei): Derjenige, welcher das Fenster der Tochter des Fürsten von Mesopotamien erreicht, dem wird man sie (zum Weibe) schenken.

Da gab er ihnen zurück: „Wenn es euch beliebt, so möchte ich mich (zu euch zählen) und mich gleichfalls aufmachen, um mich mit euch in die Höhe zu schwingen."

Da brachen sie auf, um sich in die Höhe zu schwingen, wie sie es täglich zu thun gewohnt waren; der Königssohn aber stellte sich abseits, um zuzusehen, und das Antlitz der Tochter des Fürsten von Mesopotamien gefiel seinem Herzen.

Als dann wiederum viele Tage vergangen waren, da machte er sich auf, um sich mit den Fürstensöhnen in die Höhe zu schwingen. Hoch schwang er sich auf und erreichte das Fenster der Tochter des Beherrschers von Mesopotamien; und sie, sie schloß ihn in die Arme und bedeckte ihn mit Küssen.

Darauf machte sich einer auf, um das Herz ihres Vaters zu erfreuen, und rief ihm zu: „Ein Mann hat das Fenster deiner Tochter erreicht"; der Herrscher aber fragte ihn: „Nun, welcher Fürstensohn ist es gewesen?"

Da gab jener zurück: „Der Sohn eines Führers der Wagenkämpfer, welcher aus dem Lande Aegypten vor seiner (Stief-) Mutter geflohen ist, nachdem sie eigene Kinder bekommen hatte." Da gerieth der Fürst von Mesopotamien in sehr großen Zorn und rief aus: „Soll ich meine Tochter etwa einem Flüchtling aus Aegypten geben? Er möge sich sofort auf den Heimweg machen!"

Da ging man zu dem Prinzen, um ihm zu sagen: „Mach', daß du dahin zurückkehrst, woher du kommst."

Aber die Prinzessin war voll von ihm.

Sie beschwur Gott und sagte: „Bei Ra Harmachis! Wenn ihr ihn von mir fortnehmt, so will ich nicht essen, so will ich nicht trinken; so werde ich in dieser Stunde noch sterben."

Da ging der Bote fort, um Alles, was sie gesagt hatte, ihrem Vater zu künden.

Nun ließ der Fürst Leute kommen, um ihn in seinem Hause zu tödten; die Königstochter aber sagte auch ihnen: „Beim Gotte Ra, wenn ihr ihn umbringt, so werde ich sicher todt sein, wenn die Sonne sich zum Untergang neigt. Keine Stunde länger werde ich leben. (Gehet hin zu meinem Vater und saget ihm das.)"

Da gingen sie hin, um es ihrem Vater mitzutheilen, und nun ließ der Fürst den Prinzen sammt seiner Tochter zu sich geleiten.

Der Königssohn (trat ein) und fürchtete (sich nicht) vor dem Verkehr mit dem Regenten, denn dieser zog ihn in seine Arme, bedeckte ihn mit Küssen und sagte ihm: „Wohl! Nun sollst du mir sagen, wer du eigentlich bist; sage mir, wer du bist, denn siehe, du wirst nun wie mein eigenes Kind für mich sein."

Da sagte der Prinz: „Ich bin der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Aegypten. Meine Mutter ist gestorben, mein Vater aber heirathete eine zweite Frau, und als diese eigene Kinder bekam, da begann sie mich zu hassen; ich aber machte mich auf und bin vor ihr geflohen."

Da gab ihm der Fürst seine Tochter zum Weibe und schenkte ihm ein Haus mit Sclaven und dazu auch Aecker und Vieh und alle guten Dinge.

Als nun wiederum viele Tage vergangen waren, da sagte der Jüngling zu seinem Weibe: „Drei Verhängnisse sind mir beschieden. Sie werden sich erfüllen durch ein Krokodil, eine Schlange und einen Hund."

Da sagte sie: „So laß den Hund tödten, welcher vor dir herläuft!"

Er aber entgegnete (seinem Weibe): „Meinen Hund werde ich nicht umbringen lassen, denn ich habe ihn ja auferzogen, als er noch klein war."

Da wurde sie aufs höchste (besorgt) um ihren Gatten, und sie ließ ihn nicht allein ins Freie hinausgehen.

Als man dann in der Folge (eine Fahrt unternahm an die Grenze) des Landes Aegypten, siehe da trat das Krokodil des Sees heraus (an das Ufer), und es ging hinein in die Stadt, in welcher der Prinz war. (Da ließ ihn sein Weib nicht ins Freie.) Dort aber befand sich auch ein Riese, der ließ das Krokodil nicht herausgehen. (Wenn) es (im Wasser lag), so trat der Riese hervor und ging auf und nieder, und wenn die Sonne (unterging, so wachte die Frau) jeden Tag, einen Monat und zwei Tage lang.

Als dann wieder viele Tage vergangen waren, da ließ der Jüngling sich nieder, um einen frohen Tag in seinem Hause zu genießen, und als es Nacht wurde, da legte er sich auf sein Bett, und der Schlaf überwältigte ihn ganz und gar; sein Weib aber füllte ein Gefäß (mit Milch und stellte es an ihre Seite). Als dann eine Schlange aus ihrem Loche herauskam, um den Jüngling zu beißen, da saß sein Weib an seiner Seite, denn sie hatte sich nicht dem Schlaf überlassen. Und (ihre Hände) setzten die Milch der Schlange vor, und die Natter schlürfte sie ein, wurde berauscht und legte sich mit dem Bauche nach oben* nieder. Da (tödtete sie sein Weib) durch Hiebe mit ihrem Spieße, und diese erweckten ihren Gemahl. (Da stand er auf und fragte: „Was war) das?" Sie aber gab zurück: „Siehe, dein Gott hat eines von den Verhängnissen, welche dir drohen, in deine Hand gegeben, und auch (die anderen) wird er dir schenken." Da opferte er dem Gotte, betete ihn an und pries seine Güte im Lauf eines jeden kommenden Tages.

* Penät, umgekehrt, umgewandt.

Nachdem nun (hierauf wieder viele Tage vergangen waren), da ging der Jüngling hinaus, um am Uferland auf seinem Grundstück auf und nieder zu wandeln, (und sein Weib ging nicht mit ihm hinaus); wohl aber lief sein Hund hinter ihm her, und das Thier rannte ins Feld,* um zu jagen; der Prinz aber lief ihm (nach). Und als er zu dem See gelangt war, da stürzte er ins Wasser, um seinen Hund (zu ergreifen). Da tauchte das Krokodil hervor und erfaßte ihn an derjenigen Stelle, woselbst sich der Riese befand, um (Wache zu halten. Da sagte) das Krokodil zu dem Jüngling: „Wisse, ich bin dein Geschick, dem es bestimmt ist, hinter dir her zu wandeln. (Nun hat dein Weib sich gestellt) gegen meine Bahnen, (verbündet) mit dem Riesen. Aber siehe, ich will dich loslassen, (wenn das Schicksal mir gestattet, dich) freizugeben. (So sollst) du dich denn gegen mich verschwören, den Riesen zu tödten; wenn du dich aber umschaust nach (seiner Rettung), so wirst du (den Tod) schauen. Als nun die Erde hell geworden war und ein neuer Tag begonnen hatte, da war gekommen —

* * *

Hier bricht die Erzählung ab. Schon in den letzten Sätzen habe ich die Lücken des gerade am Ende stark beschädigten Textes vermuthungsweise ergänzen müssen. Freilich bin ich dabei immer bemüht gewesen, die Einfügungen so zu halten, daß sie in der hieratischen Schrift des Originals die Lacunen genau ausfüllen. Es ist kein Zeichen zu viel und keines zu wenig gegeben worden. Was nun folgt, ist meine freie Erfindung. Vielleicht hat der Text auf dem verloren gegangenen Ende des Papyrus ganz anders gelautet; aber ich denke, daß er nichts enthält, was nicht in ihm gestanden haben könnte. Meine Collegen Goodwin und Maspero meinen, der Hund würde das Geschick des Prinzen entschieden und ihn, wenn auch unversehens, getödtet haben. Ich bringe die Geschichte zu einem freundlicheren Ende, denn ich glaube, daß auf das Weib und seine treue Sorge ein weit stärkeres Gewicht gelegt wird als auf den Hund,

* Ergriff die Fläche, Ebene.

welcher sich im ganzen Verlauf der Erzählung durch nichts als durch sein Vorhandensein bemerkbar macht. Gewiß wird der Prinz auch durch ihn an die Grenze des Unterganges gerathen (er ist ja schon durch seine Schuld in den See und in die Gewalt des Krokodils gefallen), aber das treue Weib wacht, und wenn der Erzähler nicht beabsichtigte, die das Schicksal kündenden Hathoren umzustimmen, warum würde er dann nach der Tödtung der Schlange die Gattin des Königssohnes sagen lassen: „Siehe, dein Gott hat eines von den Verhängnissen, welche dir drohen, in deine Hand gegeben, und auch die anderen wird er dir schenken.“

Versetzen wir uns in den Geist des alten ägyptischen Erzählers, bedienen wir uns seiner Vortragsweise und knüpfen wir ein neues Gespinnst an den Faden, welchen Zeit und äußere Umstände seines Endes beraubt haben.

* *
*

Die Erde war wiederum hell geworden, und ein neuer Tag hatte begonnen. Der Hund kam herbei und sah, daß sein Herr sich in der Gewalt des Krokodils befand; das Krokodil aber fragte den Prinzen: „Wirst du dich nun verschwören, das zu thun, was ich dir gesagt habe?“ Da gab der Jüngling zurück: „Wie darf ich denjenigen tödten, welcher für mich gewacht hat?“

Da gerieth das Krokodil in großen Zorn und sagte: „So wird dein Geschick sich erfüllen; aber ich gebe dir Zeit, bis die Sonne untergeht. Wenn du dich dann nicht verschwörst, so wirst du den Tod schauen.“

Der Hund hatte all diese Worte vernommen, und er lief zu dem Hause seines Herrn und fand dort die Tochter des Fürsten von Mesopotamien in Thränen und Trauer wie ein Weib, dem der Gatte gestorben, denn der Prinz war nicht heimgekehrt während der ganzen Nacht. Und als sie den Hund ohne seinen Herrn erblickte, da klagte sie laut und bestrich ihre Stirn mit dem Staube des Bodens und schlug ihre Brust. Aber der Hund umkreiste sie bellend und erfaßte ihr Gewand und ging an die Thür und schaute sich nach ihr um wie ein Bittender.

Da trocknete sie ihre Thränen und richtete sich auf und nahm den Spieß, mit dem sie die Schlange getödtet, und folgte dem Hunde bis an die Stelle des Ufers, zu der er sie führte.

Da ließ sie sich unter dem Schilfrohr nieder und aß nicht und trank nicht, aber sie flehte ohne Unterlaß zu den Göttern.

So vergingen viele Stunden, und als die Sonne sich zum Untergang neigte, da hörte sie die Stimme des Krokodils, welches sagte: „Wirst du dich nicht verschwören, den Riesen zu tödten, so trage ich dich an das Ufer und du schaust den Tod.“

Da eilte sie zu der Stelle, an der sich der Riese befand, und gebot ihm, daß er ihr folge. Und siehe, das Krokodil trug ihren Gatten ans Land, und nachdem dieser wiederum gesagt hatte: „Wie sollte ich den Riesen tödten, der für mich gewacht hat?“ da sperrte das Krokodil den Rachen auf, um ihn zu verschlingen. Aber die Frau trat aus dem Schilfe hervor und stieß dem Krokodil den Spieß in den Rachen, und der Riese warf sich über das Ungethüm und überwältigte es und schlug es zu Tode.

Da umarmte die Tochter des Fürsten von Mesopotamien den Jüngling und bedeckte ihn mit Küssen und sagte: „Siehe, dein Gott hat das zweite Verhängniß, welches dir drohte, in deine Hand gegeben, und auch das dritte wird er dir schenken.“ Und als er dann dem Gotte geopfert und seine Güte gepriesen hatte, da sagte ihm sein Weib: „Zwei schlimme Schicksale wurden von dir genommen; nun laß den Hund in die Ferne führen, damit das dritte dir nicht widerfahre.“

Da gab er zurück: „Ich trenne mich nicht von dem Hunde, den ich großgezogen und der dich zu meiner Rettung herbeiführte. Gott bringt doch unabänderlich das zur Erfüllung, was er sich vorgesetzt hat.“

Nachdem hierauf wieder viele Tage vergangen waren, da drangen die Feinde ins Land. Es waren die Söhne der Fürsten von Syrien, welche sich gegen den Beherrscher von Mesopotamien verbunden hatten, denn Ingrimm erfüllte sie alle, weil nicht sie, sondern der Jüngling die Prinzessin zum Weibe gewonnen. Sie kamen mit vielen Streitern und Kriegs-

wagen und vernichteten das Heer des Fürsten von Mesopotamien und nahmen sein Land und seine Stadt und machten große Beute; ihn selbst aber brachten sie in ihre Gewalt als lebenden Gefangenen. Und als sie weder im Palaste des Herrschers noch in der Stadt den Jüngling und seine Gattin zu finden vermochten, da fragten sie den Herrscher: „Wo ist deine Tochter und der Sohn eines Führers der Streitwagen aus dem Lande Aegypten, den du ihr zu unserer Schande zum Gatten gegeben?“

Und der Fürst gab zurück: „Er ist fortgezogen mit seinem Weibe, um die Thiere des Landes zu jagen; wie sollte ich wissen, wohin?“

Da hielten die Söhne der Fürsten von Syrien Rath und sagten: „Wir theilen uns nun in kleine Scharen und ziehen hierhin und dahin und suchen den ägyptischen Jüngling. Wer ihn findet, der läßt ihn den Tod schauen, und mit seinem Weibe möge er schalten nach seinem Belieben.“

Da zogen sie aus, die einen nach Westen, die anderen nach Osten, Norden und Süden. Und nachdem viele Tage vergangen waren, kamen diejenigen, welche sich nach Süden gewandt hatten, an die Grenze Aegyptens und zu derjenigen Stelle, an welcher der Prinz sich befand. Der Riese aber bemerkte ihr Nahen und vernahm ihre Rede, und weil sein Herz dankbar war gegen den Jüngling, so begab er sich eilends zu ihm und sagte: „Rette dich, denn sieben Söhne der Fürsten von Syrien ziehen heran, um dich zu suchen. Wenn sie dich finden, so werden sie dich tödten, und mit deinem Weibe mag derjenige, welcher es erbeutet, schalten nach seinem Belieben. Es sind zu viele, um ihnen zu widerstehen. Was mich betrifft, so bleib' ich nicht hier, sondern gehe zu meinen Brüdern.“

Da rief der Prinz seinem Weibe und verbarg sich mit ihm in einer Höhle des Berges, und seinen Hund nahm er mit sich.

Zwei Tage und zwei Nächte waren sie in der Höhle verborgen geblieben, da kamen die Söhne der Fürsten von Syrien mit vielen Soldaten und zogen an der Höhle vorbei, und keiner von ihnen bemerkte den Prinzen; als aber der letzte von allen der Grotte nahte, da erhob sich der Hund und riß sich los und stürzte ins Freie mit lautem Gebell, und die Söhne der Fürsten von Syrien erkannten das Thier und wandten sich um und drangen ein in die Höhle. Sie kamen mit Schwertern und Lanzen und erhoben sie gegen den Jüngling; die Frau aber stellte sich vor ihren Gatten, um ihn zu schützen. Siehe, da flog eine Lanze und traf die Tochter des Königs von Mesopotamien. Sie sank zu Boden und küßte den Staub vor seinen Füßen.

Da ergrimmten die Fürstensöhne gar sehr, und sie drangen auf den Prinzen ein, aber sie vermochten ihn nicht sogleich zu erlegen, denn auch er führte ein Schwert, und sein Hund kämpfte mit ihm an seiner Seite. Einen der Gegner tödtete er selbst, den anderen riß der Hund zu Boden, der dritte aber drang mit seinen Genossen auf ihn ein, und diese tödteten den Hund und stießen dem Jüngling eine Lanze in die Brust, so daß er hinsank.

Darauf trugen sie die Körper des Prinzen und seines Weibes ins Freie, damit die Wölfe sie fräßen, und zogen von dannen, um sich mit ihren Genossen zu vereinigen und das Land des Beherrschers von Mesopotamien unter einander zu theilen.

Und siehe, als der letzte der Krieger verschwunden war, schlug der Prinz die Augen auf und sah sein Weib an seiner Seite wie eine Verstorbene und die Leiche des Hundes.

Da stöhnte er laut auf und sagte: „Gott bringt unabänderlich das zur Erfüllung, was er sich vorgesetzt hat. Die Hathoren hatten mir, als ich klein war, beschieden, durch den Hund zu Grunde zu gehen, und ihr Wille geschieht, denn er hat mich meinen Feinden verrathen. Ich bin bereit zu sterben, denn ohne diese da ist mir das Leben verhaßt.“ Dann erhob er die Hände und rief: „Von allen Sünden habe ich keine begangen; darum gönnt mir ein Begräbniß und schenket mir das rechte Wort vor den Richtern im Jenseits, ihr ewigen Götter!“

Da sank er zurück wie ein Todter. Die Himmlischen aber hatten seine Stimme gehört, und die Neunzahl der Götter trat zu ihm heran und Ra Harmachis sagte zu seinen Genossen: „Das Schicksal

hat sich an diesen erfüllt, aber nun wollen wir sie zu neuem Dasein erwecken, denn für Beide ist das Leben noch süß, und es ziemt sich, so feste Treue schön zu belohnen."

Die Mutter der Götter nickte zustimmend mit dem Haupte und sprach: „Solche Treue verdienet sehr großen Lohn."

Die anderen Himmlischen sagten das Gleiche, und die sieben Hathoren traten herzu und sprachen: „Das Geschick ist erfüllt; so mögen sie leben."

Die eine berührte ihr Herz, da schlug es wieder, die andere ihre Füße, da standen sie auf, die dritte ihren Mund, da begannen sie Worte zu stammeln, die vierte ihre Augen, da trafen sich ihre Blicke, die fünfte ihre Arme, da zogen sie einander ans Herz, die sechste aber verhieß den Neubelebten Glück und Heil und die siebente ein hohes Alter, ein schönes Begräbniß und ein seliges Dasein jenseits des Grabes.

Der Prinz und seine Gattin kehrten zu ihrem Hause zurück; dort aber sagte der Jüngling zu seinem Weibe: „Laß uns den Göttern opfern und sie hochpreisen, denn alle drei Lose, welche über mich verhängt waren, sind nun in meine Hände gegeben, und wir haben die Huld der Himmlischen gekostet."

Nun brachten sie ein sehr großes Opfer dar, und als sie beisammen saßen und eine frohe Stunde feierten, sagte der Prinz: „Ich bin nicht der, für den ich mich ausgab; ich bin der Sohn des Königs von Aegypten. Ich nahm die Gestalt eines Geringeren an, denn die eigene Kraft sollte mir Hoheit erwerben, und deine Liebe hat nicht nach meiner Herkunft gefragt. Nun wirst du den Thron mit mir theilen, denn mein Herz ist voll von dir und groß deine Treue."

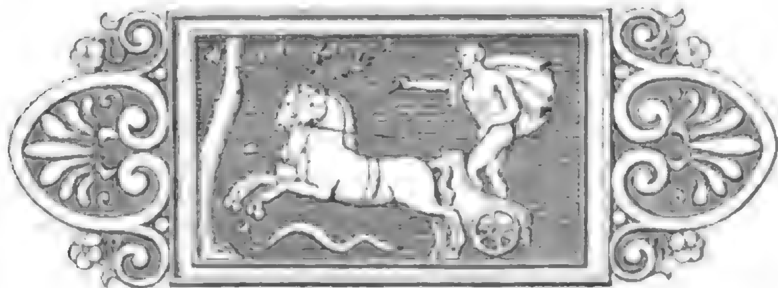
Beide zogen nun in das Land Aegypten, und der Vater des Jünglings freute sich gar sehr über Alles, was seinem Sohn widerfahren. Er ernannte ihn zu seinem Mitregenten und gab seiner Gattin den Titel einer Königin und den Namen „Erweckt durch die Treue." Dann rüstete er ein großes Heer und zog mit Streitern und Wagen gen Osten. Der Prinz führte die ägyptischen Scharen und eroberte die Städte der syrischen Fürsten und nahm ihre Söhne mit sich als lebende Gefangene. Er hielt sie gut, denn sie hatten ihn früher als Freund willkommen geheißen und mit ihm das Ihre getheilt. Den Fürsten von Mesopotamien befreite er und gab ihm sein Land und seine Schätze zurück. Als er heimgekehrt war nach Theben, gab er Alles, was er erbeutet hatte, dem Amon-Ra zum Geschenk. Er erreichte mit seinem Weibe das schöne Alter von hundertundzehn Jahren, und viele Söhne und Töchter erhielten ihren Namen lebendig.

* *
*

Ich habe zu dieser Erzählung nur noch hinzuzufügen, daß das Erscheinen der Himmlischen und ihr unmittelbares Eingreifen in das Geschick eines Menschen auch in anderen ägyptischen Texten vorkommt. In dem bekannten Märchen von den beiden Brüdern sucht die Neunzahl der Götter den entseelten Batau auf und schenkt ihm ein schönes Weib als Gefährtin. Der Verstorbene wird auch hier wieder erweckt. Von schweren Strafen der Himmlischen, welche über pflichtvergessene Gattinnen verhängt werden, hören wir mehrfach erzählen, — warum sollte nicht auch der Lohn, welcher tugendhaften und treuen Frauen beschieden ist, von den Dichtern hervorgehoben und gefeiert worden sein?

Es ist wohl kaum nöthig, darauf hinzuweisen, daß ein Theil dieser Geschichte an die vom gläsernen Berge erinnert. Mein Freund und Schüler H. v. Lemm aus Petersburg theilt mir mit, daß sich in einem russischen Märchen sogar das Erklettern des Fensters wiederfindet. Dies Zusammentreffen ist auf keine Entlehnung, sondern auf die Aehnlichkeit des menschlichen Denkens in allen Zeiten und Breiten zurückzuführen. Die wörtlichen oder leicht modificirten Wiederholungen der Reden in unserer Geschichte erinnern an die Art der Ilias und Odyssee und anderer Heldengedichte. Unterzieht man die poetischen Leistungen der alten Völker einem Vergleich, so will es scheinen, als wäre auch der episch erzählende Mensch, so verschiedene Flügel auch seinem Geiste gewachsen sein mögen, gewissen ihm angeborenen Gesetzen unterworfen.

Und nun noch ein Wort für meine eigene Sache. Es ist mir von vielen Seiten vorgeworfen worden, daß die Liebe, welche ich in den Helden und Heldinnen meiner im alten Aegypten spielenden Romane wirksam sein lasse, eine den Völkern des Alterthums fremde Empfindung sei. Ich habe schon in den Vorreden zu meiner „Königstochter“ diesen Bedenken zu begegnen gesucht und will hier nicht eingehend auf diese Frage zurückkommen; aber ich möchte mir doch hervorzuheben erlauben, daß die Stellung der Frauen im alten Aegypten eine besonders günstige war, daß die Gattinnen von tausend Inschriften „Herrinnen des Hauses“ genannt und mit den freundlichsten Liebesnamen belegt werden, daß ihnen — und dies beweisen die jüngst durch Revillout entzifferten demotischen Ehecontracte mit unumstößlicher Sicherheit — auch vor dem Gesetz sehr viel weiter gehende Rechte eingeräumt wurden als selbst unseren Gemahlinnen, und endlich, daß sich im Hause der Pharaonen das Blut der Götter durch Frauen in voller Echtheit fortpflanzen konnte. Fürstentöchter haben kein geringeres Anrecht auf die Krone als Königssöhne, und die Seele des verstorbenen Weibes wird im Jenseits genau nach demselben Maße gemessen und desselben Schicksals theilhaftig wie die des Mannes. Die Macht der Göttinnen steht nicht zurück hinter der der Götter, und die Idee der „Mutter Gottes“, welche auf die Stellung der christlichen Frauen gewiß von tiefem Einfluß gewesen ist, tritt uns nirgends lebendiger entgegen als in der Religion der alten Aegypter. Wir kennen späte Darstellungen der Isis mit dem Horusknaben an der Brust, welche man leicht für Bilder Maria's mit dem Christkinde halten könnte. Wo der Mann dem Weibe eine solche Stellung einräumte wie in Aegypten, da müssen beide Geschlechter auch durch andere und feinere als roh-sinnliche Triebe mit einander verbunden gewesen sein; und so begegnet uns denn auch das Wort mer (das ist lieben und Liebe) unzählige Male in den ägyptischen Texten. Ein anderes Wort, welches ursprünglich sehnen, Verlangen tragen bedeutet, wird gleichfalls für „lieben“ gebraucht; unser in Jemand verliebt sein kommt durch die Wendung „voll von Jemandem sein“ zum Ausdruck. So war auch die Tochter des Königs von Mesopotamien „voll von dem Prinzen“. Als ihr der Geliebte entrissen werden soll, ruft sie aus: „Beim Ra Harmachis, wenn ihr ihn mir fortnehmt, so will ich nicht essen, so will ich nicht trinken, so werde ich in dieser Stunde noch sterben.“ Und dann: „Beim Gott Ra, wenn ihr ihn umbringt, so werde ich sicher todt sein, wenn die Sonne sich zum Untergang neigt. Keine Stunde länger werde ich leben.“ Aus diesen Worten spricht etwas, das ich „Liebe“ in unserem Sinne, „sentimentale Liebe“ nennen möchte.



Eine Audienz in Sámara,

der Residenz des Negus Negest Johannes von Abessinien.

Von

Gerhard Rohlfs.

Seit einem Menschenalter haben die Herrscher Abessiniens die alte Hauptstadt Gondar, unfern vom herrlichen Tanasee gelegen, aufgegeben. Sie zogen östlicher, um in dem centralen Districte von Debra Tabor den Regierungssitz aufzuschlagen, während die ehemalige Königsstadt nach und nach zum Mittelpunkt der Geistlichkeit wurde.

Debra Tabor liegt in der That bedeutend mehr im Centrum als Gondar. Während letztere Stadt bei dem herrschenden Mangel an Brücken einen großen Theil des Jahres hindurch ganz vom Norden Abessiniens abgeschnitten ist — denn der Takase kann zwischen Wolkait und Schire in der Regenzeit nicht passirt werden —, ist Debra Tabor zu jeder Jahreszeit von allen Punkten des Landes zu erreichen. Und die Entfernung nach dem äußersten Süden, nach Schoa, Enarea und Kaffa, ist von diesem Orte ungefähr ebenso groß wie die nach dem entferntesten Norden, nach Mensa und Bogos.

Aber ganz irrthümlich ist es, wenn man, wie dies allgemein in Aegypten* der Fall, glauben wollte, man hätte es in Debra Tabor mit einem befestigten Orte zu thun. Selbst eine natürliche Festung ist nicht vorhanden. Eine sogenannte „Amba“ existirt unter den dort hervorragenden Bergen nicht. Eine Amba kann der Leser sich am besten vorstellen, wenn er sich den Königstein der sächsischen Schweiz vergegenwärtigt, also einen von allen Seiten senkrecht aufsteigenden Fels, oft ganz und gar unzugänglich, oft nur unter den größten Mühen und Beschwerden zu erklimmen, manchmal bewohnt, manchmal unbewohnt.

Man wird es nach diesen kurzen An-

---

* In Aegypten ist man über Abessinien am schlechtesten unterrichtet.

deutungen über die Natur der Amben nun ganz begreiflich finden, warum König Theodor, als er die englische Armee heranziehen sah, nicht im offenen Debra Tabor blieb, sondern nach der Amba Magdala mit seiner Armee zog. In Magdala war er fast unangreifbar, und wenn er in weiser Zurückhaltung gewartet hätte, würden vielleicht die britischen Truppen einen schwierigen Stand gehabt haben, während in Debra Tabor, im offenen Feldlager, seine Armee schon von vornherein keinen Augenblick sich hätte vertheidigen können.

Der District Debra Tabor, vom 38° und einigen Minuten östl. L. von Greenwich sowie vom 11° 50′ nördl. Br. geschnitten und (das heißt unser Zeltlager bei Sámara) 2496 m* über dem Meere, liegt in einer überaus reichen und üppigen Hochebene. Abhängig vom mächtigen Gunagebirgsstock, dessen höchster Gipfel nahezu so hoch wie der Montblanc und beinahe immer von Wolken umhüllt ist, wird die humusreiche Hochebene von zahllosen größeren und kleineren Flüssen und Bächen belebt, die manchmal langsam in tiefen Einschnitten der fetten Dammerde dahinschleichen, manchmal über jäh abgebrochene Basaltfelsen, weiß von Schaum, in die Tiefe stürzen.

Bekannt wurde Debra Tabor zuerst durch Ras Ali, den einstigen Herrscher von Südabessinien, welcher später, von Theodor besiegt, zu den Galla floh und dort starb. Ras Ali hatte Debra Tabor zu seiner Hauptstadt gemacht, um nicht mit den noch immer existirenden Scheinkönigen von Abessinien in Gondar zusammen residiren zu müssen. Derselbe Grund bewog wohl auch Theodor, Debra Tabor zu seinem Hauptquartier zu machen, indeß freilich bei diesem begabten Manne die übrigen Vorzüge hinsichtlich der Lage dieses Ortes mit bei der Wahl bestimmend waren. Und als 1879 endlich der jetzige Kaiser alle Ländereien Abessiniens unter sein Scepter vereint hatte, war es ganz natürlich, daß auch er Debra Tabor als Residenz sich erkor.

Während aber zur Zeit Theodor's Gafat der eigentliche Mittelpunkt der Regierung war — denn hier befanden sich die damals zahlreich anwesenden Europäer mit ihren Werkstätten —, ist heute Sámara, etwas weiter östlich gelegen, der Sitz des Negus.

Erst seit dem Sommer 1879 hat der Herrscher von Abessinien seinen ständigen Aufenthalt in Debra Tabor genommen. Der Negus Negest Johann hat aber in der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts schon bedeutende Ereignisse sich abspielen sehen. Hier empfing er Gordon, 1880, hier wurde im Januar 1881 Ras Adal zum Negus von Godjam gekrönt und hier hatte im selben Jahre einen Monat später der Schreiber dieser Zeilen dem „König der Könige von Aethiopien“ einen Brief des deutschen Kaisers zu überreichen.

Kaiser Johann dürfte jetzt ein Mann von etwa acht- oder neunundvierzig Jahren sein. Man fragt vielleicht verwundert, wie es komme, daß ein mit einer kaiserlichen Mission direct an den Negus Negest betraut gewesener Reisender nicht einmal mit Bestimmtheit das Alter des abessinischen Herrschers hat in Erfahrung bringen können? Aber die Antwort: daß überhaupt Niemand in Abessinien sein Alter kennt, genügt wohl, diese Seltsamkeit zu erklären.

Der Negus Negest trat zuerst in den Vordergrund während des englischen Feldzuges gegen König Theodor. Der frühere Name des jetzigen Kaisers von Abessinien war Kassai, und er war, aus guter alter Familie stammend, von Gobesieh von Lasta zum Gouverneur von Tigre ernannt worden. Im Frühjahr 1867, etwa fünfunddreißig Jahre alt, revoltirte er aber, wie ja auch sein eigener Lehnsherr Gobesieh gegen Theodor sich empört hatte. Er erklärte sich zum unabhängigen Fürsten von Tigre. Mit Beginn der englischen Campagne ließ Napier sogleich Unterhandlungen mit Kassai anknüpfen, welche britischerseits der Afrikareisende Oberst Grand, abessinischerseits ein gewisser Mirtscha Uorki (oder Murcha Worki, wie die Engländer schreiben) führte. Daß aber Kassai schon damals den Gedanken hegte, auf die Würde eines Negus Negest von Aethiopien Anspruch machen zu wollen, geht daraus hervor, daß er sich in seinem an den Befehlshaber der englischen Armee

* Bigoni rechnet Debra Tabor 2700 m hoch. Er wohnte bei Herrn Naretti, dessen Haus dicht bei der Wohnung des Negus auf dem Hügel Sámara gelegen ist. Matteucci giebt 2900 m an.

gerichteten Briefe für seine zu leistenden Dienste ausbedungen hatte, als Negus Negest anerkannt zu werden, das heißt als König der Könige von Aethiopien, als Kaiser des Landes!

General Merewether hebt indeß in seinem an Lord Napier gerichteten Rapport ausdrücklich hervor, daß er von diesem Umstande absichtlich keine Notiz in seinem Antwortschreiben genommen habe. Aber bald darauf, als Grand und Munzinger von ihrer Mission nach Adua, wo Kassai damals residirte, zurückgekommen waren, hatte Napier selbst eine Zusammenkunft mit ihm an der Heeresstraße in der Nähe von Adigrat. Das Heranreiten des britischen Oberbefehlshabers auf einem Elephanten, das Manövriren der englischen Truppen, namentlich aber das Feuerexercitium mit den großen Armstrongkanonen machten auf den zukünftigen Herrscher von Aethiopien einen überwältigenden Eindruck. Als aber Napier Nachmittags den Prinzen Kassai nach seinem Zeltlager zurückbegleitete und nach freundlicher Aufnahme mit einer silbernen, goldumsponnenen Armwehr „zum Zeichen seiner Tapferkeit“, mit einem Löwenfell „zum Zeichen, daß er in Schlachten gut kämpfe“, und mit Schild und Speer „zum Zeichen, „daß er zu commandiren verstehe“, beschenkt wurde, war damit officiell die Freundschaft besiegelt, und weder die Engländer haben sich je über Kassai noch dieser über die Engländer zu beklagen gehabt. In großartigster Weise belohnte ihn aber auch Lord Napier,* als die englische Armee abzog, und dies war der Grundstein zur zukünftigen Macht des neuen Kaisers.

Nach dem englischen Feldzuge wurde ihm ernstlicher Widerstand nur von Gobesieh entgegengesetzt, dem Schum von Lasta, welcher sich, mit Ausnahme von Schoa und den Gallaprovinzen, ganz Südabessinien unterworfen hatte. Aber schon 1872 konnte Kassai sich zum Kaiser von Aethiopien, zum Negus Negest, in der altehrwürdigen Stadt Aksum krönen lassen und nahm hergebrachtem Brauch gemäß einen anderen Namen, Johannes, an.

Die Krönungsfestlichkeit fand am 1. Februar 1872 statt, und zwar vollzog der Abuna, das heißt der oberste Geistliche von Abessinien, den kirchlichen Act.

Aber damit war Johannes eigentlich noch keineswegs factisch Herrscher des ganzen Landes. Im Süden hielt sich noch unabhängig Menelek, der König von Schoa, der sich ebenfalls Negus Negest* nannte, ja diesen Titel sogar früher als Johannes angenommen hatte. Schoa war in der letzten Zeit immer unabhängig vom äthiopischen Reiche geblieben, nur theoretisch betrachtete man es als dazu gehörig. Aber selbst der berühmte Sahela Selassi, der Großvater des jetzt in Schoa herrschenden Menelek, hatte angesichts des in Gondar noch immer residirenden Negus Negest es nicht gewagt, sich diesen Titel beizulegen. Theodor hatte zum ersten Male diese Scrupel nicht getheilt, und auch Johannes hat sich nie um die Thronrechte der wirklichen kaiserlichen Familie gekümmert.** Außer Menelek hatte Johannes dann aber noch in dem Gouverneur von Godjam, Namens Ras Adal, einen mächtigen Gegner. Beide wurden bezwungen.

Seit 1879 herrscht Johannes unbedingt über ganz Aethiopien, denn Uld Michael, jener Rebell im Norden, welcher mit ägyptischer Unterstützung jahrelang Hamasen in Aufruhr hielt, Ras Adal in Godjam und Menelek von Schoa waren nun außer Stande, noch etwas gegen den Negus Negest unternehmen zu können. Das Ende war, daß Uld Michael gefangen genommen und geblendet wurde. Menelek hat sich freiwillig unterworfen und mußte ewige Treue aufs Evangelium

---

* Der englische Befehlshaber überließ ihm als Geschenke: 6 $5\frac{1}{2}$zöllige Mörser mit 200 Schuß für jeden Mörser und dazu 14 Geschirre, 725 Flinten, 656 Flintenrohre, 1650 Pfund Pulver, 349000 Patronen, 2000 Cavalleriepatronen, 1000 Sind Horse-Patronen, 2200 Pistolenpatronen, 30 Ladungen Armstrong-Patronen, 585480 Zündhütchen. Auch andere Vorräthe wurden Prinz Kassai so reichlich geschenkt, daß er mit seiner Armee mehrere Jahre davon leben konnte. Welche andere Nation hätte so großmüthig gehandelt!

* In den diplomatic proceedings der record of the expedition to Abyssinia ist ein Brief von Menelek an Colonel Merewether abgedruckt, der unterschrieben ist mit: „Negusa negest Menelek.“

** Wenn auch der directe Zweig der alten Kaiserfamilie ausgestorben ist, so leben bei Gondar doch noch Nebenlinien der ursprünglichen Herrscher Aethiopiens.

schwören.* Ras Adal wurde bezwungen, nachdem er selbst vorher Enarea und Kaffa erobert hatte; dafür wurde er aber im Anfang dieses Jahres als König Tekla-Haimanot anerkannt, von Johannes selbst gekrönt und mit Godjam belehnt.

Man wird es begreiflich finden, wie gespannt ich war, einen so bedeutenden Mann, der die Geschicke von Millionen Menschen, und zwar in buchstäblichster Weise, in seiner Hand hat, kennen zu lernen. Und um so aufgeregter war ich, als, je näher wir Debra Tabor kamen, das Gerücht desto gewissere Gestalt annahm: „Janhoi", d. h. „Seine Majestät", stehe im Begriff, nach dem Süden aufzubrechen. Nur diejenigen können begreifen, was es heißt, hinter einem abessinischen Herrscher dreinzulaufen, welche die Gegenden gesehen haben, die soeben ein von seiner ganzen Armee begleiteter Negus Negest durchzogen hat! Denn wenn auch der jetzige Kaiser so viel wie möglich bemüht ist, den Ausschreitungen seiner Soldaten entgegenzutreten, so muß man doch bedenken, daß Abessinien sich bis zu dieser Stunde fortwährend auf Kriegsfuß befindet. Ist doch in diesem Augenblick noch kein Friede zwischen Aegypten und Aethiopien geschlossen, fand doch im vorigen Jahre noch ein Feldzug gegen die Edju-Galla statt, und wurden doch erst vor kurzer Zeit Enarea und Kaffa dem Reiche einverleibt!

Wenn aber selbst bei uns ein lang andauernder Kriegszustand demoralisirend auf den Charakter der Soldaten wirkt, insofern als die meisten einer laxeren Beurtheilung der normalen und gesetzlichen Zustände der menschlichen Gesellschaft und ihrer Einrichtungen verfallen, um wie viel mehr muß dies bei einem Naturvolke der Fall sein, welches von unserer heutigen Sittenlehre keinen Begriff hat. Die Soldateska von Abessinien hat denn auch im Allgemeinen von Gutem und Bösem ganz andere Begriffe als wir philosophisch angehauchten Christen. Sie meinen, daß Jeder, der nicht an die christliche Religion glaube, verdammt sei, und haben in diesem ihrem Glauben eigentlich auch das Recht, jeden Ungläubigen zu tödten; „denn je eher sie den Mohamedaner oder Heiden in die Hölle befördern, desto lieber ist es Gott."

Auf das Volk selbst hat der lange Krieg nicht so verderblich eingewirkt, wie man meinen sollte.

Vorsichtshalber hatte ich, als ich Sokota erreicht, den mich begleitenden Hauptmann, Uld Mariam mit Namen, vorausgeschickt, um dem Negus mein baldiges Eintreffen anzuzeigen. Und ein Glück war es, daß ich dies gethan hatte, denn der Kaiser bestätigte mir gleich in der ersten Audienz, ich verdankte es nur dieser Meldung, daß ich ihn noch in Sámara träfe, da er gerade einen Tag, nachdem Uld Mariam bei ihm eingetroffen, mit der Armee habe abmarschiren wollen.

In Sokota war auch Herr Schimper*

* Die Einzelheiten der Unterwerfung des Königs Menelek sind interessant genug, als daß wir es nicht für geboten erachteten, sie in aller Kürze dem Leser vorzuführen. Menelek selbst, der eine an Abenteuern reiche Jugend verlebte, ist unstreitig einer der legitimsten Fürsten Abessiniens, wenn auch die Behauptung einiger Reisenden, daß er der alten Kaiserfamilie oder gar der ursprünglich von Salomon und der Königin von Saba stammenden Linie angehöre, als durch nichts begründet zurückgewiesen werden muß.

Als Menelek, vollkommen in die Enge getrieben, unfähig, eine Schlacht zu liefern, sich auf Gnade und Ungnade ergab, schrieb er dem Negus Negest, er würde mit einem Stein auf dem Nacken ins kaiserliche Lager kommen, um so persönlich seine Unterwerfung zu documentiren. Der Kaiser antwortete, es sei dies nicht nöthig, er solle als Fürst kommen. Der Brauch, mit einem Stein beschwert vor einem Anderen zu erscheinen, bedeutet nämlich die erniedrigendste Art der Unterwerfung in Abessinien, etwa das, was die Römer mit ihrem „durchs Joch gehen" verstanden. Er wird aber noch immer geübt. Es ist selbst dem Schreiber dieses mehrere Male vorgekommen, daß Abessinier, um ihre unbegrenzte Demuth zu zeigen, sich derart beschwert vor ihn auf den Weg warfen. Verschiedentlich kamen auch wegen Unregelmäßigkeiten entlassene Diener mit großen Steinen beschwert zurück, um auf diese Weise ihr Flehen um Verzeihung gewichtiger zu machen. Obschon also der Negus eine persönliche Erniedrigung nicht wünschte, kam Menelek doch mit einem schweren Block auf dem Nacken zur öffentlichen Sitzung. Der Negus Johannes hatte aber kaum Menelek kommen sehen, als er aufsprang, der vornehmsten Person des Reiches, dem General Ras Alula, befahl, den Stein zu entfernen, dann auf Menelek zulief, ihn umarmte und unter einem Strom von Thränen befahl, seine eigene Krone zu bringen, mit der er Menelek sodann krönte. Ob Menelek, der, wie wir gesehen, sich einst ebenfalls Negus Negest titulirte, wirklich, durch diese Großmuth besiegt, dem Kaiser Johann seinen Eid halten wird — wer möchte das voraussagen? Bis jetzt hat er sich als treu erwiesen, denn auch der Krönung Ras Adal's wohnte er als Ehrengast bei.

* Wilhelm Schimper ist der Sohn des berühmten Naturforschers Wilhelm Schimper, welcher länger als ein Menschenalter hindurch in Abessinien

als Dolmetsch zu mir gestoßen, so daß ich jetzt meiner nahe bevorstehenden Zusammenkunft mit dem Herrscher von Abessinien ruhiger entgegensah. Und nach vielen Mühseligkeiten — die Wegelosigkeit in diesem zerrissensten aller Länder ist entsetzlich — lag endlich Debra Tabor vor mir in Sicht.

Meine Karawane, welche von Sokota aus nicht sehr groß war, da ich alles Gepäck auf eigenen Maulthieren fortschaffte, hatte sich in den letzten Tagen wieder vergrößert, und zwar durch eine Ehrencompagnie, welche mir der Negus Negest entgegengeschickt hatte. Zugleich war von demselben Befehl ertheilt, aus der Umgegend Träger zu requiriren, um mein sämmtliches Gepäck fortschaffen zu lassen. Meinen zerschundenen und ermüdeten Maulthieren war diese frühzeitigere Ausspannung und Entladung wohl zu gönnen, und da andererseits in dieser dichter bevölkerten Gegend die Dorfbewohner nicht allzu sehr durch das Tragen angestrengt wurden, nahm ich diese Aufmerksamkeit dankbar an.

Nach einer regnerischen Nacht — zugebracht am Bache Amus-Oënsen, der sich in den Reb und mittelst dieses in den blauen Tanasee ergießt — traten wir dann am 11. Februar dieses Jahres unseren letzten Marsch an. Eine große Reise, das wußten wir, hatten wir zwar nicht mehr zu machen, und die Nähe der kaiserlichen Residenz berechtigte gewiß zu der Hoffnung, endlich auf bessere oder mindestens verbesserte Wege zu stoßen und wenigstens Brücken oder sonst irgend welche Mittel zum Uebersetzen der Flüsse zu finden. Aber diese Hoffnung schlug fehl. Hatten wir bis dahin in ganz Abessinien noch nirgends eine Kunststraße oder einen künstlich hergestellten Flußübergang gefunden, so sollte in diesen trostlosen Zuständen auch die Nähe der neguslichen Residenz nicht das Geringste ändern.

Fort ging's nun wieder im buntesten Wechsel über Berg und Thal. Wenn aber bezüglich der Wege nicht mehr als Alles zu wünschen übrig blieb, so entfaltete die Natur nun desto größere Reize. Hinter uns im Norden lag jetzt der mächtige Melsa-Stock, Schoa Amba und Menametakoa, welche wir am Tage vorher überstiegen und dabei eine Höhe von 2699 m erreicht hatten. Vor uns lag Debra Tabor und im Südosten davon der über 4000 m hohe Guna-Gebirgsstock, welcher so dominirend für diese Gegend ist, daß auch die Berge von Debra Tabor unmittelbar davon abhängen. Dicke Wolkenschichten entziehen den höchsten Gipfel fast immer den Blicken, und der stetige feuchte Niederschlag füllt denn auch nicht nur die ewig rauschenden Gießbäche, die den oberen Reb bilden, sondern er hat auch eine besonders üppige Vegetation hier hervorgebracht. Mannshohe Eriken (erica arborea), wilde Rosen und Jasmin erfreuten das Auge, und auf den fetten Wiesen blühten reizende Primeln und himmelblaue Lobelien. Manchmal kam man durch Wäldchen von Wachholderbäumen, welche man sonst nur in der Nähe von Kirchen findet, und wenn man in die Thäler hinuntersah, so fand man die Gehänge bedeckt mit dem für ganz Abessinien so charakteristischen Candelaberbaum, während leise Lüfte den zart riechenden Duft verschiedener Akazien herauftrugen, wo er sich mischte mit den Wohlgerüchen der Rosen, des Jasmin und der Carissa edulis.

Gutangebaute Getreidefelder, einzelne Gehöfte, weidende Heerden, arbeitende und ackernde Bauern, die Hügel gekrönt mit jenen spitzdachigen Kirchen, vollendeten das Bild einer schönen, friedlich-ruhigen Landschaft!

Und doch hatte man trotzdem immer mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, um vorwärts zu kommen. Wollte man die schöne, üppige Natur voll und ganz genießen, dann mußte man Halt machen,

lebte, sich dort mit einer Abessinierin verheirathet hatte und 1879 in Adua starb. Der junge Schimper, welcher schon zeitig das elterliche Haus verließ, um in Gafat bei den unter Theodorus dort weilenden Arbeiter-Missionären ein Handwerk zu lernen, kam 1868 nach Beendigung des englischen Feldzuges in Abessinien nach Deutschland, wo er auf Kosten des Großherzogs von Baden eine sorgfältige Ausbildung erhielt. Da er, als er seine Heimath verließ, schon zwanzig Jahre alt war, verlernte er weder das Amharische noch das Tigrische. Zuerst in der Krischona bei Basel erzogen, besuchte Schimper später das Polytechnikum in Karlsruhe, um sich als Architekt auszubilden. Schimper war zehn Jahre in Deutschland, so daß er sich auch unsere Muttersprache gründlich zu eigen machen konnte. Im Jahre 1879 kehrte er nach Abessinien zurück und lebte, als ich eintraf, in Adua als Privatmann.

Sámara, Hauptquartier des Negus Negest. (Nach einer Skizze von G. Rohlfs.)

Digitized by Google

denn selbst beim Reiten war der Reisende gezwungen, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Pfad, auf das Maulthier, auf Busch- und Baumzweige zu richten. Erzählt uns doch ein Europäer, daß er eines Tages mit seinem Kopfe in einem Zweige hängen geblieben, während das Maulthier unter ihm fortgegangen sei! Wenn dies nun auch wohl nur als Ausschmückung eines Capitels in seinem Buche dienen sollte, so hat man sich doch in der That vor stachlichtem Gebüsch, hervorstehenden Aesten, herunterrollenden Steinen stets in Acht zu nehmen. Und wie oft muß der Reisende absteigen, da selbst auf abessinischen Maulthieren, welche fast Leitern zu erklimmen vermögen, das Reiten stellenweise halsbrecherisch sein würde.

Zwei Stunden vor Sámara ließ ich Halt machen und ein Zelt schlagen, um mich umzukleiden; denn da man mir mitgetheilt hatte, ich müsse direct zum Negus Negest reiten, hielt ich es für angemessen, andere Kleidungsstücke anzulegen als den halbzerrissenen Reiseanzug. Schon Tags vorher hatten meine Diener, dreißig an der Zahl, im Amus-Dönsen eine große Kleiderreinigung gehalten, zu welcher sie Seife für die Leibwäsche und Endot (phytolacca habess.) bekommen hatten, eine Pflanze, deren Samen zerrieben als Seife für die größeren Gegenstände, namentlich zum Auswaschen der Schama,* benutzt wird.

Als nun Alles in Ordnung war, zogen wir frohgemuth von dannen, und da die Leute versicherten, es kämen jetzt keine steilen Schluchten und es wären keine gefährlichen Gewässer mehr zu passiren, so hoffte ich ohne Unfall, und namentlich ohne meinen neuen Anzug allzu sehr zu gefährden, vor dem Selbstherrscher der Abessinier erscheinen zu können. Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Plötzlich standen wir vor einem tief eingeschnittenen Spalt, so tief und so breit, wie man sie eben nur in Abessinien findet. Und da unten donnerten und rauschten schäumende Gewässer: es war der Reb selbst, der Nachts vorher noch eine besondere Stärkung vom Himmel erhalten hatte. Was war zu machen?

* Großes weißes rothgeränderte Tuch, ähnlich einer Toga.

Das Wasser war der Schätzung nach mindestens einen Meter tief. Untiefen waren außerdem noch zu fürchten. Scharfkantige Trachyt- und Basaltblöcke zerschnitten, aus dem Schaum herausragend, die niederschießenden Gewässer. Sollte ich mich entkleiden? Der Negus erwartete mich, und man hatte mir gesagt, er hasse nichts mehr als Aufschub. Hatte er doch meinetwegen seine Abreise verzögert! So mußte denn auf alle Fälle ein Uebergang gesucht werden.

Die Pferde und Maulthiere — letztere, nachdem man ihnen die Ladungen abgenommen hatte — wurden zuerst hinübergetrieben und dann der Durchgang derartig versucht, daß ich mich auf die Schultern des Oberst, der wirklich groß und herkulisch gebaut war, setzte. Ihn hielten zwei andere Leute, und diese wurden von je vier Mann gehalten, um ein Wegschwemmen zu verhüten. Und so kam ich wirklich gut getragen hinüber, nur mein Schuhzeug wurde vom Gischt etwas naß. Die übrigen Leute und die Soldaten lootsten, eine Kette bildend, sich ebenfalls glücklich hindurch.

Jetzt waren aber auch wirklich alle Terrainschwierigkeiten besiegt! Bald darauf kamen wir an das große Lager des Kaisers, das, aus verschiedenen Abtheilungen (Brigaden) bestehend, sich stundenweit um die Residenz Sámara herumzieht. Daß unsere Karawane überall das größte Aufsehen erregte, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. Krieger, deren Frauen und Kinder, Alles kam herbeigeströmt, um den Abgesandten des Kaisers von Preußen* zu bewundern. Fast alle Soldaten in Abessinien sind verheirathet. Der Militärdienst ist in Abessinien nämlich nicht wie in den europäischen

* Im Orient heißen seit der Wiedererrichtung des deutschen Reiches die Deutschen Prussiani, Deutschland selbst officiell Germania, beim Volk aber auch Prussia. Der Ausdruck Nemsa, mit dem früher Gesammtdeutschland bezeichnet wurde, ist auf Oesterreich übergegangen. In der Meinung, daß Schimper dies wisse, hatte ich anfangs nicht darauf geachtet, es ihm zu sagen, bis ich eines Tages heraushörte, daß er mich einem Gouverneur als Gesandten von „Nemsa“, also von Oesterreich, vorstellte. Da gerade um die Zeit auch Oesterreicher erwartet wurden, hätte leicht eine große Verwirrung daraus entstehen können. Von dem Augenblick an verfehlte übrigens Schimper nie, die Gesandtschaft als von „Prussia“ kommend zu bezeichnen.

Ländern ein vorübergehender Zustand, sondern wer sich demselben widmet, bleibt Soldat bis an sein seliges Ende. Wer es irgend kann, legt sich einen Waffenträger bei, der etwa vom zehnten Jahre an bei ihm bleibt. Ist eigene männliche Nachfolge da, so versieht diese das Geschäft. Sobald die jungen Leute ein Alter von sechzehn oder siebzehn Jahren erreicht haben, treten sie, ihre Herren verlassend, selbständig als Soldaten in die Armee.

Dicht vor Sámara kamen mir Herr Schimper und Naretti entgegen. Schimper hatte ich Abends vorher abgeschickt, um mit der Regierung über die Empfangsfeierlichkeiten zu unterhandeln. Wir hielten einen Augenblick, um dem Negus Zeit zu geben, sich zu sammeln und in Parade zu setzen, und ritten dann langsam den Hügel Sámara hinan, der vom Fuße bis zur Höhe mit Wohnungen bedeckt ist und dessen höchster Punkt von der Wohnung des Negus Negest selbst überragt wird.

Ein ziemlich enger Pfad schlängelt sich durch die meist hofummauerten Wohnungen. Rechts und links duften Jasmin und Rosen, oft durch reizende Rankgewächse wie zu einem Ganzen vereint. Vor dem Thor, welches durch ein riesiges Vorhaus überdacht wird, stand eine Batterie aufgefahren, Kanonen neuester Construction, den Aegyptern vor einigen Jahren abgenommen. Der Ceremonienmeister empfing uns hier, und etwas weiter wurden wir von einem anderen hohen Beamten begrüßt. Ein etwa 100 m langer, 20 m breiter Vorraum, der nun folgte, war besetzt mit Soldaten, welche, in vier Reihen aufgestellt und sämmtlich mit Remington bewaffnet — ebenfalls den Aegyptern abgenommen —, in ihrer malerischen Tracht einen überraschend guten Eindruck machten. Ein kurzer Halt wurde noch in einem zweiten großen, runden Gebäude gemacht, in welchem der Negus Negest bei regnerischem Wetter seinen Unterthanen Audienz giebt und Gericht abhält. Dann wurde noch ein offener Hofraum durchschritten, und man erstieg mittelst einer sehr steilen und unangenehm glatten Treppe aus Basaltsteinen das große Gemach, in welchem der Kaiser Gesandte fremder Mächte zu empfangen pflegt.

Dieser Raum ist die vordere Abtheilung eines Gebäudes, welches von Herrn Naretti erbaut wurde; speciell zur Wohnung für den Negus bestimmt, ist dasselbe aber keineswegs imposant. Wie ganz anders, wie monumental wohnten die Kaiser von Abessinien in den noch ziemlich gut erhaltenen Schlössern in Gondar! Freilich, bei gänzlichem Mangel an Pflege werden diese in kurzer Zeit nur noch Ruinen sein. Die Wohnung des Negus in Sámara, nach Art der italienischen case di campagna erbaut, ist aus dunklem Basalt und hat nur zwei Zimmer.

Das vordere Gemach, in welches wir geführt wurden, etwa 10 m zu 8 m, war überall mit schönen persischen Teppichen belegt, während die Wände ringsum mit weißen, rothgeränderten abessinischen Schama behangen waren. Im Hintergrunde, gerade dem Eingange gegenüber, befand sich eine Erhöhung mit blauem Sammet bedeckt und reich mit dicken, massivsilbernen Franzen behangen. Darauf saß der Negus zwischen zwei mit Seide überzogenen Kissen. An der einen Seite standen für uns bereit zwei hübsche weißlackirte und vergoldete Rococostühle, deren Polster ebenfalls aus Seide waren. In einigen Nischen, welche in der Wand sich befanden, sah man prachtvolle Krüge, Vasen und Kreuze aus Silber und Gold, Alles abessinische Arbeit. Sie würden jeden Sammler und Kunstkenner entzückt haben.

Der Negus war in abessinischer Tracht, das heißt man sah nur, daß er vollkommen in seinen Margef eingehüllt war, jenes prachtvolle Umschlagetuch, welches, aus feinster Baumwolle gewebt, weicher als Seide und mit breiten buntseidenen Streifen bestickt ist. Selbst sein Kopf war verhüllt, nur ragte auf der linken Seite aus seinem in kleine Tressen geflochtenen Haar eine reizende Filigrannadel aus Gold hervor.

Nachdem wir uns tief verbeugt hatten, winkte mir der Negus, heranzutreten, streckte seine Hand aus der Umhüllung hervor und die meine schüttelnd, hieß er uns willkommen. Er erkundigte sich sodann nach der Gesundheit des Kaisers, des kaiserlichen Hauses, des Fürsten Bismarck und der Armee. Als ich zufrieden-

stellend darauf kurz antwortete, sagte er, da wir wohl ermüdet wären, möchten wir uns jetzt in unsere Wohnung zurückziehen, unser „Balderaba“ wäre sein „Budjurun Lauti“. Damit war denn die erste Audienz zu Ende. Während derselben donnerten die Geschütze der vorhin erwähnten Batterie ihre Begrüßung.

Zum näheren Verständniß füge ich noch hinzu, daß der Budjurun Lauti, oberster Schatzmeister des Kaisers, der erste Beamte des Hofes ist; dessen specieller Gast — die Gesandtschaft war natürlich eigentlich Gast des Negus, da alle Lebensmittel direct aus der Verwaltung der kaiserlichen Hofhaltung kamen — wurden wir also, da wir bei ihm wohnen mußten. Unter „Balderaba“ versteht man in Abessinien die Persönlichkeit, welche den Verkehr zwischen zwei sich ferner Stehenden vermittelt. Ohne dies geht es in Aethiopien nicht. Namentlich zwischen Höher- und Niederstehenden findet, wenn sie sich nicht genau kennen, nie ein directer Verkehr statt. Mir ist es z. B. häufig vorgekommen, daß ein Bote von irgend Jemandem an mich abgeschickt wurde. Und wenn derselbe auch nur einen Tag in meinem Lager blieb, verlangte er sofort einen „Balderaba“, das heißt einen meiner Diener, welcher einen allfalsigen Verkehr zwischen ihm und mir zu vermitteln hätte und an den er sich wegen seiner Verpflegung, kurz wegen jeder Angelegenheit wenden konnte.

In meinem Verkehr mit dem Negus war ich also zunächst auf meinen „Balderaba“, den Budjurun Lauti, angewiesen. Ein kleiner, sehr wichtig thuender Mann, hat uns der Budjurun Lauti durchaus anständig und gut behandelt. Wir ritten, als wir die kaiserliche Wohnung verlassen hatten, in Begleitung des Oberschatzmeisters nach dessen Behausung, welche, umzäunt, aus verschiedenen Tokuls oder großen Hütten, mit rundem Strohdach versehen, bestand. An der einen freien Stelle fand ich ein großes Zelt aufgeschlagen, so enorm, daß es geradezu unwohnlich war. Es war das Prachtzelt, welches die italienische geographische Gesellschaft dem König Menelek von Schoa geschenkt hatte und das dieser dann seinem Herrn, dem Negus Negest, „zu Füßen legte“. Es war von so ausgedehnten Dimensionen, daß ich den Budjurun Lauti bat, mir zu gestatten, mein eigenes Zelt, das außerdem den Vortheil hatte, doppelt gedacht und doppelt gefüttert zu sein, aufzuschlagen. Leider ging das nicht an; das wäre, meinte er, eine Beleidigung des Kaisers, der eigens befohlen habe, für mich sein großes Paradezelt aufzuschlagen. Man hätte einen Ball darin geben können, so geräumig war es. Als Geräth enthielt es aber weiter nichts als zwei Angareb, jene hohen und breiten Bänke der Abessinier, welche mit Streifen ungegerbter Rindshaut überzogen sind. Dieselben waren indeß mit hübschen Teppichen bedeckt.

Mittlerweile war es Abend geworden. Mein Reisegefährte, für den man ebenfalls ein Zelt aufgeschlagen hatte, unsere Diener, die Thiere, alle waren versorgt. Denn gleich nach unserem Eintreffen beim Budjurun Lauti hatte der Negus die Gastgeschenke geschickt: drei Ochsen, fünf Schafe, dreihundert Brote, Mehl, Gerste, Butter, Honig, Wachsdrähte* zum Brennen und Tetsch. Der Tetsch, jenes beliebte, aus Honig und Gescho (rhamnus staddo) bereitete Getränk, war uns besonders willkommen. Der Negus hatte außerdem die Güte, mir Abends durch einen Vertrauten eine Flasche in Gondar doppelt destillirten Kornbranntweins (aus Dagussa, Eleusine, zubereitet) zu senden.

Am folgenden Tage sollte die eigentliche feierliche Audienz, die Ueberreichung des kaiserlichen Schreibens sowie die Uebergabe meiner Geschenke, vor sich gehen.

Schon sehr früh wurden wir durch den einförmigen, näselnden Gesang der Geistlichkeit geweckt, welche in einer nahen Kirche ihren Gottesdienst, der täglich um Mitternacht beginnt und bei Sonnenaufgang endet, abhielt. Auch hatte sich außerhalb der Umzäunung der Wohnung eine ganze Bande von Bettlern angesammelt, alt und jung, männlich und weiblich, einzelne Individuen, Familien und Compagnien. Einige von ihnen heulten, einige riefen, wiederum andere sangen Preislieder, während noch andere geistliche Hymnen intonirten, um das Mitleid

* Man macht keine Kerzen oder Lichte in Abessinien, sondern bedient sich dünner Wachsfäden.

des deutschen Gesandten wachzurufen. Und es wurde auch nicht vergeblich um Almosen gebeten. Alle bekamen ihren Theil, was gerade in Südabessinien um so leichter zu bewerkstelligen ist, als dort der Maria-Theresienthaler nicht wie in Nordabessinien die einzige Geldmünze ist, sondern auch Salz als Scheidemünze cir-

Johannes, Negus Negest von Abessinien. (Nach einer Zeichnung von P. Vigoni.)

culirt, das heißt jene aus Steinsalz ausgehauenen Stücke, die, „Amole“ genannt, circa $^{1}/_{2}$ Pfd. schwer, in der Gegend des Sees Alelbad, an der Ostküste von Abessinien fabricirt werden. In Debra Tabor gelten zehn bis zwölf Stück einen Thaler, während in Adua und Sokota für einen Thaler vierzig Stück zu haben waren. Gewöhnlich aber mußte des Morgens einer meiner Diener ihnen eine Handvoll Thaler überbringen, und die Gesellschaft hatte dann selbst für die weitere Auseinandersetzung zu sorgen. Daß dabei köstliche Scenen vorkamen, viel Geschrei und Lärm entstand, versteht sich, aber unter sich vertheilten sie schließlich doch die Gabe mit mehr Verständniß, als wie wir es hätten bewerkstelligen können.

Es war acht Uhr Morgens, als ich von meinem Balderaba, dem Budjurun Lauti, abgeholt wurde. Mit demselben Ceremoniell wie Tags vorher wurde ich in die Residenz geleitet und vom Negus empfangen. Nur war dieses Mal der Etschege zugegen, der oberste Geistliche Abessiniens, wenn, wie es im Anfang dieses Jahres der Fall war, kein Abuna vorhanden ist. Von allen Abessiniern hat der Etschege allein das Recht, sich in Gegenwart des Negus Negest zu setzen, ohne specielle Er-

laubniß dazu bekommen zu haben. Der Etschege, welcher eigentlich der Oberste aller Klöster, Mönche und Nonnen ist und seine Residenz in Gondar hat, befindet sich jetzt beständig beim Negus und gilt als sein vertrautester Rathgeber. Wie alle Geistlichen dieses Landes trägt er einen weißen Turban, der, wohl um seine hohe geistliche Würde auch sichtbar anzudeuten, von einem enormen Umfang und von pyramidaler Höhe war, und ist mit einem schwarzen Tuchburnus aus feinem Stoff bekleidet. In der Hand hielt er ein großes, massivgoldenes Kreuz.

Der feierliche Moment war gekommen. Freudiges Entzücken malte sich auf dem Antlitz des Negus, als ich ihm den in einer rothsammetnen Mappe, welche geschmackvoll von außen decorirt war, ruhenden Brief des deutschen Kaisers überreichte. Der Herrscher Aethiopiens löste die schwarz-weiß-rothseidene Schnur, welche die Umhüllung zusammenhielt, und jetzt erst, auf weißem Atlas liegend, zeigte sich seinen erstaunten Augen der auch äußerlich prachtvoll ausgestattete kaiserliche Brief. Der Umschlag, von blauem Papier, wie alle die, welche von unserem erhabenen Monarchen ausgehen, enthielt in goldenen und bunt gemalten Lettern die Adresse an den Negus: „An Johannes, König der Könige von Aethiopien, Majestät."

„Das ist ein kaiserliches Schreiben!" rief der Negus Negest aus, den Brief hervorziehend und das rothe Siegel betrachtend, welches aber durch die fürchterliche Hitze in Massana ganz den Wappeneindruck verloren hatte; dann stellte er sofort die Frage: „Aber hat Deutschland denn kein Wappen wie England und Frankreich?"

„Ja," erwiderte ich, „aber die Hitze hat das Siegellack geschmolzen; indeß werden Eure Majestät in dem Briefe selbst das große deutsche Staatssiegel meines allergnädigsten Herrn, des deutschen Kaisers, finden."

Der Negus drehte den Brief noch einmal hin und her. Jede Einzelheit schien ihn aufs höchste zu interessiren; er übergab dem Etschege das Schreiben, damit auch dieser die kostbare Umhüllung genau bewundern könne. Endlich wagte ich die Frage an ihn zu richten: „Wollen Ew. Majestät nicht den Brief öffnen, damit ich ihn lese und Herr Ngdáschit* ihn übersetzen kann?"

Der Negus sah mich an; er drehte noch einmal den Brief um, ja er schien eine gewisse Angst zu empfinden. Fürchtete er vielleicht irgend einen Zauber? — Dann, schnell zu Ngdáschit sich wendend, sagte er: „Bitte Herrn Rohlfs, den Brief zu nehmen, selbst das Siegel zu brechen und ihn Satz für Satz vorzulesen." So verdolmetschte mir Schimper. Ich nahm also das kaiserliche Schreiben wieder aus seinen Händen entgegen, zerbrach mit einer gewissen Feierlichkeit das Siegel und entfaltete den auf großen Quartseiten geschriebenen Brief.

Eben wollte ich mit dem Lesen desselben beginnen, als der Negus Negest rief: „Verzeih, laß mich vorher den Brief sehen!" Ich beeilte mich nun, das Schreiben dem Negus wieder zu überreichen. Jede Seite wurde jetzt genau gemustert, vor Allem aber, besonders am Schlusse, das große Siegel betrachtet. „Frankreich hat auch einen Adler im Wappen," hub der Kaiser wieder an. — „Ja," sagte ich, „es hatte vorübergehend dies Wappenzeichen unter der Herrschaft der Napoleoniden."

„Warum sind gewisse Worte im Briefe besonders schön geschrieben?" fragte dann der Negus, und dabei zeigte er auf die Worte „Wilhelm" und auf seinen eigenen Namen „Johannes". Ich erklärte ihm, daß der Künstler die Namen des deutschen Kaisers und des Königs der Könige von Aethiopien stets durch besondere kalligraphische Schönheiten hervorgehoben hätte.

„Das ist eine große Aufmerksamkeit, welche früher auch in Habesch (Abessinien) Sitte war," bemerkte er. — „Ihr Kaiser ist ein wirklicher Kaiser," hub der Negus wieder an, „er ist Negus Negest (König der Könige) Deutschlands, wie ich es jetzt von Abessinien bin, denn man hat mir gesagt, daß viele Könige unter dem Kaiser von Deutschland regieren." — „Das ist vollkommen richtig, Majestät." — „Frank-

* Schimper, der in der Taufe den Namen „Wilhelm" nach seinem berühmten Vater bekam, erhielt von seiner abessinischen Mutter den Namen Ngdáschit, welcher so viel wie „Pilger", pelegrino (ein häufiger Vorname in Italien), bedeutet.

reich hat keine Regierung, und die Königin von England hat keine Könige unter sich," fuhr er fort. — „Frankreich hat allerdings eine Regierung," erwiderte ich, „und Englands Königin hat mehrere Könige, sogar mohamedanische unter sich." — „Warum zwingt denn die Königin ihre mohamedanischen Könige und deren Unterthanen nicht, den christlichen Glauben anzunehmen? Aus den verschiedenen Religionen in einem Lande entspringen dem Herrscher stets Schwierigkeiten. Ich habe meine mohamedanischen Unterthanen alle taufen lassen!"

Ich verbeugte mich bloß, denn was sollte ich darauf erwidern, da selbst bei den gebildetsten Abessiniern der Gedankengang ein so himmelweit von dem unserigen verschiedener ist, daß es äußerst gefährlich gewesen wäre, demselben zu folgen, geschweige denn zu widersprechen. Hatte doch erst vor Kurzem der Negus Negest mit dem bald darauf aus Abessinien ausgewiesenen Bischof Massaya und anderen Geistlichen aus Schoa einen großen Disput gehabt, der damit endete, daß man den eingeborenen Geistlichen, welche katholisch geworden und die Einheit in der Natur Christi nicht mehr anerkennen wollten, die Zunge abschnitt. Was gingen mich auch am Ende jene unfruchtbaren religiösen Streitigkeiten an! Ist selbst in Europa je etwas dabei herausgekommen?

Als der Negus Negest sah, daß ich nicht gewillt sei, mich mit ihm auf dem Gebiete der religiösen Erörterungen zu tummeln — Tags darauf hielt er mir trotzdem einen stundenlangen Vortrag über „die Einheit der Natur des Sohnes Gottes" —, gab er mir den Brief wieder und befahl, denselben laut und langsam zu verlesen, Herr Schimper sollte Satz für Satz übersetzen.

Siegel des Negus Negest.

Als ich zu Ende war, reichte ich den kaiserlichen Brief zurück. Der Negus Negest dankte: „Die deutsche Sprache klingt sehr schön; verstehen die Deutschen auch die französische, englische und italienische Sprache?" — „Nein, Majestät; die Engländer als unsere Vettern können wir allerdings leichter verstehen, aber das Französische und Italienische muß wie das Amharische und Tigrinische gelernt werden."

Ich fragte hierauf den Negus, ob er gestatte, daß ich ihm einige Gaben überreiche. Derselbe gab die Erlaubniß dazu, und ich bat nun Herrn Schimper, die draußen mit den Geschenken schon harrenden Diener hereinzurufen.

Zuerst wurde das prachtvolle Solinger Schwert hereingetragen, welches, früher für den Sultan von Uadaï bestimmt, eine Zeit lang in Händen der räuberischen Suya von Kufra gewesen, später aber zurückgegeben worden war. „Hat Ihnen," fragte der Negus Negest, „der Kaiser von Deutschland diese Geschenke für mich mitgegeben?" — „Nein, Majestät, diese Gegenstände sind alle von mir und sollten ein geringes Zeichen meiner Hochachtung sein für den Herrscher der Könige von Aethiopien."

Zum Verständniß füge ich hinzu, daß diese Geschenke, deren bedeutendste diejenigen waren, welche der Sultan von Uadaï haben sollte, nicht nur sehr beim Ueberfall in Kufra gelitten, sondern auch absichtlich von den Räubern beschädigt worden waren. Abgesehen davon, daß ich von der Regierung nicht dazu ermächtigt war, die Geschenke als vom Kaiser von Deutschland gegeben zu überreichen, wären sie auch nicht mehr des erhabenen Monarchen würdig gewesen, namentlich schon deshalb nicht, weil die Regierungen oder

Fürsten der anderen Länder weit reichere Geschenke den abessinischen Herrschern überreicht haben, als die waren, welche ich bei mir hatte. Man erinnere sich nur der Waffen, die Lord Napier diesem nämlichen Negus, als er noch „Kassai“ war, zurückließ. Aber, als von mir gegeben, waren sie immerhin noch „wundervoll“. Ich glaube nicht, daß jemals in nicht officieller Weise dem Negus Negest so bedeutende Geschenke überreicht worden sind.

Das erkannte er aber auch an. Das Schwert wurde sehr bewundert, und als der Etschege auf den äußerlich halb zerschlagenen Kasten, dessen Inneres, mit Sammet überzogen, allerdings noch vollkommen erhalten geblieben war, hinwies, konnte ich den erbärmlichen Zustand dieser äußeren Umhüllung des Schwertes leicht mit der Wegelosigkeit im abessinischen Lande erklären. Der Negus fand es ganz glaublich, daß das die Kiste tragende Maulthier so und so oft mit seiner Last gestürzt sei, und bedauerte nur, daß man mich über Sokota dirigirt hatte, offenbar der schlechtesten Straße von Norden her nach Debra Tabor zu.

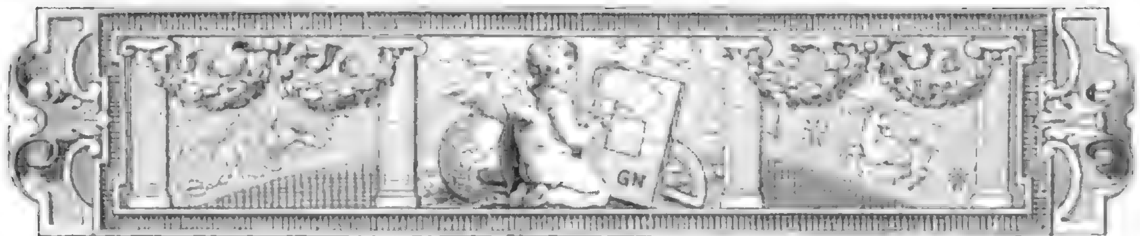
Es wurde sodann der Schirm (von Gerson in Berlin gefertigt) gebracht, der fast noch größere Wirkung erzielte. Von grünem echten Sammet, reich mit Goldarabesken bedeckt und mit 1 dcm langen Fransen aus echten Goldfäden umhangen, war derselbe inwendig mit gelbem Atlas gefüttert. Aufgespannt etwa 2 m Durchmesser haltend, war die Stange und der vergoldete Knauf am oberen Ende dem Ganzen entsprechend. Der Schirm ist in ganz Afrika das Symbol der Macht des Fürsten, etwa wie bei uns das Scepter. In Abessinien ist es heute noch das Privilegium des Negus, allein einen Schirm aus rother Farbe und ein Zelt aus rothem Stoff zu besitzen. Und wenn mein grüner Schirm einen so überraschenden Erfolg erzielte, so ist das nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Goldstickerei wie überhaupt die ganze Composition in jeder Beziehung reich und meisterhaft war. Wie bei uns, in unseren militärisch organisirten Ländern, nur die größten Thaten Jemandem die Auszeichnung seitens des Regierenden verschaffen, das Scepter (Marschallsstab) zu tragen, so ist bei den Abessiniern die Erlaubniß, sich eines seidenen Schirmes bedienen zu dürfen, immer eine besondere Gunst seitens des Negus. In letzterer Zeit hat allerdings der Kaiser Johann vielen vornehmen Herren und Damen die Erlaubniß ertheilt, sich eines europäischen Schirmes bedienen zu dürfen, und er wird jetzt wohl bald Jedem gestatten, in dieser Beziehung zu thun und zu lassen, was ihm beliebt; aber zur Stunde ist diese Erlaubniß, als für Jedermann geltend, noch nicht erfolgt. Nur des abessinischen Strohsonnenschirmes darf sich gegenwärtig Jeder bedienen.

Der Burnus aus violettem Sammet, reich mit echtem Gold bestickt, vierzig Meter feinsten deutschen rothen Tuches und einige andere Kleinigkeiten fanden ebenfalls Beifall, und die dem Negus nahestehenden Beamten wurden nun auch noch mit ihrem Range entsprechenden Geschenken bedacht, hauptsächlich mit Brocatstoffen.

Der Negus legte namentlich Gewicht darauf, zu wissen, ob alle Gegenstände, besonders das prachtvolle Schwert, welches er nicht müde wurde zu bewundern, in Deutschland gemacht seien. Ich ließ ihm durch Schimper den Namen des Ortes Solingen und den des Fabrikanten — auf dem Schwert gravirt — zeigen und übersetzen.

Nach einer nunmehr zwanglosen Unterhaltung wurde ich sodann „in Gnaden“ entlassen und konnte mit dem Eindruck aus der Wohnung des Negus mich entfernen, daß derselbe von Deutschlands Macht und Können die günstigste Meinung erhalten habe und vor demselben die größte Achtung hege.

Nur drei Tage blieb ich noch in Sámara, während welcher Zeit ich täglich zur Audienz befohlen wurde. Der Negus, der seine Reise speciell meinetwegen verschoben hatte, zog dann nach dem Süden, am selben Tage, als ich seine Residenz verließ und westwärts nach dem schönsten und größten See Abessiniens, dem Tana, reiste.



Das Erdbeben.

Von

Adolf Erik Freiherrn v. Nordenskiöld.

Kein Capitel in dem großen, inhaltsreichen Buche der Naturforschung hat einen so überwältigenden Eindruck auf Jedermann, sowohl auf den Gelehrten als auf den Laien, hervorgebracht wie das, welches Aufschlüsse über die Veränderungen giebt, die zufolge wirklicher oder vermeintlicher vulcanischer Kräfte im Inneren der Erde auf der Erdoberfläche, die wir bewohnen, eintreffen. Das ist auch durchaus nicht zu verwundern; kein gewöhnlicher Unglücksfall, kein Sturm, kein über viele Lande sich ausbreitendes Unwetter, keines der von Menschen erfundenen Zerstörungswerkzeuge vermag innerhalb weniger Secunden eine solche Menge Menschen zu tödten, eine solche Fülle von Producten des jahrhundertelangen Fleißes, der vom Genie in felsenfesten Steinwarten errichteten Schöpfungen zu vernichten wie ein gewaltiger Vulcanausbruch oder ein weit ausgedehntes Erdbeben.

Außerdem vereinigt sich hier das Urplötzliche mit dem Unerwarteten. Daß Luft und Wasser vom Sturme erregt werden können und daß das Feuer verheeren kann, das hat die tägliche Gewohnheit uns gelehrt, ganz natürlich zu finden, aber daß das vierte Element, die Erde, daß der Grundwall für Alles, was auf der Erdoberfläche festgewurzelt ist, das Sinnbild des Unvergänglichen und sogar der Felsen selbst erschüttert werden, in Spalten reißen und in sich selbst zusammenstürzen könne, das haben wir freilich auch Alle gelesen und davon haben wir wohl sprechen gehört, aber die rechte Bedeutung eines solchen Aufruhrs faßt man kaum, bevor man selbst ein solches Ereigniß erlebt hat; und in der That ist der Eindruck, den man von demselben erlangt, tief ergreifend. In einem einzigen Augenblicke wird hier, wie Alexander v. Humboldt sagt, die Illusion eines ganzen verflossenen Lebens vernichtet; wir fühlen uns plötzlich in ein Gebiet zerstörender unbekannter Naturkräfte versetzt, die von allen Seiten drohen und gegen die kein Vergessen schützt. Man vermag sich auf den Boden, auf dem man steht, nicht zu verlassen, und man weiß nicht, wo die Rettung zu suchen ist.

Doch die Vulcanausbrüche und Erdbeben haben noch aus ganz anderen Gründen eine große Bedeutung für den Gelehrten. In ihnen besitzen wir eines

---

Die nachfolgende Arbeit des weltberühmten Forschers und Reisenden wird als Pendant zu dem Aufsatze über Erdbeben, den wir im Februar dieses Jahres von Prof. Hochstetter gebracht, gewiß für unsere Leser von hohem Interesse sein, zunächst schon darum, weil sie uns zum ersten Male Kunde bringt von Erdbeben im Binneneise Grönlands und dankenswerthe Aufschlüsse giebt über die Natur der Erdstöße im Allgemeinen wie über die Erdbeben von Ischia und die von Schweden und Norwegen.

Die Redaction.

von den wenigen Mitteln, welche uns zur Verfügung stehen, um einen Begriff von der Beschaffenheit des Erdinneren zu erlangen. Wie der aus der Luft herabfallende Meteorit dem Forscher Kunde von organischem Leben im Weltenraume außerhalb unserer Erdkugel liefert und ihm die Möglichkeit bietet, in seinem Laboratorium Proben dieses Lebens aus dem Weltall zu untersuchen, so bringt uns der Vulcanausbruch geschmolzene und eben auch ungeschmolzene Steinproben von weit größerer Tiefe als die, welche wir in den tiefsten Schachten der Grubenwerke zu erreichen vermögen, ans Tageslicht; und der Seismograph, das Instrument, mittelst welchem die Zeit der Erdstöße, deren Stärke und Richtung gemessen wird, ist der schwer zu deutende Spectralapparat, mit welchem der Geologe die Kräfte im Inneren der Erde zu analysiren versucht.

Von diesem Standpunkte gesehen, haben die Erdbeben ein großes Interesse für den Forscher, besonders, wenn er Jahr auf Jahr mit der Erforschung der scheinbar unbedeutendsten hierher gehörenden, immer wieder neu auftretenden Erscheinungen sich beschäftigt.

Beobachtungen über Erdbeben und Vulcanausbrüche rechnet man übrigens zu den wenigen Daten der Geschichte der Erdkruste, die bereits aus der Vorzeit sich aufgezeichnet finden, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Berichte der Alten sich hauptsächlich auf die Erwähnung der Zerstörungen, welche durch dieselben hervorgerufen wurden, beschränken und gerade dadurch in den meisten Fällen mangelhaft genug sind. Von Schriftstellern jener Zeit wird z. B. die Zerstörung von Herculanum und Pompeji nur mit einigen wenigen Zeilen erwähnt, während die moderne Literatur über diese vergrabenen Städte eine nicht unbedeutende Literatur besitzt. Die Gelehrten der Vorzeit befaßten sich übrigens mit wirklicher Naturforschung nur ausnahmsweise, und die Hypothesen, welche ihre Einbildung zur Begründung der Ursachen der vulcanischen Phänomene schuf, haben deshalb in den meisten Fällen kaum größeren wissenschaftlichen Werth als die der chinesischen Gelehrten, welche Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung bei Erwähnung der Sage, daß die in der gefrorenen Erde des nördlichen Asiens gefundenen Mammutcadaver von großen unter der Erde lebenden Ratten herrühren sollten, hinzufügten, daß man jetzt eine sehr einfache Erklärung über den Ursprung der Erdbeben erlangt habe, oder als die von Mallet angeführte Sage der Mongolen und Hindu, die Erdbeben beruhten darauf, daß die ungeheuren Frösche, auf deren Rücken — wie sie glauben — die Erdkugel ruht, sich den Kopf kratzten!

Zahlreicher und oft ganz werthvoll sind dagegen die Beiträge zur Lösung der Frage, welche während des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geliefert worden sind. Man begegnet hier wirklich auf ernster Forschung beruhenden Versuchen zur Erklärung, welche, so wenig sie auch der Wirklichkeit entsprechen mögen, oft interessant genug sein können. Travagini hebt z. B. in einer im Jahre 1679 herausgegebenen, sehr verdienstvollen Arbeit über das Erdbeben, das Ragusa am 6. April 1667 zerstörte, hervor, daß die Ursache zu solchen Erschütterungen in der Erdkruste, in den stoßweisen Veränderungen der täglichen Bewegung der Erdkugel liege, mit der für seine Zeit bezeichnenden Hinzufügung: „Salva quam ecclesiaticis statutis debeo reverentia.“ Die französischen und spanischen Gelehrten, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die berühmten Gradmessungsarbeiten in Südamerika ausführten und dort sehr reiche Gelegenheit zu Studien der hierhin gehörenden Erscheinungen fanden, glaubten, daß die Erdbeben auf Verbrennung und Explosion von Gasen und Nitrum und schwefelartigen Stoffen beruhen, welche an gewissen Stellen in hohlen Räumen im Inneren der Erde sich angehäuft hatten. John Mitchell erklärte im Jahre 1760, die Ursache der Erdbeben sei die, daß Wasser unter der Erdoberfläche in Berührung mit bedeutenden glühenden Massen komme, und er sah richtig ein, daß die Erschütterung sich von der Explosionsstelle bis zu Gegenden verpflanzen könne, die fern von aller vulcanischen Wirksamkeit liegen. Dalomieu nahm an, daß das gewaltige calabresische Erdbeben im Jahre 1783 dadurch vorzugsweise entstanden,

daß das Wasser in den Gluthherd des Vesuvs eingedrungen sei.

Am Schlusse des vorigen und im Beginne dieses Jahrhunderts wurde die Lehre, daß die ganze Erdkugel, bis auf eine geringe dünne Kruste, aus einer glühenden schmelzenden Masse bestehe, ein für die Naturforscher allgemein geltender Glaubenssatz, welcher ganz sicher zufolge ihrer Uebereinstimmung mit den religiösen kosmologischen Vorstellungen des Jahrhunderts in seiner crassesten Form schneller als irgend eine andere wissenschaftliche Lehre sich sowohl zu den Gelehrten wie zu den Laien verbreitete und fast allen populären wissenschaftlichen Schriften während einer sehr langen Zeit einen bestimmten Stempel und eine eigene Farbe ausdrückte. Die Gelehrten selbst glaubten jetzt eine einfache Erklärung der vulcanischen Ausbrüche und der Erdbeben erlangt zu haben, nämlich in der Annahme, daß diese auf einer Rückwirkung der im Inneren der Erde glühend schmelzenden Masse gegen die dünne Erdkruste, auf gewaltsamen Verschiebungen in dieser geschmolzenen Masse, auf Gasen, die sich aus denselben entwickelten oder von ihr plötzlich absorbirt wurden, auf wirklichen Explosionen im Inneren der Erde u. s. w. beruhen.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis verschiedene Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Lehre aufgeworfen wurden, Zweifel, die später der Gegenstand des lebhaftesten Meinungsaustausches unter den Geologen wurden, dieselben in zwei ungleiche Lager theilten und heute noch theilen. Freilich hat man zur Ergründung der Wahrheit zahlreiche scharfsinnige Untersuchungen ausgeführt und mit unglaublichem Fleiße Detailforschungen angestellt, aber diese haben bislang noch keine der beiden Richtungen als Siegerin, keine der in Rede stehenden Hypothesen als unumstößlich angenommene Antwort auf die Frage über die innere Beschaffenheit der Erde ergeben. Doch wissen wir nunmehr, daß wenigstens eine große Uebertreibung in den ursprünglichen Lehrsätzen der Vulcanisten liegt; auch in der Annahme, daß die Erdkugel einst vollkommen geschmolzen war, daß die feste Erdkruste seit lange eine Dicke angenommen haben müßte, die jede Wahrscheinlichkeit ausschließt, daß die Erdbeben unmittelbar auf der Entwickelung von Gasen und Explosionen in dem möglicherweise noch glühend schmelzenden Kern beruhen, wie auch, daß die Vulcane Communicationscanäle zwischen dem Luftkreise und einem localen Gluthherde bilden, der wahrscheinlich nicht so sehr tief unter der Erdoberfläche gelegen und nunmehr ohne Zusammenhang mit einer glühend schmelzenden Centralmasse sei, über deren Sein oder Nichtsein die Ansichten übrigens noch sehr getheilt sind.

In Betreff der Art und der Natur der Erdbeben selbst weiß man zufolge der umsichtigsten Forschungen, die von Robert Mallet über die Erdbeben im Allgemeinen und besonders über das im südlichen Italien am 16. December 1857 vorgenommen wurden, sowie durch die nach Mallet's Beispiel von Karl v. Seebach ausgeführten Untersuchungen der Erdbeben im mittleren Deutschland vom 6. März 1872, daß die Erschütterung mit einer Schnelligkeit von $1^2/_3$ bis 6 geogr. Meilen in der Minute von einer bestimmten Stelle auf der Erdoberfläche, welche man das Epicentrum des Erdbebens nennt, mit einer wirklichen Wellenbewegung in der festen Masse der Erde sich nach allen Seiten hin ausbreitet, und daß die Stelle, wo das Erdbeben zuerst entstanden ist, der Stoßherd des Erdbebens unter der Erdoberfläche, auf einer Tiefe, die zwischen zehn und achtunddreißig Kilometern wechselt, gelegen ist Die Vernichtung selbst, welche das Erdbeben herbeiführt, läßt sich mit der Wirkung eines gewaltigen Hammerschlages auf ein festes Regal, auf welchem eine Menge zerbrechliche Gegenstände sich befinden, vergleichen. Während das Regal nicht auf die Dauer von seinem Platze versetzt wird, fallen die Gegenstände um, und zwar in einer Richtung, die dem Hammerschlage entgegengesetzt ist. Oft sieht man auch die Wirkung der Stöße im Inneren der Erde, welche den Wirkungen entsprechen, die ein Tropfen Nitroglycerin hervorruft, wenn man denselben auf eine Stelle legt und mit dem Schlage eines Stahlhammers zur Explosion bringt; der herabfallende Hammer bleibt fast unberührt von der Explosion, aber die Metallstücke werden oftmals von dem obersten Ende des Hammers losgerissen und gewaltsam umhergeschleudert.

Durch die Erschütterung in der Erdoberfläche, welche die Erdbeben bedingt, stürzen Wohnhäuser und andere Gebäude zusammen, und hier und dort entstehen Risse in der Erdoberfläche, von welchen Wasser und Schlamm oftmals als rauchähnliche Staubwolken hervorströmen; aber diese Risse und Klüfte sind niemals sonderlich tief, und die Feuerflammen, die, wie man sagt, aus denselben hervorbrechen, sind nur Eingebungen einer durch die Schreckscenen erregten Einbildung. Weniger oft bilden sich runde, trichterförmige Löcher in der Erdoberfläche, aber diese sind stets sehr seicht, haben ungeachtet ihrer Trichterform ebenso wenig wie die kraterförmigen Sandgruben in unseren Sandhügeln etwas mit wirklichen Vulcanen zu thun, sondern entstehen durch andere Ursachen, z. B. durch die Einwirkung von Rinnen, für welche ein plötzlicher unterirdischer Ablauf sich öffnet, durch das Herabstürzen loser Erdlager in einen unter der Erde belegenen Hohlraum, durch kleine Schlammeruptionen von nahe der Erdoberfläche gelegenen wasserdurchtränkten Erdlagern u. s. w.

Dauerhafte Veränderungen in dem Niveau der Erdkruste scheinen die Erdbeben nicht hervorzurufen, und die plötzliche Hebung und Senkung der Meeresküste, welche bei vielen Erdbeben erwähnt werden und oft entsetzliche Verheerungen hervorgerufen haben, beruhen nur auf einer gewaltigen Seeerschütterungswelle, die vom Ocean sich gegen das Land wälzt, die während eines Augenblicks den Meeresboden, fern von der alten Strandlinie, trocken legt und im nächsten Augenblick mit einer gewaltigen Woge sich über das Küstenland dahinwälzt, große Fahrzeuge hoch auf das Trockene wirft und Alles auf ihrem Wege zerstört; hier ist es hauptsächlich das Meer und in weit geringerem Grade die Erde, welche „bebt“.

Während man auf diese Weise, nachdem man von den Berichten über die Erdbeben so ziemlich alle Uebertreibung entfernt hat, nunmehr im Großen und Ganzen mit den verschiedenen Aeußerungen dieser Naturerscheinungen ins Klare gekommen, und während es gelungen ist, Mittel zu entdecken, durch die man mit ziemlicher Sicherheit die Lage der Stelle bestimmen kann, von welcher die Stöße ausgehen, sind die Geologen noch keineswegs über die wirkliche Ursache der Erschütterungen einig. Viele Erdbeben stehen freilich in unverkennbarem Zusammenhange mit vulcanischen Ausbrüchen, und für diese kann der Geologe kaum daran zweifeln, eine vulcanische Ursache anzunehmen gleich der, welche vor einigen Decennien als Bedingung für alle hierhin gehörigen Phänomene angenommen wurde. Aber im anderen Falle, und vielleicht sogar in den meisten Fällen, scheinen die Erdbeben nicht das Allergeringste mit wirklichen oder vermeintlichen vulcanischen Kräften im Inneren der Erde zu thun zu haben. Sie scheinen vielmehr auf dem Herabstürzen fester Massen in hohle Räume unter der Erdoberfläche zu beruhen, die entweder durch die unterminirenden Einwirkungen des Wassers oder durch das Emporschießen der äußeren Lage bei Bildung von Berghöhen entstehen. Die Astronomen haben auch wirklich durch die Untersuchungen der localen Abweichungen, welche in der Lage des Horizonts vorkommen, bewiesen, daß unendliche Hohlräume vielfach unter der Erdoberfläche vorkommen müssen, insbesondere in der Nähe hoher Berge. Oftmals dürften auch die eigentlichen Ursachen der Erdbeben nur Versetzungen und Rissebildungen in der äußeren Lage der Erde sein.

Während einer Wanderung auf dem Binneneise Grönlands fühlte und hörte ich mehrfach am Tage Erdstöße oder, wie sie hier genannt werden müßten, Eisstöße, gewaltig genug, um in einem bewohnten Lande in ein Erdbebenverzeichniß aufgenommen zu werden, und diese Erschütterungen waren sicherlich durch Bildung irgend einer neuen Kluft in den bereits schon von unzähligen alten Rissen durchkreuzten, Tausende von Fuß hohen Eislagern, die hier das Land bedecken, veranlaßt worden.

Ich habe geglaubt, daß die Andeutungen, die ich mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Lehren der Wissenschaft über die Erdbeben hier gegeben habe, von allgemeinem Interesse sein könnten in Bezug namentlich auf die vielen Berichte über die Erdbeben um Agram und auf den Inseln Ischia und Chios, welche während der letzten Monate in Zeitungen und Zeitschriften Aufnahme gefunden haben.

Das Erdbeben in Agram begann am 9. November des vorigen Jahres, halb acht Uhr Morgens. Die Wirkungen dieses Erdbebens lassen sich im folgenden, über den ersten und zweiten Stoß abgesandten Amtstelegramm zusammenfassen: „Zwei Personen todt, dreiundzwanzig verwundet, zwei Drittel der Häuser der Stadt sind bedeutend zerstört worden, nichts ist vollkommen unbeschädigt, sechs Kirchen geschlossen, vierhundert Familien sind ohne Dach über ihrem Haupte.“ Andere schwächere Stöße, von welchen jedoch ein Theil nicht geringen Schaden, alle aber großes und berechtigtes Entsetzen verursachten, trafen in den nächstfolgenden Tagen ein. Uebrigens zeigte dieses Erdbeben keine wesentliche Abweichung von den früher bekannten ähnlichen Erscheinungen, aber man kann in jedem Falle voraussetzen, daß dasselbe, von Oesterreichs tüchtigen Geologen gehörig studirt, neue Daten zur Beleuchtung einer Menge noch unbeantworteter Fragen in Betreff der wirklichen Natur und des Ursprungs der Erdbeben liefern werde. Ganz sicher wird es sich hierdurch zeigen, daß die Nachrichten, welche dieses Erdbeben wieder auf die unterirdischen Eruptionen u. s. w. zurückzuführen beabsichtigten, nur Phantasiebilder sind, vollkommen werthlos für den exacten Gelehrten. Es ist von Interesse für die Auffassung der älteren ähnlichen Schilderungen, mit Hülfe der Aussage besonnener Beobachter eine kritische Forschung der in den Zeitungen bekannt gewordenen Nachrichten vorzunehmen. Während man in dem einen Blatte liest: „Vierhundert Meter von der gänzlich zerrissenen Kirche geht in südlicher Richtung eine große Kluft mit zahlreichen Querklüften, unter welchen man hundert größere und kleinere Schlammvulcane sieht, von denen ein nach Schwefel riechendes Oel hervorgeworfen wird“ — sagt ein anderer Augenzeuge, daß das eine Rad seines Wagens, ohne daß er es sofort bemerkte, über eine der zum Vulcane erhobenen Schlammpfützen gefahren sei, welche vermuthlich — ein wirklicher Typus für Schlammvulcane — im großen Ganzen nur aus mit Wasser untermischtem Sand bestand, der längs eines durch das Erdbeben gebildeten Risses von einem in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche befindlichen tertiären Sandlager hervorgepreßt wurde. An mehreren Orten scheint das Erdbeben nur die allerobersten Erdlager erschüttert zu haben. In einer Kohlengrube fühlten zum Beispiel die Arbeiter in dem über dreißig Meter tief gelegten Flötz, daß die Grube wankte, und sie hörten hier ein Krachen in den Grubenhölzern, als ob das Grubendach zusammenstürzen wollte, während hingegen Arbeiter in der Tiefe von sechzig bis hundertundzwanzig Metern nicht die geringsten Erschütterungen merkten.

Das Erdbeben auf Ischia traf am 4. März dieses Jahres ein und hat leider die kleine Stadt Casamicciola vollständig vernichtet. Ischia ist für Diejenigen, die Süditalien besucht haben, eine wohlbekannte Insel, in Neapels Golfe belegen, ungefähr dreißig Kilometer vom Vesuv entfernt. Die Insel ist vollkommen vulcanischen Ursprungs. Vor der christlichen Zeitrechnung, während der Vesuv, so weit die Sage zurückreicht, in vollkommener Ruhe sich befand, hatte der neapolitanische Vulcanherd auf dieser Insel seinen Hauptauslauf. Zu wiederholten Malen im Alterthum sind die dort angelegten Colonien von Lavaströmen und Aschenregen zerstört und von der Bevölkerung deshalb verlassen worden, aber nach einem gewaltigen Ausbruche, fast vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, durch welchen eine Colonie von Syrakus zerstört wurde, sind die Vulcane der Insel meistentheils wenig thätig gewesen, mit Ausnahme eines großen mit Lavafluß begleiteten Ausbruches im Jahre 1302. An dieser Stelle sind die Erdbeben ganz allgemein gewesen, und es ist keineswegs jetzt das erste Mal, daß die Einwohner von Casamicciola infolge eines Erdbebens getödtet worden oder ohne Obdach geblieben sind. In seinem Ursprunge unterscheidet sich übrigens das Erdbeben auf Ischia wahrscheinlich vollständig von dem in Agram, indem die vulcanischen Kräfte an dem letztgenannten, fern von allen vulcanischen Herden belegenen Orte vermuthlich nichts mit dem Erdbeben zu schaffen gehabt haben, wogegen das auf Ischia sicherlich von rein vulcanischem Ursprunge ist oder doch wenigstens auf Bergrutschen in den hohlen

Räumen, die früher Vulcanausbrüche gebildet haben, beruhen mag.

In unserem Lande haben wir kaum zu befürchten, daß ein plötzliches Erdbeben uns aus zusammenstürzenden Wohnungen verjagen werde, aber ganz frei von solchen Phänomenen sind wir jedenfalls nicht. An demselben Tage, am 1. November 1755, an welchem das große Erdbeben in Lissabon begann, durch welches, wie man behauptet, sechzigtausend Personen während weniger Minuten umgekommen sein sollen, fand ein gewaltiger Wasserschwall in mehreren Städten innerhalb Schwedens und Norwegens statt, ja sogar im bottnischen Meere bei Abo, wo Aura's Bergwasser plötzlich vier bis sechs Ellen an den jähen Abhängen emporschwoll. In der Neujahrsnacht des Jahres 1759 trat in Lappland ein Erdbeben ein, das für die skandinavischen Länder ungewöhnlich stark gewesen ist. In Enare stürzte ein Schornstein zusammen, in Karasjok zerbrach das Eis auf einem See in Stücken und in Utsjok hörte man starkes Krachen und unaufhörlichen Donner und die Erde wankte wie ein Boot bei mittelmäßigem Seegange. Die im Pfarrhofe versammelten Lappen wurden so erschreckt, daß der Kirchenhirte Wegelius sich veranlaßt fand, zu ihrer Beruhigung einen naturhistorischen Vortrag über Erdbeben zu halten!

Auch im Jahre 1880 haben unbedeutende Erdbeben in Schweden stattgefunden, in Betreff deren Professor Nordenström in den „Abhandlungen des geologischen Vereins“ einige von einer Karte begleitete Aufschlüsse gegeben hat. Das erste trat den 18. Januar in der Hjulsjö-Gemeinde in der Provinz Örebro ein und war rein localer Natur. Das zweite dieser Erdbeben, am 26. Januar, wurde nur einige wenige Meilen auf beiden Seiten einer dreizehn bis vierzehn Meilen langen rechten Linie, welche sich von Öfre Ullerud in Wermland über Falun und Swärdsjö bis zur Ockelbo-Gemeinde in der Provinz Helsingland erstreckte, bemerkt. Möglicherweise fand hier, wie es so oft früher schon der Fall gewesen ist, eine Verwechselung statt zwischen einem wirklichen Erdbeben und dem auch der Erde sich mittheilenden Zittern, das eine starke Meteorexplosion mit sich führen kann.

Die Erschütterung war so stark, daß die Wohnhäuser mehrfach in ihren Fugen krachten. Mancher wurde aus seinem Schlafe gestört und sprang in Schrecken empor. Man hörte einen donnerähnlichen Knall und zur selben Zeit ein Geräusch gleich einem nahenden Eisenbahnzuge. Das dritte vom Professor Nordenström beschriebene Erdbeben, das am 3. März hauptsächlich in der Provinz Wermland und zum Theil auch in der Provinz Nerike bemerkt wurde, scheint noch stärker gewesen zu sein, besonders in den Wohnhäusern, die auf losem Erdlager aufgeführt waren. Man fühlte an einigen Stellen deutlich, wie der Boden, auf welchem man stand, oder unter den Stühlen, auf denen man saß, erbebte, und man hörte, wie die Gläser in den Kronleuchtern an einander stießen. Keins von diesen Erdbeben ist jedoch mit wirklichen Unglücksfällen verbunden gewesen.

Solche Phänomene können deshalb auch bei uns nicht das Interesse des Schreckens und die Schauer der Vernichtung hervorrufen, die so oft mit den Erdbeben in den Ländern am Mittelmeer, an Amerika's West- und Asiens Ostküste vereinigt gewesen sind. Für die Wissenschaft haben jedoch auch die schwachen Erdbeben eine sehr große Bedeutung, und wünschenswerth wäre es deshalb, daß alle Beobachtungen in dieser Beziehung vollständiger wie bisher für unsere wissenschaftlichen Ziele mitgetheilt würden.

Der ewige Student.

Kleinrussisches Charakterbild

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

Die Fliegen summten an den halberblindeten Scheiben und die Federn kratzten über das Papier hin, es summte der Assistent, der heute zum ersten Male statt des Professors Physik vortrug, es summte die blaugelbe Spiritusflamme, die unter der Retorte auf dem Katheder brannte, und wenn die Federn zu kratzen aufhörten, summten auch die Studenten, welche die Pause benutzten, um das, was sie geschrieben, halblaut nachzulesen.

Trotz dieser Sabbathstille herrschte doch wenig Aufmerksamkeit und Eifer in dem großen Hörsaal; der Assistent bemerkte es und ebenso gut bemerkte er den Mann, der, in die letzte Ecke der letzten Bank gedrückt, mit ehrlicher Andacht seinen Worten lauschte. Der Blick desselben hing zugleich staunend und verzweifelnd an dem Gesicht des Vortragenden, und jedes Härchen an seinem Kopfe schien theilnahmsvoll in die Höhe zu stehen.

Dieser schon merklich ergraute Kopf nahm sich ein wenig sonderbar zwischen den fast kindlichen, von reichen braunen und blonden Locken umspielten frischen Gesichtern der anderen Hörer aus, und als die Lection zu Ende war, stand die Gestalt, zu der er gehörte, hoch und breit wie eine hundertjährige Eiche unter zarten Schößlingen in der Classe da.

„Wer ist dieser Herr im braunen Caputrock?" fragte der Assistent den Schuldiener.

Dieser lächelte. „Das ist kein Herr," sagte er, „sondern der ewige Student; so wird er nämlich von Allen genannt. Außerdem heißt er Nikodem Rawa. Er ist nahe an vierzig und sitzt gewiß schon zehn Jahre in der Logik." *

Der alte Rawa, Nikodem's Vater, war ein unverfälschter Kleinrusse, weder verwässert noch versüßt, und war Schmied in einer Vorstadt von Lemberg. Sein blaßgrüner Sohn, hoch aufgeschossen und engbrüstig, zeigte wenig Lust zu dem lärmenden Handwerk; er saß gern in einem stillen Winkel und hielt das Gebetbuch seiner Mutter in der Hand, als ob er darin lesen würde. Als man ihn endlich

* Das vormärzliche Gymnasium in Oesterreich hatte sechs Classen, die mit Parva begannen und mit Rhetorik schlossen. Die jetzige siebente und achte Classe hießen Logik und Physik und bildeten zusammen die philosophische Lehranstalt.

ernstlich fragte, was er denn werden wolle, erklärte er schüchtern, daß er die Schule besuchen und alle Werke Gottes kennen lernen möchte, im Himmel und auf Erden. Sein Vater, der keinen Buchstaben kannte und statt mit Zahlen mit Strichen rechnete, war sofort einverstanden, nicht so die Mutter und die übrigen Verwandten, die in dem Vorsatz des kleinen Nikodem eine heillose Neuerung erblickten.

„Wie sollen denn diese armen kleinen Hände den Hammer schwingen?“ rief hierauf der Schmied, indem er seinen Sohn mitten in die Stube stellte, „erbarmt euch doch!“ Und sie erbarmten sich alle, und denselben Tag noch bekam Nikodem ein Lesebuch, einen Katechismus und eine Tafel und begann, zehn Jahre alt, die Normalschule zu besuchen. Das Lernen schlug ihm so gut an, daß er sich mit einem Male auf das kräftigste in Länge und Breite entwickelte und seine großen Hände und Füße noch ein gedeihliches Wachsthum versprachen. Sein Geist hielt indeß mit dem Körper in keiner Weise Schritt. So groß und rührend der Drang nach Wissen war, der ihn beseelte, so gering waren seine Fähigkeiten. Es war eine hingebende, geduldige, unermüdliche Seele, die in dieser Gladiatorengestalt lebte, aber sie war von einer erbarmungswürdigen Dürftigkeit und Unbehülflichkeit.

Und doch kam Nikodem glücklich durch das Gymnasium, denn wie er nur so fortwuchs zum Schrecken Aller, so lernte er auch, ohne zu rasten, Tag und Nacht. Allerdings hielt er sich in jeder Classe zwei und in der Rhetorik sogar drei Jahre auf, aber es kam doch der Tag, wo er einen Stock tragen durfte und die Professoren ihn mit „Herr“ anredeten, und wenn er dieses Ziel, die Würde eines „Philosophen“, auch erst mit sechsundzwanzig Jahren erreicht hatte, so diente dies nur dazu, seine Freude und seinen Stolz zu erhöhen. Wenn ein Lahmer einen hohen Berg ersteigt, wird ihm die Aussicht, die sich auf dem Gipfel desselben bietet, ohne Zweifel ungleich paradiesischer erscheinen als Jenem, der mit gesunden Beinen leicht und rasch hinaufkommt.

Nikodem war es zu Muthe, als sollten jetzt die Siegel Salomonis vor ihm gelöst werden; er that die Augen weit auf, wie um die Dunkelheit damit zu durchdringen, und hörte den Professoren zu, als habe er hundert statt zwei Ohren am Kopfe; aber die Dunkelheit blieb undurchdringlich, und was er hörte, war nur leerer Schall.

Er plagte sich furchtbar und plagte sich ohne jeden Erfolg, angstvoll, halsstarrig, ruhelos, so daß Alle, Professoren und Studenten, mit ihm Mitleid hatten. Er schwitzte bei seinen Heften, er ging mit ihnen spazieren und aß nur noch, in einer Hand Löffel oder Gabel, in der anderen das Buch. Wie mit lebenden, vernunftbegabten Wesen sprach er mit seinen Büchern, er verlangte Aufschluß von ihnen, er liebkoste sie, er zankte mit ihnen und verfluchte sie, er bat sie, er beschwor sie inständig, unter Thränen, und sie blieben doch stumm für ihn.

Ob er ganze Nächte bei seinem Lämpchen laut lernend durchwachte, ob er Logarithmen und Atlanten hinter den Ofen warf, es kam auf dasselbe hinaus. Nikodem begriff einfach nicht, was er vor sich hatte; eine dunkle Binde lag vor seinen Augen, er kam nicht vorwärts, keinen Schritt, keinen halben Schritt, und nachdem er die Prüfung zweimal gemacht und schlecht bestanden hatte, blieb er für immer in der Classe stecken.

„Ich kann nicht Hufe schmieden und ich kann nicht das Feld pflügen, ich kann nicht,“ sagte er eines Tages, in sein Schicksal ergeben, zu seinem Vater, „ich

muß studiren, wenn ich auch nicht vorwärts komme, ich muß, aber ich werde mich von jetzt an selbst erhalten."

Der Alte lachte nur. „Studiren, das ist deine Sache," sprach er, „aber dich ernähren, ist meine Sache. Wo so Viele essen, wirst auch du noch satt werden."

Aber Nikodem's ehrliche Natur sträubte sich dagegen. Er begann Lectionen zu geben, für die Professoren zu copiren und für das Theater Rollen zu schreiben, bezog eines Abends in aller Stille ein Stübchen bei dem Inspicienten des Theaters und aß in einer jüdischen Traiterie in der Serwaniza (das Lemberger Ghetto). Er gab es auf, noch zum dritten Male die Prüfung zu machen, und er gab es auf, noch weiter zu studiren, aber es schien ihm unmöglich, der Schulbank und der großen schwarzen Tafel für immer Lebewohl zu sagen, er blieb Student. Die Professoren duldeten ihn gern, als eine Art leuchtendes Exempel des Fleißes für die Anderen, und die Studenten behandelten ihn als ein ehrwürdiges Erbstück, das sie von ihren Vorgängern liebevoll übernahmen und ihren Nachfolgern schweren Herzens hinterließen. Sie nannten ihn scherzend den ewigen Studenten; das hatte seine Richtigkeit, aber sie liebten ihn deshalb doch. Alle Welt liebte ihn, und es wäre schwer gewesen, ihn zu hassen.

Gab es einen Zweiten, der so verträglich, so gutmüthig, so ohne Falsch und dabei so begeistert für alles Große, Wahre und Schöne war wie Nikodem Rawa? Nie versäumte er eine Vorlesung; wie sollte er auch, waren doch die Ferien in seinen Augen nur ein nothwendiges Uebel, in das er sich Jahr für Jahr seufzend ergeben mußte! Er begriff ganz und gar nicht, wie Jemand, während die Stimme des Professors mit monotoner Erhabenheit von der Wölbung des Saales widerhallte, sich mit etwas Anderem als mit dem Vortrage beschäftigen oder gar gähnen konnte; und nun gar diese jungen Philosophen, die dies Alles zum ersten Male hörten, was er schon so oft vernommen hatte, und die sich überdies Jahr für Jahr noch gewisse frevelhafte Späße mit diesen Männern erlaubten, an denen ihm Alles ehrwürdig schien, nicht das Wissen und nicht die Stimme allein, sondern das Husten und Räuspern, die große Brille und die Dose sogar, aus der sie schnupften.

Nikodem wußte bereits Alles, was kommen würde, kommen mußte. Ebenso wenig er darüber erstaunte, daß auf Julius Cäsar Augustus folgte, war er dessen gewiß, daß bei dem ersten Lesen des Katalogs mit den Stöcken getrommelt und bei der sogenannten Eselsbrücke, in der Geometrie, ein schallendes Gelächter losbrechen würde. Es verstand sich ebenso von selbst, daß der Liebling der Studenten, der Schwabe Maus, jedes Jahr bei seiner ersten Vorlesung aus der Weltgeschichte eine todte Maus auf dem Katheder fand und sie jedesmal unter riesiger Heiterkeit mit den Worten: „Ich heiße Maus und werfe die Maus zum Fenster hinaus," entfernte.

Nichts überraschte ihn, und doch war er stets gespannt und nicht selten auf das tiefste ergriffen, wenn die alten Herren mit dem weißen Scheitel und der weißen Halsbinde mit jugendschönem Eifer die großen Thaten der Römer, die herrlichen Sätze der Ethik oder die wunderbaren Entdeckungen der Naturforschung vor ihrem halbkindlichen Auditorium auseinandersetzten.

Wie im Hörsaal, so benahm sich Nikodem auch unter seinen Collegen. Er war zufrieden, unter ihnen zu sein, wenn sie sich auf dem Wall oder dem Sandberge ergingen oder in dem Zimmer eines Freundes beisammen waren, und begannen sie zu debattiren, war er glück-

lich, wenn er nur irgendwo im Winkel sitzen und zuhören konnte. Selten nur entkam ihm ein Ausruf wie: Das wäre! oder: Wie denn? Noch seltener verrieth er sich durch ein beifälliges Kopfnicken. Nur wenn Einer ein Gedicht oder gar eine Scene aus dem „Faust“ zu declamiren begann und nicht jene weihevolle Stille herrschte, wie Nikodem's Herz sie verlangte, geschah es, daß er sich hinreißen ließ, zu sagen: „Gebt doch Acht, ihr jungen Leute!“ Brachte nun aber gar dieser oder jener ein paar Verse zu Stande, so erschien Nikodem jede Untersuchung darüber, ob die Verse auch gut seien, unstatthaft; er wollte keinen Tadel dulden, unruhig rückte er auf dem Stuhle hin und her, schüttelte den Kopf, focht mit der Hand und sprang wohl endlich auf, schloß den Poeten in seine Arme und küßte ihn.

Im Ganzen war aber Nikodem herzlich froh, daß er in Studentenkreisen gelitten war, und äußerte seine überschwängliche Dankbarkeit durch hundert kleine Dienste, die er den Collegen erwies, und so war er mit der Zeit das von Allen geliebte, unentbehrliche Factotum der Philosophen geworden.

Ein treuer Elephant bei allen Liebesabenteuern, bei Excursionen ein unermüdliches Packthier, war er zugleich Schneider, Schuhmacher, Färber und Nähterin und versah ebenso eifrig die Dienste eines Sprachrohrs und einer Pumpe. Er war ein Künstler darin, zerrissene Stiefel so herzustellen, daß man mit denselben jeden Salon betreten konnte, und einen alten Rock mit Hülfe von schwarzem oder auch weißem Zwirn, den er dann mit Tinte schwärzte, und einer Speckschwarte in einen neuen zu verwandeln. Wer zählt die Nächte, die er bei den Kranken durchgewacht hat? wer die Wucherer, mit denen er in regen Handelsverbindungen stand? Es gab nichts, was Nikodem nicht bei einem seiner löckchengeschmückten, bärtigen Freunde zu verwerthen verstanden hätte, und so war es natürlich, daß jeder Student, der etwas zu verpfänden oder zu verkaufen hatte, ihn zu seinem Vertrauten machte. Im Geldauftreiben war der ewige Student geradezu ein Genie.

Zu diesem Zwecke hob er sich stets den trefflichen Schmol Herschel auf, den er deshalb nie mit einer alten Hose oder einer Uhr, die nicht mehr gehen wollte, belästigte.

Schmol Herschel verlangte nie einen Schuldschein oder gar einen Wechsel, er gab nur sicheren Leuten Geld, diesen aber auf ihr schlichtes Wort. Sichere Leute waren ihm nicht solche, die für reich galten, sondern deren Gesicht ihm gefiel, und da Schmol Herschel ein feiner Menschenkenner und guter Geschäftsmann war, so gefielen ihm nur ehrliche Gesichter, und er ging niemals fehl.

Ein solches Gesicht hatte Nikodem Rawa, und Schmol Herschel hätte ihm nöthigenfalls gleich zehntausend Gulden, auf dieses Gesicht hin, auf den Tisch gelegt. Nikodem stand überdies in großer Gunst bei der hübschen dicken Frau Herschel, der er ab und zu ein verbotenes Buch brachte und die sich mit ihm gern über Literatur und Theater unterhielt.

Kam Nikodem zu Schmol Herschel, so sprach er zuerst von allem Uebrigen und dann erst vom Gelde, Herschel liebte es dagegen, zuerst vom Gelde und dann erst von allem Uebrigen zu sprechen; so entspann sich dann zwischen den Beiden jedesmal ein edler Wettstreit.

„Ich habe Ihnen was gebracht,“ begann etwa Nikodem, „das errathen Sie gewiß nicht, Frau Herschel.“

„Brauchen Sie Geld?“ flüsterte ihm Schmol mit gewohnter Liebenswürdigkeit ins Ohr.

„Rathen Sie doch, Herr Herschel," fuhr Nikodem fort und zog ein Buch hervor.

„Wie soll ich rathen? bin ich ein Philosoph so wie Sie?" rief Schmol und fügte leise und fast zärtlich hinzu: „Für wen brauchen Sie Geld?"

Nikodem schlug den Deckel des Buches auf und reichte es Frau Herschel, die vor Vergnügen förmlich aus ihrer Pelzjacke heraussprang.

„Heine's Reisebilder!"

„Ja, Heine's Reisebilder."

„Man muß Sie ja rein in Gold fassen, lieber Herr Rawa," flötete die Frau, indem sie ihre Augen verliebt spielen ließ.

„Also da sind fünfzig Gulden!" rief jetzt Schmol Herschel und schob sie in Nikodem's Tasche, „oder brauchen Sie mehr?"

„Ich brauche nur dreißig für den Juristen Glinski, sein Vater hat ein Gut im Tarnopoler Kreise —"

„Habe ich Sie gefragt?" unterbrach ihn Schmol Herschel gekränkt; „ich habe Sie nicht gefragt. Gebe ich doch das Geld Ihnen, was brauche ich zu wissen, ob der Herr Glinski hat einen Vater und ob der Herr Vater hat ein Gut oder ob er hat kein Gut. Sie werden mir bringen die fünfzig Gulden zurück, mehr brauche ich nicht zu wissen."

Alles dies und noch Manches fiel in sein kleines bescheidenes Leben wie Licht und Glanz. Wie glücklich war er, wenn die Studenten Abends bei diesem oder jenem zusammenkamen, rauchten, Bier tranken und Studentenlieder sangen — es waren dies damals streng verbotene Dinge —; dann erfüllte ihn ein Hochgefühl, wie wenn er an der Verschwörung gegen Julius Cäsar theilgenommen hätte, und er sang wohl noch auf dem Heimwege das Gaudeamus und schlug mit seinem großen Philosophenstock auf den Pflastersteinen den Tact dazu.

Einen nicht geringen Theil seiner Freuden schloß das dürftige Stübchen ein, das er bei dem Inspicienten des Theaters bewohnte, und zwar im dritten Stock des Theatergebäudes selbst.

Freilich genoß er hier nur eine wunderliche Aussicht auf Dach und Gänge, Stricke mit trocknender Wäsche, Teppiche, die unter dem spanischen Rohr Wolken Staubes von sich gaben, und das im Hofraum aufgeschichtete Holz; aber dafür sah er doch auch zuweilen ein Stück blauen Himmels, und Jahr für Jahr bauten Schwalben unter seinem Fenster ihr trauliches Nest. Die Einrichtung bestand nur aus einem problematischen Bett, einem schauervollen Tisch und einem Stuhl, der ihm jederzeit Gelegenheit gab, die Lehre vom Gleichgewicht praktisch anzuwenden; da aber seine ganze Garderobe auf einem Nagel an der Wand Platz hatte, wozu hätte er dann einen Kasten gebraucht? und zu welchem Zwecke einen zweiten Stuhl, da doch seine mit einem rothen Tuch bedeckte Kiste einen zugleich bequemen und prunkhaften Sitz bot? diese Kiste, welche zugleich seine Toilette, sein Herd — auf dem er sich Abends den Thee kochte — und seine Vorrathskammer war.

Die Thür seines Stübchens war so niedrig, daß er sich jedesmal bücken mußte, wenn er ein- oder ausging, und die Decke desselben war eben hoch genug, daß er nicht mit dem Kopfe anstieß; dafür waren aber die Wände von oben bis unten mit colorirten Kupfern aus der Wiener Theaterzeitung beklebt, und sein Auge konnte sich jederzeit an Scenen aus den neuesten Opern und Schauspielen weiden. Ein halbes Dutzend ungewaschener, ungekämmter Kinder schrie und tobte von früh bis Abends in seiner Nähe, dafür hörte er aber auch von Zeit zu

Zeit die Klänge des Theaterorchesters herauf, wenn unten Opernprobe war, und wenn nichts Anderes, so hörte er die große Trommel, deren dumpfe Schläge ihm schon gleich Himmelstönen erschienen, und er sah auch manchmal die Theaterarbeiter die Decorationen aus dem Magazin herbeiholen und erfreute sich an Bäumen und Felsen, Springbrunnen und Thronhimmel.

In der Küche rauchte es zuweilen mörderisch, und der Rauch hatte die fatale Gewohnheit, durch die klaffende Thürspalte in sein Stübchen einzudringen, aber Niemand hinderte ihn dann, das Fenster zu öffnen, und wenn er noch etwas mehr thun und den Kopf hinausstecken wollte, konnte er das seltene Vergnügen haben, die Schauspieler, welche meist im Theatergebäude wohnten, wie aus einem Luftballon oder in der Art des hinkenden Teufels zu belauschen. Er hatte z. B. im „Don Carlos" Thränen vergossen, wie beruhigend war es für ihn am nächsten Tage, Posa einen Tschibuk rauchen, den König Philipp seinen schreienden Infanten auf den Armen schaukeln und die Eboli die Strümpfe ihres Gatten stopfen zu sehen.

Nikodem nahm das Frühstück bei seinen Hausleuten. Der Kaffee glich vielleicht mehr einem Seifenwasser und schmeckte wie eine Mischung von Lampenöl und gelöschtem Kalk, aber was dafür der Inspicient nicht Alles von den Theaterleuten und besonders von den Theaterdamen zu erzählen verstand! Es war dies wie in einer Zauberposse, wenn die Schleier der Wolkendecoration einer nach dem anderen in die Höhe gehen und zuletzt die schöne Fee hinter einem ganz dünnen Flor sichtbar wird. Nikodem hörte fast ebenso andächtig zu wie im Hörsaal, und die kleinen Theatergeheimnisse, die er kannte, dienten nicht wenig dazu, sein Ansehen bei Schmol Herschel und seine Beliebtheit bei den Studenten zu erhöhen.

Die wahren Feierstunden brachte ihm indeß erst der Abend. Da wurde nicht gekocht, da gab es keinen Rauch und es gab auch keinen Lärm, da die Kinder schliefen. Da saß er dann in seinem alten Schlafrock mit der langen Türkenpfeife beim Tisch und versenkte sich in irgend ein gutes Buch oder schrieb mit unschuldiger Freude und athemloser Spannung eine Abhandlung für einen der Professoren ab oder die Rollen zu einem Theaterstück heraus. So stille es dann war, er war doch nicht allein.

Er liebte die Thiere und hätte gar zu gern einen Hund oder doch mindestens einen Vogel gehabt; da ihm dies aber zu hoch kam, so begnügte er sich mit einer Spinne, die gerade über seinem Tische ihr luftiges Zelt aufgeschlagen hatte, und den Mäusen, die unter der Diele wohnten. Wenn er schrieb, ließ sich die Spinne gern herab und schwebte an einem langen Faden über dem Papier oder lief wohl gar auf demselben hin und her, und die Mäuse spazierten auf der Bettlehne herum und putzten sich gar emsig das sammetne Fell und nahmen die Bröckchen, die er ihnen zuwarf, und verzehrten sie gemächlich, indem sie dieselben zierlich zwischen den Pfötchen hielten.

Die seligsten Stunden waren indeß jene, welche Nikodem bei seinem Vater zubrachte. Wenn er bei dem braven verständigen Alten in der großen reinlichen Stube saß, da hatten Beide keinen Wunsch mehr, keinen noch so kleinen. Sein Vater war der einzige Mensch in der Welt, dem Nikodem mit seinem Wissen imponirte, der ihn aufrichtig bewunderte. Wie sollte ihm dies nicht wohl thun, ihm, der gewohnt war, sein ganzes Leben lang überall im Schatten zu stehen? Hier fiel die Sonne voll und warm auf ihn, und sie kam aus dem besten Herzen der Welt, dem Herzen seines Vaters.

Nikodem erzählte diesem, was in den Zeitungen stand, alles Wichtige und Merkwürdige, was auf dem Erdenkreise geschah, und erklärte ihm Dieses und Jenes, was damals eben die Geister bewegte, die neuen Erfindungen und Entdeckungen, und wurde nicht müde, die Fragen des Alten zu beantworten; Alles bescheiden und liebevoll, ohne jede Spur von Anmaßung. Wie leuchteten dann die Augen des ehrlichen rußigen Schmiedes, wenn sein Sohn ihn verlassen hatte, mit welchem Stolze sagte er zu den Freunden und Verwandten: „Das ist ein Kopf, und wie er zu reden versteht! Man lernt doch immer was von ihm."

Und die Gedanken Nikodem's waren nicht minder gute, freundliche Gedanken, wenn er von dem alten Rawa ging. „Wenn ich auch nur studirt hätte," dachte er, „um meinem Vater eine Freude zu machen, so wäre das schon aller Mühe werth."

Vom Inspicienten erhielt Nikodem zuweilen ein Freibillet in das Theater. Er erstieg jedesmal die steile Treppe, die zur letzten Galerie führte, mit einem Gefühl, dem ein gut Theil frommen Schauers beigemischt war. In schlechte Stücke ging er nicht, selten in eine Oper. Wenn er auf der schmalen Holzbank unmittelbar an der Brüstung Platz nahm, so wurde gewiß eine große, herzbewegende Dichtung zur Darstellung gebracht. Die Stunde, welche er hier aber bis zum Erscheinen des Lüsters in Stille und Dunkelheit zubrachte, hatte etwas Weihevolles an sich, ob er nun zuhörte, wie andere Studenten flüsternd die jüngst aufgeführten Stücke oder die Leistungen der Schauspieler besprachen, oder sich ungestört ganz nur dem süßen Gefühl der Erwartung hingeben konnte.

Während unten gespielt wurde, benahm er sich etwas besser wie ein Kind; er lachte, er weinte, er ärgerte sich, er erschrak, sein Herz pochte laut vor Freude, und nie dachte er daran, zu applaudiren. Was er sah und hörte, das war für ihn kein Spiel, sondern lebendige Wirklichkeit.

Sein Ideal war Frau Lomnizka, eine nicht mehr junge aber begabte und geschulte Schauspielerin, welche, dank der Gunst des Publikums und der Protection der Direction, alle ersten Rollen spielte, das widerspenstige Käthchen ebenso gut wie die blutbefleckte Lady Macbeth und die unglückliche schottische Maria.

Nikodem empfand eine Art Anbetung für diese Frau. Er hielt den Athem an, wenn sie die Bretter betrat; das Rauschen ihrer Schleppe machte ihn erbeben, ihre Stimme beherrschte ihn vollständig, jeder Ton derselben fand ein Echo in seiner Seele, er wurde zärtlich, leidenschaftlich, kühn, erhaben, ausgelassen oder traurig, ja sogar hinterlistig und blutgierig unter dem Einflusse derselben.

Wie glücklich war er, als er nur einmal auf dem Gange in der ersten Etage, wo sie wohnte, ihre Garderobe zum Lüften ausgehängt sah, den blutrothen Hermelinpelz, in den sie sich als Barbara Radziwil hüllte, das weiße Nachtkleid der Desdemona und den Schuppenpanzer der Jungfrau von Orleans.

Täglich fragte er beim Frühstück den Inspicienten über Frau Lomnizka aus. Alles, was sie betraf, erschien ihm wichtig und interessant, sogar was sie aß und trank und zu welcher Stunde sie am Morgen aufstand.

„Ach! wenn ich nur einmal, ein einziges Mal in ihre Nähe kommen könnte," rief er eines Tages aus, „ich würde zehn Jahre meines Lebens dafür hingeben!"

„Wozu wollen Sie zehn Jahre Ihres Lebens hingeben," erwiderte der Inspicient, „geben Sie mir einen Zwanziger und Sie sollen dieses Glück einen ganzen Abend hindurch genießen."

Der Handel wurde geschlossen, und schon

am folgenden Abend nahm der Inspicient Nikodem auf die Bühne mit, kleidete ihn in Reiterstiefel, Pluderhose und Wamms, setzte ihm ein Barett auf und schnallte ihm ein Schwert um.

„Wer bin ich denn?“ fragte der Student schüchtern.

„Sie sind ein Knappe des Grafen von Croix und haben der Herzogin von Burgund, Frau Lomnizka, im dritten Acte diesen Brief zu übergeben.“

Nikodem steckte den Brief zu sich und verbarg sich hinter einer Coulisse. Nach und nach erschienen die Schauspieler, costümirt und geschminkt, auf der Bühne und trieben hier ihre gewohnten Späße. Endlich rauschte auch die Schleppe der Herzogin von Burgund, und Frau Lomnizka trat zu dem Vorhang, um in das Publikum hinauszublicken. Nikodem ergriff bei ihrem Anblick eine namenlose Angst, aber ihre hohe Gestalt, ihr elastischer Gang, ihre Büste, von schwellendem Hermelin umrahmt, und nun gar ihr Antlitz mit den großen leuchtenden Augen versetzten ihn mehr und mehr in eine Art Trunkenheit und gaben ihm plötzlich einen wunderbar kühnen Gedanken ein.

Er zog seinen Theaterbrief hervor und sah, daß er ein leeres Blatt enthielt. Rasch entschlossen, schrieb er auf dasselbe eine kurze aber glühende Huldigung hin und verbarg das schwärmerische Document wieder in seinem gelben Wamms.

Es kam der dritte Act. Schon stand Nikodem bei der Thür und preßte die Hand an das Herz, als Frau Lomnizka sich göttergleich auf das bereitstehende rothe Ruhebett hingoß. Jetzt gab der Inspicient mit verteufeltem Ernst das Zeichen. Nikodem räusperte sich, als ob er Hamlet's Monolog zu sprechen hätte, trat mit stiller Würde auf, ließ sich vor dem Wunderweibe auf ein Knie nieder und überreichte demselben den Brief

Frau Lomnizka öffnete den letzteren und blickte mechanisch hinein, dann rasch und spähend auf den Mann zu ihren Füßen, um endlich mit einer herrschermäßigen Bewegung die Worte zu sprechen: „Sagt dem Grafen, daß ich ihn erwarte.“

Nikodem erhob sich, verneigte sich ehrerbietig und entfernte sich festen Schrittes; er hatte diese Gangart dem ersten Helden abgeguckt.

Frau Lomnizka hatte seine Zeilen unter den schwellenden Hermelin an ihre Brust gesteckt, sie las dieselben in der Garderobe und fragte zu Beginn des vierten Actes den Inspicienten: „Wer ist der junge Mensch, der mir den Brief überreicht hat?“

„Ein Student,“ gab der Inspicient zur Antwort, indem er bedächtig eine Prise nahm, „ein junger Mann aus guter Familie, der eine fast wahnsinnige Begeisterung für Sie hegt. Er wollte das Glück genießen, nur einmal in Ihre Nähe zu kommen“ — der alte Fuchs verneigte sich — „und so habe ich ihn denn glücklich gemacht.“

Frau Lomnizka lächelte. Es kam im letzten Act ein Monolog vor, während dem sie der sinkenden Sonne nachzublicken hatte. Sie lehnte das Fenster auf. Da stand zu ihrer und seiner nicht geringen Ueberraschung Nikodem vor ihr — nicht todt, nicht lebendig, er wäre gern verschwunden, aber seine Füße klebten fest am Boden, und der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Aber was war das? Zwischen den mit Pathos gesprochenen schmetternden Versen tönte es von Engelslippen: „Erwarten Sie mich nach dem Theater.“ Da wuchsen dem armen Nikodem mit einem Male Flügel an den Sohlen. Er flog in die Garderobe, kleidete sich im Fluge um und als der Vorhang fiel, stand er bereits in dem dunkeln Gange, der zu der Bühne führte. Er stand noch lange, ehe sich bei dem

spärlichen Lichte eines ersterbenden Lämpchens eine hohe Frauengestalt, in einen langen Pelz gehüllt, sehen ließ und ihn mit einem herablassenden Kopfnicken aufforderte, sie zu begleiten. Nikodem wagte es nicht, ihr den Arm zu geben, ja nicht einmal, neben ihr zu gehen; er folgte ihr durch die Gänge und dann die Treppe zum ersten Stockwerk empor wie ein Lakei, stets zwei respectvolle Schritte hinter ihr, und als sie in ihrem kleinen Salon ankamen, sah er tausend goldene Fliegen vor seinen Augen tanzen und bebte so am ganzen Leibe, daß der Pelz, den Frau Lomnizka mit einer majestätischen Bewegung abwarf, seinen Händen entglitt und zu Boden fiel. Sie nahmen Platz, und die Schauspielerin sprach von der seltenen Freude, die es ihr bereite, einen so aufrichtigen Freund der Kunst kennen zu lernen. Sie versicherte auch, daß sie nichts so sehr liebe, als nach einer Vorstellung mit einem geistvollen Manne über das Stück und ihre Rolle zu plaudern. Nikodem erröthete. Frau Lomnizka führte das Gespräch weiter, während sein ganzes Lexikon an diesem Abend aus den Worten: Ja, nein und wunderbar bestand. Als er fortging, stolperte er dreimal, zuerst beim Handkuß über die Schleppe des Wunderweibes, dann auf der Schwelle und noch einmal die Treppe hinab.

Zwei Tage später spielte Frau Lomnizka die Phädra und sendete Nikodem einen Sperrsitz. Er war außer sich vor Freude; aber je mehr die Theaterstunde heranrückte, um so mehr begann es ihm bange zu werden, und als er endlich zwischen einem Offizier und einer geputzten Dame dasaß, war es ihm recht ängstlich, ja unheimlich zu Muthe. Ob er rechts, ob er links oder gerade vor sich hin blickte, er hatte stets das Gefühl, daß alle Augen, alle Operngläser nur auf ihn gerichtet waren. Er verschwor sich, nie wieder von der Galerie in diese gefährlichen Räume hinabzusteigen, und blieb auch seinem Vorsatze treu.

Frau Lomnizka war in Bezug auf ihren schwärmerischen Verehrer bald im Reinen; sie fühlte, daß sie in seiner Gegenwart nie das Piedestal verlassen dürfe, und hielt ihn daher immer in einer gewissen moralischen Entfernung. Streng genommen war dies ganz überflüssig. Nikodem betete sie an, er liebte sie bis zur Ekstase, er vergötterte sie, aber er war zufrieden, wenn er zu ihr kommen, glücklich, wenn er mit ihr eine Tasse Thee nehmen durfte, selig, wenn ihr Blick sich einmal von den Brettern zu ihm auf die Galerie verirrte. Nie entschlüpfte ihm ein Wort, das sein Gefühl für sie verrathen hätte, nie wagte er es, auch nur ihre Fingerspitzen zu berühren. Dabei schien er vollständig blind — und zu seinem Vortheil; wäre er vielleicht glücklicher gewesen, wenn er gesehen hätte, daß diese Frau, die sich in ihrer Pelzjacke so verführerisch in die seidenen Kissen hinzugießen verstand, eigentlich ganz verblüht war, daß sie Wangen und Lippen färbte und falsche Zähne hatte? Wäre es etwa angenehm für ihn gewesen, die Entdeckung zu machen, daß Frau Lomnizka aus den abscheulichsten Grimassen zusammengesetzt war? Gewiß nicht. Diese Grimassen imponirten ihm und entzückten ihn sogar. Wenn jetzt das Licht ihre Augen beleidigte und er eilig die Vorhänge zuziehen mußte, wenn plötzlich die Hitze unerträglich wurde und sie die Fenster zu öffnen befahl, im nächsten Augenblick aber dieselben wieder schließen und sich von ihm in ihren großen Pelz und alle Wolfs- und Bärenfelle, die bei der Hand waren, einhüllen ließ, oder ein so unwiderstehliches Verlangen nach einer Ananas empfand, daß er die ganze Stadt durcheilte, um eine solche zu finden, so diente dies Alles nur dazu, um sie in seinen Augen noch ungewöhnlicher, inter-

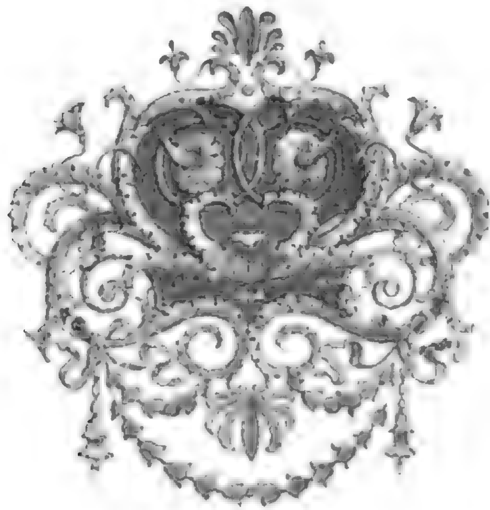
essanter und liebenswürdiger erscheinen zu lassen.

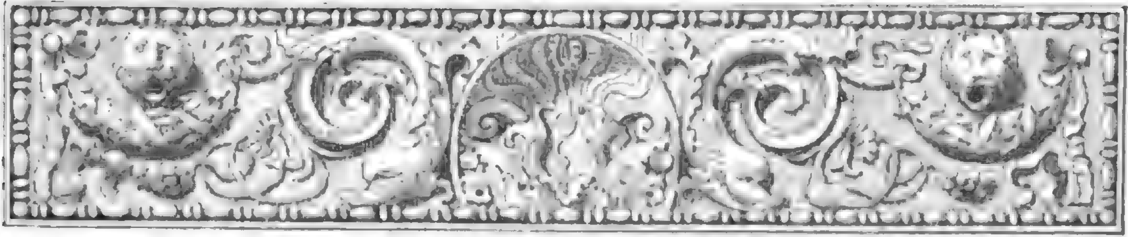
Wenn er einen ganzen Tag herumgelaufen war, um für sie Commissionen zu besorgen, und Abends müde, durchnäßt und vielleicht auch hungrig zu ihr kam, dann durfte sie nur ihre kleine, schöne Hand für wenige Augenblicke seinen heißen Küssen überlassen, und er war belohnt genug. Sie blieb ewig in ihrer erhabenen göttlichen Rolle, und sogar wenn sie liebenswürdig sein wollte, zeigte sie sich nur gnädig und herablassend; das genügte aber diesem armen, bescheidenen, unbeholfenen Menschen, und er wäre auch glücklich gewesen, wenn sie ihm niemals ein gutes Wort geschenkt, ihn niemals angelächelt hätte. Frau Lomnizka benutzte Nikodem zu verschiedenen Dingen. So benutzte sie ihn einmal zum Ueberhören ihrer Rollen und zum Aufziehen ihrer Uhren. Dann auch, um jederzeit den ihr gebührenden Applaus hervorzurufen, sowie um sich bei passenden Gelegenheiten Serenaden bringen und Bouquets oder Kränze werfen zu lassen. Sie benutzte ihn aber auch fleißig als „Stimme aus dem Publikum" und zum Prügeln der Recensenten.

Was die Welt auch von ihr erzählte, Nikodem blieb stets ihr treuer Freund. Alles, was er verlangte, war, sie lieben, sie anbeten zu dürfen, und da seine Liebe immer anspruchslos blieb und seine Anbetung nie lästig wurde, weshalb hätte ihn Frau Lomnizka nicht um sich dulden sollen?

Sie duldete ihn ewig zu ihren Füßen, wie ihn die Professoren im letzten Winkel des Hörsaales und die Studenten als eine Art spiritus familiaris unter sich duldeten. Es giebt Menschen, die ihr ganzes Leben lang nur geduldet und glücklich sind, wenn sie geduldet werden, und ein solcher Mensch war Nikodem Rawa.

Und schließlich, sind wir nicht Alle nur geduldet hier auf Erden?





Correspondenzen.

Römische Briefe

von

Fanny Lewald.

I.

Rom, Hotel Molaro.

Man soll bei seinen Gewohnheiten verbleiben, wenn sie uns angenehm und den Neigungen Anderer, wie ich es in diesem Falle hoffe, gleichfalls zusagend sind. Und so soll denn mein diesjähriger Aufenthalt in Rom nicht zu Ende gehen, ohne daß ich den „Monatsheften", wie ich vor drei Jahren gethan, eine Anzahl von Blättern sende, in denen ich mir festgehalten, was ich Neues in mir aufgenommen habe. Lassen Sie mich Ihnen also zunächst von ein paar Ausgrabungen sprechen, welche im Laufe der letzten drei Jahre gemacht und dem Publikum eröffnet worden sind.

„Ein Tag ist ein Gefäß, in das man sehr viel einfüllen kann!" Diesen, wie ich glaube, von de la Motte-Fouqué stammenden Ausspruch habe ich mir früh zu Herzen genommen; aber hier in Rom steht man vor jedem neuen Tage immer wie das Kind in der Vision des heiligen Augustinus, das mit seiner Muschel das Meer ausschöpfen will. Der Tag langt niemals aus für das, was man in ihn hineinzufüllen dachte, und je öfter man in Rom verweilt hat, je mehr man einsehen lernt, was es Alles in sich schließt, um so deutlicher erkennt man, wie der Einzelne nicht zu bewältigen vermag, was die kommenden und gehenden Geschlechter hier im Laufe der Jahrtausende geschaffen und zusammengetragen, zerstört und neugeschaffen haben. Das Wollen und das Vollbringen decken sich hier weniger als irgendwo sonst. So geht man denn von Rom regelmäßig mit dem Bewußtsein fort, weitaus nicht gesehen zu haben, was eben diesmal noch nachträglich zu sehen man sich fest vorgenommen hatte; und gelangt man wirklich einmal zu einer solchen erwünschten Nachlese, so hat man dabei doch immer das Bedauern, daß sie nicht vollständiger sein kann. Denn das, was man neu erworben hat, fügt sich in das früher Aufgenommene wie von selber ein, und während es das Gesammtbild, soweit man es besitzt, vervollständigt, regt es zu neuem Erwerben und neuem Denken an.

Einen solchen guten erwerbreichen Tag habe ich heute gehabt. Wir waren Mittags in dem schönsten Wetter nach dem 1837 angelegten, aber seit mehreren Jahren schon wieder aufgegebenen botanischen Garten gefahren, der, von der Lungara gegen die Höhe aufsteigend, in seinen jetzt verwilderten Gründen und auf seinen Terrassen bis zum Gipfel hinan die Menge der mächtigsten, auch für dies Klima exotischen Bäume besitzt. Seit man den neuen botanischen Garten eingerichtet, wird der alte nicht mehr gepflegt. Die Treibhausgewächse sind allmälig fortgebracht, und bis das große Grundstück einmal verkauft werden wird, vergeht und verfällt, wuchert und gedeiht jetzt in diesem alten Garten Alles, wie es will und kann, ohne daß man es beachtet, und bei der Kraft der hiesigen Vegetation hat sich der Garten im Laufe der paar Jahre bereits in eine reizende, sehr malerische Wildniß verwandelt.

Vor drei Jahren war ich während des Winters oftmals dort gewesen, um an Strauch-, Laub- und Nadelholzzweigen für meine Vasen mit nach Hause zu nehmen, was mir an Laurus, Mahonien, an Pfefferlaub und anderen mir fremden Pflanzen wohlgefiel; denn bei der Lässigkeit der hiesigen Verhältnisse stand das damals wie noch heute Jedem frei, und das Herumstreifen auf den der Sonne offenliegenden Terrassen war im Winter doppelt angenehm.

Heute nun war in dem Garten des frohen Blühens und Grünens erst recht die Fülle. Aus allen Zweigen sangen die Vögel, die in Scharen dort nisten, weil von der wenig belebten Straße aus kein Geräusch sie stört. Die ganzen Wege waren jetzt noch mehr als vor drei Jahren mit wildwuchernden gelben, weißen und lila Krokusblüthen bedeckt, während aus dem Rasen und unter den Büschen Massen von Veilchen, Cyclamen, Schneeglöckchen, wilden Callas uns entgegenschimmerten, neben denen die majestätischen Cypressen stolz ihre Häupter zu dem blauen Himmel erhoben, die Springbrunnen beschützend, welche hier nirgend fehlen, den Vögeln eine stets belebte Tränke.

Diesmal waren wir aber nicht der Pflanzen wegen hinausgefahren. Wir wollten vielmehr das Museo Tiberiano besuchen, das man im Laufe des letzten Jahres in den geräumten und gut erneuten Treibhäusern zusammengebracht hat und das auch dort verbleiben soll bis zu dem erwähnten einstigen Verkauf des Grundstücks. Lohnt aber etwas die Mühe, so ist es der Besuch dieser Sammlung, die einen neuen Beweis liefert für die staunenswerthe Entwickelung des Kunsthandwerks in der alten Welt und für die nur dadurch allein möglich gewesene reiche Ausschmückung des Lebens durch dasselbe.

Die Sammlung im botanischen Garten besteht in ihren Hauptstücken aus den Resten eines Hauses, das man auf dem Grund und Boden der Villa Farnesina aufgedeckt hat, als man bei der Regulirung des Tiberbettes den schönsten und schattigsten Theil des zu der Farnesina gehörenden Gartens zerstören und zum Opfer bringen mußte.

Der Theil von Rom, welcher sich am Fuße des Janiculus längs dem Tiber hinzieht, den jetzt die Lungara einnimmt und auf welchem unter anderen Palästen auch die Villa Farnesina gelegen ist, war eine Villenvorstadt des antiken Roms. Erst Augustus zog sie als vierzehnte Region in die Stadt hinein. Es sind also sicherlich die Trümmer einer Villa, welche man hier vor Augen hat, und eine innerhalb ihres Bereiches aufgefundene, also wohl zu ihr gehörende Grabkammer sagt durch ihre Steinplatte aus, daß man hier das Grab des C. Sulpicius Platorinus und der Seinen vor sich habe, dessen Eigenthum der ganze Besitz denn vermuthlich gewesen sein wird.

Ein an der Wand des Saales befindliches, zur Zeit der Entdeckung dieser Villa, im Jahre 1879 angefertigtes Aquarellbild zeigt die Grabkammer so, wie sie in jenem Augenblicke sich dargestellt hat. Jetzt ist sie nicht mehr vorhanden, aber die mit Sculptur reichverzierten Aschenschränkchen wie die ebenfalls figurirten Aschenkrüge, welche sie enthalten, stehen unversehrt mit den in ihnen geborgenen Aschen- und Knochenresten da; und gleichgültig gehen Tausende von Bewohnern des fernsten Nordens, gehen Tausende von Bewohnern der damals noch ungekannten Welttheile an diese Urnen heran, heben die Deckel empor, gucken mit Neugier hinein und wenden sich ab, sich des Tages und des Lichtes zu erfreuen, ohne zu denken, wie viel Glück, Leid und Liebe auch dieser Staub einst genossen, wie viel Thränen ihn genetzt haben mögen.

Die Custoden weisen daneben auf die überlebensgroße Gestalt einer römischen Matrone hin, auf einen sehr hübschen jugendlicheren Frauenkopf, dessen Züge, Haartracht und Behandlung lebhaft an den Kopf der Julia, des Augustus Tochter, im Braccio nuovo der vaticanischen Sammlung erinnern. Sie bezeichnen die Matrone als des Hauses Herrin, den Kopf als das Bildniß ihrer Tochter; und sie öffnen dann einen anderen Treibhaussaal, in welchem man mit der Wiederherstellung einer Tiberstatue beschäftigt ist, deren Kopf noch am Boden liegt und die man ebenfalls in oder an diesem Hause aufgefunden haben soll. — Ich bin hierbei fortwährend auf die sehr ungewissen Angaben der Aufseher und nebenher auf meine vom Augenschein erweckten Vermuthungen angewiesen, da ich trotz der Bemühungen verschiedener meiner hiesigen Freunde außer einer Anzahl von Photographien nichts Gedrucktes über diese Funde erhalten konnte.

So muß man denn die eigene Phantasie walten lassen, und ich stelle mir vor, daß hier vielleicht ein wohlhabender und angesehener Römer, ein Beamter und Anhänger Tiber's, seinen Landsitz gehabt hat. Aber wie reich, wie solid und schön sind die Trümmer dieses Hauses, und um wie viel reicher noch erscheinen sie, wenn wir sie mit Demjenigen vergleichen, was wir jetzt in den Häusern unserer begüterten und angesehenen Zeitgenossen zu finden gewohnt sind!

Es sind in dem Museum Wände von verschiedenen Zimmern vorhanden: dunkelrothe, weiße, schwarze, und alle al fresco gemalt; und da man in der alten Welt im Berechnen dessen, was das Leben behaglich machen konnte, uns in vielem Betrachte weit voraus gewesen ist, da man die Farbengebung der Zimmer weit sorgfältiger als wir nach dem Lichte berechnet hat, welchem sie ausgesetzt waren, so werden die schwarzen Wände vermuthlich der

Eintrittshalle oder irgend einem der Sonnenseite des Hauses offenliegenden Raume entstammen.

Die Eintheilung der Wände, die mit zu den höchsten und breitesten gehören, welche mir vorgekommen sind, stimmt mit der Mehrzahl der uns erhaltenen alten Fresken überein, und zwar in der Weise, daß das Hauptbild, sich in der Mitte vom Paneel abhebend, oben den Fries durchbricht, also ein selbständiges Ganzes ausmacht, während die Nebenbilder, in gemalte Bronzefarbenleisten eingerahmt, gleichsam als angehängte Bilder erscheinen, wobei nicht nur eine strenge Symmetrie in der Wahl der Gegenstände, sondern sogar in der Aufstellung der Figuren innerhalb dieser Bilder festgehalten ist, so daß überall die Hauptgestalten in den Seitenbildern ihr Angesicht einander zuwenden und nach dem Mittelbilde hin gerichtet sind, selbst wenn sie mit demselben in keinem geistigen Zusammenhange stehen.

Eine große dunkelrothe Wand ist die besterhaltene. Dies Mittelbild nimmt, vom Paneel bis zur Hälfte des Frieses emporsteigend, etwa zwei Drittel der Höhe und fast ein Drittel der Breite ein. Zwischen zwei schön überdachten Säulen sieht man in den Garten einer Villa hinaus. An des Hauses Mauer sitzt auf bequemem, mit Teppichen überdecktem Sessel eine schlanke, jugendliche Frauengestalt, das dunkle Haar mit Perlenschnüren geschmückt, die den griechischen Knoten desselben am Hinterhaupte zusammenfassen. Sie hält einen etwa jährigen Knaben auf den Knieen, dessen Köpfchen sie mit einem farbigen Kranze umwindet. Von der linken Seite kommen zwei ältere Frauen durch den Garten heran. Sie haben beide die Köpfe und die ganze Gestalt nach Art der Pudicitia in die Toga gehüllt, so daß sie als Spazierende und nicht zum Hause Gehörende erscheinen, und beide bleiben in gemessener Ferne stehen, die anmuthige Gruppe betrachtend, ohne daß die junge Mutter, ganz versenkt in ihr liebliches Thun, das Kommen der sie Besuchenden gewahrt. Es liegt in den beiden älteren Frauen ebenso viel ruhige Vornehmheit als sorglose Sicherheit in dem Behaben der jüngeren. Sie achtet es nicht, daß von der Hälfte ihres Oberkörpers das helle Obergewand zu dem dunklen Unterkleide herabgesunken ist, welches ihren Leib umgiebt. Es ficht sie nicht an, daß sie und auch der Knabe halb entblößt da sitzen in der warmen Luft, die sie umspielt. Man genießt sie mit ihnen, diese laue Luft, die Stille, dies heiter umfriedete Zuhausesein; und keiner unserer besten Meister könnte eine solche Scene mit schönerer Sicherheit vor unser Auge stellen.

Eine andere große Wand schmücken, durch allerlei Arabeskenwesen von einander getrennt, ein paar länglich viereckige Bilder, in zusammenhängender Darstellung einander entsprechend. Der Katalog einer jetzigen Kunstausstellung würde sie fraglos mit dem Titel „Liebeswerben und Liebeslust" bezeichnen.

In dem ersten dieser beiden Bilder ruht ein Mann, in der Kraft des Lebens, aufgerichteten Oberkörpers auf einem breiten, aus violetten Polstern gebildeten Divan, auf welchem leichtere blaßgrüne und weiße Kissen ihm zur Rückenstütze und zur Lehne des Armes dienen. Die Brust und der ganze Oberkörper sind nackt. Vor ihm sitzt ein schönes, jungfräuliches Weib, keusch vom Kopf bis zu Fuß in die farbigen Gewänder eingehüllt, gesenkten Hauptes und Blickes, die Hände auf den Knieen gefaltet, sinnend und verschämt des Mannes Worten lauschend. — Auf dem entsprechenden Bilde hat das heiß beredte Wort des Flehenden seine zündende Wirkung gethan. Die Schöne theilt des Mannes breites Lager; ihre Arme umschlingen den Erhörten, und seines Sieges gewiß, preßt er, bekränzten Hauptes, die Errungene an seine Brust.

Vielleicht hat man diese Bilder im Zusammenhange mit dem zuerst geschilderten sich zu denken, so daß gegenüber dem Liebeswerben und der Liebeslust das Mutterglück gemalt worden ist. Jedenfalls aber finden sich, wenn ich es recht verstehe, in den Fresken dieses Hauses die Belege dafür, daß man zusammenhängende Vorgänge, vielleicht sogar Episoden nach beliebten Dichtungen als Zimmerschmuck gemalt hat. So ist in einem schmalen Friese an der schwarzen Wand offenbar eine lange Geschichte dargestellt, in welcher eine mit einer Stirnbinde oder Krone gezierte männliche Gestalt in den verschiedensten Verhältnissen vor uns erscheint, bis man sie endlich als Leiche in einer Badewanne liegen und die herbeieilenden Personen im Entsetzen die Arme und Hände angstvoll zum Himmel erheben sieht. Die Figuren in diesem Friese, die sich an einander reliefartig anschließen, mögen etwa spannhoch sein. Auch in den anderen Wandgemälden aus diesem Hause überschreiten sie die Größe unserer Genrebilder nicht, so daß sie schmücken, ohne sich unbequem aufzudrängen. Es ist ein wundervolles Maßhalten in allen Verhältnissen, das feinste Verständniß für das Unterzuordnende und das Hervorzuhebende eingehalten. Wenn ich dann bedenke, wie ich bei uns in den Häusern reicher Leute gelegentlich auf lange Wände irgend ein kleines, winziges Figürchen in pompejanischem Stil sich in der Oede habe kümmerlich verlieren sehen, so frage ich mich, wie eigentlich bei der Bekanntschaft mit dem Schönsten in der Kunst, welche doch unseren jetzigen Baumeistern nicht fehlt, immer noch solche Mißgriffe möglich sein können?

Ebenso vollendet in Zeichnung und Composition als diese Fresken sind die Stuckarbeiten der Decke, die mich das Schönste dünken, was ich der Art aus dem Alterthum erhalten gesehen habe. Ich ziehe sie noch den Arbeiten in den beiden unterirdischen Gräbern auf der neuen apischen Straße vor, die schon vor fünfzehn, sechzehn Jahren zugänglich geworden waren. Es sind uns überall in den Stuckreliefs des Tiber-Museums nur Bruchstücke erhalten, weil es unmöglich war, ein Ganzes aus der Deckenwölbung herauszuheben. Aber die einzelnen Menschengestalten, opfernde, tanzende, blumenstreuende, und die schwebenden Genien, ebenso wie einzelne größere Köpfe, unter denen ein männlicher Kopf von ganz außerordentlichem Adel ist, sind, die phantastischen Arabesken- und Thiergebilde mit einbegriffen, von solcher Vollendung, daß sie nur mit den schönsten Reliefs von Thorwaldsen und anderen großen Künstlern zu vergleichen sind, wenn sie dieselben nicht noch durch die Natürlichkeit ihres Schwebens übertreffen.

Außer den verschiedenen Wänden und Deckengewölben, außer den Statuen und Aschenkasten, welche dem Hause des Sulpicius Platorinus entnommen worden, sind noch die übrigen aus dem Tibergrunde zum Vorschein gekommenen Gegenstände in langer Reihe in dem Museum aufgestellt. Münzen aller Art und Zeit, darunter eine Menge kleiner und größerer schön geprägter Goldmünzen; dann wieder eine Anzahl jener Nadeln verschiedenster Form und verschiedensten Werthes, mit welchen die Gewänder zusammengehalten wurden. Ohrringe, Ringe, darunter viele Siegelringe und Scarabeen; reicher goldener Stirnschmuck; Reste von Glasgefäßen feinster Farbe und schönsten Schliffes, Oelkrüge und Bruchstücke von anderem Hausrath. Kurz, eine ganze Menge des noch schön Erhaltenen, des Betrachtenswerthen.

Man steht und sieht sich das an und fragt sich immer auf das Neue: Wie konnte das verlassen und aufgegeben werden? Wie ist das verschüttet worden? Weshalb hat man in den ersten Zeiten nicht daran gedacht, es auszugraben, so daß sich zwölf, achtzehn Fuß hoch eine neue Erdschicht — ich weiß es nicht anders zu nennen — darüber gebildet hat?

Fährt man dann gerade einmal durch die innere Stadt, so kommt man etwa nach zwanzig Minuten an eine Stätte, die dieselbe Frage in uns anregt, während sie sie theilweise beantwortet. So oft man sie gesehen und betrachtet hat, immer wieder hält man vor den rauchgeschwärzten, säulengeschmückten Hallen des Marcellustheaters mit Erstaunen still.

Wie um die deutschen Kirchen im Mittelalter haben sich die Menschen, jeder wie er es bedurfte, in und um diese Trümmer eingenistet. Unten in den Hallen, die den Eingang gebildet, treiben Schlosser, Hufschmiede und Klempner ihr rußiges Gewerbe. Fruchthändler, Weinwirthe stecken darin wie in natürlichen Felsenhöhlen; und als ob es sich wirklich um einen Felsen handelte, so hat man die Häuser an die Trümmer angelehnt, auf und in die Vorsprünge der stehengebliebenen Mauern hingebaut.

Es müssen Zeiten wilder Hast, schrecklicher Achtlosigkeit gewesen sein — Zeiten einer moralischen Sündfluth —, in welchen man sich ohne Weiteres auf den nach innen zusammengestürzten Trümmern eines solchen Prachtbaues wie auf einem Hügel von Geröll niederließ, um sich hinter den Mauerresten, die noch aufrecht stehen geblieben waren, zu verschanzen. Dieser Kampf um das Dasein inmitten einer Stadt, auf der Zerstörung kunstschöner Herrlichkeit hat etwas Grauenhaftes — und doch ist es so geschehen.

Das Marcellustheater war im Mittelalter eine feste Burg. Jetzt steht auf dem Mauerhügel, der ganz von geringen bürgerlichen Häusern eingeschlossen ist, das Stadtschloß des fürstlichen Geschlechtes der Orsini. Man muß zwischen den engen Gassen und Gäßchen das Gitterthor und den Fahrweg suchen, die innerhalb des alten Theaters zum Palast Orsini führen, da man ihn von der Straße nirgend sieht. Niebuhr hat in ihm gewohnt, als er preußischer Gesandter in Rom gewesen ist.

Eine lateinische Inschrift, welche Stahr in unserem „Winter in Rom“ angeführt und übersetzt hat, besagt: Augustus, der glückliche Beherrscher der Welt, weihte diesen Ort seinem geliebten Marcellus und dem römischen Volke zum Versammlungsplatz für heitere Schauspiele. In grausen Zeiten kriegerische Burg der Pierleoni und der Savelli, war er eine Cloake von Blut. Jetzt bürgerlicher Wohnsitz der Orsini, ist er dem häuslichen Frieden und der Freundschaft geweiht!

Aber — möchte man hinzusetzen — nicht der schönen, so dankenswerthen freien Gastlichkeit, mit welcher sonst fast alle römischen Paläste in schöner Besitzesfreude dem Eintritt der Fremden sich erschließen. Denn jetzt noch wie vor jenen vierzehn Jahren versagte uns der am Eingang des Gartenhügels Wache haltende Hauswart die Erlaubniß, ein paar Schritte vorwärts zu thun, um zu sehen, wie der Palast Orsini von der Innenseite in den Trümmerberg des Marcellustheaters hineingefügt worden ist.

Wir traten also den Rückweg an und ließen uns von dem unserer harrenden Wagen in das dicht daneben gelegene Ghetto fahren. Der Cenci-Palast liegt noch gerade so verwittert wie vor dreißig Jahren an dem Eingang desselben.

Mit dem römischen Ghetto, das im Laufe

der nächsten Jahrzehnte, wie ich höre, wesentlich umgestaltet werden soll und in dem jetzt Architektur- und Genremaler eben deshalb vielfach thätig sind, die gegenwärtigen Motive festzuhalten, ist es für mich ein eigen Ding.

Eng, winkelig, übervölkert mit Häusern, in deren untere Geschosse nie ein Lichtstrahl der Sonne eingedrungen sein kann, ist es mir nie so abschreckend erschienen als seiner Zeit das Ghetto in dem offenen und lachend daliegenden Frankfurt am Main. Rom birgt eine Menge von ebenso engen, finsteren, sonnenlos winkeligen Straßen und Stadttheilen in seinen Mauern, so daß man den Abstand nicht so peinlich empfand — und die Spuren der großen Vergangenheit fehlten und fehlen auch im Ghetto nicht, obschon der Zustand, in welchem sie sich namentlich vordem befanden, schlimmster Art war.

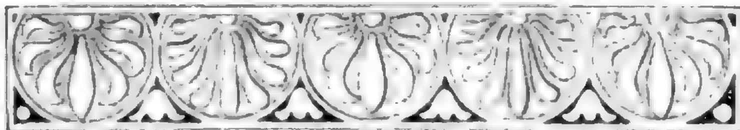
Denn aus dem schmutzigen Wirrsal dieses Viertels ragen auf dem prachtvollen Unterbau breiter Marmorstufen die majestätischen Säulen von dem Triumphbogen und Tempel der Octavia, in dem Schimmer eines gelblichen Marmors vortrefflich erhalten, empor. Aber bis vor wenig Jahren wurde eben auf diesem Marmorboden der Fischmarkt für ganz Rom gehalten, dessen Ausdünstung in der wärmeren Jahreszeit, in den engen, hochhäuserigen Straßen sehr widerwärtig war. Jetzt hat man zum Heil des Ghetto und zur Erhaltung der prachtvollen Trümmer den Fischmarkt in eine für diesen Zweck am Tiberufer unterhalb des Aventins erbaute Halle verlegt, und das Ghetto ist dieser Plage los, während es von der Noth der Tiberüberschwemmung, ebenso wie das Pantheon und die Ripetta, noch unausgesetzt fast in jedem Jahre zu leiden hat. Dabei ist es eine den Aerzten auffallende und noch unerklärte Erfahrung, daß das Ghetto trotz der Ungunst aller äußeren Umstände weniger Krankheiten erzeugt und weit weniger von den Malariafiebern zu leiden hat als viele freier liegende und luftiger gebaute Stadtviertel von Rom.

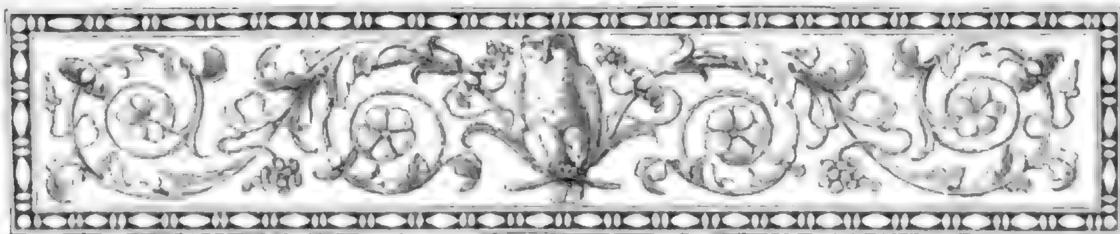
Fleißig ist übrigens das Volk im Ghetto so wie immer, und so eng als früher sind die Menschen, nun sie seit Jahren freizügig in Rom geworden, dort nicht mehr zusammengepferchet; ja, es will mich bedünken, als wäre um die an sich unscheinbare Synagoge der Platz freier geworden, als ich ihn vor mehr als einem Menschenalter kennen lernte. Scuola — Schule — steht an dem Tempel angeschrieben; und „Schule" nennen die Israeliten, so viel ich weiß, auch in Deutschland noch heute ihre Gotteshäuser. Sie werden damit in Italien gleichsam in die Reihe der Gewerbe- und Lehranstalten eingereiht, die, den vielseitigsten Zwecken einzelner Genossenschaften und Brüderschaften dienend, als bewundernswerthe Zeichen der gewerblichen Vereinigungen des Mittelalters uns noch erhalten sind. Die Scuola von San Marco in Venedig als die herrlichste von allen.

Jedenfalls aber würde die Regelung des Tiberbettes, welche das Haus des Sulpicius auffinden machen, auch für das Ghetto von höchstem Nutzen sein; und wer will es sagen, ob bei der Unbegreiflichkeit dessen, was hier in den Zeiten der Zerstörung unter der Erde Schoß verborgen, in ihr verschüttet und erhalten worden ist; wer will es sagen, ob nicht eines Tages auch der siebenarmige goldene Leuchter des Tempels von Jerusalem und der Tisch der Schaubrote noch zum Licht des Tages wiederkehren werden, die wir in der Innenwand des Titus-Triumphbogens in Marmor gehauen vor Augen haben und die nach der Sage gerettet und in den Tiber versenkt sein sollen?

Hier in Rom kommt mir in der Art nichts unmöglich, nichts unwahrscheinlich und eigentlich nichts wunderbar vor als Alles, — das heißt: das ewig wunderbare Rom in seiner gewaltigen Gesammtheit. Ich kann mich des Gedankens nie entschlagen, daß man von dem Wesen der Menschheit und von ihrer Entwickelung hier ein Bild gewinnt wie in keiner anderen Stadt.

Man geht von Rom mit anderen Anschauungen fort als mit denen, mit welchen man es betreten hat, wenn man nicht wie die jetzt Rom in vierzehn Tagen durchstreifenden Touristen nur jene Eindrücke in sich aufnimmt, welche jedes Panorama ihnen billiger und bequemer bieten würde.





Literarische Mittheilungen.

Psychologische Schriften.

Die Verwandtschaft der seelischen Lebensäußerungen in der Stufenfolge der Organismen war schon für Aristoteles ein Gegenstand des Nachdenkens; der Gedanke einer vergleichenden Psychologie konnte doch erst der Verwirklichung sich nähern, seitdem in den Fortschritten der Zoologie einerseits, der Psychologie andererseits die Vorbedingungen dazu geschaffen waren. Ein geistvoller Versuch, Beobachtung und Experiment auf dieses schwierige Gebiet anzuwenden, liegt vor in: **Der thierische Wille.** Systematische Darstellung und Erklärung von Georg Heinrich Schneider. (Leipzig, Verlag von Ambr. Abel.) Die Arbeit steht auf dem Boden der Darwin'schen Entwickelungslehre und schließt sich insbesondere an Häckel an. Dennoch bildet die Auffassung der Zweckmäßigkeit im thierischen Leben den Ausgangspunkt. Die Einordnung des thierischen Handelns in den Zusammenhang der Zweckmäßigkeit thierischen Lebens bildet das Mittel, den thierischen Willen vorzustellen, und die Erklärung dieses zweckmäßigen Zusammenhangs ist das eigentliche Ziel der Untersuchung. Diese Erklärung zu entwerfen, geht der Verfasser von dem Vorhandensein zweckmäßiger Beziehungen zwischen gewissen Erkenntnißacten und bestimmten Gefühlen und Trieben aus. Das Verhältniß zwischen Gefühl, Erkenntnißact und Trieb stellt sich folgendermaßen: Das Gefühl ist die Grundlage alles Psychischen dieses animalischen Lebens; auch die specifischen Sinnesempfindungen sind auf den ersten Stufen psychischer Entwickelung nichts Anderes als Gefühle, und dieser ihr Charakter bleibt in ihrer weiteren Entwickelung noch vielfach bemerklich. Alle Gefühle dienen nun als Motoren der Antriebe in dieser oder jener Weise der Erhaltung und sind deshalb zweckmäßig. So entspricht dem Gefühl ein Trieb. Dies ist ein natürlicher Zusammenhang, welcher keiner erweiternden Erklärung bedarf. Nun stehen aber andererseits diese Gefühle und die ihnen entsprechenden Triebe in zweckmäßiger Beziehung zu Wahrnehmungen oder Vorstellungen. Es besteht demnach eine Association in jedem gegebenen Falle zwischen dem Erkenntnißproceß einerseits und den Gefühls- und Trieberscheinungen andererseits. Diese zweckmäßigen Beziehungen sind nichts weniger als selbstverständlich, ja sie sind in vielen Fällen so erstaunlich, daß sie vor Allem Gegenstand der Bewunderung einer verborgenen Weisheit in der Natur gewesen sind. Denn wird das Problem in diesem Umfange gestellt, so fällt in seinen Umkreis das große Räthsel des Instinctes. Wenn ein Schmetterling gerade die Blumen aufsucht, in denen er seine Nahrung findet oder in denen er, ohne zu wollen, einen anderen Naturzweck erfüllt, so ist hier mit der Wahrnehmung ein Gefühl des Gefallens, welches als Antrieb wirkt, verbunden, und die Biologie zweifelt nicht mehr daran, daß es der Duft der Blume ist, welcher für den Schmetterling zwischen der Wahrnehmung und dem Gefühl des Gefallens vermittelt. Wenn Insecten ihre Eier dahin legen, wo sich ihre Larven entwickeln können, so liegt hierin freilich eine verborgene Weisheit, die man wohl bewundern mag, aber sie ist in dem Thiere nicht vorhanden, sondern in ihm ist nur, ganz wie in dem eben angeführten Falle, die Wahrnehmung der betreffenden Pflanze u. s. w. als durch das Gefühl mit dem Triebe des Eierlegens verbunden zu denken.

Das Problem des Instinctes stellt sich so nur dar als das besonders Auffällige zweckmäßiger Associationen zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen einerseits und Gefühlen und Antrieben andererseits.

Und zwar existirt eine aufsteigende Reihe

dieser Verbindungen: von Beziehungen zwischen Empfindung und Trieb zu denen zwischen Wahrnehmung und Trieb, endlich denen zwischen Vorstellung, Gedanke und Trieb. Dieser Verschiedenheit entsprechend, ist auch das System der thierischen Triebe in dem vorliegenden Werke gegliedert. Unter Empfindungstrieben versteht der Verfasser solche, die auf Grund unmittelbarer Berührungen entstehen; auf sie sind sämmtliche Thiere angewiesen, welche noch keine Sinnesorgane besitzen. Nun ist die Ansicht Schneider's, daß sich aus dieser niedersten Form der Triebe successive die höheren gebildet hätten.

Anders ausgedrückt: der Schüler Darwin's geht davon aus, daß das Zweckmäßige in der Association der Erkenntnißacte mit den Gefühlen als Motoren von Trieben im Laufe der Entwickelung durch Vererbung alle die mannigfachen, vielbewunderten und erstaunlichen Formen angenommen hat, welche wir als die Instincte und Kunsttriebe der Thiere bewundern.

Nur als komisches Gegenbild sei erwähnt: **Thierpsychologie.** Bearbeitet von L. Hofmann. (Stuttgart, Schickhardt u. Ebner.) Es genügt, zu bemerken, daß der Verfasser von der berühmten Duftlehre Jäger's erklärt, daß durch sie über die Gehirnanatomie und Physiologie hinaus ein weiter Schritt gethan sei, der reiche Ausbeute verspreche.

Wendet man sich zu den psycho-physischen Untersuchungen unseres geistigen Lebens, so ist auf recht gute Untersuchungen aufmerksam zu machen, welche unter dem Titel zusammengefaßt sind: **Beiträge zu einer exacten Psycho-Physiologie.** Von Eugen Dreher. (Halle, C. E. M. Pfeffer.) Der Verfasser steht auf dem Boden der gegenwärtig herrschenden Richtung und stellt die Functionen insbesondere der beiden höheren Sinne anschaulich und kundig dar.

Bedeutender durch die Mannigfaltigkeit der Versuche ist eine Arbeit, welche sich mit dem Problem des Traumes beschäftigt, das so zu sagen eine Probe der Psychologie ist: **Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele.** Von Heinrich Spitta. (Tübingen, Franz Fues.) Der Verfasser geht in der Charakteristik des Schlafes von seinen Einzelmomenten aus, entwickelt die Bedingungen des Traumes, die besondere Eigenthümlichkeit des Traumbewußtseins und vergleicht dieselbe namentlich mit den krankhaften Seelenerscheinungen; vor Allem entwirft er aber eine vollständige Uebersicht und Classification der so vielfachen Phänomene des Traumlebens mit Inbegriff des Nachtwandelns und der magnetischen Zustände, und zwar behandelt er den ganzen Umfang des Problems in rein naturwissenschaftlichem Geiste und bedient sich dabei so viel als irgend möglich des Experiments.

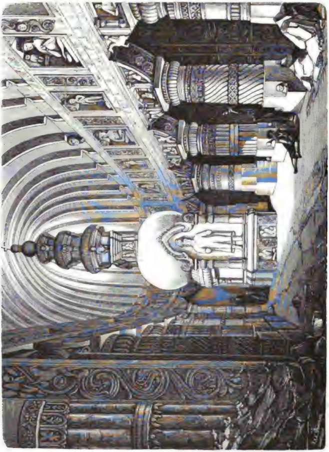
Zur Geschichte der Architektonik.

Die Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage. Von Dr. R. Adamy. Hannover, Verlag der Helwing'schen Buchhandlung.

Als Winckelmann zum ersten Male in gründlicher Weise daran ging, die unter dem Schutt vergrabenen sowie in Bibliotheken und Museen unbeachtet verborgenen Kunstschätze des Alterthums zu sammeln und der Mit- und Nachwelt in seiner classisch geschriebenen „Kunstgeschichte" vorzuführen, hatte, trotzdem diese Arbeit im Stande war, die Kunstanschauung in ganz neue Bahnen zu lenken, er damit doch nur gleichsam den ersten Spatenstich zur Erforschung des Bodens classischer Kunst gethan. Ihm folgte Lessing, bei welchem aber, im Gegensatz zu dem Alles enthusiastisch auffassenden Winckelmann, die Reflexion in den Vordergrund trat. „Warum?" fragt Lessing und versucht das Wesen der Dinge philosophisch zu begründen. Nach längerer Pause, deren Ursachen hier klarzulegen zu weit führen würde, tritt Bötticher auf mit seinem schon durchaus einen ausgeprägten kunstphilosophischen Charakter tragenden Werke. Er sucht, beschränkt auf die hellenische Welt, speciell für diese alle Fragen, welche sich dem denkenden Menschen bei Betrachtung eines Kunstwerkes aufdrängen, philosophisch zu lösen. Die hierbei insbesondere für die griechische Kunst gefundenen Resultate ließen sich dann auf die Kunst der übrigen Völker des Alterthums und der Neuzeit anwenden — gewiß ein Weg, um eventuell zum Ziele zu gelangen. Jedoch fast gleichzeitig wird ein neuer Weg eingeschlagen: die Bekanntschaft neu aufgefundener Werke älterer Culturvölker und die hierdurch neu angeregte nähere Betrachtung der schon bekannten nichthellenischen legte es nahe, sie alle zusammen philosophisch zu betrachten und, anstatt den griechischen Maßstab an die nichtgriechischen Werke zu legen, das Gemeinsame, welches sämmtlicher Werke Grundlage ist, aufzufinden und, hiervon ausgehend, weiterzuforschen. Diesen Weg betraten Semper, welcher jedoch mehr historisch zu Werke ging und sich speciell der Architektur zuwendete, und Schnaase. Letzterer befaßt sich mit der gesammten bildenden Kunst, leider ohne Kenntniß der bedeutenden Forschungen der letzten zehn Jahre. Dieses reiche Material hat zwar Lübke zu benutzen vermocht,

indeß bei ihm tritt wieder mehr das historische Element in den Vordergrund.

Hiernach war es vorauszusehen, daß bei dem heutigen Stande der Wissenschaft über kurz oder lang ein Werk erscheinen mußte, welches des Verfassers hervor, die Dinge in ihrer Wesenheit zu ergründen, nachzuweisen, wie der menschliche Geist, wenn er als Kunstwerk in die Außenwelt tritt, trotz aller Verschiedenheit der auf ihn einwirkenden Producte der



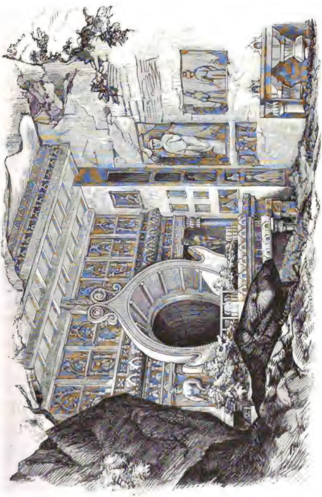
Inneres einer Chaitja-Grotte zu Ajunta.

sich philosophisch über das gesammte bisher gesammelte Material verbreitete, und dieses Werk liegt uns in Dr. Adamy's „Architektonik" vor; es bildet dasselbe den nothwendigen Abschluß der bereits angeführten Werke. Zwar sind bis jetzt nur die beiden ersten Abtheilungen erschienen, doch ist in ihnen bereits Vortreffliches geleistet. Ueberall tritt das Bestreben Kunstthätigkeit der verschiedenen Zeiten und Völker nach gleichen Principien sich sein Kleid bildete, ja sogar nothwendig bilden mußte, da dem Kunstwerk der Geist und sein Ausdruck, Inhalt und Form, immanent sind.

In der ersten Abtheilung, welche die Grundlage des ganzen auf drei Bände berechneten Werkes bildet, werden vom Verfasser diese

Digitized by Google

philosophischen Fragen behandelt. Sie gestaltet sich zu einer glänzend geschriebenen Einleitung des ganzen Werkes. Die Fragen nach dem Ursprung der Kunst im Allgemeinen, nach dem Wesen der Phantasie, ihrer Beziehung zur Sinnlichkeit, ihren Subjecten und Objecten, die Fragen nach dem Wesen des für ein Kunstwerk so wichtigen Symbols und sein Verhältniß zu demselben, nach dem Wesen der Kunstwerke selbst, den formellen und ideellen Elementen der architektonischen Schönheit, der ästhetischen Optik, der Architektur und ihren Geschwisterkünsten und endlich die Fragen nach der historischen Entwickelung der Architektur, von den in einsamer Majestät thronenden Pyramiden der Pharaonen an bis zu den von Volksmengen umwogten Renaissancebauten der Neuzeit, sind hier mit einer staunenerregenden Kenntniß aller



Aeußere Ansicht einer Chaitja-Grotte zu Ajunta.

Gebiete in tief durchdachter, aber auch vom warmen Pulsschlag der Begeisterung getragener Sprache erörtert. Selbstbewußt und klar, mit der ruhigen Sicherheit eines Mannes, der sein Gebiet völlig beherrscht, geht der Verfasser vor, bald ältere irrige Ansichten entkräftend, bald neue aufstellend; und dort, wo das menschliche Wissen aufhört, wo seine Merkzeichen stehen und wir uns sagen müssen, mit unserer Forschung nicht weiter dringen zu können, dort sein. Ein Jeder, welcher den Gottesfunken des Kunstgefühls in sich trägt, wird in dem Buche den Widerhall seiner eigenen Gefühle klar erschlossen finden. In der Wahrheit der Gedanken und der Klarheit ihrer Fassung, darin liegt es eben, daß ein Jeder, auch ohne gelehrten Apparat, dem Verfasser auf sein Kunstgebiet zu folgen vermag, und deshalb hat das vorliegende Werk auch einen so hohen Werth.

Wenn der Verfasser in der ersten Abtheilung

Löwenmaske. (Zeichnung nach Gips.)

drückt uns der Verfasser mit echter geläuterter Religiosität die Fackel des Glaubens, des Gefühls in die Hand, im ahnungsvollen Dämmerlichte uns jene Gebiete erkennen lassend. Ein gesunder Idealismus tritt uns wohlthuend auf jeder Seite entgegen, jener gesunde Idealismus, durch welchen es allein möglich ist, den Geist aus den erdrückenden Fesseln der Materie zu befreien, ohne ihn der gehalt- und gestaltlosen Gefühlsverschwommenheit in die Arme zu führen. Zudem dürfte wohl selten ein gelehrtes Werk so allgemein verständlich abgefaßt und so festlich stimmend geschrieben in dieser gründlichen Weise das Fundament seiner „Architektonik" gelegt hat, so giebt die zweite Abtheilung, der Beginn des Aufbaues, von der Güte und Gründlichkeit desselben einen nicht minder hohen Begriff. Dankenswerth vor Allem sind hier die culturgeschichtlichen Einleitungen. In kühnerer Weise, als der große Schnaase dieses in seiner Kunstgeschichte gethan hat, lüftet er den Schleier der Jahrtausende verbergenden Vergangenheit und führt uns die Cultur der verschiedenen Völker vor Augen, den Prüfstein auch für die Entwickelung ihrer Kunst. Sodann übergehend zu den

Digitized by Google

einzelnen Kunstwerken selbst, erklärt der Verfasser mit ästhetischem Tact und umfassender Kenntniß die Pyramiden der Aegypter, die Felsentempel Indiens, die fast von der Erde verschwundenen pomphaft geschmückten Königspaläste der semitischen Völker, um sodann nach Betrachtung der persischen Kunst demnächst nach dem schönen Hellas sich zu wenden, wo zum ersten Male in freiem Pulsschlage die Kunst zur herrlichen Blüthe sich entfalten durfte. Mit großer Spannung sehen wir dieser demnächst erscheinenden Abtheilung entgegen.

Schon beim Studium der ersten Abtheilung des vorliegenden Werkes war es uns klar, daß der Verfasser mit einem großen Theile der bisherigen Anschauungen über die Architektonik brechen müsse. Haben wir in der zweiten Abtheilung dieses schon bestätigt gefunden, so muß es bei der dritten, der „Architektonik der Hellenen", in noch weit größerem Maße zu Tage treten. Geht der Verfasser auf dem einmal betretenen Wege weiter, entwickelt er die Formen hellenischer Kunst, wie wir es nach seiner bisherigen geistreichen Arbeit vermuthen dürfen, dann wird das vorliegende Werk im wahren Sinne des Wortes epochemachend werden.

Die Verlagshandlung hat bezüglich der Ausstattung des vorliegenden Werkes nicht gespart Der Druck ist ein vorzüglicher und die sorgfältig ausgewählten Holzschnitte sind ausnehmend klar, wie auch aus den beigedruckten Illustrationsproben, welche eine Grotte zu Ajunta von innen und außen sowie eine Löwenmaske darstellen, zu ersehen sein dürfte. Nach allem diesen verfehlen wir nicht, das schöne Werk wärmstens zu empfehlen.

Literarische Notizen.

Sämmtliche Werke von Julius Mosen. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Mit Mosen's Porträt. Fünf Bände. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Fünfzehn Jahre sind verflossen, seitdem in Oldenburg einer der edelsten, von echter patriotischer Begeisterung erfüllten Dichter den Tod als eine Erlösung von schwerem Leiden herannahen sah. Zu den wenigen erfreulichen Stunden in der Krankheitsgeschichte Julius Mosen's müssen vor Allem diejenigen gezählt werden, in welchen es den Bemühungen seiner Freunde möglich war, dem Dichter die Gesammtausgabe seiner Werke zu überreichen. Das Bewußtsein, die Früchte seiner idealen Thätigkeit zum Gebrauche seiner Nation wohl aufgehoben zu wissen, fiel gewiß wie ein verklärender Strahl in die Nacht seines Krankenzimmers. Jetzt wendet sich die Sammlung in gefälligem Gewande zum zweiten Male an die Literaturfreunde, und sie wird ihnen um so mehr willkommen sein, als sie darin manches bisher nicht Gekannte zu Gesicht bekommen. Die Pietät des Sohnes des Dichters, des Dr. Reinhard Mosen in Oldenburg, hat dafür gesorgt, daß diese Vollständigkeit des Gebotenen erreicht und dem letzten Bande eine Biographie seines Vaters beigefügt wurde. Julius Mosen wurzelt fest in unserer Literatur, sowohl mit seiner kräftigen und frischen Lyrik, die so viel Volksthümliches wie die Gedichte „Andreas Hofer" und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" enthält, als auch mit seinen beiden philosophischen Dichtungen „Lied vom Ritter Wahn" und „Ahasver", deren prächtige Diction die poetische Idee, das eine Mal die Flucht vor dem Tode, das andere Mal die Sehnsucht nach demselben, so würdig umschließt. Mosen's Dramen kranken allerdings an dem Mangel an Gestaltungskraft und sind mehr gedacht als gedichtet, wenn wir auch Stücken wie den „Bräuten von Florenz" oder dem „Sohne des Fürsten", letzterem schon wegen des fesselnden, der preußischen Geschichte entnommenen Stoffes, mehr Beachtung wünschten, als ihnen von unseren Bühnenvorständen zu Theil geworden ist. Der Roman „Der Congreß von Verona", dieses interessante Bild des Kampfes zwischen Absolutismus und Liberalismus, und mehrere Novellen wie „Georg Venlot" vervollständigen das Porträt des hochgesinnten Dichters, von dem wir wünschen und hoffen, daß ihm die Theilnahme der Nation immer mehr entgegenkommen möge. E. Z.

Psyche und Eros. Ein milesisches Märchen in der Darstellung und Auffassung des Apulejus, beleuchtet auf seinen mythologischen Zusammenhang, Inhalt und Ursprung von Adolf Zinzow. (Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.) Es ist ein altgriechisches Märchen, welches uns in der späten Darstellung des Apulejus erhalten ist. Der Verfasser zeigt die Verwandtschaft desselben mit einem indischen und altfranzösischen Psychemärchen, er giebt eine feinsinnige mythologische Deutung der ganzen reizenden Geschichte von der Dienstbarkeit, den Prüfungen und der Vermählung der Psyche, und er entwickelt den Standpunkt und schriftstellerischen Charakter des Apulejus, welchem wir die Erhaltung dieses einzigen aus dem Alterthum geretteten Märchens verdanken. Dem Verfasser

gelingt der Nachweis, daß wir es hier in der That mit einem altgriechischen Märchen zu thun haben, dessen Ursprung in die Heroen- und Göttersage zurückreicht, und so eröffnet sich die Perspective auch an dieser Stelle der Forschung, daß wir es in den Märchen überall gleichmäßig mit sonderbaren Verwandlungen der Götter- und Heroensage zu thun haben, so sonderbar, als nur irgend eine Verkleidung und Verwandlung in diesem Märchen selber vorkommt.

Quintus Horatius Flaccus. Von Lucian Müller. (Leipzig, Verlag von B. G. Teubner.) Diese Biographie behandelt Leben und Charakter des größten römischen Dichters, alsdann die einzelnen Classen seiner Werke in einer für weitere Kreise des Publikums lesbaren Form.

Mythologie der Griechen und Römer. Von O. Seemann. Zweite Auflage. (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.) Das Büchlein ist für die weitesten Kreise bestimmt und empfiehlt sich in seiner hübschen Ausstattung mit einer großen Anzahl von Holzschnitten für seinen populären Zweck ganz besonders.

* * *

Geschichte der Plastik. Von Wilh. Lübke. Dritte Auflage. Mit gegen 400 Holzschnitten. (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.) Das allseitig anerkannte Werk tritt uns in vorzüglicher Ausstattung und erheblich verbesserter und vermehrter Gestalt entgegen. Die Abschnitte über die Plastik des Orients haben eine bemerkenswerthe Umgestaltung erfahren; alsdann macht sich für die Darstellung der griechischen Plastik der Einfluß der jüngsten Entdeckungen geltend, und es war ein Glück für den Verfasser, als einer der Ersten die Consequenzen dieser wichtigen Funde für die Auffassung der griechischen Plastik ziehen zu dürfen. Nicht lobend genug können wir die Holzschnitte hervorheben, welche sich zu einem fortlaufenden Bilderbuch in dieser Auflage gestaltet haben. — Auch die **Geschichte der Malerei** von Alfred Woltmann schreitet voran, da Prof. Karl Woermann sich entschlossen hat, nach dem Plane Woltmann's die Geschichte der Malerei zu Ende zu führen. Auch sie erscheint im Verlage von E. A. Seemann in ganz gleicher und ebenso vorzüglicher Ausstattung wie die eben erwähnte Geschichte der Plastik. — Von der **Stillehre der architektonischen und kunstgewerblichen Formen**, welche A. Hauser im Verlage von Alfred Hölder in Wien herausgiebt, erscheint bereits die zweite Auflage; sie verdient durch die Verbindung von Gründlichkeit und Klarheit einfacher Darstellung diesen Erfolg durchaus. — Endlich erwähnen wir ein sehr geeignetes Mittel, die antike Kunst kennen zu lernen. **Einführungen in die antike Kunst.** Ein methodischer Leitfaden für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht von Rudolf Menge. Mit dreiundzwanzig Bildertafeln in Folio. (Leipzig, E. A. Seemann.) Das Werk umfaßt einen Atlas von dreiundzwanzig Tafeln, der 260 Abbildungen in Holzschnitt enthält. Dieser Atlas ist von einem Text begleitet, welcher die Benutzung des Werkes auch über die Kreise der Schule hinaus möglich macht. Das Ganze erfüllt ein längst gehegtes Bedürfniß, die Beschäftigung mit der alten Kunst auch für weitere Kreise an die Anschauung der Denkmäler selber anzulehnen und so von dem dürftigen Wort zu emancipiren. Gerade in diesem Sinne können wir das Werk sehr lebhaft empfehlen.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Fabian und Sebastian.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

I.

Wenn es allein auf die äußeren Umstände oder was man so den Zubehör nennt ankäme, so wäre dieses eines von den hellsten Büchern in dieser Welt und würde wie ein buntfarbigster Lichtblitz über den dunklen Ocean von Druckerschwärze fallen, der jedes Leben jetzt doch ohne alle Frage mehr oder weniger umfluthet, wenn er es nicht gar ganz überschwemmt. Und welch ein süß begehrens- und lesenswerth Buch würde dies werden können, wenn wir es nur für die jungen Kinder in dieser Welt zu schreiben hätten! Da ist kein Sack, welchen der gute Knecht Rupert, der Pelzmärtel und Weihnachtsmann mit sich schleppen kann, so groß und umfangreich, daß er ihn nicht unter dem Dache, unter welches wir jetzt die alten Kinder dieser Erde zu führen gedenken, bis zum Rande vollstopfen konnte, mit allen Wundern in Zucker für die Feier jener Nacht, in der einmal der Ruf erklang: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Pelzmann und Compagnie klingt heimlich und warm genug die Firma, steht aber nicht so angeschrieben in goldenen Lettern über dem Eingangsthor des Geschäftes, denn sie hat's wirklich nicht nöthig. Wenn sich je eine Fabrik eine gute Stätte auf den Zungen der Unmündigen, im Munde der Mündigen zubereitet hatte, so war es diese. Tausende und aber Tausende von leckenden, schmatzenden zuckerschaum- und chokoladebekrusteten Kindermäulchen verkünden und verbreiten seit mehreren Menschenaltern ihr Lob und

ihren Preis; doch, wie gesagt, nicht allein die Kleinen, sondern auch die Großen halten viel von Pelzmann und Compagnie, sowohl an der Börse wie an den Frühstückstischen. Fassen wir uns kurz, so bedeuten die Worte Pelzmann und Compagnie eine der größten und wohlberüchtigtsten Chokoladen- und Confitürenfabriken Deutschlands.

Was nun die Compagnie anbetrifft, die auch heute noch an den Namen der Inhaber der Firma hängt, so hat sie freilich nicht das Geringste mehr zu bedeuten. Ein sicherer Herr J. J. Doppelmeier gab vor langen Jahren zum Beginn des Geschäftes weniger seine Thätigkeit und sein kaufmännisches Wissen als ein nicht unbeträchtliches Capital her. Doch Beide, sowohl der stille Compagnon wie das lautklingende Capital, sind längst, längst in den Büchern gestrichen, und gegenwärtig —

Doch das wird sich ja nun finden, oder besser, die Leser werden allgemach selber herausfinden, wer gegenwärtig Pelzmann und Compagnie sind!

Von sehr süßen Sachen könnte die Rede sein, und an einem lieblichen Trost durch das Ganze hin und an ein paar beruhigenden Worten, und zwar aus einem Kindermunde, zum Schluß soll's auch nicht fehlen; aber vor einem sauersüßen Anfang stehen wir und können nichts dafür — wie immer.

Am dreizehnten Februar feiern heuer die Oldenburger und die Meininger ihren Bußtag, am siebenundzwanzigsten desselbigen Monats die aus dem Königreiche Sachsen. Am sechsundzwanzigsten März begehen ihn Sachsen-Altenburg, Gotha und Hannover, am einundzwanzigsten April die Preußen und die Hamburger, am zweiundzwanzigsten September die Bremer oder Bremenser und am zwanzigsten October die Hannoveraner zum zweiten Mal. Am zehnten November sitzen die Braunschweiger im Sack und in der Aschen, am neunzehnten desselbigen Mondes setzen sich die Sachsen ebenfalls zum zweiten Mal hinein und sicherlich nicht, ohne ihre Gründe zu haben. Am dritten December schlagen sich die Thüringer im Allgemeinen an ihre Brüste und, weil sie sich selber doch am besten kennen, an desselbigen Monden Fünfzehntem, weiß Gott, die Hannoveraner zum dritten Mal; aber — an einem Tage Fabian's und Sebastian's, ganz vernünftigerweise an dem Tage, an welchem der Saft wieder in die Bäume schießen soll und welchen sehr seltsamerweise kein deutscher Volksstamm oder angestammter Bruchtheil des deutschen Volkes sich zum In-sich-gehen ausgesucht hatte, ging die Buße Herrn Sebastian Pelzmann's an. Am zwanzigsten Januar 187* ging Herr Sebastian wenn nicht schon in sich, so doch seinem wirklichen Soll und Haben im Leben mit außergewöhnlichem Unbehagen näher und fragte einen Doctor der Medicin dabei um Rath, welches Letztere der Menschheit an ihren Buß- und Beichttagen nicht selten wohl anzurathen wäre.

Der Schnee lag hoch, und es hatte bis in die Dämmerung hinein geschneit. Dann war es klar geworden, und nunmehr glitzerten die Sterne herrlich aber gleichgültig bei acht bis neun Grad Kälte auf die weißen Dächer der Stadt hernieder. Auf wie manche Bußnächte der armen kurzlebigen Menschen haben diese ewigen Sterne aber auch schon herabgesehen im Sommer wie im Winter, bis es Zwölf schlug, ein neuer Tag kam und Alles beim Alten fand, allen Reuethränen, Seufzern und guten Vorsätzen zum Trotze! Wie oft haben sie schon am zwanzigsten Januar, am Tage Fabian's und Sebastian's, den Saft von Neuem in die Bäume steigen sehen auf einem Ihresgleichen, nämlich auf diesem, gleich ihnen selber durch die ewige Finsterniß schim-

mernden Sterne — Erde genannt! Das Tout comme chez nous wird da aber nicht minder am Platze sein wie — anderswo!

Wir befinden uns in dem Speisezimmer eines wohlhabenden Mannes, und daß bei diesem wohlhabenden Manne soeben zu Nacht gespeist worden war, ließ sich auch nicht verkennen. Es ist nicht immer der Beichtstuhl, wo dem Menschen das Bedürfniß kommt, einmal wirklich wahr über sich zu werden und sich zu geben, wie er ist. Gut Essen und Trinken thut oft nicht weniger dazu, und die Beichtväter und barmherzigen Brüder tragen nicht immer den Chorrock, die härene Kutte und den Strick um den Leib, sondern ziehen gottlob nicht selten die Serviette unterm Kinn weg und legen sie sanft auf den Stuhl nebenan mit einem: „Nur weiter. Immer die alte Geschichte! Wohl, ich höre, ich merk', ich verstehe!"

Es gab nun wohl keine zwei größeren Gegensätze als die, welche sich in den beiden Männern ausprägten, die hier eben ihr Abendessen eingenommen hatten mit einander und die wir hiermit die Ehre haben, unseren Lesern vorzustellen —

Herr Medicinalrath und Hofmedicus Baumsteiger, Leibarzt Ihrer Hoheit der Prinzeß Gabriele Angelika — Herr Sebastian Pelzmann, jüngerer Chef der berühmten Firma Pelzmann und Compagnie! Ersterer als Wirth, Letzterer als Gast. Beide über die Fünfzig hinaus; eine Zahl, über die sich der Erstere jedoch weggekugelt zu haben schien, während der Andere sich unbedingt durch sie gezwängt hatte, um dünn genug auf der Schattenseite dieser bedenklichen Lebenszeitscheide zum Vorschein zu kommen und zum Exempel in diesem Moment unruhigen Schrittes im Zimmer auf und ab zu laufen, während der Tischgenosse sich nur etwas behaglicher in seinem Sessel zurückgelehnt hatte, zur Seite auf dem Tische in einem Cigarrenkistchen mit dem feinen Gefühl des Weisen tastete und hier, wie meistens überall, in Beziehung auf sein Wohlsein das Richtige traf.

„Willst du dich wirklich nicht wieder setzen, lieber Pelzmann? Ich versichere dich, du besserst weder in dir noch um dir das Geringste durch dieses spasmodische und wirklich bis jetzt noch ziemlich überflüssige Gezappel. Als einen Spasmophilos habe ich dich freilich von jeher im Behaglichen wie im Unbehaglichen gekannt. Also — nur weiter, und rede dich aus. Nicht todt zu kriegen!"

„Ich bitte dich, laß mich!" rief der Andere. „Ich spreche wahrhaftig von diesen Dingen immer noch ruhiger an eine Windfahne gebunden wie auf den weichsten Kissen, die du mir unterschieben könntest. Ich bin ein nervöser Narr und bin es immer gewesen. Was ist das nun, wenn einem Temperament wie dem meinigen von euch Vernünftlern gerathen wird, die Zeit walten zu lassen, um Ruhe zu bekommen? Eine erkleckliche Zahl von Jahren habe ich doch nun wohl allgemach um mich aufgebaut, aber welch inneres Behagen und Genießen schützt das? Lächerlich! ... Es war eben dein altes Vergnügen, einen neuen Namen für mich zu erfinden und deine ewige Redensart dranzuhängen. So — kriege mich todt in dieser Hinsicht, und ich werde dir danken wie nie für ein anderes Recept. Eine Mauer! Wahrhaftig, eine schöne feste Mauer baut die Zeit um mich auf. Ein Mückenflügel wirft sie um! der jämmerlichste Tagesverdruß im Geschäft sie über den Haufen! ... Da rede ich zu dir wie zu einem Beichtiger, weil du mir wie gewöhnlich einen guten Wein vorgesetzt hast und weil — weil — wir an einander gewöhnt sind und du mich kennst; — weil — du weißt, wer ich bin und wie ich mein Leben geführt habe — führen mußte, und was Alles um eure

abgeschmackte Mauer von behaglichem An-sich-kommen-lassen herumliegt. Alter Freund, deine Weinkarte war wirklich exquisit, und ich beichte dir: ich hatte auf deine Mauer gerechnet und mich für allen späteren Comfort darauf verlassen, und nun — da ist der Mückenflügel mit seinem Wehen! Um des Himmels willen, Baumsteiger, was soll ich mit dem Mädchen anfangen? wie wird dies Kind mir meine Existenz auf den Kopf stellen? Eine Welt von Verwirrung dringt da über eure abgeschmackte Mauer auf mich ein, und als ob ich der Narren nicht schon genug im Hause hätte, drängt jetzt auch das auf mich los. Ich habe mich wenigstens immer gegeben, wie ich bin; und so sage ich es ganz offen, Baumsteiger, ich wollte diese Creatur wäre geblieben, wo der Pfeffer wächst."

„Der Cacao willst du sagen," warf der Hofmedicus ein.

„Und meinem verehrten Herrn Bruder habe ich selbstverständlich auch für dies Vergnügen, zum größten Theil wenigstens, zu danken. O, hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt, in welcher Art die Correspondenz da die letzten Jahre hindurch hinüber und herüber hinter meinem Rücken geführt worden ist!"

„Hm," brummte Baumsteiger, „das muß man euch lassen: ein hartköpfiges und damit zuweilen auch mitten im Weichen, ja Breiigen und Fließenden sonderbar steif hinstehendes Geschlecht seid ihr, ihr Pelzmänner. Ja, ja, der brave Melancholicus und Attrapenonkel hat doch auch seinen Willen und weiß ihn immer noch von seinem Hinterhause aus durchzusetzen. Der muntere, vergnügte Luftflieger, der Lorenz, hatte sich deiner brüderlichen Zuneigung nie in sehr hohem Grade zu erfreuen; aber diese energische Art und Weise, wie du deine Abneigung nunmehr auf sein Kind überträgst, hat in der That etwas Imponirendes. Andere, weniger steifnackige Burschen würden es wenigstens erst abwarten, wie die Kleine ausfiele; ich zum Exempel, der ich doch auch ein Ziemliches auf comfortable Lebensgewohnheiten halte und mir nicht gern meine Kreise in dieser Beziehung verstören lasse."

„Ja du!" rief der Fabrikant und warf sich jetzt endlich wieder auf den Sessel hin, von dem er vorhin aufgesprungen war, um seiner verdrießlichen Stimmung freieren Spielraum nach außen zu verschaffen. „Wer hat dich denn je in deinem Leben so gestört und aufgehalten, wie ich es alle Zeit, so lange ich denken kann, durch meine Verwandtschaft — lebende und todte — wurde? Es ist doch wahrhaftig kein Vergnügen, in einer Familie von lauter Phantasten den einzigen klaren, vernünftigen Kopf auf den Schultern zu tragen und bei jedem Schritte vorwärts erst eine burleske Hanswurstiade oder sentimentale Simpelei aus dem Wege räumen zu müssen! Wer hat dessen ungeachtet das Haus Pelzmann und Compagnie wieder hingestellt, wie es heute steht und hoffentlich, während ich lebe, stehen bleiben wird? Ich, ich allein! ... Und wer hat stets sein Möglichstes gethan, es zu ruiniren? Meine Herren Brüder, der Fabian wie der Lorenz; und ein jeder von ihnen auf seine besondere Weise, als ob es nicht schon an einer genug und übergenug gewesen wäre!"

„Richtig! Sie verließen sich eben auch darauf, daß das Haus Pelzmann nicht todt zu kriegen sei, und so nahmen sie es eben auch für das, als was es so vielen anderen Kindern und sonstigen naschhaften Sachverständigen gilt. Nämlich für die größeste und wundervollste Weihnachts-Puppen- und Kuchenbude der Welt. Sie hatten Vergnügen an euren Süßigkeiten als solchen und waren ziemlich schlechte Rechenmeister, Buchführer

und Bilanzzieher, der arme selige Lorenz sowohl wie mein ganz specieller Freund, unser Attrapenonkel, der am liebsten selber an jedem Tage im Jahre als Weihnachtsmann mit dem Sacke umginge und eure angenehmen Fabrikate gratis an das Geschlecht Adam's und Eva's austheilte. Schade, daß der Mann nicht Buchhändler geworden ist! Der würde die schöne deutsche Literatur endlich auf den Strumpf gebracht haben."

„Und sich in die Concursliste und an den Bettelstab. Ich bitte dich, Baumsteiger, ärgere du mich nicht auch jetzt noch mit dem Narren, dem Fabian! Dies Uebel bin ich gewohnt, wie der Mensch ja auch ein hölzern Bein allgemach gewohnt wird, und es ist mir wenigstens gelungen, diese Imbecillität so unschädlich als möglich zu machen. Bleiben wir bei dem Lorenz oder vielmehr seiner Hinterlassenschaft. Bei Allem, was sich —"

„Unter Debet und Credit eintragen läßt, was soll ich mit dieser Hinterlassenschaft anfangen? Nicht wahr, so heißt die Klemme, in der wir festzusitzen glauben?" fragte Hofmedicus Baumsteiger mit einem höchst eigenthümlichen und jedenfalls sehr klugen und vielsagenden Blick auf seinen Gast. „Hm, der Attrapenonkel —"

„Eine Deutsch-Holländerin!" rief Herr Sebastian Pelzmann auf nichts achtend rings umher, nur mit sich selber und mit dem Anfang seiner Buße an diesem Abend des Tages Fabian und Sebastian, wo — der Saft wieder in die Bäume geht, beschäftigt.

„Gar nicht todt zu kriegen!" sagte Baumsteiger. „Fünfzehn wundervolle, tropische, exotische Mädchenfrühlinge alt, alter Kenner!"

„Jawohl! auf der Insel Sumatra geboren und wahrscheinlich annähernd so alt, wie du angiebst. Jawohl, nette tropische Zustände wird mir die exotische Pflanze im Hause zur Blüthe bringen!"

„Solltest du wirklich nicht dem Onkel Fabian, der sie sich, wie du sagst, heimtückischerweise von seinem Hinterhause aus hinter deinem Rücken verschrieben hat, einfach die Verantwortlichkeit für Alles überlassen können?"

Der Onkel Sebastian wehrte mit beiden Händen die Möglichkeit hiervon in einer so energischen Weise ab, daß er fast das Gleichgewicht auf seinem Stuhle verlor.

„Was würde aus dem Hause Pelzmann und Compagnie werden, wenn ich dem nur für acht Tage die Verantwortlichkeit für etwas Anderes als die Modellkammer allein überließe? Aus einem Narrenhause ein Tollhaus! O liebster Freund, wer vertheilt diese Nerven in dieser nichtsnutzigen Welt? Du bist mein Schulgenosse, mein Hausarzt, und ich rede gegenwärtig zu dir wie zu einem Beichtvater, und es scheint dir in deiner philosophischen Gelassenheit nur ein Nachtischbehagen mehr zu sein, mir gleichfalls noch auf die Nerven zu fallen. So seid ihr aber allesammt, ihr gemüthlichen Herren, die ihr es in eurem stoischen Behagen nie zugeben könnt, daß ihr euch wohl in eurer Haut fühlt auf diesem widerwärtigen, langweiligen, abstehenden Erdenball!"

Ein Diener trat in diesem Augenblicke herein und brachte ein Billet des Inhalts:

„Bester Medicinalrath, wir bitten dringendst!!!! Ihre
Fredegunde, Gräfin zum Stuhle,
geb. Freiin von Raschlauffen."

Von philosophischer Gelassenheit war nach Einsichtnahme der zierlichen Zuschrift an dem Medicinalrath, Hofmedicus und Leibarzt Ihrer Hoheit der Prinzeß Gabriele Angelika Dr. med. Baumsteiger nicht das Mindeste mehr zu bemerken. Er wartete es kaum ab, daß sich die Thür wieder hinter seinem Diener geschlossen hatte, um in höchst unstoischer Weise loszubrechen.

„Da!" ächzte er, den erlauchten Hülfe-

ruf dem Gastfreunde mehr hinschleudernd als zureichend. „Der Satan hole die alten Weiber! Na, nicht wahr, wir saßen hier ja wohl ganz behaglich? . . . Wohl in meiner Haut? Du liebster Himmel! . . . Jawohl, kriege du das einmal todt! Den Magen verdirbt das sich und zwar ganz speciell an euren nichtsnutzigen Geschäftskünsten und Präparaten alle Augenblicke. Leibarzt bin ich da zu aller sonstigen Plage und frage dich, mon cher, ob es da noch viel zärtlicher Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen bedarf, um mich tagtäglich dazu zu bringen, mich und mein Dasein auf deinem ‚abstehenden‘ Erdball zu allen Teufeln zu wünschen.“

Er zog die Glocke:

„Anspannen, Georg! — Dich, Pelzmann, werde ich vor deiner Hausthür absetzen. Schade darum! Du geriethest mir in der That allgemach in eine psychologisch und physiologisch ungemein interessante Stimmung. Ich hätte gern noch ein paar ruhige Minuten länger deinen Reueanwandlungen gegenüber sowohl als dein Mitmensch wie dein Hausarzt den innigen Antheil nehmenden Beichtiger agirt.“

„Reueanwandlungen?“ murrte Herr Sebastian. „Dummes Zeug! . . . Körperlich verstimmt fühle ich mich, und somit seit einiger Zeit in der Laune, in verlorenen Momenten für allerlei Lebenserfahrnisse auch einmal nach eurer philosophischen Methode nach dem Wie, dem Warum und dem Wozu zu fragen. Diese Störung eben kommt mir übrigens ganz recht, den Platz in deinem Wagen nehme ich an, und — wenn es dir gefällig ist, reden wir unterwegs von anderen Dingen.“

Hofmedicus Baumsteiger warf noch einmal einen verstohlenen Blick auf seinen Gast, und dieser Blick thut uns wiederum zur Evidenz dar, daß der Mann kein geringer Seelenkundiger, kein unfeines Menschenkind und — seit langer Zeit nicht nur der Hausarzt, sondern auch der Hausfreund bei Pelzmann und Compagnie und letzteres nicht nur im Vorderhause, sondern auch im Hinterhause war.

* *
*

Ziemlich im Mittelpunkte der Stadt ist die große Süßigkeitenfabrik der Firma Pelzmann und Compagnie gelegen, ein stattlicher Complex von Gebäuden, Höfen und Schornsteinen. Von den letzteren ragen die beiden höchsten, die des Kesselhauses, hoch über die Dächer hinaus und qualmen auch in diesem Augenblick noch leise zum klaren Winternachthimmel empor. Nach einer der belebtesten Straßen zu erstreckt sich das alte Wohnhaus der Familie, in dem sich auch die Comptoire befinden und dessen Erdgeschoß in seiner halben Länge durch des Onkels Fabian Wunderladen für den städtischen Detailverkauf eingenommen wird. Die Comptoire des Onkels Sebastian liegen dem Hofe zu, nur aus den Fenstern seines sehr eleganten Privatcabinets sieht man ebenfalls in die Hochstraße hinein. Dabei aber hat er den ganzen oberen Stock des Vorderhauses inne, führt daselbst ein gesellschaftlich ungemein bewegtes und jedenfalls sehr nervöses Leben weiter und giebt dort dann und wann seinen Freunden anerkannt lobwürdige Diners unter Vermittelung einer ganz vorzüglichen Köchin, die ihn seit langen Jahren an einer seiner stärksten Seiten festzunehmen weiß und die ihn fast noch mehr tyrannisirt als er das übrige Haus, — das Geschäft und die Fabrik eingeschlossen.

Nur selten setzt der Bruder Fabian, der zu allem Uebrigen auch nicht einmal Whist spielt, sondern höchstens nur dann und wann eine Partie Schach im Café Zusi, den Fuß in diese Räume. Sein Reich, das heißt was ihm von seinem Theil an dem Reich Pelzmann und Compagnie geblieben ist, liegt ganz nach der

entgegengesetzten Seite, nämlich über die eigentliche Fabrik hinaus in den nach einer engen, dunklen, unbetretenen Gasse belegenen Hintergebäuden, welche zum Theil auch von den Magazinen des Geschäftes eingenommen werden und außer einem großen Thorwege für die Wagen ein merkwürdig verstohlenes und geheimnißvolles Schlupfpförtchen für den Attrapenonkel haben.

„Er hat sich das nach seinem Geschmack so ausgesucht,“ sagt der Bruder Sebastian. „Ich setze nur selten einen Fuß dahin; denn eine einzige Geburtstagsgratulation genügt immer, um mir die Lust zum Wiederkommen für ein Jahr gründlich zu vertreiben. Daß an einem Menschen irgend etwas verloren geht: ein Professor, ein Pinseler oder Musikante, will ich mir zur Noth noch gefallen lassen, denn das kommt alle Tage vor. Aber daß an einem Menschen Alles verdorben wird, was die Menschheit zu prästiren mag, das ist mir denn doch zu — enorm; und da müssen Sie sich die Wirthschaft bei meinem Herrn Bruder lieber selber mal ansehen. So bloß zu glauben ist das nicht!“

Ja, wenn das nur so leicht gewesen wäre, sich die Wirthschaft des Herrn Fabian Pelzmann mit eigenen Augen anzusehen! Eine ziemliche Reihe von Kammern und sonstigen Gemächern versperrte er durch einen Schlüssel, und die Leute und Besucher, die den Weg zu ihm aus der Fadengasse die enge steile Treppe hinauf zu seiner Hauptthür gefunden hatten, waren darum häufig noch lange nicht hinter der letzteren. Sie hatten erst eine ziemliche Zeit zu pochen, ehe ihnen geöffnet wurde, und auch dann war es noch sehr fraglich, ob sie gebeten wurden, näher zu treten, oder ob nicht das Geschäft oder die Höflichkeitsvisite freundlich aber etwas kurzab auf dem Vorsaal erledigt wurde. Die anständigsten respectabelsten Menschen der Stadt hatten leider diese Erfahrung machen müssen und sich mit mehr oder weniger lächelndem Ingrimm auf dem Rückwege treppab selber das Versprechen gegeben: dem „eigentlich doch auch halbverrückten Flegel“ nimmer so wiederzukommen, sondern sich zu jedem ferneren nothwendigen Verkehr mit ihm stets der Stadtpost zu bedienen. Daß der curiose Herr dessen ungeachtet eine merkwürdig lange Reihe von Bekanntschaften besaß, die er gleich einließ, konnte die Gefühle der Abgewiesenen gegen ihn nicht milder machen. Gott sei Dank, Wir haben freien Zutritt zu ihm, dürfen mitbringen, wen wir wollen, und machen ihm jetzt den ersten Besuch, das heißt wir gehen vielmehr mit ihm nach Hause und erreichen seine Thür so ziemlich um dieselbe Stunde, wo der Bruder Sebastian im Speisezimmer des Hofmedicus anfängt, auf und ab zu laufen.

Um diese Zeit schneite es noch, wenn auch mäßiger denn zuvor; und Herr Fabian kam wie eines seiner eigenen mit Zucker bestreuten Fabricate vor seiner Schlupfthür in der Fadengasse an. Er hatte dazu auch die erste Spur in die weiße, reinliche, weiche Decke des wenig betretenen Durchganges zu stapfen, und als er unter der Thür sich schüttelte und seinen Filzhut kurzweg an den Pfosten schlug, sagte er dazu, in den durch den Lichtschein der Gaslaterne über seinem Haupte flimmernden Flockentanz blinzelnd:

„Sehr nett! ... Herrje, das kann sie ja auch unmöglich schon kennen?! ... Guck, da haben wir ja schon wieder etwas, was dem Kinde vielleicht einmal einen Spaß macht! Artet sie nach mir, so hat sie, warm eingewickelt, seinerzeit sogar ihr Vergnügen dran. Warm einwickeln muß man sie freilich, die kleine Malaiin! Ich werde mir das lieber gleich heute Abend noch notiren, denn hier kenne ich mich und weiß, zu wie

vielen Dummheiten ich im gegebenen Moment fähig bin, gerade — wie ihr seliger Vater, der arme Lorenz. Nun, Knövenagel, wo steckst du denn?"

„Hier, Herr Pelzmann! Sie hatten mir doch Vorsichtigkeit anbefohlen, und laufen thaten Sie auch nach Ihrer gehorsamsten Art und Weise. Da kommen Sie denn einmal selber mit sich mit, als ob Sie nicht noch dazu mir aufgeladen hätten in fünfzig Läden, als ob nicht bloß Ihnen sondern auch jedem beliebigen Dromedare und Lastthier, von mir selbstverständlich nicht zu reden, der Odem von unserem Herrgott gratis zugegeben wäre! Na, Gott sei Dank, da sind wir heil und in Sicherheit mit aller Bagage, natürlich bis auf das eine Packet, was Sie der Vorsicht wegen selber tragen wollten — na, was habe ich denn gesagt?! Na, wer hat denn nun schon wieder einmal Recht gehabt?! Sie oder ich?"

Also schnarrte Knövenagel, der Attrapenonkel aber griff sich hastig erst mit der rechten Hand unter den linken Arm und sodann mit der linken Hand unter den rechten Arm. Und immer hastiger und verzweiflungsvoller griff er an sich herum und in sämmtliche Taschen seines etwas schäbigen chokoladefarbigen Oberrocks. Er fuhr sogar, um ein Gepäckstück von nicht geringem Umfang noch an sich selber wieder zu erwischen, in die Taschen seiner chokoladefarbigen Hosen, sah sich sodann rathlos um im Lichtkreise der Laterne vor seiner Thür und endlich — jedoch nur von der Seite — auf Knövenagel, und dazu ächzte er dann sehr verlegen und verdrießlich:

„Das weiß doch der liebe Himmel!"

Ob es nun der liebe Himmel wirklich wußte, wissen wir nicht; aber mit einem wahrhaft satanischen Gegrinse und ununterbrochenen teuflisch-schadenfrohen Kopfnicken stand Knövenagel unter seiner glücklich und sicher heimgebrachten vielartigen Last im hohen Schnee da und kostete seinen Triumph bis zum Aeußersten durch.

„Und wenn Sie nun auch umkehren wollten und bis morgen früh herumlaufen, so finden wir bei der weißen Emballage und dem Schnee und der Menge unnöthiger Umwege doch nichts wieder; also schließen Sie nur ruhig das Haus auf und setzen Sie sich wie gewöhnlich morgen als abhanden gekommen ins Blatt, Herr Pelzmann. Ich sage es ja immer und immer: bei den hunderttausend Devisen, die wir allewig im Kopfe haben, kann uns dies ja gar nicht anders attrapiren. Und, bitt' ich Sie, wozu hatten Sie denn mich als Ihr angeborenes Kameel hinter sich, wenn Sie selber als solches mir vorauflaufen wollten? Nicht wahr, es war ja wohl das Aquarium für die Goldfische und unser Fräulein, was Sie absolut selber tragen wollten?"

„Nur der Zerbrechlichkeit wegen," brummte Herr Fabian kleinlaut.

„Recht schön! Na, denn laden Sie es ja nur recht vorsichtig ab, wenn wir endlich oben sind, auf daß es mir ja nicht noch zuletzt zu Schaden kommt und es Ihnen damit geht wie mit dem netten Toilettespiegel neulich, wo Sie für ihn keinen weicheren Platz wußten als den Sopha, und natürlich fünf Minuten nachher für sich selber auch nicht. Da saßen wir denn darauf und können noch von Glück sagen, daß der liebe Gott gnädig über die Splittern waltete; aber unser zukünftiges gnädiges Fräulein besieht ganz gewiß nicht mehr ihr hübsches Gesichte in ihnen. Schade aber, daß Sie nicht wieder einmal Ihr eigen Gesicht betrachten konnten, sondern sich bei der Affäre wie immer auf meines verlassen mußten!"

Auf diese boshafte Erinnerung hin suchte der Attrapenonkel nicht weiter nach einer Rechtfertigung im leichten Schnee-

gestöber der Fadengasse. Er schloß jetzt möglichst rasch die Thür auf und seufzte:

„Halt den Mund, Alter, ich sage mir Alles selber! Stehe still, bis ich Licht gemacht habe. Vorsichtig jetzt auf der Treppe und für mich mit, Knövenagel!“

„Wem sagen Sie das, Herr Principal?“ fragte Herrn Fabian's biederes Factotum gröblich und stand auf dem engen Flur, ohne sich zu rühren, bis sein gutmüthiger Herr das Haus wieder geschlossen und einen kleinen Handleuchter ertastet und angezündet hatte.

Sie erreichten Beide glücklich ohne weiteren Verlust das Wohnzimmer des Herrn Fabian, der auch hier die Lampe anzündete, während Knövenagel „krummbuckelig“, ohne sich zu rühren, stand und endlich nur bemerkte:

„Nun, denn laden Sie mich ab; und wenn sie unten im Modellirsaal mal wieder ein neu Modell für'n Schiff der Wüste brauchen, dann schicken Sie mich nur dreiste runter. Es ist doch die Menschenmöglichkeit, was wir Alles wieder zusammengeschleppt haben, und Alles doch so bloß auf den blauen Dunst hin.“

„Auf den blauen Dunst?“

„Auf unser gnädiges Fräulein meine ich; denn da kommt es doch wohl einzig und allein darauf an, ob es unseren Ordnungssinn hier im Hintergebäude oder den von unserem Herrn Bruder da vorn mit sich bringt von seiner Affen- und Meerkatzeninsel. Setzen Sie nur mal den Fall, es wird so, wie es das Unglück will, nämlich unsere Nichte artet gar nicht nach uns hier im Hinterhaus, sondern hält uns sofort, nachdem sie aus der Droschke gestiegen ist, für ganz dasselbige, als was man uns da vorne taxirt — na, was denn?! Herr Pelzmann, ich habe Sie schon manchmal wie Moses auf den Ruinen von Jerusalem sitzen sehen und meistens nicht so viel Mitleiden mit Ihnen gehabt, als es sich wohl schickte; aber käme dies hier so heraus, wie es wohl kommen kann, und wir hätten unsere ganze Freude an dem Kinde einzig und allein schon bei allen diesen unnöthigen Einkäufen für es vorweg genommen, so — könnten Sie mir wirklich leid thun.“

„Ich mir auch!“ sagte der Onkel Fabian leise, und da er sich in diesem Augenblicke über den Tisch und ein außergewöhnlich sicher umwickeltes Packet vorbeugte, fällt der Lampenschein voll auf sein Gesicht und zeigt es uns in seiner ganzen ängstlichen Freude an seiner Welt, seinem Mißtrauen gegen sich selber und der ganzen passiven Hartnäckigkeit bei der Verfolgung und im Festhalten dessen — was er sich einmal vorgenommen oder zusammengeträumt hatte.

„Es kann aber nicht sein! Sie ist ja Lorenz' Kind!“ rief er plötzlich hell und in der fröhlichsten Gewißheit. „Aergere mich also nicht länger mit deinen gewöhnlichen dummen, melancholischen und mir dann und wann doch verdrießlichen Anmerkungen. Behalte gefälligst deine menschenfeindliche Weisheit für dich oder komme mir damit lieber morgen oder übermorgen. Und jetzt nimm die Lampe und leuchte mir; ich meine, allgemach macht das Nest doch schon einen ganz netten Eindruck, und das Kind wird sich gewiß ganz behaglich darin finden.“

Die letzten Worte wurden bereits nicht mehr in dem Wohnzimmer des Attrapenonkels gesprochen, sondern in dem Gemache, welches er zum Wohnort für das unbekannte Nichtchen nach langem Ueberlegen auserkoren und zu dessen weicher Ausstattung er nunmehr seit Wochen bereits selber als ein närrischer alter Vogel Federn und Flaumen zusammengetragen hatte und zwar so gut es ihm — seine pecuniären Mittel erlaubten und manchmal sogar etwas über dieselbigen hinaus. Und man mußte es ihm lassen: er hatte

in der That jetzt schon die Berechtigung gewonnen, sich selber zu loben. Keine Mutter, die für ein lange abwesendes Lieblingskind eine Heimathsstätte ausschmückt, hätte ihre Sache besser machen können; und wenn Herr Fabian Pelzmann bei dem kommenden verwandten jungen Gast nur halbwegs die Anerkennung fand, die er verdiente, so durfte er dreist seinen Herrn Bruder reden und seinen Knövenagel brummen lassen: er hatte denn wahrhaftig wieder einmal etwas, was Manchem lächerlich vorkommen mochte, zu seinem innersten Behagen durchgesetzt.

„Hm, hm, hm!“ brummte Knövenagel, die Lampe auf einem zierlichen Schreibtische niedersetzend, während sein Herr sofort anfing, die Ausstattung des Zimmerchens durch die eben nach Hause gebrachten Einkäufe zu vervollständigen; „ich sage es immer, daß die Leute unten im Geschäft, im Kesselhause, im Klappersaale und in den Magazinen ganz Recht in ihrer Unverschämtheit haben, wenn sie uns nennen, wie sie Sie betituliren, Herr Principal. Der Attrapenonkel sind wir und bleiben wir, darauf richten Sie sich gefälligst nur immerhin ruhig ein: diese Devise werden wir bis an unser selig Ende nicht wieder los, und zwar mit Recht! Wozu wir sonst noch es gebracht haben —“

„Hm,“ sagte auch Herr Fabian, durchaus nicht symbolisch einen Nagel in die Wand schlagend, „ich hoffte wahrhaftig eben, daß sie endlich einmal ein neues Sobriquet für mich ausfindig gemacht hätten. Laß sie reden und reich mir lieber mal die Kneifzange her, Knövenagel. Um einen guten Zoll zu weit nach links!“

„Nach rechts, wie mir von meinem Standpunkte aus scheint, Herr Pelzmann.“

Der Attrapenonkel sah über die Schulter zurück auf sein Factotum und zwar mit einem ganz besonderen Blick.

„Ja, wenn du das meinst,“ sagte er, „so laß die Zange nur. Ich werde dann doch den Nagel wahrscheinlich wieder einmal an der richtigen Stelle auf den Kopf getroffen haben.“

Da kam plötzlich sowohl in dem Blick wie in dem Tone eine so freundliche aber unerschütterliche Lebensüberlegenheit zum Vorschein, daß es Jedem, der den Mann bisher nur von seinen komischen Seiten gekannt hatte, wie eine Offenbarung aufgehen mußte, daß dann und wann die allerschärfsten und allerverständigsten Leute, z. B. der liebe Bruder, Herr Sebastian Pelzmann, und der Herr Hofmedicus Baumsteiger nicht das Geringste gegen den „Attrapenonkel“ auszurichten vermochten, sondern ihn einfach seine Wege gehen lassen mußten.

„Entschuldigen Sie, Herr Principal,“ sagte Knövenagel ganz geduckt; wir aber schließen mit diesem Worte dies Capitel. Es sind draußen nahe an neun Grad Kälte, und bis jetzt hat Herr Fabian in dem Nestchen, welches er dem „armen kleinen Mädchen“ oder, wie Knövenagel sich ausdrückt, „unserem zukünftigen Fräulein von der Affen- und Meerkatzeninsel“ zurichtet, den Ofen darauf hin noch nicht studirt, ob er zieht oder vielleicht heimtückischerweise sogar raucht. Man kann eben nicht gleich an Alles denken. Zu bemerken wäre wohl noch, daß Herr Fabian der ältere von den zwei Brüdern war, aber seit Jahren nicht mehr der erste Chef des Hauses Pelzmann und Compagnie.

* * *

Am anderen Morgen beleuchtete eine helle, klare Wintersonne die Welt und war in der großen Fabrik Alles im gewohnten lebendigsten Gange. Kein Rad und Rädchen versagte seinen Dienst in dem merkwürdigen Getriebe, und von den zwei- bis dreihundert Arbeitern und Arbeiterinnen, die das Haus Pelzmann

und Compagnie beschäftigte, wußte ein jeder und eine jede, wofür sie in der Welt da waren.

In der Schreibstube kritzelte die scharfe Feder des Herrn Sebastian ununterbrochen über das Papier, und ein gut halb Dutzend anderer Federn folgte ihr in fliegender Hast. Niemand sah auf.

In dem Kesselhause arbeiteten die Dampfmaschinen, überall durch immer andere Säle anderes Räderwerk in Bewegung setzend. Es glühen die Röstofen, es rasselt die Mühle, in den Trichtern der Walzmaschinen verschwinden ununterbrochen Karrenladungen der gebräunten Bohnen, um als dickflüssige Cacaomasse von dem „Melangeur“ oder der hydraulischen Presse weiter verarbeitet und im „Klappersaal“ im tollsten Lärm von auf und ab, hin und her fliegenden Platten und Tafeln in bekanntere Formen gerüttelt und geschüttelt zu werden.

In dem Klappersaal hört natürlich Keiner sein eigen Wort vor dem Getöse des Maschinenwerkes, aber in den Etikettirsälen hindert nichts, daß die Mädchen bei der Arbeit singen, wenn die Herren Principale nichts dagegen einzuwenden haben. Ebenso in den Packräumen, wo das Fabricat von Männerhänden in Kisten vernagelt wird und die Rollwagen in fast ununterbrochener Folge an- und abfahren.

Wer dieses Alles im Ganzen doch zu würdigen vermöchte, wie es im letzten Grunde im Einzelnen auch gewürdigt wird; nämlich mit der ganzen vollen Consumfähigkeit eines Kindes! Und vor Allem auf der Zuckerseite des Wunderhauses, in den Confectensälen, in der Makronenbäckerei, in dem Zauberreiche der Pralinés und Dragées, wo die Fülle des Süßen so überwältigend wirkt, daß der Erwachsene anfängt, beim bloßen Anblick an Magensäure und Sodbrennen zu leiden und, wenn er von etwas reger Phantasie ist, mit dem grimmigsten Magendrücken und dem furchtbarsten Leibweh behaftet, sich an den Begriff „Rhabarber“ wie an einen rettenden Felsen in einem klebrigen Meer von breiigem Zuckerschaum, Fruchtsäften aller Arten und Liqueuren aller Gattungen anzuklammern.

Aber auch der Genius der Kunst schwebt über der großen süßen Firma Pelzmann und Compagnie und reicht uns mit christfestlichstem Lächeln im Nothfall auch noch kurz vor dem Uebelwerden seine rettende Hand. Da sitzen Künstler und Künstlerinnen an den Arbeitstischen, die vermittelst einer einfachen mit einem Loch in der Spitze versehenen Düte Alles zu Stande bringen, was der liebe Gott in seinen sieben Schöpfungstagen durch das Wort: Es werde! in die Erscheinung rief. Alle Formen und Farben stehen ihnen zur Verfügung. Was im Wasser schwimmt, was in der Luft fleucht, was auf der Erde wohlgerundetem Runde umherhüpft, stolzirt und kriecht, wird durch einen Druck der Hand nachgebildet. Was da sprießt, wächst und blüht, sprießt, wächst und blüht auch hier aus Zucker auf. Und was der Mensch im Traume sah und was er je auf Erden im Wachen war und ist, hier gewinnt es von Neuem farbigste und noch obendrein wohlschmeckendste Gestalt. Hier haben wir den Fürsten Bismarck zum Fressen liebenswürdig und den Kaiser Napoleon zum Ablecken verlockend, und hier — hier vor Allem ist das Reich, die Herrschaft und der unbegrenzte Tummelplatz der Kinderphantasie des „Attrapenonkels“, des Herrn Fabian Pelzmann, nominellen Mitinhabers der großen, sehr ernsthaften Firma Pelzmann und Compagnie, und wenn der andere wirkliche Mitinhaber, Herr Sebastian, diese Räume durchwandelte, um auch seinerseits daselbst nach dem Rechten zu sehen, so mochte er selber noch so sehr von seinem Rechte dazu

überzeugt sein, von einem Anderen war dieses durchaus nicht zu verlangen.

Und nun war dem so. Gegen zehn Uhr hatte Herr Sebastian Pelzmann zum ersten Mal an diesem Morgen seine Feder ausgespritzt, sie hinter das Ohr geschoben und seinen scharfen Inspectionsrundgang „durch sein Geschäft" begonnen. Wenn Einer, nach der alten Haushaltsregel, es verstand, seine Augen zu seinem Nutzen überall zu haben, so war er der Mann; und eine feste Stunde für diese Gänge hatte er natürlich auch nicht. Im Gegentheil, er zog es nach eben derselbigen alten, guten, mißtrauischen Regel vor, stets dann zu kommen, wenn Niemand es vermuthete, und liebte es, immer gerade da zu sein, wo man in diesem Augenblicke seine Gegenwart mit Vergnügen entbehrt haben würde. Und es war merkwürdig! So leise er einherzugehen pflegte, Menschen und Maschinen schienen es instinctmäßig vorzufühlen, wenn er sich ihnen näherte. Schon ehe er einen Saal betrat, drehten sich darin die Walzen und Kessel hastiger, schnurrten die Räder an den Decken rascher und flogen die Hände fleißiger bei der Arbeit, aber verstummte auch alles Geschwätz und schwieg jedes Lied. Er hatte zwar nichts dagegen, daß in einigen Räumen gesungen wurde, denn das gab gewissen Beschäftigungen sogar eine tactmäßige Aufmunterung; jedoch daß er ein warmherziger Freund vom Gesange als solchem, das heißt außerhalb des Concertsaales und des Opernhauses, sei, konnte gewiß Niemand behaupten.

Man mußte ihn sehen, wie er sich, stets dunkelfarbig und mit möglichster Eleganz gekleidet, hinschob, unhörbar, den Oberkörper ein wenig vorgebeugt, die Hände auf dem Rücken, um sofort ebenfalls der allgemeinen Ueberzeugung anheimzufallen, daß er die „Seele" des berühmten Geschäftes sei. Man mußte ihn beobachten, wie er vielleicht vor dem Röstofen eine Hand voll seiner gebräunten Cacaobohnen aus den unendlichen Haufen aufgriff und sie wieder zwischen den Fingern durchlaufen ließ, um zu erfahren, wie er lächeln konnte. Man mußte ihn aber auch gesehen und gehört haben, wenn er irgendwo einen Unrath gewittert, seine Nase hineingeschoben und sich gar einen einzelnen armen Sünder aus der Menge herausgelangt hatte, um es zu merken, wie grob er werden konnte, und daß dann und wann aller Zucker, der sich unter seiner Direction zu Menschenfreude, Kinderlust und Wohlgeschmack gestaltete, es nicht vermocht hätte, ihn jetzt selber menschenerfreulich, dem Auge lieblich und, kurz und gut, dem Seelenkenner wohlschmeckend zu machen.

An diesem gegenwärtigen hellen Morgen nun erschien er verstimmter als gewöhnlich. Wie auch die schwarzen Gesellen im Kesselhause die Gluth in ihren Oefen bei seinem Nahen schüren mochten, wie seine Schornsteine in völlig compacten wühlenden Massen ihre Rauchwolken zum blauen sonnigen Winterhimmel emporstießen, wie es in allen Sälen um ihn her sauste, klapperte und rasselte, wie die Walzen sich drehten, wie eine ganze exotische Welt mit verdoppelter Hast für seinen Vertrieb anmuthig Geschmack, Form und Farbe annahm: Herr Sebastian Pelzmann ging hindurch mit Bitterkeit auf der Zunge und Verdruß im Herzen, und zuletzt, wie gesagt, im Hof neben dem großen Magazingebäude in eine Thür, von der gleichfalls eine Treppe zu den Räumen seines Bruders emporführte. Was sonst alle Jahre kaum dreimal vorkam, geschah in diesem jetzigen laufenden Jahr merkwürdigerweise schon zum vierten Mal. Der jüngere Chef der Firma Pelzmann und Compagnie machte dem älteren einen Besuch; uns aber bietet sich hiermit die beste Gelegenheit, Herrn Fabian Pelzmann zum ersten Mal gleich-

falls bei Tage in seiner sonderlichen Häuslichkeit aufzusuchen und ihn und sie um ein Merkliches genauer kennen zu lernen.

* *
*

Eine gerade so enge und halsbrechende Treppe wie von der Fadengasse aus führte von dem zweiten Fabrikhofe zu der Wohnung des Attrapenonkels empor. Herr Sebastian erstieg sie, indem er beinahe auf jeder Stufe etwas von „verrückter Welt!“ brummte und von seinem Standpunkte aus der Welt gegenüber, die er jetzt widerwillig genug betreten wollte, vollkommen Recht hatte.

Wie jeder Andere hatte er auf dem dämmerigen Corridor die Glocke zu ziehen und zu warten, bis man ihn einließ, und daß er dabei wenigstens dreimal: „Der ganz verrückte Narr!“ sagte, war ihm denn auch nicht zu verdenken von seinem kühlen Standpunkte aus.

„Du — Bruder? ... O bitte, komm herein!“ sagte Herr Fabian.

Er warf in dem dunklen Vorplatz hinter der Corridorthür die Thür seiner Wohnstube auf, und was die Fadengasse von Sonne über ihre Dächer ließ, schlug dem jüngeren Mitinhaber der Firma Pelzmann und Compagnie entgegen und blendete ihn für den ersten Augenblick vollständig.

Er hatte auch in einigen seiner Geschäftsräume die Sonne, wenn sie schien; aber sie diente nur seinen Arbeitern bei der Arbeit, konnte in jedem Augenblick durch Hunderte von Gasflammen ebenso zweckdienlich ersetzt werden und hatte noch nie, und noch dazu an einem Morgen im Januar, irgendwelchen Eindruck auf ihn gemacht. Sie that da nur wie Alles sonst nichts weiter als ihre Schuldigkeit; überraschend kam sie ihm unter allen bunten Wundern, die dort entstanden, nie. Hier in der Arbeitsstube seines Bruders gerieth er in sie hinein wie in etwas ihm ganz Fremdes, und er hatte die Hand über die Augen zu legen und mit ihr, der Sonne, in Herrn Fabian's Stube fertig zu werden, ehe er sich mit dem, was er in seiner verdrossenen Seele bei sich trug, an den Mitinhaber seines Familiennamens wenden konnte.

Mit der Sonne sind aber auch wir noch nicht fertig. Wie leuchtete sie über den großen Arbeitstisch des Attrapenonkels! wie hatte sie ihre Freude an den Wänden und am Fußboden! wie gab sie sich Mühe, überall zu sein, um nichts unbesehen zu lassen!

Und das Letztere war wohl der Mühe werth. Was da drunten in den Arbeitssälen aus den Menschenhänden und den Formen vielgestaltig, phantastisch oder naturgetreu, buntfarbig, glitzernd und schimmernd in unerschöpflicher Fülle hervorging und nachher hinaus in alle Welt: hier war es vorher „Idee“ gewesen, war im Traum gesehen worden, war aufgelesen in den Gassen und auf Feldwegen zu jeder Tages- und Jahreszeit, war weggeschnappt aus Bildern, Bilderbüchern und Zeitungen, kurz war überall da genommen worden, wo der Attrapenonkel, Herr Fabian Pelzmann, es als sein Eigenthum erkannt hatte und auf der Stelle mit zwei zupackenden Händen zugesprungen war.

Jawohl, nicht ohne Grund hatte die Sonne, die große Künstlerin, zu jeglicher Jahreszeit lächelnd dem Collegen zuzusehen und ihm so häufig als möglich ihren Besuch abzustatten. In der ganzen weiten Welt fand sie kaum noch einen zweiten Artifex in Worten, Tönen, Farben, Marmor oder — Zucker, der die alte einzige Künstlermaxime: Ich nehme das Meinige, wo ich es finde! so wohl begriffen hatte und so unbefangen glückselig ihr nachlebte wie der Devisen- und Attrapenerfinder der berühmten Choko-

laden- und Confitürenfabrik Pelzmann und Compagnie, der — „ganz verrückte Narr“, Herr Fabian Pelzmann! — Hier konnte man wahrlich nicht sagen, daß der Bewohner dieses Raumes nur deshalb zusammentrug, um zu haben. Nein, was er auflas, das las er zum Gebrauch auf, und so waren alle Tische, Stühle, Bücher-, Fensterbretter, alle Winkel und Schränke seiner Modelle voll, und es fand sich in dem Wirrwarr kaum der nothwendigste Platz für ihn zum Niedersitzen, für einen Gast gar nicht.

Dessen ungeachtet aber sagte er jetzt aufs freundlichste:

„Setze dich doch, lieber Bruder; es ist wirklich —“

„Die Frage wo? In den Napf mit nassem Gips, auf die Wachspuppen da, in den Kleistertopf, den Leimtigel oder in die Farbentöpfe?“ brummte der Junior des Geschäftes, sich umsehend. „Wie du dich in dieser Wirthschaft — halb Bosselwerkstatt, halb Rumpelkammer und ganz Kinderstube, wohl fühlen kannst, ist und bleibt mir unbegreiflich. Aber was hilft es, mit dir noch darüber zu reden! ... Ich danke dir, Fabian.“

Herr Fabian Pelzmann hatte in eilfertigster, so zu sagen furchtsamer Beflissenheit von dem nächsten Stuhl einen Thurm von Glaskästen, die eine nicht ganz wohl conservirte und vor einigen Tagen in einer Auction erkaufte Käfersammlung enthielten, weggeräumt und ihn dem Bruder zugeschoben.

„Du erinnerst dich wohl noch unseres Schulgenossen Otto Rost, Sebastian?“ sagte er beruhigend. „Der arme Kerl! Diese Kästen stammen allesammt aus der Zeit, wo er als Schulamtscandidat am hiesigen Gymnasium noch ganz wohl auf den Füßen war. Du weißt, ich lief mit ihm — sieh mal, diesen Cerambyx habe ich selber ihm ziemlich hoch von einem Eichenstamm herabgeholt! Nun ist er mittellos im vorigen Monat als Oberlehrer an der Schwindsucht gestorben, und ich habe die Sammlung wohl etwas theuer bezahlt, aber — ich hatte wirklich gerade einen Riesenbock, Cerambyx heros, für den Modelleur drunten nöthig. Sehr häufig ist die Species nicht und auch nicht leicht zu erhaschen. Es war doch eine gute Zeit, als wir noch selber in die Bäume stiegen! Ganz vergeblich habe ich im vergangenen Sommer die jetzige Jugend nach diesem Langfühler abgesucht, und jetzt mitten im Winter —“

„Entschuldige, Fabian,“ unterbrach ihn der jüngere Bruder, „erzähle mir dieses ein ander Mal. Ich habe augenblicklich wirklich keine Zeit für dergleichen Allotria dranzugeben. Willst du so gütig sein, mit dir einen kürzesten Moment über das uns Nächstliegende reden zu lassen, ohne sofort dabei in das Fernste abzuschweifen?“

Es war ein eigenthümlicher Blick und eine gewissermaßen vornehme Handbewegung, mit denen der Attrapenonkel noch einmal einlud, sich zu setzen und zu reden.

„Man hat mir gesagt, daß du so ziemlich mit deinen Vorbereitungen zum Empfange unserer Nichte fertig seist. Ich habe es, um mich nicht auch noch über Nebensachen zu ärgern, bis jetzt vermieden, mich genauer danach zu erkundigen, worin diese Vorbereitungen bestehen. Was darüber mir zu Ohren gekommen ist, entspricht natürlich allen meinen Voraussetzungen. Du siehst in diesem unbekannten jungen Mädchen, das uns beiden Junggesellen so unvermuthet über den Hals geschickt wird, ein neues Spielzeug und nichts weiter. Ob wir aber wirklich im Stande sind, unsere Rolle in dem Leben der jungen Dame durchzuführen, wie es jeder verständige Mensch erwarten müßte, davon ist bis jetzt nicht die Rede gewesen. Wir führten bis jetzt jeder für sich einen Haushalt, der auf irgendwelche vernunftgemäße Kindererziehung wahr-

hastig nicht eingerichtet war. Daß wir dem Fräulein ein Dach zu bieten haben, ist klar. Aber was sonst noch? Du weißt, du bist deine Wege gegangen, ich die meinigen. Hältst du es nun für möglich, daß uns dies, wie gesagt, bis jetzt noch völlig unbekannte junge Geschöpf mit unseren Lebensanschauungen, Lebensstellungen, Grillen, Liebhabereien, kurz Allem, was es an Verschiedenheiten zwischen uns giebt, plötzlich an ein und demselben Tische zusammenbringen und mit nothdürftigster Behaglichkeit daran festhalten wird? Ich bezweifle das sehr."

Herr Fabian Pelzmann nickte an dieser Stelle beistimmender als an irgend einer anderen dieser sehr verständigen Ansprache; Herr Sebastian aber fuhr fort:

„Was würde also das Resultat sein? Im behaglichsten Falle ein ewiges Aergerniß, Auge in Auge, Teller gegen Teller, von der Suppe bis zum Käse. Und wir sind zu alt dazu, Bruder; und was mich betrifft, so habe ich's mir mein Leben durch in unserem Geschäft zu sauer werden lassen, um nicht den Wunsch zu hegen, mir wenigstens den Rest meiner Verdauungskraft im passabeln Zustande zu erhalten."

„Dazu bist du vollkommen berechtigt," sagte Herr Fabian leise.

„Ich freue mich, daß du mir das ohne die gewöhnlichen Redensarten zugiebst, und hoffe also auch, daß du dich in die unabweislichen Consequenzen zu finden wissen wirst und kurz und gut jetzt, wo das Ding noch möglich ist, Vernunft annimmst, das heißt, die doch nun mal gegebenen Verhältnisse mitsprechen läßt. Aendern kann ich sie doch ja so wenig wie du selber."

„Vollkommen richtig!" bestätigte Herr Fabian das letzte Wort.

„Gott sei Dank, daß du das einsiehst, und so läßt sich wohl Alles auch jetzt noch zum Besten und Behaglichsten wenden. Auch andere vernünftige Leute denken ganz wie ich. Da habe ich gestern Abend noch die Sache mit unserem Hausfreunde Baumsteiger durchgesprochen — hier mußte der Attrapenonkel trotz Allem ein wenig lächeln! — und auch er, der Hofmedicus, war ganz meiner Meinung. Lieber Bruder, was wissen wir denn im Grunde von diesem Kinde, das man uns da so plötzlich auf den Hals ladet? Nichts weiter, als daß es höchstens vierzehn oder fünfzehn Jahre alt und, wenn nicht total verzogen, so doch sicherlich für unsere Verhältnisse nicht erzogen ist. Für die Vollendung seiner Erziehung zu sorgen, würde also unbedingt unsere erste Aufgabe sein; wir Beide aber sind sicherlich nicht die richtigen Pädagogen, um hier alle Verantwortlichkeit auf uns nehmen zu dürfen. Also kurz, mein guter Fabian, was sagst du zu dem trefflichen Institut der Madame Printemps? Ich habe mich genau danach erkundigt und nur das Beste darüber gehört. Die Pension ist zwar etwas theuer, allein das kommt gewiß nicht in Betracht. Lieber Bruder, was meinst du, wenn wir das Kind unseres Bruders — fürs Erste wenigstens — sagen wir auf einige Jahre dieser vortrefflichen Madame Printemps überweisen würden?! ... Fürs Erste, lieber Bruder! Guck, hier habe ich dir auch den Prospect der Dame mitgebracht. Sieh ihn durch und gestehe selber, daß unsere Nichte nirgends besser aufgehoben sein kann als unter einer Obhut, die, wie ich als gewiß annehmen darf, Alles hält, was sie hier verspricht."

Wie die Sonne lachte über das curiose Arbeitsmaterial des Attrapenonkels! Wie sie ihre Lust an ihm selber hatte! wie sie ihm einen vergnüglichen Schein über den grauen, etwas ungekämmten Schädel warf, wie sie ihm den cacaofarbenen Rücken ganz zärtlich streichelte!

Bei ihren Besuchen in der Fadengasse

hatte sie diesen Herrn Fabian schon in allerlei Stimmungen beobachtet und kannte sein Gesicht ziemlich genau, aber hier war es doch noch einmal in einer anderen Façon, und keine Attrape, die je dem Geschäft Pelzmann und Compagnie Ehre erworben, Geld eingebracht und nachher der Welt Vergnügen gemacht hatte, kam ihm gleich, sowohl der Form wie dem Inhalt nach, und es war nur schade, daß der Attrapenonkel sich nicht selber sehen und bei seiner nächsten Erfindung als Modell benutzen konnte in Zucker, Chokolade und Papiermaché.

Dafür aber betrachtete ihn sich der Bruder Sebastian, immer noch mit dem eleganten Prospect des ersten Erziehungsinstitutes der Stadt für junge Damen aus den besten Ständen in der Hand auf das genaueste, scheiterte vollständig mit seinem „vernünftigen Vorschlage" an dieser etwas herunterhängenden Unterlippe, dieser beinahe zu gutmüthigen Nase und den etwas kurzsichtigen Augen, zerknitterte ingrimmig das zierliche Meisterstück der Druckerkunst und Lithographie, warf es zu den Devisen des „nominellen" Mitinhabers seiner Firma und schnarrte:

„Du bist nicht meiner Meinung?"

„Nein!" seufzte Herr Fabian Pelzmann. „Das ist mir unmöglich, und ich kann nicht einmal sagen — leider!"

„Ueberlege es dir. Ich habe dir eben einen letzten, wohlmeinenden Vorschlag gemacht. Lehnst du ihn wiederum ab, um einer sentimentalen Grille wegen meine und deine gewohnte Ruhe und meine wahrhaftig nicht leicht erkaufte Behaglichkeit zu opfern, so sage ich dir kurzweg, daß ich dir von diesem Augenblicke an auch in dieser Beziehung alle meine Verantwortung für alles Fernere allein überlasse."

„Die heimathlose Tochter unseres Bruders muß unter diesem Dache ein Unterkommen finden," sagte Herr Fabian sanft. „Ich weiß nicht, was du unter meiner Ruhe und Behaglichkeit verstehst; aber — Bruder, Bruder, wenn du es wirklich so willst, brauchen wir dich ja gar nicht in der deinigen zu stören! ... Ich bitte dich, überlege es dir selber noch einmal! Du machst wahrhaftig keine Ansprüche auf das Kind?"

„Nein!" rief der jüngere Chef des großen Süßigkeitshauses. „Nein und abermals nein!"

„Du bist immer ein guter Rechner gewesen, ein viel besserer als ich; aber solltest du nicht in dem Verhältniß zwischen unserem armen Bruder und dir vielleicht ein zu guter gewesen sein? O, überlege es, Sebastian! So weit und hart und scharf trägst du die — die — Mißstimmung, die leidergottes von frühester Jugend an zwischen euch herrschte, in den heutigen Tag und die vollständig veränderten Verhältnisse hinein?"

„Ich bin zu alt, um anderer Leute Kinder zu erziehen, und — da wir denn einmal wieder auf dem Standpunkt der gegenseitigen Offenherzigkeiten angelangt sind — halte auch dich für absolut unfähig dazu."

Herr Fabian Pelzmann erwiderte hierauf nichts. Er stützte seitwärts den Arm auf seinen wunderlichen Arbeitstisch und legte die Stirn in die Hand.

Ob er bei sich überlegte, was er auf das böse Wort antworten könne; ob er sich fragte, ob der kluge Bruder wirklich Recht mit seiner so wenig schmeichelhaften Bemerkung habe; ob er ihm in der Tiefe seiner Seele wirklich Recht geben mußte, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, daß, als er wieder auf- und dem Herrn Sebastian voll aus seinen kurzsichtigen aber glänzenden runden Augen ins Gesicht sah, diesem letzteren nichts weiter übrig blieb, als möglichst schnell Abschied zu nehmen, um sich nicht auch noch körperlich, wenn auch nicht an dem Attrapen-

onkel, so doch an irgend einem Gegenstande aus der Umgebung desselben zu vergreifen.

Er stieß den Stuhl, von welchem Herr Fabian seinetwegen die Käfersammlung des verstorbenen Schulgenossen so freundlich-eilfertig weggeräumt hatte, mit dem Fuße zurück, und es war ein Wunder, daß der Thürgriff nicht in seiner Hand blieb, als er sich jetzt für alle Zeit zum letzten Mal in dieser Thür zurückwendete und rief:

„So bleibt es denn dabei! Du thust, was du willst, aber fragst mich nicht demnächst doch außer in geschäftlichen Angelegenheiten um meine Meinung oder verläßt dich gar irgendwie auf meine Beihülfe und meinen Rath. Du hast dir wieder einmal auf dein eigen Conto ein neues Spielzeug verschrieben, und ich wünsche dir viel Pläsir dazu oder wie die Redensart sonst heißt. Guten Morgen!"

* *
*

„Unser Allerungnädigster begegneten mir ja da eben ganz extraordinär menschenfreundlich und himmlisch milde im Hofe," sagte Knövenagel, sein unbeweglich Ledergesicht in die Thür schiebend. „Wenn man fragen darf, wer hatte denn diesmal die Schuld? Sie natürlich wieder, Herr Pelzmann?! Großer Gott, was für eine Welt zum vergnügten Leben!"

Der Mensch weckte zum wenigsten durch sein dröhniges Genäsel seinen „angeborenen" Principal aus dem trübseligen Sinnen, in welches derselbe versunken war. Herr Fabian fuhr empor und seufzte mit einem schweifend unbestimmten Blick ins Leere:

„Zur Madame Printemps! Das würde freilich der neue Frühling für mich und eine neue Heimath für das Kind geworden sein, wie ich mir Beides nicht ausgemalt hatte! ... Du sagtest etwas. Was meintest du, Knövenagel?"

„Daß es hier bei Ihnen ja wohl wieder mal recht vergnügt, brüderlich und ganz, wie's im Evangelium steht, zum Hüttenbauen anlockend zugegangen sein muß. Jawohl, und daß Knövenagel Ihnen denn auch immer über seinen Antheil an dem ewigen Verdruß, Hickhack, Gift und sonstigen wehmüthigen Stillvergnügen zu quittiren hat, das ist er gottlob schon gewohnt. Jedenfalls hat mir da eben neben der Mehlbodenwinde unser geliebtester Herr Bruder sehr gefühlvoll die verehrliche Faust unter die Nase gehalten und mir auf unser Gesammtconto, Herr Pelzmann, den Titel: ‚Widerwärtige Holzaffenvisage!' zugegeben."

„Nimm es dir nicht zu Herzen. Leg es wie ich ruhig zu dem Uebrigen, Knövenagel," seufzte Herr Fabian melancholisch.

„Ne, durchaus nicht! Im Gegentheil! Holzaffenvisage ist zu gut! Wie oft soll ich es Ihnen denn sagen, Herr Principal, daß Sie es durchaus nicht sind, nach dem sich der Mensch bilden kann. Millionen Jahre hätten Sie alt werden können, ohne dieses ganz richtige Wort gefunden zu haben. Da läuft Unsereiner Tag für Tag in der Stadt herum und besinnt sich ewig vergeblich, was er dem dritten Menschen, der ihm begegnet, sagen soll. Holzaffengesichte! Ist das nicht wie eine Eingebung von oben? Ja wohl, zum Uebrigen habe ich es notirt; aber sicherlich nicht als Ladenhüter, sondern zum täglichen Nutzen und Gebrauch. Holzaffenvisage! Doch dieses nur beiläufig; was denn das Uebrige anbelangt, so sind hier die ersten Exemplare aus der Form von Ihren Caramel-Osterhasen für die diesmalige Saison, und die Herren im Geschäft lassen Ihnen insgemein ihr ernstgemeintes Compliment 'rauf sagen und sind der Ansicht, dies sei wirklich eine Novität und müsse ziehen. Selbst-

verständlich habe ich denn auch mein Wort zu Ihrem Lobe gesprochen, Herr Principal Senior, und habe gesagt: Nicht wahr, meine Herren, da konnten Sie hundert Jahre sitzen und brüten, ehe und bevor so'n Anrecht auf die erste Medaille in Gold von der nächsten Weltindustrieausstellung unter Ihnen lebendig geworden wäre? Sodann nachher, das heißt vorher und um meinen Sack von uns betreffenden Erlebnissen für Sie jetzt ganz auszuschütten, ist mir denn auch in der Hochstraße — Holzaffenvisage ist ganz gut! — mein Gevatter, der ungläubige Schäfer Thomas von Schielau, begegnet und hätte wohl eher die Berechtigung gehabt, mir, als zur Firma gehörig, gleichfalls die Faust unter die Nase zu halten; hat's aber nicht gethan, sondern läßt Sie bloß höflichst grüßen, Herr Pelzmann, und sein Herr sei gleichfalls zum Markte in der Stadt, und wie er vernommen habe, würde er wohl gegen Mittag bei Ihnen vorsprechen, was uns in Anbetracht, daß er Sie gewöhnlich auf andere und theilweise vernünftigere Gedanken bringt, nur lieb sein kann."

Rüpel! sagte der Attrapenonkel nicht, auch nicht Holzaffe; er zog nur rasch den Ellbogen von der Tischplatte und hob die schwere sorgenvolle Stirn von der Hand, die sie bis jetzt wieder gestützt hatte. „Gott sei Dank!" rief er, „hab' ich mich nach Einem Menschen jetzt gesehnt, so ist es dieser! O, der kommt mir recht, und nun komme ich doch noch zu einem freien Athemzuge an diesem Tage! Und er ist immer so gut wie sein Wort; — wahrhaftig, da ist er wirklich schon auf der Treppe."

„Den soll man wohl drei Häuser weit vernehmen, wenn er irgendwo in einem die Treppe heraufsteigt," brummte Knövenagel. „Na, ich für mein Theil habe an dem Tritt und Schritt nichts auszusetzen, so lange er mir nicht den Buckel hinaufsteigen will; aber dies sage ich: unserem allergnädigsten Herrn Bruder muß bei jedweder Begegnung mit dieser Schielauer Gesellschaft netto so zu Muthe werden wie unserem netten jungen spanischen Menschen in seinen Tricots in der Musikoper, kurz bevor ihn der Deubel ganz holt; uh, eine ewige Gerechtigkeit giebt es doch noch in der Welt, und ich meine den —"

„Ich meine jetzt wirklich und ernstlich, daß du den Mund hältst!" rief Herr Fabian Pelzmann hastig und mit einem Blick, der keine Widerrede mehr duldete. „Wie oft habe ich dich ersucht, daß du wenigstens hierin deine böse Zunge im Zaume halten mögest? Uebrigens habe ich dich jetzt hier oben in keiner Weise nöthig, thu mir also die Liebe an, packe dich und sieh zu, ob du dich nicht unten in der Fabrik irgendwie nützlich machen kannst. Den Herren im Modellirsaal sprich fürs Erste meinen besten Dank aus, und ich würde im Laufe des Tages noch persönlich kommen. Guten Morgen — guten Morgen, Rümpler; o, wie willkommen du mir bist!"

Der neue Besucher hatte mit dem Stockknopf einen Schlag gegen die Thür gethan, dieselbige sodann sofort aufgerissen, und da stand er auf der Schwelle, den Wolfspelz weit zurückgeschlagen, die Fuchspelzmütze weit rückwärts auf dem Hinterkopf, und brachte eine erkleckliche Kälte, aber auch Leben, Behagen und einen gar nicht mißzuverstehenden Hauch von der Insel Madeira mit sich. Nicht das Mindeste hat er dagegen einzuwenden, wenn wir ihn unseren Lesern vorstellen als den Amtmann Rümpler auf Schielau. Es ist ihm Vieles in der Welt „ganz egal" oder „tuttlamähmeschoose", und auch dieses gehört dazu, so wenig schmeichelhaft es für uns sein mag.

„Natürlich bin ich willkommen. Wie die Sonne in der Ernte, wie der Hunds-

stern zwischen dem vierundzwanzigsten Juli und achtundzwanzigsten August!“ lachte der Amtmann von Schielau. „Alter Rattenkönig! alter Mausepriester! ... Da sitzt er und piept. Was macht er denn aber mal wieder für ein Gesichte, dieser Chokoladenzauberkerl? Mir ist es jedesmal, als würde ich wieder sieben Jahre alt, sobald ich nur einen Blick in sein Knecht Ruprechts- und Sanct Nicolausreich hineinthue, und er hockt da mit beiden Händen auf dem Bauche und einer Physiognomie wie: Hülfe und Barmherzigkeit, gleich geht es schlimm!“

„Dieses verhält sich auch so, Herr Amtmann,“ sprach Knövenagel, der trotz dem Wunsche seines Herrn ruhig oben geblieben war, in der unerschütterlichen Gewißheit, daß er sich drunten sicherlich nicht nützlicher machen könne als hier hinter der Stuhllehne seines „Specialprincipals“. „Sie konnten uns gar zu keiner anderen Zeit angenehmer die Ehre geben, Herr Amtmann, als jetzt in diesem augenblicklichen Momente. Wir befinden uns Ihnen vor einer Krisis, Herr Amtmann. Rattenkönig ist nett; Mausepriester ist auch nicht übel; bin ich soeben mit einer Holzaffenvisage begabet worden, so haben wir in unserem Verdruß und Kummer gewiß nichts gegen alle sonstigen geistreichen Devisen und auf uns passende Betitelungen einzuwenden.“

Er hatte dem Besuch den Stuhl, von welchem Herr Sebastian Pelzmann in seinem Grimme aufgesprungen war, zugeschoben. Der Gast ließ sich schwerfällig nieder, warf die Pelzkappe auf den Arbeitstisch des Herrn Fabian, legte beide Hände auf den Stockknopf und fragte, von einem der Bewohner des Hintergebäudes der Firma Pelzmann und Compagnie auf den anderen glotzend:

„Nun, Kinder, was ist denn vorgefallen, daß ihr mich anstiert und an den Ketten zieht, als ob eben der Thierarzt in den Stall gekommen sei? Wo ist der Cacao mißrathen? Die Prinzessin aus dem Mohrenlande ist doch nicht etwa gar bereits angekommen in dieser Nacht und bei hellem Morgen selbst für euren Geschmack ein Bischen zu schwärzlich ausgefallen?“

„Mein Bruder war eben hier und hat mit mir über das Kind gesprochen. O Rümpler!“

Der Amtmann ließ einen langen Pfiff hören:

„Er will sein Theil davon, und du willst es ganz behalten. Ihr habt da selbstverständlich die alte Komödie unter dem alten süßen Firmaschilde Pelzmann und Compagnie agirt? Ihr gönnt die arme Creatur selbstverständlich einander nicht — nun, da kenne ich euch hinten und vorn, das heißt im Vorder- und im Hinterhause!“

„Er will das Kind nicht im Hause haben! Er will es auch mir nehmen! er will es zur Madame Printemps wegschaffen!“ rief Herr Fabian. „Es ist ihm außer der Gewohnheit! es stört ihm seine Behaglichkeit! er sieht tausend Widerwärtigkeiten aus dem Aufenthalt des Kindes seines Bruders unter diesem Dache entstehen! Er ist im bitteren Zorn von mir fortgegangen —“

„Und Sie, Knövenagel, gehen Sie jetzt mal hin, das heißt, gehen Sie mal 'nunter in die Liqueurkammer, bestellen Sie einen Gruß von mir und der Amtmann Rümpler aus Schielau bäte höflichst um eine Probe aus der Quelle, die er selber in die Fabrik neulich recommandirt habe.“

„Sehr wohl, Herr Amtmann,“ sprach Knövenagel, der einem verständigen Wunsche immer nachkam und nur unberechtigte stets überhörte. Er stapfte ab, weniger wie aus Zucker als wie aus Holz gearbeitet, und sein fast allzu gutmüthiger Herr fand sich allein mit dem gutmüthigen Freunde, Peter

Rümpler aus Schielau. — In hastig sich überstürzender Redeweise erzählte nun Herr Fabian von seiner letzten Unterhaltung mit dem Bruder, während der Andere gelassen, dem Anschein nach mit wenig Interesse an der Erzählung, sich seines Pelzes entledigte und sich als ein zwar untersetzter und breitschulteriger aber durchaus nicht ungeschlachter Herr von fünfzig und einigen Jahren entpuppte. Als aber der Senior des Hauses Pelzmann geendet hatte, war es plötzlich wie ein Phänomen anzusehen, wie mit einem Ruck der Sonnenschein sowohl aus der Stube des Attrapenonkels wie von dem behaglichen Gesicht des wackeren Landbebauers verschwand. Die leuchtende Kugel verschwand hinter einem Schornstein und vorspringenden Dachgiebel, die Jovialität Peter Rümpler's in einem Donner-, das heißt Faustschlag, der wie aus heiterem Himmel auf den Arbeitstisch des Freundes niederkrachte. Daß der Himmel über den schneebedeckten Dächern der Fadengasse blau blieb, erschien nun fast wie ein Hohn auf die Stimmung der beiden Herren im Hintergebäude der großen Firma Pelzmann und Compagnie.

„Wie mir däucht, ist es sogar Jahreszeit — so um Epiphanias herum, als sie sich vor zwanzig Jahren zuletzt in die Haare geriethen und auf ewig die brüderliche Zuneigung kündigten, der wilde Hans und der sanfte Heinrich — Gebrüder Lorenz und Sebastian Pelzmann meine ich!“ brummte der Amtmann von Schielau. „Wie das nun wieder zu einem vergnügten Frühstück an diesem Morgen zusammentrifft! Mein alter Thomas stattet eben auch seiner Tochter seine Visite — du weißt wohl wo! ab, und so sind wir ja einmal wieder vollständig zusammen hier in der Stadt bis auf den Lieutenant, der auf Sumatra in einem Sumpf versunken liegt, aber dafür jetzt sein Kind schickt, daß es sich auch sein Theil von dem alten widerwärtigen Elend hole. Zwanzig Jahre — während welcher die Zucker- und Chokolade-Weihnachtsbude mit ungeschwächten Fonds und immer brillanterem Resultat, wenigstens für den Herrn Chef junior, weiter gearbeitet hat! Als ich vorhin drüben durch die Straße ging, stand es voll von Kindern vor dem unbändigen Mirakelladen. Wie Das an den Scheiben leckte und eure Herrlichkeiten mit den Augen und der Einbildungskraft verschlang, und gar keine Ahnung davon hatte, was so ein Philisterdach an ganz und gar nicht süßen Teufelsgeschichten in oder unter sich hat. Seit einer netten Reihe von Jahren ist das Schielauer Schäfermädchen nun glücklich im Zuchthause untergebracht und kommt erst in diesem Herbst wieder los, natürlich unter fernerer polizeilicher Aufsicht. Was hat es geholfen, daß sich vor zwanzig Jahren der schöne Lorenz zu ihrem Champignon aufwarf? Wer an einem Giftpilz zu Grunde gehen soll, dem kommt derselbige in der feinsten Trüffelpastete zwischen die Zähne. Es war freilich ein hübsches, frisches, quikkes Ding, und der Zuckerpascha, unser biederer Monsieur Sebastian, hat in der Beziehung allewege einen feinen Geschmack prästirt. Dich nennen sie bloß den Attrapenonkel; aber Der hat es von jeher noch ganz anders wie du verstanden, seine Erfindungsgabe zu seinem Vergnügen und zum Pläsir der Unschuld nützlich zu gebrauchen. Der verstand es, sich der Welt Nichtsnutzigkeit in Zucker einzumachen — Der mit seiner Feder hinterm Ohr und von seinem Schreibepult aus! O Fabian, alter Fabian, welch eine curiose Weihnachtsfirma seid ihr doch auf diesem sappermentschen Erdball, von dem wir Oekonomen immer noch am ersten und genauesten die Erfahrung machen, daß er nicht aus Zucker und Chokolade gewälzt ist! Dich nennen sie in der Stadt einen Narren und den

Attrapenonkel, ich habe heute Morgen meinen Thomas auf dem Schlittenbock mit hineingebracht, weil er seinem Kinde seinen Monatsbesuch abstatten will, und der Mann mit der Feder hinter dem Ohr will seines Bruders Kind nicht unter seinem Dache leiden, weil es ihm die Behaglichkeit seiner solideren Lebensjahre stören könnte. O alter, lieber Kerl, du bist doch der Beste; und der einzige richtige Attrapenonkel ist einzig und allein unser Herrgott, weil er immer noch solche komischen Burschen wie dich und auch immer mit einer Devise im Bauche in seinem Allerweltsladen und großen Schaufenster zum Handel aufstellt. Also du hast ihm, unseren edlen Junior meine ich, höflichst die Thür aufgemacht und ihm den Weg nach seinem Comptoir zurückgewiesen? Fabian, ich hoffe zu Gott, daß du deine Natur wenigstens diesmal gänzlich verleugnet und so heimtückisch als möglich dich bewiesen hast!"

„Ja," sagte der Attrapenonkel, „ich habe ihm meinen festen Willen ausgedrückt, meinestheils den Versuch zu machen, der Tochter unseres verstorbenen Bruders eine Heimath unter diesem Dache zu bereiten; — ich —"

„Sagen Sie ganz dreiste Wir, Herr Pelzmann," sprach Knövenagel, der mit einer in exotisches Stroh- oder Rohrgeflecht gewickelten rundbäuchigen Flasche und einigen Spitzgläsern auf einem Teller von seiner Sendung in die Fabrik zurückkehrte, das letzte Wort aufschnappte und natürlich sofort eines aus seinem unermeßlichen Vorrath dranhing.

„Daß ich nun und nimmer das Kind, vorausgesetzt, daß es selber es nicht so will, seinen Weg allein und unbeschützt durch die schlimme Welt gehen lassen werde," fuhr Herr Fabian fort, „und —"

„Daß wir mit unserer häuslichen Einrichtung zum Empfang für das Fräulein gerade heute Morgen so weit fertig geworden sind, daß wir uns nicht gar zu sträflich damit blamiren," schloß Knövenagel. „Sehen Sie sich vor allen Dingen nur erst mal das Nest an, was wir, ich und der Herr Principal, unserer gnädigen jungen Dame ausgefedert haben, Herr Amtmann. Es ist wirklich der Mühe werth."

Da war die Sonne wieder! Nicht in dem curiosen Arbeitszimmer des Attrapenonkels; aber gottlob mit verdoppeltem Glanze auf seinem Gesicht! Mit freudestrahlenden Augen, einem bis an beide Ohren selig verzogenen Munde und die Hände im behaglichen Gekitzel eines vorgeschmeckten Lobes zwischen den Knieen reibend, rief er:

„Ja, da hat Knövenagel Recht, lieber Peter, und es würde mir in der That angenehm sein, auch deine Ansicht über unsere kleinen Einrichtungen zu vernehmen!"

„Nimm an, ich sei eigens hierzu, und nicht um dir eben die dumme, lange, überflüssige Rede zu halten, in die Stadt gekommen!" rief der Amtmann Rümpler von Schielau; und Herr Fabian, glückselig aus seinem Sessel emporschnellend, rieb doch dabei unwillkürlich ein wenig die Schulter, auf welche der Amtmann zärtlich seine Hand hatte niederfallen lassen.

„Sage mir aber aufrichtig deine Meinung, Peter!" rief der Attrapenonkel, den sachverständigen Freund vom Lande am Arme mit sich ziehend. Knövenagel, dem äußeren Anschein nach unbewegter denn je, innerlich aber mehr denn je als „eigentlich der wahre Mann", stieg steifbeinig mit seinem Präsentirteller, seiner exotischen Schnapsflasche und seinen drei Spitzgläsern den beiden Herren nach und trat ihnen fast die Hacken ab in dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß auch an dieser Stelle sein Specialprincipal für gar nichts das richtige Wort zu finden wissen werde.

Auch aus den Gemächern, die der

Onkel für seine unbekannte tropische Nichte zubereitet hatte, war die Sonne der Fadengasse weggeschlüpft um diese Stunde wie aus seinem eigenen Zimmer. Es war in Anbetracht der gegenüberliegenden hohen Häuser und der engen Straße auch hier trotz dem hellen Mittag ziemlich dämmerig.

„Donnerwetter, wie kühl!“ rief der Amtmann, als Herr Fabian die erste Thür öffnete und die Portière zurückschlug. „Alle Hagel, wie schön!“ rief er, mit unbegrenztem Erstaunen umherstarrend. „Wunderbar!“ schrie er endlich, „jawohl, die Localitäten hattest du, alter schnurriger Tausendkünstler, eine Wand einzuschlagen verstehst du auch, und was den sonstigen Geschmack in den Händen und dem Hirnkasten anbetrifft — alabonnör! Die Auslagen wirft das Geschäft gottlob auch noch ab, und die Küche besorgt Knövenagel. Für'n paar schwarze Sclaven, Sclavinnen und sonstige Kulis findet sich beizu auch noch das nöthige Unterkommen. Bringt sie einen Elephanten mit, so brauche ich dir nicht anzurathen, dem möglichst im Warmen in einem Stall neben dem Kesselhause die Krippe hinzustellen. Fabian, du hast deine Sache ausgezeichnet gemacht und wirklich das Recht, dich auf das Gesicht, was die Kleine machen wird, riesig zu freuen. Ja, ja, eine gewisse Unbequemlichkeit in den gewohnten Verhältnissen macht die Geschichte freilich, und daß unser guter Bruder Sebastian jetzt schon ein Gesicht dazu schneidet, das — wollen wir ihm lassen, das ist sein Vergnügen, und sein Vergnügen will doch Jedermann in dieser Welt haben.“

„Für die schönere Jahreszeit rechnen wir ganz bestimmt auch auf Schielau,“ sagte der Attrapenonkel, von dem letzten recht unvergnüglichen Thema die Unterhaltung ablenkend. „Den deutschen Frühling und Sommer zeigen wir dem Kinde in Schielau. Ihr nehmt uns doch auf, wenn ich mit ihm komme, Hans?“

„Na, meine Alte!“ schrie Peter Rümpler, einen entzückten Faustschlag, dem der Attrapenonkel diesmal glücklich auswich, in die Luft thuend. „Hurrah, du bist und bleibst ein Hauptkerl, Fabian, von den ersten neun gesunden Kräutern am grünen Donnerstag an bis zum letzten Feldfeuer in der Kartoffelernte. Ein Unthier bist du.“

„Da haben Sie ganz Recht, Herr Amtmann,“ sprach Knövenagel, immer noch mit seinem Präsentirteller zwischen den Fäusten. „Das ist er; aber erwarten Sie auch mich mal erst in meiner ganzen richtigen Glorie hier in unserer Domäne als Haushofmeister, Kammerjunker und dergleichen. Passen Sie auf, dem Vordergebäude werden wir im Laufe der Zeiten andeuten, was wir hier hinten der muffigen Menschheit — ohne nähere Bezeichnung, Herr Pelzmann — zu zeigen haben.“

„Am ersten März reise ich nach Marseille,“ sagte Herr Fabian.

„Hallo?!“ stammelte der Schielauer Amtmann im höchsten Zweifel, den Senior der Firma Pelzmann und Compagnie von oben bis unten anstierend. „Menschenkind?! ... du?“

„Einer muß doch das Kind vom Schiff abholen,“ erwiderte der Attrapenonkel, und Peter Rümpler griff nach der exotischen Flasche auf dem Teller, den ihm Knövenagel vorhielt, goß alle drei Krystallgläser voll, goß das erste in sich hinein, ließ ihm das zweite folgen und ächzte mit dem dritten in der Hand:

„Da hört denn doch Alles auf!“

„Da haben — Sie — wieder — Recht — Herr Amtmann!“ stotterte Knövenagel, zum ersten Mal in dieser Geschichte vollständig aus seiner Fassung gebracht. Mit geöffnetem Munde blickte er von den drei so phänomenartig geleerten Gläsern auf seinem Präsentirteller zuerst auf den landbebauenden Freund seines Herrn und sodann mit dem ganzen horror vacui in dem Blick auf seinen Herrn und stöhnte:

„Jawohl, am ersten Märzen fahren wir ab nach Marseille! ... Unten im Geschäft werden sie dies eine Naturbegebenheit nennen; aber es freut mich, daß es Sie doch auch also ein Bischen wundert, Herr Amtmann!"

* *
*

„Nach Marseille! Das Universum träumt das also nicht bloß, sondern es ist ein wirklich wahrhaftig Factum!" rief der Hofmedicus Baumsteiger. „Man hat eines Morgens seine Thür verschlossen und einen Zettel daran geklebt gefunden mit der stupificirenden Benachrichtigung: Verreist! — Hinein ins rachgierige Frankreich! Nach Marseille mit einem Dictionnaire unter dem einen Arme, seinem Regenschirme unter dem anderen und seinen Knövenagel mit einem Reisesack auf den Hacken! Er, der bis dato nie eine Meile über das Weichbild dieser Stadt sich hinausgewagt hatte! Das ist einfach großartig, und — Pelzmann, beinahe ebenso merkwürdig ist, daß die ganze Stadt, so weit sie in Betracht kommt, mit demselbigen Interesse dem alten originalen Burschen nachguckt wie ich. Ad exemplum mein altes altjungferliches, allergnädigstes, allerdurchlauchtigstes Leckermaul, Ihre königliche Hoheit meine Prinzeß Gabriele Angelika, die sich wenigstens alle vierzehn Tage einmal den Magen an eurem Geschäft verdirbt und mich aus dem Schlummer schellen läßt, erkundigt sich tagtäglich bei mir nach dem Attrapenonkel. Ich versichere dich, cher ami, war der schnurrige Kerl bis jetzt eine bekannte Persönlichkeit, so ist er nunmehr zu einer berühmten geworden und macht Reclame für die Firma, wie sie nicht riesenhafter gedacht werden kann. Und für die Nichte mit! Wo ich hinkomme und noch ehe ich mir die Zungen sonst habe zeigen lassen, erkundigen sie sich nach eurem kleinen Mädchen aus der Fremde und fragen nach, ob sie immer noch nicht in der großen Sodbrennerei und Magendruckfabrik zwischen der Hochstraße und der Fadengasse angelangt sei."

Der Doctorwagen des beliebten Arztes hielt vor der Hausthür des Hauses Pelzmann in der breiten volks- und geschäftsreichen Hochstraße, und der Doctor selbst saß in dem Privatcabinet des Juniors der Firma diesem gegenüber und — konnte, seinem behaglichen Schmunzeln nach zu urtheilen, nicht die mindeste Ahnung von dem Mißbehagen haben, welches auch er dem verdrießlichen Manne durch seine Unterhaltung bereitete.

„Ich bitte dich um Alles in der Welt, verschone du mich wenigstens mit dem Geschwätz der Stadt!" rief Herr Sebastian, als er es zuletzt nicht mehr aushielt. „Ob mein Bruder verreist ist, weiß ich nicht. Wohin er gereist ist, weiß ich nicht. Abschied hat er jedenfalls nicht von mir genommen. Daß er wisse, was er zu thun habe, behauptet er wenigstens. Ich für mein Theil desgleichen."

„Hm," brummte der Hofmedicus, die goldene Dose zwischen den weißen fleischigen Händen auf dem behaglichen Bäuchlein drehend, während der Fabrikant, um der unbehaglichen Unterhaltung ein Ende zu machen, aufstand und zum Fenster schritt.

„Märzstaub, Baumsteiger," sagte er. „Ein kalter, trockener Ostwind. Viele Kranke in der Stadt, lieber Freund?"

„Danke, es geht!" brummte der liebe Freund und harmlose therapeutische Mephistopheles mit einem viel weniger diabolischen als wehleidigen Blick auf den Rücken des Herrn Sebastian. „Die besten, zähesten Naturen können nicht umhin, sich durch gegenwärtige Witterung hier und da — sagen wir mal, an ihre Jugendsünden erinnern zu lassen. He, was giebt's denn da?"

Der letzte fragende Ausruf galt einem raschen Zurückfahren des Fabrikanten vom Fenster, infolge dessen auch Hofmedicus

Baumsteiger mit möglichster Raschheit die goldene Brille zurechtrückte und, auf den Zehen stehend, mit fast komischer Neugier dem Whist-, Tafel- und Clubgenossen über die Schulter weg auf die Hochstraße hinaussah.

Nur ein alter Mann in bäuerlicher Tracht, der einen rauhzottigen Hund an einem Stricke mit sich führte, langsam, ohne aufzusehen, auf dem Bürgersteige der entgegengesetzten Seite der sehr belebten Gasse vorbeiging und höflich eben einem ihm entgegenkommenden Schwarm junger Damen auswich, — im nächsten Augenblick schon durch die paarweise einherziehende Pension der Madame Printemps den Blicken der zwei Herren im Hause Pelzmann entzogen! — Der Hofmedicus brummte diesmal nicht einmal hm hm, und der Fabrikant sagte auch nichts. Letzterer jedoch sah verkniffener und gelblicher denn je aus und fiel schwer in seinen Sessel zurück. Der bäuerliche Mann auf der anderen Seite der Straße war der Schäfer Thomas aus Schielau gewesen, der seinen Märzbesuch in der Stadt abgestattet hatte und auf dem Rückwege, anscheinend aus Holz wie Knövenagel, jeden Monat einmal die Hochstraße passirte, obgleich er deshalb einen Umweg machen mußte, um wieder zu seinem Thor und auf seine Landstraße nach Schielau zu gelangen.

Als der Hofmedicus wieder in seinem Wagen saß, summte er zuerst eine geraume Weile Heinrich's des Vierten Liebeslied mit wenig wonnigem Ausdruck vor sich hin:

„Reizende Gabriele!
Ob wund von Liebespfeilen,
Folg ich des Mars Befehle,
Zur Kriegesfahn' zu eilen."

Sodann aber entschädigte er sich fernerhin durch ein längeres Selbstgespräch für den Zwang, den er seinem Unterhaltungsbedürfniß soeben hatte anthun müssen.

„Der liebe Mann!" brummte er. „Dieser gute Sebastian! Schade um ihn! Versteht es doch sonst so wohl, sich nichts aus den Gefühlen, dem Verdruß und Aerger Anderer zu machen, und ist mir doch in meiner Praxis kaum ein Anderer vorgekommen, der sein Lebensbehagen mit so viel nervösen und moralischen Aufregungen nach der unangenehmen Seite hin zu bezahlen hat. Auch so ein tröstlich Beispiel dafür, daß der Mensch nicht so leicht todt zu kriegen ist, wie er selber es sich dann und wann bei deteriorirtem Gangliensystem einbildet. Könnte es so leicht haben, dem ewigen Verdruß um alberne, längst versunkene und von Jedermann vergessene Allotria durch ein angenehm einschläfernd, in sein eigen Fabricat gewickelt Mittelchen ein Ende zu machen, und — giebt allewege seine trefflichen Diners und Soupers weiter! Wie nett war zum Exempel das gestrige! ... Ja, ja, es war richtig unser tragischer, melodramatischer Schafmeister von Schielau, der ihm da wieder mal durch die Hochstraße stieg und ihn auf Wochen hinaus für jede L'hombrepartie unerträglich macht! ... Und drolligerweise in demselben Moment unsere liebenswürdige geistige Engelmacherin Lady Pinchbeck mit ihrer allerliebsten, für den Heirathsmarkt auf den Faden gezogenen Hühnchenkette, wegen welcher er, wie er uns mittheilte, für alle Zeit mit dem Attrapenonkel endgültig gebrochen hat! ... Was hatte der Attrapenonkel auch einzuwenden gegen Mylady Pinchbeck, Madame Printemps? ... Der Attrapenonkel auf der Jagd nach seinem surinamschen, sumatraschen oder javanischen Paradiesvogel — unser braver Fabian mit seinem Knövenagel auf der Fahrt durch das revanchebrütende Franzosenland. Sämmtliche Taschen nach gewohnter Weise voll Zuckerplätzen und sonstiger eigener Fabricate, wie auf einem Spaziergange durch und um hiesige Stadt! Ich bin unbedingt dabei, wenn er wieder nach Hause kommt, und Knövenageln lade ich mir an dem

ersten nächstfolgenden stillen Sonntagmorgen ganz privatim zum Frühstück ein, um mir von ihm seine Abenteuer erzählen zu lassen. Nichts todt zu kriegen in der Welt! auch der Spaß an ihr nicht!"

Was das Wort von der Lady Pinchbeck anbetrifft, so beweist es nur, daß der Hofmedicus Dr. Baumsteiger auch den Don Juan des Lord Byron, wo es heißt:

Consulting the Society for Vice
Suppression, Lady Pinchbeck was his choice,

nämlich für „die Zähmung der kleinen, wilden Asiatin" — mit Nutzen für den täglichen Gebrauch gelesen hatte. Was aber das Wort von dem Nichttodtkriegen des Spaßes in dieser Welt angeht, so giebt es Gott sei Dank immer noch Leute, die gar nicht lesen können und doch nur selten um eine Belegstelle dafür in Verlegenheit gerathen und in Melancholie verfallen.

Gott sei Dank, der Spaß ist nicht todt zu kriegen in dieser so sehr mürrischen Welt, und einen Spaß, ein Vergnügen ersten Ranges gaben für jeden mit dem nöthigen Verständniß dafür Begabten die Umstände ab, unter denen auch hier aus der Erwartung die Gewißheit hervorging und der „asiatische Backfisch" endlich als im Lande eingetroffen gebucht werden konnte. Ein überwundener Standpunkt wird auch aus der gespanntesten Erwartung, und so auch in diesem Falle. Es kam ein letztes lustiges winterliches Schneegestöber, dem ein längerer Regen folgte. Hinter letzterem trocknete der Ostwind rasch wie gewöhnlich in diesem Monat auf, und der Märzenstaub gewann von Neuem die Herrschaft in den Gassen; aber aus der Umgebung der Stadt brachten die Leute von ihren Spaziergängen alles das mit, was gleichfalls in den März hinein sich schickt und dazu gehört: Weidenkätzchen und Haselnußschäfchen, Seidelbastblüthen, Leberblumen, Anemonen, Veilchen und auch dann und wann einen heftigen Schnupfen. Und an dem schönsten, sonnigsten, aber auch windigsten Vorfrühlingsmorgen ging es wie ein elektrischer Schlag durch sämmtliche Fabrikräume und sonstigen Geschäftslocale der Firma Pelzmann und Compagnie:

„O du meine Güte — Knövenagel! . . . Ist denn das Knövenagel? . . . Herrgott, da ist ja Knövenagel!"

Einer erblickte ihn natürlich zuerst, hatte aber nicht nöthig, seinen Nachbar am Tagewerk auf die Merkwürdigkeit aufmerksam zu machen. Von Hof zu Hof, von Arbeitssaal zu Arbeitssaal, von Stuhl zu Stuhl, von Bank zu Bank, von Tisch zu Tisch ging die Nachricht:

„Knövenagel ist wieder da aus Frankreich! Eben geht er durch den Klappersaal! Unser Herr Fabian ist zurück!"

Während einer geraumen Zeit stockte jegliche Handarbeit vollständig, und es war als ein Wunder zu nehmen, daß die Maschinen ihre Thätigkeit nicht auch unterbrachen, daß was durch Rad und Hebel in Bewegung gesetzt wurde, weiter haspelte, gleichgültig dagegen, ob Knövenagel wieder im Lande war oder nicht!

Es blieb aber kein Zweifel möglich. Da stieg er hin durch das große Geschäft, als ob er niemals draus weg gewesen sei — des Herrn Sebastian Pelzmann widerwärtigster Holzaffe, des Herrn Fabian Pelzmann linke Hand! Dasselbe langweilig, dumm-diabolischschlaue Ledergesicht, derselbe Rock, dieselben Beine, dieselben Arme und an letzteren die unmenschlichen, unglaublichen, schlaff aus den Aermeln hängenden Tatzen. Knövenagel, wie er leibte und lebte.

„Vorausgesetzt, daß er es in Leib und Leben ist!" sagte Einer. „Vorausgesetzt, daß sie ihn nicht richtig in Frankreich als allgemeinen Deutschen und wegen seiner persönlichen besonderen Liebenswürdigkeit um sein Leben gebracht und eingeschlachtet haben und er uns nur als Gespenst kommt. Sie, Pommer, Sie standen in der Division

Kummer und stehen feste, rühren Sie ihn doch mal der Gewißheit wegen an. Ich thue es nicht für 'ne Million, ich graule mir zu scheußlich vor ihm!"

„Äh!" sagte Knövenagel, der, je mehr die Bewegung um ihn her zunahm, desto steifer sich hindurchschob. Einige, deren Beschäftigung es zuließ, liefen auch nach dem Hinterhofe, um nach den Fenstern des Attrapenonkels emporzustarren; aber die Meisten drängten sich doch des Onkels Famulus in den Weg und wagten es endlich auch wohl, ihn „anzurühren", um sich dadurch von seinem Vorhandensein im Fleisch zu vergewissern.

„Es hat richtig seine Richtigkeit mit ihm! Er ist es noch, gerade als ob ihn sein Herr, unser Herr Fabian, eben erst neu erfunden hätte! Juchhe, wir haben ihn wieder auf der Nase! ... Um Gotteswillen, Knövenagel, seit wie lange sind Sie denn wieder im Lande, ohne daß eine Menschenseele eine Ahnung davon gehabt hat?"

„Öh!"

„Na, alter Holzbock, wie war es denn in Frankreich? Was sagten denn die lieben Franzosen zu Ihnen? Was? so was haben sie wohl selbst Anno Siebenzig, als sie sich die ganze Musterkarte haben kommen lassen, nicht zur Auswahl mitgekriegt? So erzählen Sie doch, Knövenagel!"

„Äh — öh!" ächzte Knövenagel, mit beiden Ellenbogen wie im gesteigerten Ekel vor der Zärtlichkeit und Zudringlichkeit der Menschheit sich Raum schaffend.

„Ist denn der Herr auch wieder da? und hat er das Fräulein — unser Fräulein glücklich mitgebracht? ... Dies ist ja zu graulig! so thun Sie doch einmal die Zähne von einander, Sie —"

„Holzaffenvisage," schnarrte Knövenagel.

„Das sagt gewiß Keiner als Sie selber, alter Fetisch; aber im vollen Ernste, wissen wollen wir jetzt, wie lange Sie schon da oben in Ihrer verzauberten Burg stecken, ohne daß hier unten Einer das Geringste davon gemerkt hat?"

„Liegt Ihnen wirklich daran, es ganz genau zu wissen, Herr Buchhalter?"

„Nun höre Einer! das Ungeheuer fragt noch?"

„Na denn ohne alle weiteren Injurien, was das Frankreich anbetrifft, so ist das gar nichts, und was die Franzosen angeht, so sage ich allabonnör sowohl in unserer Bransche als auch überhaupt als umgängliche und höfliche Leute, zumal und nach dem zu beurtheilen, was in diesem Moment hier um mich herum drängelt und Maulaffen feil hält, wobei ich Sie, Herr Buchhalter, aus geschäftlichem Respect wenigstens ausnehme. Was unsere glückliche Wiederankunft im lieben Vaterlande anbetrifft, so — sagen wir meinetwegen circa vorige Woche. Für die genaueren Umstände habe ich erstens keine Zeit und zweitens keine Ordre, sowohl von meinem Herrn als auch von meinem Fräulein, und drittens — zum Donnerwetter, haben wir für die gegenwärtige angenehme Empfangsfestivität doch nun wohl lange faul hingestanden und unser Pläsir aufs Conto der Firma an einander gehabt. Meinen Sie nicht auch, Herr Lagerinspector?"

„Circa seit voriger Woche! dies wäre doch zu großartig!" seufzt der Eine, dem langsam sich weiterschiebenden Knövenagel nachsehend.

„Möglich ist es schon bei dem Charakter!" meinte kopfschüttelnd der „Lagerist" der Firma Pelzmann und Compagnie. Sodann besprachen sie in jedem Arbeitssaal und an jedem Schreibpulte die wunderbare Neuigkeit weiter, und so gelangte, kaum eine halbe Viertelstunde nachdem der Famulus des Herrn Fabian von Neuem an dem Horizonte des großen Geschäftes aufgegangen war, die Nachricht davon leise und schüchtern in das Privatcabinet des Herrn Sebastian.

„Und was das Merkwürdigste ist," setzte der letzte Berichterstatter in der Stellung des letzten Pfahls einer Telegraphenleitung hinzu, „vor acht Tagen bereits sollen die Herrschaften drüben von ihrer Reise angekommen sein."

Herr Sebastian blickte auf und den Herrn aus dem Nebencomptoir an, als ob er ihm etwas zu erwidern habe, sagte jedoch nichts, und nachdem der Berichter mehrere Augenblicke vergeblich auf ein wenn auch nicht freudiges, so doch verwundertes Wort gewartet hatte, zog er sich bescheiden zurück und sah — seinen Herrn Principal weiterschreiben. Sowie sich aber die Thür hinter dem Herrn aus dem Geschäfte geschlossen hatte, warf der jüngere und Hauptheilhaber des Hauses Pelzmann die Feder hin und rief:

„Was geht's mich an?"

was in diesem Falle nur heißen konnte:

„Da habe ich es denn! ... Es ist unglaublich, aber ganz und gar in seinem Charakter!"

Mit dem letzten Ausruf stand er seinem älteren Bruder gegenüber nur auf dem Standpunkte des letzten seiner Arbeiter und doch auf einem sehr beträchtlich davon entfernten und verschiedenen.

* *
*

Dies war nun wieder so ein Stück von dem Attrapenonkel! So machte er es, und auf dieser lärmvollen Erde imponirt den Menschen am Ende doch nichts so sehr als einer von ihnen, der gar keinen Spectakel zu verursachen wünscht und doch seinen Willen effectvoll durchsetzt. Wenn auch nicht seit acht Tagen, so doch schon seit dem gestrigen Abend wohnte Constanze Pelzmann unter dem Dache, unter welchem ihr Vater geboren war. Der Attrapenonkel hatte das Kind, in der Dämmerung mit ihm auf dem Bahnhofe anlangend, wie Einige sagten: nach seiner Art verstohlen! in eine Droschke gehoben und in der Fadengasse ebenso unbemerkt seinen Hausschlüssel herausgezogen und es und sich hineingelassen in das Hinterhaus des Geschäftes von Pelzmann und Compagnie. Für einen Mann, der bis dahin nicht eine Meile über die nächste Umgebung seiner Vaterstadt hinausgekommen war und jetzt von Marseille kam, konnte die Sache kaum programmmäßiger verlaufen. Auch seinen Leuchter hatte er auf dem Hausflur in gewohnter Weise bereit gefunden, diesmal freilich in der Hand eines ebenfalls mit auf seinem Programm stehenden weiblichen Wesens, einer Frau Kettner, zwar keiner Base Knövenagel's, aber doch ganz ausnehmend in seine Familie passend und mit einem Anflug von Wehleidigkeit in zähester Lederhaftigkeit bereit, sowohl das Leben für den Herrn Pelzmann senior zu lassen, wie auch seiner Fräulein Nichte aus dem Asien alle die Dienste zu leisten, für welche Knövenagel selber und auch der Onkel sich, und zwar widerwillig genug, incompetent erklären mußten. Deren waren freilich nicht viele.

Sie hatten ein lustig Feuer in jedem deutschen Ofen flackernd gefunden und ein programmmäßig Nachtessen, von dem unser „armes indianisches Fräulein" in seiner Reisemüdigkeit leider nur zu wenig zu genießen vermochte.

„Ja, da sind wir nun zu Hause, mein Herz," sagte Herr Fabian, „und du mußt nun vorlieb nehmen mit mir ungeschicktem alten Burschen und Knövenagel und der Madame Kettner. Dich fröstelt noch immer, mein armes Kind; bei euch zu Hause ist es freilich wärmer. Guck nach dem Ofen, Knövenagel! sieh nach allen Oefen! das ist hier ja eine wahre Hundekälte!" rief er, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. „Das ist nun die Frau Kettner, mein Liebchen; ist es dir von zu Hause her angenehmer, so läßt sie sich auch schwarz färben. Vierundzwanzig

Grad Zimmerwärme hatte ich doch telegraphisch vorausbestellt — das sind hier aber sicherlich nur zwanzig, liebste Frau. Sieh du einmal nach dem Thermometer, Knövenagel, und schaff mehr Holz in den Ofen!" seufzte der Onkel Fabian, und jeder Angsttropfen, den ihm die herrschende Temperatur im Gemache auspreßte, wog mehr denn ein ganz von unfruchtbaren Liebesthränen durchfeuchtetes Sacktuch auf.

„Bloß fünfundzwanzig Grade, Herr Pelzmann," meldete Knövenagel ruhig, aber gleich seinem Herrn schwitzend, und wie auch die Frau Kettner sich zu der Idee, sich von wegen des möglichen Heimwehs unseres Fräuleins nach ihren Mohren gleicherweise schwarz färben zu lassen, stellen mochte, sie lächelte holdselig und meinte:

„Seien Sie nur ganz ruhig, Herr Pelzmann. Sie kennen mich, Knövenagel kennt mich, und ganz umsonst habe ich doch auch nicht in den besten Familien Amme, Kinderfrau und bis jetzt Haushälterin für allein stehende Herren gespielt, und setzen Sie mir auch unangefärbt eine Prinzessin auf den Schoß, ich weiß mit ihr umzugehen, und ein Bischen sollten Sie sich doch zwingen, liebes, gutes Fräulein, und ein Bischen genießen auf die lange Reise von Indien her. Das hält ja wirklich kein Mensch aus!"

„O, ich bin so sehr glücklich und so dankbar!" rief dann Constanze Pelzmann, und weiter hatte sie überhaupt nichts sagen können an ihrem ersten Abend in dem Reiche des Attrapenonkels. Und wir, wir sind so ziemlich in demselben Falle und können bis jetzt nichts weiter von ihr sagen, als daß sie wirklich fröstelnd, in allerlei wundervolle Decken und Tücher gehüllt, im Divan saß, die Hand des Onkels hielt und immer von Neuem den Versuch machte, dieselbe an ihre Lippen zu ziehen, was jedesmal den Attrapenonkel sehr heftig aufregte und die wunderlichste Attrape für ihn selber bedeutete.

Wir wissen aber Gott sei Dank auch, was Kindern und jungen Damen am dienlichsten ist; bringen also das Fräulein von der Malaieninsel früh zu Bette, das heißt schicken es unter der Aufsicht und Hülfeleistung der Frau Kettner hinein und lassen uns von der letzteren beruhigt versichern:

„Nach fünf Minuten schon haben wir nichts mehr von der Welt und uns gewußt!"

Letzteres konnte man, aller Reisestrapazen ungeachtet, von Herrn Fabian Pelzmann, nachdem auch er zu Bette gegangen war, nicht behaupten. So ziemlich die ganze Nacht hindurch wußte er sowohl von sich wie auch von der Welt. Bis nach Mitternacht lief er in seinem curiosen Studio auf und ab, und als er dann endlich zu Bette stieg, ging er damit noch lange nicht zur Ruhe. Glücklicherweise war es nicht die nöthige sorgenvolle Abrechnung mit der Welt, die ihn bis zur Morgendämmerung wach hielt; viel angenehme ihn selber allein betreffende Bilder beschäftigten ihn, und er attrapirte sich auf Phantasien, wie sie ihm, trotz seiner allgemeinen Begabung dafür, bis dato doch noch nie gekommen waren. Das Resultat war zuletzt:

„Darin hatte der Bruder Recht, die Welt wird eine andere, wenn man nicht mehr für sich allein in seinen vier Pfählen ist. O du armer, lieber, kleiner Compagnon mit deinen leeren armen Pfötchen, wie machst du mir die alte Firma zu einem anderen Dinge! Aus einem ledernen Sack zu einer silbernen Glocke! ... Welch eine Beruhigung; drüben schläfst du nach deiner langen schlimmen Reise und weißt nichts von der Welt, und — ich — ich habe es bis jetzt auch nicht gewußt, daß die Sorge mit das Beste in und an der Welt ist! ... Du kümmere dich um nichts und schlaf ruhig mit deiner kleinen offenen Hand auf der Decke, mein

arm Mädchen, mein lieber, kleiner Compagnon!"

Wir haben es nicht gezählt, wie oft der Attrapenonkel in seinen wachen Träumen unter seiner Decke die Hände an einander rieb, wie oft er bei dem Scheine seines Nachtlichts nach der Uhr sah.

„Erst Vier? Wie spät es doch hier zu Lande Tag wird! Das ist mir wirklich noch nie so deutlich geworden wie jetzt. Ach, und wie dunkel trotz der Sonne diese Fadengasse morgen früh für mein Tropenkind sein wird!"

Der neue Morgen kam, und wir sahen Knövenagel durch das erstaunte Geschäft schreiten und es mit unerschütterlich gröblich spukhaftem Phlegma fast außer sich bringen. Nun scheint die Märzensonne, so hell sie es eben „hier zu Lande" vermag, über die Dächer der Fadengasse in des Attrapenonkels buntes Reich, und Fräulein Constanze Pelzmann kann nur immer von Neuem die Hände zusammenlegen und zwischen Lachen und Weinen rufen:

„O wie wundervoll! O wie sonderbar! O wie gut werde ich es bei dir haben, du guter Onkel Fabian!"

Wir aber, die wir erst in diesem Capitel dazu gekommen sind, nur ihren Taufnamen hinzuschreiben, kommen jetzt endlich doch wohl nicht mehr um die Verpflichtung herum, ein wenig mehr von ihr zu sagen.

Sie hatten allesammt in der Familie die Schönheit nicht mit Löffeln gefressen, wie die ganz gemeine Redensart lautet. Was an Familienbildnissen sich an den Wänden hier und da, sowohl im Vorder- wie im Hinterhause, erhalten hatte, zog wenig an, wie auch die Künstler in Oel, Kreide und Bleistift ihr Bestes gethan haben mochten. Und die Pelzmanns, die geheirathet hatten, schienen auch viel weniger auf vergängliche Reize als gediegene Mitgiften gesehen zu haben. Die Damen aus den besten Firmen der Stadt, die auf diese Weise in die Familie hineingekommen waren — zwei von ihnen hatten sich speciell als hervorstechende Muster in Bleistift über dem Schreibtische des Attrapenonkels erhalten —, hätten beide wohl einem Rubens, aber nimmer einem Rafael zum Modell dienen können. Aber auch dem Miniaturbilde der hübschen holländisch-creolischen Mutter, das das Töchterlein in einer Goldkapsel an einem schwarzen Bande auf dem Busen trug, sah es kaum ähnlich, und was es von dem im Sumpfe versunkenen Vater an sich hatte, mochte wohl das Hauptsächlichste zu dem Eindruck thun, den es auf die Leute machte.

Mejufvrouw Constantia Pelzmann! Wie das sonor und vollgewichtig klingt! Und nun schlüpft sie dahin durch diese Blätter, für den Geschmack des Onkels Sebastian in der That viel zu mager und auch gar nicht so, wie sie sich der kunstreiche Attrapenonkel in seinen phantasievollen Träumen vorgestellt und gedacht hatte, sondern „selbstverständlich" über „alle Phantasterei und alle überflüssigen Voreinbildungen lieber, nicht wahr, Knövenagel?"

„Gar nicht zu brauchen in Chokolade und Zucker, Herr Principal. Ganz ohne allen Fond für eine von unseren Erfindungen, Herr Pelzmann!"

Da geht sie langsam und ruhig hin durch dies Buch, ein klein, ehrlich, ruhig Fräulein, ein Blondinchen aus dem Mohrenlande, das ebenso gut in der Fadengasse oder der Hochstraße hätte geboren werden können und das sich nun mehr durch seine ernsthaften, ehrbaren, ehrlichen dunklen Augen als durch seine Zunge in der deutschen Welt und gegen die deutsche Sprache zu helfen hatte und seinem Schöpfer danken mochte, daß es wenigstens im Verkehr mit dem Onkel Fabian weder der einen noch der anderen, weder der Augen noch der Zunge, bedurfte, um

sich ihm als sein liebes Kind und gutes Mädchen verständlich zu machen und die Frau Kettner, Knövenageln sowie späterhin einige andere Leute mit in das Verständniß hineinzuziehen.

Könnten wir sie reden lassen, wie sie auf Holländisch, Malaiisch und Deutsch radebrechte, so wäre uns viel dadurch geholfen. Glücklicherweise spricht sie wenig, und das Wenige sagt sie, so gut sie es kann, deutsch. Für ihre fast immer wie verwundert dreinblickenden Augen bitten wir vor allem Anderen auch unsere Leser um das nöthige Verständniß.

Gegen zwölf Uhr Mittags kehrte Knövenagel von einem abermaligen Gange in das Vorderhaus zu seinem Specialprincipal zurück und berichtete:

„Wir sollen angenehm sein drüben!... Angenehm?! ... Na schön, aber ich sage nichts weiter."

„So komm denn, mein Kind," sprach der Attrapenonkel ruhig. „Mein Bruder, dein Onkel Sebastian, erwartet uns; ich — ich werde dich ihm vorstellen und dir auf dem Wege zu ihm ein wenig mehr von dem Hause deiner Großeltern und — deines armen Vaters zeigen."

„O!" seufzte Constanze Pelzmann beklommen.

Um zwölf Uhr Mittags treibt es sich in solch einem großen Fabrikwesen um wie in einem aufgestörten Ameisennest. Sie gehen Alle zum Essen, die nicht unbedingt an den Oefen und Maschinen in Thätigkeit zu bleiben haben, und es war also auch hier zwischen der Hochstraße und der Fadengasse ein arges Gewühl in den Sälen, Gängen und Höfen, und zwar nicht wenig zum Troste des Attrapenonkels, als er mit seiner Nichte am Arm aus der Hinterthür seines Hinterhauses in dasselbe hineintrat. Die Begrüßung, die ihm bei jedem Schritt zu Theil wurde, erleichterte ihm sehr den unerquicklichen Gang, der des Anstandes wegen doch gemacht werden mußte. Sie begrüßten sich beiderseits scheu, aber freundlich, das Fabrikvolk und das Fräulein aus Indien; letzteres gefiel dem ersteren ausnehmend, und Knövenagel, der selbstverständlich hinter seinen Herrschaften herstieg, schnurrte mit der Miene eines indianischen Menschenfressers in der Tiefe seiner Seele mit vielem Behagen:

„Guck Einer die Schwefelbande! 's ist doch ein wahres Mirakel, daß sie nicht auf der Stelle von wegen ihres Vergnügens an ihm und ihr 'nen Streik macht und zehn Procent Lohnaufschlag vom Ersten nächsten Monats an uns abverlangt!"

Ihr Vergnügen hatten die Leute an ihrem Herrn Fabian und seiner jungen Nichte; aber Hunger hatten sie freilich auch und nur eine kurze Stunde zum Essen und zur Siesta. Im Vorderhause wartete Herr Sebastian auf die vermittelst eines Billets ihm vom Attrapenonkel durch Knövenagel angesagte Visite, und schon stieg der Senior der Firma mit der immer ängstlicher sich an seinen Arm hängenden Nichte die breite stattliche Treppe zu dem Junior empor, ließ sich durch den Diener melden und wurde ersucht, einzutreten.

Nun stand die Tochter Lorenz Pelzmann's auch dem zweiten Bruder ihres Vaters gegenüber, fühlte einen kurzen Moment seine kühle Hand in ihrer heißen und wurde gebeten, Platz zu nehmen. Der Onkel Sebastian erkundigte sich höflich nach ihrer Gesundheit und ihrer Reise und — hieß sie wirklich zuletzt auch seinerseits willkommen in *seinem* Hause. Ueber den Onkel Fabian sah er dabei vollkommen weg, und es wäre kein „wahres Mirakel" gewesen, wenn der Attrapenonkel, der ungebeten auch einen Stuhl genommen hatte, auf demselbigen gesessen hätte wie Jemand, der, auf irgend einer Todsünde attrapirt, sofort das Geköpftwerden erwartete. Daß er daher den Hals tief in

die Cravatte und die Schultern so hoch als möglich in die Höhe zog, konnte ihm also Keiner verdenken. Daß er sehr bald nach der Uhr sah, war jedenfalls dem natürlichen Menschenrecht, jeder Qual so rasch als möglich ein Ende zu machen, zu Gute zu halten. Dem armen Mädchen, der Constanze, versagte die Stimme immer mehr und ging zuletzt ganz in verschluckten Thränen unter. Es versuchte noch ein- oder zweimal, fröhlich von sich zu erzählen und glücklich dabei auszusehen, aber der Onkel Sebastian wurde gegen es nur immer höflicher und gegen seinen Bruder immer geschäftsmäßiger. Einige Unannehmlichkeiten, die während der sonderbaren französischen Reise des Herrn Fabian in der großen Süßigkeitsfabrik vorgefallen waren, wurden mit einiger kühlen Bitterkeit leichthin gestreift; dann sah auch Herr Sebastian Pelzmann nach der Uhr und brachte es unter der Thür wirklich fertig, sich — recht zu freuen, die liebe Nichte nunmehr unter der Obhut seines „älteren Bruders so gut aufgehoben zu wissen".

Er hoffte, daß die junge Dame nicht zu viel unter den veränderten klimatischen Verhältnissen zu leiden haben werde, und begleitete in dieser Hoffnung den Alten und sein Kind an die vornehme Treppe seines Reiches. Da stand er denn und sagte zuletzt ganz beiläufig:

„Auch ich, mein guter Fabian, folge nun deinem Beispiel und verreise auf einige Wochen. Der Hofmedicus hat mir dringend für einige Zeit eine Luftveränderung angerathen. Geschäftliche Notizen finden mich jederzeit unter der dir bekannten Adresse in Berlin. Mit Liebetreu habe ich bereits die nöthige Rücksprache genommen, und von außergewöhnlichen Affairen wird ja wohl hoffentlich in den nächsten Wochen nichts vorkommen. Ich habe mich sehr gefreut, Nichtchen! A revoir, Bruder Fabian."

„Auf Wiedersehen, Sebastian," sagte der Attrapenonkel, hätte aber ebenso gut etwas Anderes sagen können, der Verbeugung des dünnen, feinen schwarzen Mannes auf der obersten Treppenstufe gegenüber.

Auf dem Wege nach dem Hinterhause hielt die kleine Asiatin ihre Thränen nicht mehr zurück:

„O lieber Onkel, was habe ich ihm gethan? O, ich bin ihm nicht willkommen! O, was soll ich thun? O bitte, bitte, sage mir, wie ich mir dazu helfen kann, daß er mir so gut ist wie du?!"

Das war nun eine Frage, auf die der Attrapenonkel augenblicklich freilich nicht die kleinste Antwort zu geben vermochte. Ganz menschlich aber mischte sich in seinen Zorn und Kummer ein unendlich süß kitzelnd Behagen ein ob der Gewißheit, nach dieser gottlob vollendeten Anstandsvisite die Kleine ganz allein für sich selber zu haben.

„Nun, wie waren wir? wie hatten wir uns?" fragte Knövenagel auf der untersten Stufe der Treppe des Hinterhauses. „Ganz wie gewöhnlich? Ganz unmenschlich höflich! was? wie?... na?! Sehen Sie mal, liebes Fräulein, wenn Sie sich mal ganz richtig über mich im Laufe der Zeiten ärgern müssen, dann denken Sie gefälligst nur immer daran, daß ich Zeit meines Lebens Botschaft habe laufen müssen zwischen Ihren lieben zwei Herren Onkeln und mit unserem Herrn Principal senior immerdar den Kürzeren dabei gezogen habe. Und nun kommen die Herrschaften nur rasch zu Tische; unsere Madame hat sich großartig gemacht, und nachher haben wir unser Fräulein hier in Deutschland doch noch in Mancherlei einzuweihen, was ihm Spaß machen wird; nicht wahr, Herr Pelzmann?"

* *
*

Nun klingen mit einem Male leise Glocken durch die Stille einer Sonntagsfrühe; und die Glocken der Stadt, wie

man sie von einem Dutzend Kirchthürmen rund um die Firma Pelzmann und Compagnie dann und wann läuten hört, sind Gott Lob und Dank für diesmal nicht dabei! Gut zwei Stunden glücklicherweise liegt doch wohl Schielau, jene nahrhafte Staatsdomäne, welche das biedere Geschlecht der Rümpler seit drei Generationen weder zu seinem Schaden noch dem des Staates bewirthschaftet, von der Residenz entfernt. Aus einem halben Dutzend näheren oder ferneren Dörfern kommen die melodischen Töne, und frischgewaschene, weiß-hemdärmelige Dorfjugend hängt an jedem Glockenseil, nicht versoffenes, unrasirtes Straßenstrolchthum wie in der Stadt. Ueber die grünen wogenden Ackerfelder, über die bunten Wiesen der Hochebene klingen die harmonischen Rufe. Hinter dem fernen Wälderkranz des Horizontes und dazu sechshundert Fuß tiefer als Schielau über dem Meere liegt die Stadt, die Firma Pelzmann und Compagnie und der Onkel Sebastian, von welchem Allen wir wirklich fürs Erste genug hatten und unsere Leser vielleicht dito, wie es in den Büchern der großen Zuckerwerkfabrik Seite nach Seite hinunter lautet.

Mejufvrouw Constanze Pelzmann ist zum ersten Besuch in Schielau bei Mynheer Peter Rümpler, und die Stadt und Firma liegt in der gegenwärtigen schönen Frühsommer-Morgenstunde hinter dem duftigen Wälderkranze des Horizontes in gerade so weiter Ferne von ihr ab wie ihre tropische Geburtsinsel im indischen Ocean. Wie ein echt deutsch Mägdelein und Stadtfräulein auf Landbesuch, das ein Tigerthier höchstens in der Menagerie brüllen hörte, aber sich nimmer auf einem Spaziergange „recht vor ihm in Acht zu nehmen hatte“, sitzt das Kind am Bach, hat sämmtliche in seinen Bereich fallende Vergißmeinnicht in seinen Schoß gerupft, flicht einen Kranz und träumt hinein in das leise Murmeln des kleinen Wassers durch die deutsche Sonntagmorgenstille, das heißt: denkt an gar nichts.

Sie, die junge Fremde im Lande, hat aber doch seltsame Wochen durchlebt seit ihrem Einzug in das Haus ihrer europäischen Verwandtschaft. Sie war nach Knövenagel's Wort in Mancherlei eingeweiht worden, was ihr Spaß gemacht hatte. Einiges hatte ihr zwar, wie wir das schon wissen, gerade nicht viel Spaß machen können, aber der schönen und behaglichen Merkwürdigkeiten war doch die größere Zahl gewesen, und der alte Zauberer, der Attrapenonkel, hat wahrlich sein Möglichstes gethan, ihr die so sehr neuen und fremden Bilder im Lebensguckkasten in der vergnüglichsten Beleuchtung vorbeigleiten zu lassen. Herr Fabian hat ihr vor allen Dingen alle hübschen und curiosen Mysterien der großen ernsthaften Weihnachtsbude, deren ältester närrischer Theilhaber er ist, erschlossen, und er hat ihr die Stadt und die Menschen darin gezeigt, wie er sie selber sieht und kennt — in einem Guckkasten —, ohne sich viel anders als durch die Augen mit ihnen in Verbindung zu bringen. Knövenagel hat ihm natürlich dabei geholfen und ihr gleichfalls die Stadt und die Leute darin auf seine Weise gedeutet. Ein Philosoph war er immer, aber die Weisheit, die er jetzo mit erhöhter Verdrossenheit und Unfehlbarkeit von sich giebt, seit er ein gereister Mann geworden und in Marseille gewesen ist und sein hinterindisches Fräulein in alle „hiesigen Niederträchtigkeiten“ einzuweihen hat, könnte ihm selber dann und wann unheimlich vorkommen. Glücklicherweise hat sie — seine unergründliche Lebensweisheit und Erfahrung — auch Constanze Pelzmann wie allen anderen Menschenkindern gegenüber stets etwas an sich, was das Kind nicht weniger wie die anderen Leute zum Lachen bringt.

Von den anderen Leuten haben manche ein Interesse an dem jungen Mädchen

genommen. Die von der Fabrik voraus und nach ihnen wirklich nicht zuletzt auch der Fabrik allerbeste Kundin, die die Süßigkeiten der Firma fast zu sehr liebende Prinzeß Gabriele Angelika, Hofmedicus Baumsteiger's magenleidende hohe Patientin und Gönnerin, die sich seit ihrer überfütterten Kindheit in Allem, was das Haus Pelzmann und Compagnie angeht, auf dem Laufenden erhält und sich fast täglich bei ihrem Leibarzt nach den darin in die Erscheinung tretenden „zuträglichen Nouveautés“ erkundigt.

„Peuh! ... ah ça — voilà donc la petite drôle!“ hat auch Madame Printemps gehaucht, auf einem Spazierwege mit ihrer paarweise an einander gereihten Elfenschar dem Attrapenonkel mit dem Nichtchen begegnend und sich des Billets erinnernd, in welchem ihr der Onkel Sebastian sein tiefstes Bedauern darüber aussprach, daß sich leider unüberwindliche Hindernisse seinem Wunsche, ihr die junge Dame mit Leib und Seele zu überliefern, entgegengestellt hätten. Was nun den Onkel Sebastian selber betraf, so war der von seiner Reise nach Berlin und dem Erholungsaufenthalt daselbst natürlich längst zurückgekehrt, und zwar ohne viel von des Lebens Last und Ueberdruß vom Leibe und von der Seele abgeschüttelt zu haben. Und wenig erfrischt durch sich selbst, ist er auch der Heiterkeit, der Freude, dem Glück, die ihm von Anderen her zu Hause zu Theil werden konnten, nicht zugänglicher geworden. Vergeblich hat ihm Constanze ihr scheues, kleines, volles Herz in den Weg zu tragen versucht und ihn mehr durch einen Blick als durch Worte zu bitten: sei gut und freundlich gegen mich, ich möchte so gern, daß auch du mich gern aufgenommen hättest! ... Er ist ungemein höflich gegen sie gewesen und so geblieben; und nun läuft sie ihm nicht mehr in den Weg. Sie weiß, daß ihr das doch nichts helfen kann. Sie weiß es jetzt ganz genau, daß es nicht der Onkel Sebastian war, an den ihr sterbender Vater ihretwegen schrieb, wie sie es längst wußte, daß es nicht der Onkel Sebastian war, der sie zu sich rief, nachdem die Compagnie holländischer Infanterie die drei Salven über dem Grabe ihres Vaters abgegeben hatte und sie auf der Welt allein war und nur ganz undeutlich davon wußte, daß es da in weiter, weiter Ferne hinter unendlichen Meeren ein Haus gab mit der Inschrift über der Thür: Pelzmann und Compagnie, das Geburtshaus ihres Vaters.

Was ihr Vater dem Onkel Sebastian zu Leide gethan hat, weiß sie nicht; aber sie weiß, daß der letztere seinen Groll auf sie überträgt und daß sie ohne den Schutz des Attrapenonkels, des guten Onkels Fabian, tausendmal besser dort aufgehoben gewesen wäre, wo sie doch Niemand mehr hatte, der zu ihr gehörte und ihr ein Unterkommen gegeben hätte, ausgenommen vielleicht ein paar gutmüthige Soldatenweiber, oder Mevrouw Gesina Waterdonck, die gutherzige aber gar nicht gut berüchtigte Frau des Corporals Waterdonck aus der aus aller Herren Ländern zusammengelaufenen Compagnie königlich niederländischen Kriegsvolkes.

Doch still, die leisen Sonntagsglocken klingen immer noch, wenn sie wieder denkt, in ihre Gedanken an den Onkel Fabian hinein, wie sie jetzt da auf der Schielauer Feldmark unter den Weiden und deutschen Feld- und Maienblumen sitzt und den Bach zu ihren Füßen vorbeigleiten sieht. Sie fühlt sich doch geborgen und in lieblichster Sicherheit hinter dem Attrapenonkel. Ja, sie denkt doch, und zwar mit einem Lächeln an ihn und mit einem anderen Lächeln an seinen Knövenagel. Es ist so süß, wenn man den großen, stürmischen indischen Ocean, das rothe Meer und das mittelländische

hat durchschiffen müssen, sich hinter dem Onkel Fabian in der dunklen, närrischen, aller Wunder vollen Fadengasse und nun auch bei dem Amtmann Peter Rümpler auf Schielau in Sicherheit zu fühlen!

Seit acht Tagen ungefähr wohnte sie bei dem letzteren und seiner guten Frau, „in der Sonne draußen, so gut die Gegend sie zu geben hatte", wie Herr Pelzmann senior gesagt hatte; und sie hat wohl ihre Freude an dieser milden europäischen Sonne und an dem, was dieselbe aus dem alten zertretenen, zerwühlten, seit Jahrtausenden so arg mißhandelten Culturboden immer noch lachend hervorlockt. Es hätte mehr als ein Gewitter, Hagelschauer und Landregen dazu gehört, um ihr fürs Erste den Spaß daran wie eingeborenen Leuten zu verderben. Ein naturhistorisch klimatologisches Ueberlegen war gottlob deshalb nicht in ihr, sondern auch in dieser Hinsicht nichts weiter als das Gefühl — das Gefühl des Geborgenseins in der Heimath, zu der sie alle gehörten: der Onkel Fabian, Mynheer der Amtmann Rümpler und sein Haus, die Fadengasse, die wunderbare Weihnachtsfabrik, das Amthaus zu Schielau, die Sonne, die Felder und Wiesen, die fernen Wälder, der Bach zu ihren Füßen, der weite, leise nickende Roggenacker und das brachliegende Land gegenüber, auf welchem letzteren eben des Meisters Thomas Erdener Schafheerde, gefolgt von ihm und seinem Hunde Pilgram, langsam weidend von dem Bachrande weg weiter in das Feld sich zurückzog.

Von ihrem Schoß voll Blumen aufsehend, wendete sich Fräulein Constanze jetzt an den ältlichen Herrn in kurzer grauer Joppe, weißen Hosen und blankgewichsten Stulpenstiefeln, der mit der Cigarre im Munde behaglich am Stamm des nächsten Weidenknorrens lehnte, warf noch einen Blick dem Schäfer und seiner Heerde nach und sagte:

„Ich habe noch eine dumme Frage, Mynheer. Wacht jedes Jahr Alles hier so langsam auf und wird so ganz leise immer grüner und immer bunter und immer wärmer, oder ist das nur in diesem jetzigen eine schöne Neuigkeit?"

„Hm," brummte der Amtmann Rümpler, die Mütze von einem Ohr auf das andere schiebend, die „Vegetation, die Ackerfrüchte und die Witterung meinst du? Für'n eingeborenen Oekonomen wäre dies freilich eine curiose Frage aus der Landwirthschaft. Na, es kann ja eben doch nicht Jeder auf hiesigen Akademien zum rationellen Verständniß für das Mistfahren, und was sonst dazu gehört, gebildet und zu einem gebildeten, übergeschnappten Agronomiker und Hanswurst ausstudirt werden. Und so ist deine Frage mir immer noch lieber als hundert andere, die mehr als einer von meinen jungen Herren Verwalters und Volontärs je an mich gethan hat, mein Herz. So lange ich denken kann, ist dies wohl immer so langsam peu à peu vor sich gegangen. Manchmal 'n Bischen früher, manchmal 'n Bischen später wird's grün und wieder gelb, je nachdem es dem Landwirth nach dem Willen der Vorsehung selber grün und gelb vor Sorgen, Aerger und Verdruß vor den Augen werden soll. Seine Angst von wegen der Kornpreise wird Einem in dem besten Jahre nicht gespart, und was die liebliche übrige Natur anbetrifft, na, hübsch grün ist sie allen noch einfallenden Nachtfrösten zum Trotze bei meinen Lebenszeiten immer noch ganz langsam vom Märzen an geworden."

„Dann ist das das Schönste von Allem bei euch, Mynheer!" rief das Fräulein, ihren Vergißmeinnichtkranz hochhebend und ihn mit aller Befriedigung beäugelnd. „Es ist so angenehm, die Zeit zu haben, sich auf Alles zu besinnen. Da schlägt man die Tage um wie in

einem Bilderbuch ein Blatt nach dem anderen."

„Was aber bei uns nur die Artigsten von dem Teufelszeug fertig bringen," brummte der Amtmann. „Die meisten von der Sorte klappen das Ding von hinten auf, und ehe sie bis vorne durch sind, fliegt die ganze Bescherung zur Freude der lieben Eltern in Fetzen in der Stube herum. Bei euch in eurem Affenlande geht ihr natürlich sittsamer und vernünftiger mit dem Vergnügen in der Welt um? Was? Wie?"

Constanze Pelzmann schien den Amtmann von Schielau in seiner Reminiscenz an die Kinderstube seiner eigenen wilden, jetzt auch längst in alle Welt zerstreuten Rangen von Jungen nicht ganz zu verstehen. „Ah!" rief sie; aber der Ausruf galt nicht ihm, sondern dem Aufschnellen einer silbernen Flosse im Bache unter ihr.

„Das nennt man 'nen Schielauer Haifisch, Krokodille kommen in dem Wasserlauf erst ein Bischen weiter unten vor, wo er in der Stadt sich im oberen Feuerteich ansammelt. Mit alten Gießkannen, abgelegtem Schuhwerk und Scherben von jedweder Art von Küchenwaare sind das dorten die Hauptbiester, welche den städtischen Pumpenbeamten das Leben am sauersten machen. Frage nur den Attrapenonkel, wie oft er schon einen Blutegel in seiner Wasserflasche attrapirt hat," lachte der Amtmann.

Auch sein junger Gast lachte; um so sonderbarer klang es denn aber auch, wie das Kind aus der blauesten, sonnigsten Frühlingssonntagsstimmung heraus noch eine Frage und zwar die allerbedenklichste an den behaglichen, alten neuen Freund stellte.

„Mynheer, was fehlt dem Baas Thomas?"

Amtmann Rümpler, der eben im Begriff stand, für eine frische Cigarre ein Zündholz in Brand zu setzen, unterließ dies noch. Erst sah er ein wenig betreten auf die Fragende, dann nach dem eben über die Höhe des Brachfeldes ziehenden Hirten hin und dann stotterte er wie in Verlegenheit:

„Dem Erdener? Meinem Schafmeister? Was sollte dem denn gerade fehlen, Kind?"

„Ich weiß es nicht, und ich möchte lieber erst einen Anderen fragen, ehe ich ihn selber bitte, daß er es mir sage. Wir haben eben über den Bach herüber mit einander gesprochen. Nur über das schöne Wetter und wie die Dörfer heißen, aus denen sie eben mit den Glocken läuteten. Wir kennen uns schon ganz genau; weshalb sieht er aber mich doch immer so an, als wollte er nicht mit mir reden? Er hat auch nach meinem Vater gefragt, und ich habe ihm gern Alles erzählt. O, ich muß ihn doch fragen, weshalb er mich dabei so ansieht und mit sich selbst spricht und den Kopf schüttelt! Er hat ein so gutes Gesicht, und ich möchte gar gern gut Freund mit dem alten Mann werden."

„Weißt du, Kind," sagte der Amtmann mit steigender Verlegenheit, „das ist nun so 'ne Sache. Es sind meistens allesammt curiose Patrone, diese Kerle, die so von Amtswegen mit dem lieben Vieh allein auf dem Felde sind, und das Schäfervolk voraus. An seiner Visage ist wohl nichts auszusetzen; aber seine Nücken und Tücken hat er doch. Was dem Schielauer Schäfer-Thomas fehlt? Frage ihn doch lieber nicht danach. Hat er sein unhöflich Schauer, so kann er bei der Gelegenheit sackgrob werden —"

„Gegen mich doch nicht!" rief Constanze Pelzmann, mit ihren großen ernsthaften Augen fast erschreckt zu ihrem neuen und des Attrapenonkels alten Freunde emporsehend. „Das wird er nicht! Mynheer, er sieht mich ja immer

an, als wolle er mir einen Kummer anvertrauen. Weil ich die deutsche Sprache noch nicht recht kenne, muß ich den Menschen hier im Lande immer genauer als wohl Andere auf den Mund sehen und auf ihre Augen achten. Es spricht Keiner bloß mit seiner Zunge — o, und Baas Thomas hat auch mir schon abgelesen von meinem Gesicht, als wir gestern drüben auf der Haide beisammen auf dem Stein saßen und gar nichts mit einander redeten, daß ich ihn gern in dem Kummer, den er auf sich liegen hat, trösten möchte! O, ich muß ihn doch selber auch mit Worten danach fragen!"

Mit immer größerem Unbehagen sah Peter Rümpler seinen hartnäckigen holländisch-deutschen jungen Gast sich an. Seine Cigarre hatte er endlich zwar in Brand gesetzt, aber immer kürzere Rauchwolken puffte er jetzt in immer steigender Verlegenheit in den holden Morgen hinein.

„Zum Blitz, Mädchen, hast du es denn absolut darauf angelegt, dir und mir die gute Stunde zu verderben?" fuhr er endlich heraus. „Das ist ja ein wahres Glück, daß du mir nicht gar noch eine Viertelstunde vor der Schielauer Tischglocke mit diesen alten, nichtsnutzigen Familiengeschichten auf den Leib rückst. Kummer und Sorgen! Wer hat nicht sein Theil davon zu tragen in diesem elenden Jammerthal? Natürlich hat auch der alte schnurrige Patron, mein Leibschafmeister, der Herr Baas, wie du ihn verholländerst, sein Bündel aufgehuckt gekriegt. Allerhand hat er in seinen siebenzig Lebensjahren auszufressen gekriegt und, na gottlob, einen guten Löffel geführt. Der härteste Bissen, an dem er jetzt noch würgt — na, kurz und gut, — ein Kind hat er, welches sein Elend ist — drunten in der Stadt — eine Tochter, die ihm unser Herrgott, um ihn zu prüfen, angehängt hat. Brauchst bloß noch ein Bischen länger bei uns zu bleiben — so im Umkreise der Hochstraße und der Fadengasse, um das Genauere von guten Leuten — der Teufel hole sie alle! — darüber zu erfahren. Pelzmann und Compagnie! ... Der Attrapenonkel weiß das ganz Genaue. Und nun gieb dich zufrieden, du änderst nichts daran, mein Herz. Zu verderben ist schon längst nichts mehr daran als — dann und wann so ein netter, idyllischer Morgen auf dem Lande, wie ihr Stadtleute sagt. Zum Exempel wie anjetzt. Und nun komm mit deinem Vergißmeinnichtkranze, du allerliebster Krauskopf und Steifnacken; unsere Alte hat wahrscheinlich schon seit Stunden Haus und Garten nach dir abgesucht. Weißt du, Kind, je mehr ich dich ansehe, desto deutlicher wird's mir, daß du doch eine große Aehnlichkeit mit deinem seligen Vater hast, und — vielleicht ist es auch deshalb, daß der Schielauer Schäfer dich dann und wann so genau betrachtet."

„Weshalb hat er seine Tochter in der Stadt?" fragte Constanze mit unerschütterlich ernsthaftem Nachdruck. „Sie beklagen sich dort schon über die Sonne und die große Wärme, die wunderlichen Menschen; aber es ist in ihr doch nur bei uns — beim Onkel Fabian, hell und warm. Weshalb holt der Schäfer Erdener seine Tochter nicht heraus aus der kalten dunklen Stadt und hat sie hier bei sich in der Sonne und im Grünen und läßt sie bei sich wohnen in seinem kleinen Hause?"

Des Attrapenonkels bester Freund that einen langen Pfiff.

„Mein Schatz, da haben leidergottes vorher erst Mehrere mit dreinzusprechen!" seufzte er dann kläglich. „Zum Herbst läßt es sich vielleicht einrichten, und wer weiß, ob das nicht schlimmer ist als alles Andere. Jawohl, jetzo stehen sie nun rundum in allen Dorfschaften, woher sie vorhin läuteten, in Bocksdorf, in Langen-

salm, in Oberhausen, in Klein- und Groß-Kirschheim Etzeteribus auf ihren Kanzeln und sind meistens allesammt gute Bekannte auf Schielau und meistens recht gern bei uns zu Tische und Abends zum Whist; und wenn wir nicht heute zu Mittage den Attrapenonkel erwarteten, so würde meine Alte wohl auch in dieser Stunde mit dir in Bocksdorf im Amtskirchenstuhl sich zu allem Guten ermahnen lassen, was, beiläufig gesagt, ihr und Keinem schaden kann, und ich gebe dir mein heiliges Wort darauf, Constänzchen, es ist keiner von den Herren, den ich nicht in Punkto Dieses um seinen geistlichen Rath angegangen bin. Aber denen komme man mal mit dem Schäfer Thomas von Schielau! Sie haben alle eine Pike auf ihn; unser Herrgott weiß es allein ganz genau, weshalb! Darein habe ich mich als Amtmann hier auf der Domäne nicht zu mischen und thue es auch nicht. Sie haben da in der Stadt allerlei schöne Vereine zur Besserung der Menschheit, und ich bin auch Mitglied von den meisten, wo es denn freilich am einfachsten war, daß sie mich darauf hin verwiesen und mir auch noch ein Extraexemplar der Statuten auf den Hof schickten. Und nun, mein Herz, wollen wir den Sack aber wirklich zubinden; heute Mittag kommt der Attrapenonkel, um dich heute Abend leidergottes wieder mit nach Hause zu nehmen. Wenn nun ein Mensch in der Welt ist, der dir über diese Angelegenheiten eine Auskunft geben kann, wie sie sich für dich schickt, so ist's dein Onkel Fabian. Den frag einmal in einem passenden behaglichen Momente nach dem Schielauer Schäfer und seiner Tochter und weshalb der Alte dann und wann in den hellsten Sonnenschein ein Gesichte wie drei Tage Regenwetter hineinschneidet. Und jetzo, mein Fräulein, Ihren Arm und Marsch zum Frühstück. Drei Tage Regenwetter? Puh, lerne du erst mal deine Tante Puffel bei bedecktem Himmel kennen! Deinen Kranz da brauchst du ihr wahrhaftig nicht aufzusetzen, um die alte brave Kratzbürste als ewiges Vergißmeinnicht im Gedächtniß zu behalten."

Mejufvrouw Constanze nahm lachend den Arm des gleichfalls jetzt wieder ganz behaglich lachenden braven Gastfreundes, und so gingen sie heim zu einem der nahrhaftesten Frühstückstische im deutschen Reiche: erst über die Wiese und dann durch den Amtsgarten, umflattert von Schmetterlingen, umsummt von Bienen, in aller schönen Freiheit der Erde und mit recht gutem Appetit, Beide.

Auf der welligen Haide, auf dem höchsten Hügel derselben stand jetzt, auf seinen Stab gelehnt, der alte Hirt inmitten seiner weithin sich zerstreuenden Heerde wie ein unbeweglich Bild. Wer ihn so gesehen hätte, ohne von dem Kreuz zu wissen, das er trug, der hätte wohl meinen dürfen, daß der Friede Gottes an diesem holden Morgen gerade so in ihm sei wie in der weiten Natur ringsum, wo selbst die lieblichen Glockentöne jetzt still geworden waren.

Dem war aber nicht so; — Constanze Pelzmann hatte ganz recht gesehen. Mit einem schweren Seufzer sagte der Alte:

„Ein hübsch, sanft, gut Kind hat ihnen der wilde Herr Lorenz herübergeschickt; — ein lieb, schön Mädchen hülflos hereingeschickt in die schlechte, gottlose Welt! Pack an, Satan!"

Der letztere wilde Ruf galt seinem Hunde, und ein Steinwurf aus der Schäferschaufel begleitete den die Heerde von einem bestellten Acker zurücktreibenden zottigen Gehülfen.

Dann sah der Alte nach der Gegend hin, wo die Stadt und in ihr die berühmte Zuckerwerkfabrik dem Auge verborgen im Thale lag; und hier und da in einer der Dorfkirchen auf der grünen, sonnigen, fruchtbaren Hochebene rundum wurde gerade vielleicht auch über das Wort ge-

predigt: „Die Liebe decket auch der Sünden Menge."

„Gerad' als ob es noch nicht genug an ihren Glocken und Orgelspiel in der Frühe, der Wärme, dem Licht und der weiten Welt gewesen wäre!" murmelte der Schäfer von Schielau und dachte wahrlich nicht an den trostvollen Text auf den Kanzeln durch die weite Welt, sondern nur an seinen Sonntagmorgengruß über den kleinen namenlosen Bach der Schielauer Feldflur an diesem wolkenlosen, lichtblauen, grünen Frühlingssonnenmorgen.

* * *

Also sie erwarteten den Attrapenonkel in Schielau zum Mittagsessen; und wer die Gewißheit, daß ein hoher Gast im Anzuge sei, durch alle fünf Sinne hätte in sich aufnehmen wollen, der hätte nur einen Augenblick die Nase in die stattliche Küche der Frau Amtmann stecken dürfen. Das siedete und prasselte, zischte und brätelte da, das klapperte und klirrte mit allem möglichen Geräthe und warf mit allen möglichen geflügelten und beflügelnden Worten um sich, das machte mit Redensarten von jeglicher Art, lieblichen und sehr unangenehmen, Jedermann Beine und trieb Jedermann von der ersten Mamsell bis zur letzten Magd die schwersten Angsttropfen auf die Stirn. Und — Alles eigentlich pour le roi de Prusse, wie die Franzosen sagen, das heißt ganz und gar vergeblich, denn dem Onkel Fabian war's im Grunde ganz gleichgültig, was er auf seinem Teller vorfand, und selbst ein Haar würde er ohne Mißvergnügen darauf attrapirt haben, ja sogar mit Interesse, wenn es von einem ihm freundlich geneigten Haupte in die Suppe gerathen wäre.

Ein Haar in der Suppe der Frau Therese, der Frau Amtmann Rümpler! ... Wenden wir uns von der allzu fabelhaften Idee mit dem Lächeln ab, das sie verdient, und dem Attrapenonkel zu mit jenem Lächeln, das ihm zukommt. Seit acht Uhr Morgens befindet er sich auf dem Wege zu seinem Kinde und den guten Freunden auf Schielau und könnte längst angekommen sein, wenn nicht Alles ihm auf diesem fröhlichen Pfade zu einem Hinderniß würde und er selber sich alle zehn Minuten zum größesten. Den Wald hat er hinter sich, zwischen den Dorfschaften der Hochebene brätelt er seinerseits auf den Feldwegen zwischen den Roggen- und Weizenbreiten, längs der grünen Hecken und der bunten Wiesen; er, der es immer noch so gut hätte haben und so bequem hätte fahren können auf der Chaussee.

Wer überhaupt hatte je den Senior der Firma Pelzmann und Compagnie nur auf den Wegen, welche alle verständigen Leute zu fahren und zu wandeln pflegen, erblickt?

Vivat der Attrapenonkel! Krumm um kommt er auch heute und verdient sich seinen Spitz- und Kosenamen von Neuem unter dem alten verblaßten getreuen Regenschirm, der ihm, so lange sehr viele Leute denken können, zum Schutz gegen den Regen wie die Sonne dient und unter welchem ihn neulich auf der Cannebière zu Marseille die schlaue französische Menschheit sofort als das erkannte, was er doch eigentlich gar nicht war, nämlich den barbare prussien sans phrase und den deutschen Pendülendieb ganz ohne die mots sonores, die Herr Renan so unbeschreiblich schmerzlich an unseren großen Feldherren vermißt in seinem Discours vom dritten April 1879 in der französischen Akademie.

Hurrah, der Attrapenonkel! Ob ein großer General mit großmauligen Redensarten unter Umständen nicht auch in ihm steckte, wissen wir nicht; wir sehen nur, daß auch er von Heerscharen begleitet einherzieht, wenngleich nur von Kinderscharen, und auf dem Richtewege aus der Bocksdorfer Feldmark in die von Langen-

salm: der Mann mit den Wunderrocktaschen, der wahre Geschäftsträger der Firma Pelzmann und Compagnie.

Ja, sie kannten ihn alle — die Kinder auf dem Wege von der Stadt nach der Domäne Schielau —

„Von einem Jahrgang lumpiger Brut zum anderen steckt ihm jedwedes Balg die Zunge entgegen, sowie er nur um die Ecke biegt oder über den Busch guckt," pflegte Knövenagel verdrießlich zu brummen. „Ich glaube auch, er ist nur allein deshalb als Theilhaber bei der Fabrik geblieben, um so den Knecht Niklaus durch Sommer und Winter spielen zu können und sich von einer flachsköpfigen Freßbande und einer des Himmels Segen auf ihn herabflehenden Bettelmadame an die andere weiter geben zu lassen. Und auch Das soll unseren Herrn Bruder nun nicht ärgern?!" ächzte Knövenagel und wurde — der Schonung seiner Gefühle wegen — auf diesen fröhlichen Wegen von seinem Principal am liebsten zu Hause belassen.

Der Attrapenonkel war gottlob sehr vergnügt. Die kurze Zeit, die er bis jetzt mit dem Kinde seines Bruders, mit seinem Kinde zugebracht hatte, war voller an Behagen und Freude gewesen als manches liebe lange Jahr, während welchem er, von dem scharfen jüngeren Bruder vollständig in den Schatten gedrückt, als wunderlicher Tausendkünstler in seiner dunklen Fadengasse gehaust hatte. So hell war sein Dasein noch nie gewesen und so weit sein Reich in dieser Welt nimmer gegangen wie jetzt!

So weit das letztere, das Reich, sich in dem alten Familienhause der Pelzmanns erstreckte, gab nun Alles von Winkel zu Winkel, von Wand zu Wand, von Schrank zu Schrank bis in die dunkelsten, vergessensten Ecken hinein einen anderen Schein. Sie „kramten" zusammen durch das Haus und vergaßen oft alles Andere und sich selbst dazu dabei. Da war aber auch kein Gegenstand, von dem der Alte dem jungen Mädchen nicht eine Geschichte hätte erzählen können, und keiner, dem nicht die Eigenschaft innegewohnt hätte, das Kind zum Weinen und zum Lachen zu bringen. Und wohl hundertmal hat Constanze Pelzmann mit wehmüthigem Entzücken gerufen: „O, davon hat mir der Papa auch erzählt, und in seiner letzten Krankheit, in seinem schlimmen Fieber ist er noch hier in seiner Stube gewesen, in welcher er als Knabe gewohnt hat, und hat Alles noch gewußt, was er darin zurückgelassen hat. O Gott, und nun bin ich darin an seiner Stelle und sehe Alles, wie er es sah in seinen Phantasien, und möchte immer so in der alten Zeit sitzen und gar nicht mehr hinausgehen zu anderen Leuten und in Gesellschaft! O bitte, bitte, lieber Onkel Fabian, nimm mich nur nicht jetzt schon fort daraus; laß mich mich erst so ganz und gar zurecht finden in diesem Vaterhaus und diesem Vaterlande!"

„Zu Hause und im Vaterlande!" hat dann wohl der Attrapenonkel mit einem leisen Seufzer gemurmelt. „Sie werden sich wohl ohne Beschwerde in Geduld fassen, bis wir zu Ihnen zur Visite kommen. Nun, denn krame zu, mein Mädchen; aber das sage ich dir, Achtung gebe ich genau, und fühlt dir morgen der Hofmedicus, der Baumsteiger, noch einmal mit Kopfschütteln den Puls, schaffe ich dich auf der Stelle nach Schielau."

Hurrah für Schielau! Da schwenkt der Attrapenonkel den Hut im Hofthor, und da laufen sie ihm Alle entgegen und hängen sich sämmtlich an ihn, — wenn auch nicht gerade an seine Rocktaschen!

An seinem Halse hängt das Kind; über die Brüstung der Vortreppe hängt sich die Frau Amtmann und ruft: „Jesus, wie er schwitzt! So laßt ihn doch am Leben oder bringt ihn mir wenigstens noch lebendig in den Gartensaal, dort ist's am

kühlsten!" In den Gartensaal wird er wohl noch lebendig gelangen, aber hinkend gewiß, denn einen Fuß, auf den der Herr Amtmann in seinem Vergnügen seinen Stiefel setzt, steckte man, wie Knövenagel sich ausdrücken würde, am liebsten in die Tasche. — „Guten Morgen, Herr Pelzmann!" Mamsellen und Verwalter wünschen ihm denselbigen glücklicherweise aus etwas respectvollerer Ferne. An den Scheunenthoren und Stallthüren drängen sich, bereits im halben Sonntagshabit, Knechte und Mägde, um gleichfalls einen Blick auf den Weihnachtsmann am hellen Sommertag zu thun und einen freundlichen Gruß von ihm zu erhalten.

Dann, über Alles sofort natürlich ein Ruf: „Zu Tisch, zu Tische!" und im großen Eßsaale, inmitten der tafelfähigen Haus- und Hofgenossenschaft, sitzt der Attrapenonkel obenan zwischen der Frau Amtmann in schwarzer Seide und der Nichte in Hellblau und hat den Amtmann mit gelöstem Halstuch, offener Weste und der offensten Absicht, dem Gastfreund sowohl wie sich selber einen kleinen Sonntagsrausch anzuhängen, sich gegenüber. Ganz Indien, holländisch wie englisch, Inseln wie Festland, kommt nicht dagegen auf, wenngleich noch fortwährend von seinen Vorzügen dem Schielauer Amtshofe gegenüber die Rede ist.

Sie haben allesammt in der letzten Zeit ihre geographischen Schulerinnerungen von Neuem aufgefrischt und in populären Zeitschriften und in den Winkeln vergessenen Bilderbüchern und derlei trefflichen Quellen die merkwürdigsten Studien über „Fräulein Constanzens Insel" gemacht. Schriftlich wissen sie ganz curios genau Bescheid, aber was ist das doch gegen das Wunder, das Fräulein so zwischen sich zu haben und es mündlich darüber ausfragen zu können, wie es in dem und jenem Falle „bei ihr zu Hause" gehalten wird und zugeht.

„Immer ganz anders als hier bei uns," sagt der Amtmann kopfschüttelnd. „Dein Wohl, Fabian! Aber nimm nur mal an, nimm nur einzig und allein mal den Unterschied an zwischen unserer Canaille, dem Marder, und ihrem nichtsnutzigen Vieh, dem Tigerthier, was ihnen allnächtlich, gerade wie bei uns, in die Ställe steigt, und wo es denn das ganz Normale ist, daß jeden Morgen der Junge kommt und berichtet: Herr, er ist wieder diese Nacht auf dem Taubenschlag gewesen."

„Ein guter Schweinebraten soll ihm lieber sein, sagt Alexander von Humboldt in seinen Ansichten von seiner Natur," lacht der Attrapenonkel. „Nun, wie ist es damit, Constanze? Wie lautet das Bulletin des Hofjungen über eure nächtlichen Raubthiervisiten auf Sumatra?"

„Unsere Schweine sind ihm lieber, als was er auf dem Taubenschlage und im Hühnerhof erwischen könnte, lieber Onkel," meint das Fräulein, „und Herr Alexander von Humboldt hat da ganz Recht. Er kommt gewiß gern genug auf Besuch, der Tiger, Mynheer Rümpler, aber eigentlich kümmert sich Keiner viel um ihn, und er ist auch lange nicht so schlimm, als wie es in den Büchern steht. Menschen frißt er nur, wenn sie in den Wäldern eingeschlafen sind oder sich hingesetzt haben, um auszuruhen, sonst fürchtet er sich sehr vor uns. O Mynheer, die Schlangen sind viel schlimmer und auch viel unangenehmer! Vor denen muß man sich zu sehr in Acht nehmen, und immer gerade dann am meisten, wenn es anfängt, am Abend draußen hübsch und kühl zu werden. Das mögen sie leider gleichfalls zu gern; dann kommen sie auch hervor, und es giebt ihrer fast zu viele im Grase und auf den Blumenbeeten, und sehr viele sind sehr giftig —"

„O, wie wohl ist mir am Abend," summt der Amtmann zwischen den Zähnen, und der Onkel Fabian lächelt:

„Dein Wohl, Rümpler! Vergiß aber

auch den Mosquito nicht, der dann gleichfalls am liebsten hervorkommt und die menschliche Gesellschaft sucht, wenn zur Ruh die Glocken läuten —"

„O, das ist schlimmer als Alles, Alles! als Tiger und Schlangen, Elephanten und Rhinocerosse!" ruft Mejufvrouw Constanze Pelzmann jetzt wirklich aufgeregt, roth und schaudernd in der Erinnerung, und sie drängt sich dichter an die Frau Amtmann, als müßte sie jetzt noch in dem kühlen Eßsaale auf Schielau, am deutschen Frühsommer-Sonntagsmittage Schutz vor dem Entsetzlichen suchen. Die Frau Amtmann aber wirft einen würdigen Blick über die gesammte grinsende Tafelrunde und sagt:

„Apropos, die Elephanten, Kind! Das ist ein Thier, für welches ich von Kindesbeinen an ein Faible gehabt habe und was ich mir eigentlich gar nicht als wild vorstellen kann. Nun sollen sie bei euch wirklich, ohne einen Thurm und einen Indianer auf dem Rücken, wild und zwar in Heerden herumlaufen und auch in die Gärten kommen, und dabei muß ich mir doch sagen, daß mir ganz blümerant zu Muthe wird, wenn ich mir das hier in Schielau denke, und daß du auch ihre Bekanntschaft in der Art und außerhalb dem Geschichtenbuch und der Historie von dem Schneider, der ihn mit der Nadel in den Rüssel stach, gemacht hast. Seit ich einen von ihnen unten in der Stadt in der Meßbude gesehen habe, kann ich es mir so ziemlich genau taxiren, wie viel zweihundert ruiniren, wenn sie euch mir nichts dir nichts über die Hecke in eure Plantagen und den Garten steigen. Zwischen den Rabatten gehen die sicherlich nicht."

„O doch, Tante Rümpler! Gerade die! Kein ander Thier nimmt sich so gutherzig in Acht, dem Menschen unnöthigen Schaden anzurichten, wie der Elephant. Sie halten sich immer in den Furchen und schonen Alles, was sie nicht essen mögen. Wenn sie auf ihren Zehen gehen könnten, ich glaube, sie thäten's; aber freilich, gern sieht man sie doch nicht auf Besuch kommen."

„Das glaube ich jedem dortigen Oekonomiker aufs Wort," brummt der Amtmann. „Nicht wahr, Mutter, so etwas fehlte uns hier in Schielau gerade noch bei der enormen Pacht? Vivat da denn doch in Gottes Namen der Mäusefraß, Alte! ... Na, freilich, einmal in meinem Dasein möchte ich aber doch wohl als Unbetheiligter so'n Elephanten zwischen den Rabatten trappen und sich so'n vollgefressen Rhinoceros im Zuckerrohr wälzen sehen."

„Das Rhinoceros ist recht unangenehm und kümmert sich um nichts und wird deshalb auch gern in Gruben gefangen," benachrichtigt Constanze Pelzmann eifrig-treuherzig die Tischgesellschaft. „Mynheer der Major van Brouwers hat mir eins mit allen Jägern gezeichnet, wie es sich in der Falle auf einem spitzen Pfahl gespießt hat, und es ist selbst im Bild schauderhaft anzusehen, und der Onkel Fabian will es in Chokolade nachbilden."

Der kunstreiche Onkel nickt träumerisch behaglich in das tropische Tischgespräch hinein; zwischen all dem bunten unheimlichen Gethier, von welchem die Rede ist, wandelt seine bewegliche Künstlerseele unter der bunten Flora des Geburtslandes seiner Nichte; und die Fadengasse und der Modellsaal der Firma Pelzmann und Compagnie gehören ohne allen Zweifel auch zu dem Behagen der Stunde und haben nicht das mindeste Unerquickliche an sich, wenn er sich erinnert, daß weit über fünfzig Jahre hinaus sein Leben in ihrer Halbdämmerung sich abgesponnen hat. Der Saft ist wahrlich wieder in dem alten Stamm und Strunk emporgestiegen, grün und lustig schlägt es aus den Wurzeln aus, und der jüngste Busch im Lande hat da nichts mehr voraus vor dem Onkel Fabian Pelzmann!

Aber auf Schielau folgt der gesegneten

Mahlzeit das ebenso gesegnete Stündlein stillen Nachdenkens in einer Sophaecke oder gar dem Lederstuhl, halb hinter der Fenstergardine und halb in dem von draußen aus dem Garten hereintanzenden Licht und Blätterschatten. Dann der Kaffeetisch im Garten und der Inspectionsgang mit der langen Pfeife, dem Amtmann, der Frau Amtmann, der Nichte und sämmtlichen Hunden des Hauses durch die Feldmark, bis die Schatten länger werden über dem Segen des Jahres und wenn auch nicht die Schlangen aus Indien, so doch die deutschen Werkeltagsbegriffe lebendig werden.

„Ja, wenn nur nicht morgen wieder ein Tag wäre, und zwar ein Montag! ... In einer Stunde — spätestens — wirst du leider anspannen lassen müssen, Rümpler."

„Meinetwegen, alter Chokoladenpapst. Die Sehnsucht nach Knövenageln und dem Herrn Bruder ist mir ja längst bekannt. Aber das Kind läßt du uns wenigstens noch acht Tage länger hier in Schielau."

„Das ist auch meine Ansicht," meint die Frau Amtmann, und der Attrapenonkel wäre wieder einmal wehrlos gegen die Welt, wenn ihm das indische Fräulein nicht sofort zu Hülfe käme, sich an ihn hinge und leise bäte:

„Ich bin so gern hier und ich komme so gern immer wieder, wenn Sie mich haben wollen; aber, bitte, bitte, heute muß ich doch mit dem Onkel nach Hause!"

Nach Hause! Das ist nur ein Wort aus einem feststehenden Programm, aber für die junge Fremde im Lande eines, das ihr über alle anderen geht. Zu Fuße kommt der Attrapenonkel am Morgen von der Stadt herauf, aber heim fährt er und zwar bis an den Rand der Hochebene, bis an das Bocksdorfer Holz, von welchem aus sich der Weg zur Stadt absenkt. Seit Jahren ist dies so gewesen und wird hoffentlich noch lange so sein.

Mit der Dämmerung hält die Schielauer Kalesche an der Hausthürtreppe; dem Onkel Fabian ist ein wenig voll zu Muthe, und gegen das Oeffnen einer letzten Weinflasche hat er sogar mit ziemlicher Nachdrücklichkeit Protest einlegen müssen; aber wohl zu Muthe ist es ihm auch. Wiederum hat sich das ganze Haus um die abfahrenden Stadtgäste versammelt; der Amtmann, immer noch mit dem Korkzieher in der Faust, lehnt sich schwer über den Kutschenschlag, sucht noch eine letzte Schielauer Schnurre zum Abschluß zu bringen, hat aber leider die Pointe vergessen und „das beste Ende" bis aufs nächste Mal aufzusparen.

Bis aufs nächste Mal! Da Jedermann weiß, daß der Abschied nicht für ewig ist, so giebt man sich zuletzt doch drein mit einem simpeln:

„Na, denn kommt gut heim."

„Guten Abend" und „glückliche Fahrt" wünscht ringsum das Hofvolk; in das Froschgequak des Abends klingt von einem Feldwege her das Singen einiger vom nächsten Dorfe heimkehrender Mägde. Die Gäule ziehen an, der Wagen rasselt aus dem Hofthor und der Onkel und die Nichte befinden sich auf dem Wege — nach Hause.

Es kann nichts in der Welt programmmäßiger für Herrn Fabian Pelzmann verlaufen wie diese Fahrt von Schielau bis in das Bocksdorfer Holz.

Die Landstraße durchschneidet in einer schnurgeraden Linie das Bocksdorfer Holz, langsam ansteigend. Von der letzten Höhe führen nur noch einige hundert Schritte bis an den Rand der Waldung, und der Wagen hält — „weil Sie es denn so wollen, Herr Pelzmann" — und kehrt um. Arm in Arm wandeln Onkel und Nichte auf einem Fußpfade entlang der Chaussee die kurze Strecke durch das nächtliche Dunkel fürder.

„Wie schön und kühl und still das ist," sagt Constanze leise. „Bei uns ist der

Wald in der Nacht nur allzu laut und schrecklich. Es heult und schnattert und kreischt. Die großen feuertragenden Schmetterlinge sind wohl auch schön, aber ich habe eure blauen kleinen Funken im Grase doch lieber. Sieh — wetterleuchtet es da über uns? Und horch, ist das schon die Stadt?"

Der Onkel bestätigt es, daß das dumpfe Summen und Rauschen aus der Tiefe die Stadt bedeutet.

„Es sind kaum achtzigtausend Menschen, aber man hört sie mit ihrem Vergnügen, ihrer Hast, Sorge und Noth doch weit genug in der Stille."

„O!" ruft Constanze Pelzmann. Die Beiden stehen nun unter den letzten Bäumen des Gehölzes und haben die tausend Lichter der zusammengedrängten Menschenwohnungen unter sich; in ziemlich gerader Richtung zieht sich der weiße Streifen der Landstraße abwärts.

Es ist nicht leicht, sich von dem Anblick loszureißen; der Onkel Fabian sucht unwillkürlich unter den Schatten und Lichtern nach dem Dache der großen Firma Pelzmann und Compagnie; aber dem Kinde kommt seltsamerweise die Erinnerung an die liebliche Morgenstunde am Bache auf der Schielauer Feldflur, an die Sonne, die tanzenden Wasserjungfern, die Vergißmeinnicht und das Brachfeld und darüber hin die weite Haide jenseits des Baches. Sie sieht wieder den Schäfer von Schielau mit seiner Heerde heranziehen, und sie sieht ihn, auf seinen Stab gelehnt, mit so wunderlichem Blicke sich gegenüber, und sie weiß selber nicht, wie es kommt, daß sie gerade jetzt fragt:

„Weshalb wollte mir Mynheer Rümpler nicht sagen, was seinem Schäfer Thomas fehlt? Weshalb ist es besser, daß du es mir sagst, lieber Onkel? Es ist ein so guter Bekannter von mir geworden, der Baas Thomas, und ich möchte ihm gar zu gern helfen, wenn ich es könnte!"

Das junge Mädchen fühlt, wie plötzlich der Arm des alten Herrn zuckt.

„Kind, Kind," ruft der Attrapenonkel, „was ist das? Geht es wirklich nicht anders, als daß du nun auch schon dir das arme Köpfchen über die bösen Geschichten und Schicksale der Menschen zerbrichst?! Ach, auch das ist das Schicksal! Aber wie soll ich es dir jetzt schon deutlich machen, was wir dem Mann zu Leide gethan haben?"

„Wir?" fragt das junge Mädchen.

„Ja wohl, wir, wir, wir! Komm, Kind. Ja, wir müssen hinunter. Hier oben ist die Luft wohl leicht und klar und gut zu athmen; aber es hilft nichts, wir müssen abwärts, wieder hinein in all das Elend, die Qual und das Leid, das die Schatten und die leuchtenden Punkte, der Nebel und brütende Dunst da unten bedeuten!"

Wie zu sich selber murmelt er dann:

„Es hilft nichts, — die Wahrheit liegt am Wege, und wir können ihr nicht ausweichen. Es ist wohl auch am besten so."

Laut wieder rief er dann:

„So komm nach Hause, Kind! Es liegt an unserem Wege, was seit manchem bösen Jahre dem Schielauer Schäfer und dem Hause Pelzmann das Athemholen in dieser Stadt und dieser Welt gar schwer macht."

Er faßte die Hand seiner Nichte und führte sie thalwärts, und freilich wurde die Luft um sie her immer schwüler, je mehr sie sich der Stadt näherten. Aber aus Gartenhäusern und Lauben an den Berghängen fiel fröhlicher Lichtschein. Auf Terrassen unter Weingehängen saßen lustige Menschen und sangen; hübsche Mädchen beugten sich über die Mauern herab und lachten und kicherten. Aus Vergnügungsgärten erscholl Concertmusik, und in einem derselben wurde auch ein Feuerwerk abgebrannt. Aber der schwere weiße Staub des Weges machte die Schritte des alten Herrn und des jungen

Mädchens doch müde, und die Obstbäume drückten mit ihrem dunkel sich über die Straße legenden Gezweig und Blätterwerk die Luft auch noch zusammen. Und dann kam gar nicht weit von der eigentlichen Stadt ein Fleck, der in dem lustigen, vergnüglichen Abendleben wie todt war. Eine hohe Mauer umzog wenig seitwärts von der Straße ein hohes, weitläufiges, sehr regelmäßig gebautes Gebäude. Wie eine thurmartige Schattenmasse richtete das sich auf gegen den Schimmer des Nachthimmels und im Schein der Gaslaternen — das Zuchthaus der Hauptstadt!

„Komm vorbei, Kind!“ flüsterte der Onkel Fabian. „In dem Hause halten sie die Tochter des Schielauer Schäfers eingesperrt seit manchem Jahre. Deshalb geht er so in Kummer hinter seiner Heerde her. Du aber frage mich jetzt nicht weiter — noch bist du zu jung, um dir von solchen schlimmen Lebensgeschichten erzählen zu lassen. Auch du wirst älter werden und sehr verständig und klug, und wirst auf die Reden der Leute um dich hören — jetzt aber, mein liebes, liebes Kind, denke nur, aus wie weiter Ferne du zu mir gekommen bist und mir einen hellen Schein in mein mürrisch, kümmerlich, verdrießlich Leben mitgebracht hast. Frage mich nicht, wie das Haus Pelzmann mit dem schrecklichen Hause da zusammenhängt. Laß uns rasch vorüber; sieh nicht hin! sieh nicht hin! Komm nach Hause — nach *unserem* Hause!“

„Ja, lieber Onkel Fabian!“ sagte leise das Kind. Seine Hand zitterte in der des alten Herrn, und Herr Fabian Pelzmann hielt den zierlichen Arm so fest, daß er ihm fast wehe dadurch that. So folgte Constanze erschrocken und betäubt durch die heißen, menschenvollen Straßen der Stadt bis in die Fadengasse, und hier schloß der Attrapenonkel wieder vorsichtig alle Thüren hinter ihr und sich, als ob er nur so sein schönstes Eigenthum vor der argen Welt in Sicherheit bringen könne, und zwar nicht rasch und nicht verstohlen genug.

* *
*

Wenn Ihre gastronomische Hoheit, Prinzeß Gabriele Angelika, ihrem Leib- und Hofmedicus, dem Dr. Baumsteiger, fast alltäglich und, was noch viel imbecill-heimtückischer war, dann und wann auch nächtlicherweile den gewohnten Aerger durch ihr so höchst ehrenvolles Vertrauen auf seine Kunst, wissenschaftliche Bedeutung und intime Bekanntschaft mit ihrem erlauchten Organismus bereitete, so machte ihm sein langjähriger epikuräischer Tisch- und Lebensgenosse, der jüngere Chef des Hauses Pelzmann und Compagnie, seit einiger Zeit wirkliche Sorge. Er, Herr Sebastian Pelzmann, der sich „von Allen aus unserem Jahrgange“ am besten gehalten hatte, war seit Beginn des Frühjahres, wenigstens zeitweise, für seine besten Freunde „ungenießbar“ geworden; und dem vielbeschäftigten Arzte, der sich in seiner weiten Praxis seinen Patienten gegenüber in Wohl und Wehe stets die gehörige Gleichmüthigkeit und nothwendige Objectivität zu erhalten wußte, ging dieser specielle Fall unaufhaltsamer Deterioration, das heißt Abnutzung oder Verfalls, wie er sich kopfschüttelnd ausdrückte: „verstimmend persönlich an die Nieren.“

„Lächerlich!“ brummte zwar natürlich der Herr des Vorderhauses der Firma Pelzmann und Compagnie, wenn nicht nur der joviale Hausarzt und Freund ihn sich kopfschüttelnd betrachtete, sondern auch fernerstehende Leute sich außergewöhnlich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigten. Es war aber eben doch mit ihm die alte Kindergeschichte von dem Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt, um unliebsamen Zudringlichkeiten sich zu entziehen. Herr Sebastian

richtete sich dann zwar nur gerader an seinem Schreibpulte empor, legte sich behaglicher beim Diner oder am Spieltische in seinem Sessel zurück, aber es war und blieb doch die uralte närrische Kindergeschichte, die als eine „wirklich wahre" sicherlich in dem Leben des Menschen auf der Erde viel häufiger sich ereignet als in dem jenes äußerst verständigen Wüstenvogels, der unbedingt nicht so dumm ist, wie ihn das Geschlecht homo sapiens seiner Flügel- und Schwanzfedern wegen gern haben möchte.

Ist denn nicht unser ganzes Dasein meistens ein Kopf-weg-stecken vor dem Unvermeidlichen? vor dem armseligen Verdruß der nächsten Viertelstunde wie vor dem furchtbaren Jäger, dem Tode, der, gleichfalls in eine Staubwolke gehüllt, am Horizont der Wüste erscheint und hinter und über uns ist, während wir noch einen Spaß über ihn machen oder ihn in das Netz eines Dogmas oder eines philosophischen Systems verwickelt haben? Und es ist der Attrapenonkel, der, ohne im geringsten dabei an seinen Herrn Bruder zu denken, behauptet, daß es noch etwas viel Schlimmeres und Dummeres gebe. Nämlich den Kopf in den flimmernden, glitzernden, buntfarbigen Sand dieser Welt zu stecken, wenn die Sonne aufgehe, ihn drinzuhalten und nur die Posteriora zu zeigen während sie ihren Weg hell, glorreich und freundlich hingehe, und ihn erst dann hervorzuziehen, wenn die Dämmerung gekommen und die Nacht da sei.

Das war nur eine von den vielen ganz allgemeinen philosophischen Anmerkungen des Mannes aus dem Hinterhause; aber, wie gesagt, nur zu gut paßte sie auf den Bruder im Vorderhause, der vor allen Anderen freilich jetzt noch dem Attrapenonkel mit ihr die Thür gewiesen haben würde, wenn er ihm so weise und naseweis gekommen wäre. Was ging die Welt im Allgemeinen und die Fadengasse im Besonderen die abgeschmackte Stimmung an, die augenblicklich über Einen gekommen war? . . . Eine Dosis Salz, und Alles war wieder in Ordnung; — Unsinn! lächerlich!

Auf die „abgeschmackte Stimmung" schob es Herr Sebastian, wenn er seit einiger Zeit weniger häufig als sonst in seinen behaglichen Wohnräumen die behaglichste Gesellschaft der Stadt um sich versammelte und andererseits den angenehmsten Einladungen unter dem Vorwande außergewöhnlicher Geschäftsüberbürdung auswich. Daß er viel rechnete, war in der That ein Factum, aber ebenso, daß ihm der gewohnte Lärm der Hochstraße auf einmal recht beschwerlich fiel, daß ihm die schöne Sonne des gegenwärtigen Sommers viel zu hell durch die hohen Fenster und geschlossenen Vorhänge fiel.

Ja, er rechnete und hatte dabei ein unabweislich Verlangen nach Dämmerung und Stille. Es war, als ob ihn eine schwere Hand in die Stille und die Dämmerung hineinzwinge. Er fühlte sie auf seinem Haupte, und wie er sich auch gegen sie wehren mochte, sie drückte ihn immer von Neuem auf das wirkliche, ernste Hauptbuch seines Lebens mit der Stirn nieder, und Eine Stimme gab es dabei, der gegenüber er nicht entgegnete: „Unsinn! lächerlich!" sondern vor der er stumm, müde und melancholisch sich in die Kissen seines Divans drückte und sie, die Augen starr auf eine der bunten Blumen des Teppichs zu seinen Füßen gerichtet, reden ließ.

„Es scheint mir eben Zeit geworden zu sein, die Bilanz zu ziehen," sagte diese Stimme. „Meinst du nicht auch, Sebastian Pelzmann, daß es sich allgemach für uns nicht mehr allein um die Süßigkeiten unserer Existenz handelt? Auch wir werden älter, alter Freund; die Gegenwart

ist ziemlich langweilig, die Zukunft wenigstens ehrlich, denn sie verspricht nicht viel von neuen Genüssen. Wie wäre es nun, wenn wir anfingen, die Blätter rückwärts zu wenden und nachzuzählen, ob du dich auch nicht verzählt habest, Sebastian. Verlaß dich darauf, ich helfe dir treulich. Rechnen wir zusammen, so wirst du dich nicht mehr verzählen, weder zu deinem Schaden noch zu deinem Vortheil. Ich habe tausend Namen — Ehrlichkeit, Reue, Gewissen, Ueberdruß —; was weiß Ich, wie du mich nennen willst?! Daß ich da bin, das ist die Hauptsache. Sitze, liege, stehe oder gehe: am heiteren Festmahl, in der schlaflosen Nacht, hinter dem Comptoirtische, auf der Eisenbahn und im Komödienhause bleibe ich bei dir und helfe dir rechnen, rechnen, rechnen! O, wir wollen schon ins Klare kommen, und wenn wir das Facit gezogen haben werden, sollst du genau wissen, woran du bist!"

Um zu erfahren, woran er eigentlich mit seinem Freunde Pelzmann sei, versuchte es Hofmedicus Dr. Baumsteiger selbstverständlich mit Karlsbad; sprach traulich beruhigend von Magen, Milz und Leber, wahrscheinlichen Blutstockungen im Unterleibe, Defäcation, Alkalescenz des Blutes, schwefel- und kohlensaurem Natron, Chlornatrium, Eisenoxydul, Manganoxydul, Vorbeugungscuren, Goethe's früherem Aufenthalt, Labitzky's gegenwärtigen Concerten und was sonst dazu gehört. Wir können nicht anders sagen, als daß die Blutstockungen dem kränkelnden Mann wirklich einleuchteten. Für eine Zeit hob Herr Sebastian wieder den Kopf höher, sah klarer aus den Augen und sprach lauter. Mit nicht geringem Vertrauen und einem ausführlichen Begleitschreiben Baumsteiger's an einen dortigen berühmten Collegen ging er hin nach Karlsbad und — kam wieder. Sämmtliche neun Quellen des Weltbades, vom Sprudel bis zum Kaiserbrunnen, hatten sich als machtlos erwiesen gegen die Schatten, die sich über diesem Patienten zusammenzogen. Rechnend und zählend kam er heim und saß von Neuem in seiner Sophaecke und horchte wieder matt und nervös in den Lärm der Hochstraße hinein, unmächtig, ihn wie den Sonnenschein aus seinen Gemächern aussperren zu können.

Nun wußte er aber bereits ziemlich genau sich die Stunde anzugeben, in welcher er zuerst den dunklen, drohend aufgehobenen Finger sich gegenüber gesehen hatte, diesen Schattenfinger, aus dem die schwer niederdrückende Geisterhand wurde, welche er nun allstündlich auf seinem grauen Schädel lasten fühlte. Der alberne, halbkindische ältere Bruder aus dem Hinterhause hatte ihm in jener Stunde jenen Brief gebracht, der den Tod des jüngsten Bruders der Firma in der fernen niederländischen Colonie beglaubigte und von Consulatswegen sich trocken erkundigte, wie es mit der Hinterlassenschaft Mynheer de luitenant Pelzmann's zu halten sei, daß heißt, wer in der deutschen Heimath möglicherweise sich bereit erklären werde, einige ausstehende Schulden zu bezahlen und sich einer eben den Kinderjahren entwachsenden Tochter anzunehmen. Was uns anbetrifft, so wissen wir es bereits, daß das Verhältniß des Herrn Sebastian zu seinem verstorbenen Bruder nicht das beste genannt werden konnte, daß die Zwei meistens nicht friedlich, wie es sich für Brüder ziemte, neben einander gewohnt hatten, daß sie von Kindheit an nur zu häufig Eines Sinnes, nämlich in Betreff augenblicklichen Wunsches und Willens, gewesen waren. Freilich war Herr Sebastian diesem tollen Lorenz gegenüber nur zu häufig der Vernünftigere, das heißt Feinere und Schlauere gewesen, hatte zu oft seinen Willen bekommen, und der Bruder Lorenz hatte ihm das noch dazu fast jedesmal zu leicht gemacht.

Es war ein leichtsinniger Patron, dieser Lorenz Pelzmann, und gar kein feiner Rechner wie der Bruder Sebastian. Die ganze Stadt war ja auch damals einer Meinung über ihn und hielt es endlich für das Beste für Alle, daß er in die Fremde ging und aus dem Leibhusarenregiment der Heimath als militärischer Abenteurer in den Dienst Sr. Majestät des Königs der Niederlande übertrat. Die ganze Stadt und Umgegend gab damals dem Bruder Sebastian Recht in seiner Ansicht, daß der unzurechnungsfähige Mensch in geordneten Zuständen durchaus nicht zu gebrauchen und eine ihm drüben in Batavia angewiesene letzte pecuniäre Unterstützung mehr sei, als man von den innigsten verwandtschaftlichen Gefühlen im Grunde verlangen könne.

War es nicht genug, daß der gewissenlose Bursche den guten ältesten Bruder, den Herrn Fabian, zu einem verhältnißmäßig armen Manne gemacht und in das Hinterhaus der Firma gedrängt und wahrscheinlich auf Lebenszeit auf die Aussicht in die übelduftende, enge, dunkle, in jedweder Beziehung anrüchige Fadengasse beschränkt hatte?

O, die Rechnung stimmte damals ausnehmend zwischen dem wilden Lorenz von der Zuckerwerksfirma Pelzmann und Compagnie und dem Sittlichkeits- und Gerechtigkeitsgefühl der süßen Heimath; wie kam es nun, daß auf einmal, nach so langen Jahren, der Bruder aus dem Vorderhause des Geschäftes sich bewogen fühlte, sie noch einmal und zwar ganz von vorn an durchzurechnen? Er, Herr Sebastian, hatte den verlorenen Sohn des Hauses und sein späteres Schicksal doch so gründlich von der Tafel seines Gedächtnisses wegzuwischen vermocht! Und er stand so sicher im Leben; es ging ihm nach der Leute Meinung so sehr gut darin. Das alte wackere Geschäft hatte er durch seine Energie und Klugheit zu einem Ansehen und einer Ausdehnung gebracht, die es bis zu ihm hin noch nie erreicht hatte. Selbst der verkümmerte Bruder im Hinterhause war allgemach zu einer Folie für seinen Ruf in der Stadt und Gesellschaft geworden, und daß er als Junior dieses spaßhaften Attrapenonkels wegen den Commerzienrathtitel ausgeschlagen hatte, wurde allseitig als ein Beweis von höchstem Tactgefühl und feinstem Sinn für das Schickliche anerkannt und auch höheren Orts nach Gebühr durch Verleihung einer höheren Classe des Landesordens für bürgerliche Verdienste gewürdigt.

Wahrlich, es ist so! Nicht immer fällt Einem die Wahrheit wie ein Stein auf das Herz und zermalmt es. Das Gewöhnlichste ist, daß sie niederrieselt wie Sand, anfangs kaum beachtet in den fliegenden Atomen, aber Körnchen auf Körnchen durch Tag und Nacht, — belächelt — dem Anschein nach durch einen Hauch weggeblasen, nicht des Nachdenkens und noch weniger eines körperlichen Mißbehagens werth. Wie genau muß der Mensch aufpassen, um zu merken, wie die Dämmerung kommt, wie aus der Helle die Dunkelheit wird! ... Es ist da immer ein betroffenes, plötzliches Aufsehen und Aufmerken! Liegt es nicht wie ein leichter Staub auf den Dingen dieser Welt? Wo kommt der her? Was ist das? Hat das wirklich etwas zu thun mit dem, was du eben noch vertriebest, indem du mit der Hand vor den Augen und der Stirn durchfuhrest?! ... Nun fährst du schon mit dem Finger über die dir nächsten Sachen in deiner Welt, und sieh, es giebt eine Spur, welche der Hogarth'schen Schönheitslinie gleicht, aber wie ein Fragezeichen aussehen würde, wenn du einen Punkt darunter machtest. Das thust du nicht; — du ärgerst dich und suchst um dich her nach Einem, den du für dein vorübergehend Unbehagen

die Schuld tragen lassen kannst. Vorübergehend? ... Was ist das? Fängt nicht jeder Athemzug an, es dich selber merken zu lassen, daß die Veränderung, welche du in dir und um dich spürst, nicht vorübergehend und nicht einem Anderen zuzuschreiben sei?! ... Wie grau die Welt wird! Staub über deinem Leben! Staub auf deinem Geiste! ... Machtlos gegen den rieselnden Sand; — wehe dir, du fängst an nachzugrübeln über die Stunde, in der du zum ersten Mal Erde auf deiner Zunge schmecktest! Vielleicht an dem schönsten Frühlingsmorgen, in aller Blüthenpracht, in dem lichterhelltesten Festsaale, unter allen lieblichsten und größesten Bildern und Tönen der Kunst war es, und eine schlimme Erschöpfung, eine öde Muthlosigkeit überwältigen dich. Gestern noch suchtest du nach Einem, dem du die Schuld an deinem Verdruß geben konntest, und heute weißt du, daß du selbst dich verrechnetest, daß der Staub, der graue, trostlose Ueberzug auf deinen Lieblingsneigungen, deinen Anschauungen und Begriffen wachsen, immer wachsen wird; daß der Schatten und der Staub von Rechtswegen deine Herren sind auf deinem ferneren Lebenswege. Du hattest eine helle, laute Stimme und ein herzhaft, blechern, jovial Lachen, und nun wagst du nicht einmal mehr, laut zu sprechen; der ewig niederrieselnde Sand, der Staub auf den Dingen und Farben verschlingt auch den Ton in deiner Kehle. Du fühlst und findest dich in einer grauen Wüste allein — zähle doch die Sandkörner! rechne, rechne aber rückwärts! Du rechnest mit dem Staube, der sich auf deiner Welt gesammelt hat und den kein Hauch der Luft irgend einer Stunde wieder von den Dingen bläst; — ja wohl, die Zeit ist da, in welcher auch die gleichgültigsten guten Bekannten anfangen, sich zu verwundern und einander beiläufig zu fragen, an der Börse, an einer Straßenecke, nachdem du eben Abschied von ihnen genommen hast, an der Tafel, nachdem du eben die Serviette niederwarfest und den Rücken wendetest — immer wenn du den Rücken wendest:

„Finden Sie nicht auch, daß eine eigenthümliche Veränderung mit dem Manne vorgegangen ist? Finden Sie nicht auch, daß er über Nacht merkwürdig alt wurde? ... Lassen Sie uns doch einmal rechnen, so hoch in den Jahren kann er eigentlich doch noch nicht sein. Sind wir nicht Zeitgenossen? Und über seinen Magen hat er doch auch nie geklagt. Was seine äußeren Umstände anbetrifft, so gäbe es nicht Wenige, die gern mit ihm tauschen würden. Sonderbar, sehr sonderbar! Was meint denn Baumsteiger eigentlich dazu? ... Nichts! Sie kennen ja die Herren Doctoren, lieber Freund, sie zucken die Achseln und sagen: Abwarten.“

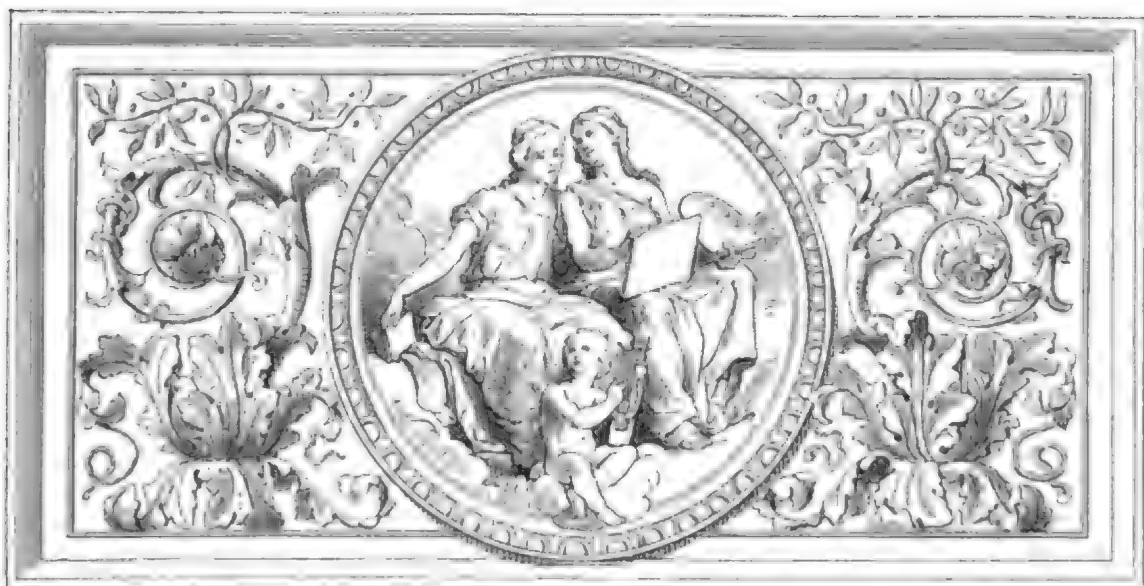
Wir sagen:

Es ist ein Anderes, ruhig und ergeben zu wissen: Pulvis et umbra sumus, Staub und Schatten sind wir; und ein Anderes, mitten im Tumult und Genuß bei vollständigen Leib- und Seelenkräften zu merken, Staub und Nacht sind über dir und um dich: rieselnder Sand und Dunkelheit werden dich begraben!

Nachher fügen wir hinzu:

Es ist zwar wieder nur eine kleine Geschichte, die wir erzählen, und sie handelt durchaus nicht von großen Menschen und gewaltigen Zuständen, aber zu merken ist doch auch Allerlei in ihr und aus ihr.

(Schluß folgt.)



Maximilian Klinger.

Von

Moritz Carriere.

Unsere deutsche Literatur kam zuletzt unter den europäischen Culturnationen zur Blüthe und zwar auf dem eigenthümlichen Wege, daß hier die kritische Einsicht, die wissenschaftliche Betrachtung den schöpferischen Geistern nicht nachfolgte, sondern vielmehr ihnen die Bahnen wies. Freilich ohne die unbewußt wirkende Kraft der Natur und des Gemüthes wäre durch wissenschaftliche Einsicht das Rechte nicht geleistet worden, und so brach denn noch zu Lessing's Lebzeiten ein Sturm und Drang in deutschen Jünglingen aus, der den Reformator selbst erschreckte, indem er fürchtete, daß diese wilden Schößlinge des Völkerfrühlings in ihrem üppigen Bildungstrieb mit den falschen herkömmlichen Regeln auch die ewigen Gesetze des Schönen durchbrechen und alles das in Frage stellen könnten, was er in vieljähriger Arbeit klar und sicher begründet zu haben glaubte.

Und in der That, es war eine Revolution der genialen Subjectivität gegen alle objectiven Normen, das eigene Empfinden und Denken sollte statt derselben allein gelten, die Stimme des eigenen Herzens allein gehört werden. Ein Ueberreizen oder Verhätscheln dieses Herzens, ein Ueberspannen der Kraft des Geistes drohte nicht bloß, sondern führte bei gar Manchem zur Haltlosigkeit im Leben wie zu jenem Unsinn, der mehr an Wahnwitz als an Dummheit grenzte, was nach dem Ausdruck eines der Jünglinge selbst den deutschen Unsinn von allem anderen unterscheiden sollte. Dieser Jüngling, Klinger, schrieb später über die Tollheiten jener Tage: „Ich kann heute so gut darüber lachen als Einer; aber so viel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt mehr oder weniger als Dichter und Träumer ansieht. Nichts reift ohne Gährung. Das wilde Thun bedeutete nichts Anderes als eine Form suchen, die uns behage. Machten wir eine Nation aus, so hätten wir dieselbe gewiß vorgefunden.“ Er und

zwei Andere haben sich zu voller Klarheit und echter Männlichkeit geläutert und Unvergängliches geschaffen, das man nicht bloß aus historischem Interesse, sondern aus Freude am Großen und Schönen liest und lesen wird. Bei Goethe war es die Herrlichkeit des angeborenen Künstlersinnes, der ihn zu Maß und Klarheit führte, so daß er schon in den ersten Darstellungen jener leidenschaftlichen Gemüths- und Weltbewegung im „Werther“ und in den Faustfragmenten ordnend und harmonisirend die Form überschwebte, welche der brausende, dunkle Stoff sich selber anorganisirte. Der Künstler stand über dem, was den Menschen quälte und erschütterte, und vom Schönen in der Kunst aus gewann er nach eigenem Bekenntniß in Italien den freudigen Ernst und die volle Selbstbeherrschung in der Führung des Lebens. Schiller siegte durch die Stärke des Intellects, durch philosophische Geisteskraft, die ihn erkennen ließ, wie ihm ebenso sehr die objective Realität des geschichtlichen Lebens wie die klare Erkenntniß der sittlichen Ideen für die Ausbildung seines poetischen Talents unentbehrlich sei; an der Hand Kant's überwand er den wilden Trotz Karl Moor's in der eigenen Seele und reinigte sich zum Idealismus Posa's wie zum hohen Stil im Wallenstein. Bei Klinger war es die Stärke des Charakters, war es der sittliche Wille, das ethische Pathos, das ihn behütete, daß er sich nicht selbst in überschäumender Kraft und Sinnlichkeit verwüstete, sondern, klar, fest und stark geworden, von der Höhe des eigenen Seelenadels aus die Welt betrachten und darstellend richten konnte. Nur aus eigener Erfahrung konnte er in der „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“ schreiben: „In tiefer Stille betrat Ernstens Geist jenes Land der reinen, erhabenen Tugend, das die Menschen idealisch nennen, weil sie, versunken im Schlamme des Eigennutzes und der niedrigen Begierden, das Gefühl bis zur Ahnung verloren haben: daß der Mensch sich nur als Bewohner dieses Landes von den Thieren unterscheidet, daß wir dieses unsichtbare Land nicht nur ahnen, daß wir uns bis in sein innerstes Heiligthum schwingen können. Wer es erreicht hat, ist über das Schicksal erhaben; ihn tragen für immer die Fittiche der hohen und echten Begeisterung der Dichtkunst, die nur aus jenem Lande die Farben und die Kraft zu ihren Darstellungen erhält. Es eröffnet sich den Geistern der Geweihten in dem Augenblicke, da die moralische Kraft ihres Herzens die Wolken durchdringt und dort ihr Dasein mit höheren Zwecken verknüpft. Die dieses Land betreten, werden von der Beherrscherin desselben mit hohen Gesinnungen, mit unüberwindlichen Waffen zum Kampfe ausgerüstet, und ihre Thaten, ihre Gedanken und ihre Empfindungen tragen das unnachahmliche Merkzeichen ihres wiedererrungenen Vaterlandes an sich. So sind alle großen und edlen Menschen, die von dem Wege des Haufens abtraten und Gutes, Wahres, Edles denken, thun und laut sagen, die Bewohner jenes unsichtbaren Landes, das die Menge nicht ahnet und durch dessen Einfluß gleichwohl auch sie von diesen unter sich verwandten Geistern zu den Zwecken geführt werden, welche der erhabenste Geist dem Menschengeschlecht dort aufgestellt hat. Daher entspringt das Eigenthümliche, Kräftige, Feste und Sichere jener Dichter, thätiger Menschen und Helden; und umsonst bemühen sich alle anderen, die sich über die Erde, ihre Verhältnisse und die Vortheile, die sie gewährt, nicht erheben, den sicheren Schwung, die feste Haltung in Wort und That nachzuschweben oder nachzuahmen; ihre Handlungen wie ihre Darstellung sind nur Abdrücke ihres eigenen um sich besorgten Selbstes. Ihre kalte, berechnende Vernunft, die über That und Darstellung wuchernd und künstelnd dasitzt, entfernt den Geist jener Geweihten. Ernst drang in die Mitte dieses Heiligthums und ward da zum Dichter für dieses Leben eingeweiht. Ungern setze ich zur Erläuterung dieses Wortes hinzu, daß er seine Gefühle weder in Versen noch in Prosa der Welt mitgetheilt hat, daß er Dichter in einem Sinne war, den ich nicht nöthig hätte anzudeuten, wenn Dichter dieser Art so gemein wären, als es diejenigen sind, die sich darum Dichter nennen, weil sie die Spiele ihres Witzes und ihrer Phantasie in wohlklingenden Versen zur Schau ausstellen. Die Spuren der Theorie der Dichtkunst, von welcher ich rede, findet man ebenso selten in geistigen Darstellungen als in Thaten und Hand-

lungen; denn ich rede von der hohen moralischen Kraft, die allein den Helden und den Dichter macht und ohne welche es zwar mancher durch Talent und glückliche Umstände scheinen, aber keiner wirklich in seinem Inneren sein kann."

„Klinger in der Sturm- und Drangperiode" lautet der Titel eines vortrefflichen Buches, das sein Großneffe Max Rieger im Besitze der Familienüberlieferung und zahlreicher Briefe des Dichters aus allen Lebensperioden und mit sorgsamer Durchforschung all der Verhältnisse, in denen derselbe sich bewegte, jüngst veröffentlicht hat. Es giebt uns ein durchaus anschauliches Bild jener vielbewegten, gährenden Zeit in einer Fülle individueller Züge und behält dabei das Ziel im Auge, daß der energische Jüngling zu dem Manne heranwachsen wird, der eine bedeutende Stellung im handelnden Leben einnehmen und Werke wie „Weltmann und Dichter", die „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" und das „Buch der Betrachtungen" schreiben sollte, welche durch Hoheit der Gesinnung wie durch scharfe Weltbeobachtung gleich ausgezeichnet sind. Um ihretwillen ist es, daß der junge Klinger eine so erschöpfende Darstellung verdient hat, und Rieger hat mit Recht die Schriften, welche Klinger in die Sammlung seiner Werke nicht aufnahm und welche deshalb schwer zugänglich sind, einer sorgfältigen Analyse unterworfen, aus welcher hervorgeht, daß Klinger wie Goethe die eigene Seele abspiegelte und aus Herzensdrang, nicht um Schreibgelüste zu befriedigen, nach Stoffen griff, in denen er sich austoben konnte. Dies Hervorwachsen der poetischen Werke aus dem allmälig sich klärenden Dichtergemüth sichtbar zu machen, war die Aufgabe, welche Rieger befriedigend gelöst hat. Sein Buch bricht ab in dem Augenblick, wo Klinger als Offizier in russische Dienste trat. Möge der Abschluß, der ihn in der Reife des Lebens schildern und seine dauernden poetischen Schöpfungen würdigen soll, nicht zu lange auf sich warten lassen!

Goethe, der Minister, schrieb Klinger, dem General:

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verschiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben,
Drum auf frohes Wiedersehn.

und sandte ihm ein Bild des elterlichen Hauses am Hirschgraben mit den Versen:

An diesem Brunnen hast auch du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand
Nahmst du getrost ins fernste Lebensland,
Und magst nun gern verloschnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freun.

Rieger macht es wieder wahrscheinlich, daß diese Verse wörtlich zu nehmen und Klinger in dem später von Goethe's Vater abgebrochenen Hinterhause geboren sei. Klinger selbst schreibt von der Frau Rath: „Du glaubst nicht, was das für ein Weib ist und was ich an ihr hab'. Wie manche Stunde hab' ich vertraut bei ihr, auf den Stuhl genagelt, zugebracht und Märchen gehört." Aber Klinger's Eltern waren ausgezogen, und während Goethe durch Privatunterricht im väterlichen Hause gebildet ward und in behaglichem Wohlstand gedieh, hatte die frühverwittwete Mutter Klinger's durch ihrer Hände Arbeit für ihre Kinder zu sorgen und erwuchs ihr Knabe in der stählenden Schule der Noth. Der schöne, lebhafte Knabe fand indeß durch Professor Zink Aufnahme in das Frankfurter Gymnasium, und bald ward der noch ärmere Authäus ein Genoß des Klinger'schen Hauses. Die Knaben suchten als Currentsänger, die Jünglinge durch Privatunterricht ihren Unterhalt zu verdienen. Goethe schreibt in „Wahrheit und Dichtung": „Einem solchen Jüngling mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. ‚Emil' war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei Anderen. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen, Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt; und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn recht wohl ausrufen: Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachsatz: Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich

selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun, in des Jünglings Lage, dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können; vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen, daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat." Rieger bemerkt dazu: „So einleuchtend dieser Pragmatismus bedünken mag, man wird doch, je näher man Klinger tritt, desto weniger finden, daß er zur Genüge erklärt, was er erklären möchte. Warum ein Mensch so ward wie er, bleibt nach Erwägung aller einwirkenden Umstände immer ein Geheimniß, und es muß schließlich bei Klinger's Motto: ‚Mag auch angeborener Sinn sich verbergen?' sein Bewenden haben. Zu einer frohen und freudigen Ausbildung in Goethe's Sinne würde Klinger auch in den glücklichsten Lebensverhältnissen nicht gelangt sein, weil ihm die feinsinnige Empfänglichkeit und die Geduld des inneren Verarbeitens fehlte; und der bittere Zug würde sich immer in sein Wesen geschlichen haben, weil er mit dem empfindlichsten Wahrnehmungsorgan für die sittliche Disharmonie der Welt begabt war, die sich ihm nicht wie seinem Freund in der ewig heiteren Sphäre des Schönen, sondern entweder sittlich-religiös oder gar nicht lösen konnte."

Wenn Klinger erst Jahre lang nach dem Abgang vom Gymnasium die Universität Gießen bezog, so hatte er wahrscheinlich die Mittel hierfür sich erst erwerben müssen. Damals war Goethe von Straßburg nach Frankfurt zurückgekommen und der Mittelpunkt eines Kreises der aufstrebenden Jugend geworden, von dem er selbst sagt: „Ein wechselseitiges, bis zur Ausschweifung gehendes Hetzen und Treiben gab Jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angeborenem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literaturepoche, in welcher eine Menge junger genialer Männer mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jahreszeit eigen sein mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Uebel stifteten." Was Goethe Klinger war, geht aus einem späteren Briefe desselben an Schleiermacher, nachmaligen Cabinetsrath von Großherzog Ludwig I., den Begründer der Museen in Darmstadt, hervor: „Drück dich und Andere nicht und schieß am Ende alle Pfeil auf mich, weil du weißt, daß ich's allein und gut aufnehme. Wüthe und fluche gegen mich — werf mir all deine gute und wilde Gefühle hin, vielleicht wird dir manchmal leicht, auch müste der Mensch was haben, wohin er gösse und schütte. Das hat ich all an Goethe."

In Gießen fand er Aufnahme in dem Hause des Professors Höpfner und in der Hausgenossenschaft an Ernst Schleiermacher einen treuen Freund, an Albertine Grün eine geistreiche schöne Seele, die ihn anschwärmte, während er für eine Frankfurter Sängerin schmachtete. Es verdient bemerkt zu werden, daß Goethe den Freund auf die zarteste Weise unterstützte, indem er ihm das Manuscript seiner dramatischen Schwänke, „Das Jahrmarktsfest", „Pater Brey" u. s. w., schenkte, wofür dann Höpfner einen gut honorirenden Verleger fand. Klinger scheint weniger Jurisprudenz studirt als seine leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen sofort in zwei Dramen ausgestürmt zu haben. „Hauche alle Empörungen deines Herzens und deines Geistes durch Darstellung in Worten aus," schrieb er an Schleiermacher. „Es ist eine große Wohlthat für mich, daß ich all das hinschmeißen kann," schrieb er an Kayser. Es war eine pathologische Poesie, durch die er sich innerer Gährungsstoffe entledigte, ohne daß er wie Goethe solchen Herzenserleichterungen die vollendete Form hätte geben können. Unter dem Einflusse Shakespeare's und des Goethe'schen „Götz" schrieb er

seinen „Otto“, eine frei erfundene Charaktertragödie ohne bestimmten Hintergrund von Zeit und Ort, ein Ritterstück ohne historisches Studium, indem es dem Dichter vor Allem auf die Darstellung eines wildbewegten Helden voll trotziger Kraft ankommt. Herzog Friedrich hat den braven, geliebten Sohn verstoßen und den tragödie im großen Stile Shakespeare's und nach der talentvollen Verkehrtheit Gerstenberg's im ‚Ugolino‘ der erste Versuch, die ganze Gewalt menschlicher Leidenschaft aus herzerschütternden, großartigen Begebenheiten rückhaltlos ans Ohr des Hörers schlagen zu lassen.“

Literarisch bedeutender war das „Lei-

Klinger's Bildniß nach einer Zeichnung von Goethe. (Facsimile-Reproduction.)

frömmlerischen Schwächling vorgezogen; darüber Familienfehde. Es ist das Lear-Motiv, das auf erschütternde Weise durchgeführt wird, aber in unklarer Führung vieler neben einander herlaufender und in einander verflochtener Handlungen, in einer Sprache, die in volksmäßiger Ueberderbheit sich in abgerissenen Naturlauten und unverbundenen Sätzen ergeht, immerhin, wie Rieger sagt: „nach der schöpferisch dramatisirten Historie des ‚Götz‘ die erste Conception einer wirklichen Charakter-

dende Weib“, die erste bürgerliche Tragödie in der Sturm- und Drangzeit; im Anschluß an Lenz' kecke Erfassung des gegenwärtigen wirklichen Lebens, aber in sittlich tieferem Sinne, so daß Schuld und Sühne klar hervortreten. Der Dichter greift hier die sensualistische Richtung der Literatur an, als deren Vertreter Wieland durch seine mittelst Verschleierung sinnlich reizenden Dichtungen verführerisch wirkte. Er stellt junge Literaten seiner Schule dar, darunter Pedanten, die sich die Lie-

Digitized by Google

derlichkeit einstudiren, und ihnen gegenüber andere, unter denen in Franz uns Klinger selbst und im Doctor ganz deutlich Goethe entgegentreten. Bilder reinen Familienglücks eröffnen das Werk, in welchem bereits eine Lieblingsfigur der späteren Klinger'schen Romane, der unbestechliche, pflichttreue, aber gerade darum angefeindete höhere Beamte, erscheint. Das Drama ist in ein paar Weihnachtsferientagen in Frankfurt rasch hingeworfen, in der Anlage und in den Charakteren vortrefflich, aber in der Ausführung zu ungleich, zu skizzenhaft. Von seinem Freunde, dem Doctor, sagt Franz: „Den könnt ihr nun wieder Alle nicht fassen. Der erste von den Menschen, die ich je gesehen. Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war." Rieger sagt nicht mit Unrecht: „So ist dieses Stück eine Urkunde, in der sich mit ursprünglichster, naivester Frische die Sympathien und Antipathien der damaligen literarischen Krisis ausdrücken, und man würde von derselben eine annähernde Vorstellung bekommen, wenn auch alle ihre Erzeugnisse außer diesem einen verloren wären." In Frankfurt erschien ein parodistisches Nachspiel: „Die frohe Frau", worin die Personen selbst sich über Klinger und Goethe unterhalten und gerade das Unangreifbarste, die Moralität des Stückes, bekritteln. Klinger wies das persönlich Verleumderische durch eine scharfe Erklärung in den Frankfurter „Gelehrten Anzeigen" zurück, und Klinger und Goethe hielten dem Verfasser, einem Candidaten der Theologie, gelegentlich ihre Reitpeitschen unter die Nase. Bei dem Besuch der Stolberge und Jacobis in Frankfurt war auch Klinger dort, und es knüpften sich die Beziehungen der Göttinger mit der rheinischen Dichterjugend an, welche ein Besuch des Sigwartdichters Miller bei Klinger in Gießen weiter führte. „Klinger ist ein herrlicher Junge von zweiundzwanzig Jahren, groß und schön gebildet, voll Feuer und Leben," schrieb Miller an Voß; „Klinger ist ein Halbgott," schreibt er an Boie, und an Kayser: „Ach, was hatt' ich bei Klingern für ein Leben! Ihn sehen und ihn lieben war Eins. Er ist ein herrlicher Mensch, das Herz und den Verstand trifft man kaum in Jahrhunderten beisammen."

1775 rief ein Preisausschreiben Schröder's die „Zwillinge" hervor, mit denen Klinger über den mehr in Lessing's Stil arbeitenden Leisewitz und dessen „Julius von Tarent" den Sieg davontrug. Auch Klinger hat durch die Rücksicht auf die Aufführung das Ganze viel straffer zusammengefaßt als die früheren Stücke und auf die psychologische Entwickelung mit Recht das Hauptgewicht gelegt; die Sprache ist freier von Manier, mitunter elegisch weich oder von erschütternder Kraft. Klinger las nun im Plutarch von den großen Menschen des Alterthums, begann einen „Pyrrhus" und schrieb die „Neue Arria", indem er wie Lessing eine altrömische Geschichte in das neuere Italien verlegte. Die Rücksicht auf die Bühne brachte auch hier eine einfachere Composition mit sich, es fehlte aber zu sehr an der Motivirung und sichtbaren Entwickelung der äußeren Handlung, es ward zu viel erzählt und das Begebenheitliche zu sehr nur durch seinen Reflex in den Gemüthern dargestellt. Die Art, wie Klinger selbst sich in diesen wilden Jugendwerken ausgesprochen, faßt sein Biograph folgendermaßen zusammen: „Das Kraftgenie, das uns entweder als Hauptperson oder doch mit besonderer Liebe behandelt in jedem von Klinger's Jugendstücken entgegentritt und mehr oder weniger den Dichter selbst vertritt, stürzt im ‚Otto' in blinder Leidenschaft seine Freunde ins Verderben und sich in den Selbstmord; in den ‚Zwillingen' wird es, noch gefährlicher geartet, durch folternden Neid zum Verbrechen Kain's getrieben; im ‚Leidenden Weib' zieht es sich, seinen Gefühlen und Schwärmereien lebend, von der Welt zurück oder prallt in einzelnen Auswallungen wirkungslos mit ihr zusammen. In der ‚Arria' dagegen erhebt sich der Held, der im Anfang wie seine Vorgänger in den Ketten eines beengenden Schicksals knirscht, an der Hand einer edeln Liebe zu männlich zielbewußtem Handeln, zum Kampf gegen das herrschende Böse und für das unterdrückte Recht. Und die Interessen, um die sich der Kampf bewegt, sind hier nicht privater oder persönlicher Natur; es handelt sich um den Staat. Das politische Pathos

der tugendhaften Tyrannenmörder des Alterthums ist in dem edeln Liebespaar erwacht; mit mehr Unmittelbarkeit und Unbedingtheit in der Seele des Weibes, von der aus die zündende, zur That treibende Begeisterung den Mann erfaßt. Solina und Julio sind in der That Vorläufer von Elisabeth und Carlos, nur daß bei diesen das positive Programm der Aufklärung und humanitarischen Völkerbeglückung hinzutritt. Diese Verquickung der Liebe mit thatkräftigem, sittlichem Wollen war ein neues dramatisches Motiv, das allen Beifall verdiente, und war mit hohem Schwung und reinem Feuer durchgeführt; aber es verschwand für die Kritik so ziemlich sammt Allem, was sonst gut und tüchtig an dem Stücke war, unter dem Eindruck des Maßlosen, ruhelos Aphoristischen in dem vom Dichter erstrebten Ausdruck der Gefühle."

Im „Simsone Grisaldo" übertrug Klinger den frohmüthigen biblischen Recken mit seinen Kraftproben und Liebesabenteuern im Land der Philister in die neuere Zeit und zeigte den kraftgenialen Menschen in seiner Liebenswürdigkeit als den Herzenseroberer, der Welt gegenüber jetzt nicht schroff herausfordernd wie früher, sondern im Genusse seiner eigenen höheren Natur duldsam gegen Andere. Hier mochte Goethe's Persönlichkeit dem Freunde wiederum vorgeschwebt haben. Aber auch Klinger selbst war seines Wesens sich freudiger bewußt geworden, und wenn er, der Sohn eines frommen bürgerlichen Hauses, der Zögling Rousseau's in der Auffassung der Liebe, bald keusch, bald empfindsam gewesen, so brach jetzt die freibeuterische Ansicht durch, daß der Mann berechtigt sei, jede Frauengunst, die sich ihm biete, rücksichtslos zu genießen. Den Dichtern selbst warfen sich Frauen und Mädchen ans Herz, wie wir aus mitgetheilten Briefen damaliger Zeit ersehen. Der Zorn gegen Wieland hatte ein Ende, und dieser selbst trat den Ankömmlingen in Weimar mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen.

Goethe war Ende 1775 dort als Freund des jungen Herzogs eingezogen und bald in die Staatsgeschäfte eingetreten, und nun dachten seine Genossen, Lenz, Kayser, Klinger, unter seinen Fittichen das Genieleben dort fortzusetzen und zugleich eine Unterkunft zu finden. Lenz war schon dort und machte seine „Affenstreiche", als auch Klinger im Juni 1776 in Weimar eintraf, der „Löwenblutsäufer", wie Wieland äußerte, und mit seinem burschikosen Wesen den Philistern zwar vor den Kopf stieß, aber in den höheren Kreisen wohlwollende Aufnahme fand, da er sich nicht andrängte, nicht anzustoßen sich bestrebte und Weimar selbst für eine Schule feinerer Bildung ansah. Doch dachte Wieland wie die Herzogin Amalie für ihn mehr an eine Offizierstelle in Preußen, Rußland oder Amerika als an einen juristischen Beruf. Eine Zeit lang schien es, als werde er dem Prinzen Konstantin werden, was Goethe dem Herzog war, ein lustiger und zugleich ein geistig leitender Genosse.

Goethe, der mit seinem Eintritt in die Staatsgeschäfte mit besonnenem Geiste sich zu mäßigen, mit Ernst zu arbeiten und den Herzog auf gleiche Bahn zu lenken wußte, sah sich durch seine früheren Genossen wie durch Störer des Friedens bedrängt, den er selbst noch mit den Weimarer Beamten zu schließen hatte, und so äußerte er sich über Klinger gegen Merck: „Er ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogeneität schwürt mit uns, und er wird sich herausschwören." Ganz klar ist es auch bei Rieger nicht geworden, was eigentlich Klinger's Bruch mit Goethe und seinen Weggang von Weimar herbeiführte; Verhetzungen und Zwischenträgereien eines jungen Schweizers, Namens Kaufmann, haben dabei ihre Rolle gespielt. Dieser hatte sich aus dem Verkehr mit Lavater, Schlosser und Iselin einen Vorrath von Redensarten angeeignet, mit denen er sich als Spürhund Gottes nach wahrhaften Menschen aufspielte, herumreiste, überall Anknüpfungen suchte und mit seinen Beziehungen prahlte, um das Erziehungsideal Rousseau's zu verwirklichen. Komödiantenhaft, wie er war, gelang es ihm, nicht bloß Frauen, sondern auch bedeutende Männer zu umstricken, zumal er es verstand, sich zur rechten Zeit, wenn er fürchten mußte, durchschaut zu werden, aus dem Staube zu machen. Nachdem ihm Lavater selbst die Maske abgezogen, schrieb Goethe, im Herbst 1779 an Kaufmann's Hause in Clarisegg am Bodensee vorbeireisend, mit Kreide an die Thür:

Ich hab' als Gottesspürhund frei
Mein Schelmenwesen stets getrieben;
Die Gottesspur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Daß dieser ihn mit Goethe aus einander gebracht, erwähnt Klinger selbst in einem Brief von 1814, in welchem er sagt, er würde dem Jugendfreunde theurer als je geworden sein, wenn er sich damals mehr als durch Blicke des Herzens gegen ihn erklärt hätte.

Klinger ward zunächst nicht Offizier, sondern er trat in Leipzig bei der Seiler'schen Truppe als Theaterdichter ein; er wanderte mit nach Dresden, Frankfurt, Mainz und Köln. Er brachte ein neues Drama mit, das der ganzen Periode den Namen gab und diesen von Kaufmann erhalten hatte: „Sturm und Drang." Er verlegte das Phantastische der Handlung und der Charaktere ohne sachliche Motivirung nach dem Amerika des achtzehnten Jahrhunderts und gab der tragischen Verwickelung einen heiteren Schluß ohne Sühne und sittliche Befriedigung. Der ursprüngliche Name „Wirrwarr" war für das Stück bezeichnend. Er fügte in die Handlung drei seltsame Burschen ein, in welchen er Seiten und Stimmungen seines eigenen Wesens aus einander legte, seinen männlichen Thatendrang neben dem sanguinisch-träumerischen und dem weltüberdrüssigen, das Beides er in komische Beleuchtung stellte. Doch lachen wir heute auch über den Thatendurstigen — wenn derselbe wünscht, daß er über eine Trommel gespannt werde, um eine neue Ausdehnung zu kriegen, daß er in dem Raum einer Pistole lebe, bis ihn eine Hand in die Luft knallte. Das Werk fiel auf der Bühne in Frankfurt durch, und Klinger nahm es in die Sammlung seiner Dramen selbst nicht auf.

In einem Drama aus den Kämpfen des mittelalterlichen Florenz, „Stilpo", beengte die Rücksicht auf die Bühne den Geist des Dichters, ohne ihn zu einer in sich abgeschlossenen Handlung zu leiten. Das Werk war gemacht, um der Pflicht des Theaterdichters zu genügen, nicht mehr der leidenschaftliche Erguß seiner vielbewegten Seele. Die Sprache ward ruhiger, aber Klinger stand nicht dem Object, dem Stoff mit dem liebevoll durchbildenden Künstlersinn gegenüber, der ein Ersatz für die überschäumende Subjectivität gewesen wäre.

Klinger führte bei Seiler ein äußerlich angenehmes Leben; er stand demselben überhaupt in der Leitung der Geschäfte bei, verlor aber ein höheres Ziel für seine Bestimmung niemals aus dem Auge. Die lockeren Sitten der Schauspielergesellschaft zogen indeß auch ihn in ihren Wirbel; eine hübsche Komödiantin nannte er seine Psyche und wünschte sogar seinem Freund Schleiermacher brieflich, daß der sich auch für solch vergnügliches Leben sorgen möge, dann werde ihn Vieles weniger scheren. Aufklärung und Geniewesen hatten seine sittenstrenge christliche Erziehung durchbrochen. Doch wenn Rieger sagt, daß die an den Mann sich richtende Forderung der Enthaltsamkeit lediglich ein Erzeugniß des Christenthums sei und ihren Halt verliere, wo die christliche Weltanschauung aufgegeben wäre, so weiß ich nicht, warum einfach ein Gefühl für seelisch-leibliche Reinlichkeit und das Streben, nur die ganze volle Liebe zu wollen, den Mann im Bewußtsein seiner Würde nicht ebenso vor Ausschweifungen bewahren sollte. Peinlich ward für Klinger, daß ihn die Hoffnung täuschte, in der Genossenschaft mit Seiler so viel Geld zu erwerben, um alte Schulden zu bezahlen und die Mutter reichlicher unterstützen zu können; der Director zahlte ihn bei erschöpfter Kasse mit Vertröstungen, und so war der Aufenthalt der Truppe in Frankfurt ein recht unerquicklicher. Erfreulicher war der in Köln, wo sich mit den Brüdern Jacobi und mit Heinse ein geistig anregender Verkehr eröffnete. Im „Verbannten Göttersohn" verschmolz er Heinse's sinnliches Feuer mit der wielandisch-burlesken Behandlung der Mythologie und dem prometheischen Trotze Goethe's zu einer fragmentarischen Darstellung des Geniethums und Genielebens, das niemals zu einer solchen Selbstüberhebung gesteigert wurde. Schaffen und Zerstören, Liebesgenuß und götterverachtende Verspottung des Weltlaufs wirbeln durch einander; dem Dichter selbst war nicht wohl dabei. Eine Anstellung in Frankfurt sollte ihn aus dem Treiben herausreißen; das Gesuch ward frostig zurückgewiesen. Er entschloß sich angesichts der Noth seiner armen Familie, wie immer auf literarischem

Wege Geld zu verdienen, und schrieb einen Roman „Orpheus", der sich durch mehrere Jahre und Bände hinzog und es ihm möglich machte, die Pflicht des Sohnes und Bruders zu erfüllen. Die Mischung von Lüsternheit und Lästerung in Crebillon's und Voltaire's Manier speculirte also auf kraft in jenem naturalistischen Sinne entgegenstellte, den ein bekanntes Jugendgedicht Schiller's feiert. Dadurch erhob sich Klinger über die Crebillon'schen Feengeschichten und betrat das Feld des Romans, den er später zum Gefäß seiner Weltanschauung machte, indem er das Phan-

Klinger als russischer General.

die Kauflust des vornehmen Publikums; der edle Zweck sollte das Mittel heiligen. Zugleich aber zeigte sich Klinger's politischer Freisinn in den satirischen Bildern sultanischen Hoflebens wie sein besseres moralisches Gefühl in der brandmarkenden Schilderung des Sittenverderbens der damaligen Gesellschaft in ihrer verlogenen Schönseligkeit, der er freilich die Mannes- tastische zurück- und die scharfe Zeichnung der Wirklichkeit sowie die sittliche, weltrichtende Gesinnung in den Vordergrund treten ließ.

Vor Abschluß des Romans im Februar 1778 hatte Klinger eine Reise zu einem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, unternommen, welche ihn über Emmendingen zu Goethe's Schwager Schlosser führte,

Digitized by Google

wo er mit Lenz zusammentraf. Schlosser nahm sich der beiden mit Goethe zerfallenen Dichter an. Der klare kritische Verstand und der Sinn für naive Zustände und enge aber gesunde Vätersitte, welcher Schlosser zu einem Geistesverwandten Justus Möser's machte, war mit der Neigung für das Große, Urgewaltige in der Poesie verbunden, das er bei Goethe und seinen Genossen fand; er sah den Stempel des Genius auf ihrer Stirn und freute sich, wenn er ihnen ein hülfreicher, führender Freund sein konnte; „Fühle, was du fühlen machen willst," war sein Zuruf an die Dichter.

Schlosser geleitete Klinger zu Pfeffel nach Kolmar, um ihm eine Stellung im Kriegsdienste des sich befreienden Nordamerika zu vermitteln, brachte ihn dann aber, um rascher zu einem Ziele zu kommen, in Verbindung mit dem österreichischen General Ried, durch den Klinger eine Offiziersstelle erhielt. Klinger kam zu den Truppen an der Donau in der Gegend von Ulm. Bald war er ganz Soldat, und wiewohl es zu keiner Schlacht, sondern nur zu hin- und herziehenden Bewegungen kam und er beim Friedensschluß nach Jahresbericht den Abschied erhielt, statt, wie er erwartet, ehrenvoll zu fallen oder ruhmreich emporzusteigen, so war doch der Eintritt in das handelnde Leben und die militärische Zucht für ihn von entscheidendem Einflusse, wenn auch zunächst bei seinem heißen Blute und kraftstrotzenden Wesen ein voller sinnlicher Lebensgenuß in der Verquickung von Rousseau's Naturevangelium mit dem epikuräischen Zuge bei Wieland und dem Ueberschwang des Geniethums am Schluß seines Romans als sein sittliches, noch ungeläutertes Bekenntniß hervortritt. Zur Läuterung kam er, als nun Schlosser neben Rousseau ihm zum Leitstern ward.

Wir finden ihn dann nach längerer Unterbrechung an dem Ziele der beabsichtigten Reise im Spätsommer 1779 bei dem Freunde Kayser in Zürich. Aufgenommen in den Freimaurerbund, angeregt durch die prächtige Figur Al Hafis in Lessing's jüngst erschienenem „Nathan", schrieb er in raschen Zügen ein Lustspiel: „Der Derwisch", in welchem er Motive aus dem Treiben Cagliostro's mit dem wunschlosen, friedvoll in sich beruhenden Sinne Schlosser's verwob und selber bekannte, wie er durch diesen aus dem unbändigen, sich über die Welt erhebenden und darum mit sich und der Welt unzufriedenen Ueberdrang zu der bescheideneren und darum heiteren Auffassung des Lebens gekommen, die ihn zum festen Manne gemacht, „entschlossen, mit dem sicher erfaßten Leben kaltblütig zu ringen und seiner Kargheit zum Trotz die Quelle des Glücks zu genießen, die der leiblich und geistig gesunde Mensch in sich selber trägt". Er kam mit Lavater und dessen Kreis in Berührung und fand wiederum Aufnahme bei Schlosser in Emmendingen. Die fortbestehende Nothwendigkeit, für seine Familie zu sorgen, trieb ihn dazu, dem Feenroman rasch noch drei weitere Bände anzufügen, in denen nun die Satire gegen die damaligen nationalökonomischen und sonstigen Weltbeglückereien sich im Sinne von Justus Möser und Schlosser richtet. Auch eine Komödie über Erb- und Wahlkönigthum wird eingeschaltet und wie später bei Tieck von den Reden der Zuschauer während der Aufführung bei Hofe unterbrochen, eine Farce, in der man doch den ersten Wurf eines aristophanisch-politischen Lustspiels erkennen mag. Um die Bogen voll zu machen, wird sogar eine Crebillon'sche Ehebruchsgeschichte in Briefen übersetzt.

Man wird erquickt, wenn Klinger mit Ekel von dieser Schriftstellerei sich nach seinem Degen zurücksehnt und dann, ähnlich wie nachher Karl Moor, dem tintenklecksenden Säculum, dem Aufgehen der Zeit in bloßen literarischen Strebungen den Fehdehandschuh hinwirft. Rieger hebt noch dies als Tendenz des Romans hervor, daß Klinger der herrschenden Empfindsamkeit gegenüber die unbedingte Elementargewalt der Sinne zur Geltung bringen und die sich ihr enthebende Tugendaffectation Lügen strafen wollte; er hatte ein Ideal von unverbildeter harmonischer Weiblichkeit vor Augen, das ihm heilig war, und trieb eine unaufhörliche cynische Neckerei mit der sentimentalen Prüderie.

Klinger dachte nun durch Schleiermacher als Soldat in Darmstadt oder durch Vermittelung des dortigen Erbprinzen auswärts in Dienst zu treten. Er will, wie er dem Freunde schreibt, jetzt nicht mehr

die Menschheit zu sich hinaufschimpfen; er sieht ein, wie viel er in Weimar durch genialisches Sichgehenlassen müsse verdorben haben; er will suchen, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, über sie emporzusteigen und doch ein ehrlicher Kerl zu bleiben. Er hofft auf einen Beruf, der wie kein anderer zusammengefaßte Mannheit fordert; Selbstzucht wird ihm die Disciplin erträglich machen. Durch Schlosser's Vermittelung eröffnete ihm der Herzog von Montbeliard die Aussicht auf den Eintritt in die russische Armee. Da der Herzog ihn in seiner Nähe wissen wollte, um ihn persönlich sehen zu können, so nahmen ihn die Brüder Sarasin in ihr Landhaus zu Pratteln auf, und in Tagen heiterer Muße schrieb er dort mit Jakob Sarasin, Pfeffel und Lavater gemeinsam den „Plimplamplasko“, in welchem nun Kaufmann Motive und Züge für einen Absagebrief an das tolle, ungeberdige Geniewesen bieten mußte. Rieger findet einen wunderbaren Humor des Weltgeistes darin, wie er jenes in die Subjectivität verrannte Geschlecht durch die groben Mystificationen Kaufmann's und die damit verbundene Beschämung curirt. „Als ein Zeichen, daß die Cur angeschlagen hat und die Krankheit glücklich überstanden ist, steht der ‚Plimplamplasko‘ am Schlusse des Jahrzehnts.“

Im Gegensatz zu dem „Lotterleben“ bei Seiler und zu anderen Ausschweifungen hatte Klinger bei Schlosser ein reines, friedsames Familienleben gefunden. Dem frommen christlichen Sinn des Freundes brachte er kein Verständniß entgegen; aber wie dieser geistig bedeutende Mann pflichttreu und segensreich wirkte, das ward heilbringend für den Dichter. Nicolovius hat von Schlosser das schöne Wort überliefert: „Ich weiß, daß ich für etliche hundert Arme leide, denen ich Brot schaffen will. Das allein kann uns aber gegen die Armen entschuldigen, daß wir reich sind nach unserer Art, wenn wir eben die Arbeit und Mühe, welche sie übernehmen müssen, um eigene Noth abzuwenden, freiwillig um fremder Noth willen übernehmen.“

So nahm Klinger in Emmendingen das Ideal eines durch sittliche Tüchtigkeit glücklichen Lebens in sich auf, und nach Schlosser's Tode schreibt er 1799 an die Wittwe, daß Schlosser der Mittelpunkt seines moralischen Daseins geworden und bleiben werde. In den „Betrachtungen“ nennt er ihn den reinsten Menschen, der ihm vorgekommen, in ihm hätte sich die Natur veredelt gehabt; „nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so kräftig, so ganz und vollendet stellte er sie dar.“ Und an Nicolovius schrieb er: „Ich sah in ihm das lebende Bild des Guten, und es prägte sich so fest meinem Geiste ein, daß die niedrigsten Erfahrungen an den übrigen Menschen meinen Glauben an das, was ich so rein in ihm erkannte, nicht erschüttern konnten.“ Man erinnert sich wohl des Klinger'schen Spruchs: „Ich sehe täglich die moralische Welt, die so tief, tief auf der physischen ruht, daß sie kaum zu unterscheiden sind, von der geistigen an einem einzigen dünnen Haar emporgehalten und sogar etwas aufwärts gezogen. Und das noch viel größere Wunder ist dieses: daß die ungeheure Masse seit so viel tausend und tausend Jahren dieses einzige dünne Haar nicht zerreißen kann.“ Daß ich in meinem Kunstbuch (V, 274) dies Haar richtig auf die sittliche Stärke der wenigen großen stoischen Seelen gedeutet, zu denen Klinger sich selbst zählen durfte, wird durch diese Briefstelle bestätigt. Rieger macht über das Verhältniß Schlosser's zu Klinger die tiefsinnige Bemerkung: „Es ist ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Mensch nicht durch seine Lehre, sondern durch sein Sein des anderen Mittler werden kann, eine Wahrnehmung, die es nicht erklärt, aber veranschaulicht, wie Einer dem ganzen Geschlecht zum Mittler werden konnte.“

Durch die Empfehlung des Herzogs Friedrich Eugen ward Klinger Ordonnanzoffizier bei dessen Schwiegersohn, dem Großfürsten Paul. Im Herbst nahm er Abschied von seiner Familie und seinen Freunden und reiste nach Norden, wo er dann die glänzende Laufbahn fand, die er verdiente. Möge es uns vergönnt sein, nach einigen Jahren an der Hand des Verfassers auch dies näher zu beleuchten!

In seinen „Betrachtungen“, die seine schriftstellerische Thätigkeit abschließen, wirft er die Frage auf, wie ein Mann ohne Intrigue und Schmeichelei selbst im Kampfe

mit der Schlechtigkeit wahr und frei durch die Welt kommen, emporkommen, sich aufrecht erhalten könne, selbst bei Hofe, und er antwortet unter Anderem: „Vorzüglich muß er an das, was die Menschen Glückmachen nennen, gar nicht denken, streng, kräftig, auf geradem Wege rücksichtslos seine Pflicht erfüllen, so daß keine seiner Handlungen mit dem Flecken des Eigennutzes beschmutzt sei; er muß sich frei erhalten von der Sucht, zu glänzen und zu herrschen, und auf dem Theater der Welt nur erscheinen, wo es sein Beruf erfordert, übrigens als Einsiedler in seiner Familie, mit wenigen Freunden, unter seinen Büchern, im Reich der Geister leben; er muß nie mit Leuten, die nur Meinungen haben, über Meinungen streiten und über sich selbst nur im Stillen, in seinem tiefsten Inneren reden und denken... Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter nach Kräften entwickelt, und da ich dies so ernst als ehrlich that, so kam das, was man Glück nennt, von selbst. Mich selbst hab' ich schärfer und schonungsloser behandelt als Andere. Durch Geburt und Erziehung lernte ich die niederen und mittleren Stände, ihre Noth und ihr Glück, durch meine Lage die höheren und höchsten Stände, ihre Täuschungen, ihre Schuld und Unschuld kennen. Viele Geschäfte sind mir in einem großen Reiche aufgetragen worden, die mich in allseitigen Verkehr setzten; nach ihrer täglichen Beendigung verbrachte ich die mir gewonnene Zeit in der tiefsten Einsamkeit. Dies nenn' ich den Kern des Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich, überzeugt, daß der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen."

In dieser Einsamkeit mitten im Getriebe der Welt schrieb Klinger mehrere Dramen in einer markigen rhythmischen Prosa, unter denen „Medea" das bedeutendste ist, und faßte den kühnen Plan zu zehn verschiedenen romanartigen Werken auf einmal, deren jedes ein eigenthümliches für sich sein und die sich doch alle zu einem Hauptzweck vereinigen sollten. „Diese so sehr verschiedenen Werke sollten meine aus Erfahrung und Nachdenken entsprungene Denkungsart über die natürlichen und verkünstelten Verhältnisse des Menschen enthalten, dessen ganzes moralisches Dasein umfassen und alle wichtigen Seiten desselben berühren. Gesellschaft, Regierung, Religion, Wissenschaft, hoher idealischer Sinn, die süßen Träume einer anderen Welt, die schimmernde Hoffnung auf reines Dasein über dieser Erde sollten in ihrem Werth und Unwerth, in ihrer richtigen Anwendung und in ihrem Mißbrauche aus den aufgestellten Gemälden hervorgehen. Wahrheit und Muth sind des Mannes herrlichster Werth, und darum stellte ich den Menschen bald in seiner glänzendsten Erhabenheit, in seinem idealischsten Schwunge, bald wieder in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Jugend vor, das einzige wahre Bild der Gottheit, durch welches sie sich uns allein offenbart; dort folgt er dem trugvollen, täuschenden, bunten Götzen, dem Wahne, den er selbst geschaffen hat. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf des Edlen mit den von diesem Götzen erzeugten Gespenstern; die Verzerrungen des Herzens und Verstandes; die erhabenen Träume; den thierischen verderbten, den reinen und hohen Sinn; Heldenthaten und Verbrechen; Klugheit und Wahnsinn; Gewalt und seufzende Unterwerfung; die ganze menschliche Gesellschaft mit ihren Wundern und ihren Thorheiten, ihren Scheußlichkeiten und Vorzügen; aber auch das Glück der natürlichen Einfalt, Beschränktheit und Genügsamkeit." Wir können sagen, daß Klinger erreicht hat, was er wollte, daß aber auch aus seinen eigenen Worten hervorleuchtet, wie er sich vornehmlich zwischen den äußersten Gegensätzen bewegt, jedoch es an den Mitteltinten und der harmonischen Stimmung ermangeln läßt; daß er mit unerschrockenem Zweifelmuth und unbestechlichem Richterblick das Elend des Daseins und die sittlichen Gebrechen der Menschheit bloßlegt, aber über die letzten Fragen über das Warum, Wozu, Wohin uns auf unser Gewissen verweist. „Denn diese Fragen nach Gott, nach der Bestimmung des Menschen, nach der Ewigkeit beantwortet nichts als unsere moralische Kraft, und auch sie nur ganz durch reines thätiges Wirken. Denn nur eben dieses Schweigen konnte die moralische Welt zu

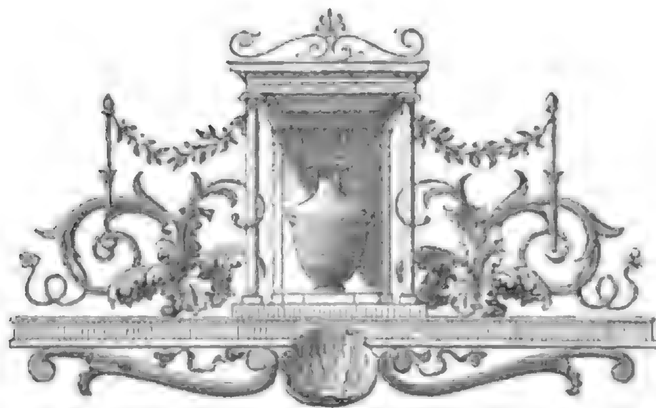
unserem erworbenen Eigenthum und durch das Erwerben zum verdienten Genuß der Erkenntniß des errungenen Zweckes unseres Daseins machen."

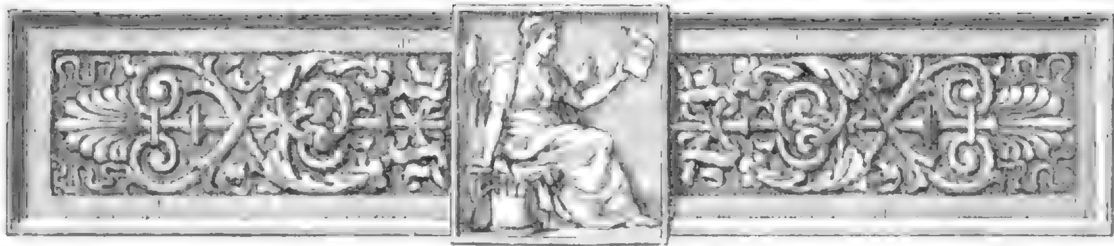
Es ist jüngst ein Buch erschienen: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit." Der ungenannte Verfasser macht hier einleuchtend klar, daß, wenn unsere sittliche Freiheit unmöglich sein sollte, wir von Gott und Unsterblichkeit keine unleugbare Erkenntniß haben durften, weil sonst die Befolgung seiner Gebote durch unsere Selbstbestimmung unmöglich wäre. „Gott und sein Reich wäre ein Gegenstand der Speculation und der begehrteste Artikel auf dem Jahrmarkt der Eitelkeit; wir könnten unser Herz Gott nicht schenken, sondern nur verkaufen. Alle halbwegs verständigen, richtig rechnenden Leute, zumal sie, die jetzt von ganzem Gemüthe und aus allen ihren Kräften das goldene Kalb anbeten oder nach Macht und Ehre jagen, die Jobber, Gründer, Streber u. s. w., würden dann aus allen ihren Kräften Gott — lieben? nein, das wäre unmöglich; aber ihm dienen, so dienen, wie Lucifer (in Byron's ‚Kain') sagt:

Mit süßlichem Geheul der Schmeichelei,
In Sang und Harfenspiel, selbstsücht'gem Flehn
Zu jenem Allgewaltigen, eben weil
Er allgewaltig, doch aus Liebe nicht;
Aus Eigenlieb' und Angst —

und während sie jetzt, wenn sie die Nichtigkeit ihres Treibens inne werden, aus freiem Antriebe umkehren, Gott in Wahrheit die Ehre geben können, würden sie alsdann gar niemals zur Erkenntniß ihres wirklichen Herzenszustandes kommen."

Ich selber habe bereits vor zehn Jahren in meinem Kunstbuch an jene Klinger'sche Stelle folgende Worte angefügt: „In der That, es frage sich ein Jeder, ob seine Freiheit möglich wäre, wenn ihm Gott, die sittliche Weltordnung, das ewige Leben mit mathematischer und sinnlicher Gewißheit im Bewußtsein ständen, oder ob nicht Furcht und Hoffnung ihn gleichmäßig bewältigt halten würden. Klinger's Muse spendet uns wenig Trost und Erquickung, aber sie weckt unsere Kraft, sie ruft unseren Geist in Waffen und will, daß durch sittliche That unser innerer Sinn uns selber offenbar werde und daß wir durch hohe Gefühle, große Gedanken, edle Thaten uns an die Gottheit knüpfen, die sich gerade dadurch bezeugt, daß wir so selbständig und über die Außenwelt erhaben denken und handeln können."





Dante und Ugolino.

Eine Studie

von

Siegfried Kapper.

II.

Ugolino Gherardesca ist auf dem Höhepunkte seiner Macht angelangt. Hiermit aber auch tritt in seine Geschicke die Peripetie ein. Vielleicht erräth man, daß er den Hebel derselben an seinem eigenen Herzen groß und stark gezogen — Nino Visconti, seinen Enkel. Jedenfalls aber trägt dies nicht wenig dazu bei, seinem Schicksale unsere Theilnahme zu sichern.

Wir haben das Alter Nino Visconti's oben, bei dem Einzuge Ugolino's als Sieger in Pisa, mit dreizehn Jahren angesetzt, so daß er im gegenwärtigen Augenblick etwa dreiundzwanzig alt sein konnte; — natürlich bloß annäherungsweise, da bestimmte Daten darüber nicht vorliegen, doch, wie wir glauben, der Wirklichkeit ziemlich nahe kommend. Das Alter Nino Visconti's nämlich ist einer der Punkte, über den die Ausleger Dante's viel streiten. Die einen wollen um diese Zeit ihn viel jünger und zwar noch minderjährig, andere wiederum älter wissen. Diese berufen sich auf die Rolle, die er spielt, in die hinein ein so ganz junger, in den Künsten der Politik daher noch kaum genug versirter Mensch sich nicht wohl denken läßt, — jene auf ein päpstliches Breve vom Jahre 1288, also von noch einem vollen Jahre später, darin, mit Bezug auf das Ableben Giovanni Visconti's, des Vaters, die Verpflichtung der Wahrnehmung gewisser kirchlicher Rechte auf Sardinien auf „die Erben" des Genannten und auf deren „Vormünder" übertragen wird. Da hier von Vormündern, von tutori, die Rede sei, so müssen doch wohl die Erben, die eredi, noch minderjährig gewesen sein. Allein die päpstliche Bulle beruht offenbar auf schlechten Informationen. Sie spricht von „eredi", da Giovanni Visconti's Erbe nur mehr allein Nino war. Sein einziger Bruder, Lapo, war bereits seit einem Jahre todt. Wäre also die Curie gut unterrichtet gewesen, so hätte sie wohl von einem, nicht aber von mehreren Erben sprechen müssen. Und dann die Vormundschaft, nachdem Nino bereits seit mehreren Jahren verheirathet, sonach jedenfalls Herr sui juris gewesen und, wie wir bald sehen werden, das ebenso rührige als gewandte Haupt einer der beiden in Pisa einander feindlich gegenüberstehenden Parteien ist! Wir werden also, wie gesagt, kaum weit gefehlt haben, wenn wir den kühn und stolz aufstrebenden Erben des Namens und des Ansehens Giovanni Visconti's, der den Muth hat, dem ersten Manne Pisa's den Platz des Ersten streitig zu machen, uns in der frischesten spannkräftigsten Blüthe des Mannesalters denken.

Ob nun Nino Visconti auch um ein oder zwei Jahre älter oder jünger gewesen sei, jedenfalls war er ein junger

Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften: eine prächtige Erscheinung, imponirend von Gestalt, ritterlich, vornehm, hochgehenden Sinnes, kühn, unternehmend. „Gentile d'animo e di costumi, ardito e gagliardo" nennt ihn Francesco da Butti in seinem Commentar zur Göttlichen Komödie. Und da er mit dieser Eigenschaft auch die Kunst, mit Klugheit zu schmeicheln, mit Maß populär zu sein, und einen ungemessenen Ehrgeiz verband, so begreift es sich wohl, wie er in derselben Stunde, als Ugolino den obersten Gipfel seiner Macht erklommen hatte, mit einem Male neben diesem als — sein Rival stand.

Daß dies überhaupt möglich gewesen, lag übrigens zu nicht geringem Theile an Ugolino selbst. Ugolino Gherardesca hatte um Pisa unstreitig nicht geringe Verdienste sich erworben. Ganz abgesehen von der immerhin anerkennenswerthen Mäßigung, mit der er unter den Mauern der besiegten Stadt, anstatt zum mindesten den sardischen Lehensbrief zerrissen ihr vor die Füße zu werfen, als Siegespreis sich mit einem Abkommen begnügte, das wir heutzutage einfach eine — Amnestie nennen würden, hatte der umsichtige Staatsmann das Unglück des Feldherrn wenigstens theilweise wett gemacht. Pisa war zwar noch niedergebeugt, aber es lag nicht zu Füßen des übermüthigen Genua, und am allerwenigsten ließ es von diesem einen schmählichen, demüthigenden Frieden sich ablisten oder abringen, wie man ihm ihn zumuthete. Und das war das Werk Ugolino's, des zögernden, hinhaltenden. Daher auch die hohe Werthschätzung, in der er stand, der unbestrittene Einfluß, die unbestrittene Macht, die ihm zugestanden ward. Allein er selbst war im Besitz dieser Macht ein Anderer geworden oder vielmehr, wenn man will, derselbe geblieben. All die hochtragenden Pläne der Jugend, die der siegreiche Mann in seiner Vollkraft nicht aufgegeben, sondern nur vertagen zu können geglaubt, weil er immer noch Zeit zu haben hoffte, sie zu verwirklichen, und reicher, glänzender als zuvor — all jene Pläne erstanden jetzt, wie nach langen, langen Jahren oft nicht zu Ende geträumte Träume, aus ihrer Halbvergessenheit in dem Gealterten wieder zu erneutem Leben, erneutem Streben, gesteigert zu verdoppelter Gewalt durch die drängende Hast des Alters, das sich bewußt ist, nicht mehr viel Zeit verlieren zu können. Das Versäumte sollte nachgeholt werden, wenn nicht Alles, was nicht mehr möglich war, so doch so viel als möglich — in Pisa wenigstens wollte er unbeschränkt, wollte er allein der Herr sein. Es konnte seiner nicht entrathen, so sollte es ihm unbedingt gehorchen. Dabei, man kann den Vorwurf ihm nicht ersparen, war seine Haltung den Parteien gegenüber eine mindestens unaufgeklärte. Die Ghibellinen beschuldigten ihn allzu großer Connivenz gegen die Welfen. Die Welfen andererseits hatten nicht vergessen, was er vor den Mauern Pisa's einst beschworen: keine Partei solle in Pisa allein die herrschende, beide sollten sie in der Regierung vertreten sein. Und nun? Niemand in ihrem Lager schien geeigneter, den Pact, um dessen willen ihm Pisa einen Bürgerkrieg, eine verlorene Schlacht und noch vieles Andere verziehen, ihm eindringlicher ins Gedächtniß zurückzurufen als — Nino Visconti. Und sie stellten ihn ihm entgegen. So hatte Ugolino Gherardesca den Boden, den er selbst sich ausgesucht und darauf er mächtig geworden, nach größerer Macht strebend, verlassen. Und war es dann zu verwundern, daß er nicht mehr sicher stand?

Es muß eine gewaltige Erschütterung gewesen sein, als diese Gegensätze zum ersten Male an einander geriethen, beinahe unmittelbar, nachdem das dankbare Pisa seinem unglücklichen Kriegshauptmann, aber um so gewiegteren Staatsmann die zehnjährige Alleinherrschaft votirt! Leider sind uns die Details derselben nicht überkommen, und kennen wir nur das Resultat. Und das ist: Noch bevor dasselbe Jahr 1285 zur Neige ging, stand in der Regierung Pisa's Nino Visconti an der Seite Ugolino Gherardesca's. Der gestern noch All- und Alleinmächtige hatte mit dem Emporkömmling von heute, der alte Mann in der Macht mit dem Jüngling, mit dem Enkel sich theilen müssen, den er so zu sagen eben erst aus der großväterlichen Obhut entlassen. „Noi Capitani del Popolo, Podestà, Rettori e Governatori del Comune" schrieben sie sich gemeinschaftlich.

* *
*

So schrieben sie sich und so standen sie neben einander — wenigstens war es so gemeint — als Horte der Republik, Beide bereit, die Republik jeden Augenblick um des eigenen Interesses willen preiszugeben, Beide nach der Alleinherrschaft trachtend und Beide des Strebens nach derselben einander anklagend. Sie sollten, vereint, als sichtbarer Ausdruck und als Bürgschaft der Vereinigung der Parteien gelten und waren gegen einander von grenzenlosem Haß erfüllt. Ein Bild des einträchtigen Zusammenwirkens im Dienste des Vaterlandes, sollten sie den Bürgern voranleuchten und waren Einer der schroffe Widerspruch des Anderen in Allem und Jedem. Vertrauen einflößen sollten sie nach innen, Achtung nach außen, und achteten einander und vertrauten einander selbst nicht, weil — sie einander durchblickten. Auf jedem Schritt Nino Visconti's folgten ihm die Späher Ugolino's; jedes Wort Ugolino's, kaum gesprochen, hinterbrachten jenem seine Lauscher.

Nino Visconti schritt dabei rasch los auf sein Ziel mit dem Feuer der Jugend, mit der Ungeduld des Neulings. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß er einen wuchtigen Streich plante, und Ugolino beeilte sich, dagegen sich vorzusehen. Er besetzte die Castelle mit verläßlichen Leuten und entsandte seinen Sohn Welf nach Sardinien, mit dem Auftrage, in gleicher Weise daselbst die Burgen der Gherardesca sowie jene der Republik zu sichern. Nino Visconti, überrascht durch diese Maßnahmen, spielte den Verletzten, den Gefährdeten. Nicht nur habe Ugolino kein Recht, ohne sein Einverständniß über die Streitkräfte der Republik zu verfügen, sondern die Rüstungen seien zudem offenbar gegen seine Person gerichtet und auf seine sardischen Besitzungen abgesehen. Er rief die Entscheidung der Anziani an. Sie entschieden gegen ihn. Nach wie vor sei Ugolino der Befehlshaber der Pisaner Kriegsmacht, und ihm allein stehe es zu, dieselbe nach seinem Ermessen zu dislociren. Entrüstet verließ Nino Visconti Pisa und wandte sich um Beistand an seine florentinischen und lucchesischen Parteigenossen. Er ward ihm. Die Florentiner besetzten Ponte d'Era, am Einflusse der Era in den Arno, etwa fünfzehn Miglien östlich von Pisa; die Lucchesen, unter Jacopo Morlacchi, Fußvolk und Reiter, rückten gegen Buti, ein Städtchen im Gebirge nordwestlich von Ponte d'Era. Hier zuerst, wo die Anhänger der Gherardesca und jene Visconti's in alter Feindschaft einander entgegenstanden, diese in der unteren Stadt, jene im Castell, kam es zum Blutvergießen. Die Lucchesen vertrieben die Freunde Ugolino's aus der unteren Stadt, nahmen zahlreiche edle Pisaner gefangen, darunter Bonaccorso da Ripafratta und Baldino Ubaldini, den Neffen des Pisaner Erzbischofs, und ergriffen, vereint mit Jenen im Castell, Besitz vom Orte im Namen Lucca's. Zwei wichtige Orte hatte Pisa so im persönlichen Streite zweier Männer verloren, die berufen waren, ihm Hüter und Beschützer zu sein! Nino Visconti aber eilte nach Pisa, um die Leitung des Aufstandes auch dort in die Hand zu nehmen. Eine schwere Enttäuschung harrte da seiner. Vergeblich rückte er, die Bevölkerung an der empfindlichsten Stelle ihrer Interessen aufzuwühlen, die brennendste Frage des Tages, die des Friedens mit Genua, in den Vordergrund, den er stets befürworte, Ugolino dagegen stets hintertreibe. Alles, was er zu erreichen vermochte, war die Aufwiegelung der untersten Hefe des Volkes, die in zügellosen Haufen und mit dem Rufe: „Muoia chi non vuole pace coi Genovesi!“ (Es sterbe, wer gegen den Frieden mit Genua ist!) die Straßen durchzogen, den bekannten Anhängern Ugolino's Steine in die Fenster warfen und wo einer ihrer ihnen in den Wurf kam, mit ihm Händel anhuben. Pisa selbst, das maßgebende Pisa, blieb ruhig. Man kannte die Friedensliebe Nino Visconti's! Man wußte ganz wohl, daß er nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern einzig und allein aus dem Grunde für den Frieden einstand — denn immer noch waren die Bedingungen so drückend und demüthigend, daß ein ehrlicher Pisaner eher Alles erdulden als sie unterschreiben konnte —, weil Ugolino gegen denselben war. Und dafür begreiflicherweise hatte man nicht Lust, sich zu echauffiren. In einem solchen Handgemenge war einer der besten Freunde Nino Visconti's, Ganno (oder Farinata) Scordigiani gefallen. Sofort hieß es, Brigata, der jüngste Sohn Welf Gherar-

desca's, sei der Mörder. Die Aufregung unter dem Anhange Visconti's war ungeheuer. Man trug die Leiche durch die Stadt zur Schau mit dem Schmerzens- und Wuthschrei: „Das haben die Gherardesca gethan!“ Man trug sie nach der Piazza delle sette vie, bahrte sie da vor dem Palazzo del Popolo auf, darin Ugolino wohnte, und verlangte den Kopf des Mörders, der sich hierher geflüchtet. Aber auch das vermochte Pisa nicht aus seinem Gleichmuth aufzurütteln. Da, um Nino Visconti wenigstens vor der Schmach eines mißlungenen Putsches zu bewahren, gerade noch zur rechten Zeit, fiel eine rettende Parole in die Massen. Ugolino müsse den Volkspalast räumen; auch Nino Visconti wohne da nicht: so fordere es die Gleichheit Beider in Amt und Würde. Das Wort zündete, nicht nur auf der Piazza del Popolo, sondern in der ganzen Stadt, bei allen Parteien. Es war ein Ausweg aus der Gefahr des Augenblicks und möglicherweise aus der ganzen peinlichen Situation. Eine Abordnung der angesehensten Bürger, verstärkt durch die Vorstände der Schifffahrt, des Handels, der Wollegewerbe und der sieben freien Künste, begab sich zu Ugolino, um ihn zu bitten, der Ruhe der Stadt und dem Frieden der Bürger das von ihm verlangte Opfer zu bringen. Und Ugolino, ohne einen Augenblick sich zu bedenken, willigte ein — doch nicht, ohne zuvor alle Aemter und Würden, die ihr Vertrauen ihm übertragen, in die Hände der Bürger niederzulegen. Niemals und keiner Gewalt weichend hätte er als Oberhaupt der Republik dies Haus verlassen können; als einfacher Bürger könne er es zu jeder Stunde und ohne Opfer, weder von Seiten seiner Person noch der Würde, die er bekleidet.

Man darf wohl annehmen, er habe es nicht ohne die berechnende Voraussicht gethan, daß, wenn Ugolino Gherardesca gegangen, Nino Visconti nicht bleiben könne. Und sie hatte ihn nicht getäuscht. Nino Visconti, angesichts dieses Ausgangs der Dinge, durfte an Friedfertigkeit und Opferwilligkeit von Ugolino sich es nicht vorausthun lassen. Auch er dankte ab. An die Spitze der Republik trat ein wenig prononcirter Mann, Guidocino de' Bongi, März 1288.

* *
*

Hätte Ugolino Gherardesca die Selbstbeherrschung besessen, seine Tage in dem Schatten der Entsagung zu beschließen, in den er jetzt zurückgetreten: auf dem Campo santo zu Pisa, neben den Grabdenkmälern der anderen Gherardesca, würde heute auch das seine gezeigt und eine dankbare Inschrift dem Besucher ihn als einen der um Pisa wohlverdientesten Männer nennen. Allein das menschliche Geschick ist eben wie alles Beginnende und Verlaufende eine Kette von Voraussetzungen und Consequenzen, die in strenger Gesetzmäßigkeit sich an einander schließen und einem Abschluß zustreben, den sie nur in ihrer Erfüllung zu finden vermögen. Herrschsucht und Eifersucht hatten Großvater und Enkel entzweit, Herrschsucht und Eifersucht ließen sie wieder sich finden. An einem passenden Anlaß, das Duumvirat wieder zu installiren, sobald man hierüber nur erst einig geworden, konnte es nicht fehlen. Er ergab sich bald in der Verhaftung irgend eines Dieners Ugolino's, dessen Freilassung Ugolino verlangte, Bongi aber, bevor der Gerechtigkeit nicht ihr Lauf gelassen worden, verweigerte. So geringfügig, so alltäglich der Fall an sich war, zu einer solchen Bedeutung wurde er emporgeschraubt. Nicht um die Freiheit eines Einzelnen, um die Freiheit der Republik handle es sich. Mit bewaffneter Hand und nächtlicherweile wurde der Palazzo del Comune von den vereinigten Leuten Ugolino's und Nino Visconti's gestürmt und der Verhaftete in Freiheit gesetzt. Guidocino de' Bongi erklärte, unter diesen Umständen die Verantwortlichkeit der Regierung nicht länger tragen zu können. Er trat zurück, und Ugolino Gherardesca und Nino Visconti, wieder eingesetzt in die öffentlichen Gewalten, schrieben sich „Capitani del Popolo, Podestà, Rettori e Governatori di Pisa.“

In Amt und Würde saßen sie nun wieder vereint. Aber, wie nicht anders denkbar, auch der alte unausgleichbare Gegensatz war ihnen dahin gefolgt. Nach wie vor in Allem und Jedem Einer der Widertrutz des Anderen, begegneten sie einander nur in Einem: in dem Bestreben, Einer den Anderen unmöglich zu machen, zu verdrängen, zu vernichten. Die geeignetste Handhabe hierzu schien Beiden die immer noch ungelöste, ins dritte Jahr

bereits sich hinziehende Frage des Friedensschlusses mit Genua. Hatte vordem Ugolino Gherardesca dem Frieden seine Zustimmung versagt, weil die Bedingungen ihm zu hart erschienen, so sträubte er sich dagegen jetzt, weil er in das Verdienst, ihn den Pisanern endlich gegeben zu haben, mit keinem Zweiten sich theilen wollte, am wenigsten mit Nino Visconti. War dieser, sonst der eifrigste Fürsprecher des Friedens, nun dagegen, so war er es, weil neue Verwickelungen mit den Genuesen ihm als das geeignetste Mittel erschienen, den Sturz des alten halb welfischen, halb ghibellinischen Amtsgenossen zu beschleunigen. Beide überdies, und mit Grund, fürchteten nichts so sehr als nach dem Friedensschlusse die Rückkehr der Gefangenen, die am besten in der Lage waren, die Pisaner über die geheimen Umtriebe ihrer beiden Gubernatoren aufzuklären.

Jedoch schon pochten die Gefürchteten an die Thore der Vaterstadt und an die Thüren der beiden Governatori, und an diese nicht eben sanft. Müde des langen Exils, hatten sie die Friedensunterhandlungen endlich selbst in die Hand genommen und ohne sonderliche Mühe einen Präliminarpact zu Stande gebracht (15. April 1288), der unter den obwaltenden Umständen immerhin als ein günstiger bezeichnet werden konnte. Unverzüglich, mit Erlaubniß Genua's, eilten vier von ihnen nach Pisa, um die Zustimmung zu demselben zu erhalten. Es war nicht möglich, sie einem Document zu verweigern, darin Genua das thunlich weitgehendste Entgegenkommen bekundete und das Senat und Volk mit dankbarer Genugthuung begrüßten. Und — Ugolino und Nino Visconti setzten darunter ihre Namen (13. Mai 1288).

Beide fühlten sie wohl, daß sie damit den ersten Federzug zu ihrer eigenen Verurtheilung gethan. Allein das war nicht zu umgehen. Zu umgehen war aber immer noch die Ausführung des Friedens; möglich immer noch, die gefürchtete Rückkehr der Gefangenen hierdurch hintanzuhalten. Und zu diesem Zwecke, selbst auf die Gefahr hin neuer Verwickelungen mit Genua, reichten die beiden Feinde einander die Hände zum Bunde. Unbekümmert um die klaren Stipulationen erließen sie unter nichtigen Vorwänden die Weisung, genuesische Schiffe, wo immer man auf sie stieße, als feindliche zu betrachten. Vergebens waren alle Reclamationen, vergebens sandte Genua in der Person Niccolino da Petrazio's einen besonderen Beauftragten nach Pisa, um dem beschworenen Vertrage Achtung und Geltung zu verschaffen. Erfolglos drohte es mit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten. Die Republik sah der Gefahr eines neuen Krieges sich ausgesetzt.

Das war nun allerdings ein Zustand, der nicht länger geduldet werden konnte; es war ohne alle Frage patriotisches Pflichtgebot, demselben ein Ende zu machen. Und es fanden sich auch dazu die Männer, an ihrer Spitze die Häupter der edelsten Ghibellinengeschlechter, der Gualandi, der Sismondi, der Lanfranchi, Männer, denen in der That über alles Partei- und selbstische Interesse das Wohl des Vaterlandes ging. Beide, Ugolino Gherardesca und Nino Visconti, sollten beseitigt werden, und das ohne Verzug.

Das Alles wäre nun in vollkommenster Ordnung gewesen und für Pisa abgelaufen, ohne demselben die Entrüstung des größten Dichters seiner Zeit und die Mißbilligung aller Zeiten zuzuziehen, hätte nicht in der Person Ruggiero's aus dem Hause der Ubaldini ein Element des Unternehmens sich bemächtigt, das wir, wenn auch etwas anachronistisch, doch nicht füglicher denn als Jesuitismus bezeichnen können. Nichts wäre einfacher gewesen, nichts gerechtfertigter, als die beiden Duumviren gefangen zu setzen, ihnen den Proceß zu machen und den Reclamationen Genua's gerecht zu werden. Der Erzbischof jedoch, die Leitung des Unternehmens in seine Hand nehmend, glaubte sein Ziel sicherer durch List erreichen zu sollen, durch eine Intrigue, so feig und niedrig, daß derjenige, gegen den sie hauptsächlich gemünzt war, im Vergleich mit ihrem Anzettler in unseren Augen nur gewinnen kann. Ugolino Gherardesca hat den Frieden hintertrieben und dadurch das Vaterland *möglicher* Gefahr ausgesetzt. Ruggiero Ubaldini hat Pisa an Genua *wirklich* verkauft. Unter der Vorgabe, ein dauernder Friede zwischen den beiden Republiken sei nicht möglich, so lange Ugolino und Nino nicht aus dem Wege geräumt wären, erbot er sich gegen Niccolino da Petrazio,

den Abgesandten Genua's, zum Beweise der Friedfertigkeit Pisa's die Beiden an Genua auszuliefern, wenn Genua dabei behülflich sein und zur Unterdrückung eines etwaigen Aufstandes sowie zur Aufnahme der Ausgelieferten vier bis fünf Galeeren in die Mündung des Arno einlaufen lassen wolle. Zum Unterpfand der Friedenstreue sollte Pisa unter das Protectorat Genua's gestellt, an dasselbe die Schlüssel der Stadt ausgeliefert, die Forts des Hafens sowie die Inseln Elba und Gorgona übergeben und demselben schließlich das Recht eingeräumt werden, über Pisa auf zehn Jahre einen Podestà nach eigener Wahl zu setzen. Um jedoch, während Niccolino, seiner Regierung zu berichten, nach Genua geeilt war, das schändliche Spiel nicht zu gefährden, nahm der würdige Prälat nicht Anstand, dem Verrath am Vaterlande auch noch den Verrath am erschlichenen Vertrauen hinzuzufügen. Wie dem Genuesen zur Auslieferung Ugolino's, so, freundschaftliche Ergebenheit heuchelnd und um ihn in Sicherheit zu wiegen, bot er sich diesem zum Sturze Nino's an, wenn er, Ugolino, zu diesem Zwecke ihm freie Hand lassen und, zugleich um den Schein jeglicher Mitwissenschaft von sich fern zu halten, auf einige Zeit sich aus Pisa entfernen wolle. Sodann zurückgekehrt, solle er — Ugolino — in die ihm längst und mit Recht zustehende Alleinherrschaft auf zehn Jahre wieder eingesetzt werden. Und Ugolino, geblendet durch diese Verheißungen, war kurzsichtig und schwach genug, dem schlauen Versucher in die Falle zu gehen. Er verließ unter dem Vorwande körperlichen Leidens Pisa und begab sich, nur von geringem Gefolge begleitet, nach seiner Besitzung Settimo.

Kaum hatte Ugolino die Stadt verlassen, ließ der treulose Prälat seinerseits (30. Juni 1288) die Thore derselben sperren, berief auf die Piazza delle sette vie eine allgemeine Volksversammlung und erhob in dieser gegen Ugolino wie gegen Nino Visconti die Anklage wegen Vaterlandsverraths. Ahnend, was ihm bevorstehe, sei ersterer entflohen. Der Andere aber, Nino Visconti, sei glücklicherweise noch in der Gewalt des beleidigten Volkes. Seiner müsse man sich bemächtigen, ihn unverzüglich zur Rechenschaft ziehen.

Auch Nino Visconti indeß, bei Zeiten gewarnt, hatte Pisa verlassen. Er hatte in der Nacht vorher schon und im Einverständniß mit seinen Freunden, die auf verschiedenen Wegen ihm gefolgt waren, sich nach Calci geflüchtet. Man verfolgte ihn nicht. Man begnügte sich, in contumaciam über ihn das Banndict und die Confiscation aller seiner Güter auszusprechen. Ugolino aber, gegen den ein derlei summarisches Verfahren nicht wohl ausführbar schien, wurde zu wissen gethan, daß es ihm freistehe, jedoch ohne alles Gefolge, nach Pisa zu kommen und zu seiner Vertheidigung dem Senate und dem Volke über die ihm zur Last gelegten Handlungen Aufklärung zu geben. Ugolino kam, wie man verlangt, allein und begab sich sofort nach dem Palazzo del Popolo, seinem Amtssitz. Da angelangt, war er nicht wenig erstaunt, den Erzbischof zu finden, installirt in die obersten Würden und Aemter der Republik. „Was bedeutet das?“ frug er indignirt. „Bin ich in Pisa noch Herr, frei und allein, oder bin ich es nicht?“ Man war weder gewillt, es zu bejahen, noch hatte man den Muth, es zu verneinen. Es folgte nun möglicherweise eine Reihe durch zwei Tage sich hinschleppender Unterhandlungen, die, wenn sie überhaupt stattgefunden, was nach Allem sehr zu bezweifeln ist, doch nur als eine Komödie bezeichnet werden können, ohne anderen Zweck, als die erforderliche Zeit zu gewinnen, um gegen den alten, herrschsüchtigen Mann, dessen beharrliche Unnachgiebigkeit mit Bestimmtheit vorauszusetzen war, die Erbitterung, ehe man gegen ihn vorging, zu verallgemeinern und erst in rechten Fluß zu bringen. Erst sollte er von der Regierung zurücktreten, zu Gunsten eines seiner Söhne oder auch seines Enkels Brigata, dann in dieselbe sich mit dem Erzbischof theilen oder auch mit seinem Schwiegersohn Aldobrandino da Santa Fiora, oder schließlich mit wem immer, nur mit keinem Welfen. Ugolino wies alle Vorschläge, wie vorauszusehen, zurück. In der Kirche San Bastiano wollte man am nächsten Morgen wegen neuer berathen.

Mittlerweile aber hatten auch die Seinen die Hände nicht müßig in den Schoß gelegt. Tieri da Vientina, einer seiner treuesten Anhänger, voran, hatten

sie in den benachbarten Castellen und Ortschaften etwa 1000 Bewaffnete, Fußvolk und Reiterei, zusammengezogen und waren mit ihnen vor der Stadt erschienen. Brigata, um mit dem Erzwingen der Thore nicht erst Zeit zu verlieren, hatte den Arno hinab ihnen einige Boote entgegengeschickt. Die Aufregung, als am Lungarno die ersten Bewaffneten ans Land stiegen, war groß; sie steigerte sich ins Ungeheure, als noch andere folgten, auf Seite der Anhänger Ugolino's sowohl wie auf der seiner Gegner. Jene überschwänglicher Hoffnungen voll, diese, angstergriffen und sich verloren haltend, durchrannten alle Straßen, die Ihren überall zu den Waffen rufend. Bald mischte sich in den wüsten Lärm der Ruf der Sturmglocken, jener des Palazzo del Popolo für ihn, der des Palazzo del Comune, wo der Erzbischof sich festgesetzt, gegen ihn. Bald tobte auch in allen Straßen und auf allen Plätzen der Kampf, am erbittertsten auf der Piazza delle sette vie, vor dem Palazzo del Popolo, wo Ugolino, ausharrend, mit den Seinen immer noch weilte. Hier, im wüthenden Angriff, fiel Azzo Ubaldini, ein Neffe des Erzbischofs; hier, in verzweifelter Vertheidigung, Landuccio, der Bastard, und Enrico, der Enkel Ugolino's. Nach blutigem Ringen endlich gewannen die Leute des Erzbischofs das Thor des Palastes, steckten es in Brand und drangen über die Brände hinweg in denselben ein. Ugolino, umgeben von seinen Söhnen Gaddo und Ugoccione, seinen Enkeln Anselmuccio und Brigata und einigen treu zu ihm stehenden Freunden aus den Häusern der Upezzinghi, der Gaëtani und Anderer, erwartete sie im großen Saale. Er sammt Allen, die mit ihm waren, wurden als Staatsgefangene erklärt und unter Bewachung gestellt und Ruggiero Ubaldini, der auf die Nachricht von seinem unverhofften Siege ungesäumt herbeigeeilt war, vom Balcon herab, auf den er herausgetreten war, um sich von den frenetischen Massen bejubeln zu lassen, zum Herrn, Regenten und Gubernator von Pisa ausgerufen (Juli 1288).

Nach wenigen Tagen schon wurden die Freunde Ugolino's aus dem Palazzo del Popolo entlassen. Man beschränkte sich darauf, sie ihrer Güter für verlustig zu erklären und sie in die Verbannung zu schicken. Sie eilten zu Nino Visconti. Noch zahlreiche Andere, Anhänger Ugolino's sowohl wie Nino Visconti's, folgten ihnen. Ugolino mit seinen zwei Söhnen und seinen zwei Enkeln blieb allein.

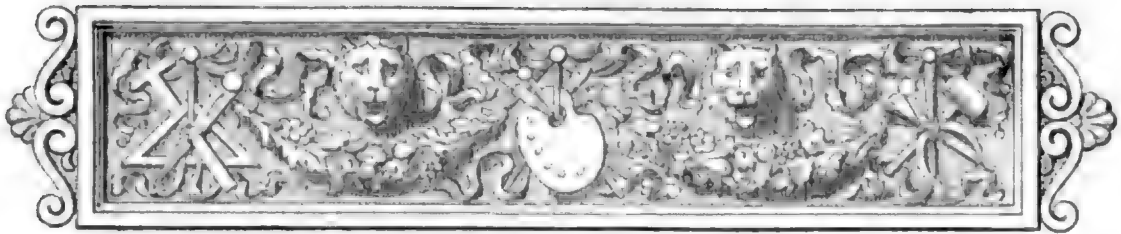
Acht Monate lag er mit den Seinen da in Ketten, ohne gehört zu werden und ohne verurtheilt worden zu sein, um ohne Verhör und ohne Urtheil sodann mit sammt ihnen in den eingangs erwähnten Thurm überführt zu werden. Er lag in der nächsten Nachbarschaft, dieser Thurm, unmittelbar angelehnt an den ehemaligen Palazzo Gualandi, damals der Palast der Anziani und der Sitz des peinlichen Gerichtes. Es war ein grauenerregender, scheußlicher Aufenthalt, voll Ungeziefers und imprägnirt von Moder und Uebelgerüchen. Krankheit und Tod hatten darin seit Menschenaltern ihre permanente Behausung aufgeschlagen und die Gefangenen, die so unglücklich waren, hier — untergebracht zu werden, massenhaft hinweggerafft. Es war ein so durch und durch verpestetes, selbst den damaligen Begriffen von Menschlichkeit hohnsprechendes Mauer- und Zellenwerk, daß nur wenige Jahre später (1318) die Anziani selbst, von den mephitischen Ausdünstungen für ihr eigenes Leben fürchtend, die Sperrung und die Verlegung der Gefängnisse an einen anderen, „gesunderen“ Ort beschlossen. Dritthalbhundert Jahre später erst wurde er vollends niedergerissen und an seiner Stelle ein Brunnen gegraben. Hierher, in Fesseln, in einen eigens bereitgemachten, von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen, nicht einmal dem Tageslichte zugänglichen Kerkerraum, wurden die Fünf gebracht. Die mit schweren Eisenplatten beschlagene Thür rasselte ins Schloß, die schweren Eisenriegel schoben sich in die Pfostenluken und die Eingekerkerten blieben fortan sich selbst und ihrem Schicksal überlassen. Es wird von den Einen erzählt, man habe die Schlüssel der Kerkerthür in den Arno geworfen, von Anderen, man habe diese vollends vermauert. Eines wie das Andere sind spätere Ausmalungen des schon an sich genug Grauenhaften ins noch Grauenhaftere, wie sie überdies in früheren und späteren Sagen- und Märchenkreisen zum

Oefteren und genau so sich wiederholen. Welchen Sinn hätte es, einen Schlüssel ins Wasser zu werfen, den man bald wieder brauchen, eine Thür zuzumauern, die man in wenigen Tagen wieder wird aufbrechen müssen? Es wird auch hinzugefügt, die Unglücklichen hätten den Trost eines Priesters verlangt. Man habe ihn ihnen verweigert. Ugolino habe dagegen, daß man ihm und den Seinen den Proceß auf freiem Fuß mache, ein bedeutendes Lösegeld angeboten. Man habe es sich auszahlen lassen und, nachdem man das Geld eingesäckelt, die Freilassung unter allerlei Vorwand für unstatthaft erklärt. Niederträchtigkeiten so ungeheuerlicher Art, daß man auf ihre Wahr- oder Unwahrheit am besten sie ununtersucht läßt. Es genügte vollkommen, daß die Weherufe der Unglücklichen kein menschliches Ohr erreichten, — daß man dem entfesselten Populus Ugolino's Haus — es stand am linken Ufer des Arno in der Nähe der Kirche San Sepolcro, und heute noch bezeichnet die Stelle desselben ein leerer Gartengrund — zur Plünderung und Demolirung preisgab, — daß man alle auf seinen Namen laufenden Besitztitel aus den öffentlichen Büchern löschte, — sein gleich denen der früheren Capitäne, Rectoren und sonstigen obersten Würdenträger in den Galerien des Palazzo del Comune aufgestelltes Wappen aus denselben entfernte, — daß man den Lebendigen aus der Reihe der Lebenden strich.

Das Regiment Ruggiero's blieb indeß nicht unangefochten, weder von außen noch von innen. Denn so, die Herrschaft über Pisa in die Hand eines Prälaten gelegt zu sehen, und sei dieser auch einer der Ihren, hatten die Gualandi, die Lanfranchi, die Sismondi und die sonstigen ghibellinischen Herren es nicht gemeint. Dazu kam seine völlige, nun offen zu Tage liegende Unfähigkeit. Die Scharen Nino Visconti's, verstärkt durch seine welfischen Freunde aus Florenz, Lucca, Pistoja, Siena hatten die Handvoll unverläßlicher Leute, die der Erzbischof aufzubringen vermocht, bei Buti aufgerieben. Als Niccolino da Patrazzio mit den genuesischen Galeeren vor der Mündung des Arno erschien, um der Verabredung gemäß Ugolino in Empfang zu nehmen, mußte Ruggiero sich außer Stande erklären, dem Judaspact nachzukommen. Die Schiffe seien zu spät gekommen, das Schicksal Ugolino's nicht mehr in seiner Gewalt. Es blieb ihm nichts übrig, als die Zügel der Gewalten, die er nicht zu handhaben verstand und die er lediglich in einer Stunde allgemeiner Wirrniß an sich gerissen, in eine andere Hand niederzulegen, in die Gualtieri's da Brunoforte (November 1288), doch nur für die kurze Zeit, bis der Mann der allgemeinen Wahl und des allgemeinen Vertrauens eingetroffen, Guido da Montefeltro, der stramme, geradsinnige, strengrechtliche Kriegsmann, von dem allein man die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, die Rettung der an den Rand des Verderbens gebrachten Republik erhoffen zu dürfen glaubte (März 1289).

Als Montefeltro in Pisa eingezogen war, galt seine erste Frage dem Schicksale Ugolino's. Es war zu spät. Als man das Gefängniß öffnete, um nachzuschauen, fand man, gekettet an die in die Mauern eingelassenen Eisenringe, die Leichen fünf Verhungerter. — Ein barmherziger Frater von den Minoriten bei San Francesco, der berühmte Rechtsgelehrte Marzucco Scordigiani, der Vater jenes Farinata Scordigiani, den Brigata Gherardesca im Kampfe getödtet haben sollte, der kurz zuvor in Erfüllung eines Gelübdes einer glänzenden und geehrten Laufbahn entsagt, um das Mönchsgewand und die Sandalen zu nehmen, schaffte am folgenden Tage die Leichen, in Rohrmatten gewickelt, nach seinem Kloster und bestattete sie da in den Gewändern und in den Ketten, so wie sie waren, unfern der Pforte neben der Treppe, die aus den Ambiten hinan zu den Klosterzellen führt. Sie blieben nicht da. Ein anderer, nicht genannter Klosterbruder schaffte später die Gebeine nach Florenz, wo, zu endlicher Ruhe, sie in der Kirche Santa Croce beigesetzt wurden.

(Schluß folgt.)



Zur Geschichte der Gruppe in der antiken Plastik.

Von

Ernst Curtius.

Nach sechsjähriger Arbeit, welche nur durch die Hitze der Sommermonate unterbrochen wurde, ist die Aufdeckung der Altis von Olympia Anfang März dieses Jahres geschlossen worden. Der fünfte Band der „Ausgrabungen von Olympia“ wird in kurzer Frist erscheinen, um von den in den letzten anderthalb Jahren erreichten Ergebnissen Rechenschaft zu geben; bald wird der vervollständigte Situationsplan der Altis in Aller Händen sein und den Freunden des Alterthums anschaulich machen, wie weit es gelungen ist, den von Kaiser und Reich gegebenen Auftrag zu erfüllen, das heißt einen der wichtigsten Plätze Griechenlands mit allen Ueberresten seiner Gebäude und Denkmäler wieder vollständig an das Licht zu ziehen.

So viel Ueberreste antiker Architektur, Plastik und Schrift sind noch nie auf einem Platze beisammen gefunden worden, und wenn auch die Schriftdenkmäler sowie eine Reihe der ansehnlichsten Monumente schon bekannt gemacht und eingehend erörtert worden sind, so beginnt doch erst jetzt nach Vollendung der Erdarbeiten die eigentliche, wissenschaftliche Arbeit, welche die Verwerthung des neugewonnenen Materials im Ganzen zu ihrer Aufgabe hat. Es gilt zunächst die Wiederherstellung der trümmerhaften Sculpturen, indem an den Abgüssen im Campo Santo zu Berlin unablässig fortgearbeitet wird, um auch alle die kleineren Bruchstücke womöglich noch an ihrer Stelle anzufügen (eine Aufgabe, welcher sich der Bildhauer Freres, derselbe, der sich um die Restauration der pergamenischen Sculpturen verdient gemacht hat, mit gutem Erfolg unterzieht). Daran werden sich Versuche anschließen, solche Figuren und Gruppen, an denen nur einzelne Glieder fehlen, plastisch so zu ergänzen, daß ein Gesammteindruck der Bildwerke möglich und über gewisse Motive und Stellungen, welche undeutlich geworden sind, größere Klarheit erzielt werde. Auf diese Weise wird der wissenschaftlichen Verwerthung, dem eindringenden Verständniß und der richtigen Beurtheilung der neugewonnenen Bildwerke am besten vorgearbeitet werden.

Während dieser schwierigen, viel Geduld und Zeit in Anspruch nehmenden Arbeit wird es nicht an Gelegenheit fehlen, einzelne Fundstücke besonders ins Auge zu fassen, um daran Betrachtungen anzuknüpfen, welche für die Beurtheilung der olympischen Bildwerke ersprießlich sein und, von dem Hermes des Praxiteles und der Nike des Paionios abgesehen, auch für die Tempelsculpturen ein allgemeineres Interesse anregen können.

Von den Tempelgiebeln ist es besonders der westliche, der durch seine Composition unsere Aufmerksamkeit fesselt und unsere Kenntniß der antiken Plastik zu fördern verspricht. Ich hebe hier nur einen Gesichtspunkt hervor: die Entwickelung der plastischen Gruppe, und

gebe als Beispiel davon, was uns der Westgiebel in dieser Beziehung bietet, eine Gruppe von drei Figuren, welche seiner südlichen Hälfte angehört. Sie ist von allen die besterhaltene; an den Armen fehlen nur einzelne Stücke, die in der Hauptsache zweifellos ergänzt werden konnten; für die fehlenden Köpfe konnten die wohlerhaltenen desselben Giebels als Vorbilder benutzt werden.

Die Gruppe ist eine der wichtigsten Formen griechischer Kunst. Um so merkwürdiger ist es, daß es dafür in den alten Sprachen keinen bezeichnenden Ausdruck giebt; unser Wort stammt aus dem Italienischen (gruppo), das in alle modernen Sprachen übergegangen ist.

Die Alten hatten in ihrer monumentalen Kunst ein solches Streben nach Ordnung und Zusammenhang, daß sie auch bei den Standbildern, welche eine volle Selbständigkeit hatten, auf eine passende Zusammenstellung bedacht waren, damit sie nicht auf das Gerathewohl durch einander gewürfelt erschienen. So bildete z. B. in Halikarnassos der „alte Herodotos", der berühmteste Bürger der Stadt, ein Centrum, um welches man nach und nach eine Anzahl literarischer Persönlichkeiten vereinigte; so stellte man Dichterstatuen in Musenhainen zusammen. In kleineren Gruppen vereinigte man die Standbilder solcher Männer, die im Leben als Familienglieder oder als Parteigenossen zusammengehörten, so Xanthippos, Perikles und ihren Hausfreund Anakreon auf der Burg, Konon, Euagoras und Timotheos auf dem Markte von Athen. Hier ist von einer eigentlichen Gruppe, einer gemeinsamen Composition nicht die Rede; aber wir wissen aus eigener Anschauung (ich erinnere nur an die beiden Feldherren neben der Berliner Hauptwache), einen wie wohlthuenden Eindruck es macht, wenn wir Statuen an richtiger Stelle als passende Gegenstücke aufgestellt sehen.

Auch der Gegensatz konnte das Motiv sein, Figuren neben einander zu stellen; ein Beispiel ist das berühmte Bild in Lanuvium, auf dem man Atalante, die spröde Jägerin, und Helena in verführerischer Schönheit neben einander sah. Hier lag der Reiz in der psychologischen Charakteristik, welche mehr Sache des Malers als des Bildhauers war.

Sehen wir auf die Statuenvereine, welche als Gruppen componirt waren, so hatten sie ursprünglich auch den Charakter neben einander aufgestellter Figuren, nur daß sie nicht beliebig vermehrt werden konnten wie die Dichterreihen auf dem Helikon und die berühmten Männer, welche den Herodot umgaben, sondern eine geschlossene Zahl, ein künstlerisches Ganzes bildeten. Ein hervorragendes Beispiel dieser Art war das eherne Weihgeschenk der Athener in Delphi, das aus dem Zehnten der marathonischen Beute gestiftet wurde, ein Werk des jugendlichen Pheidias. Hier waren die zehn attischen Bürgerstämme in den Bildern der Heroen, deren Namen sie trugen, dargestellt; außerdem zwei Gruppen zu dreien, einerseits Athena, Apollon und Miltiades, der unter ihrem Schutz bei Marathon gesiegt hatte, andererseits drei alte Vertreter attischen Ruhmes, Theseus, Kodros und Philaios (?). Hier ist eine symmetrische Anordnung unverkennbar, aber die Statuen waren, wie wir voraussetzen müssen, nur lose an einander gereiht; die zehn Heroen waren nichts als die plastischen Symbole der Bürgerschaft.

Einen ähnlichen Charakter hatte das große Weihgeschenk, das Lysandros zum Andenken seines Sieges bei Aigospotamoi in Delphi stiftete, um das der Athener an Pracht und Fülle der Figuren zu überbieten. Denn er stellte zwei Reihen von Statuen auf, eine vordere, in welcher neben den Dioskuren, Zeus, Apollon, Artemis und Poseidon Lysandros sich selbst darstellen ließ, wie er von Poseidon bekränzt wurde, und außerdem noch seinen Wahrsager und den Steuermann seines Admiralschiffes; in zweiter Reihe waren die Vertreter seiner Bundesgenossen auf einer Basis vereinigt.

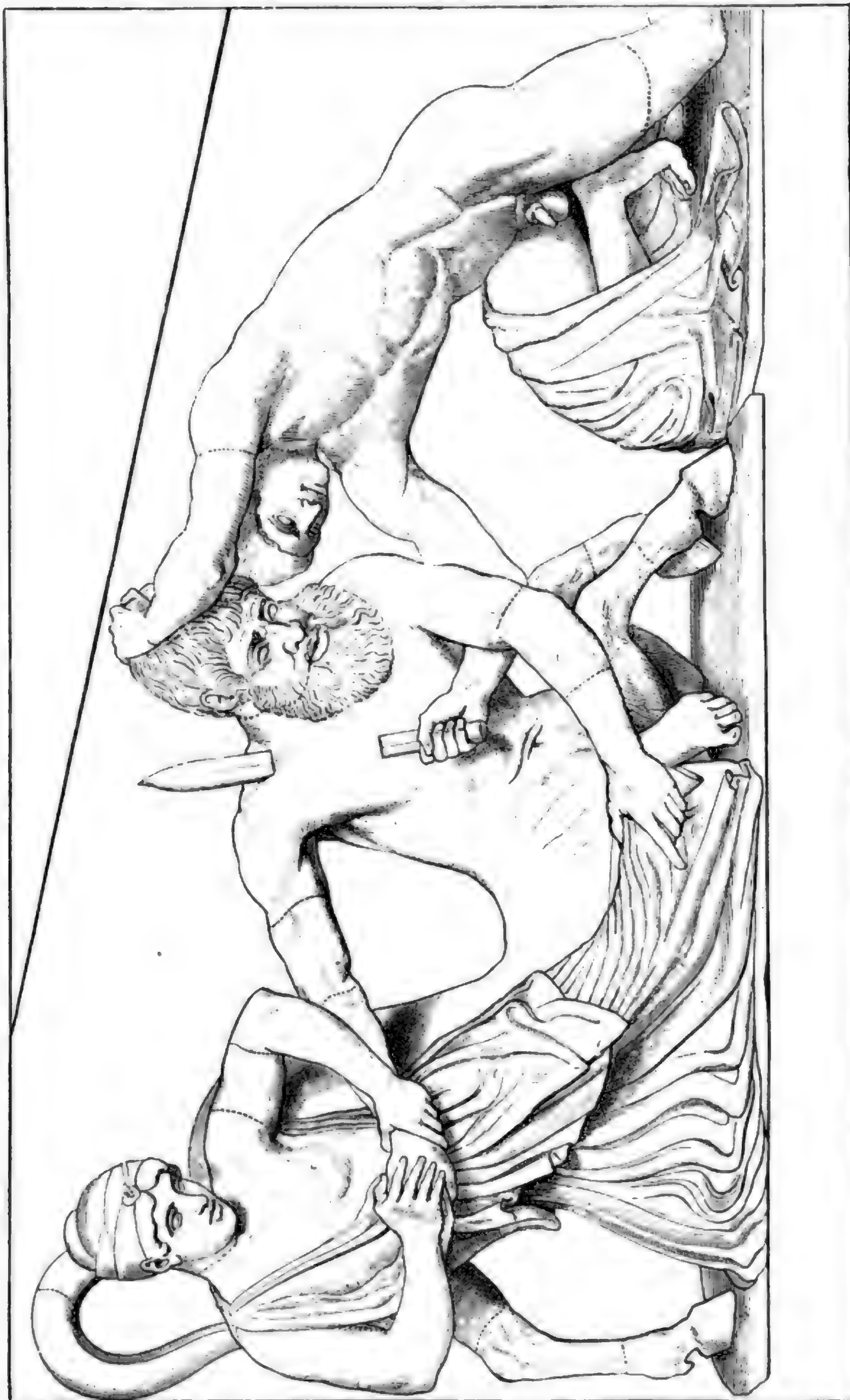
Der Statuenverein, welcher unter dem Namen der „Familie des Lykomedes" lange als eine besondere Zierde der königlich preußischen Sammlungen angesehen wurde, zeigt, daß diese Art von Statuengruppen, welche lockere Reihen bilden, noch in der römischen Welt sehr beliebt waren. Sie stellte Apollo mit den Musen dar, welche den Musensitz eines römischen Großen zierten, und Levezow hat bei der Herausgabe der sogenannten Lykomedesfamilie solche Statuenvereine

gesellschaftliche Gruppen genannt. Zu dieser Gattung gehört auch eines der berühmtesten Werke des kaiserlichen Roms: die Reihe der Danaiden, welche in der Halle des palatinischen Apollo aufgestellt war und auch nur als eine lose Aufstellung schwesterlicher Figuren ohne gemeinsame Handlung anzusehen ist; Figuren, von denen jede einzeln, wie die der Musen, auch ein selbständiges Bildwerk sein konnte.

Die Griechen haben frühzeitig gemeinsam handelnde Figuren der Sage und Geschichte zu Gruppen vereinigt. Dieselben bestanden anfänglich auch in einem bloßen Nebeneinander, wie wir z. B. auf alten Reliefbildern die Göttin Athene neben einem Heroen stehen sehen, um ihre Theilnahme an seinem Werke anzudeuten. Dann kam mehr Leben und Zusammenhang in die Gruppirung, und hier waren es besonders die peloponnesischen Erzgießer, welche eine fruchtbare Thätigkeit entfalteten. Onatas, der Meister der äginetischen Schule, stellte auf halbrunder Basis, deren Spuren wir in Olympia wiedergefunden zu haben glauben, die Helden der Achäer dar, welche sich zum Zweikampf mit Hektor gemeldet hatten; vor ihnen stand der greise Nestor, den Helm mit den Losen in der Hand. Aus Onatas' Werkstätte gingen die großen Gruppenwerke hervor, welche die Heldenkämpfe der Stadt Tarent mit den italischen Stämmen darstellten. Nach seinem Vorgange wurden ähnliche Schlachtenbilder in Erz ausgeführt, welche in einer beschränkten Anzahl von Figuren die Hauptpersonen darstellten: den Führer des Fußvolkes und den der Reiter, den Seher, auf dessen Weisung die Schlacht begonnen hatte, einen der Bundesgenossen, der seine Eidestreue mit dem Leben bezahlt hatte, endlich einen der göttlichen Schutzheroen von Stadt oder Landschaft, wie z. B. Taras oder Phokos. Das waren die typischen Figuren solcher Schlachtgruppen, und wir haben noch jetzt kleine Erzfiguren (wie den ausschreitenden Krieger aus Dodona im Berliner Museum), welche schon durch ihre halbkreisförmige Basis anzeigen, daß sie ähnlich componirten Kampfgruppen angehört haben.

Wir können diese Gruppen epische nennen, und sie behalten im Wesentlichen diesen Charakter, wenn sie auch durch Versetzung in den Tempelgiebel einen Mittelpunkt erhalten und ein neues Princip räumlicher Anordnung. Dieser Umgestaltung ungeachtet, bleiben auch die Giebelgruppen von Aigina epische Gruppen: es sind symmetrisch angeordnete Scenen aus der Heldensage, und die Figuren bleiben wesentlich Einzelfiguren, die hinter einander aufgereiht sind.

Das gemeinsame Handeln führt also auch bei eingetretener Concentration aus der losen Anreihung noch nicht zur wirklichen Gruppe. Diese setzt innerliche Motive voraus; es muß ein geistiges Verhältniß sein, das einen Ausdruck verlangt und dadurch den Künstler zur Gruppenbildung anregt. Hier ist es die attische Kunst gewesen, in welcher sich neue Lebensquellen öffneten, indem sie nicht bloß Scenen des Epos in Kämpfergruppen nach wiederkehrenden Typen darstellte und Siegerbildnisse neben einander aufstellte, sondern das, was dem Menschenleben Werth und Wärme giebt, in voller Wahrheit zum Ausdruck brachte: die Empfindungen, welche Menschen an einander binden, Mutterliebe, Gattentreue, kindliche Pietät, innige Gemeinschaft zwischen Geschwistern und Freunden. Wir können Gruppen dieser Art lyrische Gruppen nennen, indem es, wie in einem lyrischen Gedicht, wesentlich darauf ankommt, eine Stimmung zum Ausdruck zu bringen, auch wenn ein äußerer Vorgang dargestellt wird. Ich wüßte kein schöneres Beispiel einer attischen Gruppe anzuführen als die Göttin Athene, die sich in mütterlicher Liebe niederbeugt, um ihr Kind Erichthonios, das ihr beide Händchen entgegenstreckt, von der Gaia in Empfang zu nehmen, während des Landes Urkönig Kekrops als Zeuge des Mysteriums ernst zur Seite steht. Hier ist eine Sage dargestellt, aber mit so voller, menschlicher Empfindung, daß Jeder, der sich um den Inhalt der Darstellung gar nicht kümmert, das Motiv derselben sofort auffaßt und Antheil daran nimmt. Diese Scene erscheint als Mittelpunkt einer größeren Composition, indem von beiden Seiten die zunächst betheiligten Familienglieder herbeikommen, wie wir es auf attischen Vasenbildern sehen; hier ist die Gruppe ein Glied einer aus Einzelfiguren bestehenden Reihe. Malerei und Relief sind



Gruppe vom Westgiebel des Tempels zu Olympia.

vorangegangen, die Gruppenmotive auszubilden, welche uns als Typen attischer Kunst lieb und vertraut sind. Aber auch in die monumentale Plastik sind sie übergegangen, und wenn wir die beiden Frauengestalten vom Ostgiebel des Parthenon ansehen, deren eine sich in den Schoß der anderen streckt, so erkennen wir auf den ersten Blick, welchen Vorsprung Athen vor Aigina gewonnen hat. Es sind noch heute für uns namenlose Gestalten, es sind trümmerhafte, kopflose Marmorfiguren — und doch tritt uns die menschliche Bedeutung in voller Wahrheit zweifellos entgegen; wir erkennen sofort die liebevolle Gemeinschaft von zwei eng verbundenen Schwestern.

Auf unzähligen Denksteinen, den treuen Zeugen guter Sitte, die im attischen Volke lebte, sehen wir das stete Zusammenleben der Familie in schlichter Weise dargestellt; wir sehen den Gatten der Gattin zum Zeichen der Treue die Hand reichen; beide im Profil einander anschauend; sie sind nur für einander da und lassen die Außenwelt an sich vorübergehen. Erst in späterer Zeit, als die feinere Empfindung abgestumpft war, wenden sich die Köpfe nach außen; die Gestalten zeigen sich dem Publikum, das an den Denksteinen vorübergeht, und die Anmuth des Bildes ist dahin. So spiegeln sich die verschiedenen Zeiten in der Anordnung und Auffassung der Gruppen.

Inzwischen hat sich die plastische Gruppenbildung nach allen Seiten erweitert. Die jüngere Kunst der Athener überträgt das menschliche Gefühl auch auf die in Tempeln und an heiligen Plätzen dargestellten Gottheiten. Die Friedensgöttin, mit dem Kinde Plutos auf dem Arme, zeigt uns, wie die Beseelung der plastischen Gruppe, welche von den Athenern ausgegangen ist, nach Pheidias in monumentalem Stil durchgeführt wurde; und an dem Hermes des Praxiteles ist uns Allen anschaulich, wie ein Götterjüngling, der in einen Tempel geweiht war, ohne von seiner Würde zu verlieren, uns menschlich näher gebracht wird, indem er als Träger und Pfleger eines Kindes uns vor Augen steht.

Aber auch in den Tempelcultus drang die Gruppenbildung ein. Man stellte neben die alten Götterbilder neue, der Gegenwart entsprechendere; man sah im Tempel der Aphrodite von Skopas' Hand eine Gruppe von drei Figuren: Eros, Pothos, Himeros, welche die von der großen Tempelgottheit stammenden Gemüthsbewegungen: Liebe, Begehren und Sehnsucht, plastisch neben einander darzustellen wagte, und der Segen des lebenspendenden Zeus wurde dadurch zum vollen Ausdruck gebracht, daß zwei gesundheitspendende Heroen, auf ihn als die Quelle des Heils hinschauend, neben ihm dargestellt werden. Die Dreizahl war besonders geeignet, Einheit und Mannigfaltigkeit harmonisch zu vereinigen, und es giebt kein besseres Musterbild einer lyrischen Gruppe als den jugendlichen Bacchus in der von Emil Wolf restaurirten Gruppe des Berliner Museums; rechts und links stützt sich der weinselige Gott auf einen seiner getreuen Satyrn, „seines ambrosischen Leibes verlorenes Gleichgewicht“ suchend.

Wie die lyrische Auffassung sich mit heroischer Großartigkeit verbinden kann, das zeigt die berühmte Pasquinogruppe, die man mit gutem Rechte an die Schule des Skopas anzuknüpfen gesucht hat. Sie hat einen epischen Charakter; Hauptsache ist aber nicht die Kraft des Helden, sondern die Treue des Freundes, der sein Leben daran setzt, einen sterbenden Genossen den Händen der Feinde zu entziehen.

Die höchste Steigerung in der Kunst der Gruppenbildung tritt dort ein, wo man tragische Katastrophen in plastisch verbundenen Gestalten darstellen will. Es sind Acte einer Tragödie, dramatische Gruppen, in denen die Stimmung vor der Wucht des Ereignisses zurücktritt. Vorübergehende Momente furchtbarer Entscheidungen werden im Marmor festgehalten, wie wir es im Laokoon und im farnesischen Stier sehen. Es sind Werke einer Zeit, welcher die epischen und lyrischen Gruppen nicht mehr genügten, der Zeit nach Alexander, welche in kühnen Bildungen ihr gewaltiges Können zur Schau stellte und über das Wesen hellenischer Gruppenbildung schon hinausging. Sie erschüttern das Gemüth und erwecken staunende Bewunderung, aber sie können den wohlthuenden Eindruck einer echt hellenischen Gruppe nicht auf uns machen.

Eine Geschichte der Gruppenbildung bei den Alten ist noch nicht geschrieben.

Ein reiches Material liegt vor, und es ist nicht schwer, nachzuweisen, wie sich in der Gruppirung der Figuren und in der Wahl der Gruppenmotive die verschiedenen Schulen und Zeiten auf höchst charakteristische Weise unterscheiden. Aber es bleiben für unsere geschichtliche Erkenntniß die größten Lücken, und nirgends ist die Lücke empfindlicher als in der Zeit des fünften Jahrhunderts v. Chr., der wichtigsten und inhaltreichsten Entwickelungsperiode der griechischen Plastik.

Die dichte Reihe von Reliefgruppen auf attischen Denksteinen beginnt mit dem vierten Jahrhundert; was wir an entsprechenden Werken aus dem sechsten haben, zeigt lauter Einzelfiguren. Die eigentliche Entwickelungszeit der attischen Gruppe ist also nicht vertreten. Sollen wir annehmen, daß jene Gruppen von verklärter Schönheit, wie wir sie im Parthenongiebel mit immer neuer Freude anschauen, auf einmal in der Werkstätte des Pheidias gelungen sind, ohne Vorstufen, ohne ein geduldiges und angestrengtes Ringen nach dem höchsten Ziel!

Freilich zeigen uns schon gewisse Metopengruppen des Parthenon deutliche Kennzeichen eines älteren, herberen Stils; freilich können wir auch in der älteren Gattung rothfiguriger Vasen eine Neigung für heftige, leidenschaftliche Gruppen erkennen (ich erinnere an Boreas und Oreithyia), welche sich sehr von dem unterscheidet, was wir gemeinhin mit attischem Stil bezeichnen. Diese Thatsachen konnten schon darauf hinweisen, daß gewisse wichtige Entwickelungen, die zwischen der alten Dädalidenschule von Athen und Pheidias liegen, unbekannt sind, aber es fehlte jedes zusammenhängende Material für diese dunkle Zeit des Ueberganges.

Jetzt haben wir die Ueberreste zweier Giebelfelder, die vollständigsten, die wir aus dem Alterthum haben, jedes von einundzwanzig Marmorkolossen, von denen nur einer, der Theseus des Westgiebels, ganz unvollständig erhalten ist. Es sind Werke des fünften Jahrhunderts und zwar, wie mir nie zweifelhaft gewesen ist, attischer Schule, die uns gerade das ersetzen, was uns am meisten fehlte, indem sie uns von der ungeahnten Mannigfaltigkeit plastischer Kunstrichtung im fünften Jahrhundert eine Anschauung geben.

Noch sind die Ansichten über diese Monumente in voller Gährung, oder, besser gesagt, bis jetzt haben noch sehr Wenige das vorhandene Material studiren können; denn weil sie durchaus eigenartig sind, muß man sich in dieselben vertiefen und sich unbefangen mit den Originalen wie mit den zusammengefügten Abgüssen beschäftigen, um die kunstgeschichtliche Bedeutung der Monumente gründlich beurtheilen zu können. Auch ist Niemand weiter als ich von dem Glauben entfernt, über die schwierigen Probleme, die hier vorliegen, Endgültiges zu sagen. Ich sehe die ganze Erörterung nur als eine beginnende an und spreche hier zunächst nur über die Gruppenbildung.

Auch im Ostgiebel ist der Künstler bestrebt gewesen, an sinnvoller Gruppirung das zu erreichen, was bei der Beschaffenheit des darzustellenden Gegenstandes möglich war. Fünf Figuren bilden die pyramidale Mittelgruppe, innerhalb deren sich wieder zwei Paare mit einander zugeneigten Köpfen aussondern. Die liegenden Flußgötter an der Ecke mit den beiden dazu gehörigen Figuren sind nach meiner Empfindung so zweifellos attische Gruppen, daß sie allein über den Ursprung der Werke entscheiden können.

Der Westgiebel bildet eine in der Hauptsache vollkommen verständliche Composition, wie wir sie uns in Beziehung auf die plastischen Motive nicht reicher denken können. In dem Künstler lebte eine geniale Kraft, welcher die schwersten Aufgaben die liebsten waren, ein hoher Geist, der an Darstellung großer Gegensätze sein Gefallen hatte. Göttliche Hoheit, hellenischer Heldenmuth in Männern und Frauen, thierische Roheit trunkener Kentauren, die feige Schwäche ausländischer Dienerinnen, die behagliche Beschaulichkeit ortshütender Nymphen — dies Alles ist in ein plastisches Gesammtbild vereinigt. Es erscheint zuerst wie der Tummelplatz eines wüsten Handgemenges, doch leuchtet darüber das sonnenklare Antlitz des Apollon; alle Gegensätze sind tief durchdacht; in echt attischer Weise wird das wahre Hellenenthum den Barbaren und Kentauren gegenüber gefeiert, durch alle Kämpfe geht ein ethischer Zug echter Ritterlichkeit; mit echt attischem Schönheitsgefühl werden die Gesichter der edlen

Frauen auch in der höchsten Bedrängniß durch keine Verzerrung entstellt (gerade so wie wir auf attischen Vasenbildern die Frauen in den Entführungsscenen dargestellt sehen); endlich geht durch das wilde Getümmel in echt attischem Sinne das Gesetz der Strophe, dasselbe Gesetz, welches den leidenschaftlichsten Chorgesang einer attischen Tragödie mildernd beherrscht, jenes Gesetz rhythmischer Entsprechung, welches sich bis in die Wanddecorationen campanischer Stubenmaler verfolgen läßt und überall, wo es auftritt, den Geist der Hellenen kennzeichnet, der an Stelle des Launenhaften, Willkürlichen, Zufälligen Ordnung und Zusammenhang herstellt. Aus diesem Geist ist auch die plastische Gruppe entstanden, welche der Strophe des Chors entspricht, und so sehen wir auf jeder Seite des Apollo drei Gruppen, und zwar je zwei zu drei Figuren und je eine zu zwei, die sich ihren Stellungen und ihrer inneren Anordnung nach einander genau entsprechen. Es giebt kein antikes Monument, das für strophische Gruppenbildung in gleichem Maße lehrreich wäre.

Benennen können wir nur die beiden Hauptgruppen rechts und links von Apollo. Zu seiner Rechten wird die Braut von Eurytion ergriffen, gegen den Peirithoos zu Hülfe kommt; zur Linken kommt Theseus heran, die umklammerte Frau zu retten.

Vom Theseus zur Rechten des Beschauers folgt der Kentaur, welcher einen Knaben raubt; dann die Gruppe, welche im Holzschnitt vorliegt.* Der Giebel neigt sich; also müssen die Figuren nach rechts an Höhe abnehmen. Dies wird dadurch erreicht, daß der Hellene sich knieend dem Kentauren entgegenwirft, um die Frau zu befreien, welche, halb knieend, halb liegend, von ihm gepackt wird, um, auf seinen Rücken gehoben, von ihm fortgeschleppt zu werden. Sie strebt links hin nach der Mitte, wo Apollo's Nähe Rettung verheißt; der Kentaur sucht mit seiner Beute nach rechts das Weite; da wirft sich ihm der Hellene entgegen, den Ausgang sperrend. Er drängt seinen Kopf gegen den Kentauren und stößt ihm mit der Rechten das kurze Schwert in die Brust, während er ihn mit der Linken ins Haar packt; der verwundete Kentaur stürzt mit den Vorderbeinen zusammen, so daß von dem frei emporragenden Haupte der muthigen Frau über den Kentaurenkopf hinweg bis zu der Schulter des vorstürmenden Jünglings sich eine schräge Linie bildet, die dem Giebel vollkommen entspricht, ohne die Lebendigkeit der Bewegung zu beeinträchtigen.

In beiden Giebeln sind die mit Gewand bedeckten Körpertheile nachlässig und ungeschickt ausgeführt; es fehlt der attischen Composition das attische Atelier. Das erkennt man auch hier an dem Untertheil der Frau. Aber alle Hauptsachen sind klar und richtig dargestellt. Man beachte die Hände. Es war ein Zeichen von Kühnheit, die einen Meister verräth, drei Hände an einem Punkte zusammenzubringen, die Rechte des Kentauren, die in den Gürtel greift, und darüber die Frauenhände; aber man erkennt sofort die plastischen Motive; die eine Hand schiebt, die andere zieht — und diese ausdrucksvolle Doppelbewegung, durch welche die Frau sich frei zu machen sucht, steht mit der energischen Bewegung des ganzen Körpers in vollkommener Uebereinstimmung. Ebenso ist die linke Hand des Kentauren mit dem nachschleppenden Fuße der Frau von vorzüglicher Lebendigkeit. Auch auf der anderen Giebelseite ist die Hand des Kentauren, welche die Frau am Haar packt, von der Art, daß sie durch die energische Wahrheit der Bewegung das Auge jedes Künstlers auf sich zieht, und es ist immerhin merkwürdig, daß nach dem Urtheil des sachkundigen Lucian Alkamenes gerade in der Ausführung der Hände für einen Meister galt. Der anstürmende Jüngling, der bis auf den rechten Unterschenkel unbekleidet ist, gehört zu den schönsten der uns erhaltenen Marmorkolosse. Er bildet in seiner elastischen Kraft einen trefflichen Gegensatz zu dem ungeschlachten Kentauren, an dem er die Strafe des Frevels vollzieht, und ebenso zu der jammernd niedergesunkenen Dienerin rechts, deren auffallend semitisches Profil eine Sklavin syrischer Herkunft errathen läßt. Das linke ausgestreckte Bein des Jünglings war unterwärts durch die liegende Frau verdeckt; denn die Figuren sind, namentlich gegen die Ecke hin, mehrfach in einander geschoben und springen in schräger Linie

* Im Maßstab von 1 : 20.

vom Hintergrunde vor, um mehr Platz zu gewinnen und auch die hintersten Figuren mit dem, was im Mittelpunkte vorgeht, mehr in Zusammenhang zu bringen. Darum ist auch in der Zeichnung das Unterbein weggelassen, weil es im Giebel selbst nicht sichtbar gewesen ist.

Den richtigen Eindruck dieser Sculpturen wird man erst dann gewinnen, wenn man sie, angemessen ergänzt, in der Höhe erblicken wird, für welche sie bestimmt waren. Aber schon eine Skizze wie die vorliegende muß Jedem, der mit alter Kunstgeschichte nicht unbekannt ist, anschaulich machen, welchen Gewinn für die Kenntniß der antiken Gruppe diese Denkmäler gewähren. Eine Gruppe dieser Art, eine so belebte, so energische und mannigfaltige, aus drei in einander verflochtenen Gestalten so kühn zusammengesetzte, in sich einheitliche und dem Giebelrahmen sich einfügende kolossale Marmorgruppe griechischer Kunst ist bis jetzt nicht bekannt gewesen, und sie ist nur eine von sechs. Wir können voraussetzen, daß sie auch zu ihrer Zeit einzig in ihrer Art waren, und wenn Pausanias bei Gelegenheit dieses Werkes von der Meisterschaft des Alkamenes in plastischer Composition spricht, so dürfen wir daraus schließen, daß man den Westgiebel als ein hervorragendes Werk allgemein anerkannte.

Die Composition macht durchaus den Eindruck voller Originalität. Wir glauben einen Künstler zu sehen, der Ungewöhnliches zu leisten sich berufen fühlte, und je mehr sich jetzt noch einzelne Bruchstücke anfügen lassen, um so mehr staunt man über die Fülle von Motiven, über welche der Meister gebot, um alle Stadien des Kämpfens und Ringens in den Gestalten zum Ausdruck zu bringen. Dazu kommt die Mannigfaltigkeit in den Köpfen: das strahlende Götterantlitz, die idealen Köpfe der hellenischen Männer und Frauen, die brutalen der Kentauren, die fremdländischen Typen der Sklavinnen — da ist eine Fülle von Gedanken und von dramatischem Leben, wie es nur in Athen zu Hause war, und ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die untergeordneten Personen der menschlichen Gesellschaft hier ihre besondere körperliche wie ethische Charakteristik erhalten haben, ebenso wie sie bei Aischylos und Sophokles ihre besondere Sprache haben. Wir erkennen eine Verbindung von hoher Idealität und keckem Realismus, wie sie uns noch in keinem Bildwerk des fünften Jahrhunderts vor Augen getreten ist.

Freilich erkennen wir auch sehr deutlich, daß dem hochbegabten und hochstrebenden Meister nicht Alles gelungen ist. Denn nicht bloß die Ausführung, sondern auch die Composition zeigt große Mängel. Er wollte zu viel und ist seiner Aufgabe nicht in vollem Maße Herr geworden. Was die Eckfiguren betrifft, so ist die Gruppirung derselben im Ostgiebel besser gelungen; denn je zwei hinter einander liegende Frauen an jeder Seite können wir uns, auch wenn die Anordnung besser gemacht war, auf keine Weise als eine glückliche Composition denken. Es ist dem Meister eben nicht gelungen, die Giebelwinkel in geschickterer Weise zu füllen. Wir können auch die schräge Lage der zum Theil sich deckenden Figuren nicht loben, weil dadurch die plastische Ruhe beeinträchtigt wird, welche auch das bewegteste Werk monumentaler Sculptur haben soll. Ueberhaupt ist ein Uebermaß von Bewegung im ganzen Giebeldreieck unverkennbar, eine zu große Gewaltsamkeit der Stellungen, eine zu starke Anhäufung der verschiedensten Motive eines leidenschaftlichen Conflicts auf engem Raume. Wir haben den Eindruck eines Künstlers, welcher einer Zeit der Gährung angehört, einer Sturm- und Drangperiode, und wenn wir oben sagten, daß dem abgeklärten und harmonischen Stil der Schule des Pheidias eine Zeit vorangegangen sein müsse, in welcher sich die Kunst zu jener maßvollen Klarheit durchgearbeitet hat, so liegt es nahe, in diesen olympischen Tempelsculpturen die Vorstufe zu sehen, die bis dahin unbekannt war, und eine Kunstrichtung, welche sich noch neben Pheidias eine Zeit lang erhalten hat.

Der Hauptreiz der Gruppen des Westgiebels liegt eben darin, daß sie deutlich einer Zeit des Werdens angehören; wir sehen das Ringen eines großen Talents nach den höchsten Leistungen, und es öffnet sich der Fülle des künstlerischen Strebens im fünften Jahrhundert v. Chr. ein ganz neuer Einblick. Wir müssen einsehen, wie dürftig unsere bisherigen Anschauungen waren, und werden gewiß nicht den Muth

haben, von dem, was wir bis jetzt über attische Kunst zu wissen glaubten, den Maßstab zu nehmen, um auch gegen die Ueberlieferung des Alterthums über die neugewonnenen Kunstschätze ein Urtheil zu fällen. Wir müssen vorurtheilsfrei an dieselben herantreten und nichts Anderes wollen als — lernen.

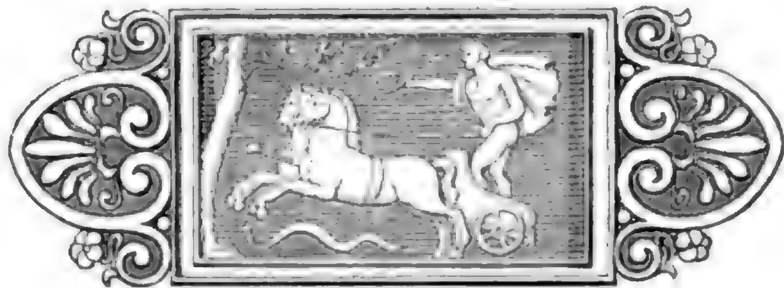
Von keinem berühmten Meister haben wir vielleicht so viel wohlbezeugte Originale wie von Rubens, und doch streiten sich die Kenner noch heute auf das erbittertste, ob ein großes Gemälde von Rubens sei oder nicht. Von Alkamenes haben wir kein einziges Werk, auch keine Nachbildung, auch keine eingehendere Beschreibung eines seiner Werke — und doch glaubt man berechtigt zu sein, den Westgiebel dem Alkamenes abzusprechen, dem er in Olympia zugeschrieben wurde, weil das Werk mit den allgemeinen Vorstellungen, welche man sich vom Stil des Alkamenes und seiner Schule gemacht hatte, nicht stimmen will.

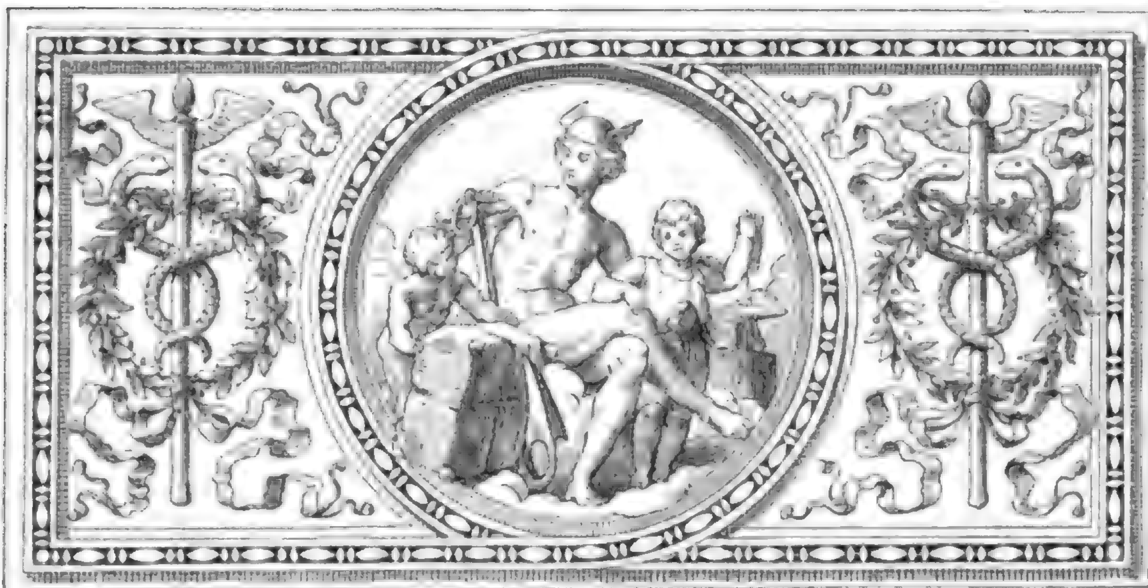
Das scheint mir nicht der richtige Weg wissenschaftlicher Methode zu sein.

Die geistige Bewegung des fünften Jahrhunderts ist auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst unendlich viel reicher gewesen, als wir es geahnt haben. Was die Poesie betrifft, so wird es Jeder zugeben, daß, wenn alle weiteren Kennzeichen fehlten, man schwerlich geneigt sein würde, in Tragödien des Aischylos, Sophokles und Euripides Werke gleichzeitiger Dichter zu erkennen; so groß ist der Unterschied in der Sprache, im Versmaße, in der ganzen Auffassung von Leben und Kunst! Warum soll die Entwickelung der bildenden Kunst eintöniger gewesen sein?

Kolossale Tempelgiebelgruppen waren die kühnste Leistung, zu welcher die antike Bildnerei sich aufgeschwungen hat. Hier mußten viele Versuche gemacht werden, ehe man Parthenongiebel zu Stande brachte. In der Zeit, da Kimon noch Athen und Sparta mit einander zu versöhnen suchte und Aischylos zu Ehren des Areopags Tragödien dichtete, hat man anders gebildet als unter Perikles. Und kaum war das Höchste erreicht, so ging es auch in der Tempelsculptur wieder abwärts. Praxiteles' Giebelwerke am Herakleion zu Theben waren schon ein Zeichen des Verfalls, indem er die Gesammtcomposition in eine Reihe von Einzelgruppen auflöste.

So rasch lebte auch die bildende Kunst der Athener. Hüten wir uns also, nach den schematischen Vorstellungen, die wir uns von attischer Kunst des fünften Jahrhunderts gebildet haben, voreilige Urtheile zu fällen!





Die Bewegung der Nährstoffe.

Von

Max Maria v. Weber.

Wie die Strömung des Meeres an das Ufer der einsamen Koralleninsel hier die Kokosnuß treibt, die da einen Palmenwald sprießen läßt, dort die Körner und bunten Beeren an einen flachen Strand spült, die von diesem aus das Land mit Urwald und Savannengras bedecken, so säumt der große Strom der Civilisation auf seinem mächtigen Laufe von Südost nach Nordwest seine Ufer allenthalben mit exotischen Gewächsen, die, dem Menschen von unwandelbaren Naturgesetzen zugesellt, ihn getreulich bei seiner Culturwanderung begleiten. Wenn die Kunst, im Hintergrunde homerischer Heldenbilder, in Hellas Palmenkronen wehen, die Kameelkarawane, welche den verkauften Josef von dannen führt, unter Palmen rasten läßt, wenn sie Darstellungen aus der ältesten römischen Geschichte durch die Pflanzengestalten des Opuntia cactus, der Agave, des Orangenbaums, durch das Herüberleuchten des kahlen, gezackten Apennin hoch aus der Ferne den localen Charakter zu verleihen sucht — so sind diese Schilderungen eitel Anachronismen. Es gab damals weder Palmen noch Orangen noch Agaven in Griechenland und Italien, noch Kameelkarawanen in Aegypten; alle diese Pflanzenformen, die für unsere Vorstellung allen classischen Gegenden — im Reflex der heutigen Erscheinung derselben — vom Uranfang den Typus gegeben haben, sind von weit späteren Culturen dahingetragen. Diese haben auch die damals hoch hinauf bewaldeten und daher sanfter contourirten Höhen des Olymp und Apennin kahl gelegt und Wetter und Wind gestattet, ihnen ihre heutigen edelschroffen Linien zu geben.

Der nachfolgende Aufsatz ist die letzte Arbeit Max Maria v. Weber's, die er wenige Tage vor seinem jähen Tode noch für unsere „Monatshefte" bestimmte, denen er lange Jahre hindurch ein treuer und ausgezeichneter Mitarbeiter gewesen ist. Die Red.

Dieselbe Civilisation, welche ihren Weg durch die Markzeichen der dem Menschen ersprießlichen Nähr- und Zierpflanzen bezeichnet, ist der Feind des Wucherns der autochthonen Gewächse. Sie legt den Urwald nieder und ersetzt ihn durch das Getreidefeld und den Weinberg, bis die ermattete Erde auch diese zu hegen verweigert.

Das Land, über die sie im Gange der Jahrtausende in allen ihren Phasen hinweggeschritten ist, ändert dadurch zweimal seine Physiognomie. Sie hellt sich auf vom Ernst des Sumpfes und Urwaldes zum Lachen von Feld und Rebenhügel, um endlich in der Kahlheit der Altersschwäche zu verblassen. Die Civilisation ist eine Massenarbeit, ihre Producte sind die des Vereintschaffens. Je enger Schulter an Schulter die Wirkenden stehen, je näher sie Einer dem Anderen leben, je unablässiger sie sich berühren und verständigen können, um so intensiver die Thätigkeit. Daher war zu allen Zeiten die Cultur unlöslich an die großen Massencentren geknüpft. Der Mensch ist das einzige lebende Wesen, welches Feuer anzündet; er ist aber auch das einzige, das nicht zu seiner Nahrung hingeht, sondern sie zu sich kommen läßt.

Die erste dieser seiner Wesenheit specifischen Eigenschaften bezeichnet die Industrie, die zweite den Handel als die Hauptagentien seiner Cultur. Die dichtbelebten Sammeldistricte der Industrie haben keinen Raum für den langsamen Erwerb, die bescheidene Lebensfristung durch die Production der Nährstoffe; die Umgegend der Centren der Civilisation, der großen Städte, bringt bei Weitem nicht deren Bedarf an solchen hervor.

Je höher und reicher daher die Cultur in einem Lande blüht, je dichter bedeckt sein Boden mit Reichthum werbenden, Schönheit producirenden Thätigkeitsstätten ist, um so weniger Raum bleibt für die Ernährung der Menschen- und Kräftemassen, die seine Civilisation in Bewegung setzt. Je edler und verfeinerter die Lebenskunst durch Cultur reich gewordener Nationen sich entwickelt, je vielseitiger ihr Lebensgenuß sich gestaltet, je tiefer er in die unteren Schichten der Bevölkerungen dringt, um so weniger ist ein Bereich, ein Klima, ein Boden im Stande, das zu produciren, was sie verlangen.

Ein altes Adagium sagt, daß Derjenige der größte Wohlthäter der Menschheit sein würde, der es verstände, zwei Aehren da sprießen zu lassen, wo jetzt nur eine wächst.

Aber kein Geringerer ist der, der den Kreis, aus dem der Culturmensch seine Nahrung, seine Genußmittel zu beziehen im Stande ist, um eine Meile erweitern kann.

Der Darwinismus deutet an, daß dem Menschen Schwingen von Fleisch und Bein wachsen würden, wenn er ihrer bedürfte, wenn seine Civilisation sie ihm nicht, aus Eisen und Stahl geformt, lieferte, wenn sie nicht Alles, was er zu des Leibes Nothdurft und Nahrung bedarf, zu ihm hin beflügelte.

Nur die Halbcultur kennt daher den überlebten Begriff der Uebervölkerung. Er fällt zusammen mit dem des Ungenügens der Veranstaltungen für Zuführung von Nähr- und Genußstoffen. Die Kräftigung dieser Maßnahmen ist daher gleichbedeutend mit Erhöhung der Culturfähigkeit.

Die Erhöhung ihrer Leistungen ist aber ebenso an die Beschaffenheit jener Stoffe in der Zeit, als an ihre Bewegung im Raume geknüpft.

Als der Holländer Beukelsen im sechzehnten Jahrhundert das Einpökeln des Fleisches und der Fische erfand, erstreckte er den Ernährungskreis des Fleisches weit über Land und Meer, die Nahrungsfülle der See tief in das Binnenland hinein.

Als ferner dem französischen Koche Appert das Conserviren der frischen Früchte und Gemüse glückte, breitete er den Früchte- und Speisepflanzen-Sommer aller Zonen über die ganze Welt und durch alle Jahreszeiten aus, spendete mit ihm Gesundheit und Erquickung dem Schiffer auf langer Fahrt, dem Reisenden in der Wüste, dem fiebernden Kranken und den Verwundeten im Lazareth.

Liebig's tiefe Ideen führten die Nährkraft in den Muskeln des wilden Pampasviehes Tausende von Meilen weit der Nerven- und Hirnarbeit der Culturvölker zu. Die Fleisch- und Säfteüberproduction der Prairie strömt, eingesalzen in den Millionen Fässern der ungeheuren Schlächtereien zu Chicago und Cansas-City, frisch in den Blechbüchsen von Fray-Bentos auf Eisschiffen und in Schiffskellern in die dichtgedrängt bevölkerten Industriedistricte

und die Emporien des Handels, den Fleischgenuß in Bevölkerungsschichten tragend, die ihn ohne diese großen Erfindungen kaum dem Namen nach kennen würden.

Die Bewegung der Nährstoffe im Raume ist aber von zweierlei Art.

Die erste gleicht einer fast spontanen Wanderung derselben, auf der sie das Schreiten der Cultur begleiten, dem Menschen überall, wo er seßhaft wird, treu bleiben. Die Zierpflanzen, die er zum Schmuck seines Lebens zieht, verlassen ihn, wenn der Himmel seines Wohnorts ihnen nicht mehr lächelt. Es giebt keine Rose jenseits des Aequators, keine Calceolarien diesseits desselben, aber die blonde Woge des Getreides umspült in allen Klimaten seinen Wohnsitz.

Von einer geheimnißvollen Heimath aus, deren vermuthete Lage in denselben Bereich Centralasiens fällt, in welchen mehrere, besonders ältere Forscher auch die Wiege des Menschengeschlechts verlegt haben, treten die hauptsächlichsten Getreidearten: der Weizen, der Roggen, die Gerste, in die Reise der Cultur nach Westen ein. Ihnen gesellt sich vom Südrande des kaspischen Meeres aus der kräftig erheiternde Schmuck dieser Reise, die Rebe, und von den Küsten von Hindostan heraufwandernd, die meerliebende Olive zu, während aus der Tiefebene des Euphrat die Dattelpalme nach den Oasen der Wüsten aufbrach, den heißesten Welttheil dem Leben öffnend.

In tiefem Sinne kennzeichnet es die Nährpflanzen als echte Gesellen des Menschen, daß deren Schöpfung in ihre dermalige Gestalt durch seine Hand ergänzend vollendet worden ist.

In ihrer Heimath fast alle kümmerliche Gebilde, unvollkommene Körner und Früchte tragend, veredeln, kräftigen sie sich, werden neue, schönere Pflanzenformen unter der Pflege der Menschheit. Vornehmlich sind es die Culturwanderungen der weitverbreiteten, uralten semitischen Völkerstämme, an die sich die Umschaffung der halbsterilen Urpflanzen in Getreidearten, die künstliche Befruchtung der Dattelpalme, die seßhafte Pflege der Rebe, die Kreuzung des Viehes in ältesten Zeiten knüpft, bis die hohen Culturen der classischen Völker durch alle Künste der Acclimatisation und Veredelung die Nähr- und Genußproducte eines großen Theiles der gemäßigten Zone in gekräftigter, verschönerter Gestalt in ihren ursprünglich armen Wohnbereichen sammelten. Die Pflanzenwelt, die jetzt die Scenerie des Ufers des Mittelmeeres charakterisirt: die Cypresse, die Orange, die Aloë, der Oelbaum, sind sämmtlich an der Hand der antiken Cultur eingeführte Einwanderer in Hellas und Italien.

Und die Civilisation auf ihrer Westwanderung ist unablässig in ihrer Nachhülfe der Schöpfung der Nähr- und Genußpflanzen gewesen.

Der englische körnerschwere Weizenhalm, die französische Pfirsich, Kirsche und Pflaume, die Traube der Côte d'or, des Rheins und der Garonne, das Zuchtvieh von Wales und der Schweiz haben kaum noch eine erkennbare Aehnlichkeit mit den fast leeren Grashalmen, den armseligen Steinfrüchten, den saftlosen Beeren, den kleinen dürftigen Thieren, die ihre Ureltern waren. Jahrtausend alte Menschenpflege hat sie erst zu dem gemacht, was sie sind.

In dieser Gestalt verpflanzte alle diese Nährstoffe die Entdeckung von Amerika auf den neuen Continent.

Dieser kannte auf seinen ungeheuren Flächen jungfräulichen Bodens, auf seinen unermeßlichen Grasfluren weder Zug- noch Reitthiere, noch Zuchtvieh und kein Getreide außer dem Mais. Auf einem Continente, sechsmal so groß als Europa, hatte bis zur Zeit der Conquistadoren keine Zunge jemals Milch, Butter, das Fleisch von Zahmvieh gekostet, kein Mann hatte auf einem Rosse gesessen, kein Stier oder Pferd hatte einen Pflug oder einen Wagen bewegt.

Um so mächtiger war die Wucherung der Keime, welche das Zahmvieh des Columbus, die Pferde des Cortez, die Aussaaten der germanischen Ansiedler in diese mächtige, neue, üppige Welt gebracht hatten. Die Pampas, Prairien und Savannen schienen nur darauf gewartet zu haben, sich mit zahllosem verwilderten Vieh und wilden Pferden zu bevölkern; die flachen Flußthäler des Ohio, des Mississippi, des Missouri, des Sakramento, Ackerbauareale von der sechsfachen Ausdehnung des deutschen Reiches, öffneten ihre — wie der Boden Südrußlands und Ungarns, selbst ohne Pflege — auf Jahrhunderte hinaus unerschöpflichen Humus-

flächen dem Anbau der neuen Nährmittel. Die Aehrenwellen derselben rollen jetzt schon mit der Brandung des stillen Oceans zusammen, dessen milder Odem am Westabhange der Andes ein Früchteklima schafft, welches bei längerer Cultur die Genußfrüchte, und darunter auch die Traube, zu ihrer denkbarsten Vollkommenheit zu führen verspricht.

Wenn wir bisher das Wandern der Nährpflanzen als an den Schritt der Civilisation geknüpft bezeichnet haben, so ist dies nur beziehungsweise richtig.

In den Ländern, welche eine hochentwickelte Industrie, weite Wirkungskreise der Wissenschaft und Kunst, ein feingebildeter Geschmack für den Genuß landschaftlicher Schönheit und der Anmuth des Landlebens, verkörpert in großen Parkanlagen, der Luxus des schönen Grundbesitzes, ein starker Bedarf an Arealen für die Zwecke des Staates, des Handels, der Verkehrsanstalten, ein wohlfundirter Nationalreichthum, in die erste Reihe der Culturstaaten stellt, wie dies z. B. schon in Frankreich, Belgien, England der Fall ist, beschränkt sich der Raum, erhebt sich der Preis von Grund und Boden und Arbeitskraft zu hoch für eine Production von Nährstoffpflanzen, die unter allen Eventualitäten dem Bedarfe der dichtgedrängten Bevölkerung des Culturstaates genügen könnte.

Die Civilisation läßt sich daher nicht sowohl von den Nährstoffen begleiten, als daß sie deren stärksten Pioniermassen ihrem Gange voraus und in die rechts und links von diesem gelegenen niederwerthigeren Länder sendet, die ihr dann die Leibesnahrung für die Culturarbeit liefern müssen.

So sendete Griechenland die Agricultur nach der ausonischen Halbinsel und nach Sicilien voraus, die es mit Getreide und Holz versehen mußten; das Herz des römischen Weltreiches, Italien, mußte sich zu gleichem Zwecke das ganze Litorale des Mittelmeeres tributär machen; das Spanien seiner großen Zeit konnte sich nur durch die Nähe der afrikanischen Küste vor dem Hungertode schützen; der Schwerpunkt der heutigen civilisirten Welt, Westeuropa, kann der Hülfe der halbcivilisirten Flächen der Donauniederung, der pontischen Ebenen und der kaum der Cultur erschlossenen breiten Flußthäler des Mississippi und Missouri zur Ausgleichung seiner Ernten schon längst nicht mehr entbehren.

Die Wechselwirkung zwischen der Geistesarbeit der Cultur, Boden- und Arbeitspreis, und der Ernährung mußte die Civilisation daher an das Litorale des Meeres, die Ufer der Ströme knüpfen, konnte fast ausschließlich Insel und Halbinsel, das buchtenreiche Hellas, das langgestreckte Italien, die Halbinseln Gallien und Iberien, die Inselwelt von Britannien, zu Heimstätten hoher Culturen werden lassen, so lange die Transportmöglichkeit für die Nährstoffe an das einzige Verkehrsmittel von großer Leistungsfähigkeit, das Wasser, geknüpft war.

Die wenigen Straßensysteme, von denen uns die Geschichte berichtet, haben niemals viel für die Massenbewegung der Nährstoffe geleistet. Trotz der prächtigen, allerdings vornehmlich administrativ-militärischen Zwecken dienenden Straßenzüge, die in der Hauptstadt der damaligen Welt mündeten, wären die Annonarier Roms verzweifelt, wenn sie nicht den Tiber als Zufuhrstraße für das afrikanische und iberische Getreide in die Millionenstadt zur Verfügung gehabt hätten.

Und wenn die große Straße der Incas in Peru auch zweifelsohne zum wesentlichen Theile mit für die Verproviantirung der Sonnenstadt Cuzco angelegt war und es nach des Pater Herrera Zeugniß den vornehmsten Söhnen des Incareiches als der edelste Tod für das Vaterland galt, wenn sie, in Relais aufgestellt, frische Seeproducte vom Ocean aus auf die Tafel der Sonnensöhne im schnellsten Lauf befördernd, in diesem Dienste ihren Geist aushauchten, so hat sich doch nie eine nennenswerthe Masse von Nährstoffen auf diesem zweitgrößten Straßensysteme des Alterthums bewegt. Man darf sagen, daß die Nährstoffe die zweite Art ihrer Wanderungen, auf der sie in Massen von Ort zu Ort bewegt werden und für welche sie im Alterthum nur kindliche Versuchsschritte über schmale Meere und Länder gethan hatten, in Wahrheit erst dann angetreten haben, als ihnen „wie Meer wurde das trockene Land und das Meer wie trockenes Land.“ Mit der Verwendung der Dampfkraft zur Locomotion auf dem Wasser und auf dem Lande.

Vor dieser nächst der Erscheinung der Buchdruckerkunst größten Thatsache in der Geschichte führte im Leben der Völker die Agricultur das Regiment. Dasselbe ging mit jener Thatsache an die Industrie über.

Mit ihr trat die enorme Consumtion an intellectuellen und physischen Kräften, die nervöse Excitation der Hast, der Wettkampf auf Tod und Leben in die Culturentwickelung ein, der in weit höherem Maße als je zuvor Sieg und Unterliegen von der Qualität der Ernährung der Völker und Individuen abhängig machte.

Wahrer als je wurde der alte Spruch: „Sage mir, was du ißt, und ich will dir sagen, was du bist.“

Wellington's Zuruf an seine Soldaten vor der Schlacht von Vittoria: „Ihr beefeaters werdet euch doch nicht von Zwiebelfressern schlagen lassen!“ mußte von selbst überall stillschweigend zur Losung in dem großen industriellen Ringen werden.

Die Präponderanz der großen Industriestaaten England, Frankreich, Belgien beruhte durchaus nicht allein auf den Producten ihres Bodens, ihrer geographischen Lage, der hohen Entwickelung ihrer mechanischen Hülfsmittel, sondern zum größten Theile auf der Ernährungsform ihrer Arbeiter mit Haupt und Hand, die deren Leistungsfähigkeit potenzirte.

Die Schwerpunkte der Culturthätigkeit der Menschheit fielen in Länder, welche sämmtlich große Deficits in der Production der kraftvollen Nahrung hatten, die sie für ihre Kopf- und Handarbeiter verbrauchten. Ja die Gesammtfläche, welche die alte Civilisation bedeckt hatte und noch einnahm, das ganze Westeuropa vom adriatischen und baltischen Meere an bis zur Küste des atlantischen Oceans, brachte nur noch unter besonders günstigen Umständen die Nährmittel hervor, welche die immer höher gesteigerte Culturthätigkeit als Brennstoff zur Erzeugung und Erhaltung ihrer ungeheuren geistigen und körperlichen Arbeitskraft erforderte.

Die Anhäufung einer nach Qualität und Quantität so gewaltigen Culturmasse und Culturarbeit, wie die in jenem Westbereich Europa's zu unserer Zeit concentrirte, hätte in der antiken Welt oder im Mittelalter außerhalb jeder Möglichkeit gelegen.

Und einfach deshalb, weil, trocken factisch zu sprechen, die Verproviantirung der übergroßen Zahl der Culturarbeiter in diesem Bereiche mit Nährstoffen der für ihre Thätigkeit geeigneten Art bei der Leistungsfähigkeit der damaligen Communicationsmittel unthunlich gewesen wäre.

Die Wasserstraßen transportirten damals die Massen mit einer Geschwindigkeit von höchstens einer Meile in der Stunde; keine größere Schnelligkeit wies das in seiner Leistungsfähigkeit überdies weit beschränktere Fuhrwerk auf Landstraßen aus.

Damit ließen sich die Nähr-, Brenn- und Consumtionsmaterialien der Industriedistricte mit ihren zwanzigtausend und dreißigtausend Einwohnern auf der Quadratmeile nicht aus weiten Fernen zusammenführen, noch weniger die der Culturschwerpunkte der großen Industriecentren London, Paris, Berlin, wo Millionen auf einer Quadratmeile wohnen und die Industrie Stoffmassen verschlingt, von denen frühere Zeiten keine Begriffe haben konnten.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, als die großen Erfindungen der Spinnmaschine, des Kraftwebstuhles, der Ausbringung des Eisens mit Steinkohle rc. dem Strome der Culturarbeit eine bis dahin unerhörte Fülle gegeben hatten, schien derselbe allmälig durch die Unmöglichkeit der Ernährung der Culturarbeiter in das Stocken gerathen zu sollen.

Da schuf der große Darwin'sche Organismus, die Menschheit, unter dem Drucke unabweisbarer Nothwendigkeiten sich das Organ, das sie zu ihrer Fortentwickelung, den Flügel, den sie zu ihrer Ernährung bedurfte.

Die gewaltigen Erfindungen James Watt's und George Stephenson's ließen die Entfernungen zu Wasser und zu Lande, die die Cultur von der Ernährung trennten, auf ein Fünftheil einschrumpfen, die in ihrer Tragweite kaum geringeren oben erwähnten Entdeckungen Beukelsen's, Appert's, Liebig's vernichteten den Zeitraum zwischen Entstehen und Consumiren derjenigen Nährstoffe, deren Verwendung bis dahin an den Ort und an die Zeit ihrer Erzeugung geknüpft war. Die nährende Kraft des Fleisches, die lindernden und lösenden Säfte der Früchte, der verfeinernde und gesundende Wohlgeschmack der jungen Gemüse, der die civilisirte Tafel schmückende Reiz der Seeproducte wurden vom Klima, dem sie angehörten, der Jahreszeit, die

sie hervorbrachte, dem Boden, auf dem sie wuchsen, losgebunden und begannen frei die Welt auf zahllosen Wegen von ihren Productionsstellen aus nach den Consumtionspunkten der Civilisation hin zu umströmen, deren Ernährungsstoff und Form sich mit dem Grade ihrer Cultur heben, kräftigen, verfeinern mußte.

Das Alterthum und das Mittelalter, das sich in dieser Beziehung bis zum zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, bis zur Erfindung der zur See und zu Lande beweglichen Dampfmaschine erstreckt, hatte für die Nährstoffbewegung auf größere Entfernungen hin nur den beschwerlichen Viehtrieb zu Lande, nur den Transport des getrockneten und gepökelten Fleisches, der trockenen Mehlfrüchte und Gemüse gekannt.

Die Seedampfschiffahrt rückte die Getreideebenen Südrußlands zu den Westländern Europa's in die antike Entfernung Siciliens von Griechenland, Amerika's Nährstoffmassen zu England und Frankreich in die antike Entfernung Karthago's von Rom; die Eisenbahnen sammelten die Productionsflächen Europa's so nahe um die consumirenden Culturgegenden, wie die Getreideebenen Mittelitaliens um Rom her gelegen hatten.

Die eben genannten Conservirungserfindungen machten alle Eigenschaften des frischen Nährstoffes auf jede Entfernung hin transportfähig.

Die edelsten Früchte, die zartesten Gemüse Südfrankreichs, Italiens, Algiers, Madeira's gehörten jetzt mit dem ganzen Reiz der Frische ebenso gut, fast ebenso wohlfeil und zu allen Jahreszeiten Deutschland, England und den arktischen und baltischen Ländern an wie dem Orte und dem Frühling und Sommer, dem sie entwachsen waren, und die animalischen und vegetabilischen Nährstoffe, welche die Wolga und die Donau-Tiefländer in vielfachem Ueberschuß über ihren dortigen Verbrauch erzeugen, strömten durch die Gravitation des Bedarfs aus Podolien, Bessarabien, Rumänien, der Bukowina, Ungarn und Kroatien in den Rinnsalen des Dampftransportes nach dem Westen und Nordwesten Europa's.

Vor der Erfindung des Dampftransportes hatte sich der Preis der Hauptnährstoffe, der Brotfrüchte, des Fleisches, bei einem Landtransport von ungefähr zwanzig bis dreißig Meilen verdoppelt, kaum hundert Meilen von erntegesegneten Ländern verhungerten Völker; die Dauer der Wassertransporte war fast unberechenbar. Unter den Verhältnissen des jetzigen europäischen Land- und Wassertransportes geschieht heute die Ausgleichung des Bedarfs und des Productionsüberschusses in einem Umkreise von fast zweihundert Meilen in Bereichen, innerhalb deren gleichzeitige unterwerthige Ernten beinahe unmöglich sind, und die Flächenausdehnungen der Ländercomplexe, die sich in Zu- und Abbewegung der Nährstoffe gegenseitig bedingen, sind auf mehr als das Hundertfache seit der denkwürdigen Epoche des Eintritts des Dampftransportes in das Leben unseres Welttheils gewachsen. Es giebt keine Entfernung in Europa mehr, auf die hin der Transportpreis den Erzeugungspreis der Nährstoffe verdoppeln könnte, wenn die Mittel des Dampftransportes rationelle und humane Anwendung erfahren.

Im April 1838 kreuzte das erste Dampfschiff, der „Sirius“, den atlantischen Ocean unter Dampf, und diese Reise war der erste Schritt, den die Nährstoffbewegung auf der Erde in eine ganz neue Aera that. Wenn die Küstenländer des Mittelmeeres, die südwesteuropäischen Niederungen, sich kraft ihrer geographischen Lage, ihres Culturgrades und ihrer Physis bis dahin fast als die alleinigen Nährboden für die antiken und modernen Culturstaaten kundgegeben hatten, so bezeichnete dieses große Ereigniß im Sinne der enormen Erweiterung der Ernährungskreise durch den Dampftransport den ganzen jugendlichen Westcontinent als den Nährboden für die modernen Culturbereiche der alten Welt.

Ein Continent, sechsmal so groß als Europa, zweimal alle Zonen und Klimate durchsetzend, von einem ungeheuren Gebirgsstock von der dreißigfachen Länge der Alpen durchzogen, von einem Netze der größten Ströme der Erde bedeckt, deren schiffbare Strecken dreimal so lang waren als die aller Flüsse der übrigen Welt zusammen, mit fast ganz jungfräulichem Boden, dessen Humusschichten die Vegetationen von vielen Jahrtausenden geschichtet hatten, mit einer Waldfläche dreimal so groß wie Europa, einem ackerbaren Areale

doppelt so groß als dieser ganze Welttheil, hatte die Keime der Nährstoffe, die der Lauf der Civilisation mit seinen ersten Schrittspuren dahin vorausgesandt hatte, in sich aufgenommen. Der weitschauende Geist des Columbus hatte erkannt, daß die Belebung der neuen Welt mit den dort unbekannten Culturthieren nach Westen hin weit werthvoller sei als alle Schätze, die seine raubgierigen Gefährten als Danaergeschenke nach dem Osten schleppten.

Er eilte in das Vaterland zurück, ganz vornehmlich, um sie in die von ihm erschlossenen Bereiche hinüberzuführen, und schon auf seiner zweiten Reise, 1493, setzte er das andalusische Pferd, den Stier aus Navarra, das edle Merinoschaf aus Leon, das Schwein aus den Korkeichenwäldern der Sierren an den Strand Amerika's. Die Wucherung dieser Keime ergoß sich, degenerirend, Arten umgestaltend, nach dem Süden des großen Continents und bildete die unermeßliche Bevölkerung mit halbwildem Vieh, welche die Ebenen des Orinoco, des Alta-Maranon und vornehmlich der La Plata-Staaten bedeckt. Viel später bildete sich der Weststrom der animalischen Nährstoffe in Nordamerika. Die wilden Mustangs der mexicanischen und texanischen Prairien sind Abkömmlinge der Streitrosse der Gefährten des Cortez, deren einer, Cabeca de Vaca, das edle Thier auch auf der Westküste von Florida landete. Das fremde Zahmvieh drängte von den Lagern des Cortez, den vorgänglichen Ansiedelungen der Portugiesen in Neufundland, vor Allem aber von den Farmen Sir Ralph Lamb's, Edward Winslow's und John Mason's in Virginien, New-Hampshire und Massachusetts aus im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Heerden des wilden einheimischen Büffels zurück, welche die Mississippi- und Missouri-Thäler bevölkerten und jetzt wie ihre Genossen, die Indianerstämme, unter dem Fußtritte der Cultur, die Alles tödtet, was sie sich nicht zu assimiliren vermag, zu verschwinden beginnen.

Gleichzeitig mit dem Zahmvieh wanderten die freundlichen Eclaireure vor dem Triumphzuge der Cultur, die Brotfruchtarten des Ostens, in die neue Welt ein, gern in ihrer Mitte das heimische, von der Ceres der Azteken beschützte Getreide, das Welschkorn, gedeihen lassend, das sich der großen östlichen Cultur so dankbar lohnend bequemte.

Nirgends läßt sich anschaulicher die Wechselwirkung zwischen den Geschwistern der Cultur, Landbau, Industrie und Handel, verfolgen als in der Entwickelung von Nordamerika. Als Pionier drang der ältere der Brüder, der Landbau, von den Einbruchstellen der Civilisation an der Ostküste des Continents her in die ungeheure Fläche der Vereinigten Staaten und Canada's, zusammen dreißigmal so groß wie das deutsche Reich, mit ihren Wäldern, Strömen und Prairien vor. Kaum aber hatte er die Flächen zugänglich gemacht, die im Boden von Pennsylvanien, New-York und Westvirginien unermeßliche Mineralschätze deckten, als eine gewaltige Industrie ihm folgte und ihm die Herrschaft in den Ostbereichen zu bestreiten begann. Die Hauptkräfte dieser Industrie concentrirten sich zunächst fast ausschließlich darauf, der Bewegung der Cultur die Pfade, dem Nationalwohlstand Heimstätten und Quellen zu schaffen.

Ein Volk, kaum so zahlreich wie das deutsche, schuf sich unter dem Schutze einer absoluten Freiheit der Bethätigung seiner Kräfte in nicht ganz zwei Menschenaltern ein Eisenbahnnetz, an Flächenausdehnung dem ganzen europäischen, an Länge der Linien dem von Deutschland, Frankreich, England, Oesterreich, Rußland, Italien, Belgien und der Schweiz zusammen gleich, das von Ocean zu Ocean reichte. In Verbindung mit einem aus den größten Süßwasserseen der Welt, den bedeutendsten Strömen, aus einem Seelitorale, das aus einer Reihe vortrefflicher natürlicher Häfen besteht, und mächtigen künstlichen Canälen zusammengesetzten Wasserstraßennetze hat dies seiner Civilisation eine Basis von Austauschs- und Verkehrsmöglichkeiten geliehen, wie sie die Geschichte noch nirgends aufgewiesen hat, und dem dritten Bruder der Culturdreieinigkeit, dem Handel, dem Abstrom der Masse ober- und unterirdischer Producte des an beiden reichsten Bereiches der Erde, damit zahllose breite Wege nach allen Richtungen hin geöffnet.

Industrie und Handel, die wachsende Culturbevölkerung der atlantischen Staaten schoben langsam die Agricultur west-

wärts vor sich her. Die Production von Getreide, Vieh, Nährstoffen nahm in ersteren mit der Zunahme der Mineralproducte: Eisen, Kohlen, Kupfer, Petroleum, ab, und der Schwerpunkt der Nährstofferzeugung, der vor zehn Jahren noch zwischen dem Alleghanigebirge und den großen Seen lag, nähert sich mit starken Schritten dem Mississippi und hat ihn mit dem Weizen- und Welschkornbau schon völlig erreicht.

Wie überall und immer ist dem Getreidebau die Viehzucht vorausgewandert. Aus der kleinen Arche der Schiffe des Columbus sind, wie erwähnt, die südamerikanischen Pampasviehmassen geworden, deren Nährstoff, zu massenhaft für den Transport, hauptsächlich in die Präparate Liebig's und Appert's verwandelt, in die Culturländer der östlichen Hemisphäre zurückwandert. Die zehn Kühe und Stiere des Cortez, die kleinen Viehtrupps der holländischen und englischen Einwanderer sind zu den unermeßlichen Heerden geworden, welche die Ebenen von Kentucky, Texas, Neu-Mexico, Arkansas und der Pacific-Staaten bedecken und deren in festem Besitz befindliche, nur einen Theil der vorhandenen bildende Zahl sich in zwanzig Jahren von zwanzig auf fünfzig Millionen Stück erhoben hat. Die südlichen Staaten um den Golf von Mexico, das Mississippigebiet, die Centralstaaten, sind die Hegeländer des Borstenviehs, dessen Zahl sich schon mit vierzig Millionen beziffert.

So ist es gekommen, daß die Viehzucht zur Zeit in Amerika für ein weit einträglicheres Gewerbe als selbst die glücklichste Goldwäscherei gilt und in der That einigen ihrer rationellsten Pfleger königlichen Reichthum gewährt hat. Der glücklichste unter ihnen, ein Mr. Iliff, den ich kennen zu lernen den Vortheil hatte, begann seinen Viehhandel durch Tauschverkehr mit drei Fäßchen Whiskey und fünfzig Pfund Tabak in den Indianer-Reservationen vor kaum dreißig Jahren. Jetzt nennt er einen Viehstand von einer Viertelmillion Köpfen und ein Landareal, größer als das Königreich Sachsen, sein eigen und sendet jährlich zwischen 20000 und 40000 Stück Vieh auf die Märkte an den Seen und am Pacific. In zahllosen Wagenzügen auf den Eisenbahnen und in Heerden zu vier- und fünftausend Stück, deren Marsch monatelang über die Prairien hin dauert, strömen diese mächtigen animalischen Nährstoffmassen nach den Centren der Aufbereitung und Verpackung: Cincinnati, Kansas City, St. Louis, Indianopolis &c., vor Allem Chicago, hin. In den Schlachtehäusern der letzteren, prächtigen „Königin der Seen“, werden durchschnittlich täglich 8000 Stück Vieh geschlachtet und aufbereitet.

Im vorigen Jahre wurden von diesen Plätzen aus fast achthundert Millionen Pfund Schweinefleisch und hundert Millionen Pfund Rindfleisch versendet, während die Butter- und Käseproduction dieses ungeheuren Viehstandes sich auf neunhundert Millionen Pfund belief, von denen etwa zweihundert Millionen nach Europa wanderten.

Die Production der mit Nährstoffen bebauten Fläche in den Vereinigten Staaten und Canada, deren Ausdehnung sich in zehn Jahren fast verdoppelt hat und zur Zeit der von ganz Frankreich, Belgien und Holland zusammen gleichkommt, dabei aber kaum noch ein Fünftel der bebaubaren Areale einnimmt, erhob sich im Jahre 1880 auf über 2200 Millionen preußische Scheffel an Welschkorn, Weizen, Roggen, Gerste, Kartoffeln u. s. w., wobei sich das für Amerika erfreuliche Factum herausstellt, daß die mit Kartoffeln, diesem kraftlosesten aller Nährstoffe, bestellte Fläche die kleinste von allen und auf wenig über ein Zehntel der Nährfrüchte producirenden zurückgegangen ist, trotz ihrer Heimathangehörigkeit in Amerika.

Ungeachtet eines Consums an Brotnährstoffen, der höher ist als in irgend einem anderen Lande, vermag eine Bevölkerung von einigen fünfzig Millionen Seelen diese enorme Hervorbringung nicht allein zu verbrauchen und ein beträchtlicher Theil derselben strömt daher in aller Herren Länder aus einander. Dieser Theil betrug in den letzten Jahren ungefähr 250 Millionen preußische Scheffel, von denen etwa die Hälfte England, ein Viertel Frankreich, das letzte Viertel die ganze übrige Welt und davon Deutschland ungefähr zwei Procent erhielt. Diese große animalische und vegetabilische Nährstoffmasse, ungefähr 1800 Millionen Cent-

ner schwer, bewegt sich von der Productionsfläche aus ost- und westwärts, zum allergrößten Theil in letzterer Richtung, nach den Consumtionsstellen der civilisirten atlantischen und pacifischen Staaten und nach den Exporthäfen am atlantischen Ocean und am Golf von Mexico: Boston, New-York, Philadelphia, Portland, Montreal, Baltimore und New-Orleans, die Haupttransportgegenstände auf fünf großen von Ost nach West und zwei von Nord nach Süd laufenden Bahnen und fünf der leistungsfähigsten Wasserstraßen der Welt: den Seen, dem Erie-Canal, dem Missouri, Ohio und Mississippi, bildend.

Bis zum Jahre 1850, wo der Schwerpunkt der Agricultur Nordamerika's südlich und südöstlich vom Erie- und Ontario-See, in den Staaten Ohio, Pennsylvanien, New-York und Massachusetts, lag, bewegte sich der Transport der Nährstoffe zu der damals sechs Millionen Scheffel nicht übersteigenden atlantischen Ausfuhr lediglich auf der bedeutendsten, aus den genannten Seen und dem Erie-Canal gebildeten Wasserstraße nach New-York, die Blüthe dieses mächtigen Handelsplatzes für alle Zeiten sichernd.

Als aber die Landbaufläche sich über Staat um Staat westlich und südwestlich ausdehnte und eine Bahnlinie nach der anderen, dieselbe durchschneidend, sich bis zu den genannten atlantischen Häfen zusammenfügte, begannen Eisen- und Wasserwege, und die ersteren unter einander, sich die von Jahr zu Jahr wachsende Transportmasse von Nährstoffen streitig zu machen.

Unter den Auspicien einer absoluten Freiheit der Kräftebethätigung, welche die Constitution der Vereinigten Staaten allen in ihrem Bereiche wirkenden Elementen des Strebens gewährleistet, entwickelte sich nun zwischen den finanziellen und intellectuellen Gewalten von Transportanstalten ersten Ranges ein Kampf auf Tod und Leben, dessen Gleichen an Mächteentfaltung die Welt noch nicht gesehen hatte. Mit allen und durchaus nicht immer reinen Mitteln der Finanzkraft, des technischen Wissens, der mercantilischen Klugheit, der sachlichen Schlauheit und der politischen Schachzüge wurde in diesem ungeheuren Concurrenzkampfe gestritten, wobei es sich fortwährend um Gewinn und Verlust von Milliarden, Ruin und Prosperität gewaltiger Unternehmungen, ganzer Productionsbereiche und großer Verkehre handelte. Aber diese Schlachtfelder, auf denen viele Tausende und Tausende von todten Actien und tödtlich verwundeten Prioritäten und Schuldverschreibungen aller Art liegen blieben; diese Kämpfe, in welche die Regierung der Union, das Uebrigbleiben des Gesunden, den Sieg des wahrhaft Starken dem Walten unwandelbarer Gesetze des Völkerlebens überlassend, sich mit hoher staatsmännischer Weisheit in keiner Form mischte, waren es, aus denen recht eigentlich die Prosperität der Vereinigten Staaten erblühte. Eine unerhörte Anspannung aller Kräfte der Agriculturproduction ließ diese in vorher nie geahnter Weise anwachsen und damit eine Entwickelung des Verkehrswesens zu Wasser und zu Lande Schritt halten, von denen sich die alte Culturwelt Europa's keine Vorstellung zu machen im Stande ist.

In den härtesten Zeiten dieses Kampfes schuf eine Nation, damals an Zahl nicht stärker als die französische, jährlich über 5000 engl. Meilen Eisen- und Wasserstraßen, ließ den größten Theil des oben geschilderten, dem von ganz Europa fast gleichkommenden Eisenbahnnetzes entstehen, während jene Bevölkerung um zwanzig Millionen Seelen und ihr Reichthum in einer Weise stieg, wie desgleichen die Geschichte nicht zu verzeichnen hat.

Man darf behaupten, daß der große Concurrenzkampf der Verkehrsanstalten an Bedeutung für die staatswirthschaftliche und culturelle Entwickelung der Union den Secessionskrieg noch überrage.

Die immer mehr den Bedarf übersteigende Massenproduction der Nährstoffe ließ den Preis derselben so tief sinken, daß die Umwandlung der Brotfrüchte in Fleisch durch deren Verfütterung in immer größerem Maßstabe Platz greifen mußte. Ja häufig sank der Werth des Maises so tief, daß es vortheilhaft erschien, theils zur Wiederhebung dieses Preises, theils weil er in der That ein ökonomischerer Brennstoff war, ihn statt der Kohle unter den Dampfmaschinen zu verheizen. Zur Zeit meiner Anwesenheit

in Canada, vorigen Jahres, wurde eine große Anzahl Fabrikanlagen zwischen Toronto und Montreal mit schönen reifen Maiskolben gefeuert und so Millionen von Scheffeln dieses edlen Nährstoffes vernichtet.

Sollte die Agriculturentwickelung nicht wegen zu niedriger Werthe ihrer Producte stille stehen, so mußte sie von diesem Drucke, durch deren Massenabführung nach außen hin, um jeden Preis, ja sofern nöthig, umsonst befreit werden.

Diesem Abstrom der Nährstoffe nach außen hin kamen aber vor Allem die Resultate jenes großen Concurrenzkampfes der Verkehrsanstalten, der sich durch den Wetteifer der Dampferlinien bis über den Ocean hin fortsetzte, trefflich zu Statten.

Zur Zeit nach den Ernten, wo kein Eis auf den Wasserstraßen dieselben verhindert, ihr entscheidendes Wort beim Herabdrücken des Transportpreises zu sprechen, sinkt dieser für Getreide auf die weite Strecke vom Centralpunkte des amerikanischen Nährstoffhandels aus, Chicago, nach New-York oder einem der anderen großen atlantischen Häfen, tief unter die Selbstkosten der Leistung: auf eine Mark pro Centner auf eine Distanz von vollen 1300 engl. Meilen. Und oft noch weit tiefer. Gern laden die atlantischen Dampfer Getreide, wieder für eine Mark pro Centner, für den Transport auf die 3200 engl. Meilen von New-York nach Liverpool, so daß der Getreidetransportpreis auf mehr als 1000 deutsche Meilen hin die Kleinigkeit von zwei Mark pro Centner und oft weit weniger beträgt — ein Preis, für den auf europäischen Bahnen der Stoff nur auf 150 Meilen Entfernung transportirt werden kann — eine Distanz, die der vom inneren Ungarn nach Berlin gleichkommt.

Da nun der Werth eines preußischen Scheffels Weizen in Chicago sich auf fünf Mark im Durchschnitt stellt, so ist es jetzt kraft der Mächte der neuen Civilisation nicht anders, als wüchse der Nährstoff statt fast auf der anderen Seite der Erde unmittelbar an allen West- und Nordwestküsten Europa's.

Aber das mächtige Bild der westöstlichen Nährstoffbewegung hat seine ausdrucksvollsten Züge noch nicht erhalten.

Der endgültige Spruch darüber, mit welchen Gewalten die neue Welt über kurz oder lang in den Ernährungsproceß der alten Welt eingreifen werde, ist zunächst in die Hände der politischen Parteien des mächtigsten Staatencomplexes der ersteren gelegt. Noch ist die überaus tiefe Depression der Preise der Nährstofftransporte von den Schwerpunkten ihrer Productionsflächen aus nach den atlantischen Häfen und über den Ocean eine gewissermaßen künstliche, das Resultat von Kämpfen, welche möglicher-, wenn auch nicht wahrscheinlicherweise in dieser oder jener Art einmal ein Ende haben können. Auch ist eine Zeit denkbar, wo das Interesse der Verkehrsanstalten im Lande die Oberhand über das der Agricultur gewinnen kann. Das Hinaufgehen der Transportpreise würde dann den Export fast verschwinden machen.

Der jetzige Zustand der Dinge, die Massenbewegung der Nährstoffe auf ihren bisherigen Eisenbahn- und Canalwegen, wird aber derselbe bleiben, so lange erstlich der Schwerpunkt der Nährstoffproduction östlich vom Mississippi liegt und zweitens die jetzt herrschende politische Partei, die republikanische, deren Machtgewicht in den Nord- und Oststaaten liegt, im Regimente bleibt.

Alle Interessen der letzteren concentriren sich auf der Erhaltung und Hebung der ostwestlichen interoceanischen Verkehre und der Prosperität der atlantischen und pacifischen Häfen.

Aber die Physiognomie der Nährstoffbewegung der ganzen Welt muß eine andere, die letztere wird erst in ihre natürlichen Strombetten geleitet werden, wenn die Nährstoffproduction in ihrer Hauptmasse den Mississippi überschritten haben wird, so daß ihr Schwerpunkt westlich von dieser Weltstraße fällt und — wenn gleichzeitig die demokratische Partei an das Ruder kommt.

Diese Partei, deren Machtsphäre in den ehemaligen Sclavenstaaten an den Küsten des Golfs von Mexico um die Mündung des Mississippi her liegt, würde vor Allem die Hebung der Interessen ihrer gewaltigen und unter dem jetzigen Regimente vernachlässigten Gebiete, deren unerschöpflicher Boden unter einem südlichen Klima zwei Ernten im Jahre

trägt, ins Auge zu fassen und danach zu streben haben, wenigstens einen Theil der Herrlichkeiten der atlantischen Häfen für die des Golfs von Mexico, New-Orleans, Galveston und Mobile zu gewinnen. Das kraftvollste und dann unzweifelhaft sofort angewandte Mittel hierfür würde die gründliche Regulirung, die Hebung der Schiffbarkeit der Ströme, vor Allem des Mississippi, dieses Lebensnervs der südlichen Staaten, und seiner westlichen großen Nebenflüsse, sein, von denen fünf wasserreicher sind als der Rhein. Der Red-River, der Arkansas, der Canadian, der Kansas, der Missouri bedecken ein Flußgebiet fünfmal so groß als Frankreich, mit mehr als hundert schiffbaren Wasseradern, die sämmtlich die reichsten Flächen der Nährstoffproduction aller Art durchziehen.

Diese Schiffbarmachungen, jetzt den westöstlichen Verkehren zu Liebe hintangesetzt, würden zwar Hunderte von Millionen verschlingen, leicht zu beschaffen indeß für ein Land, das all seine Kräfte der Förderung seiner internen Wohlfahrt widmen darf. Auf diesen zahlreichen Wasserstraßen, unterstützt von einem täglich dichter werdenden Netze wohlfeiler Eisenbahnen, werden die gewaltigen Ernten dieser weiten Gebiete, ohne jede künstliche motorische Kraft, fast kostenlos, immer stromabwärts in den Mississippi und, von diesem Kolosse unter den Strömen gesammelt, in die Bucht von Mexico hinabschwimmen.

Und damit dieser mächtigen Nährstoffbewegung kein Mittel, das sie braucht, fehle, treiben jetzt auf all den genannten Strömen zahllose Stämme trefflichen Bauholzes, aus uralten Wäldern herabgewaschen, die, jetzt nur als gefährliche Hindernisse der Schifffahrt betrachtet, durch kraftvolle schwimmende Apparate zerkleinert und den Strömen wieder überlassen werden. Von diesen in das Meer hinausgeführt, bauen diese Millionen von Klaftern Holz die Barren der Mississippimündung, oder erscheinen, von Meeresströmungen geführt, als Treibholz im Polareise wieder. Aber diese Holzmassen sind treffliches, nichts kostendes Material zum Bauen flacher Strombarken, auf denen die Ernten, wieder fast kostenlos, stromab treiben können.

Gegen diese Wohlfeilheit des Transportes vom Erntefelde zum Meere kann kein Eisenbahn-Concurrenzpreis aufkommen.

Die in den Häfen des Golfs von Mexico — auf vom Nordostpassate wieder fast kostenlos aus der alten Welt dahingeführten Seefahrzeugen — verladenen Nährstoffmassen finden nach kurzer gefahrloser Seefahrt an der Südspitze von Florida den Golfstrom, verbunden mit den herrschenden Westwinden. Und die beiden großen kosmischen Gewalten, vereinigt, führen sie wieder fast ganz ohne künstlichen Motor quer über den Atlantic an die Küsten von Europa, nach der dichtbevölkerten Culturwelt, die ihrer bedarf. Diese empfängt sie in ihren Häfen mit ihren Wasser- und Eisenstraßen, und letztere und die Themse, Loire, Seine, Rhein, Weser und Elbe bilden dann für den freien natürlichen Transport der Nährstoffe nur die Fortsetzungen des Missouri und Mississippi, des Passatwindes und des Golfstroms.

Es scheint innerhalb der mächtigen, wenn auch größtentheils noch geheimnißvollen Gesetze zu liegen, denen die Geschicke der Menschheit gehorchen, daß die Staatenbildung und Reifung des großen Gemeinwesens der freien Selbstbestimmung jenseits des Oceans schneller vor sich gehen, seine materielle Rückwirkung auf die Mutterculturwelt eiliger wachsen solle, als dies bei einer politischen und wirthschaftlichen Entwickelung in dem Tempo möglich sein würde, welches bisher die Geschichte selbst bei den rapidesten, aber nur aus eigener Kraft heraus erfolgten Staatenbildungen gezeigt hat.

Dazu ist ein mächtiger Zustrom verwandter Geschlechter und Stämme und edler Arbeitskraft von außen her unerläßliche Bedingung. Das Regiment der Welt hat aber von jeher zur Erreichung seiner größten Zwecke sich mehr der unklaren, aber epidemisch weit verbreiteten Empfindungen bedient als der leuchtenden Gedanken.

Und so wandelt denn jenes ebenso unbestimmte als mächtige Gefühl, von dem unseres großen Forschers prophetischer Vorfahr, der alte Dichter Erasmus Darwin, sagt:

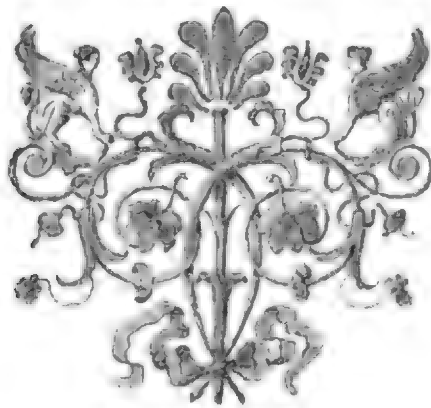
Unser Schaffen, Hoffen, Denken zieht nach West ein dunkler Drang,
Und der Menschheit Blüthe wandert mit der Sonne Zirkelgang,

den geistigen Gang der Cultur von Ost nach West, in einem sehr materiellen, compacten Strome von Menschen, von Arbeits-, Finanz- und Intelligenzkräften aus Europa nach dem neuen Staatenbunde, der ihnen unbeschränkte Freiheit zu erwerben und zu nützen zusichert.

Seit den Zeiten der Völkerwanderung hat die Welt keinen ähnlichen Aufbruch der Nationen nach Westen hin gesehen, wie ihn die Auswanderung zeigt, die jährlich eine drittel Million Seelen und doppelt so viel Arme nach dem Occident, vornehmlich nach den Vereinigten Staaten führt.

Und ein großer Theil dieser mächtigen Bewegung von geistiger und materieller Schaffenskraft kehrt, in die Producte des dortigen überreichen Bodens, in Nähr- und Bekleidungsstoffe verwandelt, in Form von Getreide, Fleischpräparaten, Früchten, Baumwolle zu uns, in den Culturmutterwelttheil, zurück.

Keine Erscheinung im Culturleben, weder der antiken noch der modernen Welt, gleicht an Größe und daher wahrhaft poetischer Gewalt der des ungeheuren Stromes von Nährstoffen, der aus den Bereichen seiner naturgemäßesten Entstehung in einem jungen, noch raum-, boden- und wasserreichen Welttheile, geleitet von den edelsten und friedlichsten Kräften der menschlichen Intelligenz, getragen von den kosmischen Kräften der Gravitation, der Wärmevertheilung in Meer und Atmosphäre, sich in die Tausende von Meilen entfernten Bereiche der hohen alten Cultur ergießt, die seiner bedürfen, weil hier Menschendenken, Menschenarbeit höhere Tendenzen haben, höher in Preis und Werth stehen als die Thätigkeiten, welche die Beschaffung von des Leibes Nothdurft und Nahrung erzielen. Das Werden dieser großen Weltstraße der Ernährung ist unausbleiblich wie alle in ewigen Naturgesetzen begründeten Vorgänge im Bereiche der Civilisation. Ihre Errichtung aber wird einer der wichtigsten Schritte auf dem großen Pfade sein, den die moderne Cultur zu gehen hat. Und dieser ist kein anderer als der nach der Erweiterung der Kreise, in welchen der Ausgleich von Ueberschuß und Bedarf erfolgen kann. Diese Erweiterung aber ist gleichbedeutend mit dem Fortschreiten der Entlastung der höheren Thätigkeit der Menschheit von den Hemmnissen des leiblichen Bedürfnisses, durch die Dienstbarmachung der physikalischen und kosmischen Kräfte für die höchsten und edelsten Zwecke der Civilisation.



Edinburgher Ausflüge.

Von

Franz v. Holtzendorff.

Nach den Ochills.

Klarer als gewöhnlich um diese Jahreszeit schien die Sonne Schottlands am 13. October über die herbstlich gebräunte Landschaft. Wäre ich meiner Neigung gefolgt, so hätte ich im Vertrauen auf diese unverhoffte Gunstbezeugung des Himmels einen Katzensprung in die Hochlande unternommen, die in wenigen Stunden von Edinburgh aus zu erreichen sind. Die Warnungen vor der Wetterwendigkeit nordischer Herbsttage behielten jedoch in mir die Oberhand, und so begnügte ich mich, nachdem Tags zuvor der socialwissenschaftliche Congreß geschlossen worden war, mit einem Ausfluge zu den Ochills, wozu mich eine geistvolle Freundin geladen hatte, deren Begleitung durchaus geeignet schien, mir das herkömmliche Roth und Schwarz gedruckter Reiseführer zu ersparen.

In bequemer Vormittagsstunde brachen wir auf, zufrieden, daß ein wohlwollender Fahrplan uns den unvermeidlichen Culturkampf in der frühen Morgendämmerung gegen die letzten Protestationen unvollkommen befriedigten Schlafbedürfnisses erspart hatte. Die Bahn folgt in westlicher Richtung dem Firth of Forth.

Eine alte gothische Kirche neben einem hervorragenden Schloßbau tauchte zur Rechten auf und gebot unserem Zuge für einige Minuten Halt.

„Linlithgow," bemerkte meine Nachbarin, „die Brunnenstadt. Schade, daß Sie nicht einen vollen Tag zu ihrer gründlichen Besichtigung ersparen konnten. Sie ist für Niederschottland ungefähr dasselbe, was vor dreißig Jahren Nürnberg für Deutschland gewesen sein soll und heute noch Rothenburg an der Tauber ist — ein Stück mittelalterlichen Städtebaues, über das man eine Glasglocke setzen möchte, um es vor dem Eindringen der modernen Industrie und jenen Fabrikschornsteinen zu retten, die in Glasgow und anderwärts wie ausgewachsene Riesenspargel aus einem großen Beete hervorstarren. Der Schutzheilige der Stadt, dem die alte, von David I. erbaute Kirche gewidmet ist, würde sie hoffentlich in seinen Schutz nehmen. St. Michael ist der Patron und Freund der Reisenden und Pilger, freilich nur derjenigen, welche ausreichend mit Geld versorgt sind und in friedlicher Absicht kommen, denn möglicherweise verschuldete er es, daß Eduard I., der vor der Schlacht von Falkirk sein Nachtlager hier genommen hatte, durch einen Fußtritt seines Schlachtrosses um zwei seiner besten Rippen gebracht wurde. Nicht nur die Kirche, auch das alte Schloß ist nach dem Urtheil sachkundiger Alterthumsfreunde sehenswerth. Jakob IV. baute das alte Burgthor und schmückte es mit den Zeichen jener vier Orden, die Schottland, England, Spanien und Frankreich ihm gespendet hatten."

Armer Jakob! dachte ich. Was sind vier Orden für einen Monarchen! Mancher Offizier denkt heute mit Beschämung an jene Jahre, wo er durch nur vier Orden ausgezeichnet war, und König Alfons von Spanien hielt je nach dem Geschlechte seines noch zu erwartenden erstgeborenen Kindes seine höchsten Orden in Bereitschaft, damit sie als nächtliches Beruhigungsmittel dem Säugling in die Wiege gelegt werden.

Noch vor sechzig Jahren gedachte der Reisende vielleicht der Verse, die Walter Scott der ehrwürdigen Brunnenstadt geweiht hatte:

„Von allen Burgen auf den Höhn,
Geschmückt mit Königszeichen
Auf Schottlands Grund, ist nichts so schön,
Linlithgow zu erreichen.“

Heute wird die kleine Stadt durch den Maschinisten des eisernen Zugstieres einer Pause von zwei Minuten gewürdigt, und die Mehrzahl der vorüberfahrenden Hochlandswanderer begnügt sich mit der Notiz des Reisehandbuches: „producirt Lederschuhe und Haferbranntwein.“

Eine Stunde später erreichten wir Stirling.

Hier schneiden oder berühren sich die großen Linien der North-British, der Caledonian- und der Forth and Clyde-Eisenbahngesellschaften. Der Verkehr zwischen Glasgow, Perth, Edinburgh, dem Loch Katrine, dem Loch Tay bewegt sich zu einem großen Theile über Stirling, das im geschichtlichen Sinne fast mit demselben Rechte wie Edinburgh die Hauptstadt Schottlands genannt werden kann.

Fehlt hier der landschaftliche Vordergrund, der den Ausblick von den höher gelegenen Theilen Edinburghs so wunderbar verschönt, so ist der Fernblick auf den Meerbusen des Forth und die Hochlande doch voll zauberhafter Wirkungen. Kriegsgeschichtlich war Stirling jedenfalls bedeutender als Edinburgh. Die Entscheidungsschlachten, in denen Schottland um seine Unabhängigkeit rang, wurden in seiner Nähe oder unter den Mauern der alten Burg geschlagen, die von einem steil abfallenden Felsen, dem Edinburgher Castell nicht unähnlich, herniederschaut.

Wie viel hätten diese Mauern, Felsen und Thürme zu erzählen, wenn die Steine reden oder die Geister derjenigen wiedererwachen könnten, die über diese Stufen und Treppen gewandelt: von königlichen Lustbarkeiten, Turnieren und Mordthaten, von geheimen unterirdischen Liebesabenteuern, von bangen Stunden endlos dauernder Belagerungen, von den Siegesfanfaren heimkehrender Krieger, von Krönungen schottischer Königskinder, die noch in der Wiege lagen, von heraufkletternden Siegern und aus den Fenstern hinausgestürzten Edelleuten, von Hochzeitsfreuden in der nahe gelegenen Greyfriar's Church und reformatorischen Bußpredigten, von dem Kampf zwischen moderner Langweiligkeit und mittelalterlicher Romantik, von den Thränen, die auf dem alten Richtplatz geweint wurden, auf den die Edelfräulein von einem besonderen Ehrenplatz wie auf Kampfspiele hinabschauten, von dem unglücklichen Marquis v. Argyll, der vor seiner Hinrichtung (1661) mit dem letzten Stuartkönige hier weilte, dessen spätere Vertreibung damals noch nicht geahnt werden konnte, von dem Erzbischofe, der über einem Brückengeländer an dem nahe vorbeifließenden Gewässer aufgehängt wurde.

Wenn es in dem alten Schlosse spukt, soll es mich nicht wundern. Manches Edelfräulein mag da umgehen, um in der Mitternachtsstunde ihren untreu gewordenen Cavalier zu suchen, oder mancher alte Gelehrte in den Ecken stöbern, um für seine historischen und theologischen Tractate, die er bei Lebzeiten nicht vollenden konnte, noch etliche historische Urkunden zu sammeln. Und manche Abenteuer mögen sich noch heutigen Tages in den Spukstunden ereignen, wenn die Geister junger Wesen, die aus dem Liebesfrühling plötzlich dahingerafft wurden, mit den Geistern Urkunden suchender Theologen in denselben Ecken zusammentreffen. Wie würden aber die leise flüsternden Geister erschrecken, wenn sie den Pfiff der Maschine aus dem Thale vernehmen und, aus der Fensterbrüstung hinausschauend, die eiserne Riesenschlange feuerspeiend dahinschießen sähen!

Darüber weiter nachzudenken, war auf dem Bahnhofe zu Stirling keine Zeit, obgleich sich meine Einbildungskraft gern mit der Vorstellung dessen beschäftigte, was angesichts unserer modernen Culturmittel und Erfindungen in dem Denkver-

mögen eines alten Philosophen oder mittelalterlichen Burgherrn bei seinem plötzlichen Wiedererwachen aus dem Todesschlummer vorgehen würde.

Von allen Seiten pfiff und rasselte es um uns herum. Es galt, den richtigen Zug auf dem richtigen Geleise aus vier verschiedenen Möglichkeiten herauszufinden.

Bei solchen Gelegenheiten lernt der Reisende ein wenig Selbsthülfe. Einem aufmerksamen Beobachter kann die Verschiedenheit der Volkssitten nicht entgehen, wenn er an dem Kreuzungspunkte mehrerer Eisenbahnlinien das Publikum einerseits in England und andererseits in Deutschland mit einander vergleicht. Der Unterschied zwischen einem auf Selbsthülfe beruhenden Gemeinwesen und continentaler Bevormundung zeigt sich auf den Eisenbahnhöfen in wunderbarer Deutlichkeit.

Auf den größeren Bahnhöfen, wo das Publikum von verschiedenen Perrons aus einsteigt und die Geleise meistentheils überbrückt sind, vermißt man die auf dem Continent übliche Androhung einer Polizeistrafe an diejenigen, welche sich in ihrer eigenen Unvorsichtigkeit einer Lebensgefahr aussetzen. Solche Strafandrohungen werden ersetzt durch die einfache Warnung: „Reisende, die sich auf die gegenüberliegenden Geleise zu begeben haben, werden ersucht, sich der Brücke zu bedienen.“ Von der Polizeiaufsicht über irrende Schafe befreit, können sich Eisenbahnbeamte mit näherliegenden wichtigen Obliegenheiten ihres Dienstes befassen. Jene durch einander stürzenden Menschen, schweißtriefende Väter, krabbelnde Kinder, gleich Kameelen mit Handgepäck beladene Mütter, jene geplagten Schaffner, die auf dreißig Fragen gleichzeitig antworten sollen, jene ängstlichen Blicke, die einen säumigen Gepäckträger mit dem Gepäckschein suchen, und die scheuen Pilger, die in größter Aufregung warten, bis ihnen ein bestimmtes Coupé angewiesen und die ersehnte Erlaubniß zum Einsteigen ertheilt wird, jene Sonntagsscenen auf den Bahnhöfen, die ihres Hogarth noch harren, vermißt der reisende Humorist in England durchaus. Wer aber über den politischen Zusammenhang der Dinge nachdenkt, wird begreifen, daß in der außerordentlich ruhigen Bewegung der Menschen, die sich auf englischen Bahnhöfen zusammenfinden, ein Stück des öffentlichen Lebens sich abspielt. Am auffälligsten ist mir immer gewesen, daß in Deutschland, wo der geographische Unterricht allgemeiner ertheilt wird als in anderen Ländern, so viele Menschen auf den Bahnhöfen anzutreffen sind, die gar keine Ahnung davon haben, in welcher Himmelsgegend ihr Reiseziel liegt und ob die von ihnen zu benutzende Eisenbahnlinie nach Norden oder Süden führe.

Es ist wahrscheinlich, daß englische Handwerker von den Inseln des nördlichen Polarmeeres oder den Wüstenbildungen in Centralasien weniger wissen als manche deutsche Bauernkinder an ihrem Confirmationstage; aber es scheint, daß Localgeographie, Eisenbahnverbindungen und Ortskenntniß in England weiter verbreitet sind als in den mittleren Bevölkerungsschichten des Continents, deren Unbehülflichkeit auf Reisen im Vergleich zu dem Ruhme „allgemeiner Bildung“ ergötzlich genannt werden darf.

Meine Reisegefährtin, die lange Zeit hindurch in Norddeutschland gelebt hatte, bestätigte diese Wahrnehmungen, als wir unseren Platz in einem Wagen der nordöstlichen Linie genommen hatten, die von Stirling über Kinroß nach St. Andrews und Tayport führt und bei letzterem Punkte den Tay auf jener unglücklich erbauten Brücke überschritt, an deren Einsturz ganz Europa lebendigen Antheil nahm. Anfangs wendet sich die Bahn in nahezu östlicher Richtung, links im Hintergrunde die Grampian-Berge, rechts der durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Landstrich am Forth, der sich bei Alloa allmälig zur Meerbucht erweitert. Kurz vor Alloa wendet sich unser Geleise von der östlichen Linie nordwärts ab, überschreitet das in den Forth mündende kleine Bergwasser des Devon und berührt die südlichen Abhänge der Ochills.

Dieser Theil von Schottland, den man als Uebergangs- oder Mittelland zwischen den Highlands und den Low-lands bezeichnen könnte, wird von Reisenden weniger besucht, als er seiner zahlreichen Schönheiten wegen verdient. Burns, den ein feiner Natursinn auszeichnete, feierte den Devon als seinen Liebling unter

Schottlands kleinen Bergströmen, den „klar sich schlängelnden Devon“. Und Macculloch sagt: „Dieser Theil des Landes ist eine ununterbrochene Reihe von Schönheiten, so daß diese Gegend von Clackmannan zu dem Köstlichsten in Schottland gehört.“ Auch unser Landsmann Theodor Fontane, dessen schottische Landschaftsbilder kaum von irgend Jemand außer von Walter Scott übertroffen sind und von anmuthigen Erzählungen aus der Geschichte von Edinburgh, Linlithgow, Stirling unterbrochen werden, umging die Ochills und die Grafschaft Fife, um sich von Stirling in gerader Linie auf Perth zu wenden. Aus der Entfernung gesehen, lassen die Ochills, deren höchster Gipfel in dem Ben-Clench erreicht wird, nicht ahnen, welche Reize sie an ihren Abhängen und Schluchten verbergen. Vielleicht giebt es auch schweigsame Naturverständige, denen daran gelegen ist, daß das Thal des Devon nicht durch unternehmungslustige Gastwirthe auf den Bahnhöfen ausgerufen und angepriesen werde. Wir dürfen dies daraus schließen, daß die Stille des herrlichen Thales nicht wenige von den angesehenen Familien der schottischen Hauptstadt angelockt hat, sich hier ihre Landhäuser in den Versteck schattiger Baumwipfel hineinzubauen. Ueberall erblickt man lauschige Plätze, hinter denen Villen entweder halb sichtbar hervorschimmern oder von dem Reisenden, der den Geschmack der Schotten kennt, vermuthet werden dürfen. Bevorzugt erscheint in dieser Hinsicht das südliche oder linke Ufer des Devon, obwohl es im Herbst weniger sonnig ist als die gegenüberliegenden Abhänge der Ochills. In der That ist der Anblick der Berge von dieser Seite aus freier und umfassender.

In den Mittagstunden war es mir nicht vollkommen klar geworden, weswegen das südliche Ufer des Devon zahlreichere und anscheinend auch reichere Gartenanlagen aufzuweisen hatte. Am Abend, als die Sonne im Westen des Thales etwa über dem Punkte, wo Stirling zu vermuthen war, klar niedersank, leuchtete die Reihe der Ochills in herrlichster Röthung. Berechnet man den Lauf der Sonne, so wird es wahrscheinlich, daß in den kürzeren Octobertagen die Abendbeleuchtung in diesem Thale schönere Lichtwirkungen hervorzaubert als in den Hochsommertagen, an denen die Sonne nicht vor oder neben, sondern hinter den Ochills versinkt. Zu dieser Farbengluth, die wir in unseren Reiseerinnerungen nur mit italienischen Landschaftsbildern zu verknüpfen pflegen, trägt in Schottland die herbstliche Röthung der weiten Haideflächen nicht wenig bei, von denen die Bergabhänge und Bergkuppen umhüllt sind. Die Höhen der Ochills sind unbewaldet. Eben deswegen nähert sich ihre Abendbeleuchtung den Lichterscheinungen, denen wir an den Kalkspitzen der Apenninen oder den Felszacken süditalienischer Vorgebirge staunend zuschauen.

Castle Campbell.

Wir verließen den Zug in Dollar, einem Städtchen, dessen Namen so viel wie Tiefthal bedeutet, wenn die Etymologen Recht haben.

Meine freundliche Begleiterin trennte sich von mir. Sie wendete sich zur Rechten, während ich auf der linken Seite des Flusses blieb. „Auf Wiedersehen nach zwei Stunden!“ rief sie mir beim Abschied zu. „Zur Besichtigung der alten Burg bewillige ich Ihnen zwei Stunden! Ihr akademisches Viertel darf nicht überschritten werden. Mein Wagen erwartet Sie an der Ecke der Hauptstraße und des zum Bahnhof führenden Weges.“

Campbell Castle ist eines Besuches wohl würdig, auch wenn man die Thäler des Rheins und der Lahn durchwandert und den Reiz alter Burgtrümmer auf deutschen Bergen gekostet hat.

Aus dem Thale des Devon führt eine nordwärts laufende Bergschlucht längs des Dollarbachs zu den Ueberresten der alten Burg. Sie liegt in einem guten Versteck und war für Ueberfälle ortsunkundiger Gegner vortrefflich geeignet. Nur von der Höhe der Ochills, nicht vom Thale ist das alte Schloß sichtbar.

Nachdem ich die unvermeidlichen Sixpence vor dem Wärterhäuschen am Eingang der Bergschlucht erlegt hatte, trat ich in die wonnige Berg- und Waldeinsamkeit der schmalen Spalte, durch deren Windungen der schäumende Dollar springt und tanzt, vor lauter Uebermuth und Ungeduld, das breitere Thal zu er-

reichen, aufschäumend und wirbelnd. Kein Blatt regte sich in der Stille des Mittags; Alles schwieg. Niemand begegnete mir auf dem Bergpfade, der den Windungen des Baches folgte. Dann und wann fiel ein Sonnenstrahl durch die Klüfte auf das hier noch vollgrüne, dort bereits braungelbe Laub dichter Gebüsche, unter denen sich saftiges Moos und blühende Haidekräuter erhalten hatten. Gebirgskühle, sommerliche Wärme und herbstliche Buntfärbung spielten in dieser engen Einrahmung steil aufstrebender Bergwände durch einander. Die Natur hielt ihren Mittagsschlummer. Aus tiefer Ruhe aufgescheucht und durch meine Schritte gestört, steigt dann und wann eine Meise oder ein Rothkehlchen von den Steinen im Flußbette auf, um die der Wellenschaum sich kräuselt — zuweilen blickte es mich heimathlich an wie in manchen Schluchten Thüringens, bis dann wieder der Reiz des Fremdartigen in dem Aufblick zu einer baumlosen Bergwand hervortrat, von der gebräuntes Haidekraut winkte.

Auf dem letzten Drittel des Weges verengt sich die Schlucht zu jener Gestalt eines Bergtobels, der in den oberbayerischen und Tiroler Alpen als eine Klamm bezeichnet wird. Die angeregte Phantasie patriotischer Schotten mag in diesen aus einander gerissenen Felsenspalten, durch welche in kleinen Cascaden der Dollar hinabstrubelt, die Miniaturbilder der Taminaschlucht oder des Anio wiederfinden. Der Name Pfäffers würde an dieser Stelle wahrscheinlich auch dann oft genug ausgesprochen werden, wenn Reisehandbücher desselben nicht Erwähnung thäten. Ein schmaler, auf Holzplanken schwebender Pfad zwängt sich durch die Kluft, deren zerrissene Wände steil aufsteigen und eine Höhe von mehr als hundertundachtzig Fuß erreichen mögen. Unmittelbar an dem Eingang in diese Schlucht spaltet sich der Weg. Der Wanderer hat die Wahl, ob er, rechts abbiegend, zuerst die Burgruine oder die „Kummerschlucht“ suchen will. Mir schien, daß es allemal lohnender ist, wie die Mehrzahl der Fische dem Wasserstrudel aufwärts steigend entgegenzugehen. Es ist wohlthätig und erfrischend, den steigenden Wellen zu begegnen und von ihrem seitwärts sprühenden Schaum geküßt zu werden.

Die Schlucht des Kummers (glen of care) nennt die halb humoristische halb melancholische Stimme der Volksdichtung diese Spalte, die durch das „Wasser der Sorge“ (river of sorrow) aus dem Gestein herausgewaschen wurde, in der „Pfarrei des Schmerzes“ gelegen ist und zu der „Burg der Trauer“ hinaufführt. Warum Castle Campbell ein castle of gloom geheißen wurde, weiß ich nicht. Denn Alles zusammengenommen, glaube ich, daß hinter den hohen Mauern mittelalterlicher Ritterburgen, unter Thürmen und Zinnen mehr Frohsinn und Lebensfreude waltete als in den weiten Räumen, in denen heute das Treibrad der Dampfmaschine scheuert, oder selbst in den behaglichen Gemächern, in denen die Burggrafen der Industrie von des Tages Mühen und Lasten verschnaufen.

Castle of gloom war für abergläubische Zeiten wahrscheinlich ein Name mit schlimmer Vorbedeutung. Spielte doch fast in jeder Familie des alten schottischen Adels der gedungene Mörder oder der Scharfrichter eine Gelegenheitsrolle, die Argylls nicht ausgenommen, die im Jahre 1489 eine Parlamentsacte erwirkten, um den alten Namen der Trauerburg in Castle Campbell umwandeln zu dürfen. Irgend eine uralte Missethat, die durch die Meinung des Volkes oder die Stimme der Kirche gemißbilligt war, oder des Sängers Fluch, mag in den Zeiten altersgrauer Sage die Burg verfehmt und dann auch die Kummerschlucht, das Sorgenwasser und die Schmerzenspfarrei hinzugethan haben. Die Beseitigung des Omens konnte aber die Wege des Schicksals nicht ändern. Denn trotz der Namensänderung trafen schwere Donnerschläge die Argylls in den Zeiten der Stuarts, obwohl Knox durch seine Predigten diese Stätte geweiht hatte. Montrose zerstörte die Burg während der Bürgerkriege. Als Ruine kam sie 1805 in bürgerliche Hände. Ob sie für den gegenwärtigen Besitzer eine rentable Burg der Freude geworden ist, weiß ich nicht. Es scheint aber, daß man die alten Trümmer zu erhalten bedacht ist. Als ich den „Barmekin“ oder Vorhof durchschritt, stieß ich auf eine Anzahl von

Maurern und anderen Handwerkern, die mit der Ausbesserung schadhaft gewordener Stellen beschäftigt waren.

Der Ausblick von der Höhe des alten viereckigen Thurmes, der aus dem zwölften Jahrhundert herrühren mag, ist von entzückender Schönheit: Im Süden das Thal des Devon und hinter der ihn begrenzenden Hügelreihe der tiefe Einschnitt des Firth of Forth, südwestlich die Landschaft von Stirling, südöstlich die mannigfaltig gegliederte, reiche Grafschaft Fife und der ins Endlose verlaufende Streifen des deutschen Meeres. Nur im Norden ist die Rundschau durch den Ben Cleuch gehemmt, dessen höchste Spitze näher gerückt scheint, als sie in Wirklichkeit ist.

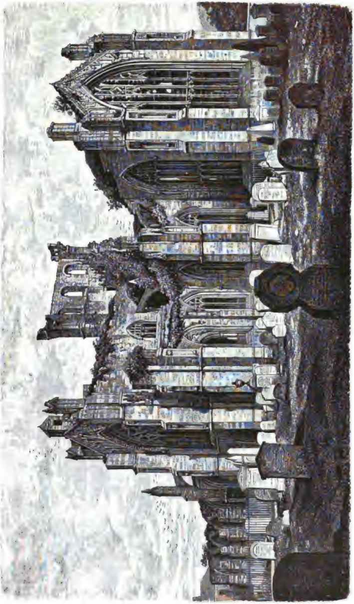
Wohl Mancher gedenkt, indem er den wunderbaren Wechsel dieser reichen Landschaft genießt, an jene Seeburgen, die nach der nordischen Sage, in den Nibelungen und der Gudrun, den Schauplatz von Kämpfen und Spielen, plötzlichen Ueberfällen und ritterlichen Abenteuern darstellen, sowie jener Zeiten, da noch ein ständiger Späher ostwärts blickte, um vor der Annäherung raublustiger Dänen und Normannen zu warnen. Stellen wir uns vor, daß im grauen Mittelalter alle umgebenden Höhen dichter bewaldet und die schottischen Naturforsten noch nicht den Vortheilen der Schafzucht zum Opfer gefallen waren, so war die alte Trauerburg gewiß so gut versteckt, daß sie dem Adlerblick herbeisegelnder Wikinger in der Ferne nicht gut sichtbar werden konnte.

An die Architektur der Normannenzeit mahnen auch einige Bogengänge, deren Steinschrift die Zeit nahezu verwischt hat. Im Mittelbau belegen und durch eine wohlerhaltene oder doch gut ausgebesserte Treppe zugänglich, befindet sich die große Halle, deren Wände ehemals mit Waffen und Trophäen geziert sein mochten. Während heimkehrende Sieger hier zechten oder schöne Frauen tanzten, seufzten Gefangene in dem unterirdischen Verließ, zu welchem eine der Halle nahebelegene Fallthür den Zugang bot. Diese Nachbarschaft von Freude und Leid gewährt uns eine gewisse Vermuthung über das Empfindungsleben der mittelalterlichen Gesellschaft. Jene stahlgepanzerten Herzen freuten sich darüber, wenn zu Häupten eines niedergeschmetterten Gegners die Tanzmusik erklang und wenn man inmitten des Festjubels von oben her durch eine geöffnete Fallthür sich an der Trübsal Gefangener weiden konnte.

Am besten waren damals wohl diejenigen daran, denen unbemerkt nächtlicherweile auf leise herabgelassener Leiter der Würger nahte, um zur Vermeidung der Blutrache sein Opfer heimlich verschwinden zu lassen. Unter den altschottischen Lairds gab es nicht viele, die die wirthschaftlichen Anlagen ihrer Nachkommen besaßen und auf fette Lösegelder bei den Gefangenen speculirten. Ihre Rachsucht war ebenso groß wie ihre Gastfreundschaft.

In dem eiskalten Schauer dieses Gegensatzes, in der räumlichen Nähe der alten Festhalle und des Burgkerkers erinnerte ich mich lebhaft an Chillon, an Byron's Kerkerpoesie und an die Zeiten der Stuarts, an die Bürgerkriege, in denen der Sieger von heute der Gefangene von gestern war. Für den ungezähmten Freiheitstrieb eines alten Ritters, der von Fehde zu Fehde, vom Kampf zum Festspiel, vom Turnieren zur Feldschlacht wanderte, war es gewiß leichter zu sterben, als im Kerker zu schmachten. Sie hatten nichts von der Denkweise moderner Culturmenschen, denen eine Gefängnißstrafe für die Uebertretung irgend eines unbekannten, unverstandenen oder unbegreifbaren Gesetzesparagraphen ebenso unvermeidlich erscheint wie das Auftreten von epidemischen Kinderkrankheiten.

Auch unter den modernen Zuchthausgefangenen giebt es nicht wenige, die aus Langerweile oder im Gefühl ihres Weltschmerzes Reime verfertigen. Aber das heutige Gefängniß hat seiner Alltäglichkeit wegen auch jeden dichterischen Reiz verloren. Man denke sich nicht nur Diebe und Gauner, sondern auch einen Staatsverräther oder gar Maria Stuart in einer nach modernen Mustern wie in Bruchsal oder Moabit construirten Zelle! Um wie viel gesunder, reinlicher und heller sind diese neueren Zellen, wo sich der Zuchthausdirector, der Arbeitsinspector, der Hausarzt, Lehrer und Gefängnißgeistliche mit einer aus sanftem Wohlwollen und sittlicher Entrüstung kunstvoll geordneten Physiognomie einstellen, um Betrüger und



Melrose-Abbey.

Digitized by Google

Fälscher, renitente Geistliche, respectwidrig verfahrende Schriftsteller, ahnungslose Staatsverräther nach einem und demselben Recept zu behandeln.

In dem alten Burgverließ von Castle Campbell durchkreuzten sich meine Gedanken, als ich bedachte, wie ein Staatsgefangener alten Stiles sich durch moderne Gefängnißhumanität höchst unangenehm gekitzelt und ein moderner Preßdeliquent in alten Burgkerkern mit unheilbarem Rheumatismus behaftet fühlen dürfte, auch ein Gefängnißlied, wie es Oberst Lovelace als begeisterter Anhänger der königlichen Partei dichtete, wohl schwerlich im Zuchthaus des neunzehnten Jahrhunderts entstehen könnte.

Die Zahl derer, die in Lied und Sang die Freiheit des Volkes gepriesen haben, ist sicherlich viel kleiner als die Zahl derer, die für Geld und Auszeichnungen den Machthabern und Fürsten durch Verse schmeichelten. Die echten Dichter der Freiheit waren aber meistentheils Märtyrer ihrer Gesinnungen. Es giebt wenige wahrhaft poetische, reinem Seelenadel entstammende Lieder der dienenden Treue. Die rührende Anhänglichkeit der Schotten an ein Königsgeschlecht, wie die Stuarts waren, findet kein schöneres Monument als in jenem Liede von Lovelace, das ich die „Königstreue im Kerker“ nennen möchte. In dem Burgverließ von Castle Campbell gedachte ich dieses dem Schottenkönig gewidmeten Gedichtes, das ich hier mittheilen will, weil ich mich nicht erinnere, eine deutsche Uebersetzung davon gesehen zu haben.

Ihr Wogen stürmt! Nordostwind blase!
Und thürm' sie bis zum Himmelsdach!
Wie sehr ihr wildes Toben rase,
Mir ruft's die Kraft der Unschuld wach.
Die See im Sturm besänftigt die Gedanken,
Und alles Leid wird Balsam für mich Kranken.

Was alle Welt hält für Gefängniß,
Das ist für mich nur Einsamkeit,
Die meine Seele aus Bedrängniß,
Die Unschuld aus der Haft befreit.
Schloß, Riegel, Gitterthor sie hüten,
Nicht als Gefangnen mich — als Eremiten.

Da ich nach Einsamkeit verlange,
Dient mir der Herrscher Machtgebot.
O schlichte Einfalt! Du hoffst lange
Des Salamanders Feuertod.
Du hoffst, den Fisch im Wasser zu ertränken,
Und zwingst mich, des geliebten Herrn zu denken.

Diogenes mag gern entbehren.
Im Schilf sonnt sich der Pelikan.
Der Wilde sucht auf öden, leeren
Eispfaden seiner Beute Bahn.
Was mich bedrückt, verschmähe ich zu klagen
Und weiß den Schmerz mit Leichtigkeit zu tragen.

Die Ketten hier an meinen Armen
Sind der Geliebten Festgeschenk.
Damit die Pulse mir erwarmen,
Trag' ich die Fesseln am Gelenk.
Die Mauern sind mein Schirm, des Kerkers Zelle
Beschützet mich als sichre Citadelle.

Hier kann mich keine Wand verrathen.
Hier lieg' ich wie ein Edelstein
Vergraben vor den Potentaten,
Vor Volkes Neid und wüstem Schrein.
Die stille Majestät kann nichts erreichen,
So trag' ich hier des Leidens Würdenzeichen.

Hier kann sich Sünde nicht ernähren,
Weil es ihr an Versuchung fehlt.
Und diese Kerkermauern wehren
Dem Laster, das sich draußen stählt.
Bosheit hat Mitleid so für mich empfunden,
Bewahret bin ich hier und nicht gebunden.

Wofern mein Fürst in Trübsal schmachtet,
Scheint mir mein Wohlergehn Verrath.
Wenn er nur auszuharren trachtet,
Ist Dulden meine größte That.
Untreue nur sucht dann sein Los zu meiden,
Mit seinem König muß der Treue leiden.

Muß ich, mein König, auch dich missen,
Schau ich auch nicht dein hehres Bild,
Bist du dem Geist doch nicht entrissen,
Der stets mit dir sich neu erfüllt.
Wärst du auch festgebannt im Schacht von Erzen,
Du lebtest dennoch frei in meinem Herzen.

Hört ihr der Nachtigall Gesänge,
Die in des Käfigs enger Haft
Noch anstimmt ihre Liederklänge
Wie auf des Frühlings Pilgerschaft?
In ihrer Melodien süßem Glauben
Scheint sich der Käfig um sie zu belauben.

Ich bin der Vogel, den sie sinnen
Der holden Freiheit zu entziehn,
Doch nur mein Leib verweilt hier innen,
Der freie Geist vermag zu fliehn.
Und ob ummauert auch, umstrickt von Schlingen,
Kann ich doch meinem König Jubel singen.

Frei weht mein Geist, gleich linden Lüften
Gefangen ist mein schlechtrer Theil.
Die Treue wächst in dunklen Grüften
Und bringt mir unvergänglich Heil.
Nur meinen Leib hält die Gewalt umfangen,
Denn meine Seele bleibt am König hangen.

Nach halbstündigem Verweilen trat ich meinen Rückweg an. Aber die Natur hatte ihren Reiz für mich verloren. Alle meine Gedanken hingen an dem alten Burggemäuer. Während meine Schritte den bequemeren Weg abwärts, ohne vom vorausschauenden Blicke geleitet zu werden, von selbst fanden, durchwanderte

ich geistig die Jahrhunderte, die zwischen der Vertreibung der Stuarts und dem Trauerspiel Macbeth's lagen. Immer wahrscheinlicher ward es mir, daß eines Sängers Fluch die alte Trauerburg getauft haben mußte. Ich suchte in meinen Erinnerungen, ob die altschottischen Volksballaden nicht irgend einen Vorgang enthielten, den mit ihrer königlichen Freiheit die Phantasie an Castle Campbell anknüpfen dürfte. Immer aber wiederholte ich, wie der Herr von Avenel seine Jugendmelodie, die in mir aufdämmernden Verse:

„Weh dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängerthums,
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Aus den Urwäldern der mittelalterlichen Sage und Dichtung kam ich erst in allmäligen Uebergängen zu den offenen Pfaden einer klaren geschichtlichen Fragestellung: Woher stammt der alte Schloßbau überhaupt? Wie gelangte Ritterthum und Lehnswesen überhaupt nach Schottland? Und wie war es möglich, daß alte Burgen bis zu den Tagen von Montrose unzerstört bleiben konnten?

Das Lehnswesen hat sich in Schottland länger am Leben erhalten als in den meisten Staaten des europäischen Festlandes. Wer ein wenig in die schottische Rechtsgeschichte hineinblickt — was selbst von englischen Juristen sehr selten geschieht —, findet es völlig begreiflich, daß in den Ueberlieferungen eines damals vornehmlich Ackerbau treibenden Volkes Walter Scott noch manche lebendige, von den Vater auf den Sohn übertragene und durch das zähe Gedächtniß des Bauern treu bewahrte Erinnerung an ritterliche Lebenssitten vorfand, von denen man in Deutschland und Frankreich nach dem dreißigjährigen Kriege nichts mehr wußte. Länger als anderswo blieben die Schlösser des schottischen Landadels aufrecht. Aber wie und weswegen sind sie entstanden?

Eben diese Frage ist nur zu einem kleinen Theile leicht zu beantworten; soweit nämlich, als in der Nähe der Seeküsten sichere Zufluchtsstätten oder Vertheidigungspunkte gegen die Brandschatzungen nordischer Seeräuber im neunten und zehnten Jahrhundert zu errichten waren. Wie aber entstand das Lehnswesen und das auf ihm ruhende Ritterthum in der Mitte des Landes, zumal in den rein celtischen Hochlandsdistricten oder in den von den alten Sachsen besessenen Tieflandsgegenden um Edinburgh, in den südlichen Grafschaften des Landes?

Nach England gelangte der Feudalstaat durch die normannische Eroberung Wilhelm's und die gewaltsame Acker- oder Landvertheilung auf Kosten der besiegten Angelsachsen. Nach Schottland drangen aber keine erobernden Normannen vor. Die ansässigen Sachsen wurden nicht verdrängt. Sie behielten ihre früher erworbenen Gebiete und vermochten es auch nicht, die alten Celten in den Ocean zu stürzen. Die Grundthatsache einer Alles ergreifenden Eroberung, wodurch in England und auf dem Continent das Lehnswesen begründet wurde, fehlt in Schottland. Wenn trotzdem der Feudalstaat in dem Zeitraum zwischen Malcolm III. Canmore (1057 bis 1093) und Wilhelm dem Löwen (1165 bis 1214) sich in Schottland allgemein verbreitete, so müßte man entweder eine für jene Zeiten wunderbare Nachahmung englisch-normannischer Vorbilder glauben, oder annehmen, daß der Grundsatz des erblichen Privateigenthums an Grund und Boden in Schottland nirgends unter der einheimischen Bevölkerung ausgebildet war, als die altschottischen Könige begannen Lehen auszutheilen, deren Grundstoff sie entweder aus willkürlichen Landeinziehungen oder aus freiwilliger Uebergabe von Seiten vieler sich unsicher fühlenden Grundeigenthümer gewonnen haben mochten. In den unaufhörlichen Fehden des Adels erschien es unzweifelhaft der Mehrzahl minder mächtiger Grundbesitzer vortheilhafter, den königlichen Schutz durch Auftragung ihrer Ländereien zum Lehnsempfang und die Uebernahme einer Kriegsdienstpflicht zu erkaufen, als allein gegen feindliche Nachbarn in jedem Augenblick einen ununterbrochenen Krieg führen zu müssen. In den nördlichen Hochlandsdistricten war überdies die Abgrenzung der einzelnen Weidegründe unter verschiedenen Stämmen fast immer streitig und das Privateigenthum an unfruchtbaren Bergwänden und Felsklippen bis in die jüngste Zeit wenig durchgebildet. Wahrscheinlich ist also, daß in Schottland zwei

wesentlich verschiedene Gründe: der Mangel unbeweglichen Grundeigenthums in den celtischen Hochlanden und die thatsächliche Unsicherheit des durch Privatfehde oder Seeraub beständig bedrohten Grundeigenthums, zusammenwirkten, um die Könige auch ohne stattgehabte Eroberung zu befähigen, sich im Verlaufe der Jahrhunderte eine Stellung zu verschaffen, die das englische Königthum mit der Spitze des Schwertes auf großen Schlachtfeldern einem unterjochten Volke abgetrotzt hatte.

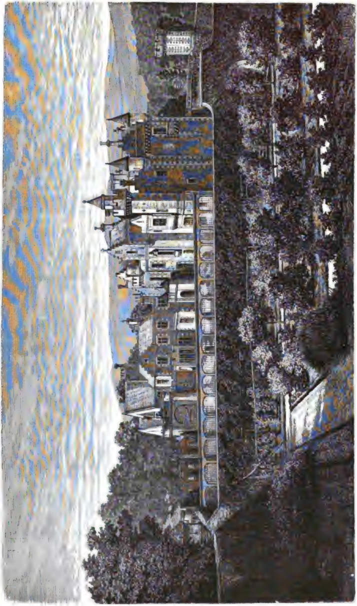
Daß die Lehen schon unter Malcolm III., also in der Mitte des elften Jahrhunderts, im schottischen Adel erblich gewesen sein sollten, scheint eine beinahe unmögliche Annahme, obschon einzelne Schriftsteller von Bedeutung dafür eintreten. Worauf könnte man diese Berechnung stützen, da bekanntlich alle Urkunden aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert zerstört worden sind? Etwas wahrscheinlicher mag es sein, daß im Zeitalter der Kreuzzüge zu Zeiten Malcolm's IV., der 1153 zur Regierung gelangte, die Kriegsdienstpflicht der schottischen Vasallen bereits auf vierzigtägigen Felddienst bemessen worden war.

Nach der Beschaffenheit des Landes scheint es außerdem, als ob in Schottland der Kampf zu Fuß von größerer Bedeutung gewesen sein muß als in Frankreich und Deutschland. In den Hochlanden hätte die schwere Reiterei ähnliche Erfahrungen machen müssen wie die Ritter Karl's des Kühnen von Burgund auf den Schlachtfeldern der Schweiz. Auf die erhöhte Bedeutung des Fußvolkes weist der alte Ruhm, den schottische Bogenschützen im Mittelalter genossen. Ein altes Gesetz aus der Regierungszeit Jakob's I. (1424) bestimmt, daß Jedermann, schon vom fünfzehnten Lebensjahre beginnend, sich im Bogenschießen üben und im Unterlassungsfall vom Scheriff oder Grundherrn mit Geld gebüßt werden solle. Scheiben- und Schießstände waren bereits damals für alle Kirchspiele vorgeschrieben. Auf den Nahkampf zu Fuß deutet auch der Gebrauch des kurzen schottischen Schwertes und das seltenere Vorkommen der schweren Klingen, die vom Streitroß herab geführt wurden. Die Ueberlegenheit der englischen Reiterei in den Grenzkriegen wurde oft genug gefürchtet. War das mittelalterliche Hochlandspferd der celtischen Clans dem heutigen Pony irgendwie ähnlich, so war dasselbe sicherlich nicht geeignet, einem englischen Streitroß entgegengeführt zu werden.

Die gesetzliche Vorschrift, wonach jeder Besitzer eines auf zwanzig Pfund gewertheten Grundstücks zum Zwecke des Kriegsdienstes ein Pferd zu halten und sich damit von Zeit zu Zeit zu einer Controllversammlung, der sogen. Wapenschawinge (Waffenschau) einzufinden hatte, dürfte wohl nur für Niederschottland von Anwendbarkeit gewesen sein. In einem ehemals armen Lande wie Schottland war schon eine mit einundzwanzig Pfeilen ausgestattete Armbrust ein Zeichen der Wohlhabenheit und darum die Verpflichtung, sich damit auszurüsten, an den Besitz desselben Vermögens von zwanzig Pfund in beweglichen Gütern geknüpft. Minder Vermögende fochten, wenn sie aufgeboten wurden, mit der Streitaxt, mit kurzem Schwert und Schild. Erst unter Jakob V., der nach der für Schottland verhängnißvollen Schlacht von Flodden zur Regierung gelangte, kamen Feuerwaffen in Gebrauch, wodurch die längere Dauer alter Schloßbefestigungen gleichfalls um so mehr erklärt wird, als Geschütze bei der Beschaffenheit schwer zugänglicher Gebirgspfade nicht überall fortzubringen und manche Pässe mit Leichtigkeit zu vertheidigen waren.

Trotz der natürlichen Ungunst der Verhältnisse war aber die schottische Tieflandsreiterei sicher nicht unbedeutend zu nennen. Es war gewiß eine ansehnliche Leistung, wenn das schottische Parlament dem Könige Karl II. gegen seine Feinde 1663 zwanzigtausend Fußsoldaten und zweitausend Reiter zur Verfügung stellte. Auch halbe und viertel Soldaten galt es in Schottland ebenso wie ehemals in Deutschland zu stellen, wenn das zur Kriegsleistung verpflichtete Grundstück im Laufe der Zeiten getheilt worden war.

Diese alte feudale Kriegsverfassung, in der merkwürdigerweise auch für die Versorgung der hinterbliebenen Wittwe eines gefallenen Hintersassen Vorsorge getroffen war, überdauerte die in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zur Einführung eines stehenden Heeres unternommenen Versuche der Regentin Marie von



Abbotsford.

Digitized by Google

Guise und erreichte ihr förmliches Ende erst nach den Aufständen der Jakobiten, infolge welcher Maßregeln allgemeiner Entwaffnung getroffen wurden. Ebenso lange erhielt sich die altschottische Justiz der Grundherren. Das Mittelalter, das in England frühzeitig mit modernen Staatseinrichtungen verschmolz, behauptete sich auf schottischem Boden, soweit Krieg und Rechtspflege in Betracht kamen, nahezu bis zu den Zeiten, da von Adam Smith die Wissenschaft des modernen Güterlebens begründet wurde.

Es waren nicht die schwächsten Männer, die Schottland nach seiner endgültigen Vereinigung mit England (1707) zu den Regimentern der englischen Krone stellte. Selbst Friedrich Wilhelm I. würde sein Wohlgefallen an den Gestalten gehabt haben, die in den Hochlandsregimentern dienen. Zum letzten Male fochten Schotten gegen einander auf dem blutgetränkten Moore von Culloden, wo die alte Treue gegen die Stuarts von der jüngeren Treue gegen das Haus Hannover überwältigt ward. Die edelsten Namen der schottischen Geschichte schmückten nach dieser Niederlage den Galgen; aber in der Todtenklage, die Robert Burns auf das Schlachtfeld von Culloden verlegte, ertheilte die Geschichte jenen Verräthern Amnestie, die sich für ein untergegangenes Königsgeschlecht treu aufgeopfert hatten. Es ist eine der ergreifendsten Volkstragödien der neueren Zeit, daß so viele der besten Männer sich im hoffnungslosen Kampfe für den Nachkommen des Fürsten hinschlachten ließen, der den Glauben der schottischen Presbyterianer aufs tiefste gehaßt und aufs schlimmste bedroht hatte: ein Todeskampf der zur Religion gewordenen Königstreue mit der Treue des Volkes gegen seine eigene Religion.

Diese ideale Treue und Anhänglichkeit gegen Herrscher, die die heiligsten Empfindungen und Herzensangelegenheiten des Volkes verletzt haben, ist freilich mehr modern als mittelalterlich. Mindestens gilt dies von Schottland. Die alten Ritter, die gegen die Empfangnahme der Landverleihung, die als fürstliche Wohlthat angesehen ward, das feierliche Gelübde der Treue persönlich ablegten, nahmen es nicht so genau mit der Uebung ihrer Lehnspflichten. Das schottische Königthum war im Vergleich zur englischen Monarchie ohnmächtig zu nennen. Selbst der mächtigste unter den schottischen Königen erfuhr den Trotz seiner Vasallen, nachdem er den glänzendsten Sieg erfochten. Als Robert Bruce die Besitzer von Kronländereien aufforderte, ihre Verleihungsurkunden zur Prüfung vorzulegen, ward ihm entgegnet: Unsere Schwerter haben uns unseren Grundbesitz erworben, und mit der Spitze des Schwertes wollen wir ihn vertheidigen!

Wer weiß, wie lange ich diese rechtsgeschichtlichen Betrachtungen über schottische Ritterburgen und schottisches Lehnsrecht noch fortgesetzt hätte, wenn ich nicht durch die vollen Lichtstrahlen der im weiten Thale des Devon scheinenden Sonne in die Gegenwart zurückgerufen worden wäre.

Ich stand auf der Brücke, die den kleinen, hell strömenden Fluß überschreitet, und schaute, über das Geländer gelehnt, in das Wasser hinab, als sich ein Fremder, anscheinend ein Farmer, zu mir gesellte und mich ansprach:

„Es wird Ihnen schwerlich gelingen, in diesen Bergwassern irgend einen Fisch zu entdecken; es müßten denn einmal Fische hineinregnen, was durch eine von der See kommende Wasserhose bewirkt werden könnte. Was von der Schöpfung stammt, ist am Giftmorde zu Grunde gegangen. Mein Großvater hat noch klares Wasser gesehen, aber heute ist es anders. Einige Meilen abwärts von hier blühen bereits die Tartanfabriken von Tillicoultry. Ich glaube, die Fische könnten eher in einer zugekorkten Flasche voll Whisky oder Ale als von den Herrlichkeiten leben, die ihnen durch eine Wollenfärberei aufgetischt werden. Schade, daß unsere Forellen zu Grunde gehen. Aber man darf von einem Fische nicht mehr Ausdauer verlangen als von den Menschen. Vor Jahr und Tag fiel ein junger Mann bei einer Ruderwettfahrt in ein Lancashire-Gewässer. Er wurde bald herausgezogen, starb aber dennoch bloß deswegen, weil er von dem schwarzen Schlamm etwas verschluckt hatte. Unsere Flüsse sind jetzt wie die vornehmen Damen von Paris in den Modebädern, sie ändern ihre Toilette an einem und demselben Tage vier- bis fünfmal. Blau, braun, schwarz oder grün, je nach der Beschaffenheit der Fabriken, die sie passiren."

Ich konnte meinem fischfreundlichen Nachbar zustimmen.

„Sie haben Recht," sagte ich. „Das Schicksal des armen Devon geht mir nahe. Wenn man an einem Menschen plötzlich große Verstörungen oder eine Geisteskrankheit bemerkt, so könnte man sagen: Er ist so sehr verwandelt wie ein schottischer Bergstrom, der klar von den Höhen herabkam, sich färbt, nachdem er durch eine große Fabrik hindurchgegangen ist."

Als ich weiterwanderte, fragte ich mich: wie wohl die Fabrikanten aussehen würden, wenn sie sich heute zu dem Gebet des Parsen und den Platen'schen Versen bekennen wollten:

„In krystallne Quellen
Schleudre keinen Stein!
Bete zu den Wellen:
Wär' auch ich so rein!"

Nachdem ich einen höchst behaglichen Nachmittag in dem Landhause meiner Freundin bei Dollar verlebt hatte, traf ich Abends zehn Uhr wiederum in Edingburgh ein.

Erinnerungsstätten an Walter Scott.

Denjenigen Theil der südöstlichen Grenzdistricte, die vom Tweed und seinen Nebenflüssen bewässert werden, darf man den „schottischen Dichterwinkel" nennen. Hier gründete Sir Walter Scott seine dauernde Heimstätte. In dieses Landgebiet hatte sich auch der Dichter Thomson zurückgezogen. Hunderte von gelehrten Männern hatten in diesen Gegenden vor dem Anbruch der Reformationszeit hinter alten Klostermauern aus Kirchenliedern oder heidnischen Classikern ihre Erquickung entnommen. Und Mancher dichtet sicherlich noch heute, wenn er, dem Rathschlage Sir Walter Scott's folgend, unter ehrwürdigen Klosterruinen oder neben verwitterten Grabsteinen einsam im Mondenschein dahinwandelt — sein stilles Gedicht. Der Glanzpunkt dieser Landschaft ist Melrose, und Melrose hieß das erste Ziel, das für einen Gesellschaftsausflug nach dem Schlusse des socialwissenschaftlichen Congresses für den 14. October bestimmt worden war.

Etwa achtzig Theilnehmer hatten sich in den Vormittagsstunden auf der Waverley-Station zusammengefunden, um zu den Stätten zu pilgern, die durch den Namen des großen Romantikers ihre Berühmtheit, ihre Weihe durch dichterische Wiederbelebung uralter Erinnerungen empfangen hätten. Ein Extrazug führte uns in ungefähr einer Stunde nach der alten Abtei, die etwas über sechzig englische Meilen südlich von Edinburgh an der Hauptverkehrslinie nach Carlisle gelegen ist. Wie sehr würde Walter Scott dagegen geeifert haben, daß durch einen Bahnhof der nahe gelegene Klosterfrieden gestört, durch pfeifenden Qualm der Maschine seine Mondscheinidylle vertrieben werde! Und wie wenig wird er von allen Solchen verstanden, die Jahr aus Jahr ein vorübersausen, ohne auf ihrer Geschäftsreise den vierten Theil eines Tages für die Besichtigung des alten Cistercienserklosters aufopfern zu wollen!

Leider ist diese herrliche Ruine, eine der Perlen der Gothik, nicht — Ruine genug geblieben. Wer auf jenes berühmte Ostfenster hinter dem Chor bewundernd schaut, das Walter Scott in dem Lied des letzten Minnesängers feierte, indem er darin ein Geflecht versteinerter Weidenreiser erblickte, empfindet schmerzlich die Verunstaltung, die dem Kirchenschiffe 1618 durch Aufrichtung einiger plumper Pfeiler und Rundbogen von den ehrlichen Presbyterianern zugefügt wurde. Es ist beinahe unbegreiflich, wie im Verlaufe von nur zweihundertundfünfzig Jahren das architektonische Schönheitsgefühl im Norden Europa's so völlig ausgerottet werden konnte. Eine Entfernung dieser Unzierde wäre dringend zu wünschen und wird vielleicht auch noch durchgesetzt werden, wenn die im Aufkeimen begriffene Kunstsinnigkeit unter den Schotten weiter erstarkt ist.

Th. Fontane, der in seinem Leben viel sah und sicherlich niemals geneigt ist, ohne ausreichenden Grund den Vorzug auf Kosten der Heimath einzuräumen, sagt von Melrose-Abbey, nicht nur unter den schottischen, sondern überhaupt unter allen Ruinen, die er kennen lernte, sei sie durchaus die schönste und fesselndste.

Es fehlte nicht viel, so wäre Melrose im Mittelalter für Schottland geworden, was die Westminster-Abtei für England seit Jahrhunderten ist: das Campo Santo großer und gewaltiger Männer. Noch zeigt man den Stein, unter dem nach der

Sage das Herz von Robert Bruce ruht, sowie die Gräber jener Duglas, deren Name in der mittelalterlichen Geschichte und in der Volksballade überall wiederklingt. Wie viele von jenen ritterlichen Helden, die in den blutigen Grenzfehden dieser Landschaft ihren Tod fanden, mögen auf dem stillen Friedhofe vor der südlichen Wand der Abtei ihre letzte Ruhestätte gefunden und sich als getreue Vasallen des Todes in der Nähe jenes königlichen Herzens ihr ewiges Quartier gewünscht haben, das in silberner Kapsel seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande angetreten hatte und wider seinen letzten Wunsch in die heimathliche Erde zurückgeschafft wurde!

Melrose ist oft beschrieben worden. Auch fehlt es nicht an bildlichen Darstellungen. Von allen Denkmälern Schottlands ist die Abtei und das Edinburgher Denkmal Walter Scott's am weitesten in der Welt bekannt geworden. Minder bekannt ist die reiche mittelalterliche Geschichte von Melrose-Abbey, die durch Herausgabe mancher wichtiger Urkunden aufgehellt worden ist. Ich will daher berichten, was ich meinerseits in Erfahrung brachte.

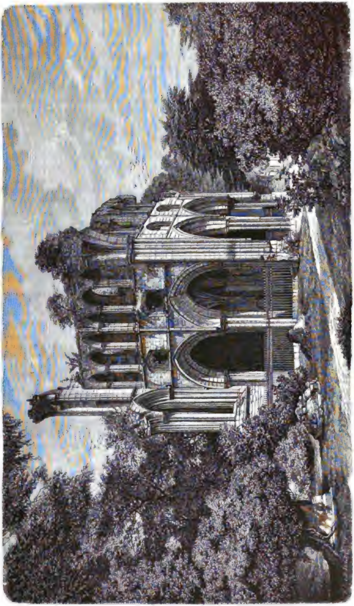
Längst vor König David I. (1124 bis 1153), wahrscheinlich seit den ersten Anfängen christlicher Glaubensverkündung, muß die Kirche ihr Augenmerk auf diese für eine klösterliche Niederlassung geeignete Gegenden gerichtet haben. Wie geübte Feldherren mit sicherem Blicke die Plätze erkennen, die für Anlage einer starken Befestigung geeignet sind und viele unter den ältesten Stadtanlagen einen richtigen Culturinstinct wandernder Ansiedler verrathen, so besaß auch die Kirche des frühesten Mittelalters einen scharfen Blick für die örtlichen Bedingungen des Gedeihens ihrer Anlagen, sei es nun, daß sie Gegenden wählte, in denen die Traube besser reifte, oder das Getreide reichlicher lohnte als anderorts, oder das Schwein eine bequemere Eichelmast fand, sei es, daß es darauf ankam, einen Platz zu wählen, wo eine größere Anzahl gabenfreudiger Pilger vorbeiströmte und den Opferschilling entrichtete. Sicher ist, daß die ältere Kirche auf dem Gebiete einer agraren Culturpolitik weitaus umsichtiger handelte als die spätere mittelalterliche Curie, die ein Schenkungsmonopol für Rom, ein Verbot des Zinsennehmens und andere naturwidrige Dinge durchzuführen trachtete.

Melrose lag an der großen Verkehrsstraße, die aus dem nördlichen England, insbesondere von Northumberland, in den fruchtbarsten Theil von Schottland führte. Die Abtei hatte daher den wirthschaftlichen Nutzen besserer Verkehrsstraßen und den gelegentlichen Schaden großer kriegerischer Unternehmungen, bei denen Sieger und Besiegte die Naturalleistungen der fetten Mönche in Anspruch nahmen.

An einem so fruchtbaren Punkte des Tweedthales hatten sich sicherlich längst Geistliche niedergelassen, bevor König David auf eine Gründung oder Schenkung verfiel, die ihm zum höchsten Verdienst angerechnet wurde. Von ihm rührt vielleicht die erste Stiftungsurkunde her, da die ältesten in Urschrift erhaltenen Verleihungen nirgends in Schottland über das Zeitalter von Malcolm Canmore's Söhne, David's Vorgänger, hinausgehen, obschon bei den Prioren von St. Andrews einige angebliche Schriftbeweise für kirchliche Schenkungen von frommen Mördern, wie Macbeth und seine Gemahlin gewesen sein sollen, aufbewahrt wurden.

Gewiß hat die Kirche von Hause aus den Unterricht im Schreiben und Lesen ganz vornehmlich auch aus dem Grunde befördert, um sich ihre Urkunden für Besitzthümer aller Art, besonders aber für ihren Grundbesitz zu sichern, Schenkungsversprechungen und Verleihungen beweisbar zu erhalten und für ordentliche Buchführung über ihre Einnahmequellen zu sorgen. Kirchliche und klösterliche Rentbücher und Verpachtungsregister gehören zu den werthvollsten Erkenntnißmitteln altgermanischer, zumal aber schottischer Volkswirthschaft.

Die Stiftungsurkunde von Melrose ist ihrem Alter nach unter den unzweifelhaft echten Schriftstücken des Edinburgher Archivs ungefähr das siebzehnte und richtet sich an Bischöfe, Aebte, Grafen, Barone, alle guten Leute des gesammten Königreichs, „Franzosen, Engländer und Schotten“, was um so mehr zu beachten ist, als auch Robert Bruce in seinen Erlassen „Franzosen“ unter seinen Untergebenen, Unterthanen und Freunden besonders er-



Dryburgh-Abbey.

Digitized by Google

wähnt, vermuthlich um mit dieser Bezeichnung der Franzosen oder Franken normannische, aus England eingewanderte oder geflüchtete Adelsgeschlechter zu kennzeichnen.

Ein schottischer Alterthumsforscher bemerkt, daß solche Stiftungsurkunden an Klöster und Kirchen besonders schön und ausführlich geschrieben sind, während die Verleihungen an weltliche Personen, auch wenn es sich um große und wichtige Angelegenheiten handelt, von den geistlichen Schreibern nachlässig, kurz und undeutlicher geschrieben sind. Wie konnte es auch anders sein? Es ist natürlich, daß ein Mönch zu Ehren der heiligen Kirche ganz anders schrieb als zum Vortheil des edelsten Barons.

Besser als in ihren eigenen Palästen pflegten alle Könige (so lange sie noch etwas zu verschenken hatten) in den Klöstern bewirthet zu werden. Daher es nicht selten geschah, daß bei umfassenden Schenkungen oder werthvollen Zuwendungen die königlichen Stifter für sich und ihre Erben gastliche Aufnahme ausdrücklich vorbehielten. Auch in Melrose mag es so gewesen sein. Neben Cambuskenneß, Dumfermline, Kelso gehört die Abtei zu den reichsten Grundherrschaften des Landes. Robert Bruce sorgte sogar dafür, daß die Mönche von Melrose Gerichte aufgetischt erhielten, die im vierzehnten Jahrhundert als Leckerbissen angesehen wurden. Als Tafelzulage zu dem gewöhnlichen Mahl stiftete er ein den frommen Leuten täglich zu verabreichendes königliches Gnadengericht, bestehend aus reichlicher Spende von Milch und Reis, Mandeln und ähnlichen Dingen, wofür die Mönche gehalten sein sollten, für sein eigenes Seelenheil und dasjenige seiner Vorfahren und Nachkommen zu beten. Der tapfere König, der vielleicht bereits bemerkt hatte, daß Geistliche so viel schöner schrieben, wenn sie selber die Beschenkten waren, hegte ganz gewiß die Meinung, daß Mönche inbrünstiger beten, nachdem sie alltäglich eine Zuthat von Leckerbissen zu ihrer Mahlzeit empfangen hatten. Die damals hohe Summe von hundert Pfund jährlich dünkte ihm für die bessere Versicherung seines Seelenheils bei den alten Cisterciensern nicht zu hoch.

Was uns heute besser mundet als Milchreis und Mandeln: ein guter Wildbraten oder auch die Forelle, fehlte den Mönchen sicherlich nicht. Denn Fischen war für die gelehrten Herren selbstverständlich und auch die Jagd war ihnen nicht verwehrt, außer mit einer Hundsmeute und durch Schlingenlegen. Und für gutes Bier war ebensowohl gesorgt wie bei den benachbarten Klosterleuten von Kelso, denen der Klosterbrauer eine Gallone Ale für einen halben Penny, das heißt für die Hälfte des damals üblichen Preises zu liefern hatte.

Da konnte man sich nicht wundern, wenn es in den umliegenden Grafschaften Viele gab, welche zu jagen und zu angeln, Bier zu trinken und für Robert Bruce in Melrose zu beten wünschten. „Ha, welche Lust, ein Mönch zu sein!“ mochte damals so Mancher denken. Leider gab es bestimmte Geldstrafen für Knechte, welche sich der Landarbeit durch Eintritt in den geistlichen Stand zu entziehen suchten.

Was die Aebte einmal hatten, hielten sie auch fest. Sie waren nicht so leichtsinnig wie die alten Könige, die in guter Laune bei ihren Zechgelagen ein Lehen für eine Spielerei wegthaten, wie z. B. die Baronie von Pennycuik, deren Empfänger auf der Schloßhaide von Edinburgh bei königlichen Jagden sechsmal das Horn zu blasen hatte, oder die Herrschaft von Carnwath, die zwei Paar Schuhe am Johannistage dem besten Schnellläufer zu verabreichen verpflichtet war.

Selbst altschottische Parlamente wurden gelegentlich in Klöstern und Stiftern beherbergt. Da mag es in den Refectorien lustig zugegangen sein. Außer den großen königlichen Burgen fanden sich außerhalb der Klöster schwerlich Räumlichkeiten, groß genug, um eine Parlamentsversammlung aufzunehmen. Gerade die Geistlichkeit war ein einflußreicher Stand im schottischen Parlament. Im Jahre 1516 waren zu Edinburgh siebzehn Geistliche anwesend, worunter acht Bischöfe und neun Aebte oder Prioren, unter welchen derjenige von St. Andrews den ersten Rang einnahm. Im Ganzen zählte Schottland dreizehn Bisthümer unter den erzbischöflichen Stühlen von St. Andrews und Glasgow.

Nicht nur durch ihr Wissen, auch durch die Ausdehnung ihrer Besitzthümer und vor allen Dingen durch Tüchtigkeit ihrer

Wirthschaft stand die Klostergeistlichkeit in Schottland obenan. Sie begriff schon im Mittelalter den Nutzen, der aus Steinkohlengruben zu ziehen war. Die Mönche von Melrose, deren Weidegründe sich durch verschiedene Grafschaften von den Lammermoor-Bergen bis an die Grenze Englands erstreckten, waren die ersten Schafzüchter des Landes. Ihre Wolle, die in das Ausland verschifft wurde, hatte den Ruhm, die feinste zu sein. Die Mannigfaltigkeit der wirthschaftlichen Interessen und Beziehungen nöthigte die Mönche, auch der Juristerei ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Aus dem Urkundenschatze des Klosters Melrose sind vielleicht noch manche Kostbarkeiten der Rechtsgeschichte zu verwerthen. War es nicht ein Zeichen von feiner juristischer Consequenz, daß die schottischen Mönche sich nicht mit den anderwärts üblichen Zehnten begnügten, sondern sogar von den Seefischen einen solchen beanspruchten? In den Klosterrechnungen findet man auch einen Heringszehnten erwähnt.

Gewöhnlich betrachtet man den Reichthum der Kirche als eine Ursache der Volksverarmung. In Schottland war der Reichthum der Klöster und Bisthümer während des Mittelalters ein Grund des Gedeihens und Aufblühens der Volkswirthschaft. Und selbst die Steuerfreiheit der Geistlichkeit wirkte damals Gutes. Wäre das Vermögen der Kirche den Eingriffen der Könige zugänglich gewesen, so würde die Gesellschaft durch Kriegführung und Privatfehden noch mehr zerrissen gewesen sein, als es ohnehin der Fall war. Wie der gelehrteste Kenner altschottischer Geschichte versichert, fällt die mittelalterliche Blüthe Schottlands in die Regierungszeit Wilhelm's des Löwen (1165 bis 1214), das heißt in denjenigen Zeitraum, der von den Klostergründungen aus der Epoche seines Großvaters David I. (1124 bis 1153) durch den Ablauf von ungefähr zwei Menschenaltern getrennt ist.

Unsere Wanderungen durch die alte Klosterruine währten eben eine Stunde. Obwohl die beiden von Walter Scott als wesentlich bezeichneten Vorbedingungen einer poetischen Stimmung, Mondschein und Einsamkeit, den Umständen nach ausgeschlossen waren, so hatte unsere Gesellschaft glücklicherweise auch nicht den aschgrau prosaischen Anstrich der gleich einer Hammelheerde durch ein Museum von bezahlten Führern hindurchgetriebenen Menschenscharen. Eine Anzahl kleinerer Gruppen vereinigte sich um einzelne Männer, die mit der Geschichte des Landes und den Alterthümern genau bekannt waren und die Besichtigung des Klosters durch werthvolle Vorträge erläuterten. Es war in Wirklichkeit ein des Malerpinsels nicht unwürdiger Vorwurf:

Vor alten Leichensteinen auf dem von einer schönen Herbstlandschaft und einer wundervollen Ruine eingerahmten Kirchhof zahlreiche jugendfrische und schöne Mädchengestalten, sich niederbeugend, um eine durch die Jahrhunderte verwischte Inschrift zu enträthseln.

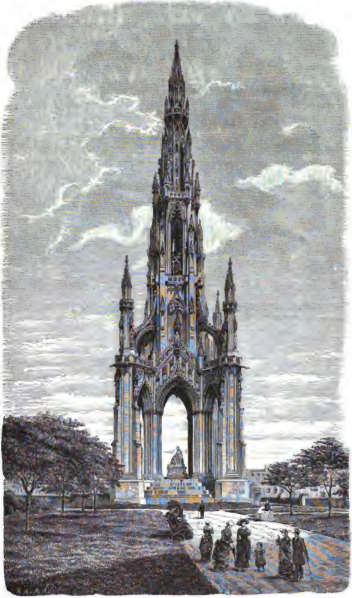
Das Zeichen zur Weiterfahrt ward gegeben. Auf etwa zehn offene Wagen vertheilt, wurden wir in angenehmster Weise nach Abbotsford befördert. Die Landstraße folgt in mannigfachen Windungen dem Laufe des Tweed, der sich durch Wiesen und Haine schlängelt und halb bewaldete, halb beackerte Hügel berührt.

Auf meinem Wagen befand sich eine durch den Zufall zusammengewürfelte Genossenschaft von jungen Mädchen und älteren Herren, darunter etliche Reverends sehr verschiedenen Glaubens, aber gleichmäßig guter Laune und von jenen angenehmen Umgangsformen, die der Mehrzahl englischer Geistlicher eigenthümlich sind. Keiner von ihnen würde es unter seiner geistlichen Würde gefunden haben, jungen Damen Platz zu machen und sich auf den Bock neben den Kutscher zu setzen. Wirklich saß auch neben dem Wagenlenker ein Mann, der durch ein sehr pastorales Ansehen ausgezeichnet war. Sein Rock war ungewöhnlich lang, sein Kinn schmal, das Gesicht völlig bartlos und die Nase von apostolischer Strenge. Sehr bald begann er denn auch, sein Missionswerk zu üben. Wo ihm ein Fußwanderer begegnete und wo sich Dorfkinder in der Nähe blicken ließen, griff er in seinen mit Taschen reichlich ausgestatteten Rock und ließ zur Linken und zur Rechten freigebigst ein halbes Dutzend kleinerer, zierlich ausgestatteter Broschüren davonfliegen. Es waren Tractätchen in Schmetterlingsgröße, von vornherein be-

stimmt, nicht einzeln ausgetheilt, sondern griffweise wie von einem Säemann ausgestreut oder ausgeworfen zu werden. Da Niemand in unserer Gesellschaft über diese Papierverschwendung irgend eine Bemerkung machte, sondern Jedermann dieselbe als ein regelmäßiges Vorkommniß auf Landpartien zu betrachten schien, hielt ich es in Gegenwart von Geistlichen nicht schicklich, mich nach ihrem Collegen auf dem Bocke näher zu erkundigen. Ich behielt den emsigen Mann aber im Auge und bewunderte je länger desto mehr die Unerschöpflichkeit seiner Rocktaschen, aus denen etliche tausend Schmetterlingstractate nach und nach herausflatterten. Einige davon erhaschte ich für mich selbst und ersah daraus, daß es sich vornehmlich um Sonntagsheiligung und Mäßigkeitsvereine handelte. Späterhin brachte ich in Erfahrung, daß meine Vermuthung eine irrige und der fahrende Apostel oder Wasserpriester kein Geistlicher war, sondern ein Eisenhändler aus Edinburgh, der das Bedürfniß einer nützlichen Nebenbeschäftigung empfand und deswegen einen Vorrath jener zierlichen Schriften mitgenommen hatte, von denen das Tausend durch gewisse Gesellschaften oder Druckereien zu zehn Mark geliefert wird. Die Erinnerungen an den ehemaligen Weinkeller der Mönche von Melrose und Walter Scott's Lobhymne auf schottisches Ale schienen die Begeisterung für gutes Trinkwasser bei dem tapferen Eisenhändler nur erhöht zu haben. Unwillkürlich drängte sich mir dabei die Frage auf: Wie wirkt heute die Lectüre von Ivanhoe, Quentin Durward oder Kenilworth auf den „ewigen Friedensfreund" oder Mäßigkeitsverkünder der Gegenwart? Spüren sie einen Hauch der Romantik? Einen leisen Zug von poetischem Heimweh nach den alten Kreuzgängen der Klöster, den Waffenhallen der Burgen, nach Turnieren und Fehden, Minneliedern und Entführungen, Falkenjagden und Pilgerfahrten? Oder las dieser pflichtgetreue Eisenhändler von Edinburgh einen Roman von Walter Scott mit demselben wissenschaftlichen Interesse und demselben Grade inneren Widerwillens, mit dem Unsereins die Berichte eines Afrikareisenden über die Niedermetzelung gefangener Neger und den Sclavenhandel verfolgt? Mir kam der wahrscheinlich ungerechte Verdacht, als ob der industrielle Mann sich der wirklich ungewöhnlich billigen Extrafahrt zu Walter Scott's Ehre nur zu dem Zwecke bedient hätte, Wasserfreunde anzuwerben und die Dorfjugend rechtzeitig zu bekehren. Die Nebenbeschäftigung des Ausstreuens erbaulicher Schriften konnte vielleicht der Hauptzweck seines Feiertagsgenusses sein. Wie dem immer sein mag, gleichviel ob das Eine oder das Andere der Fall war, der Eisenkrämer, der mir anfangs komisch erschien, ward mir immer ehrenwerther. Und obschon ich keine starke Sympathien für „nichts als Thee trinken" und schottische Sonntagsfeier empfand, bedachte ich doch auf dem Wege nach Abbotsford, daß die Methode der Ausstreuung guter Samenkörner durch Leute, die über Land fahren, durch Kreisphysici und Landdoctoren, Pfarrer und Sonntagszügler gar nicht so übel wäre. Die ausgeworfenen Schriften wurden, so viel ich sehen konnte, von den Dorfkindern überall freudig ergriffen und dankbar angenommen.

Abbotsford liegt ungefähr drei englische Meilen von Melrose-Abbey entfernt. Alles ist hier Walter Scott's Schöpfung: das mittelalterliche gothische, mit Erkern und Zinnen ausgestattete, im Inneren aber behaglich moderne Schloß inmitten des mit alten Ulmen besetzten Parkes, der einen sanften Abhang zu den Ufern des Tweed hinabsteigt; sogar der Name des Ortes, den Walter Scott zur Erinnerung daran schuf, daß an dieser Stelle die Aebte von Melrose eine Furt des Tweed zur Abkürzung ihres über das jenseitige Ufer führenden Weges zu benutzen pflegten.

Mancherlei Seltenheiten und mancherlei Raritätenkram sind in Abbotsford für einen Schilling zu sehen, den der gegenwärtige Eigenthümer (ebenfalls Namens Scott) von den Besuchern erhebt. Das Interessanteste bleibt aber immer die Persönlichkeit des Dichters, die aus seiner Umgebung, seinem Sammeleifer, seiner Alterthumsliebe, aus den Titeln der von ihm zusammengebrachten Bücher, selbst aus den Hinterlassenschaften wunderlicher Launen und manchem alten Schnickschnack redet. Eine gute Schilderung von Abbotsford verdanken wir gleichfalls Th. Fontane.



Denkmal Walter Scott's in Edinburgh.

Digitized by Google

Walter Scott ist derjenige Dichter, dessen Verständniß mittelalterlichen Lebens und dessen Sinn für die Schönheiten einer meistentheils nur der Finsterniß und Rohheit beschuldigten Vorzeit unvergleichlich fein waren. Gleichzeitig ist Sir Walter auch ein auffallend moderner Mensch. Den Reichthum, den er mit den Werken seiner Feder gewann, betheiligte er wiederum an kaufmännischen Speculationen, deren Fehlschlagen ihn in einen von anderen Personen verschuldeten Concurs verwickelte. Er eignete sich die Lebensformen der modernen englischen Gentry an, indem er sich auf ein einsames, in einem Park belegenes vornehmes Landschloß zurückzog. Den nationalen Lebensgewohnheiten der neueren englischen Gesellschaft huldigte er, der Dichter der schottischen Vergangenheit. Welcher deutsche Romanschriftsteller, welcher Franzose oder Italiener würde es heute ertragen, Jahr aus Jahr ein, entfernt von der Großstadt, ohne eine verbindende Eisenbahnlinie, auf einem Landsitze zu weilen?

Abbotsford war zur Zeit seiner Entstehung ein mit allem Luxus der damaligen Zeit ausgestatteter Prachtbau. Noch heute wird die alte Waffenhalle den Neid mancher Lords, das auf den Tweed ausschauende Bibliothekzimmer mit seinen Bücherschätzen die Bewunderung jedes Schriftstellers hervorrufen und deutsche Besucher dagegen unwillkürlich zu einem Vergleich mit Goethe herausfordern, der doch zu den gesellschaftlich und ökonomisch am meisten bevorzugten Dichtern seines Zeitalters zählte und in jeder Hinsicht als deutscher Dichterfürst anerkannt war. Die wirthschaftliche Ueberlegenheit Englands im Vergleich zu Deutschland läßt sich an dem Gelderwerb der beiden Männer messen, die in demselben Zeitalter in England und Deutschland die erfolgreichsten Dichter waren. Wie bescheiden nehmen sich im Vergleich zu Abbotsford die Gemächer Goethe's und das Haus aus, das er in Weimar bewohnte! Wie einfach im Vergleich zu Abbotsford die Geräthe, mit denen die Goethezimmer in Kochberg ausgestattet sind! Wie genügsam der Dichterfürst, der eben diese Geräthe behaglich und ansehnlich befand. Schwerlich wird Goethe's Muse mit derjenigen Walter Scott's irgendwie verglichen werden können, obschon Goethe in seinen ersten Ausgangspunkten, in seiner Bewunderung der Straßburger Gothik und im Götz von Berlichingen, den Ideenkreis des schottischen Romantikers berührte. Dennoch ist der Schotte nicht nur in alle Schichten seines eigenen Volkes tiefer eingedrungen, sondern auch durch Uebersetzungen über die Grenzen seines Vaterlandes zu seiner Zeit weiter hinausgetragen worden als Goethe, wodurch sich neben dem größeren Wohlstande Englands die Einträglichkeit der von Walter Scott gelieferten Romane erklärt. Walter Scott ist wohl der erste Schriftsteller, der in neuerer Zeit durch seine Feder ansehnliche Reichthümer erwarb.

Viel Hören macht müde, viel Sehen macht hungrig. Diesem Erfahrungssatze entsprechend, waren die weiteren Anordnungen nach dem Aufbruch von Abbotsford getroffen worden. Eine Actiengesellschaft, die in der Nähe von Melrose eine großartige Kaltwasserheilanstalt gegründet und zu Ehren von Walter Scott „Waverley-Institut“ benannt hat (The Waverley Hydropathic Institution), war so gastfreundlich gewesen, die Gesammtheit der Ausflügler zur Besichtigung ihrer Einrichtungen und zu einem Luncheon einzuladen. Dieser Einladung folgten wir in den ersten Nachmittagsstunden. Luft, Wasser, Einrichtungen und Räumlichkeiten schienen vorzüglich zu sein, beinahe unvereinbar mit den höchst mäßigen Preisen, die auf den ausgehängten Tafeln verzeichnet sind. Trotz des sprüchwörtlich gewordenen Ruhmes schottischer Gastfreundschaft schien es mir auffallend, daß ein so unpersönliches Wesen wie eine Actiengesellschaft, deren Zeichner wahrscheinlich durch ihren Wassercultus ernüchtert sind, Leuten Gastfreundschaft erzeigen, die völlig außerhalb aller medicinischen Interessen standen und nach Ablauf eines Tages sich in alle Weltgegenden zu zerstreuen gesonnen waren. Mir fiel dabei ein, daß im Mittelalter die Schotten sogar fremden Thieren Gastfreundschaft erzeigten. Denn Herkommen, Sitte und Recht schrieben vor, daß auf der Wanderschaft befindliches Vieh während des Durchtriebes auf fremdem Grund und Boden, ausgenommen auf Wiesen und in nicht gemähten Getreidefeldern, eine Nacht frei weiden sollte

An zwei großen Tafeln im Refectorium war ein außerordentlich reichliches Mahl hergerichtet, wobei die Leistungsfähigkeit derjenigen zu Grunde gelegt war, bei denen die hydropathische Behandlung ihren Heilzweck erfüllt hatte. Auf den Tischen standen herrliche Krystallflaschen mit dem klarsten aus Kieselgrund hervorgequollenen Trinkwasser. Am Schlusse zweier kürzeren Tischreden wurden die Gläser herzhaft geleert. Zum ersten Male in meinem Leben und noch dazu an meinem eigenen Geburtstage erlebte ich das Vergnügen, die Gesundheit anderer Menschen in reinem Wasser zu trinken, das wir, selbstsüchtig genug, sonst nur auf unsere eigene Gesundheit stillschweigend zu trinken pflegen. Unser Mäßigkeitsapostel auf dem Kutscherbocke war also doch nicht ohne eine Vorbedeutung für seine Hintersassen gewesen.

Nach drei Uhr begann der letzte Abschnitt unserer Tagesfahrt. Flußabwärts wandten wir uns, dem Thale des Tweed folgend, nach Dryburgh-Abbey.

Der Weg führt durch den sagenreichsten Theil der südschottischen Grenzlande und berührt St. Boswell's, das malerisch am Fuße der Eildon Hills gelegen ist, auf deren dreizackiger Spitze das altrömische Trimontium von einigen Alterthumsforschern vermuthet wird. In Wirklichkeit ist der Einschnitt in den Berg, durch den eine Dreispitze gebildet wird, so auffällig, daß der Name Trimontium bezeichnend wäre. Wo ein Wunder zu erklären war, nahm man in alter Zeit am liebsten seine Zuflucht zum Teufel oder zu den Zauberern, während man in Gott und den Engeln mit Vorliebe die Macht der gesetzlichen Naturordnung verehrte. So geschah es auch hinsichtlich der Dreispitze von Eildon Hill.

Walter Scott berichtet die alte Volkssage. Danach war der alte Zauberer Michael Scott (Scott, the wizard), dessen Grab gleichfalls in der Abtei von Melrose gezeigt wird, der Erfinder, wenn auch nicht der Urheber der Bergzerklüftung an Stelle eines früheren einheitlichen Bergkegels. Jener alte Zauberer war einmal längere Zeit von einem bösen Geist besessen, der ihm keine Ruhe ließ, wenn er nicht Beschäftigung fand. Es war ein wahrer Arbeitsteufel, der gegen den armen Scott ein Recht auf Arbeit geltend machte und ihn entsetzlich peinigte, wenn Scott ihn irgendwie müßig gehen ließ. Obgleich dieser Teufel seiner Herkunft nach mehr für plutonische Arbeiten geeignet sein mochte, war er doch ein vortrefflicher Wasserbaumeister. Er baute auf Befehl von Scott, der ihn damit drei Jahre zu beschäftigen gedachte, ein großes Wehr über den Tweed in einer Nacht, und zwar zum Kummer des Zauberers, der nun wiederum darüber nachzudenken hatte, wie der thatendurstige Teufel beschäftigt werden sollte. Er befahl ihm also die Dreitheilung des Eildon-Berges, was der böse Geist abermals in einer einzigen Nacht fertig brachte. Endlich verfiel der Wizard darauf, ihm den Auftrag zu geben, daß er aus Dünensand Stricke drehen solle. Auf diese Weise wurde er ihn endlich los.

Ueber den alten Zaubermeister, der trotz der ihm mangelnden kirchlichen Concession seine Wunder verrichtete und dennoch ein anständiges Begräbniß in Melrose erhielt, wurde unterwegs in unserer Reisegesellschaft viel gescherzt. Wir riethen unter einander, was wohl in heutigen Tagen einem solchen Genius zur dauernden Beschäftigung aufzugeben sein möchte. Ein Reverend schlug vor, dem bösen Geiste aufzugeben, die Pariser Mode auf zehn Jahre zum Stillstand zu bringen. Ein alter Tory verlangte, daß Gladstone Begriffe von auswärtiger Politik beigebracht werden möchten, und Aehnliches.

Auch „Thomas der Reimer“ soll in diesen sagenreichen Gegenden gehaust haben. Die Volksballade meldet von ihm:

Treu Thomas lag an Huntlies Rand,
Da thät er ein Wunder schaun,
Er sah ein schönes schimmerndes Weib,
Das kam geritten zum Eildonbaum.

Ihr Hemde war von Seiden grün,
Ihr Mantel war von Sammet fein,
An des Rosses Mähne zu jeglicher Seit'
Hingen fünfzig Silberglöcklein und neun.

Sie kamen zu einem Garten grün,
Und sie pflückt einen Apfel vom Baume dann:
„Nimm das zum Lohne, treu Thomas, von mir!
Ich geb' dir die Zung', die nicht lügen kann.“

„Mein' Zung' ist mein eigen,“ treu Thomas sprach,
„Eure Gabe, die macht mir viel Beschwer!
Ich könnte weder Kaufmann noch Käufer sein
Auf Markt und Messe, wo es wär'!“

Treu Thomas wollte aber sein staatsbürgerliches Recht, zu lügen, der Elfenkönigin nicht aufopfern. Er war ein ehrlicher Lügner.

Etwa anderthalb Meilen von St. Boswell's, am linken Ufer des Tweed, liegt Dryburgh-Abbey, die alte Ruine, in der Walter Scott seine letzte Ruhestätte neben seiner Gattin fand.

Die Lage der alten Abtei erscheint mir schöner als diejenige von Melrose. Das Landschaftsbild ist idyllischer und abgeschlossener. In uralten Eibenbäumen versteckt, vom Flusse umschlungen, der hier durch seine Windung eine langgedehnte Halbinsel bildet, dem jenseitigen Ufer unsichtbar, liegen träumerisch die Ueberreste des alten Prämonstratenserklosters, das, 1144 von Hugh de Morville gegründet, wie Melrose von Eduard II. auf seinem Rachezuge 1322 verbrannt und schließlich im Reformationszeitalter von den Engländern auf ewige Zeiten zerstört ward. Abgesehen von den kahlen Wänden des alten Capitelhauses, etlichen Ueberresten des Refectoriums und der von den Aebten bewohnt gewesenen Klosterräume, blieb von der Kirche selbst nur ein unbedeutender Theil einer an das Querschiff nördlich anschließenden Capelle, deren Pfeiler und Bogen auf normannische Zeiten hinweisen.

Unter diesem alten Spitzbogengewölbe, in welches das volle Tageslicht fällt und dichtes Epheulaub seine Ranken liebkosend hineinstreckt, ruht der Liebling des schottischen Volkes. Es giebt keine schönere Stätte für ein Dichtergrab, keinen Platz, der von der stillen Poesie des Todes und der Vergänglichkeit in gleichem Maße verklärt wäre.

Die letzten Strahlen der untersinkenden Sonne, über den Saum dunkler regnerischer Wolken dahinstreifend, rötheten die höchsten Baumwipfel und die umgebenden Bergspitzen, während die Dämmerung ihre Schatten bereits über das Flußthal und die Ruine ausbreitete.

Wie Walter Scott sich fern von dem Getriebe des Städters seine Dichterburg in Abbotsford errichtet hatte, so liebte er es auch, im Tode sich eine stille Heimath neben den Seinigen zu bereiten. Es hat immer etwas Unharmonisches, wenn wir das Grab eines bedeutenden Mannes auf dem Friedhofe einer Weltstadt unter den Tausenden heraussuchen, die in Regimentscolonnen der Reihe nach neben ihn gelegt werden. Die Massenhaftigkeit des natürlichen Vernichtungswerkes zeigt uns vor dem endlich aufgefundenen Grabe eines Dichters oder Denkers nur den Vergleich zwischen einer großen Null des Todes neben den kleinen Nullen, die wie die Stellen eines Decimalbruches durch ein Komma in Stein von der größeren Schwesterzahl getrennt sind. Unsere Betrachtung löst sich alsdann in eine allgemeine Weltanschauung auf, das Schicksal der Menschheit, die Unvermeidlichkeit der Vernichtung Aller treten uns entgegen.

Dasselbe Gesetz der Aesthetik, das es verbietet, die Denkmäler eines Helden auf die Stätten des Todes zu verpflanzen, und im Gegentheil fordert, das Standbild derer, die für die Nachwelt wirken, auch in das volle Leben der großen Städte zurückzuversetzen, weil es sich um den Cultus lebendiger Fortwirkung handelt — dasselbe Gesetz verlangt Einsamkeit einer stillen Natur für das Andenken an die Persönlichkeit des Todten.

Walter Scott, der aus Sagen und Ruinen, aus Märchen und Volksgesängen die Vergangenheit seines Vaterlandes dichtend wiedererstehen ließ, fand für seine Werke das eiserne Denkmal, das von der schönsten Straße in Edinburgh emporragt: eine auf den Boden der Hauptstadt versetzte Kirchthurmspitze, in der die geistige Höhe dessen für das Auge des Wanderers versinnlicht wird, der die Menschen aus der alltäglichen Last der Daseinssorgen befreiend und verjüngend emporhebt in die übersinnliche Welt beflügelter Gedanken.

Die irdischen Ueberreste des Schottendichters, das Vergängliche an ihm ruht in der Einsamkeit von Dryburgh-Abbey, umgeben von der Steinruine, die eine große Zeit hinterließ, umschattet von der unerschöpflich und ewig grünenden Kraft der Natur, die aus dem Rauschen alter Bäume spricht, auf welche bereits längst vergangene Jahrhunderte herabblicken. In einer solchen Umgebung erwacht nicht sowohl die Dankbarkeit für die von Walter Scott geschaffenen Werke als die Verehrung für den Mann, dessen Dichtung die Geschichte seines Vaterlandes mit Liebe umrankt wie immer grünendes Laub die Trümmer von Dryburgh-Abbey.

Streifzüge an den oberitalischen Seen.

Von

Karl Vogt.

I.

So ist es also im hohen Rathe beschlossen," schrieb ich am 13. August 1880. „Ihr, lieben Freunde, nehmt von Vevey aus den Zug nach Brieg im Wallis, wir Genfer fahren über den See, um das herrliche Ufer Savoyens noch einmal seiner ganzen Erstreckung nach zu genießen; in Saint Maurice treffen wir zusammen, kommen zeitig genug in Brieg an, um dort noch einen Nachmittagsspaziergang zum Stockalper'schen Hause zu machen, wo Freund R. seiner ganzen Indignation über die räuberischen Pfaffenbarone des Mittelalters und Frau S. ihrer Bewunderung für halb verfallene ‚old buildings' die Zügel schießen lassen können, und am anderen Tage turnen wir mittelst Pferdebeinen über den Simplon, der allen Concurrenten zum Trotze der landschaftlich schönste Alpenpaß bleibt, auf dem man mitten aus grauser Wildniß unmittelbar in die reichste italienische Natur hineinfällt und um den es schade wäre, wenn er durch einen Tunnel brach gelegt werden sollte."

Die Verabredung wurde pünktlich eingehalten, obgleich sämmtliche Theilnehmer, wenn auch jetzt in verschiedenen Republiken zerstreut, deutschen Ursprungs sich rühmten. Vielleicht hatten sie im Auslande Pünktlichkeit gelernt! Aber ich constatire die Thatsache der Seltenheit wegen.

Nichts von der Reise. Wir hatten die gewöhnlichen Scherereien mit italienischen Kutschern; ein Versuch, schlechtere Wagen denjenigen zu substituiren, die man uns am Abend vorgezeigt, wurde glücklich vereitelt; verschiedene Stricke und Bindfaden, womit das alte Geschirr vernestelt war, rissen an nicht zu ungünstigen Stellen und konnten glücklich ersetzt werden; wir konnten mit voller Seelenruhe beim Ansteigen einen Gruß in weite Ferne nach Belalp hinübersenden, wo Tyndall sich den Fuß zu verstauchen pflegt, um in Ruhe seine

Sommerfrische verbringen zu können; genossen nach unserer Einfahrt in Domo d'Ossola, dem italienischen Heidelberg, das obligate Donnerwetter mit Platzregen, welches zur Bequemlichkeit der Simplonfahrer den Straßenstaub für einige Morgenstunden in knöcheltiefen Schlamm verwandelt, und trafen rechtzeitig in Baveno ein, um uns beim Frühstück durch den Anblick einiger schon an der Grenze reiferer Jugend angelangter Engländerinnen zu erfreuen, welche durch thurmhohe weiße, mit Bändern in schreienden Farben geschmückte Hauben uns an die ragenden Gletscherzinnen des Fletschhorns erinnerten, die wir Tags zuvor bewundert hatten. Ihre Ehegatten, mit nackten Scheiteln und wallenden Vollbärten, glichen den niederen Vorbergen, die oben kahl und abgeholzt, unten aber dicht bewaldet oder angebaut sind.

„Ich meine, ich sollte Sie kennen?" sagte der Wirth von Bellevue in Baveno, mich musternd. — „Warum nicht? War ich doch einer der Ersten, der in Ihrem damals noch nicht fertiggestellten Hause mit meinen Buben einige Tage zubrachte!" — „Wahrhaftig! Ich hatte damals einen Deutschen, Namens Hermann, als Secretär, einen braven Mann, der mit Ihren Söhnen fischen ging und ihnen dann Abends die Barsche braten ließ, die sie geangelt hatten!" — „Ganz recht, und deshalb senden Sie auch sogleich einen Boten nach Isola dei Pescatori und bestellen mir für morgen früh den besten Fischer mit seinen Gehülfen, seiner Barke und seinen Geräthschaften, denn ich will morgen den ganzen Tag auf dem See mit Fischen zubringen!" — „Sie wollen nicht auf die Inseln?" — „Nach Isola madre wohl, aber nicht nach Isola bella! Wenn ich Zeit hätte, möchte ich wohl einige gemüthliche Erinnerungsstunden an entschwundene Tage im ‚Delphin' auf Isola bella zubringen, um im Garten zu frühstücken und am See meine Cigarre zu rauchen, und wenn es die richtige Jahreszeit wäre, März statt August, möchte ich die gewaltigen Gewölbe durchstöbern, auf welche Graf Borromeo sein Schloß und seine Terrassen gebaut hat — sie sitzen ja wohl voll von Fledermäusen? — Aber das Schloß und die Gärten — nein! Das sieht man einmal, höchstens zweimal, bis man den Lorbeer, in dessen Rinde Bonaparte das Wort „battaglia" geschnitten haben soll, auswendig kann!" — „Der Lorbeer ist in diesem strengen Winter erfroren!" — „Dem Himmel sei Dank! Wenn nur die Fledermäuse am Leben geblieben sind, um nächstes Jahr trächtig werden zu können, so bin ich zufrieden."

Der Wirth sieht mich mit einem Ausdruck an, als wollte er sagen: Dem rappelt es gewiß im Kopfe! Da er aber gewöhnt ist, noch ganz andere Rappelköpfe zu befriedigen, so sagt er höflich: „Unser Hauptfischer Antonio wird für die Stunde bestellt werden, die Sie angeben."

Antonio kommt um sieben Uhr Morgens angefahren. Er ist ein alter Graukopf mit einem wetterharten, verschmitzten Gesicht. Ein kräftiger junger Bursche mit nackten Beinen und drallen Waden rudert. Ich gebe einem Jeden zur Einleitung unseres Geschäftes eine jener schrecklichen Cigarren, welche unter dem Namen „Brissagos" in Norditalien geschmuggelt werden und deren Fabrication einen der blühendsten Industriezweige des Cantons Tessin bildet. Ein furchtbares Kraut, in dessen Rauch alle „Unlustdüfte" Jäger's gebannt scheinen, das aber durch fortgesetzten Gebrauch dem Volke, das eine auf Stunden belegte Zunge nach einer Cigarre haben will, werth geworden ist. Die Augen meiner Fischer strahlen vor Vergnügen. „Welche Fische werden jetzt gefangen, Antonio?" — „Gar wenige, lieber Herr, und fast nur Barsche! Das Handwerk wird immer trostloser." — „Betreibt Ihr es allein?" — „Mit meinen Söhnen, Excellenz! Die sind aber schon seit gestern an der Mündung der Toce, um Forellen zu fangen." — „Gut, fangen wir Barsche. Die gefangenen Fische sind Euer. Ich will nur sehen, wie Ihr zu Werke geht. Für Eure Mühe entschädige ich Euch." — „So ließe ich es mir alle Tage gefallen," sagt der junge Bursche. „Unser Graf ist nicht so freigebig. Der nimmt die Hälfte der Fische für sein Fischereirecht, und mit der anderen Hälfte können wir uns die Zähne putzen."

Im Boote liegen große Stücke jenes wundervollen Granits von Baveno, der

bei Architekten und Mineralogen in so wohlverdientem Rufe steht und überall an den Ufern des Sees verarbeitet wird. Jedes Stück ist durch einen langen Strick mit einem etwa einen Meter langen Holzpflock verbunden. Das Boot beschreibt, langsam getrieben, einen Kreis von etwa dreißig Metern Durchmesser, und der Alte läßt an den vier Cardinalpunkten je einen solchen Stein sehr behutsam in die Tiefe hinabgleiten. Der Strick wird so angezogen, daß der Holzpflock gerade noch an der Oberfläche schwimmt. Es wird auf diese Weise ein Quadrat bezeichnet, dessen vier Ecken durch die wie Säulen aus der Tiefe zur Oberfläche reichenden Taue gebildet werden. Nun wird ein Netz mit ziemlich weiten Maschen, das an dem Unterrande stark beschwert, am Oberrande aber nur mit kleinen Schwimmern versehen ist und etwa zehn Meter Höhe und die entsprechende Länge hat, so um diese Säulen herumgeworfen, daß es an dem Grunde des Wassers den vorgezeichneten Raum vollständig umschließt. Sobald der Kreis des Netzes geschlossen ist, wird das Boot in die Mitte desselben getrieben. Jeder Fischer wirft einen schweren, ebenfalls an einem Stricke befestigten Stein so über Bord, daß er mit lautem Geräusch auf das Wasser aufklatscht. Beide heben ihre Steine abwechselnd so hoch als möglich und lassen sie wieder auf den Grund fallen, als wollten sie den Boden stampfen. „Das erschreckt die Fische," sagt Antonio; „sie fliehen nach allen Seiten, und so eilig, daß sie meistens mit dem Kopfe durch die Maschen des Netzes fahren und hängen bleiben."

Nach einigen Minuten emsiger Stampfarbeit werden die Steine an Bord geholt und dann das Netz langsam emporgewunden. „Excellenz bringt uns Glück," sagt Antonio. In der That zappeln etwa vierzig bis fünfzig Barsche von ziemlich gleicher Größe, je ein Viertelpfund schwer, in dem Netze. Kein anderer Fisch. Nach Einholung des Netzes werden auch die vier Markensteine mit ihren Holzschwimmern hereingeholt. „Was hängt denn dort Grünes unten am Netze?" — „Ein paar Holzstückchen, Excellenz, mit Pflanzen bewachsen." — „Die will ich haben! Und dort das braune Zeug — ein Stück Schwamm?" — „Nein, Excellenz, das ist Fischbrot (Pane di pesci)." — „Warum nicht gar, Fischbrot?" — „Gewiß, Excellenz; das wächst auf dem Grunde des Sees, und die Fische fressen es gern. Wir bringen es oft mit unseren Netzen herauf." — „Zeigt einmal her!"

Der Fischer reicht mir ein etwa handgroßes, unregelmäßig gestaltetes, braungelbliches Gebilde, welches in der That einem Stück löcherigen Brotes oder Badeschwammes von Weitem täuschend ähnlich sieht, auch dieselbe bräunlichgelbe Farbe und den charakteristischen Schwammgeruch hat, wenn auch nur in geringem Maße. Es zeigt nach allen Seiten hervorstehende kleine Kieselnadeln, größere Oeffnungen und feinere Poren — kurz, gleicht, mit freiem Auge oder einer schwachen Lupe betrachtet, durchaus einer wahren Spongie, einem Meerschwamme. Keine äußere Aehnlichkeit mit dem grünen Süßwasserschwamme, der Spongille, die ich zur Genüge aus dem Geröhricht des Genfer und Neuenburger Sees kenne und mit welcher es dennoch nach dem Zeugniß des ersten Schwammkenners der Welt, Prof. Oskar Schmidt in Straßburg, vollkommen identisch ist. Bei dem leisesten Drucke fließt aus dem Schwamme trübes Wasser. Ich lege ihn in ein Glas mit frischem Wasser — bald wimmelt dasselbe von kleinen Thierchen, die ich mit der Lupe allein nicht gehörig unterscheiden kann. „Man soll sich doch nie von seinem Handwerkszeuge trennen!" rufe ich aus, mich vor die Stirn schlagend. Um der lästigen italienischen Douane zu entgehen, hatte ich mein Mikroskop nebst Zubehör in einer Kiste direct nach Lugano gesandt, so daß es durchaus auf schweizerischem Gebiet geblieben war. Wider Erwarten aber waren die Mauthbeamten in Isella so artig gewesen, auf den bloßen Anblick meiner Visitenkarte mit dem prunkenden Titel „Nationalrath" unsere Koffer und Kisten uneröffnet passiren zu lassen. Blinder Eifer schadet nur, sagt die Fabel, aber allzu große Vorsicht schadet auch. Künftig lasse ich mein Mikroskop nicht von mir. Man kann nie wissen, wo Hasen laufen, pflegte der Förster Kuhn in Gladenbach zu sagen, wenn er mit der Flinte durch die Straßen des Dorfes ging.

Erst in Lugano sehe ich, daß diese kleinen Thierchen nichts Anderes sind als

sechsbeinige Larven einer großen Wassermilbe, Limnocharis, Hydrachna oder Atax, die allen Forschern durch ihre Metamorphosen wohl bekannt sind. Bis jetzt hatte ich die Eier solcher oder ähnlicher Milben nur auf den Kiemen unserer Malermuscheln gefunden. Die Milbe kriecht offenbar in die Muschel hinein, wenn diese ihre Schalen öffnet, und legt ihre Eier in die äußere Lamelle der Kiemen. Sie bilden dort weißliche Haufen. Die Embryonen bekommen einen dunkelgrünen Leib und haben nur sechs Beine. So fand ich die Eierhaufen schon im Jahre 1847 in den Malermuscheln aus der Lahn bei Gießen und beschrieb sie auch in den „Annales des sciences naturelles“ vom Jahre 1849. Sie waren früher wie nachher von vielen anderen Naturforschern gesehen worden. Nichtsdestoweniger läßt ein neueres Schriftchen über „Milben als Parasiten“ diese Eierhaufen erst im Jahre 1869 von E. Bessel finden! Hier hatte ich in dem Fischbrote eine neue Brutstätte einer Wassermilbe, deren Art ich leider nicht bestimmen konnte, da die einzige alte Milbe, welche in dem Glase herumstolzirte, mir leider verloren ging. Aber die Larven mit sechs Beinen, theils frei, theils noch in der Eihülle, flossen zu Tausenden aus dem Schwamme, und die freien tummelten sich in dem Wasser wie kleine Krebsflöhe.

Fischbrot! Fischbrot! Das Wort ging mir im Kopfe herum. Ich fragte meinen italienischen Collegen Pavesi aus Pavia, der sich speciell mit der Fischerei im See von Lugano beschäftigt hat; — er hatte den Schwamm nie gesehen, nie davon gehört, und in der That haben wir ihn im See von Lugano nicht gefischt. Dunkle Erinnerungen an den Bodensee stiegen in meinem zermarterten Gedächtnisse endlich auf — ich hatte läuten gehört, wußte aber nicht, wo? Aber unser alter Meister, C. Th. v. Siebold in München, läßt uns nicht im Stich, wenn es sich um die Süßwasserfische Mitteleuropa's handelt. Richtig, da steht es in einer Note, S. 246: „Die Nahrung der Renken besteht hauptsächlich aus sehr kleinen Wasserthieren sowie aus den niedersten Gebilden der Pflanzen- und Thierwelt, deren erste Entwickelungszustände als sogenannter vegetabilischer oder thierischer Schleim den Grund der Seen und die dort befindlichen Gegenstände überwachsen. Dergleichen organische Körper werden von den Fischern des Bodensees ‚Fischbrot‘ genannt. Ich erkenne in diesem Fischbrot, dessen Untersuchung von Wartmann (im ‚Naturforscher‘, Stück 21 u. 22) zu verschiedenen Malen versucht wurde, abgestorbene Bryozoengehäuse, welche von verschiedenen anderen niederen Thieren und von Algen zum Wohnort benutzt werden.“

Herr Dr. Bernhard Wartmann, Stadtphysikus zu St. Gallen, den Siebold hier erwähnt, scheint ein gar frommer Herr gewesen zu sein. In der Einleitung zu seiner im Jahre 1785 veröffentlichten „Nachricht von dem Fischbrot“ sagt er: „Daß die Fische auch im Winter ihre Speise haben müssen, daß der Schöpfer der Natur im Winter ebensowohl als im Sommer für seine Geschöpfe sorget, ist unwidersprechlich! Im Sommer haben die Fische hinlängliche Nahrung an den vielen Insecten, Fliegen, Schnecken u. s. w., welche sich sowohlen in dem See selbsten erzeugen als auch von den vielen und großen Flüssen dahin geführet werden. Wie viele Naturforscher und besonders Ichthyologen müssen den Gedanken schon längst gehabt haben: daß die Fische außer den Insecten u. s. f. noch eine weitere Nahrung haben. Was für eine? das war ihnen und mir ein Räthsel. Wer übersieht den weiten Schauplatz der Wasserwelt? wer seine Bewohner? — Welches Naturauge siehet auf den Wachsthum der Fische, auf ihre Nahrung, Fortpflanzung, Erhaltung? — Wer wacht über das Leben derselben in den Seen, Flüssen, Alpen? — in den letzteren besonders, wo die kostbarsten, die edelsten und zartesten Fische sich aufhalten, deren Wasser Zweydrittel des Jahres mit fast ewigem Eis und Schnee bedeckt sind? — Wahrhaftig, der Menschenverstand steht öfters ganz stille, wenn er glaubt, Riesenschritte in der Natur gethan zu haben und auf einmal die allerauffallendsten Ausnahmen wahrnehmen muß.

„Der Bodensee wimmelt von Fischen aller Arten und vielen tausenden, die sich von Gewürmern und Insecten nähren; aber im Winter fließen die Flüsse sparsam, und meistens vom Schneewasser, das aus den Alpen entspringt. Gewiß findet

man die Hälfte des Jahres hindurch kein einziges Insect in dem Wasser, das dem See zufließt, noch in dem See selbsten. Also nichts, das den Millionen von Fischen zum Unterhalt wäre. Der wohlthätige Schöpfer alleine, der für die Fische sowohl als für die Sperlinge und die Lilien auf dem Felde sorget, wußte Mittel, seine Geschöpfe sowie die ganze Kette der Natur zu erhalten. Er schaffet den Fischen Brot in der Tieffe, sobald der Winter herannahet und sich die Insecten und Gewürmer verlieren und in die Erde verkriechen, um im Frühjahr die Natur aufs neue zu beleben, daß sie sich viele Monate davon ernähren können, fortleben und den Menschen hinwiederum zum Unterhalte dienen."

Ob der liebe Gott seine Kostgänger in den Seen wirklich mit diesem Fischbrot nährt, will ich dahingestellt sein lassen und bin der Meinung von Oskar Schmidt, der mir schreibt: „Daß die Fische das Zeug fressen, glaube ich nicht eher, als bis ich es sehe." Jedenfalls mögen die spitzen Kieselnadeln, welche das Skelet des Schwammes bilden, zum wenigsten eine kitzelnde Empfindung in dem Gaumen des Schluckenden verursachen. Was aber Wartmann beschreibt und abbildet unter dem Namen „braunes Fischbrot", scheint wirklich mein Schwamm oder eine ihm sehr ähnliche Art zu sein, während dagegen Wartmann's „weißes Fischbrot" der Beschreibung und Abbildung zufolge gewiß ein Convolut von Bryozoengehäusen ist, wie Siebold gefunden hat.

„Eure Barschfischerei langweilt mich, Antonio," sage ich nach einigen Netzzügen, die immer in derselben Weise wiederholt werden. „Wir wollen unsere Beute theilen — ich behalte die Holzstückchen mit den grünen Pflanzen daran und das Fischbrot, und Ihr nehmt die Fische und den Lohn für Eure Mühe. Abgemacht? Aber nun möchte ich sehen, wie Ihr die ‚Agoni' fangt." — „Das können wir Ihnen erst heute Abend zeigen, Excellenz," antwortet Antonio. „Jetzt sind die Agoni tief unten im See, wo wir mit unseren Netzen nicht hingelangen können; aber in der Nacht kommen sie herauf, besonders wenn kein Mondschein ist." — „Gut! Holt mich gegen neun Uhr ab, wenn es dunkel geworden ist." — „Aber, Excellenz," sagt der Fischer zögernd, „es dauert wenigstens drei Stunden, und in der Nacht wird es frisch auf dem See." — „Ich werde für Mantel, Decke und die genügende Anzahl Cigarren sorgen."

Ich muß hier eine Parenthese öffnen. Die „Agoni" stehen zwar in den Reisehandbüchern als besonders schmackhafte Fische aus dem Comersee, aber die wenigsten meiner Leser werden wissen, daß „Agoni" der italienische Provinzialname für den besonders im Rheingebiete bekannten Maifisch, die Alose oder Finte, ist. In den deutschen Flüssen zeigen sich die den Häringen verwandten Alosen nur als Wanderfische, welche zur Laichzeit im Mai und Juni aus dem Meere aufsteigen wie die Lachse und im Rhein z. B. bis zu den Fällen von Laufenburg gelangen; in den norditalischen Seen ist dagegen der Agone heimisch geworden, und nur ein kleiner Theil kommt durch den Po und dessen Nebenflüsse aus dem adriatischen Meere als Wanderfisch herauf. Im Rhein kommen Maifische von zwei Fuß Länge und 2½ bis 3 Pfd. Schwere vor, und je größer, desto mehr werden sie als Tafelfische geschätzt; die Finte, welche später aufsteigt, weit kleiner ist und in seltenen Fällen zwei Pfund schwer wird, gilt dagegen am Rhein sogar für giftig und wird, wie Siebold sagt, „als übelriechend, mager und nicht wohlschmeckend verachtet."

In den norditalischen Seen drehen sich die Verhältnisse geradezu um. Die großen Alosen, welche „Cheppie" genannt werden, wandern wie die Maifische aus dem Meere in die Flüsse empor, gelangen aber nur in den Lago maggiore, niemals in den See von Lugano, steigen indessen im Tessin bis zur Höhe von Biasca hinauf und gelten für die schlechtesten Fische, die man essen kann. Gewöhnlich werden die Cheppie für drei, höchstens vier Sous das Stück verkauft, und der Fischer, der acht Sous für das Kilo bekommt, ist überzeugt, seinen Käufer übervortheilt zu haben. „Ein Ballen Baumwolle mit Stecknadeln gespickt ist eine Cheppie," sagte mir ein Bekannter.

Die Agoni gehören zu den besseren und zugleich zu den schönsten Fischen. Gestalt und Größe sind die eines Härings, der Rücken ist grün, die Seiten und der Bauch

schimmern in den zartesten Regenbogenfarben auf Gold- und Silbergrund. So schön sie sind, so dumm sind sie auch, der Behauptung der Fischer zufolge, und „dumm wie ein Agone“ ist eine bei ihnen gebräuchliche Redensart. Am Comersee gelten die Agoni für einen besonderen Leckerbissen, den der Fremde kosten muß; ihr Fleisch ist in der That von feinem Geschmack, aber gar spärlich vertheilt zwischen den dicken Rippen und feinen Gräten der Seiten, und der große Kopf mit dem weit gespaltenen Maule und den ungeheuren, von zwei senkrechten Augenlidern wie von Vorhängen verdeckten Augen nimmt mehr als billig von der Länge des Fisches weg.

Ganz junge Alosen, die den Namen „Antesini“ führen und als „frittura“ mit Gräten und Schuppen, Eingeweiden und Därmen verspeist werden, stehen im höchsten Ansehen bei den italienischen Feinschmeckern, und während die Agoni etwa zu fünfzig bis sechzig Centimen das Kilo verkauft werden, gelten die Antesini mehr als das Doppelte.

Es ist fast unglaublich, welche Mengen von Agoni und Antesini in diesen Seen wimmeln. Mit den großen Netzen, welche zu dem Fange dieser Fische benutzt werden, fängt man nicht selten tausend Kilo Agoni und fünfhundert Kilo Antesini in einem Zuge. Bei solchen Fischzügen, die besonders im Winter stattfinden, ist dann von frischem Aufbrauchen keine Rede mehr, zumal da die Alosen wie die Häringe meist schon in den Netzen absterben und die Zersetzung fast unmittelbar beginnt. Man salzt und räuchert, was man nicht unmittelbar frisch verzehren oder verkaufen kann, aber in so primitiver und sorgloser Weise, daß aus dem an und für sich guten Fische ein für ausländische Gaumen ungenießbares Gericht wird.

Die amüsanteste Fischerei auf Agoni wird zur Laichzeit in schönen Sommernächten betrieben. Eine lustige Gesellschaft, Männer und Frauen, fährt in einer Barke dahin und ladet an einem geeigneten Platze diejenigen aus, welche die Fische am Ufer auflesen sollen. Sobald diese sich in Entfernungen von drei bis vier Schritten von einander aufgestellt haben, fährt die Barke etwa fünfzig Schritte zurück in den See hinein und steckt ein in hellen Flammen auflodernder Reisigbündel an. Nun heißt es rudern! Pfeilschnell schießt die Barke auf das Ufer zu; die Männer mit dem brennenden Reisigbündel springen heraus und rennen das Ufer hinauf, während die Ruderer wie toll auf das Wasser schlagen und so viel Lärm als möglich machen. Die Agoni folgen dem flammenden Lichte mit solcher Gewalt, daß viele von ihnen sich bis hoch auf das Trockene hinaufschnellen, während die meisten in dem kaum mit Wasser bedeckten Uferstreifen herumzappeln. Die am Ufer aufgestellten Personen ergreifen die Fische und schleudern sie hinter sich auf das Trockene so weit, daß sie das Wasser nicht wieder erreichen können. Es ist ein tolles Treiben während einiger Augenblicke, bis die zappelnden Fische in Sicherheit gebracht sind, deren Zahl sich oft auf einige hundert beläuft; dann aber richtet die Barke ihren Lauf nach den kühlen Kellern des Lugano gegenüberliegenden Caprino; vor den Kellern werden die Fische über freiem Feuer geschmort oder auf einem Roste gebraten, die Tassen mit rothem Wein machen die Runde, denn in Caprino sind die Gläser verpönt, und bei Gesang und Lautenspiel wird der größte Theil der Nacht um so leichter verbracht, als völlige Windstille eine Bedingung des Fischfanges ist.

So etwa schildert mein leider zu früh verstorbener Freund Lavizzari, dessen von Vela gefertigte Büste das Museum von Lugano schmückt, die fröhlichen Fackelfahrten auf Kosten der Agoni. Mein Beutezug auf dem Lago maggiore war nicht so heiterer Natur.

Antonio stellt sich mit seinem Gefährten zur bestimmten Stunde ein. Die Nacht ist finster; schwere Wolken steigen aus den Alpen auf. Wir wenden uns gegen Pallanza hin in die Bucht, in welche die Toce einströmt. Etwa in der Mitte angekommen, wird ein langes, ungefähr fünf Meter hohes Netz in gerader Linie ausgeworfen. Dasselbe ist nur gerade genug beschwert, um sich senkrecht in das Wasser zu stellen, während sein oberer Rand durch Schwimmer an der Oberfläche gehalten wird. An dem einen Ende wird ein pyramidenförmiges Holzgestell befestigt, welches aufrecht auf dem Wasser schwimmt und in der Spitze eine kleine Laterne trägt, deren Lichtschein phantastisch auf den Wel-

len zittert, die nach und nach in stärkere Bewegung kommen. Die beiden Fischer wickeln sich, nachdem das Netz ausgeworfen ist, in ihre Decken und rauchen schweigsam ihre Cigarren. „Wir müssen uns eine Stunde lang ganz still halten," sagt Antonio. „Haben Sie die Güte, nach der Uhr zu sehen."

Das Wetter rückt näher; der Donner rollt und häufige Blitze zucken umher. Ein schneidender Wind droht fast die Segeldecke abzureißen, welche wir über die bogenförmigen Holzspangen gezogen haben, die auf keiner Barke des Langensees fehlen. Es fängt an ungemüthlich zu werden, denn der Wind peitscht schwere Regentropfen mir in das Gesicht. Schließlich mache ich es wie die Fischer, wickele mich in eine Decke und strecke mich am Boden der Barke aus. Nur die drei glimmenden Cigarren geben Zeugniß, daß das Boot nicht herrenlos auf den Wellen schwankt. „Werden wir nicht von dem Netze abgetrieben?" frage ich leise. — „Nicht viel, Excellenz," sagt Antonio, nach der Laterne hinüberblinzelnd; „das Netz schwimmt ja und wird ebenfalls vom Winde getrieben!"

Die Glocke schlägt in Pallanza elf Uhr. Das Wetter ist gegen Luino hinübergezogen, der aufgeregte See glättet seine Wellen und einige Sterne beginnen über unseren Häuptern zu flimmern. Die Stunde ist vorüber. Wir heben das Netz, nachdem wir zuerst das Laternenhäuschen in der Barke untergebracht haben. Wir sind auch diesmal nicht schlecht gefahren — ein halbes Hundert Agoni mag wohl in den Maschen stecken, alle in derselben Art hinter den Brustflossen gefangen. „Ein Glück," sagt Antonio, „daß die Wetterwolken den Mond verdeckten; es ist Vollmond — wir hätten keinen Schwanz gefangen, wenn der zu unserem Geschäft hätte leuchten wollen!" — „Also kommen die Agoni bei Mondschein nicht an die Oberfläche?" — „Gewiß nicht, Herr!" — „Aber warum nicht?" — „Aus purem Neid," antwortet Antonio. „Die Agoni sind dumm, aber fürchterlich eitel und thun sich ungemein viel auf ihren schönen Silberglanz zu Gute. Deshalb reiben sie sich auch so gern die Schuppen ab, weil sie glauben, der Glanz werde durch Reiben heller wie die Stiefel durchs Wichsen. Aber da der Mond noch viel heller glänzt und sie ihn nicht überstrahlen können, so verbergen sie sich in der Tiefe, wohin er nicht scheinen kann, um dort allein zu glänzen." — „Ich hätte nicht gedacht," sage ich lachend, „daß Fische so eitel sein könnten!" — „Gewiß, Herr! Warum bleiben denn die Fische, die der Herrgott nur gelb und braun angemalt hat, wie die ‚bottatrice' (Trüsche) und die ‚scazzone' (Groppe) immer auf dem Grunde des Wassers, wo sie sich zwischen den Steinen verbergen? Weil sie sich schämen müßten in ihren erdfarbigen Gewändern gegenüber den Forellen, den Agoni, den Barschen und den Weißfischen, die alle schöne Farben haben und deshalb im lichten Wasser tanzen! Die Agoni aber sind die schönsten, und deshalb sind sie ebenso eitel wie die Weibsleute! Aber da sind wir an der Hafentreppe vor Bellevue, und Giovanni kommt, Ihnen zu leuchten. Wollen Sie die Fische nehmen?" — „Ein halbes Dutzend, um sie morgen früh genauer zu betrachten. Die übrigen könnt Ihr behalten — ich schenke sie Euch für die treffliche Erklärung des Verhaltens der Agoni dem Monde gegenüber. Felicissima notte!"

Antonio hat mich mit seiner naiven Erklärung des Verhaltens der Agoni dem Mondschein gegenüber sehr glücklich gemacht. So werden ganz richtig beobachtete Thatsachen stets auf Beweggründe zurückgeführt, die man aus eigenen Erlebnissen und Empfindungen ableitet. „Papa," sagte einmal einer meiner Jungen, „ich habe eine Heuschrecke gesehen, die sehr weh am Beine hatte. Jedesmal, wenn sie mit ihrem Bein den Flügel berührte, schrie sie laut auf." Der Junge hatte das Geigen der Heuschrecke ganz richtig beobachtet — da er sich aber keine Vorstellung von einer solchen Streich- und Kratzmusik machen konnte und aus Erfahrung wußte, daß das Berühren von Wunden Schmerz erzeugt, so hielt er die Musik der Heuschrecke für ein Wehgeschrei. Antonio hat das Gebahren der Agoni ganz richtig beobachtet — aber da er den wahren Grund desselben, der in Verfolgung durchsichtiger Krebsthiere besteht, welche das Licht scheuen und nur in der Nacht an die Oberfläche kommen, nicht auffinden kann, so sucht er ihn in ihm bekannten Eigenschaften der

Menschennatur. Es kommt mir fast vor, als ob manchen Thierpsychologen noch täglich Aehnliches begegnete. Warum aber Agoni und andere Fische in dunklen Nächten an die Oberfläche kommen, das hätte Antonio nur dann wissen können, wenn seine Augen mit Lupe und Mikroskop bewaffnet gewesen wären. Von der Existenz solcher Instrumente haben aber die guten Leute keine Ahnung.

* *
*

Der heilige Carlo Borromeo, der mit ungeheuer großen und gerade abstehenden Ohren in Erz getrieben bei Arona der Bavaria in München durch seine Größe Concurrenz macht, scheint für seine Familie nicht schlecht gesorgt und die irdischen Güter nicht über die himmlischen vernachlässigt zu haben. Man möchte fast sagen, der Lago maggiore sei ein Fidei-Commiß der Familie. Altes Schloß der Borromeo! Villa, ursprünglich den Borromeo gehörig! Bis nach Arona hinab und nach der Toce hinauf gehört das Fischereirecht den Borromeo; wo noch Wald ist, haben sie Jagdrecht. Nur in dem schweizerischen Arme von Locarno stehen ihnen keine Rechte zu — die Landvögte der drei Urcantone, die früher den Canton Tessin abwechselnd auf Raubbau bewirthschafteten, huldigten dem Grundsatze: Selber essen macht fett! und waren Manns genug, mailändischen Grafen die Stange zu halten. Aber deshalb sind die schweizerischen Ufer der Seen und Flüsse nicht weniger mit Privatrechten gespickt als die italienischen, und es finden sich da die wunderbarsten, seit Jahrhunderten durch Verträge bestätigten Rechte mit den seltsamsten Bestimmungen hinsichtlich der Ausübung dieser Rechte. Ist mir ja doch auf meinen jetzigen Fahrten in der Tresa eine Fischerei bekannt geworden, welche in einundachtzig verschiedene Antheile getheilt ist und wo mancher Besitzer nur das Recht hat, in einer einzigen Nacht während weniger Stunden sein Netz auszuwerfen. Das wäre ein Untersuchungsfeld für einen halb schwindsüchtigen Privatdocenten der historischen Rechtswissenschaft, der sich aus Gesundheitsrücksichten ein paar Winter in Lugano aufhalten müßte, das alle Aussicht hat, nach Eröffnung des Gotthardtunnels eine norddeutsche Wintercolonie zu werden!

Die Fahrt über Land von Luino am Lago maggiore nach Lugano ist eine der reizendsten, die man machen kann. Mit dem See von Lugano könnte es Einem fast gehen wie einem berühmten napoleonischen General bei einem Ausfalle aus dem belagerten Paris mit der Marne. „Was ist das für ein Fluß?“ fragt er, über eine Brücke reitend, den Adjutanten. „Die Marne, General!“ Nach kurzem Ritte kommen sie an eine zweite Brücke. „Und dieser Fluß?“ — „Die Marne, General!“ — „Hm!“ — Es kommt eine dritte Brücke. „Und dieser da?“ — „Die Marne, General!“ — „Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Marne! Halten Sie mich für einen Strohkopf?!“ Der See von Lugano schlingt sich mit seinen verschiedenen Armen und Buchten so um den Monte Salvatore herum, daß man bei Ponte Tresa und Agno jedesmal einen neuen See zu erblicken wähnt und endlich, wenn man auf der Höhe über Lugano den Spiegel des großen Sees erblickt, dem „Lago di Lugano“ antwortenden Kutscher zuzurufen sich versucht fühlt: Hältst du mich für einen Strohkopf?

Ein schönes klares Flüßchen, die Tresa, welche den Abfluß des Sees von Lugano nach dem Lago maggiore bildet. Klar und hell strömt das Wasser auf kieseligem Grunde zwischen tief eingeschnittenen Ufern mit reicher Bewaldung von Kastanien- und Nußbäumen dahin.

Was Comacchio an der Pomündung für den östlichen Theil Centralitaliens, das ist Ponte Tresa, freilich in weit kleinerem Maßstabe, für das Tessin und den benachbarten Theil der Lombardei — das Centrum der Aalfischerei. Auf Ponte Tresa dürfte die deutsche Diplomatie ein ganz besonderes Augenmerk richten; im Herbst, im September und October, werden dort cannibalische Feste gefeiert und Preußen in Unzahl gefressen oder zu gleichem Zwecke des Verzehrens bis nach Turin und Paris versandt.

Wahrhaftig, Preußen! Der gewöhnliche Aal heißt „inguila“, aber wenn er recht fett und groß ist und ein Gewicht von etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Kilo erreicht hat, wird er an Ort und Stelle bis zu drei Francs

das Kilo verkauft und heißt „Prussiano“. Woher das Volk den seltsamen Namen hat, weiß Niemand zu sagen — aber als ich mit meinen Begleitern an einem Fischbehälter stand und nach Aalen fragte, erhielten wir zur Antwort: „Aale haben wir wohl, aber keine Preußen!“ und mein Begleiter machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: „Ich esse nur Preußen, aber keine Aale!“ Nun, Preußenfresserei mag auch wohl an anderen Orten vorkommen — aber darauf, daß den Preußen eine besondere wohlhäbige Fettigkeit zugeschrieben wird, darauf können die „fratelli ticinesi“ wohl ein Patent nehmen! Am Rhein ist man darüber anderer Ansicht.

Die Aale wandern im Herbst, September und October, flußabwärts gegen das Meer hin und werden dann in den Fischereien der Tresa in großen Mengen gefangen. Dann kommt fröhliches Leben in das kleine, sonst so stille Fischernest, durch welches die Touristen im Fluge eilen. Von Mailand, Varese, Novara, ja selbst von Turin her kommen Scharen fröhlicher Menschen, welche Aal, frischen Aal essen und kühlen Wein dazu trinken wollen. Locanden, Osterien und Privathäuser sind dicht besetzt; die Kochkünstler von Ponte Tresa setzen ihren Ruhm darein, den Aal auf zwölferlei verschiedene Arten zuzubereiten. Ein reger Jahrmarkt entwickelt sich; überall wird geschmaust, gezecht, musicirt und getanzt, bis endlich die Gäste mit leerem Beutel und verdorbenem Magen wieder heimziehen. Was sich nicht frisch verzehren oder versenden läßt, wird auf luftigen Speichern getrocknet und geräuchert und so in den Handel gebracht.

Wir besuchen die Fischerei, die etwa eine halbe Stunde unterhalb Ponte Tresa in dem Flusse seit Jahrhunderten besteht. Einer der Besitzer, der uns mit großer Gefälligkeit jede nur wünschenswerthe Auskunft giebt, versichert, daß die Besitztitel bis in das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Der ganze Fluß, der hier die Grenze bildet, aber hinsichtlich der Fischerei nur unter schweizerischer Botmäßigkeit steht, ist von einem schiefen Damme durchzogen, der von dem italienischen gegen das schweizerische Ufer hinläuft, wo ein etwa vierzig Fuß breites Balkengestell so aufgerichtet ist, daß alles Wasser durch die etwa einen Meter im Geviert messenden Oeffnungen durchlaufen muß. Vor diesem Gestell ist der Boden geebnet; in dem Gestell selbst bildet das Wasser einen je nach seinem Stande höheren oder niederen Fall. Am Ufer steht eine Holzbaracke, an deren Außenwänden lange Sacknetze hängen, deren enges, aber offenes Ende mit einem Bindfaden zugebunden wird. Alles, was den Fluß hinabgeht, muß durch das Gestell hindurch und über den kleinen Fall hinab; aber um die Fische, die bei Tage wandern, kümmert man sich nicht. Der Aal wandert nur in dunklen Nächten; bei Mondschein wird kein Stück gefangen; die Fischer behaupten sogar, das Licht einer Laterne schrecke ihn zurück. Sobald es dunkel geworden, befestigen die Fischer die Netze in den Oeffnungen des Gestelles. Die Aale fallen in den Sack und drängen sich gegen das Ende desselben zusammen, indem sie zu entschlüpfen suchen. Merkwürdigerweise geht der Aal bei solchen Versuchen nicht mit dem Kopfe voran wie andere Fische; er sucht sein schmales und spitzes Schwanzende in eine Masche einzubohren und rückwärts sich durchzudrängen. Die Fischer sehen bald an den Bewegungen des Sackes, ob viele Fische darin sind. Wenn dies der Fall oder die ihnen durch die alten Satzungen zugemessene Zeit verflossen ist, heben sie das Netz aus, lösen den die Oeffnung verschließenden Bindfaden und lassen die Aale in bereit gehaltene hohe Kübel oder sogleich in die Fischbrunnen gleiten, welche in dem Flusse in geringer Entfernung aufgebaut sind. So werden in mancher Nacht bis zu hundert und mehr Kilo Aale gefangen, und den Ertrag der ganzen Fischerei schätzt man auf wenigstens 4000 Kilo im Jahre.

Sonderbare Gehäuse, diese Fischbrunnen! Sie sind nur in einem Lande wie das Tessin möglich, wo der Gneiß des Gebirges sich leicht in dünne Platten spaltet, die in mannigfaltiger Weise benutzt werden. Vier solcher drei bis vier Meter hoher, etwa einen Meter breiter Platten werden mit den Rändern zusammengefügt und bilden so, aufrecht gestellt, einen viereckigen senkrechten Brunnen im Flusse, dessen obere Oeffnung durch einen Deckel verschlossen ist. Das Wasser sickert

an den Fugen aus und ein, und die Aale halten sich in diesen Behältern Monate lang, ohne daß man sie zu füttern brauchte, so daß man stets frische Aale bekommen kann.

Verstehen wir uns recht — eine kleine Gesellschaft kann sich in Ponte Tresa stets einen Aalschmaus gönnen. Aber in den Hotels ist dies nicht so leicht. Das Hotel du Parc in Lugano ist gewiß einer der trefflichsten Gasthöfe auf dem weiten Erdenrunde, ausgezeichnet in jeder Beziehung. „Lieber Herr Béha," sage ich eines Tages zu dem Besitzer, „es droht Ihnen eine Revolte. Alle Welt hört von den Aalfischereien in Ponte Tresa, aber Niemand hat noch ein Stück davon gesehen. Wir erkennen dankbar an, daß Sie es an Agoni, Barschen und Forellen aus dem See, an Felchen aus dem Bodensee und an vortrefflichen Meerfischen von Genua und Chioggia nicht fehlen lassen — aber die frühstückende und dinirende Menschheit lechzt nach Aal! Wollen Sie aus politischen Gründen keine ‚Prussiani' an Ihrem Tische verspeisen lassen?" — „Ich würde Ihnen ja mit dem größten Vergnügen Aal serviren lassen, Preußen oder nicht," antwortet Béha mit dem Ausdruck tiefster Zerknirschung, „aber, lieber Professor, wie kann ich Ihnen geben, was ich selbst nicht bekomme? Gehen Sie auf den Markt — Sie werden keine Aale sehen! Fragen Sie die Fischer — sie haben keine! Schreiben Sie nach Ponte Tresa, wie ich alle Tage thue — niente! Die Mailänder sitzen in den Osterien in der Nähe der Fischereien, und was nur irgend gefangen wird, wandert aus dem Netz unmittelbar in die Bratpfanne oder auf den Rost, und wenn es Mitternacht wäre. Wie sollte es da möglich sein, eine für hundertundzwanzig und mehr Gäste, die ich alltäglich abfüttern muß, hinreichende Quantität zu bekommen? Sie gehen auf Monte Generoso? Dr. Pasta wird Ihnen trotz seiner Collegialität als Arzt und ehemaliger Nationalrath ebenfalls keine Aale vorsetzen können!" — „Ich sehe schon," erwidere ich, „Sie geben mir dieselbe Antwort, wie der Regierungsstatthalter von Schwarzenburg im Canton Bern dem Schultheißen Tavel gab, als dieser ihm Vorwürfe über die Zusammensetzung einer Deputation machte, die Auskunft über gewisse Verhältnisse geben sollte. ‚Warum habt Ihr mir solche Esel geschickt?' sagte erzürnt der Schultheiß. — ‚Verzeihet, Herr Schultheiß,' antwortete der Präfect, ‚wir haben sie nicht anders!'"

Monte Generoso! Die letzte Warte der tessinischen Alpen gegen die lombardische Ebene hin, der Rigi der italienischen Schweiz. Wir telegraphiren an Dr. Pasta und finden anderen Tages in Mendrisio, nach einer Stunde Eisenbahnfahrt an den Ufern des Sees und quer über denselben, sieben stattliche Maulthiere bereit, uns über die holperigen, zum Theil mit schrecklichem Steinpflaster versehenen Wege nach dem schönen und guten Hotel zu bringen, das in 1200 m Höhe aus schattigen Buchenwäldern uns entgegenblinkt. Ein heißer Aufstieg am Morgen, wo die Sonne direct auf die hellgrauen Kalkfelsen brennt — aber am Nachmittage, wo wir reisen, liegt der Weg schon meistens im Schatten der umliegenden Bergeshalden oder der üppigen Kastanienwälder, die hoch an dem Berg sich hinaufziehen. Mendrisio selbst ist eine wahre Bratpfanne mit üppigster südlicher Vegetation — wir beeilen uns, nach Vertilgung einiger Flaschen Asti spumante uns in kühlere Regionen zu retten.

Ein herrlicher Berg, dieser Monte Generoso, der verdiente, besser gekannt und mehr besucht zu sein. Wenn Lugano Winteraufenthalt für Brustleidende und schwächliche Constitutionen aus dem Norden geworden sein wird, so wird der Monte Generoso die Sommerstation für dieselben Kranken werden, welche leichte Luft ohne die in den inneren Alpen fast unvermeidlichen Erkältungen suchen. Wohlgeebnete, meist schattige Spaziergänge in dem freilich schauderhaft von Kühen und Ziegen zernagten Buchenwald; herrliche Ausblicke von dem Hotel selbst über die weite lombardische und piemontesische Ebene und von in wenig Schritten erreichbaren Punkten über den See von Lugano und die hohen Schneegebirge vom Monte Viso bis zu den Graubündener Alpen, aus deren Ring der Monte Rosa wie ein gewaltiger Koloß hervortritt; saftig grüne Alpenweiden, gemischt mit fröhlich schimmernden Buchenwäldern statt der melancholischen Tannen; eine milde

Luft, leicht und erfrischend und doch nicht zu kühl am Abend, hohe geräumige Zimmer mit allen Erfordernissen des Comfort und gute Verpflegung — was kann der Mensch mehr verlangen, um glücklich zu sein? Für Botaniker und Blumenfreunde die reichste Beute, denn einerseits sind viele südliche Pflanzen an den sonnigen Halden heraufgewandert aus der Ebene, und andererseits finden sich fast alle Alpenpflanzen der höheren Regionen. Wir treffen hier einen schlesischen Gelehrten, Dr. Penzig, jetzt in Padua an der Universität angestellt, der seit mehreren Jahren schon den Generoso durchklettert und, trotzdem er schon gewaltige Stöße wissenschaftlichen Heus aufgehäuft hat, dennoch stets neue Arten oder Varietäten findet, die er in seiner „Flora des Monte Generoso" sorgfältig beschreibt und kritisch sichtet.

Der Berg ist ein langgestreckter, von tiefen, schluchtenartigen Thälern durchfurchter Kalkrücken, der Liasformation angehörig und bis in die Höhe des Hotels mit Meierhöfen und Sennhütten gespickt, welche das ganze Jahr hindurch bewohnt sind. In geringer Entfernung von dem Hotel liegt malerisch eine solche Meierei, die Sommers und Winters etwa hundert Stück Vieh beherbergt. Ob sich Monte Generoso auch für einen Winteraufenthalt eignen möchte? Einstweilen überwintern im Hotel nur Seidenwurmeier, die massenhaft aus der Ebene heraufgeschickt und von einigen wenigen Knechten besorgt werden. Die Seidenzüchter fürchten bekanntlich nächst den Infectionskrankheiten nichts mehr als das allzu frühe Ausschlüpfen der Eier im Frühling, wenn das Laub der Maulbeerbäume noch nicht hinlänglich entwickelt ist, um den jungen Räupchen Nahrung zu geben. Ueberwintert man die Eier in kühlen Kellern, so modern sie leicht; bringt man sie auf luftige Speicher, so trocknen viele aus und gehen auf diese Weise zu Grunde. Monte Generoso ist der rechte Ort — es wird dort im Winter nicht so kalt, daß die Eier erfrieren könnten, und die Wärme des Frühlings läßt sich dort erst spüren, wenn die Maulbeerbäume in der Ebene ihre ersten zarten Blätter schon entwickelt haben. So füllt sich denn das Haus, sobald die Sommergäste im October abgezogen sind, mit „grani", wie die Eier des Seidenspinners genannt werden, für deren Ueberwinterung man gern ein Geringes zahlt, um sie im Frühjahr wohlbehalten und entwickelungsfähig wiederzuerhalten. Der Oelbaum, der Maulbeerbaum und der Weinstock sind die drei Gewächse, welche den Hauptreichthum dieser gesegneten Gefilde bilden; erst in zweiter Linie kommen der Mais, der Reis, der Hanf und die verschiedenen Getreidesorten.

„Sie sehen angegriffen aus, Sie müssen sich ausruhen," hört man oft sagen. Ich habe nie begriffen, was sich die Leute unter diesem „Ausruhen" vorstellen. Ein Ort mag noch so schön und anziehend sein, wenn ich mich acht Tage lang dort aufhalten sollte, nur um zu spazieren, Luft zu schnappen, zu bewundern oder zu träumen, so würde es mir gehen wie jenem hessischen Oberförster, der in seinem Testament verlangte, bei seinen Hunden begraben zu werden, weil er doch im Himmel nicht den ganzen Tag Hallelujah singen könne. Wir singen Hallelujah Morgens und Abends auf Spaziergängen nach schönen Aussichtspunkten — aber Tags über will man auch zur Abwechselung mit seinen alten Hunden ein wenig jagen, um nicht aus der Uebung zu kommen.

Dr. Penzig schleppt unter seinen botanischen Schätzen auch Haufen von Moosen herbei — ich benutze die Gelegenheit, um die Erde von den Wurzeln derselben zu spülen und mit Lupe und Mikroskop nach den kleinen und kleinsten Bewohnern derselben zu fahnden. Da findet sich denn all jenes wunderbare Kleinzeug, welches durch lange natürliche Züchtung sich den verschiedenen Feuchtigkeitsgraden seines Aufenthaltes angepaßt hat: die Nostocalgen, die Bärthierchen, die Räderthiere, die Aalthierchen, die Infusorien und sogar die gepanzerten Amöben, die alle längst beschrieben, gekannt und wegen der Eigenthümlichkeit, nach langer Eintrocknung wieder aufleben zu können, auf das eingehendste studirt worden sind. Die meisten haben mehr oder minder harte Panzer, in welche sie sich zusammenkugeln und zu einem unscheinbaren Klumpen ausdorren bei Trockenheit; einige, wie ein Infusorium von der Gattung Trachelius, helfen sich dadurch, daß sie ein gepanzertes

Räderthier, eine Philodina, ausfressen und in dieser geraubten Hülle einer fröhlichen Auferstehung entgegenharren. Untersucht man ein trockenes Klümpchen Erde, so sieht man scheinbar nur leblose Sandkörnchen; kaum aber hat ein Tröpfchen Wasser eingewirkt, so dehnt und schwillt es an allen Enden; dort schlängelt sich ein kleines Fadenwürmchen, hier zappelt ein Bärthierchen mit seinen kurzen klauentragenden Beinstumpfen; die Nostockugeln werden grün und entwickeln ihre perlenschnurähnlichen Fäden; ein Räderthierchen streckt sich und entfaltet seine rollenden Räderorgane, mit welchen es einen Doppelwirbel verursacht, der kleine Körperchen dem Munde zuleitet; an einem anderen Orte dehnt sich ein leerer Panzer aus, in welchem ein Trachelius herumschnurrt, emsig bemüht, einen Ausgang zu suchen; selbst in der trägen Masse der Amöba zeigt sich Leben, indem pulsirende Räume auftauchen, die ein rhythmisches Spiel von Ausdehnung und Entleerung beginnen, während das ganze Thier durch langsames Vortreiben und Einziehen unförmlicher Fortsätze Gestalt und Ort ändert.

So ist das Wasser hier das lebenspendende Element; aber es tödtet auch, wenn es zu lange einwirkt. Fadenwürmchen und Räderthiere halten am längsten aus; die übrigen bedürfen zu normaler Abwickelung ihrer Lebensprocesse abwechselnder Trockenheit und Nässe. Regen und Sonnenschein, so giebt es die Natur dem Moose und so will es das in den Mooswurzeln lebende Kleinzeug.

Aber so wollen es nicht die Würmchen oder die Insectenlarven, die in den Gallen der Buchenblätter leben. Die wollen, geschützt vor dem Wasser des Himmels, nur so viel Feuchtigkeit, als ihnen das harte, holzige Gewebe der Auswüchse bietet, welche ich Ende August in großer Menge auf den Blättern der Buchen finde, in deren Schatten wir umherschweifen.

Der alte Réaumur, auf den man stets zurückkommen muß, wenn es sich um Lebensgewohnheiten der Insecten handelt, kannte diese „Knoppern", wie Oken sie nennt, schon vor hundertundfünfzig Jahren. Man beobachtete damals scharf und sorgsam, man beschrieb weniger Arten; aber diejenigen, die man in das Auge faßte, verfolgte man auch in allen ihren Sitten und Gewohnheiten. „Auf den Buchenblättern," sagt Réaumur, „wächst eine Galle, der ein vorragender Platz unter den schönsten holzigen Gallen, die nur eine innere Zelle haben, gebührt; ein Blatt trägt zuweilen nur eine Galle, ein anderes drei oder vier, ein anderes zwei, welche an demselben Punkte angewachsen sind. Der Gestalt nach gleichen sie etwa einem Fruchtkern, doch sind sie weniger platt und am Ende zugespitzter, als Kerne zu sein pflegen." (Ich würde die Gestalt eher derjenigen der Zwiebelkuppeln vergleichen, welche das charakteristische Kennzeichen der russischen Kirchen sind.) „Ich kann," fährt Réaumur fort, „die Substanz dieser Gallen mit nichts besser vergleichen als mit der Schale einer (noch grünen) Haselnuß, nur ist die Galle etwas härter; die innere Höhle ist beträchtlich, und das Insect hat darin hinlänglichen Raum, mag es nun in Gestalt eines Wurmes oder einer Puppe sich darin befinden. Ich habe das Insect, welches aus der Puppe ausschlüpft, nicht erziehen können, obgleich ich mit einem hinlänglichen Vorrath bewohnter Gallen versehen war. Herr v. Maupertuis brachte mir am Ende der Ferien eine sehr große Quantität, die er in Thuri, einem Landgute des Herrn Cassini, gefunden hatte. Ich that diese mit Würmern und Nymphen (Larven und Puppen) gefüllten Gallen in Standgläser, aber sie starben alle; vielleicht hätte ich sie an einem weniger trockenen Orte halten sollen, denn sie bringen den Winter natürlich auf der oft feuchten Erde zu." Réaumur giebt vortreffliche Abbildungen der Gallen; diejenigen der darin vorgefundenen wurmähnlichen Larven und Nymphen sind in zu kleinem Maßstabe ausgeführt und deshalb kaum kenntlich.

Ich weiß nicht, ob seither neuere Beobachtungen über diese Gallen und ihre Bewohner angestellt worden sind — in den mir augenblicklich zugänglichen Quellen finde ich keine verzeichnet. Man weiß aber sehr wohl, daß die Gallen von dem Stiche einer kleinen Gallmücke (Cecidomyia fagi) hervorgebracht werden. Diese Gallmücken sind eine gar merkwürdige Familie sehr kleiner und zarter Mücken mit langen Fühlhörnern, die überall im Inneren von durch ihren Stich erzeugten Gallen oder

von natürlichen Höhlen in Pflanzen ihr Wesen treiben und in ihrer Fortpflanzung noch manche Geheimnisse bieten. Es giebt Arten, deren Larven schon in ihrem Inneren Junge erzeugen; es giebt andere, bei welchen puppenähnliche Zustände in die Larvenentwickelung sich einschieben, und alle ohne Ausnahme werden von Schmarotzern, von noch weit kleineren wespenähnlichen Thierchen verfolgt, deren Larven sich meist auf Kosten der Gallmückenlarven ernähren.

Das scheint auch bei den Buchengallmücken der Fall. So einfach, wie Réaumur die Sache darstellt, verhält sie sich meistens nicht. Es ist wahr, daß man in vielen Gallen nur die breite, weiße, von Fettkörnern strotzende Larve der Gallmücke findet, die vorn an der Unterfläche des Halses hinter dem sehr kleinen, rundlichen Kopfe ein braunes, gabelartiges Gebilde trägt, das auch Réaumur schon gesehen und abgebildet hat. Diese Larve ist also ohne Zweifel die rechtmäßige Bewohnerin des Hauses; aber in den meisten Gallen findet man neben der trägen Besitzerin noch eine, zuweilen sogar zwei kleinere, mehr röthliche und durchsichtige Larven mit verhältnißmäßig großem Kopfe, über und über mit langen stachelartigen Haaren besetzt, die recht lebhaft in der Galle herumhumpeln und durch ihre, freilich nur unter dem Mikroskop sichtbaren, scharfen Hakenkiefer zu beiden Seiten des Mundes offenbar einen räuberischen Instinct bekunden.

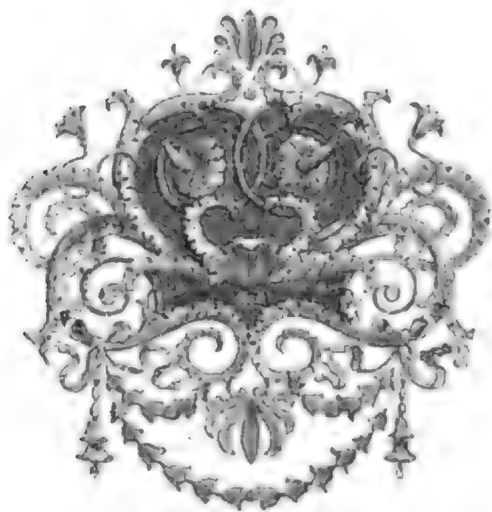
Frißt die kleinere bewegliche Raublarve die andere auf? Ich habe keine directen Beweise für diese, freilich wahrscheinliche Annahme. Meist fand ich beide anscheinend friedlich neben einander — zuweilen aber sah ich auch leere Hülsen der Gallmückenlarven, daneben verschiedene Puppen, vielleicht auch Eier. Ein buntes Gewirr verschiedener Zustände, das sich nicht vollständig in Reihen zerlegen ließ. Aber meine Beobachtungszeit war viel zu kurz, um beweisende Resultate liefern zu können. Ich konnte nicht daran denken, Erziehungsversuche zu machen, um die kleinen Mückchen und Wespchen kennen zu lernen, die aus diesen Gallen sich entwickeln. Aber ich möchte Andere darauf aufmerksam machen, daß in diesen kleinen Gallen der Buchenblätter, die sich ja überall finden, noch reicher Stoff zu Beobachtungen vorliegt, die freilich viele Geduld und nicht minder scharfe Sichtung erfordern.

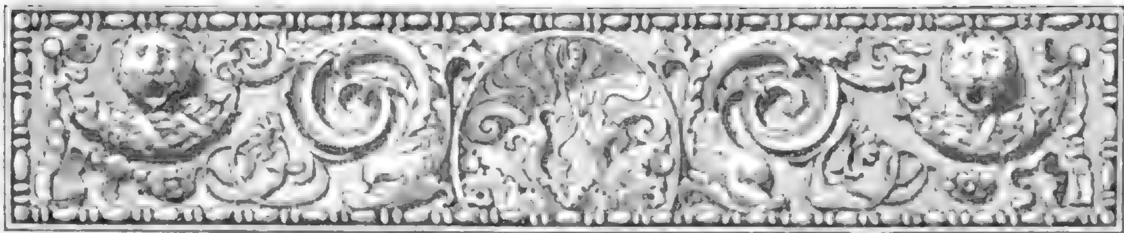
Das Schmarotzerthum kreuzt überall unsere Wege, von den niedersten Organismen bis zu den höchsten. Wie viele Mühe und Arbeit hat man nicht auf die Beobachtung der Fortpflanzung gewisser Infusorien verwendet, und als man glaubte, am Ende zu sein und den ganzen Entwickelungsgang der Jungen verfolgt zu haben, mußte man sich schließlich überzeugen, daß man niederträchtige Schmarotzer beobachtet hatte, die sich in das Infusorium einbohren, gewisse Organe ausfressen und dann wohlgemästet das zwar geschädigte, aber nicht getödtete Thierchen verlassen, um ein neues Leben zu beginnen! Aber sind alle diese Schmarotzer, deren Zahl wenigstens derjenigen der durch eigene Industrie sich erhaltenden Thiere gleichkommt, nicht alle ursprünglich frei lebende Thiere gewesen, die sich erst nach und nach dem Schmarotzerthum angepaßt haben? Wie kann man uns also von allgemeiner Vervollkommnung der Thiere sprechen, wenn die Hälfte des ganzen Thierreiches wenigstens durch das Schmarotzerthum degradirt ist?

Wahrlich, das Thierreich verhält sich wie die menschliche Gesellschaft! Die Theilung, die Specialisirung der Arbeit ist das große Princip des Fortschrittes der Allgemeinheit, aber zugleich auch der Grund der Rückbildung der Einzelnen. Der Arbeiter, der nur eine einzige, sehr beschränkte Arbeit zu leisten hat, wird es in diesem einen Punkte zu staunenswerther Vollkommenheit bringen, aber im Ganzen ein elender Stümper bleiben. Das Thier, welches durch Anpassung an die Bedingungen des Lebens nur eine bestimmte Function ausbildet und auf diese alle Kräfte seiner Oekonomie verwendet, wird in dieser Richtung Erstaunliches leisten, nach allen anderen Richtungen aber sich zurückbilden. So muß der Fortschritt begriffen werden, welchen die auf einander gefolgten Schöpfungen aufzeigen — Fortschritt im großen Ganzen, häufige Rückbildung im Einzelnen!

Aber es ist Zeit, den Monte Generoso zu verlassen, wenn wir nicht selbst dort

uns einkapseln wollen wie die Gallmücken der Buchenblätter. Nicht nur den Ort, sondern auch die Gesellschaft, die wir dort gefunden haben, verlassen wir ungern. Wir haben treffliche Leute kennen gelernt und an einige uns eng angeschlossen. Im ersten Range steht eine hochgebildete Frau, eine Italienerin, die uns nicht nur das Geleit den Berg hinunter giebt, sondern uns auch in ihr nahe gelegenes Landgut führt, wo wir mit ihrer Familie und einigen Freunden derselben einen höchst genußreichen Tag verleben. Bei näherer Besprechung haben wir gefunden, daß wir alte Bekannte sind, daß wir uns vor einer Reihe von Jahren in Lugano gesehen haben, wo sie mit meinem auf einer Weltumsegelung in Hongkong verstorbenen Freunde de Filippi an einer Zusammenkunft mit Liebig, Wöhler, Wiedemann, v. Siebold, Martins, Desor und Anderen Antheil nahm. Mit Eduard Vieweg, dem die italienische Küche nicht zusagte, wurde damals die Uebersetzung der „Physiologie des Geschmackes von Brillat-Savarin" geplant und vereinbart, durch welche mein Verleger und ich dem deutschen Volke einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben glauben. Heitere und angenehme Erinnerungen, die da aufgefrischt wurden in liebenswürdiger Weise! „Gedenken Sie noch des Zornes von Liebig, als wir ihn mitten in einem Robber Whist aufstörten, um nach Caprino hinüberzufahren; wie er dann lustig wurde bei feurigem Rothwein und gebackenen Fischen und schließlich die ganze Gesellschaft Studentenlieder sang, die das Echo der Felswände nach Lugano hinübersandte? Wie mein armer Onkel de Filippi Saltarella tanzen wollte und beinahe in seinen tollen Sprüngen über die Terrasse hinabgestürzt wäre in den See? Ich glaubte früher, die Gelehrten müßten immer furchtbar ernste Gesichter machen, besonders die deutschen Professoren, von welchen man mir gesagt hatte, sie trügen überall ihr Katheder mit sich herum wie die protestantischen Pastoren ihre Kanzel, und jedesmal, wenn man mit einem der Herren nur eine Viertelstunde zusammen gewesen sei, müsse man beim Abschiede einen Knicks machen und sagen: Danke für gütige Belehrung — aber Lugano und Caprino haben mich eines Anderen belehrt!"





Correspondenzen.

Römische Briefe

von

Fanny Lewald.

II.

Ganz am anderen Ende der Stadt auf den Höhen des Esquilins, zwischen St. Maria Maggiore und dem Lateran, an der linken Seite der Via Merulana, hatte ich bei meinen diesjährigen Fahrten einen alten, neu überdachten länglichen Bau bemerkt, welcher nach der einen Seite in einer Rundung abschließt und den früher gesehen zu haben ich mich nicht entsann. Ich täuschte mich darin auch nicht.

Man ist hier nämlich bei den Ausgrabungen für die Fundamente der neuen Stadttheile auf Bauten gestoßen, welche nach den Erklärungen italienischer Archäologen zu einer Villa des Mäcen gehört haben. Die darüber erschienene, mit guten Illustrationen ausgestattete Broschüre von dem Grafen Virginio Vespignani und dem Cavaliere Carlo Ludovico Visconti ist ebenso anziehend als der Bau selbst, da sie beide — mir wenigstens — einen neuen Einblick in die Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse der römischen Vorzeit eröffneten.

Man gelangt in dem Bau, dessen netzförmiges Gemäuer die Zeit seiner Entstehung kennzeichnet, mäßig hinabsteigend, unter die Höhe der gegenwärtigen Straße hinunter, durchschreitet eine Art von Corridor und befindet sich dann in einem großen, über vierundzwanzig Meter langen, zehn ein halb Meter breiten und bis zu dem Punkte, an welchem die Wölbung ansetzt, sieben ein halb Meter hohen Raume, der, wie das wohlerhaltene Halbrund am oberen Ende des Saales mit den in ihm sich ausbreitenden sieben Reihen von Sitzen es darthut, nichts Anderes gewesen sein kann als ein „Hörsaal", ein „Auditorium".

Die Wände, welche die Längseiten bilden, sind nach gewohnter Weise in feinstem Stuck mit dem sogenannten pompejanischen Roth, wie alle alten Malereien, al fresco gefärbt. Die sechs ziemlich tiefen Nischen in den beiden Seiten dieser fensterlosen Wände stellen mit großem perspectivischen Geschick gemalte Ausblicke in das Freie dar, bei denen man innerhalb reich verzierter Geländer, über Springbrunnen hinweg, auf Bäume und Gesträuche aller Arten blickt; Vögel sitzen in den Zweigen, andere Vögel kommen herangeflogen. Das Alles ist in der Weise und mit derselben Naturwahrheit wiedergegeben, die sich in den unterirdischen Zimmern von Livia's Villa bei Porta Prima an der Flaminischen Straße wiederfindet. Während aber in dieser letzteren die gemalten goldbronzenen Geländer am Fußboden der Zimmer als Sockel der Malerei abschließen, zieht sich hier in dem Auditorium des Mäcen, dessen künstliche Fensteraussichten höher gedacht sind, noch eine Art von Prädellen unterhalb der Nischen hin, in denen bald kleine architektonische Gartenanlagen ganz in dem nach anderthalbtausend Jahren von Lenotre aufgenommenen Stile, bald Scenen aus dem Leben, wie opfernde und thronende Gestalten oder Bacchanten und ähnliche Figuren, dargestellt und wie immer mit fließender Leichtigkeit ausgeführt sind.

Theile des Mosaikfußbodens, auf welchem der Platz eines Katheders sichtbar ist, eine weibliche bekleidete Statue, ein paar Porträt-Männerköpfe, die ihrer Bildung nach zu Hermen gehört haben müssen, Bruchstücke von Marmorsäulen und Friesen allerschönster Zeichnung und Ausführung, Inschriften, deren Inhalt leider in der Broschüre nicht ins Italienische übersetzt, mir also unverständlich geblieben ist, und Stücke von vielfarbigen kostbaren Marmorarten liegen geordnet oder der Ordnung harrend überall umher. Es ist in diesen Trümmerstätten, als hätte die Kunst einst wie die Bäume geblüht, als hätten diese Tausende von zierlichen Köpfchen, von Reliefs mit Sphinxen, Panthern, Schwänen und Amorinen an den Bäumen gehangen und wären von dem Sturm der barbarischen Zeiten herabgeworfen worden wie die Blüthen in der Natur. Das Leben der Menschheit hat ja auch seine Aequinoctien wie das Jahr, und die Stürme in der Entwickelung des Menschengeschlechtes sind, wie man es hier nur zu deutlich überall ersieht, viel vernichtender als in der Natur. Es liegt etwas Erschreckendes in der Vorstellung, daß wir solchen Entwickelungskämpfen wieder entgegengehen könnten, und die Seele späht nach dem bannenden, erlösenden Gedanken aus, der uns vor ihnen zu bewahren, der es zu verhindern im Stande wäre, daß noch einmal in der Welt Schönheit und Bildung und verfeinerter Lebensgenuß einer so barbarischen Zerstörung zum Raube würden, wie sie an dieser Stätte durch lange finstere Zeiten gewüthet haben muß.

Ich kann die Nachweise hier nicht geben, welche die Verfasser der kleinen Schrift nach gründlichen Untersuchungen dafür beibringen, daß eben Mäcen der Besitzer dieser Villa gewesen sei. Ich müßte dazu einen großen Theil der Broschüre übersetzen, was nicht am Platze wäre. Sie müssen sich also mit mir, wie wir Laien überall, in das Glauben an die Wissenden ergeben, obschon gerade auf dem Gebiete der Archäologie neue Untersuchungen häufig genug die alten als irrig erwiesen haben. Ich z. B. habe die großen Gewölbbogen den Kaiserpalästen gegenüber im Jahre 1845 als Reste des Friedenstempels kennen lernen, sie danach als die Basilika des Constantin und endlich als die Basilika Emilia zu bewundern gehabt — was freilich an ihrer Großartigkeit und Schönheit gar nichts ändert.

Halten wir uns also zunächst fest an dem Glauben, daß wir uns hier auf dem Boden der Mäcenischen Gärten, in einer seiner Villen und in einem der unterirdischen Gemächer befinden, welche den Villen der Reichen nie gefehlt haben sollen. Sie dienten ihnen zum Aufenthalte während der heißesten Stunden des Tages. Aber an den Anblick der freien Natur gewöhnt, mochten sie diesen auch in der unterirdischen Zurückgezogenheit nicht missen. Sie verfielen also darauf, statt der Fenster die oben erwähnten Nischen in den Wänden anbringen und in diesen sich durch die Malerei darstellen zu lassen, was über der Erde der Blick durch die Fenster ihnen Erfreuendes darbot. Sie ließen sich Aussichten in Gärten malen, wo sie diese an dem Platz naturgemäß nicht haben konnten. Sie wollten eben nie und nirgend etwas entbehren, also auch nicht in ihrer ländlichen Zurückgezogenheit die Gesellschaft und nicht die Unterhaltung durch theatralische oder rhetorische Vorträge, die zu ihren städtischen Vergnügungen gehörten.

Diese Vorlesungen und Vorträge kamen, wie die Broschüre lehrt, schon zu Anfang der Kaiserzeit in Aufnahme und wurden zuerst in den Häusern der vornehm gebildeten Privatleute gehalten, ehe die Sitte sie in bedeutenderen öffentlichen Räumen einem größeren Zuhörerkreise zugänglich machte. Nach den Berechnungen, welche man in Bezug auf diesen Hörsaal im Hause des Mäcenas angestellt hat, konnte er bei Freilassung für bequemes Durchgehen durch die Reihen der Sitzenden gegen dreihundertunddreißig Gäste in sich aufnehmen, von denen die stufenförmig gemauerten Sitzreihen in dem Halbrund des Saales Raum für etwa fünfundfünfzig Personen boten. Diese gemauerten, mit Marmor belegten Stufen waren den geringeren unter den Zuhörern, den Clienten und Freigelassenen des Hauses, bestimmt, welche dafür den Beifall zu klatschen, die Dienste der Claque zu leisten hatten, während die vornehme Welt, dem erhöhten Katheder des Lesenden gegenüber, auf ebenem Boden in bequemen Sesseln ihre Plätze fand.

Asinius Pallius soll, nach Seneca's Aussage, der Erste gewesen sein, der Gäste zu sich einlud, um ihnen seine Werke vorzulesen. Sueton berichtet (ich halte mich immer an die Broschüre), daß Augustus die gleiche Gunst seinen Freunden gewährt und daß er dann auch seinerseits den Vorlesungen Anderer beigewohnt habe. Nicht nur dichterische, sondern auch historische, philosophische Arbeiten, Gelegenheitsreden und Dialoge kamen dabei zum Vortrag; aber wie fast in allen Dingen artete die an sich schöne und lobenswerthe Sitte sehr bald aus.

Wenn hier in dem Saale des Mäcenas Ovid und Horaz ihre Dichtungen vorgetragen hatten, wie später es Corneille, Racine und Voltaire vor der gewähltesten, literarisch gebildeten Gesellschaft von Paris gethan, um an der Zustimmung dieses Publikums die Wirkung ihrer Arbeiten zuerst zu erproben, so ahmten in der alten Welt wie in den späteren Zeiten sehr bald geringere Kräfte und Talente das Beispiel der Heroen nach. Man las nicht

mehr zur Erbauung einiger Gebildeten, nicht, um sich an ihrem Urtheil zu vervollkommnen; eines Ruhmes erwerben, wie die Großen ihn wohlverdient erzielt, und bald war Rom von

Frescobild aus der Villa des Mäcen.

man las aus Eitelkeit und Ehrgeiz. Man wollte von sich reden machen, den Schein vorlesenden Rhetoren und Sophisten so überschwemmt, daß Satiriker wie Persius und

Digitized by Google

Juvenal gegen sie zu Felde zogen. — Noch heute kennt man die palatinische Bibliothek, kennt man das von Augustus erbaute und zu Trajan's Zeiten für solche öffentliche Vorlesungen in Beschlag genommene „Athenäum" neben anderen zu ähnlichem Gebrauch errichteten und theuer vermietheten Auditorien. Kurz, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, wir finden, daß Alles der Art, was wir als eine gemeinnützige Neuerung uns zuzuschreiben geneigt sind, bereits auch in der alten Welt ein Weitverbreitetes gewesen ist; nur daß, wo es sich um den Schmuck des Lebens durch die Kunst in den Häusern der Einzelnen wie in den für den öffentlichen Gebrauch bestimmten Gebäuden handelt, die alte Welt uns immer voraus war.

Denn was will der billige Pomp der jetzigen großstädtischen Vergnügungsorte, was will selbst der Londoner Krystallpalast mit seinen flitterhaften Herrlichkeiten bedeuten neben der marmornen Pracht und Herrlichkeit der öffentlichen Bäder Roms, neben den Theatern von Verona und selbst der kleinen verschütteten Städte von Süditalien? Oder was würde man einst aus den Trümmern unserer Städte an das Licht bringen, das auch nur im entferntesten an das fast unbegreifliche Uebermaß des Schönen heranreicht, welches auch heute noch immer neu aus den Ruinen der alten Welt uns entgegengebracht wird und uns entzückt?

Wenn man von den neu entdeckten Fresken, Marmor- und Stuckarbeiten zu den längst bekannten hintritt; wenn man die vorher beschriebenen Bilder aus dem Tiber-Museum oder die Fresken in dem sogenannten Hause der Livia innerhalb der Kaiserpaläste betrachtet; wenn man die Gräber auf der neuen Appischen Straße besucht, deren Ausschmückung von vollendeter Arbeit ist, und sich an die große Menge der pompejanischen Wandgemälde erinnert, so wird unsere Bewunderung des antiken Kunstvermögens immer nur erhöht. Sind es doch nicht die besonders ausgewählten Werke großer Künstler, sondern ganz wahllos und zufällig auf uns gekommene Arbeiten, die wir besitzen, und wir können nicht einmal annehmen, daß sie nach den Mustern von berühmten Künstlern mechanisch nachgebildet worden sind, denn es ist mir hier in Rom z. B. keine Wiederholung des gleichen Gegenstandes vorgekommen. Selbst der verstorbene Professor Wilhelm Zahn, der — ein gründlicher Kenner der antiken Fresken — eine Sammlung von pompejanischen Wandgemälden herausgegeben, hat uns oftmals ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß sich in der zu seiner Zeit bekannten und von ihm wie auch von Professor Ternite copirten großen Anzahl von Bildern nirgend die völlige Wiederholung einer Composition nachweisen läßt. Es ist wirklich, als wäre in der alten Welt, wie später zur Zeit der italienischen Kunstblüthe, das Zeichnen, Malen, Modelliren den Menschen ein so geläufiges Mittel zum Ausdruck ihrer Vorstellungen und Gedanken gewesen wie uns die Sprache; denn so Vieles und so Mannigfaches, wie sie uns hinterlassen haben, konnte nicht geschaffen werden, hätten sie so langsam und mit so viel Vorbereitungen zu arbeiten nöthig gehabt, wie die Künstler deren in unserer Zeit bedürfen.

Hat man dann gar einmal ein größer ausgeführtes antikes Bild vor Augen, wie das unter dem Namen der aldobrandinischen Hochzeit bekannte, in der vaticanischen Bibliothek aufbewahrte Gemälde, so begreift man die Bewunderung, welche es den Kunstfreunden und Kunstkennern durch die Jahrhunderte eingeflößt hat, seit man es wieder aufgefunden; und ein solches Werk ist es wohl werth, daß man immer wieder darauf zurückkommt, um diejenigen darauf hinzuweisen, denen es nicht vergönnt ward, es selbst zu sehen. Mir ist es, je länger ich es kenne, immer nur lieblicher und poetischer erschienen, und ich stehe nicht an, es Ihnen nach einer von dem Original genommenen vortrefflichen Photographie mit ein paar Worten zu beschreiben, obschon Bessere als ich das in ihren Werken verschiedentlich und ausführlich gethan haben.

Das Bild oder, um es richtiger zu bezeichnen, die Mauer, auf welcher sich das Bild befindet, ward im Jahre 1606 in den sogenannten Vitelli'schen Gärten aufgefunden, und als man das betreffende Stück losgelöst, ward es zunächst in das unfern gelegene Haus des Cardinals Aldobrandini gebracht. Von daher stammt ihm der Name: aldobrandinische Hochzeit, auch als es in die vaticanische Bibliothek versetzt ward, in welcher es sich gegenwärtig mit einer Anzahl weniger vollendeter antiker Frescobilder in einem nicht günstig beleuchteten Saale befindet.

Das Bild stellt das Innere eines Hauses dar, in welchem eine Hochzeitsfeier begangen worden ist und die Braut für „des Lagers stille Feier" vorbereitet wird. Beträchtlich länger als hoch, ist die Platte durch leicht angedeutete Wände in drei verschiedene Räume getheilt. In dem mittelsten derselben sitzt auf dem prachtvoll gebreiteten Lager die Braut, ganz und gar, von Kopf zu Füßen, in weiße Gewänder verhüllt, so daß eben nur das Gesicht frei bleibt, dessen Stirn aber auch beschattet ist. Ein anderes jugendlich schönes, halb entblößtes Weib, zur Rechten der Braut und neben ihr auf dem Lager sitzend, hat den Arm um den Nacken derselben geschlungen und spricht ihr mit lebhafter Geberde freundlich bedeutend zu, als wolle sie die Zagende überreden, dem Gatten den Eintritt zu gestatten.

Die aldobrandinische Hochzeit.

Zur Rechten dieser weiblichen Gruppe, durch die angedeutete Wand von dem Brautgemach geschieden, harrt auf der Schwelle des Nebenraumes in banger Erwartung der Bräutigam. Er ist halb entkleidet, ein schlanker, sonnengebräunter Jüngling; das Lockenhaar mit grünem Kranz geschmückt, hat er das Haupt lauschend der Kammer zugewendet, jeden Augenblick des Rufes gewärtig, der ihm das ersehnte Glück verkünden soll. Zwei andere Gemächer, rechts und links, die äußeren Theile des Hauses bezeichnend, sind von den Begleiterinnen der Braut und von den Dienerinnen eingenommen, welche unter den Augen der die Stunde beschützenden Göttin für das junge Paar und für die Feier beschäftigt sind. Sie rüsten das Bad, sie halten die Phiole mit dem Salböl in Händen, sie spielen die Lyra zu dem Gesang des Brautliedes und bereiten an dem dreifüßigen Hausaltar den Göttern segenerflehend das Rauchopfer. Und „über dieser vielfach getheilten und doch durch die engste Beziehung auf einen gemeinsamen Mittelpunkt wieder eng verbundenen Handlung ist eine Ruhe, ein Friede und vor Allem eine Reinheit und Unschuld ergossen, wie sie der Darstellung ziemen, welche den Beginn der höchsten Feier des göttlichsten Mysteriums im menschlichen Dasein heiligend verklären soll.“ *

Der Reiz der Darstellung liegt für mich

* Adolf Stahr: „Ein Jahr in Italien.“

neben der Schönheit und neben der, man möchte sagen, freiwilligen Gruppirung der Gestalten in jener Auffassung, die den menschlichen Vorgang über sich hinaus, das Individuelle zu einem Allgemeinen, die Wirklichkeit zum Symbol erhebt, und das ist es auch, was diesem Bilde durch die Jahrtausende seine Wirkung gesichert hat.

Es war mir anziehend, in Guhl's „Künstlerbriefen", mit denen ich mich hier viel beschäftigt, eine Besprechung des Bildes aus den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts zu finden, die von keinem Geringeren als von Rubens herrührt.

Er hat zur Zeit, als man diese Freske auffand, in Rom gelebt und sie zwanzig Jahre später in einem aus Antwerpen vom 19. Mai 1628 datirten Briefe seinem Freunde Peiresc auf eine Anfrage desselben aus der Erinnerung geschildert; und obschon hier und da kleine Irrthümer in der Beschreibung mit unterlaufen, zeigt sie den Eindruck, welchen das Bild auf ihn gemacht hat. Er spricht richtig von der „mit einem weißgelblichen sehr weiten Mantel bekleideten Braut" als von einer „wohlgeordneten, vom Kopf bis zu Füßen verhüllten Figur". Er irrt, wenn er der neben dieser sitzenden „halbnackten, mit einem veilchenblauen Mantel bekleideten Göttin Peitho einen nachdenklichen und melancholischen Ausdruck" zuspricht, denn diesen sehr melancholischen, ja düster vor sich hinstarrenden Ausdruck hat eben die Braut, und er ist es, der mir den Glauben aufdrängt, daß dieser Kopf uns nicht das ursprüngliche Antlitz, sondern eine es entstellende Uebermalung zeigt. Der Gegensatz zu dem freudigen Antlitz des Jünglings, zu der Lust und Glück freundlich verheißenden braunlockigen Göttin Peitho ist zu auffallend. Sie sieht einer Nonne ähnlicher als einem erwartungsvoll zagenden Mädchen, und das Alterthum ist sonst stets so ehrlich, wo es sich um die Liebe der Jugend handelt.

Aber diese Ausstellung oder Entstellung nimmt dem Bilde nichts von der Bewunderung, die es erregt und verdient; denn hier wie überall ist es die fast unbegreifliche Naturwahrheit in der Bewegung der einzelnen Figuren und in ihrem Verhältniß zu einander, die uns überraschen. Jedem neueren Bilde gegenüber fällt uns der Künstler mehr oder weniger ein. Wir wissen, wir werden gezwungen, daran zu denken, daß es gemacht, daß es ein Kunstwerk, die Arbeit eines Menschen sei, und nur zu oft fragen wir uns: War das so? kann das so gewesen sein?

Von den Werken der antiken Meister kommt uns diese Frage so wenig als vor den Ereignissen, die wir erleben, die wir um uns her in den Straßen, in den Häusern ganz ohne jeden Gedanken an unser Zusehen geschehen sehen. Es ist, weil es ist und wie es ist, und wir fragen nichts, wir zweifeln an nichts, wir haben die lebendige Thatsache vor Augen. Wir glauben an dies Brautpaar, an die Leierspielerin, die sich mit so entzückendem Schwunge aus den Hüften rückwärts überbiegt, wie wir ohne Kopfzerbrechen, ganz nur mit den Augen genießend, alle die oft so gewagten und dabei doch immer schönen Stellungen und Geberden hinnehmen, welche die Lebhaftigkeit der Südländer erzeugt. Und wenn uns jetzt der Gedanke gelegentlich wohl durch den Sinn fährt: Könnte das festgehalten werden! so ist es, als hätten die Alten die Kunst besessen, in farbigen Momentphotographien das Leben festzubannen. Denn auch bei den kleinen Gestalten der Predellen in dem Auditorium des Mäcen wie in der langen Reihe der Figürchen in dem schwarzen Fries des Tiber-Museums ist die Art, wie die Menschen gehen, stehen, sitzen, kauern, hocken, von einer Achtlosigkeit des Thuns, die eben ihren Reiz macht. Eben weil sie gar nicht an das zu denken scheinen, was sie darstellen und thun, könnten sie immer sammt und sonders zu Modellen dienen. — Modelle, die das leisten sollen auf Befehl, erreichen diese Wirkung nie, denn sie schimmern immer und immer, mehr oder weniger deutlich, durch die Bilder durch, und das stört die Wirkung.

Die Alten müssen — es kann gar nicht anders sein — die Menschengestalt und die Natur so auswendig gekonnt, so unbeschränkt beherrscht und zu eigen gehabt haben wie wir die Sprache, und die Vermittelung aus dem Geiste und der Phantasie in die Hand muß ihnen so geläufig gewesen sein wie uns die Vermittelung aus dem Gedanken in das geschriebene Wort.

Peter v. Cornelius behauptete das seiner Zeit hier gegen mich in Rom. Er meinte, der rechte Künstler müsse bei seiner Composition des Modells so wenig bedürfen als der Dichter eines Wörterbuches; nur zur Correctur seiner Arbeit dürfe er des lebenden Modells von nöthen haben, wie der Dichter wohl des Nachschlagens in irgend einer Synonymik. Aber ihn selber — und er war doch ein Künstler, wenn je Einer — habe ich sehr sorgfältig nach dem Modell hier bei den Arbeiten studiren sehen, die jetzt der Schmuck des Cornelius-Saales in der Berliner Nationalgalerie sind. Aber welcher moderne Künstler hat das nackte Leben so vor Augen wie die Alten? und wo bietet der Norden ihm das freie Walten auf offener Straße so vielfältig, wie es das Leben in der südlichen Natur überall und zu jeder Zeit thut?

Plauderei eines Laien über die diesjährige Berliner Kunstausstellung.

Von
Friedrich Spielhagen.

Es giebt skeptische Leute, welche mit der alljährlichen Wiederkehr der Ausstellung der Königl. Akademie der Künste ganz und gar nicht einverstanden sind. Sie behaupten: es sei gewissermaßen ein Raubbau, den man auf diese Weise treibe. Einem Boden, der es nun einmal nicht thue, würden gewaltsam Ernten abgezwungen, die immer mehr Stroh und immer weniger Körner lieferten. Was Wunder, daß das massenhafte, aufdringliche Angebot einer seltenen, zurückhaltenden Nachfrage begegne? die großen Producenten, unwillig, ihre kostbare Waare auf diesen Markt der Mittelmäßigkeiten zu bringen, eine so unrühmliche Concurrenz immer seltener aufsuchten? und das Ende vom Liede der ästhetische und materielle Ruin der deutschen Kunst sein werde?

Ich gestehe, daß ich von meinem Laienstandpunkte die Bedenken und Befürchtungen jener skeptischen Leute durchaus nicht theile. Ich vermag nicht einzusehen, wie etwa ein zweijähriger Turnus den gerügten Uebelständen abhelfen sollte. Selbstverständlich würde binnen zwei Jahren eine größere Anzahl guter Bilder gemalt werden als in dem Zeitraum eines Jahres; aber von wem? doch wieder nur von den besseren, das heißt den guten, das heißt den ausgezeichneten Künstlern; und die mittelmäßigen Herren X. Y. Z. würden nach zwei Jahren genau dieselben mittelmäßigen Stücke liefern, die sie heute und bereits vor ich weiß nicht wie vielen Jahren geliefert haben in genau derselben Malweise, womöglich in genau demselben Format. Außerdem könnte freilich ein junger malerischer Aar, der im Jahre 1881 noch im Neste saß, im Jahre 1882 seine phänomenalen Schwingen entfalten!

Aber, abgesehen von diesem problematischen Vogel, würde die Physiognomie einer unter solchen Cautelen zu Stande gekommenen Ausstellung sich wesentlich von der der heutigen unterscheiden?

Ich glaube: nein.

Oder wäre es denn so ganz sicher, daß wir im Jahre 1882 die großen Meister, welche wir in diesem Jahre so schmerzlich vermissen: die Knaus, Menzel, Passini, Defregger, Lenbach, Karl Becker, Vautier, A. Achenbach u. s. w. — wirklich vertreten und glänzend vertreten sehen würden? Götter sind launisch; und so könnte es auch Apollo einfallen, den Bogen zwei Jahre hindurch nicht zu spannen; oder — es ist ja schon dagewesen — die ferntreffenden Pfeile nicht auf preisliche Helden, sondern auf ganz gewöhnliche Maulthiere und Hunde abzuschnellen; oder aber den bösen, habgierigen Kunstmäcenen innerhalb und außerhalb Deutschlands wäre die Zeit zu lang geworden, und sie hätten uns die herrlichen Knaus, Menzel ꝛc. nach London, New-York, Petersburg — der Himmel mag wissen wohin, auf Nimmerwiederkehr entführt. Und ist, was Jenen recht, den Anderen — nicht Minderen, die uns auch diesmal Gott sei Dank treu geblieben: den A. v. Werner, den O. Achenbach, den G. Richter, Gussow, Harrach u. s. w., weniger billig (wenn dies Beiwort bei so theuren Namen überall in irgend einer Bedeutung gebraucht werden darf)? Sollten sie wirklich noch über alle ihre während zweier Jahre gemalten Sachen frei verfügen können? Und schließlich: ist denn, was von jenen Koryphäen nicht geschaffen wird, eo ipso Mittelgut? und, wenn es der Fall wäre, sind denn Kunstausstellungen da nur für Werke allerersten Ranges und für ein Elite-Publikum von Kunstkennern und Kritikern? soll der brave, fleißige, wenn auch von der Gunst der Musen (und der Kritik) nicht verzogene Künstler um den wohlverdienten Erfolg und Lohn seiner immerhin noch tüchtigen Arbeit — was sage ich: um die Chance selbst kommen, diesen Lohn einzuheimsen? sollen wir Laien, denen die Finessen der Kunst ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, die wir es nicht einmal dahin bringen, den Kunstjargon auch nur mit einiger Fertigkeit zu sprechen; die wir nichts in die Ausstellung mitbringen als eine ganz gesunde Schaulust und die herzlichste Freude an der bunten Welt, die uns da aus all den goldenen Rahmen entgegenleuchtet — sollen wir um ein Fest betrogen werden, das den Sommer so schön abschließt und den Herbst so lieblich beginnt?

Nein! es soll — mit Erlaubniß jener skeptischen Leute — bleiben, wie es ist! Es soll — auf die Gefahr hin, daß einmal ein und der andere „Stern" unsichtbar ist oder gar das Gesammtresultat unter das Durchschnittsniveau sinkt — alljährlich eine Kunstausstellung stattfinden, bis zu dem Jahre, in

welchem die Theater geschlossen werden, weil die dramatische Production heuer ausnahmsweise plötzlich aufgehört hat, Werke ersten Ranges zu produciren; und die Leihbibliotheken geschlossen werden, weil unter den neuen Romanen — ebenso ausnahmsweise — diesmal keiner ist, welchen man mit gutem Gewissen neben den Wilhelm Meister rangiren könnte.

Und so darf ich denn mit bestem Gewissen daran gehen, dem Leser zu berichten, was ich alles Schönes und Treffliches auf unserer diesjährigen Ausstellung gefunden habe, die bei der Majorität der Kritiker von Fach höchstens das Prädicat „mittelmäßig" zu erzielen vermochte und von ganz gestrengen Herren sogar mit „höchst mittelmäßig" abgefertigt wird. Das heißt: nicht von allem Schönen und Trefflichen kann und will ich ihm berichten — es würde mehr Raum beanspruchen, als mir hier zu Gebote steht —, ich muß mich vielmehr innerhalb jenes Kreises wiederum auf einen kleinen Ausschnitt dessen beschränken, wovon ich glaube, daß es mir in dauernder Erinnerung bleiben wird, und ich zugleich hoffen darf, denen, welche die Ausstellung nicht gesehen, eine einigermaßen anschauliche Schilderung zu entwerfen.

Und da führe ich ihn, der sich mir anvertrauen will und bereit ist, zu sehen, was ich ihn sehen lasse, und schön und gut zu finden, was ich so finde, vor das einzige Bild der Ausstellung, das nach meinem Urtheil wahrhaft historisch genannt zu werden verdient.

Ich bin nämlich der Lessing'schen Ansicht, daß wahrhafte Historie nur von denen geschrieben werden könne, welche die betreffende „Geschichte" wenn nicht selbst gemacht, so doch wenigstens mitgemacht und miterlebt; und in Consequenz dieses Satzes — die Lessing zu ziehen in dem Moment just keine Veranlassung hatte —: daß mutatis mutandis dasselbe für die Künstler — und für diese erst recht — gilt. Nicht, als ob es nicht auch noch eine andere Art Historie und historischer Kunst gebe — eine aus zweiter Hand, die auf Quellenstudium beruht und bis zu ihrem Ziele die langen gewundenen Wege der Reflexion und Abstraction hat durchlaufen müssen! und als ob ich die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Art in Abrede stellte oder auch nur in Zweifel zöge — Gott bewahre! Aber was dabei — von der Wissenschaft einmal ganz abgesehen — für die Kunst herauskommt? Nun, diejenigen Bilder der Ausstellung, deren Gegenstand Perioden der Geschichte entnommen sind, von denen, um zu ihnen zu gelangen, die Künstler erst den Staub der Jahrhunderte entfernen mußten, beweisen es einmal wieder. Mit welcher souveränen Seelenruhe sehen wir auf dem großen Bilde von C. Gehrts zu, wie „Markgraf Gero, Herzog der Ostmark, die Häuptlinge der heidnischen Slaven, welche sich der deutschen Herrschaft und dem Christenthum nicht unterwerfen wollen, beim Gastmahl ermorden läßt!" Wie kaltblütig lassen wir C. O. Hellquist's „Sten Sture, Reichsvorsteher Schwedens, auf dem Eise des Mälarsees, an einer in der Schlacht bei Bagesund erhaltenen Wunde" sterben, trotzdem uns der Katalog versichert, daß es „einer der edelsten unter den Regenten Schwedens war, welche die Geschichte kennt" (wie jener Herzog Gero zweifellos einer der größten Hallunken)! Selbst Alex. Struys' „Christian II., König von Dänemark", der, ich weiß nicht wie viel Jahre eingekerkert, den Steintisch seines Gefängnisses so oft umwandelte, daß er zuletzt die Spur der schlürfenden Füße in den Estrich und die des streifenden Fingers in die Tischplatte gegraben — auch er zwingt uns nur ein mäßiges Interesse ab. Und doch sind alle diese Bilder künstlerisch — ich meine technisch — keineswegs unbedeutende Werke: das letztgenannte scheint mir sogar nach dieser Seite ein ungewöhnliches Verdienst beanspruchen zu dürfen, aber — der Leser erinnert sich der unwilligen Frage, mit welcher die Berliner Mutter die naive Naturschwärmerei ihrer Tochter zügelte. Ach, und die Geros, Sten Stures, Christian II. und Genossen sind alles Andere eher als „grüne Bäume!"

Wenn es für mich noch eines Beweises bedürfte, ein wie heikles Geschäft es sei, Historie zu malen (oder zu dichten), die man nicht selbst „mitgemacht" hat, — die sonderbaren Dinge, welche unseren Bibel-Malern passiren, würden mir denselben liefern. Giebt es ein Capitel der Geschichte, das wir, trotz der trennenden Kluft der Jahrhunderte, lesen, als hätten wir Alles und Jedes, was da geschah, mit angesehen und mit erlebt, so ist es doch wahrlich das Erdenwallen des Heilandes. Und man glaubt, Jeder müsse dies erhabenste Capitel wenn nicht in demselben Geiste (wir wissen nur zu wohl, daß es nicht der Fall ist!), aber doch mit derselben Phantasie lesen; und der Herr und die Jünger ständen leibhaftig vor des Einen Seele wie vor der des Anderen; und wenn der Eine sie malte, müßten sie gerade so ausschauen, wie wenn der Andere sie gemalt hätte. Nun trifft das ja bis zu einem gewissen Grade bei den Malern früherer Zeiten zu und würde auch bei uns zutreffen, wenn wir die Naivetät jener Zeiten hätten und, ohne nach rechts und links, vorwärts und zurück zu sehen, malen könnten, als wäre das Alles, wie in unserem Herzen, so auch in Wirklichkeit geschehen, gestern, unter uns, auf unseren Märkten, unseren Gassen, in unseren Gerichtshöfen, unseren Gerichtsstätten. Aber wer in unserer gelehrten, kritischen Zeit kann das? E. von

Gebhardt hat es versucht. Man erinnert sich seines Abendmahls vor acht oder neun Jahren, auf welchem er zum Staunen Aller den kühnsten Griff gewagt und die Jünger gemalt hatte leibhaftig wie ehrliche Handwerksmeister und -Gesellen unserer Tage. Auf die Costüme freilich, die noch den alten idealen, wenn auch etwas modificirten Schnitt hatten, erstreckte sich die Metamorphose nicht; und ebenso wich die Gestalt des Heilandes nur in etwas von dem traditionellen Typ ab und nahm sich deshalb wunderlich genug in seiner völlig veränderten Umgebung aus. So war denn schon hier ein gewisses Schwanken zwischen der individuellen Empfindung und Erfindung und der Tradition bemerkbar; man konnte kaum darüber zweifelhaft sein, daß der Schwerpunkt mit der Zeit nach der letzteren Seite graviriren würde. Er that es bereits auffallend in der „Kreuzabnahme" (1874) und ruht da völlig in der „Himmelfahrt" dieses Jahres. Ein Laie wie ich könnte im ersten Augenblick das Bild eines mittelalterlichen deutschen oder niederländischen Künstlers zu sehen glauben, das sich in die neublanke Ausstellung verirrt; und so hätten wir denn wieder die Historie aus zweiter Hand, wie ich es oben nannte, vielmehr aus dritter: den Geist der Zeit aus dem bekannten Spiegelbild abermals im Spiegelbild.

Das kann man nun freilich von F. Graf Harrach's „Versuchung Christi" wahrlich nicht behaupten. Hier ist jeder Zoll und jeder Zug modern; keine Spur mehr von den mystischen Schauern, welche die wundersame Geschichte umwittern, die uns Lucas im vierten erzählt und die also anhebt: „Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg ..."

Nun, den hohen Berg haben wir jedenfalls: eine Bergzinke, die trotzig, als die letzte, herauf- und herausragt aus einem wildzerklüfteten Felsengebirge, das nun in gewaltigen Terrassen, auf denen sich abermals zum Theil mit Burgen und Flecken gekrönte und bedeckte Kuppen erheben, abfällt und abstürzt bis zum Meer — dem Meer, welchem der mächtige Strom entgegenrollt, aus dem Hochgebirge heraus, durch ein tiefes, sich allmälig ausbreitendes Thal, vorüber an Ufern, die mit herrlichen Städten, an sanften Geländen, die mit Dörfern und Villen geschmückt sind. Ueber dem Meere im Hintergrunde erhebt sich aus wallenden Nebeln die Sonne und strahlt ihr Licht über alle die Herrlichkeiten — rosig da unten und dann tiefer und tiefer erglühend, je höher es das Gebirge heraufsteigt, bis es an der Felsenzinke in blutrothen Flammen emporlodert. Und, umlodert von diesen Flammen, eine Flamme selbst, steht der Herr auf der Zinke, hochaufgerichtet; und wie Flammen wehen die rothblonden Haare im Morgenwinde; und Flammen schlagen aus seinen zornigen blauen Augen — zornig wie die Geberde, mit der er sich in heftiger Bewegung des rechten, über die Brust geschleuderten Armes, während die Schwurfinger der linken Hand feierlich nach oben deuten, abwendet von der Gestalt eines nackten Weibes — Wie denn? ich denke — Ja, lieber Leser, der Künstler hat eben auch gedacht. Und hat gemeint: den Satan zu malen, der zu dem Herrn sprach: „Diese Macht will ich dir alle geben und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie, wem ich will" — ich sage diesen gewiß nicht gottgleichen oder auch nur ähnlichen, aber unzweifelhaft sehr hohen, sehr mächtigen, sehr majestätischen Herrn und Teufel zu malen, das sei denn doch eine ganz verzweifelte Aufgabe. Und so, da's mit dem leibhaftigen Teufel nicht gehen wollte, meinte er weiter: eine Teufelei thät's vielleicht auch, der er natürlich (dafür war er Künstler) einen Leib geben mußte, und dann selbstverständlich (schon, um im Geschlecht zu bleiben) den Leib einer bis auf den durchsichtigen, goldglitzernden, sie hier und da ein wenig umfließenden Schleier nackten Frau. Und da wallt sie denn aus den rosigen Bergnebeln empor, die nackte blonde Schöne, mit Rosen bekränzt, durch welche die goldenen Zacken einer Krone teufelsdornenmäßig hervorstechen, wie aus dem bleichen Gesicht unter der hohen mit den zwei perpendiculären lines of thinking gezeichneten Stirn die braunen gierigen Augen. Mit der Linken drückt sie eine Glaskugel leicht an den Busen; mit der weitausgestreckten Rechten deutet sie hinaus und hinab auf die herrliche Welt. Cachez vos cartes, mon père; je vois votre jeu! sagte der alte Schelm von Spieler, dem auf dem Sterbebette ein allzu geschäftiger Pfaffe gegen den Austausch seiner Reichthümer das ewige Seelenheil versprach. Verbergen Sie wenigstens Ihre symbolische Glaskugel, Madame, wenn Sie des Menschen Sohn berücken wollen, der, wie Sie doch wissen sollten, nicht bloß durch Glas, sondern durch die dicksten Pharisäerrippen in die Herzen und Nieren sah! Gebt es endlich auf, ihr Herren, mit dem Geist der Zeiten zu ringen, die nicht eure Zeit sind! Glaubt es mir: es ruht kein rechter Segen darauf; es kommt nichts Rechtes dabei heraus trotz all eures Genies, eures Fleißes, eurer bewundernswürdigen Technik!

Steht es nicht im Widerspruch mit diesem Anathema, wenn ich gegen gewisse Bilder eines niedrigeren historischen Genre oder kurzweg: gegen die historischen Genrebilder nicht nur nichts einzuwenden habe, sondern vielmehr dieselben sehr willkommen heiße und goutire? Ich glaube nicht. Ich glaube, es ist mit dem allgestrengen Geist der Zeiten wie mit dem

hochmögenden Feldherrn, dessen Genie und Geist sich bekanntlich nicht auf der Wachparade weist, dem wir aber sein Räuspern u. s. w., so wir nur fein aufmerksam sind, glücklich abgucken können. Es ist das, so zu sagen, auch nur eine Geschichte aus zweiter Hand, aber einer völlig legitimen, — einer Hand, die nicht nach Früchten greift, die zu hoch hangen, und nicht nach ewig verborgenen Schätzen gräbt, sondern den großen Friedland im tiefen Schatten auf dem Teppich vor dem Bett als „todten Leichnam" liegen läßt, um das Bischen, was noch von Licht bleibt — den matten Widerschein der untergegangenen strahlenden Sonne — auf dem bleichen, schmerzdurchwühlten Gesicht des kleinen Seni zu sammeln.

Vielleicht haben den guten Alten noch W. Schuch's „Werber" gesehen. Die Zeit stimmt wenigstens: „aus dem dreißigjährigen Kriege." Und auch sonst stimmt Alles auf dem Bilde: der Abendhimmel mit den grauen mürrischen Wolken; das zerfallende Dorf links im Hintergrunde; das weit und breit mit rother Haide überwucherte Feld, in welches eben ein Pflug schwarze Furchen schneidet, der von einem sonderbaren Gespann gezogen wird: einem Mann und einem Weibe, beide nacktfüßig, lumpenbekleidet, barhäuptig, sonnenverbrannt, während ein alter Weißbart in abgeschabten Pumphosen, dito Ledergamaschen, Wamms und Filzhut die Pflugstange hält. Er schaut mit stumpfer Resignation drein: haben sie ihm schon so oft den rothen Hahn auf die Scheunendächer gesetzt und die Saaten zerstampft und das Vieh fortgetrieben und das Gesinde weggeholt, so mögen sie ihm die beiden letzten auch noch holen, die noch zu ihm gehalten: den Hans und die Grete. Und Hans scheint zu denken, daß es ein gut Theil bequemer sei, da, wie der Herr Corporal, der ihm lachend das Werbegeld zeigt, oder gar wie der vornehme Herr Hauptmann, auf einem tüchtigen Gaul einherzutraben, anstatt hier selbst den Gaul machen zu müssen; und wer weiß, ob er nicht auf der Stelle ja sagte, wär's nicht um die zu seiner Rechten, die er doch noch ein Bischen lieb hat, obgleich sie schon längst nicht mehr die hübsche lustige Grete ist: ein vergrämtes, verkümmertes Weib, das zornig die Faust ballt und ihm wild ins Ohr raunt: Wo du mir das anthust, Hans ...

Es ist Alles so wahr, so echt wie ein Capitel aus dem Simplicissimus.

So wahr und echt wie die „Polnischen Reiter (Anfang des 17. Jahrhunderts)" von Joh. Brandt, obgleich kein Geschichts- und kein Liederbuch, so viel ich weiß, von ihnen meldet und ihre Namen nennt, die wohl keinesfalls Krapülinski und Waschlapski gelautet haben, wie sie denn auch auf höheren Rang in der Gesellschaft oder der Armee weiter keinen Anspruch machten. Aber schneidige Reiter waren sie beide, die sattel- und wetterfesten Gesellen; und da fallen sie wie das Donnerwetter über den Türkenhund, der auf seinem Schimmel eingenickt war und sie durch das lange Steppengras nicht hatte kommen hören und kommen sehen — ja, nun ist es freilich zu spät! Da sitzt ihm die Schlinge um den nackten gelben Hals, und Lassowerfski spornt seinen Braunen, der den Spaß kennt und sich in tollster Carrière vorschriftsmäßig auf die entgegengesetzte Seite wirft. Hei, wie er ausgreift! daß seinem Reiter die Schöße der fuchspelzbesetzten Jacke nach hinten wehen und die viereckige Mütze mit den Pfauenfedern von dem struppigen Kopfe fliegt! Herunter von dem Schimmel, du Türkenhund! Kopfüber herunter in das Steppengras mit all deinen Mordswaffen, du pfauenmäßig ausgeputzter Mordkerl! und weiter so auf den Rücken, bis dein in Todesangst verzerrtes gelbes Gesicht so schwarz ist wie deine Seele! während Bruder Haltdufestki auf dem Rappen nach dem Schimmel greift, der, seines Reiters (und seines Sattels) ledig, doch noch an den wehenden Zügeln mit sicherem Griff gepackt und als gute Beute zurück ins Lager gebracht werden kann.

Und wie — ich verstehe freilich rein gar nichts davon — aber wie das gezeichnet und gemalt ist, als wäre es gar nicht gezeichnet und gemalt, sondern liebe, schiere — hier allerdings schneidend grausame Wirklichkeit! Ich glaube ganz gewiß: das Bewußtsein, mit dem „Was" das Richtige getroffen zu haben und daß es weder über ihren noch über anderer ehrlicher Leute Horizont geht, flößt den Malern auch für das „Wie" die rechte Freudigkeit und Kraft ein, daß die Linien nur so fließen und die Farben nur so glühen. Und da ist es denn freilich ganz gleich, ob, was sie uns vorführen, zu Anfang des 17. Jahrhunderts geschehen ist (respective geschehen sein könnte) oder gestern, wie die „Verhaftung" von Ch. L. Bokelmann.

Es stehen immer dichte Gruppen vor dem Bilde, welche sich die Köpfe darüber zerbrechen, wer eigentlich verhaftet wird und warum er verhaftet wird. Besonders Skeptische behaupten sogar, nicht zu wissen, ob es ein „Er" ist. Sonderbar! Wenn „Er" es nicht wäre, warum sollte die Frau — seine Frau — mit so verzweifelter Geberde in der offenen Thür des kleinen Hinterhauses lehnen, zu dessen Stufen eben der verhaftende Schutzmann hinaufschreitet, bereits den rechten Arm erhebend und mit der weißbehandschuhten Hand so deutlich, als ob man das begleitende „Kommen Sie!" hörte, aus dem Dunkel des Flurs sein Opfer herauswinkend. Sein Opfer? O nein! Das Opfer einer hirnverbrannten socialistischen Doctrin,

für die der Mann in Wort und Schrift, wer weiß auch wohl schon mit drastischeren Mitteln, gestrebt und gewirkt und die ihn bereits aus der Heimath getrieben, hierher, in diese kleine Stadt, in das niedrige Häuschen auf dem elenden Hinterhof, von wo er noch heute Abend — in einer Stunde — weiter geflohen wäre mit seinem Weibe, das schon den Hut auf hat, und seinem kleinen Jungen, den die treue Magd ebenfalls schon zur Reise zurechtgemacht und jetzt da unten, rechts neben der Treppe, weinend an der Hand hält, wenn — der Verräther nicht ihm die Polizei zu schnell auf den Hals gehetzt hätte. Warum er das gethan, der Schmiedegesell, der da hinten vor dem Schuppen sich voll Scham über seine schnöde That die Knöchel in die Augen drückt, — ich weiß es nicht. Aber gethan hat er es — das ist gewiß — mir wenigstens; und so ist mir der Vorgang völlig verständlich, verständlicher sogar als den in der Eile aus den Hinterhäuschen zusammengelaufenen Leuten, Weibern zumeist, die da in Gruppen umherstehen und mit stumpfer Neugier der Geschichte zusehen, von welcher übrigens auch der Mann in der Mütze rechts im Vordergrunde dem anderen Manne mit dem in das düstere Gesicht gezogenen Demokratenhut Einiges ins Ohr zu raunen scheint. Und dazu heult der abendliche Herbststurm und jagt den Rauch aus den Schornsteinen in grauen Fetzen über die klappernden Dächer in die graue Luft und wirbelt die braunen Blätter auf dem schmutzigen Hofe herum.

Da geht's denn freilich viel reinlicher (und parfümirter) zu an dem Hofe Serenissimi Aloys' LIX., wie ihn uns Otto Erdmann (Künstler bei Hofe) schildert, an jenem sonnigen Vormittage, als Serenissimus geruhten, die ihm so warm empfohlene Primadonna Signora X. unter Direction seines Capellmeisters Y. mit Begleitung seines Kammervirtuosen Z. in dem Musiksaale seines Lustschlosses Belvedere Probe singen zu lassen. Serenissimus haben noch keine leiseste Ahnung von Socialdemokratie und können daher mit aller Seelenruhe, im Fauteuil sitzend, eines der schlanken seidenen Beine über das andere geschlagen, dem kommenden Genuß entgegensehen, nachdem sie die tiefe Verbeugung der Signora mit einem leichten, kaum merklichen Kopfnicken erwiderten. Es scheint sogar eine — natürlich ebenfalls nur leichte, kaum merkliche — Verstimmung auf den feinen Zügen Serenissimi zu liegen. Vielleicht hatten sie sich Signora nach der Schilderung schöner und — jünger gedacht. Aber warum lassen Serenissimus ihre durchlauchtige Phantasie so weit schweifen, wenn Schönheit und Jugend in der Gestalt dero durchlauchtigster Gemahlin Ihnen so nah sitzen! Wenn ich mir einen unterthänigsten Rath verstatten darf: gewöhnen sich Serenissimus überhaupt ein wenig mehr fröhliche Dankbarkeit an. Serenissimus wissen, mit Respect zu sagen, gar nicht, wie gut es Ihnen geht an diesem hellen Sommervormittage in den hohen luftigen Sälen mit den parkettirten Fußböden und goldenen Möbeln, an der Seite der reizenden Gemahlin, hinter sich die kleine ausgewählte Gesellschaft Ihres Sie vergötternden Hofstaates, vor sich allertiefstknixende, allerdevoteste Virtuosen, die Ihnen im nächsten Augenblick die allerfeinste Kammermusik machen werden. Sie glauben nicht, was dero durchlauchtigsten Nachkommen Aloys LX. oder LXI. noch Alles in eben diesen Sälen passiren, welch sonderbare Musik ihnen da vor den hohen Fenstern aufgespielt werden kann! Serenissimus geruhen ungläubig zu lächeln? Serenissimi Herrschaft ist für alle Zeiten auf einem Rocher de bronze —? Wollen Serenissimus die Gnade haben, mit mir vor dieses Bild hier zu treten? Es ist nur wegen des Tertii comparationis: wie manchmal Manches eintreten kann, wovon sich Mancher eine Secunde vorher nichts träumen ließ.

Träumen war überhaupt so recht ihre Sache nicht; im Gegentheil: der Wirklichkeit bis zur Frechheit gerade in die Augen zu sehen und den Becher der Lust auszukosten bis auf den Grund. Und das haben sie denn heute wieder einmal gründlich gethan, die fünf oder sechs rosenbekränzten Herren — alte und junge — an der überreichen Tafel, die schon längst mit den Kuchen- und Fruchtschalen des Nachtisches und den auserlesensten Marken des Falerners besetzt ist, in die weichen Polster zurückgelehnt, lässig oder gierig — je nachdem — zuschauend den üppigen Tänzen schönster Mädchen, denen andere schönste Mädchen auf der Doppelflöte, auf dem Tamburin, auf den Metallbecken aufspielen. Nun hat das lange Bacchanal denn doch die titanische Lust- und Lebensgier gebrochen; bereits seit einer Viertelstunde schnarcht der alte Kahlkopf da unten links an der Tafel in schwerem Rausch, und eben ist der schönen Tänzerin hier im Vordergrunde die Schale entsunken und die Augen sind ihr zugefallen, und da kauert sie auf dem Teppich des Marmorbodens, die Füße, von denen der eine nackt, der andere noch in der Sandale ist, lässig an sich ziehend, das schlummernde Haupt gegen die Polster des im Augenblick verlassenen Lagers eines der Gäste lehnend, ahnungslos, daß der Abdruck ihres nackten achtzehnjährigen Busens in der Lavaasche noch nach achtzehnhundert Jahren das Entzücken Aller sein wird, welche, nachdem sie durch die enge Porta Marina eingezogen, ihre Schritte zuerst nach dem „kleinen Museum" lenken. Der Abdruck des schlanken Körpers der Blondine, die uns den Rücken wendet und bei der nicht bloß der Busen hüllen-

los ist, hat uns die Aschendecke nicht aufbewahrt; leichtgeschürzt, wie sie war, entkam sie vielleicht, hoffentlich nicht, ohne vorher die Flötenspielerin gewarnt zu haben, die rechts im Atrium, an die Säule gelehnt, ihr zum Tanz aufgespielt hat und noch immer ruhig weiter spielt, da sie nicht sieht, was die Blonde sieht und der jugendliche Gastgeber sehen könnte, wenn er das weinmüde Haupt von der Schulter der Lieblingssclavin rückwärts wenden wollte, wohin die Erschrockene deutet: rückwärts nach der Oeffnung zwischen den Säulen der Halle, die den Rahmen bilden für ein fürchterliches Schauspiel: das Schauspiel der — verzeihen Serenissimus das harte Wort! — Revolution, zu welcher der alte grollende Wühler, genannt Mons Vesuvius, schon seit Jahren die Flammen geschürt, die nun himmelhoch in rother Gluth herausschlagen, begleitet von einem Stein- und Aschenregen der radicalsten, Alles von oberst zu unterst mit einer viele Meter hohen Decke nivellirenden Art.

In der That, „Pompeji's letzte Tage" von J. Weiser sind ein interessantes, geistreiches und — trotzdem sich Serenissimus, vermuthlich über die Nuditäten indignirt, entfernt hat — moralisches Bild, wenn ich gleich ein kleines Bedenken nicht zurückhalten darf. Es scheint mir nämlich, als ob es bei all seinen Natürlichkeiten der rechten Natur und packenden Wahrheit doch ermangele. Vielleicht hat die Sache doch schon zu lange unter der Asche des Vesuvs und der Jahrhunderte gelegen; vielleicht auch ist die Scene bereits zu complicirt, als daß jener verhängnißvolle Geist der Zeit nicht durchblicken möchte, durchleuchten müßte und es — aus Gründen, die ich oben angedeutet — nicht vermag, sondern nur zu einem matten komödienhaften Widerschein bringt.

Da zieht sich der kluge Alma-Tadema besser aus der Affaire. Er hält sich an das, was er ja besser malen kann als einer der Lebenden: an die schimmernde, marmorne, goldene, elfenbeinerne Schale der Antike, selbst wo er uns eine von ihren Freundinnen umgebene liebekranke „Sappho" vorführt, der ein verzweifelt gleichgültiger Phaon auf einem Marmorbalcon am blauen, inselgeschmückten Meere, zu welchem ein paar Stufen hinabführen, mit Begleitung einer unglaublichen Zither etwas vorsingen zu wollen scheint. Ich weiß nicht, wie viel jeder Quadratcentimeter von dem Marmor dem Künstler einbringen wird; daß er sich um des seelischen Vorgangs willen, den er uns zu schildern vorgiebt, in keinerlei Unkosten gestürzt hat, glaube ich beschwören zu können.

Aber einen wirklichen seelischen Vorgang malt uns A. de Courten, wenn er „am Brunnen", dessen Wasserstrahl aus einem Löwenkopfe in der Wand unter einem von zwei schwarzen Marmorsäulen getragenen Dache hervorschießt, ein Mädchen knieen läßt, das, nachdem es den einen der pompejanischen Krüge gefüllt, den anderen eben unter den Strahl hält. Und neben ihr, an die Mauer gelehnt, steht ein Knabe-Jüngling, dessen schlanke Glieder das Stück Leopardenfell nur zum kleinsten Theil bedeckt, ein nacktes Sichelmesser in dem Gürtel; seine dunklen Augen schauen mit süßer Starrheit auf die Knieende, und plötzlich streckt er ihr die große dunkelrothe Blume entgegen, die er in der Rechten hält. Das Unwillkürliche, Unbewußte und Unbedachte dieser blöd-trotzigen Huldigung ist in der eckigen Bewegung des Armes, während der übrige Körper regungslos bleibt, meisterhaft wiedergegeben. So wird uns denn hier wirklich in der schönen antiken Schale ein süßer Kern reinster und wahrster Menschlichkeit geboten, zugleich ein belehrendes Beispiel, däucht mir, für den Gebrauch, welchen die Genremaler — die Sache der Historienmaler gebe ich von vornherein auf — von dieser kostbaren Schale einzig und allein machen können, wenn es ihnen überall noch auf so ein bischen echte Seelenmalerei nebenbei ankommt. Die ganz echten Seelenmaler der Gilde freilich, die tiefer greifen wollen, womöglich bis auf der Seele Grund — die Knaus, die Vautier u. s. w. —, werden sich wohl immer wieder mit dem derberen deutschen Topfe begnügen müssen, uns die vollsaftigen Früchte aufzutischen, die sie vom Baum der Gegenwart pflückten.

Wie mundet mir die bescheidene Frucht in dem ehrlichen deutschen Topfe auf dem kleinen Bilde von A. Schlebitz: „An der Gartenthür!" Auf den Stufen einer niedrigen Steintreppe zu der Gartenthür, die sie hinter sich zugezogen, sitzt eine ältere strickende Frau — gelbes Kopftuch, schwarzes Umschlagetuch, gestreifte Linnenschürze —, drei Mädchen von zehn bis sechs Jahren beaufsichtigend, die eifrig beschäftigt sind, einen Blumenkranz nach ihrem Geschmack aus dem bescheidenen Material zu winden, das ihnen das verwilderte Gärtchen bietet. Eine Kleine, die zu ihren Füßen hockt, ist die eigentliche Winderin — wie eifrig sie bei der Arbeit ist! — eine zweite Kleine rupft mächtig an den weißen Blüthen des dicken Busches links im Vordergrunde; die Zehnjährige hat eine große Sonnenblume entdeckt und hält sie triumphirend dem Mütterchen hin, ob das nicht ein Prachtstück sei? Statt ihrer antwortet ein kleiner derber Junge, der, eben aus der Schule gekommen, in Hemdsärmeln und die Schiefertafel auf den Knieen, sich nur so für einen Moment, bevor er weiter ins Haus zu seinem Butterbrote läuft, auf die Stufen gesetzt und mit echt schuljungenmäßig-brüderlicher Unverschämtheit das Schwesterchen ob des Prachtstücks, das in der That zu den kleinen Kranzelblumen paßt wie die Faust aufs Auge, ver-

höhnt. Das Mütterchen muß dem Naseweis im Herzen Recht geben und lächelt beistimmend zu ihm herab, aber so gütig-verstohlen — die glückliche Entdeckerin des Prachtstücks merkt's gewiß nicht und wird sicher im nächsten Moment ob ihres ausgezeichneten Geschmacks recht weidlich gelobt werden.

Wahrlich eine lieblichste Frucht, bei deren Duft Einem die eigene Kindheit wonnesam zurückkommt! Und wie sauber und blank die bescheidene Schale — das Local meine ich: der zerbröckelnde Mauerbogen über der Gartenthür — zum Greifen plastisch! — die Thür selbst aus den von Wind und Wetter vergrauten Tannenbrettern; die ausgetretenen steinernen Stufen, das ungepflegte Gras und die verwilderten Büsche in dem kleinen Bürgergärtchen —

Aber, Himmel, wohin gerathe ich, wenn ich so fortfahren will, ein Bild nach dem anderen zu beschreiben! Die Plauderei würde zu einem Buche werden, ich weiß nicht wie viel mal so dick wie der Katalog mit seinen 194 Seiten und 1118 Ausstellungsgegenständen! Und der mir bewilligte Raum geht zu Ende — ist zu Ende! Sei mir nicht bös, lieber Leser! Ich habe es gut gemeint; und, wenn wir es recht bedenken: wärest du wirklich sehr viel besser mit mir gefahren, hätte ich dir anstatt einer höchst fragmentarischen Plauderei einen höchst systematischen, streng schematisirten, durchaus vollständigen Bericht über unsere Ausstellung gebracht, gespickt mit ein paar hundert Malernamen und Bildertiteln und kärglich beigefügtem Lob und reichlich eingestreutem Tadel — Alles in den subtilsten Wendungen und kräftigsten Schlagworten der Kunstkritik? Wenn du danach Verlangen trägst — was ja durchaus berechtigt wäre —, Andere werden dir gern diesen Dienst leisten, haben ihn dir vermuthlich schon geleistet. Ich wollte nichts, als dir von dem reichen Mahle ein und den anderen Bissen zustecken — wie ich ihn eben in meiner Plaudertasche wohl oder übel fortbringen konnte —, und meinte, du hättest mehr davon als von dem Menu, und wäre es mit den schönsten kritischen Randglossen ausgestattet. Habe ich mich geirrt und dich um deine Erwartungen betrogen, verzeihe mir!

Du willst es; willst mir alle die Interieurs im Geschmack aller Jahrhunderte, alle die Stillleben mit all den möglichen und unmöglichen Dingen, alle die Porträts aller der dir und mir persönlich unbekannten Herren und Damen, alle die Landschaften und Marinen aus allen Zonen; willst mir — ich danke dir tausendmal dafür! — das und noch mehr schenken, unter einer Bedingung: ich soll dir wenigstens das Bild der Ausstellung nennen, das einzige, welches nach meinem Urtheile wahrhaft historisch genannt zu werden verdient.

Ja so! Das hätte ich beinahe vergessen! Man vergißt ja — und nicht bloß in einer Plauderei — beinahe immer das Beste!

Und so tritt denn mit mir vor Anton v. Werner's „19. Juli 1870!"

Du erinnerst dich — wie solltest du nicht? — des Datums: es war der Tag der französischen Kriegserklärung.

An dem Tage hatte der König die Eröffnungsrede des Reichstages mit den tiefbewegten Worten geschlossen:

„Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewalt fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unseren Vätern war."

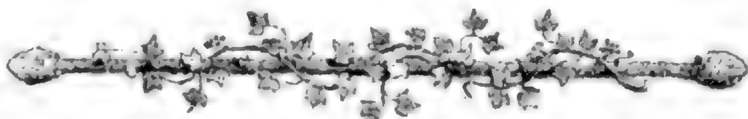
An demselben Tage — ich weiß nicht: war es vorher oder nachher — ich sollte meinen: vorher — stand der greise Held in dem Mausoleum zu Charlottenburg betend, — mit aller Inbrunst eines königlichen Herzens, das für Millionen schlägt, — betend — an den Grabmälern seiner Eltern —: daß Gott mit ihm sein möge, wie er mit ihnen gewesen, die er in Noth und Verbannung gesehen und aus Noth und Verbannung durch den Graus der Völkerschlachten wiederkehren zu ihrem Hause und zu ihrem Thron.

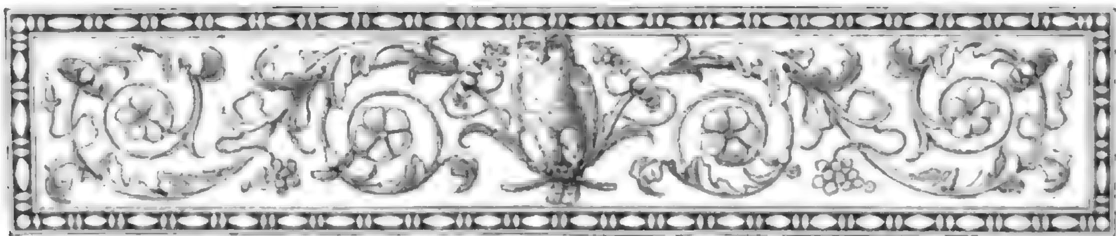
Es ist keiner mit dem königlichen Herrn gewesen in dieser feierlichen Stunde; selbst das Julisonnenlicht schlossen die blauen Scheiben aus dem heiligen Raum.

Aber es ist des Genius Recht, daß er eintreten kann an jedem Ort zu jeder Zeit, und hört und sieht Alles wie mit leiblichen Ohren und Augen.

Und geht, wenn's ein Maler ist, dann hin und malt es so treu und schlicht und wahr und innig: wie er dagestanden mit gefalteten Händen, die Augen starr auf seiner Mutter Marmorantlitz gerichtet; und ist kein Wort über seine Lippen gekommen, die nur hin und wieder schmerzlich gezuckt haben im lautlosen heißen Gebet.

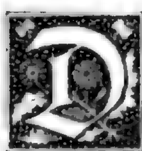
Es ist so still — so still! — leise, leise! — ist das der fernher rollende Donner der Kanonen von Gravelotte und Sedan? — Ein Schauer erfaßt mich! — Leise, leise! — leb wohl, lieber Leser, leb wohl!



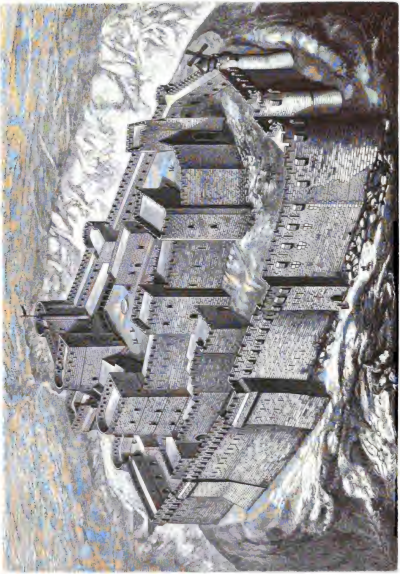


Literarische Mittheilungen.

Ein monumentales Geschichtswerk.

ie Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von Wilhelm Oncken, im Verlage der G. Grote'schen Buchhandlung in Berlin, welche wir im Schlußhefte unseres letzten Jahrganges als ein epochemachendes monumentales Geschichtswerk charakterisirt haben, ist inzwischen bis zur 39. Lieferung vorgeschritten und hat die an den erfolgreichen Beginn geknüpften Erwartungen vollkommen gerechtfertigt. In unserer Uebersicht über den Plan und die Tragweite dieses auf dem Princip der Arbeitstheilung beruhenden Geschichtswerkes, an dem nach einem einheitlichen Plane meist jüngere Gelehrte thätig sind, die sich auf dem Gebiete historischer Forschung bereits anerkannte Verdienste erworben, haben wir nur die in zwei Bänden vorliegende „Geschichte von Hellas und Rom" von Hertzberg einer besonderen Besprechung unterziehen können, da damals erst dieses eine Werk vollständig zum Abschluß gelangt war. Nunmehr liegen aber vollendet vor: „Geschichte der Kreuzzüge" von Dr. Bernhard Kugler, Professor an der Universität Tübingen; „Das Zeitalter Ludwig's XIV." von Dr. Martin Philippson, Professor an der Universität Brüssel; „Peter der Große" von Dr. Alexander Brückner, Professor an der Universität Dorpat; und „Geschichte der Revolution in England" von Dr. Alfred Stern, Professor an der Universität Bern — Werke, deren Ausführung vollständig das Urtheil rechtfertigt, das wir über Plan und Bedeutung des großartig angelegten Unternehmens von vornherein gefällt haben. — Professor Dr. Bernhard Kugler in Tübingen war wie Wenige durch einschlägige Arbeiten von anerkanntem Werth berufen, eine umfassende Darstellung der Kreuzzüge, dieser wunderlichsten Erscheinung des an Wunderlichkeiten so überaus reichen Mittelalters, zu liefern, „eine Art Handbuch" auf engem Raume und in bescheidenen Formen abzufassen. Diese schwierige Aufgabe ist dem gelehrten Schüler Heinrich v. Sybel's, dem er seine auf den umfassendsten Quellenstudien sich aufbauende Geschichte der Kreuzzüge gewidmet hat, gelungen. Uebrigens ist Kugler's Arbeit eine durchaus selbständige, und wenn er auch ausdrücklich anerkennt, daß Sybel zuerst in methodischer Weise nach den „Gesetzen der historischen Kritik" die Geschichte der Kreuzzüge behandelt und dadurch die Straße geebnet hat, auf der sein Nachfolger ungehemmt fortschreiten und mit leichter Mühe das Gebiet unserer Kenntnisse vermehren konnte, so hat er doch durch verständnißvolle Benutzung der seit dem Erscheinen der Werke von Wilkens und Raumer erschlossenen zahlreichen neuen Quellen und durch sorgsame Sichtung des massenhaften Materials Sybel und andere Vorgänger weit überholt. Sogleich in der Einleitung giebt Kugler der Auffassung in prägnanter Weise Ausdruck, von der er in seiner Darstellung der Kreuzzüge ausgeht, indem er dieselben gewissermaßen als einen Abschnitt in der Geschichte des Kampfes zwischen den Völkern des Morgenlandes und denen des Abendlandes, „der fast so alt ist wie die Geschichte des Menschengeschlechts selber", charakterisirt.

In diesem Zusammenhange, der zu der sogenannten orientalischen Frage der neuesten Geschichte hinüberleitet, stellt Kugler die Kreuzzüge dar, die nicht allein aufzufassen seien als ein gesteigerter Ausdruck des Verlangens, in heißer Andacht am Grabe Jesu Christi zu Jerusalem zu beten, sondern ebensowohl als ein großartiger und wenn auch schließlich mißlungener, so doch überaus folgenreicher Versuch der gesammten Christenheit, die an den Islam ver-



Das sogenannte Kurdenschloß (le Crac des chevaliers, im Gebiete der Grafschaft Tripolis); ideale Reconstruction aus der Vogelperspective.

lorenen altchristlichen Gebiete im ganzen Umfange wieder zu gewinnen und daneben die Herrschaft des Kreuzes sogar noch nach anderen Seiten über die bisherigen Grenzen auszudehnen.

Ist Kugler's Geschichte der Kreuzzüge durch ihre leichtfaßliche, lebhafte Darstellung, durch ihre vorurtheilslose objective Behandlung der Begebenheiten und handelnden Personen vorzugsweise geeignet, weitesten Kreisen ein Verständniß für das Zeitalter der Kreuzzüge zu erschließen, so hat der Verfasser andererseits durch Anführung der einschlägigen Literatur und der Hauptquellen dafür gesorgt, daß derjenige, der noch nach eingehenderer Kenntniß strebt, sich dieselbe leicht verschaffen kann. Nicht genug kann aber die reiche Ausstattung dieses Bandes der „Oncken'schen Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" an Illustrationen und Karten hervorgehoben werden. Derselbe enthält, abgesehen von den in den Text einverleibten Illustrationen (wir zählen deren 112), neun Vollbilder, unter denen wir die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, die Grabkirche der Jungfrau Maria im Thal Josaphat, das Kurdenschloß, die Insel Rhodus aus der Vogelschau hervorheben. Das sogenannte Kurdenschloß „Le Crac des chevaliers", im Gebiete der Grafschaft Tripolis gelegen, in idealer Reconstruction aus der Vogelperspective gezeichnet, möge als Illustrationsprobe aus dem vortrefflichen Werke dienen. Zwei Karten: Syrien zur Zeit der Kreuzzüge und Griechenland und die Kreuzfahrerstaaten um die Mitte des 12. Jahrhunderts, sind außerdem beigegeben.

Peter der Große.

Von hervorragender actueller Bedeutung ist das Werk: „Peter der Große" von Alexander Brückner, Professor an der Universität Dorpat, welches einen Umfang von sechsunddreißig Druckbogen umfaßt und dem allgemeinen Interesse an der Entwickelungsgeschichte des russischen Volkes in bedeutsamer Weise entgegenkommt. Selbst die russische Geschichtsliteratur besitzt noch keine so umfassende, systematische, auf den gründlichsten Quellenstudien basirende, zugleich geistvolle und popu-

läre Darstellung jener wichtigsten Epoche der russischen Geschichte, welche das russische Reich in das europäische Staatensystem einzufügen begonnen, das russische Volk in die Gemeinschaft der europäischen Culturvölker einverleibt hat; sie besitzt auch keine so eingehende und liebevoll durchgeführte Biographie des genialen halbwilden Herrschers, dessen eiserne Willenskraft, dessen oft gewaltthätiger Reformeifer Rußland aus seiner byzantinisch-asiatischen Erstarrung erlöst und das russische Volk für Culturaufgaben erst empfänglich gemacht hat. Wir vermögen auch nicht dem geistvollen und gelehrten Verfasser einen Vorwurf daraus herzuleiten, daß seine Darstellung der großen weltgeschichtlichen Culturepoche, welche das russische Reich als einen lebenskräftigen mitwirkenden Factor den übrigen europäischen Mächten zugesellen sollte, in eine an lebensvollen Zügen, inhaltsvoller Schilderung der Begebenheiten, scharfer Zeichnung der Charaktere reiche Biographie Peter's des Großen übergegangen ist; bei der Natur des Gegenstandes, im Hinblick auf den Umstand, daß überall und bei jeder Gelegenheit die gewaltige Persönlichkeit des lernbegierigen Reformators auf dem Czarenthrone den Alles durchdringenden Mittelpunkt einer neuen Geschichtsepoche bildet, will uns der vorwiegend biographische Charakter des Werkes, dessen Hintergrund immerhin ein großer Abschnitt der Weltgeschichte bildet, weit eher als ein Vorzug erscheinen, als daß wir daraus, wie manche Kritiker gethan, einen Tadel erheben könnten. Brückner ist nach unserem Erachten die Aufgabe, die er sich im Vorwort gestellt, nicht nur eine Biographie zu schreiben, sondern einen Beitrag zur Weltgeschichte im umfassenden Sinne zu liefern, in vorzüglichster Weise gelungen. Er hat Alles, was in Rußland und im Auslande mit Bezug auf diese wichtige Epoche publicirt worden oder in den Staatsarchiven zugänglich war, Actenstücke, Memoiren, Gesandtschaftsberichte, Briefsammlungen, fachwissenschaftliche Aufsätze mit großem Fleiße, unermüdlicher Ausdauer und staunenswerthem Scharfsinn in geist- und geschmackvoller Weise verarbeitet. Das Werk selbst zerfällt in sechs Bücher, die indeß die chronologische Reihenfolge der Ereignisse nicht innehalten.

In dem letzten Capitel tritt allerdings eine gewisse Voreingenommenheit des Verfassers für seinen Helden in den Vordergrund, eine begeisterte Würdigung der Thaten und staatsmännischen Eigenschaften Peter's; gleichwohl ist Brückner's „Peter der Große" nicht schlechthin als eine Apologie zu charakterisiren. Die Vorliebe für seinen Helden verleitet den Verfasser nicht zu Schönfärbereien, und er entschuldigt nicht die entsetzlichen Mittel und Methoden, welche der Halbbarbar Peter zur Durchführung seiner Reformarbeit angewendet hat. Er versucht allerdings naheliegende psychologische Erklärungen für die nicht nur großartigen, sondern auch gewaltsamen Eigenschaften in dem Charakter des Czaren. Er schildert ihn, wie er nach den nirgends verschwiegenen und beschönigten Thatsachen sich darstellt, als einen Emporkömmling, der in sich die stärksten Gegensätze vereinigte: Vornehmes und Vulgäres, Ideales und Gemeines, Erhabenes und Unsauberes. Er verschweigt nicht, daß in der brutalen Behandlung seiner Umgebung bei Peter etwas Dämonisches, an die Phantastereien Iwan's des Grausamen Erinnerndes hervortrat, und er fügt hinzu, daß einen bedeutenden Antheil an seinen Excessen die Sinnlichkeit des Czaren hatte. Die Sünden seines Charakters werden von dem Verfasser allerdings durch die Größe seiner Herrschertugenden in den Hintergrund gedrängt. „Rußland," schließt er, „wäre auch ohne Peter europaisirt worden. Aber das Zeitmaß dieses Processes ist durch Peter's Größe und Genialität ein wesentlich anderes, schnelleres geworden. Ein Volk, welches einen Peter hervorgebracht, darf stolz sein. Er war ein Product der Berührung des russischen Volksgeistes mit der allgemein menschlichen Cultur. Daß er den Gedanken einer solchen Solidarität erfaßte, verwirklichte, sichert ihm eine der ersten Stellen in der Geschichte der Menschheit."

Dem Brückner'schen Werke sind elf nach den besten Originalen aufgenommene Porträts beigegeben. Den nach dem von Gottfried Kneller 1698 in London gemalten Porträt gezeichneten Stich, welcher die energischen Züge Peter's wiedergiebt, hat uns die Grote'sche Verlagshandlung zum Abdruck für unsere Zeitschrift überlassen.

Literarische Notizen.

Brockhaus' Conversationslexikon. (Leipzig 1882.) Dreizehnte Auflage. Wer das Lexikon von Brockhaus in seiner nun bereits vor mehr denn einem halben Jahrhundert erschienenen ersten Ausgabe mit der neuesten Auflage dieses encyklopädischen Handbuches vergleicht, der wird den ganzen literarischen Fortschritt dieser Zeitperiode wahrnehmen. Aus einem ziemlich mangelhaften, schlecht gedruckten Buche ist ein großes weitumfassendes Werk von nunmehr

sechzehn Bänden entstanden, das Tausenden zur Quelle der Belehrung geworden, das verschiedene Nachahmungen erfahren, das aber doch das beliebteste und weitaus beste Werk dieser Art geblieben ist. Mag man immerhin über die „Conversationslexikonsweisheit" spöttisch die Nase rümpfen — die Fülle von Wissen, die in diesem Sammelwerke enthalten ist, die Belehrung, die dasselbe gleichmäßig über alle Gebiete des Wissens, über alle Fortschritte der Technik, über Literatur und Kunst und Geschichte giebt, fordern unwillkürlich zur Bewunderung heraus und nöthigen zu dem Geständniß, daß die Unternehmer dieses Werkes einem tief in dem Wesen unserer Zeit begründeten Bedürfniß in wirksamster Weise entgegengekommen sind und daß sie auf dieses ihr Werk mit Fug und Recht stolz sein dürfen. — Je rascher nun aber diese Zeit fortschreitet, desto näher liegt allerdings gerade für ein solches Werk die Gefahr des Veraltens. Die Verlagsbuchhandlung schützt ihr Unternehmen vor dieser drohenden Gefahr durch stete Erneuerung und Verbesserung. Die vor uns liegenden Hefte der dreizehnten Auflage weisen sogar eine ziemlich bedeutende und wichtige Umgestaltung auf: zunächst dadurch, daß das Werk — dem Zug der Zeit folgend — reich illustrirt wird. Etwa vierhundert Tafeln, je nach der Natur des Gegenstandes in Holzschnitt, Phototypie, Lithographie oder Farbendruck ausgeführt, soll das gesammte Lexikon enthalten. Daneben macht sich die verbessernde Hand der Redaction fast auf jeder Seite bemerkbar. Ueberall sind die neuesten Forschungen, Erfahrungen, Facten gebührend beachtet und dargestellt. Nicht zum Nachtheil des Ganzen ist noch die veränderte Druckeinrichtung getroffen worden. Durch den Satz in Spalten hat sich das Werk übersichtlicher, lesbarer und hoffentlich auch reichhaltiger gestaltet. Im Uebrigen kommen wir, nachdem mehrere Bände vorliegen, auf dieses Unternehmen nochmals eingehender zu sprechen.

* * *

Im Verlage von W. Spemann in Stuttgart erscheint: **Die Erde und ihr organisches Leben.** Ein geographisches Hausbuch von Klein und Thomé. Das Buch ist bestimmt, in gewisser Beziehung eine Ergänzung des Werkes von Hellwald über die Erde und ihre Völker zu werden. Während die Schrift Hellwald's die Ergebnisse der modernen Erd- und Völkerkunde zu einem lehrreichen und interessanten Bilde verknüpfte und hierdurch einen seltenen Erfolg erzielt hat, enthält dies vorliegende Werk Darlegungen der Haupterscheinungen, welche auf dem Erdganzen überall gleichmäßig wiederkehren. So behandeln die uns vorliegenden Lieferungen die Meeresströmungen, die Quellen, die Gletscher und die Eiszeit, die innere Erdwärme, Erdbeben und Vulcane, dann die Verhältnisse der Atmosphäre in Rücksicht der Winde, der Gewitter, der Niederschläge; und so nähert sich dieses Werk, ausgehend von der Beschaffenheit der Erdoberfläche, der Betrachtung des organischen Lebens, welches sie bedeckt. – Aus dem Verlage von Karl Winter in Heidelberg erwähnen wir den Fortgang der **Sammlung von Vorträgen**, welche unter der Leitung von W. Frommel und Fr. Pfaff erscheinen. Auch die vorliegenden Lieferungen sind mannigfaltig genug; sie umfassen historische wie philosophische, ökonomische wie geographische Gegenstände; besonders interessant möchte der Vortrag des bekannten, mit Naturwissenschaften wohlvertrauten Professors der Theologie Zöckler über den Großvater Darwin's sein.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Fabian und Sebastian.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

II.

Er fing an, zu horchen, der melancholische Sebastian, nicht allein in der schlaffen, müden Unthätigkeit seiner Privatwohnung in dem großen, zuletzt so verödeten Familienhause, sondern auch über seiner Arbeit in seinem Cabinet drunten in dem nimmer ganz stillstehenden Getriebe seines großen Geschäftes. Hier auf die Gespräche seiner Untergebenen und vor Allem auf jede im Flüsterton geführte Unterhaltung, dort zuerst auf einen leichten Fußtritt, den Schritt eines Kindes, der ihm doch nie so nahe kam, daß er ihn hätte vernehmen können, der ihm scheu auswich, letzteres ganz nach seinem mißmuthigen Wunsch und Willen.

Das war aber doch nur ein verdrießlich übellauniges Horchen; wäre nur nicht ein schlimmeres dazugekommen — das Horchen auf einen anderen Fuß, von dem er noch dazu ganz gewiß wußte, daß der sich ihm nicht, für jetzt wenigstens, nähern konnte, ein schwankender, schwerer Schritt, den ein leises, schreckliches Geklirr in sein angstvolles Lauschen hinein begleitete!

So lange Jahre hindurch war doch das schlimme, in der Welt aber doch so nothwendige Haus mit den hohen Mauern, den scharf bewachten, stets verriegelten Thoren, an welchem neulich Herr Fabian seine Nichte so eilig und angsthaft vorübergezogen hatte, wie gar nicht für ihn, Herrn Sebastian, vorhanden gewesen. Den Weg, der daran vorbeiführte, hatte er ja vermeiden können; mit einem Achselzucken hatte er sich über jede unbequeme

innerliche Mahnung daran hinweggeholfen; aber nun zwang ihn mehr als alles Andere Dieses zum Rückblättern seines Lebensbuches, zum Rechnen und Zählen. Wie jedem anderen, eine längere Zeit durch diesen Erdball bewohnenden Menschenkinde kam auch ihm wieder einmal „Alles zugleich über den Hals“. Im fieberhaften Hinhorchen, bei Tage und bei Nacht, während der Arbeit und im stillen Brüten der Muße hinter seiner jetzt so häufig verriegelten Thür zählte er — zählte er die Stunden bis zu jener, die das Kind des Schäfers Thomas Erdener in Schielau noch einmal in Freiheit setzte und sie ihm hexenhaft, grauhaarig, hager und grinsend als gealterte Zuchthäuslerin wieder in den Weg stellte, auf welchem er sie jung, lächelnd, lieblich und leichtsinnig gefunden hatte, als er und sein Bruder Lorenz auch noch junge Leute gewesen waren.

„Wenn ich sie ihm damals gelassen hätte! Wenn er seinen albernen Willen gekriegt hätte und nicht ich den meinigen?“ murmelte er zwischen seinem Rechnen und Zählen. Ach, wenn es nur nicht allzu häufig eben die erfüllten Wünsche wären, gegen deren Consequenzen späterhin weder Karlsbad noch Kissingen, weder Schwefel noch Schlamm und das heilige Meer auch nicht von dem geringsten Nutzen sind, was, beiläufig gesagt, die Herren Hofmedici, die Herren Stadt- und Landphysici recht gut wissen, jedoch dabei nur in den seltensten Fällen die Verpflichtung fühlen, ihre Patienten hierauf aufmerksam zu machen.

Währenddem schnurrt, rasselt und klappert zwischen der Hochstraße und der Fadengasse, zwischen den zwei so scharf von einander abgegrenzten Privatreichen der beiden Brüder in gewohnter Weise die große Fabrik in allen ihren Thätigkeitszweigen weiter, und Maschinen wie Menschenhände sind in rastloser Bewegung, um alle die bunten, süßen, glitzernden, lustigen und tragischen Producte, von denen jetzt schon so häufig die Rede gewesen ist, hervorzuzaubern, hinzuschütten und sie in fast unzählbaren Kisten und Kasten — in Glanzpapier, in Buntdruckpapier, in Gold- und Silberschachteln dem Weltverkehr und Consum zu überliefern. Enorm, um das widerwärtige Reclamewort auch einmal und noch dazu gesperrt anzuwenden, war die Nachfrage. In Blüthe stand das Geschäft mehr denn je, und daß die gegenwärtige Verstimmung des jüngeren Chefs einen hindernden Einfluß auf seine persönliche Theilnahme und Thätigkeit dabei und daran gehabt hätte, hat noch Keiner bemerkt. Sie sehen allesammt ihn da bis jetzt noch unterscheiden und handeln — kommen, gehen und stehen, wie sie es von ihm gewohnt sind, das heißt durchaus nicht zu ihrem Behagen. Wenn sie ihrerseits mit einiger Angst auf einen Schritt horchen, so ist das immer noch der des jüngeren Theilhabers der Firma, Herrn Sebastian Pelzmann's; immer noch läßt sich Niemand gern von ihm unvermuthet über die Schulter blicken, immer noch fällt Jedermann ein Stein vom Herzen, wenn er zusammenschreckend findet, daß es nur der Attrapenonkel war, der ihm die Hand auf die Schulter legte.

Aber der, der Herr Fabian, wurde gerade in dieser Zeit am meisten vermißt in den Fabrikräumen. Ein gutes Wort, einen guten Rath, ein freundlich Nicken und einen nicht immer wohl angebrachten Lobspruch hatte er zwar noch immer für Jedermann, aber ein bedauerliches Nachlassen seines Interesses und seiner Thätigkeit für das Geschäft ließ sich nicht wegleugnen. Wenn man sich nach dem Befinden Herrn Sebastian's mehr in den gesellschaftlichen Kreisen der Stadt erkundigte, so ist es merkwürdigerweise gerade die Fabrik, deren eigentlich nur noch

nomineller Mitinhaber er ist, die sich Sorge um den Herrn Fabian macht, und zwar ganz unnöthige.

Es war nämlich so. Mitten im Sommer fing sonst der Attrapenonkel am liebsten an, „auf Weihnachten vorzuarbeiten“, will sagen, pflegte seine Phantasie und Erfindungsgabe die grünsten Schossen zu treiben und es zu üppigster, närrischster Blüthe zu bringen. Da wuchsen ihm auf jedem Schritte, den er von Trinitatis bis zu Mariä Geburt that, die absonderlichsten, die drolligsten und für die Firma lucrativsten „Ideen“ nicht nur im Kopfe, sondern auch zwischen den seltsam geschickten Fingern. Wie ein Poet, der den Winter am besten in den Hundstagen und des Lucull's Festmahle am delicatesten bei Wasser und Brot beschreibt, fand der Attrapenonkel das, was das Geschäft am nöthigsten hatte, um an der Spitze der Affairen für den Christmarkt aller Welt zu bleiben, bei aufgeknöpfter Weste, mit dem Hute in der Hand, blasend und keuchend in den schwülen Gassen und auf den heißen Märkten der Stadt, nach Luft schnappend am offenen Fenster in der Fadengasse und vor Allem im sonnigen Grün und Sommermondenschein auf breitem Wege und engem Pfade um die Residenz — seine Residenz, in welcher dann freilich nicht mehr der gegenwärtige, durchs Reichsadreßbuch beglaubigte Landesvater nüchtern die oberste Hand hatte, sondern in der wahrlich Harun al Raschid der Beherrscher der Gläubigen hieß und Abu Giaffar, der Barmekide, Minister des Inneren war. Nun aber war es in diesem laufenden Sommer ganz anders. Der Attrapenonkel fand nichts, suchte nichts, that nichts; und wenn sie sonst im Modellirsaale dann und wann sogar abzuwehren hatten, sahen die Herren heuer sehr betroffen ins Kahle und fanden sich in bedenklichster Weise auf ihre eigene Erfindungsgabe angewiesen. Jawohl, 'ne Eule hatte da mal gesessen, und ohne alle Gewissensbisse ließ der Onkel Fabian den leeren Ast durch das kopfschüttelnde Geschäft betrachten. Er hatte eben die Befriedigung, die er sonst in seiner Kunst oder vielmehr seinen Künsten gesucht und gefunden hatte, in seinem Hinterhause auf viel schönere und lebendigere Weise zu Handen und zu Herzen. Jawohl, Gewissensbisse! Noch nimmer war ein so ganz außergewöhnliches Talent mit innigerem Seelenbehagen von seinem Besitzer vernachlässigt und also zum Schaden der Welt brach liegen geblieben wie das des Attrapenonkels in diesem glückseligen Sommer.

„Ist es erlaubt, ein Wort zu reden, Herr Principal?“ fragte Knövenagel.

„So viele du willst; nur die Betitelung könntest du doch endlich dir und mir ersparen. Du weißt, wie wenig Anspruch ich —“

„Ich weiß Alles!“ schnarrte Knövenagel. „Und was im Speciellen die Betitelungen anbetrifft, so wissen Sie zu Ihrem Troste, daß ich es darin um keinen Grad besser habe als Sie, Herr — P—elzmann. Jetzt rufen sie mich seit Wochen nur noch ‚Parisieng!‘ da unten! Natürlich auch noch unserer französischen Reise zu Gefallen. Machen Sie es also wie ich, Herr Principal, und hören Sie auf nichts, als was Sie hören wollen, und sagen Sie höchstens ruhig und stillschweigend in Ihrem Gemüthe: Jammerpack. Uebrigens das Lange und Kurze von dem, was ich jetzo vorzubringen habe, ist, daß sie mich wieder mal schicken und zwar mit der Devise: Sie, feiner Pariser, sagen Sie es noch mal da oben bei Ihnen so höflich als möglich, daß Dieses wirklich nicht länger so angeht, wenn es gut gehen soll auf die Länge.“

„Etwas weniger räthselhaft wäre mir lieber, Knövenagel,“ meinte der Attrapenonkel lächelnd.

„Richtig! Gerade dasselbe Wort, dessen sich die nette Menschheit da unten gegen uns bedient! Räthselhaft hat es wahrscheinlich einer in der Gesellschaft zuerst genannt, und nun ist es gerade so, als ob das Wort in meines Gevatters Thomas Schafstall auf Schielau gefallen sei und ein Jegliches es in seiner Tonart weiter geben müsse, die ganze Heerde durch. Daß dieses mir nun ganz gleichgültig blieb, wenn es nicht auch meine eigene Meinung wäre, nämlich nicht das Räthselhafte, sondern daß dieses wirklich so nicht länger angehen kann, das werden Sie mir wohl auf meinen Eid hin auch ohne Eid glauben, Herr Principal — senior. Herr Pelzmann, so thut es da unten wahrlich nicht viel länger gut, und im letzten Grunde haben die Leute im Parterre Recht: es geht wirklich so nicht länger, wenn uns nicht jede Concurrenz in der Faxenmacherei ganz demnächst über den Kopf wachsen soll. Daß ich dieses einer gewissen Beletage da vorn heraus wohl gönnen könnte von meinswegen —"

„Aber meinetwegen bitte ich dich, bei der Sache zu bleiben," seufzte der Onkel Fabian und erreichte wenigstens, daß der bevollmächtigte Botschafter der Geschäftsräume der Firma Pelzmann und Compagnie nochmals im tiefsten Brusttone verächtlich hervorstieß:

„Räthselhaft?!" und sodann mit vollster Ueberzeugung hinzusetzte: „Dummheit! denn daß Sie endlich auch einmal ein Vergnügen in der Welt haben und Ihre beste Zeit damit vertrödeln, verdenke ich Ihnen gewiß nicht. Daß Sie Alles um unser Fräulein, unser liebes Kind hintenan setzen, ist ja ganz natürlich, und ich thue es gleichfalls. Ja, da sitzen Sie nun und reiben die Hände zwischen den Knieen und gluckſen inwendig, aber der noch größeren Schadenfreude wegen sollten sie doch wirklich dito selber danach fragen, ich meine die Herren da unten — was daraus werden wird, wenn Sie es so forttreiben und Sie uns heuer gänzlich für das heilige Christfest, das heißt das Weihnachtsgeschäft manquiren werden! Ich für mein Theil wünsche mir gar nichts weiter geschenkt als dieses. So manches liebe lange Jahr hat man sich immer ruhig auf uns verlassen, und zur richtigen Stunde war die Fadengasse mit ihren Devisen und Attrapen für Zucker und Cacao da. Juchhe und o weh, nun haben wir unser Fräulein und sie drunten die Verlegenheit! Vivat die Blamage, Herr Principal senior; und nun laß mal unseren Allerwerthesten — ich meine den Herrn Bruder im Vorderhause, sich selbst auch in diesem Departemang aufs Nest setzen und die Novitäten für die diesjährige Geburt unseres Erlösers ausbrüten. Eine schöne Bescherung wird das abgeben. Ja, ja, eine Consequenz nennt man dies; nämlich wenn einer so alten Firma auf diese Art wie uns der Saft wieder in die Bäume schießt. Da datirt man seine Taufnamen wahrhaftig mal nicht bloß aus Zufall vom Tage Fabian und Sebastian."

Ueberrascht lächelnd hob der Attrapenonkel das Gesicht zu seinem curiosen Famulus empor:

„Wie ist das mit dem Saft in den Bäumen, Knövenagel?"

„Na wo? Von Bäumen ist gar nicht die Rede. Höchstens von einem alten, vertrockneten, mißhandelten, gekappten Strunk, den der vertrauensvollste Stukenförster schon längst, mit Erlaubniß zu sagen, ins Brennholz gerechnet hätte. Gott sei Dank, von uns allein ist diesmal die Rede. Wir haben von Frischem ausgeschlagen, und da unten im Unterreich sitzen sie nun und wissen sich nicht in das Mirakel zu finden, und der Heidenspaß ist ja gerade, daß das Geschäft so enorm darunter leidet, und nichts wüßte ich, was

mir lieber wäre, als mich tagtäglich von ihnen mit Thränen in den Augen schicken zu lassen und immer wieder anzufragen: ob es denn um Gotteswillen noch immer nichts geworden wäre mit den diesjährigen Dummheiten für die diesmalige Geschäftssäsong; von Tage zu Tage würde es mehr Zeit dazu... O Fräulein!"

„O Knövenagel!" rief auch Fräulein Constanze Pelzmann, ihr Kindergesicht zwischen Aerger und Glückseligkeit ganz drollig verziehend und zwar in dem Sonnenstrahl, den sie aus ihrem Nebenzimmerchen in des Attrapenonkels Museum mitbrachte. Und sie legte dem alten, jetzt so freudenreichen Nichtsthuer den Arm um die Schulter, küßte ihn und rief:

„Er denkt immer noch nicht daran, daß ich jetzt immer hinter dem Thürvorhang sitze und all meine Schande höre, der närrische Mynheer Knövenagel! Ach, und ich glaube, er hat Recht, der brummige Baas Knövenagel: du vertrödelst wirklich und wahrhaftig zu viele Zeit mit mir, Onkel Fabian. O, es sollte mir eigentlich so sehr leid thun!"

„Mein Herz!" rief Herr Fabian Pelzmann. „Was sollte dir eigentlich so sehr leid thun? Etwa, daß du noch ganz im letzten Augenblicke noch so ganz zur rechten Zeit zu uns gekommen bist? Mein Herzenskind, was dem alten trübseligen Hause noch an Glück zu Theil werden konnte, hast du ihm ja mitgebracht und bringst es ihm noch täglich und stündlich zu. Aus so weiter Ferne, von deinem Wunderlande her bist du mir gegeben zu meiner Freude, und wer weiß, was dir Alles hier in deiner Väter Hause noch aufgehoben ist, was ich dir ersparen möchte! Laß du die Herren da unten und den Esel den Knövenagel hier oben nur schwatzen; deine liebliche Mission ist noch lange nicht vollendet, mein Wunderkind. Denke nur daran, welch ein Wunder es ist, daß wir Beide das Weihnachtsfest diesmal zusammen begehen werden hier in der alten dunklen Fadengasse, wo ich so manches trübe, einsame Jahr mit den Possen zugebracht habe für andere Leute und anderer Leute Kinder und um mir den närrischen Titel zu erwerben, bei dem sie mich hinter meinem Rücken rufen. Ja, mein eigenes liebes Kind, du bist's, das seine Tage mit dem kindischen, unnützen Graukopf, dem Attrapenonkel, vertrödeln muß!"

Er war aufgestanden und ging mit großen Schritten in der wunderlichen Arbeitsstube auf und ab; und um so überraschender erschien es, als er plötzlich ganz unversehens vor dem wohlmeinenden Biedermann, seinem guten Knövenagel, anhielt, die Hände auf den Rücken legte und, so fest und weitbeinig wie nie in seinem Leben stehend, rief:

„Jawohl, du griesgrämlicher Hanswurst! Du verregnete Klatschrosenfeldphysiognomie! ... Kurz, du niederträchtiges, heimtückisches, verfilztes, drahtstieliges Kaminkehrichtzwetschenkerl-In—di—vi—duum du!"

Der Effect dieses so unvermutheten Ausbruchs konnte nicht drolliger sein. Dem Kinde verjagte der Attrapenonkel das halbe Erschrecken auf der Stelle, indem er es in seinen Armen fing; aber seinem Knövenagel küßte er wahrlich nicht die Verblüffung von den weit offenen Lippen ab. Es bedurfte einer geraumen Zeit, ehe der Wackere — Knövenagel nämlich — das beredte Maul schloß, um es tiefgekränkt von Neuem öffnen zu können.

Jawohl, vorwurfsvoll und tiefgekränkt gebrauchte nach mühsam wiedergewonnener Fassung Knövenagel die Gabe der Rede, und wenn jetzt der Attrapenonkel nicht wenigstens noch einmal eines seiner schönsten Motive, die Holzaffenvisage des Mannes nämlich, aufgriff und für den nächsten Weihnachtsmarkt rasch verwer-

thete, dann war in dieser Hinsicht freilich Alles verloren. So grotesk tragisch-komisch konnte sie ihm nicht wieder kommen.

„Nun höre Einer!" sprach Knövenagel mit einer Stimme, mit der er jeden Augenblick als Spuk umgehen konnte und zwar mit dem Ellbogengestus eines Gemordeten, der eben im Begriff ist, den Grabesdeckel aufzuheben. „Wenn man so was anhören muß, sollte man da nicht wirklich seufzen wie der Herr Hofmedicus: Nicht todt zu kriegen!? denn wenn ich todt zu kriegen wäre, so wäre das durch solche Redensarten, solche Worte wie von Ihnen, Herr Pelzmann! ... Bin ich es denn, der was gesagt hat? Da ist es doch wahrhaftig, als ob auf einmal Alles mit einander in Confusion in der Welt und in der Firma Pelzmann und Compagnie gerathen sollte! Meinswegen möchte doch der Satan den ganzen Kram und Krimskrams holen, und wenn auch nur, daß das ewige Geschicke von unten nach oben und von oben nach unten für mich aufhörte."

„Das scheußliche Fluchen verbitte ich mir auch!" rief Herr Fabian, doch Knövenagel, die Hände zusammenschlagend, stöhnte:

„Wer flucht denn? O Herzenskind, Herzenskind! liebes, liebstes Fräulein, stehen Sie doch um Gotteswillen nicht so da, sondern geben Sie doch auch Ihr Wort dazu und sagen Sie es ihm, daß ich mir eher den Kopf abreißen würde, als mein Theil von unserem Pläsir an Ihnen in dieser scheußlichen Welt und heimtückischen Zuckerpuppenfabrication aufgeben! Zeit vertrödeln? Wer hat Ihnen denn anders als ich das schöne liebliche Wort auf den vorliegenden Fall beigebracht, Herzensfräulein? Natürlich vertrödeln wir Gott sei Dank unsere kostbarste Zeit mit Ihnen; denn wer weiß, wie viel davon wir noch in unserem Guthaben haben?! O Herzenskind, Herzenskind, hat er es denn nicht selber gesagt, daß es schon lange Zeit war, daß wir endlich auch einmal dazu kämen, auch für uns in all dem Ueberdruß rundum mit Wonne und Vergnügen Athem zu schöpfen? Und nun in dem nämlichen Moment, wo ich mich eben gerade hinstelle und mit ihm als ein Herz und eine Seele in ein Horn blase, springt er auf und gegen mich an wie gegen einen Fremden, schnauzt mich an, als ob wir nicht etwa an die dreißig schlimmen Lebensjahre mit einander hausgehalten hätten, sondern wie das allergemeinste tagtäglichste Lumpenpack auf die allergewöhnlichste achttägige Kündigung einander gegenüberständen und — giebt mir die Schuld, wenn — die alte ehrbare Firma Pelzmann und Compagnie vor dem steht, was man — wissenschaftlich — eine Krisis benennt und — was gottlob mit dem heiligen Christfeste und unseren Devisen und Attrapen dazu gar nichts zu schaffen hat! Nicht todt zu kriegen! Als ich vor fünf Jahren am Nervenfieber lag und Sie, Herr Pelzmann und Principal, mich wie einen Bruder und Standesgenossen besorgten, habe ich das Wort vom Herrn Hofmedicus millionenmal in mein Elend hineingehört; und nun, wenn Sie es wissen, weshalb es mir jetzt seit Wochen, wenn Sie mich schicken oder wenn ich aus der Unterwelt da unten in Geschäftsangelegenheiten geschickt werde, immer von Neuem ins Ohr brummt, so sagen Sie es dreiste; ich bin stille."

* *
*

Es war, als ob mit dem Worte „Krisis" gleichwie mit einem kalten nassen Schwamm dem Attrapenonkel über die ihm eben von seinem nichtswürdigen Knövenagel so unnützerweise heißgemachte Stirn gefahren worden wäre. Kalt blies es ihn von dem Vorderhause her an; er setzte sich wieder und starrte seinen ungemüthlichen, wenn auch getreuen Famulus

mit einem solchen Ausdruck banger Rathlosigkeit an, daß Constanze angstvoll und betroffen ihm rasch die Arme um den Hals schlang, sich an ihn schmiegte und rief:

„Lieber Onkel, lieber Onkel, sieh mich an! O, was ist dir?“

Herr Fabian Pelzmann drückte seinerseits das Kind an sich und bedeckte vor Allem mit seiner hageren breiten Hand den hübschen Lockenkopf, als müsse er den zuerst und vor allen übrigen Dingen in der Welt vor einem Unheil in Sicherheit bringen, fuhr sich sodann mit der anderen Hand über den eigenen grauen kahlen Schädel und seufzte leise:

„Nichts, nichts, gar nichts!“

Wie konnte er der Kleinen das Gespenst schildern, welches er soeben gesehen hatte? Wie konnte er das von seinem Knövenagel unter all seinen übrigen Dummheiten mehr zufällig und aus Verlegenheit vorgebrachte Wort ihr in seiner wahren Bedeutung für das Haus Pelzmann und Compagnie darlegen? Was der griesgrämliche Bursche, der Knövenagel, da hingesprochen hatte, wie es ihm auf die schwatzhaft-verdrießliche Zunge gerathen war, das kleine Wort Krisis; — wem klang das seit Wochen und Monaten ernster, drohender, unablässiger im Ohr als dem nominellen Mitinhaber der Firma Pelzmann und Compagnie, diesem in das Hinterhaus der großen Zuckerwerkfabrik zurückgewichenen älteren, so närrischen und so weisen Bruder des klugen Mannes im Vorderhause?!

Der jüngere Bruder hatte Wort gehalten, er hatte seit dem auf Fabian und Sebastian folgenden Tage, an welchem er, wie wir wissen, dem Herrn Fabian seinen letzten Besuch abstattete, den Fuß nicht wieder in die Wohnung desselben gesetzt. Sie waren einander nur in den Fabrikräumen und zwei- oder dreimal in den Gassen der Stadt begegnet, und das Meiste, was der ältere Bruder von dem gegenwärtigen Gesundheitszustande des jüngeren wußte, wußte er von Hörensagen, das heißt aus den directen Mittheilungen Baumsteiger's und seinem eigenen zufälligen Hinhorchen in die Unterhaltung des Lebens rundum. Und er konnte nicht das Mindeste thun, der Attrapenonkel, um hier sein sonst so devisenreiches Herz, sein gutes mitleidiges Herz an den harten Mann zu bringen. Auch auf diesem Felde ließen ihn in dieser Epoche seine tausend Künste gänzlich im Stiche.

Was konnte er thun? Wie konnte er helfen? Er wußte es ja, daß es zu nichts führte, wenn er in der stillsten Abendstunde an die Thür des Kranken klopfte oder sie, ohne anzuklopfen, öffnete und sagte: „Da bin ich, Bruder; ich weiß es, du bist krank, und ich ahne es, es ist nichts trostloser als ein eisernes Herz, welches anfängt, sich zu fürchten!“

Das war es! Herr Fabian Pelzmann wußte es, daß eine große, eine grimmige Angst ihre Krallen in das harte Gemüth Herrn Sebastian Pelzmann's geschlagen hatte und daß das Allerschlimmste sei, daß er, der in diesem Fall wahrlich nicht bloß nominelle Mitinhaber am Wohl und Wehe der Firma, von seinem eigenen gegenwärtigen großen Glück und kindlichen Behagen, von seiner endlich ihm zu Theil gewordenen Lebensfreude nicht das Geringste abgeben konnte.

Das wäre freilich das Allerärgste gewesen, wenn er jetzt noch einmal das Kind an die Hand genommen hätte, um es im Vorderhause die breite kühle Treppe hinaufzuführen, oder wenn er es gar allein hingeschickt hätte zu dem sein Lebensbuch rückwärts durchblätternden finsteren Mann, daß es, wenn auch ohne ein Wort zu reden, ihm sage:

„O, schicke mich nicht wieder weg! Laß mich jetzt bei dir sitzen und dir Gesell-

schaft leisten! Ich fürchte mich gewiß nicht; — laß mich dir helfen! Ich bin ja deshalb hergekommen und geschickt aus einer fernen Welt, in der ich Niemand hatte, in der ich ganz allein gelassen worden war. Fürchte du dich nur nicht vor mir!" — —

„Was sollte mir sein, Kindchen? Was sollte mir fehlen? Freilich sehe ich dich an zu meinem Troste und den Narren von Knövenagel, der wieder mal nicht recht bei Troste war, gleichfalls!" rief der Onkel Fabian und log freilich ein wenig in Betreff des wolkenlosen Behagens der eben vorbeigeflossenen Minute. Es war ein böser, schlimmer mitternächtiger Traum an diesem hellen lichten Sommersonnentage, aus dem er durch die bittende Kinderstimme erweckt wurde, und er hatte wohl Grund, einen Seufzer der Erlösung aus der Tiefe seiner ehrlichen Brust heraufzuholen, als er sich wirklich noch inmitten des drolligen Wirrwarrs seiner Arbeitsstube in der Fadengasse sitzend fand, und zwar mit der Tochter des Bruders Lorenz auf dem Knie und Knövenagel dem Braven, bocksteif und tiefgekränkt durch „unverdientes Angeschnauze", gegenüber am bunt- und hochbepackten Museumstische.

„Aber helfen wirst du mir freilich wohl müssen, mein Töchterchen!" rief der Attrapenonkel. „Beim Wundersuchen für den diesjährigen Weihnachtsmann meine ich. Ganz närrisch müßte es doch zugehen, wenn wir Beide nicht gerade diesmal hier in der Fadengasse das Richtige zu Haufen und in Säcken fänden!"

„Ach Gott, wenn du mir nur erlaubst, dir über die Schulter zuzusehen!" rief Constanze Pelzmann, glückselig in die Hände klatschend. „Ich weiß das ja nur aus Büchern und Bildern, wie schön und lieb das bei euch hier ist, wenn die Welt ganz weiß geworden und nicht grün geblieben ist wie bei uns, wo nur die komischen Chinesen ihre bunten Lampen hergeben müssen, daß wir sie in die Büsche und Bäume hängen."

„Mir haben Sie also wohl nichts weiter zum Bestellen in die Unterwelt da unten mit hinzugeben, Herr Pelzmann?" fragte Knövenagel. „Schön, ich werde es ausrichten," brummte er und marschirte ab.

Fest hielt er den Deckel auf der in seinem biederen Gemüthe überkochenden Welterfahrung und Menschenkenntniß, und von seinem innerlichsten Behagen ließ er die große Fabrik auch nicht das Geringste merken, als er jetzt über ihre Höfe und durch ihre Gänge und Säle stapelte.

„Wie ich Ihnen schon bemerkt habe, meine Herren, so ist es," sprach er dann an betreffender Stelle. „Für diesmal wird Ihnen wohl nichts übrig bleiben, als daß Sie sich mal ganz allein auf Ihr eigenes Ingenium poniren; oder aber, wenn Sie dem lieber nicht zu viel trauen, sich an unsere Producte von früheren Säsongs halten oder aufs Stehlen bei der verehrlichen Concurrenz legen. Ja, stehen Sie nur mit Ihren leeren Eimern, meine Herren; diesmal bleiben wir gefälligst aus wie's Röhrwasser. Unser Herr im Hinterhaus! nicht wahr, das war recht häufig hier unten bei Ihnen so 'ne mitleidige, erbarmenswürdige Redensart, wenn von uns die Rede war? ... He, he, he, diesmal haben Sie Recht mit dem Mitleid, meine Herren: er ist caput, unser Herr vom Hinterhaus — fertig ist er — alle! Rücken Sie mir nicht so auf den Leib, das hilft Ihnen zu gar nichts, sondern ist höchstens unangenehm bei der übrigen heutigen Hitze. Nicht wahr, jetzo werden wir erkennen, was es heißt, ein Schenie im Hause gehabt und wie immer das für ganz selbstverständlich und natürlich genommen zu haben? Ja, ja, meine Herren, dieses haben wir — dem Himmel sei Dank — nunmehro total ausgegeben, und was wir vielleicht davon noch in den

Winkeln zusammenkratzen, das behalten wir von jetzt für uns allein, so nehmen wir zum ersten Mal heuer unser erstes eigenes Weihnachtspläsir hin, und zwar mitten im Sommer. Wie gesagt, ein netter amüsanter Spitzname war's, der Attrapenonkel; aber was die geschäftliche Seite desselben anbelangt, so machen Sie gefälligst vom heutigen Datum an einen Strich dadurch: mein Herr Principal, der Herr Attrapenonkel, Herr Fabian Pelzmann im — Hin—ter—hau—se, werden von nunmehr an ihre Zeit und Muße sicherlich besser anzuwenden wissen als für den Profit von — ich will nicht sagen wem, meine lieben Herren vom Geschäft — hier unten."

Er stand wieder einmal hinter ihnen, ohne daß sie, trotz all ihrer Vorsicht, sein Kommen bemerkt hatten.

„Wovon ist hier die Rede?" fragte er, Herr Sebastian Pelzmann, mit seiner klanglosen, seiner mehr denn je klanglosen Stimme, und der Kreis, der sich allgemach immer dichter um den Famulus des Herrn Fabian zusammengezogen hatte, fuhr vor dieser Stimme aus einander wie ein Hühnerhof, wenn der Weih drein stößt, und Verschiedene aus der gemischten Gesellschaft, die bei Mars-la-tour und anderswo in Frankreich unter dem französischen Kanonenfeuer ganz gemüthlich stehen geblieben waren, hätten hier sofort Fersengeld auf dem Wege zum nächsten Mauseloch gegeben, wenn ein scharfes „Ich bitte!" des wirklichen Principals sie nicht an Ort und Stelle zurückgehalten hätte.

„Holzaffenvisage!" sagte Herr Sebastian diesmal nicht, dem allein unentwegt stehengebliebenen mürrischen Diener und Freunde seines Bruders in das unerschütterliche Ledergesicht blickend. Achselzuckend wendete er sich an den nächsten, eine Feder hinterm Ohr tragenden Bediensteten des Geschäfts:

„Nun, Herr? Verlohnt es sich der Mühe, noch länger auf gefällige Auskunft zu warten? Wurde nicht auch mein Name in der angenehmen Morgenconversation genannt?"

„O, gewiß nicht, Herr Pelzmann!" stotterte der Angeredete. „Knövenagel brachte uns nur — in seiner Weise — die sonderbare Nachricht in die Fabrik herunter, daß unser Herr Fabian — der Herr Bruder —"

„So! von dem war also die Rede. Nun, was befiehlt denn mein Bruder — unser Herr Fabian, wie Sie sich ausdrücken?"

„O, gar nichts — nichts weiter als eine von den gewöhnlichen Dummheiten Knövenagel's!" fuhr der junge kaufmännische Inquisit heraus, unter dem scharfen, harten Blick des wirklichen Principals der Firma Pelzmann und Compagnie seine Feder hinter dem Ohr hervorreißend und sie in ein imaginäres Tintenfaß tauchend, wie um seine Beichte auch sogleich schriftlich abzugeben. „Nur um eine mögliche Stockung im Geschäftsgange dem Weihnachtsgeschäft zu handelt's sich; wenn er — Knövenagel da — nicht wieder einmal pur seine gewöhnliche gute Laune hier unten in der Fabrik zu Markte bringen will. Wir haben mehrfach seit Wochen, weil uns die Zeit anfängt zu drängen, um die Muster für die nächste Saison hinaufgeschickt nach unserem — in das Hinterhaus, und nun kommt eben durch Knövenagel hier auf wiederholte dringende Anfrage die sonderbare und wahrscheinlich hoffentlich wie gewöhnlich von ihm erlogene Nachricht, daß es dergleichen für das laufende Jahr von seinem Herrn nicht geben werde, daß Dieselben — in der Fadengasse für diesmal gänzlich paßten und für die Firma und das Geschäft nicht ein Minimum von Zeit zur Verfügung hätten. Und dazu verlangt er noch, daß wir uns und ihm und verschiedenen An-

deren obendrein von ganzem Herzen gratuliren möchten!"

Wir wissen uns nicht anders zu helfen: —

Hierhin — an diese Stelle und in diesem Moment hatten wir Knövenagel's Gesicht hinzumalen, aber der Pinsel entsank uns gerade so machtlos wie ungezählten Collegen, wenn sie sich mit ihm und unserem allmälig ziemlich bekannten Farbentopf der Schönheit oder der Scheußlichkeit, der Tugend oder dem Laster, der Unschuld oder ihrem Gegentheil gegenüber fanden. Es blieb uns nichts übrig, als eine möglichst dicke und tintenhaltige Null hinzukratzen. Der Onkel Sebastian streifte diesen wüsten Punkt im Weltall nur noch einmal flüchtig, doch genügend mit dem Auge und wendete sich sodann von Neuem an den Herrn mit der Feder, demselben aber jetzt dabei den Ellenbogen mit harter Hand fassend.

„Was soll das heißen, junger Mensch? Wer hat in diesem Hause keine Zeit übrig für das, was nothwendig ist? Wem soll man in dem Hause Pelzmann und Compagnie — gerade jetzt dazu Glück wünschen?"

Der Ausdruck rathloser Verlegenheit auf dem hübschen unbedeutenden Gesicht des jungen Commis hätte jeden Anderen wie den Onkel Sebastian zum innigsten Mitleiden bewegt. Einen Blick der Verzweiflung warf er auf Knövenagel, sah wiederum, daß den „die ganze Geschichte gar nichts anging", und stotterte, Verzicht leistend auf jedwede Gehaltserhöhung, Weihnachtsgratification und mit der bittersten Gewißheit sofortiger Kündigung:

„Knövenagel sagt es — unserem geehrten Herrn Bruder — Herr Pelzmann! ... Knövenagel sagt, es sei das Fräulein; es sei so viel Vergnügen und neue Beschäftigung mit — unserem — dem gnädigen Fräulein ins Geschäft gekommen, daß unser Herr Fabian —"

Es war nicht nöthig, daß er Knövenagel's Ansicht von der Sache noch ausführlicher darlegte, um sich selbst so sehr als möglich dahinter in Sicherheit zu bringen. Er hatte genug gesagt; Herr Sebastian ließ seinen Arm los und wendete sich, ohne noch weiter auf ihn oder einen Anderen aus der ängstlichen Gruppe zu „reflectiren".

Sie sahen ihm Alle scheu nach, wie er über den Hof zurückschritt und bis er in einer der Thüren, die in das Vorderhaus führten, verschwand.

„Nun guck Einer diesen leibhaftigen Satan, wie er jetzt sein Pläsir hat!" brummten sie, dem Famulus des Attrapenonkels sämmtlich die Fäuste unter die Nase haltend. „Einen Bittern sollte man nach jedem Blick auf den Kerl nehmen. Nun seh Einer die grinsende Wermuthsfratze! Ja wohl, Sie sind eine richtige Acquisition für jede Zucker- und Cacaofirma, Sie französischer Reiseonkel für Belzebub und Compagnie, Sie!"

Damit gingen sie Alle wieder an ihre Geschäfte, um für die Firma Pelzmann und Compagnie möglichst einzuholen, was sie soeben ihrerseits an Zeit vertrödelt hatten. Herr Sebastian Pelzmann aber stieg währenddem die breite Treppe zu seiner Privatwohnung hinauf, sank von Neuem in seine verdüsterte Ecke und murmelte:

„Das alte Kind! ... Wie ein Spielwerk hat er sein Theil von unserer gemeinschaftlichen Arbeit angesehen. Wie ein Kind fast hat ihn die allgemeine Meinung unter meine Curatel gestellt. Das Resultat kennt Jedermann in der Stadt; — ich konnte nur die Achseln zucken, und die Anderen haben gelacht über die Null, die er unter sein Conto schrieb —"

Er sprang auf und sprach einen bösen

Fluch leise aus und dann noch leiser vor sich hin:

„Das wäre freilich ein sonderbares Ende, wenn mich jetzt der Neid überkäme!“

* *
*

Es kam uns in die Feder, noch eine Null in das vorige Capitel hineinzuzeichnen, und zwar an das Ende desselben. Wir unterließen es jedoch, denn die erste malten wir des Spaßes wegen hin, und nichts hat in dieser ernsten Welt so enge Grenzen wie der Spaß, und nichts wird eher überleidig als ein nichtig leichtsinnig Spiel mit jenen Hieroglyphen des Lebens, unter denen dieses Zeichen, in seiner Leere so furchtbar schwerwiegend, die erste und die letzte Stelle einnimmt.

In der Fadengasse vernahm man die Thurmuhr von Sanct Michel deutlicher als in der Hochstraße, wenigstens am Tage, wo ihre sonoren Klänge durch den Lärm des Verkehrs in letzterer oft gänzlich verschlungen wurden. Aber einerlei, der Hochstraße wie der Fadengasse zählte die Uhr ihre Stunden, ohne sich viel dabei zu irren, regelrecht zu. Die Tage rückten vor, dem Herbst entgegen, und es blieb dabei: je mehr dem Attrapenonkel das Geschäftsgewissen schlug, desto weniger richtete er mit seiner auf andere Bahnen gerathenen Phantasie für die ihm untergebene „Branche“ des Geschäfts, seinen besten Vorsätzen und Anläufen zum Trotze, aus. Es half ihm nichts, daß Constanze wirklich es versuchte, ihm zu helfen; mit den Schnurren, die ihm noch einfielen, fiel er bei den Sachverständigen drunten „in der Unterwelt“ total ab. Sie gingen in den betreffenden Fabrikräumen von Hand zu Hand, aber unbegleitet von dem früheren behaglichen Kichern, Schmunzeln und Kopfnicken.

„Es thut es nicht! es thut es wahrhaftig nicht!“ seufzten sie im Modellirsaale, und — es that es wirklich und wahrhaftig nicht; die kunstreiche Ader, die dem Herrn Fabian Pelzmann durch so lange trübselige Jahre so reichlich geflossen war, war versiecht und blieb so in seinem ersten, ersten glücklichen Jahre. Seine besten Freunde aber konnten nur wünschen: der Herr segne ihm die Trockniß fürderhin und erhalte ihn so lange als möglich dabei!

Der Attrapenonkel hatte immer einen guten, kindlichen Schlaf gehabt und sich selten darin durch die Uhr auf dem Michelsthurm stören lassen, obgleich er derselben um ein ganzes Häuserquadrat näher war als die Hochstraße. Jetzt wachte er häufiger auf und lag wachend und horchte auf die Uhr; aber wie ein Kind, das einer kommenden Freude wegen den Morgen nicht erwarten kann. Kam ihm dann freilich der Gedanke an seinen Bruder im Vorderhause, so ließ ihn derselbe nicht behaglich auf dem Rücken liegen und die feierlichen Schläge aus der Höhe nachzählen: aufrecht mußte er sich setzen und nach der Hochstraße hinhorchen, als ob von dorther auch ein Ton — ein Laut — vielleicht ein Schrei herüberdringen könne. Es half ihm dann zu seiner Beruhigung in der „Angst in der Nacht“ wenig, wenn er erst die Nachtmütze herabriß, um sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen, und sie dann tief über die Ohren zog. Die feste Gewißheit, daß auch der Bruder Sebastian dort wachend auf seinem Bette liege, hielt ihn angstvoll und sehr voll Sorgen wach bis zur Morgenröthe; und wenn es zufällig eine windige Nacht war oder der Regen durch die Nacht in den Morgen hineinplätscherte, war's noch schlimmer.

Zählen, rechnen — rückwärts blättern — zwischen zwei Nullen Zahl auf Zahl häufen: wehe Dem, der damit beschäftigt auf seinem Bette liegen muß durch die lange, endlose Nacht, und dem der wieder

dämmernde Tag auch keine andere Beschäftigung bringen wird und bringen kann!

Für keines der Häuser in der Stadt, und auch für das schlimme Haus vor dem Thor auf dem Wege gegen Schielau hin nicht, stand die Zeit still. Nicht für Schielau und nicht für den Schäfer in Schielau, Thomas Erdener, dem sie am mildesten noch die Sterne zuzählten, wenn er nächtlicherweile auf freiem Felde inmitten seiner Heerde ihren leisen Gang verfolgte und auch so in ganz eigenem Schrecken und Schauder den Tag und die Stunde näher und näher kommen hörte, die ihm noch einmal sein Kind wiedergeben sollten.

In des Attrapenonkels Freude an seinem Kinde fiel der Gedanke an den alten Mann auf der Schielauer Haide und dessen Tochter auch wie ein Stern vom Himmel, dessen Namen wahrlich Wermuth hieß! Wahrhaftig, das dritte Theil seines Glückes ward Wermuth dadurch; er aber, Herr Fabian Pelzmann, konnte diese so dunkel hinströmenden, so bitter gewordenen Lebensbäche nicht wieder süß machen.

Die Zeit stand Keinem still. Leider, leider auch für unseren guten Peter nicht, den braven Amtmann Peter Rümpler auf Schielau in seinen behaglichen Erntehoffnungen und Erfüllungen des laufenden Herbstes. Seit „Generationen“ hatte es für ihn nicht ein gleich gedeihliches Jahr gegeben wie das heurige. Er, der es gerade so gut wie jeder andere Landbebauer verstand, vor Einem, der ihm die Güte der Mutter Natur loben wollte, die Ohren hängen zu lassen und die Schultern in die Höhe zu ziehen und über „verdammt schlechte Zeiten“ zu stöhnen — brachte das in diesem laufenden Jahre in seinem innerlichen Behagen nur sehr unvollkommen fertig. Es „ging diesmal bis jetzt woll'n mal sagen wirklich an“, das heißt seine Aecker und Triften trieften von Fett, seine Stiere und Gäule stöhnten vor seinen knarrenden Erntewagen, und seine Frau Amtmannin, unsere liebe Gastfreundin Frau Therese, brummte behaglich: „Nun hör' endlich einmal auf mit der Komödie, Rümpler, und versündige dich nicht, Alter! Es ist ein Gottessegen von oben und unten, wie ich ihn in meiner Lebenszeit und hier auf Schielau noch nicht erlebt habe! Laß uns doch dem lieben Gott zum Danke dafür keine Faxen machen, Rümpler.“ Auch als so eine dumme Faxe zur unrechten Zeit erschien ihr der Schnupfen, den sie sich um Bartholomä, als sie gerade alle Hände am vollsten hatte, holte. Er schlug ihr auf die Brust, und vierzehn schlimme Tage und Nächte wehrte sie sich tapfer gegen die Lungenentzündung, die daraus wurde. Dann hatten sie viele Mühe, ihren armen braven Peter davon zu überzeugen, daß es nicht anders sei — daß es das allgemeine Schicksal sei — daß er mit Gottes Hülfe sich drein finden müsse, wenn Schielau mit einem Male ein anderer Ort für ihn geworden sei — daß er sich dabei als Mann zeigen müsse und so weiter. Der Attrapenonkel konnte nichts weiter thun, als den alten geschlagenen Freund mit derlei Redensarten zu verschonen, als er auf die böse Trauerbotschaft noch in der Nacht herauskam, diesmal mit ganz leeren Taschen. Er, der Attrapenonkel, hatte auch am Begräbnißtage kein Zuckerwerk und keine Zuckerwerksredensarten zu vertheilen, obgleich es richtig war, daß, wenn etwas seiner Erfindungsgabe noch hätte aufhelfen können, es zuerst dieser unvermuthete Todesfall mit all seinen Folgen auch für sein Behagen in der Welt hätte sein müssen. Jeder Tag, an welchem der Freund Peter von nun an mit seinem schwarzen Florband um den Hut in die Stadt hinunterkam, hätte dazu mithelfen können. Constanze Pelzmann weinte sehr,

sowohl auf die erste Nachricht vom so plötzlichen Tode ihrer ältesten, besten Freundin im deutschen Vaterlande sowie auch am Begräbnißtage, an welchem der Onkel Fabian sie nicht mit hinausnahm nach Schielau, weil er es ihrer jungen Jahre wegen nicht wußte, was sie unter diesen Umständen dort machen sollte. Wir aber können dieses Alles nur so beiläufig erzählen, wie auch uns Aehnliches nur so beiläufig während unseres eigenen Aufenthaltes und Vorübergehens auf der Erde an unseren Freunden, Nachbarn und sonstigen Zeitgenossen passirt. Speciell in diesem Capitel haben wir gar nichts auf dem kleinen Dorfkirchhofe von Bocksdorf, wo die Frau Amtmann Rümpler begraben wurde, zu schaffen, dagegen aber wohl etwas auf dem großen Blumen- und Gemüsemarkt der Stadt, und zwar an einem Tage gegen die Mitte des Septembers, einem Markttage, an welchem auch wieder, seiner Geschäfte wegen, der gute Peter in den ihm jetzt so überleidigen Lärm hineingemußt und seinen Schafmeister nunmehr fast wie zu seinem Troste mitgebracht hatte. Ach, wir gäben viel darum, wenn unser jetziges Zusammentreffen mit dem Schäfer Thomas von Schielau wiederum auf der stillen Haide, auf dem Brachfelde am Schielauer Wiesenbache stattfinden könnte und nicht mitten in dem Gewühl, dem Gezänk und Gekläff des Handels und Wandels aller Welt rund um die Firma Pelzmann und Compagnie!

Wie gesagt, gegen die Mitte des Septembers war's und zwar an einem sonnigen Tage, dem schon eine ganze Reihe gleicher vorangegangen war. Aber längst bereits meinten die Leute, wenn sie vom Sommer des Jahres sprachen:

„Den haben wir gehabt, und daß die Tage abnehmen, fängt man wirklich auch allmälig schon an zu merken.“

Es war Mittwoch und ein Markttag, und der Amtmann Peter kam wieder aus dem Café Busi, wohl noch um ein weniges mehr angeröthet wie sonst, aber wahrlich nicht mehr mit so jovialem Gesumm und Gebrumm wie sonst in der Fadengasse die Treppe herauf.

„Der arme Kerl! Die Geschichte mit seiner Alten hat ihn doch arg verschnupft! Na, es war auch eine nette, ordentliche Frau, die ihn zu nehmen wußte. Nun, es wird sich wohl wieder zuziehen!“ hatte man in der fidelen Gesellschaft der fidelen sonstigen Oekonomen in der Stammfrühstücksstube hinter seinem Rücken gesagt, sowie er denselben ihr gewendet hatte.

Für jetzt hatte sich in dieser Hinsicht noch nichts „zugezogen“. Für Peter Rümpler von Schielau war für lange Zeit noch die einzig wirklich ihm zusagende Gesellschaft in der Stadt Herr Fabian Pelzmann, und das war freilich rührend zu beobachten, wie der mit dem betrübten Wittwer umzugehen wußte.

Da saß er denn wieder auch an diesem Tage in dem Wunderarbeitsmuseum des Attrapenonkels, der jetzt keine Wunder mehr darin zuwege brachte, sondern nur solche an seinem Kinde erlebte, aber vielleicht nur desto mehr mit seinem freundlichen, theilnahmvollen Herzen für Jeden, der ihm mit seinem Verdruß, Kummer und Elend kam, zu Trost und womöglich auch zur Hülfe bereit saß.

In seinem Kummer, trotz des obenerwähnten kühleren Wehens der Jahreszeit schwitzend, saß der alte Freund vom Lande da, trocknete sich die jetzt so kläglich gerunzelte Stirn, sprach von seiner Seligen und seufzte:

„Das ist eine Welt! Nicht eine blasse Ahnung habe ich davon gehabt, was für eine Welt dies ist! Du magst es mir glauben oder nicht, wie eine Katze, der man ihre Jungen ertränkt hat, komme ich mir von Tag zu Tag mehr vor, Fabian. Daß ich nicht miauze auf der Suche nach

ihr — meiner Alten meine ich — ist noch ein Wunder. Und dazu hat man solch 'n alter, grauer Kater werden müssen, um das zu erleben! Immerfort höre ich sie — da klappert sie in der Nebenstube mit den Tassen; oder ich höre von der Küche aus ihre Stimme, und eben, wenn ich sie mit ihrem Namen rufen will: Pussel! mit dem ich sie von unserem Verlobungstage an gerufen habe, und eben, wenn ich brummen will: Na, na, ruhig Blut, Pussel! ach, Herrgott, da weiß ich ja denn wieder ganz genau, was die Glocke geschlagen hat, und daß sie sich nimmer und nimmermehr, wenn wir eine feine Gesellschaft, zum Exempel die Herren Kammerräthe aus der Domänenkammer, zu Tische bei uns haben, den Namen von mir verbitten wird! Ach, Pelzmann, und wie hatte sie sich doch im Laufe der lieben langen Jahre an diesen selbigen Appell gewöhnt, und ich glaube, wenn sie mich jetzt noch in Schielau umschwebt und es ihr gestattet ist, mich auch in meiner Sehnsucht nach ihrer alten Stimme in meinem Seufzer zu hören, so ist ihr der Ruf jetzt doch am liebsten trotz aller Sphärenmusik. Ach, Fabian, und wenn wir, was der Himmel meinetwegen morgen geben mag, mal wieder da droben — in der ewigen Seligkeit zusammen kommen und ich nenne sie dann, vielleicht ein Bischen schüchtern wegen der fremden Umgebung, mit ihrem wirklichen Taufnamen Therese, so glaube ich fest, sie sagt: Na, was fällt dir denn ein, Alter?"

„Hier oben braucht sich Keiner vor der Oberlandesökonomiecommission zu scheniren bei Tische," gab Knövenagel selbstverständlich seine Weisheit und sein Wort ab.

„Halt den Mund, Menschenkind!" rief der Onkel Fabian ärgerlich, doch der Amtmann seufzte kopfschüttelnd und den Boden zu seinen Füßen betrachtend:

„Laß ihn nur. Er hat ganz Recht. Er hat sie ja auch gekannt! Nicht wahr, Ihr habt sie auch gekannt, Knövenagel?"

„Ja wohl, Herr Amtmann! zu meinem bitteren Leide — Mitleiden meine ich! und gewiß und wahrhaftig, ich wünsche mir keine Zweite von ihrer Art kennen zu lernen, Herr Amtmann."

Der Attrapenonkel erhob fast in hellem Grimm seine Faust gegen den getreuen Biedermann; doch der Amtmann legte ihm seine Hand auf den Arm und zog ihn wieder auf den Stuhl herab:

„Nur ruhig, lieber Alter! Ist es denn nicht so? Hat er denn nicht auch hierin Recht, der alte Bär? Ich weiß schon, was er meint, und er trifft damit ganz richtig ins Schwarze in meinem Gemüthe: auch ich wünsche mir ganz gewiß keine Andere von ihrer Art, und wenn sie eine mit dreidoppeltem Gewicht von ihren Vorzügen brächten. Ach, Fabian, wer für so was ein Herz hat, der weiß es auch zu taxiren und daß es eben nur einmal für ihn in der Welt da sein kann zum Präsent. Gewiß möchte ich keine Zweite von ihrer Art kennen lernen, wie Knövenagel ganz recht sagt. Wo giebt es da einen Ersatz? Du, alter Fabian, der du deine ganzen Lebtage so solus hier gesessen hast bei deinen Erfindungen fürs Geschäft, kannst dich freilich wohl nicht so ganz in solche Wohlthat hineinfinden."

„O doch, Peter!" rief der Attrapenonkel. „Ich hatte sie ja auch! Mit wem habe ich — bis das Kind kam, wohl mehr und intimer gelebt als mit ihr und mit dir?"

Der Amtmann drückte dem Freunde die Hand und erkundigte sich jetzt nach dem „Kinde".

„Das und sie hatten sich auch zu gern," seufzte er. „Es, ich meine das Kind, hatte sich gleich an ihr forsches, frisches Wesen gewöhnt und hatte es 'raus, aus was für einem Teige sie gewälzt war und aus was für einem guten stillen Herzen der

Wind uns dann und wann in Schielau um die Ohren pustete. Weißt du wohl noch, wie sie, unser Constänzchen meine ich, zuerst unter der Hausthür nach deinem Rockschoß griff, als du sie uns zum ersten Mal herausbrachtest, gerade als ob ihr eben eines von ihren indianischen Biestern auf den Hals springen wolle?! Aber die Alte brauchte es, das Kind, bloß ein oder zwei Male beim Kopfe genommen und es abgeküßt zu haben, um mit ihm auf den richtigen Wendepunkt anzukommen. Nun habe ich nichts mehr in Schielau als meine beiden dummen Jungen, den Inspector und den Lieutenant, die, wie sie sagen, mir zum Troste in jetziger Zeit nach Hause gekommen sind, um mich aufzurichten, und selber mir da herum liegen, mir ewig mit ihren modernen Ansichten und Naseweisheiten vor die Beine laufen und sich und mich gottssträflich langweilen. Du liebster Himmel, Pelzmann; manchmal attrapire ich mich drauf, daß ich mir Vorwürfe mache, daß die Langeweile jetzo auf Schielau so nahe an das Elend und den Schmerz und das Verlangen nach der Seligen grenzt! Wo steckt es denn, das Kind meine ich, mit seinem guten mitleidigen Gesicht? Nur dessentwegen bin ich ja auch heute mal wieder in die Stadt gekommen, denn freilich wäre jetzt für das liebe Wurm kein Pläsir bei einer Einladung aufs Land, in das leere Haus und in den Blätterfall."

„Zu Markte ist sie mit unserer Madam Kettnern, Herr Amtmann," mischte sich natürlich Knövenagel, ehe der Onkel Fabian den Mund offen brachte, ins Gespräch, „und da nehmen die Herren es wohl nicht übel, wenn ich beiläufig ihnen, und vor Allem Ihnen, Herr Pelzmann, mit einer Persönlichkeit komme. Nämlich Ihnen, Herr Principal, und dem Kinde, unserem Fräulein, meinetwegen zu jeder Stunde auf jeden Wink auf allen Vieren als Packesel oder Kameel oder Dromedar; aber — der Alten zu Liebe mit dem Marktkorbe hinterher oder beizu — niemals! ... Dies fehlte uns gerade noch zu allen übrigen Verächtlichkeiten hier unter der Firma, daß sich das alte Erbstück von Weiblichkeit zuletzt auch mir noch so auf die Nase setzte, wie sie Ihnen, Herr Principal, schon lange drauf sitzt."

„Auf mein Wort, wie nun auch dieses jetzt hierher gehört, ist mir völlig unklar," stöhnte der Attrapenonkel, trotzdem aber in seinen erweiterten Haushaltssorgen sich doch ein wenig die Stirn reibend. Der Amtmann von Schielau lachte trotz seines schwarzen Florbandes und Herzenkummers und sagte:

„Hättest du heute deiner ebenso schändlich verketzerten heimlichen Liebe den Korb nachgetragen, Knövenagel, so würdest du wahrscheinlich das Vergnügen gehabt haben, deinem Gevatter unterwegs zu begegnen. Ich habe nämlich meinen ungläubigen Thomas auch wieder mit in der Stadt, Pelzmann. Er will wieder seinen Besuch machen — du weißt wo; und dazu hat er jetzt so seine eigenen Gänge; und mir schwant wohl, was er vor hat; aber ich halte es fürs Erste für das Beste, mich gar nicht dreinzumengen, sondern ihm ganz seine freie Hand zu lassen. Zu seiner Zeit wird man ja wohl eingreifen können, ohne ein neues Unheil anzurichten. Was aber diese trübseligen Besuche — wo, weißt du — anbetrifft, so ist dies nunmehr einer von den letzten; und unser Herrgott gebe nur, daß das nachher nicht schlimmer wird als alles Andere!"

Herr Fabian Pelzmann war auf seinem Stuhle herumgefahren, als ob plötzlich ein gespenstisches Etwas hinter ihm stehe; er faßte sich nur mühsam und stammelte:

„Das gebe der liebe Gott!"

Nachher können wir glücklicherweise ihn und den guten Peter über einer Flasche

Bordeaux lassen, die Knövenagel, ohne sich dessen aus irgend welchen Rücksichten auf sein Ehrgefühl oder sonst seine Gefühle zu weigern, ihnen aus dem Keller heraufgeholt hat. Wir suchen uns das „Kind“ der Firma Pelzmann und Compagnie auf dem Blumen- und Gemüsemarkt, selbst auf die Gefahr hin, mit einer viel schwereren Last als dem Marktkorbe der braven aber „arroganten“ Madame Kettner, der Frau Aja des Attrapenonkels und der kleinen Constanze, beladen von diesem Morgengange heim zu kommen.

* * *

Sie hatte allgemach ein gut Theil ihrer ersten Scheu vor dem Europäerthum abgestreift, die kleine Indierin nämlich. Wenn wir den Onkel Sebastian ausnehmen, so gab es in dieser so durch und durch civilisirten, dieser mit Malaien, Laskaren, Batackern, Atchinesen, Chinesen und sonstigem Barbarenvolk gänzlich ungemischt gebliebenen Gesellschaft Niemand, der ihr auf dem Markt und der Gasse große Furcht eingejagt hätte. Es war dem Attrapenonkel seltsam, zu bemerken, wie in dem Kinde seines verstorbenen Bruders immer mehr von der Abenteuerlust, dem munteren Blute und dem heiteren Muthe des Vaters zu Tage trat und wie es der hübschen Halbbarbarin nur selten an einem passenden Worte auf jede Frage oder umgekehrt an einer Frage nach einem an sie gerichteten Worte mangelte. Sie liebte es, im etwas unberechtigten Gefühl einer Sicherheit, die sie in ihren halbwilden Garnisonen in Holländisch-Indien nicht gekannt hatte, allein durch die Straßen der Stadt zu schlendern, ihre kleinen Einkäufe selber zu besorgen und von Schaufenster zu Schaufenster zu hüpfen. Sie hatte ganz unschuldig dem Onkel Fabian von diesem Behagen gesprochen und war damit ganz an den rechten Mann gekommen. Auch ihm war noch niemals etwas Unangenehmes in den Gassen dieser soliden Residenz begegnet, und so machte er sich kaum einige Sorge um sie, wenn sie auch einmal ein Stündlein über die Zeit ausblieb oder etwas hochroth vom eiligen Lauf ihm in seinem Museo an den Hals sprang und ihm muthwillig-glücklich halb in niederdeutscher und halb in hochdeutscher Zungenüberstürzung mittheilte, an welcher Ecke ihr die Madame Kettner merkwürdigerweise abhanden gekommen sei. Merkwürdigerweise hatte sie gegen den Marktkorb der guten Wirthschafterin des absonderlichen Haushalts in der Fadengasse eine gerade so große Abneigung wie der brave Knövenagel. Unbedingt aber würde sie ihn tausendmal lieber selber geschleppt haben, als ihm nachgetrippelt sein, ohne den Versuch machen zu dürfen, seiner Trägerin bei der ersten geschickten Gelegenheit abhanden zu kommen.

Letztere Gelegenheit hatte sich denn auch heute geboten, und wir treffen sie allein mitten im Gewühl auf dem Blumenmarkte und zwar als glückselige Besitzerin des größten, aber auch ums Doppelte zu theuer erstandenen Asternstraußes des ganzen Marktes. Sie haben ihr des deutschen Herbstwindes wegen einen dicken Shawl um den Hals gewunden, aber „einen Schnupfen hat sie doch schon weg“ und kennt auch diese deutsche Redensart ganz genau, aber kümmert sich weder ums Eine noch ums Andere viel. Sie niest nur herzhaft in ihre Vorfreude über das gutmüthig-lächelnde Gesicht des Attrapenonkels über ihren farbenbunten Einkauf hinein und hat, als eine etwas harte Stimme: Zur Gesundheit, Fräulein! dicht vor ihr sagt, noch nicht die geringste Ahnung davon, daß sie heute durch ihr längeres Ausbleiben den Onkel Fabian doch in gar große Unruhe und Sorge versetzen wird.

„O, Baas Erdener!" rief Constanze Pelzmann froh überrascht im ersten Augenblick und reichte mitten im lustigen Gedränge des Wochenmarktes dem alten, grauen, ernsten Mann und Freunde von den Schaftriften von Schielau, der mit seinem Hund am Stricke vor ihr stand, die Hand, und — nun sogleich sich doch wieder an die Frau Therese und die so betrübt veränderten Zustände auf Schielau sich erinnernd, sagte sie:

„O, ich freue mich doch, Sie einmal wiederzusehen. Es ist so traurig, daß, wenn Einer stirbt, er so Vieles mit sich nimmt, woran man zuerst in seinem Kummer gar nicht denken kann. Wie schön war es auf Ihrem Felde, und nun komme ich niemals wieder so zu Ihnen hinaus wie früher; und Sie kommen noch immer nicht in der Stadt zu uns und besuchen den Onkel und mich, und wir würden uns doch so sehr darüber freuen. Nicht wahr, Pilgram?"

Der Hund stieß ein leises Gewinsel aus und suchte seinen zottigen Kopf dem jungen Mädchen in die Hand zu schieben; aber der alte Mann riß rauh das Thier an dem Stricke zurück und schien sich nur mit Mühe zu einem nicht rauhen Gegenwort auf die freundliche, sanfte Anrede der Kleinen zu fassen.

„Es geht ja nicht an! es geht nicht!" murmelte er. „Sie kommen, Gott sei Dank, so aus der Ferne und der Fremde, daß Sie für mich ganz wunderlich wie nicht unter jenem Dache herstammen und ich mit Ihnen spreche wie mit keinem Anderen in dem Hause. Und Sie sind zum Glück auch noch so jung, daß Sie keine grausamen Fragen aus Unbedacht an mich richten können. Ja, es ist ein kühler Trunk Wasser, daß ich Sie so gern sehen und mit Ihnen reden kann wie mit einer jungen, lieben Fremden; aber nun fragen Sie mich auch nichts weiter, sondern lassen Sie uns Alte das, was zwischen uns liegt, unter uns allein ausmachen! Und sehen Sie, ich hatte ja auch heute Morgen so viele Wege und Geschäfte unter den Menschen, daß ich auch ohne den Eidschwur, den ich nach Gottes Willen lange vor Ihrer Geburt in dem fremden Lande hier im Lande habe thun müssen, nicht zum Besuch zu Ihnen und dem Herrn Onkel Fabian habe kommen können. Und bitte, nun grüßen Sie den Herrn Onkel recht schön von mir. Den Herrn Amtmann finden Sie vielleicht noch zu Hause, wenn Sie nicht zu lange von dort ausbleiben. Er hatte eine wirkliche Sehnsucht nach Ihnen; ich aber habe nun nur noch einen letzten Weg zu thun, ehe ich mich auf den Heimweg mache."

Das Kind hätte es wirklich nicht aussprechen können, woher es den Muth nahm, dem finsteren Alten die Hand auf den Arm zu legen und bittend zu sagen:

„Ich ginge so gern mit Ihnen, Baas Thomas."

„Auf diesem Wege?" rief der Schielauer Schäfer, in wahrhaftigem Schrecken und Entsetzen zurücktretend. „Auf diesem Wege, den ich jetzt noch vor mir habe?" sagte er leise, mit bitterem Lächeln in das unschuldige Gesichtchen vor ihm starrend. „Kind, Kind, selbst hier den Hund nehme ich ja nur ungern mit dahin bis vor die Thür! Aber, Kind, wissen Sie denn auch nur, wohin ich jetzt noch gehen muß, ehe ich mich wieder auf mein einsam Feld flüchten kann?"

Constanze nickte weinerlich:

„Ich weiß es von Knövenagel, wohin Sie gehen müssen, wenn Sie in die Stadt kommen und den Onkel Fabian nicht besuchen, Baas Thomas."

„Was hat Ihnen der Narrenkopf aus seinem dummen Wichtigthun mitgetheilt?" rief der „Baas" zornig. „Hat der Unglücksmensch noch immer nicht genug Unheil und Verdruß angerichtet? Daß ich

nach dem Zuchthause gehe, um mein Kind darin zu besuchen, das hat er Ihnen gesagt?"

„Der Onkel Fabian auch! Ich habe sie danach gefragt, weil ich Euch so gern habe und Ihr mich stets so kummervoll und vorwurfsvoll angesehen habt, als ob auch ich eine Sünde gegen Euch begangen hätte. Und Knövenagel hat nur gesagt, er sei schuld daran, denn er habe zuerst Eure Tochter in unser Haus gebracht. Keiner will mir das Rechte und Ganze sagen, und — jetzt möchte ich so gern mit Euch gehen, Baas Erdener, und Euch helfen auf Eurem Wege. O laßt mich! ich fürchte mich gar nicht; ich habe auch schon Todte gesehen — todte Menschen an den Wegen in meinem Geburtslande. Gewiß, ich fürchte mich gar nicht!"

„Aber ich!" murmelte der Greis, und dann nahm er die kleine Hand, die den großen, für den Arbeitstisch des Attrapenonkels bestimmten Blumenstrauß umklammert hielt, zwischen seine harten, dürren, braunen Hände; und die Leute, deren Verkehr die Zwei in ihrem jetzigen Zusammentreffen auf dem Markte des Lebens immerhin ein wenig hinderlich waren, wurden immer ungeduldiger. „Nein, nein, nein, mein Herzenskind, es ist keine Möglichkeit! Und dann — sie erlauben es auch gar nicht. Ich allein habe nur die Vergünstigung dann und wann. O Fräulein, seit ich neulich den Herrn Doctor Baumsteiger auf der Chaussee unter meiner Heerde anhielt und er mir verkündete, daß keine Hoffnung mehr für unsere Frau sei, hat mir kein Mensch solche Bangniß eingeflößt als wie Sie jetzt. Deshalb gehen Sie nach Hause mit Ihren Blumen und grüßen Sie von mir den Herrn Onkel Fabian und —"

„Ich gehe mit Ihnen, Baas Thomas, und wenn auch nur wie Pilgram da mit Ihnen bis vor die Thür. Da warte ich mit ihm auf Euch, und die Astern, die eigentlich der Onkel haben sollte, nehmt Ihr mit hinein, — das erlauben sie schon — und sagt, daß sie von uns, dem Onkel und mir, kommen. Und dem Onkel brauche ich nichts vorzulügen, wenn ich nach Hause komme; — ich weiß es, wenn ich auch Keinen danach gefragt habe, daß es ihm lieb ist, was ich — was ich Euch zu Liebe thun möchte. Ich weiß es aus seinen Augen, wenn die Rede auf Sie kommt, Vater Erdener, wie gern auch er Ihnen helfen möchte in Ihrem Kummer. Und ich, ich habe den Herrn Amtmann nach Euch gefragt, Baas Thomas, und den Onkel Fabian und Knövenagel; aber jetzt frage ich Keinen mehr, sondern gehe mit Pilgram mit Euch, weil ich zu meinen Freunden nicht umsonst aus der Ferne gekommen sein will, wenn ich auch noch zu jung bin, um Alles zu verstehen, was Jeder sagt, den ich frage."

„So komm denn, Kind, und gehe mit mir zu meinem Troste!" rief der alte Mann, und jeder Uneingeweihte hätte wohl meinen dürfen, daß er die Worte im hellen Zorn hinsprach. Es war aber wahrhaftig nicht andem.

Viele Leute sahen recht verwundert dem abgetragen-bäuerlich gekleideten Schäfer und der eleganten jungen Dame auf ihrem Gange durch die Straßen der Stadt nach, und es war eigentlich sehr schade, daß nicht auch Madame Printemps mit ihrer auf den Faden gezogenen Schar von jungen Fräuleins der ihrer Erziehungskunst leider so unverantwortlich entzogenen Nichte des Attrapenonkels begegnete. Wir aber sehen jetzt zum ersten Mal das Kreis-Zuchthaus im hellen Schein der Mittagssonne liegen, und das freundliche Licht, das sonst allem Unheimlichen so viel von seinen Schrecken nimmt, war hier nicht nur machtlos, sondern verstärkte noch die dunklen Schauer, die über dem Orte in jener schönen Sommernacht

lagen, in welcher der Onkel Fabian das Kind am Handgelenk so rasch daran vorüberzog.

Ein unregelmäßig dreieckiger Rasenfleck mit einigem verstaubten, vertrockneten Herbstgebüsch trennte die hohe harteiserne Eingangspforte von der Landstraße und ihrer jetzt gleichfalls herbstlich entfärbten Obstbaumallee. Unter einem dieser Bäume, gerade dem stillen dunklen Thore gegenüber, befand sich eine Steinbank, und man that besser, lieber gar nicht darüber nachzudenken, wer wohl schon, abgesehen von den gleichgültigen müden Vorbeiwandernden, auf dieser Bank mit dem Blick auf das stille, hochgethürmte Gebäude und die mitleidlose Thür gesessen haben konnte — wartend, — und was für Gedanken und Bilder da durch menschliche Phantasie und menschliches Herz gegangen sein mochten.

Nun standen sie da, der Greis und das Kind aus dem Hause Pelzmann und Compagnie, und der Greis legte mit einem Mal ganz sanft den Arm um die Schultern des Kindes, sah ihm lange in die dunklen Augen und sagte mit zitternder Stimme:

„Also wirklich? ... Aus so weiter Ferne und unbekanntem Lande — über die weite See hierher gekommen bis zu dieser Stelle! und zu meinem Troste, zu meinem Troste! ... Kind, liebes Kind, wenn du es selbst nicht weißt, wer dich geschickt hat: kein Anderer in der Welt kann es dann wissen!"

„Ich bin aus mir selber her mit dir gegangen, Baas Thomas!" rief Constanze Pelzmann schluchzend. „Wer sollte mich denn geschickt haben? Der Onkel Fabian wird nur nichts dagegen haben, wenn ich ihm nachher sage, wo ich gewesen bin; und hier auf dieser Bank will ich nun mit Pilgram warten, und du kannst nun ruhig hineingehen, und sie erlauben es schon, daß du die Blumen mitnimmst. Sage nur — nein, sage gar nichts von mir, sondern Alles, wie du es am besten verstehst, und der liebe Gott wird uns Allen schon helfen."

Eine klare nüchterne Glocke, die Glocke des Uhrthurmes des Kreiszuchthauses, schlug langsam Elf. Constanze fühlte die schwere harte Hand von ihrer Schulter sinken, sie sah in einen flimmernden Nebel vor ihren Augen, und als sie wieder Alles um sich her deutlich wiedererkennen konnte, fand sie sich allein auf der Bank unter dem Obstbaum, soweit man auf einer Landstraße dicht vor dem Thore einer volkreichen Stadt allein sein kann.

Da saß sie im kärglichen Schatten und senkte den Blick vor dem grellen Widerschein des festungsartigen Thurmgebäudes gegenüber, und der Hund lag zu ihren Füßen und stand jedesmal auf und knurrte leise, wenn ein Vorübergehender stehen blieb und erstaunt die junge Dame, die sich diesen seltsamen Fleck zum Ruheplatz erwählt hatte, genauer ansehen wollte. Wagen rollten vorbei und erregten dichte Staubwolken; der Septemberwind blies dieselben gegen das schwarze Thor mit den grimmigen Löwenköpfen hin. Sie wußte, daß sie eine halbe Stunde — drinnen rechneten sie auch in dieser Hinsicht genau — auf die Rückkehr des Schäfers Thomas zu warten habe, und schon nach den ersten Minuten ihres Wartens hatte sie jeden Ueberblick über den Lauf der Zeit verloren. Sie fuhr wieder über das Weltmeer auf dem großen Dampfschiffe und sah die Wasser in ihrem hellsten Lichte leuchten und tanzen. Darein mischten sich Bilder von den Schielauer grünen Wiesen, und nun plätscherte wieder der Schielauer Bach zu ihren Füßen, und sie hörte die Stimme der Frau Amtmann im Schielauer Amtshause. Sie dachte an des Onkel Fabian's wundervolles Museum und an ihr eigenes hübsches, allerliebstes Zimmerchen in der Fadengasse und die

Glocke der Michelskirche jenseits der Dächer auf der anderen Seite der Gasse, und bei dem Allen, trotz dem Allen war sie doch da drinnen in dem schrecklichen stummen Hause mit dem alten Manne. Und weil sie gar nicht wußte, wie es darin aussah und wie die Tochter des alten Mannes aussah und was der Vater und die Tochter gerade jetzt einander sagten, so hätte sie vor Angst trotz ihres Mitleids und ihres Muthes doch beinahe laut aufgeschrieen und nach dem Onkel Fabian gerufen, wenn ihr nicht Pilgram mit seinem bösesten Gekläff zu Hülfe hätte kommen wollen, und dann erst erlebte sie das Schlimmste.

Es war nämlich wieder Jemand, der des Weges kam, vor ihr stehen geblieben, und diesmal hatte es der Hund des Schäfers von Schielau nicht bei einem leisen warnenden Geknurr bewenden lassen, sondern sich mit grimmigem Gebell auf die Füße gestellt. Durch den Nebel vor ihren Augen sah Constanze Pelzmann den Onkel Sebastian vor sich stehen und bog sich im höchsten stummen Erschrecken zurück auf ihrem häßlichen Sitze an diesem Wege.

Sie hatte ihn seit längeren Wochen nicht zu Gesicht bekommen, sie hatte gar nicht gedacht, daß er sie erkennen würde, wenn er ihr irgendwie auf der Straße begegnete; aber er kannte sie wirklich, und nun hatte sie auf einmal das Gefühl, daß er sie immer beobachtet habe, daß er sie, wenn auch widerwillig, gesucht habe, mit dem Auge sowohl als wie mit der Phantasie.

Sie hatte ihn eben wie einen schwarzen Schatten unter der anderen Baumreihe der Landstraße gesehen — scheu, schwankenden Schrittes, und nun war es eine Wahrheit, eine Wirklichkeit, daß er vor ihr stand und sie anredete mit heiserem Tone:

„Was ist das? Was willst du hier? Bist du nicht meine Nichte? Wie kommst du auf diese Stelle, Mädchen?“

Wahrlich, er hätte diese selbe Frage an sich selber stellen können, hätte sie von einem Anderen an sich gerichtet hören können und wäre wohl nicht besser und mehr auf eine rasche Antwort eingerichtet gewesen wie das junge, durch ihn zum Tode erschreckte Kind auf der unheimlichen Steinbank, gegenüber dem Provinzialzuchthause und Zellengefängniß.

Wir wissen es ja wohl, was ihn trieb, aber es läßt sich schwer in Worten ausdrücken, was es war. Es war eben die große Unruhe, für die es keinen rechten Namen giebt — die geheimnißvolle Kraft und Macht im Inneren, welche der Mensch selber ist und die ihm doch wie etwas ihm Fremdes sich aufdrängt und ihn zwingt, zu bleiben, wo er keine Ruhe findet und nicht bleiben möchte, und hinzugehen, wo er nicht hingehen will, und horchen, wo er die ewige Stille vorzöge. Es ist doch im Grunde nur ein ärmlicher Nothbehelf der Sprache, wenn sie hier vom bösen Gewissen redet.

Der Hund war auch nicht zu beruhigen; er, welcher den Onkel Sebastian nie in seinem Leben gesehen hatte. Er hatte den Haltestrick, ohne welchen er sich maulkorblos nicht vor dem Auge der Polizei in der Residenz sehen lassen durfte, mit einem Ruck dem jungen Mädchen aus der Hand gerissen und stand nun von ferne, den Onkel Sebastian wüthend ankläffend.

„Und der Hund? Was ist mit dem Hunde? Man scheint in einer sonderbaren Weise zu Hause auf dich Achtung zu geben, Fräulein Nichte! Wem gehört das tolle Thier, Mädchen?“

„Dem Schäfer Erdener aus Schielau, Herr,“ sagte die Stimme des Greises ruhig hinter dem aufgeregten Manne, und der von seinem schlimmen Morgenbesuche bei der vordem so schönen Marianne Erdener zurückgekehrte Vater stand vor dem auf seinen Füßen schwankenden jüngeren Chef der Firma Pelzmann und

Compagnie. Herr Sebastian stieß einen unverständlichen rauhen Laut aus und wich, den Alten fortwährend anstierend, zurück, Schritt vor Schritt, und zwar nicht vor einem toll gewordenen Hunde oder wüthenden Menschen, sondern vor dem Blick und dem Lächeln eines anscheinend sehr ruhigen und keineswegs in tödtlicher Feindschaft gegen ihn sein Leben abspinnenden alten Mannes.

Aber mit seiner ruhigen Stimme sagte Thomas Erdener:

„Ich weiß es, Sebastian Pelzmann, daß Gerechtigkeit im Stillen an dir geübt wird. Ich habe dich nicht hierher gerufen und will dich auch jetzt nicht hier aufhalten. Wozu das dienen mag, daß du mich und deines Bruders Kind jetzt hier hast treffen müssen, weiß ich nicht. Komm künftig lieber wieder wie sonst in dunkler Nacht vor diese Thür. Mir ist es nichts zu meiner Befriedigung, daß ich jetzt dich ansehe und zu dir rede. Es ist einerlei: gehe oder bleibe, komme wieder oder bleibe weg; — es ist mir nichts — heute und in alle Ewigkeit.“

Er legte der zitternden Constanze leise und sanft wie vorhin die Hand auf die Schulter und sagte mit einem anderen Lächeln:

„Arm Kind, siehst du, es ist nicht meine Schuld, daß es so viel Erschrecken und Angst auch für deinesgleichen und deine jungen Kinderjahre auf der Erde giebt! Und siehst du, da mußt du auch deinen lieben Strauß wieder hinnehmen; sie haben es nicht erlauben können, daß ich ihn nach deinem guten Herzen und Mitleid abgeben mochte. Ich kann dir leibergottes auch nicht dazu helfen, daß du nun wieder sicher zu deinen Freunden zurückkommst. Es ist nicht anders.“

Sein Hund drängte sich schmeichelnd, winselnd und wedelnd an ihn heran. Er hob den Strick, den das Thier nachschleiste, vom staubigen Boden auf und ging, von dem freudig springenden Pilgram gezogen, ohne sich umzusehen, seines Weges die Straße hinauf, die nach seinen stillen Brachfeldern und Schaftriften zurückführte.

Es that ihm wirklich leid, aber er konnte ja nichts dafür, daß er das unschuldige, schreckensbleiche Kind in seiner Angst und Rathlosigkeit hinter sich zurücklassen mußte. Constanze Pelzmann sah sich jedoch auch nicht nach ihm um; sie stützte den Onkel Sebastian, der ohne ihre Gegenwart und schwache Kraft zu Boden gefallen wäre, nun aber mit ihrer Hülfe die Steinbank erreichte und auf derselben niedersank, und den und dessen Firma sie jetzt dem rasch sich um sie her sammelnden Menschenhaufen gegenüber zu repräsentiren hatte.

Da war es denn freilich ein Glück zu nennen, daß Hoheit Prinzeß Gabriele Angelika noch immer „nicht todt zu kriegen“ gewesen war, sondern munterer denn je in der vergangenen Nacht von einer ihrer habituellen Unpäßlichkeiten befallen wurde. Und ein ebenso großes Glück war es, daß von ihrer Hoheit Apanage-Landsitz Monpläsir bei Tagesgrauen schon Mère la Chaise, wie der Leibmedicus seine beste Freundin, Gräfin Fredegunde, dann und wann ingrimmig zu betituliren pflegte, eine Kutsche und einen Boten zu besagtem Hof- und Leibmedicus Baumsteiger gesendet hatte. Die intimste Vertraute der Leiden ihrer Hoheit konnte es nicht ahnen, daß sie sowohl wie die Prinzeß selber schnöder Weise gar nichts weiter bedeuteten als irgend ein ander ganz gewöhnlich Mittel zum Zweck in der Hand der Vorsehung; aber der Hofmedicus, nach heuchlerisch geschäftig gelinderten Leiden in seiner Hofequipage von Monpläsir wieder nach Hause fahrend, kam gerade im richtigen Augenblick vor der Bank am Wege gegenüber dem Provinzialzuchthause vorbei.

Wie hätte er auch unterlassen können, einen neugierigen Blick auf die, wie es schien, um einen gleichfalls in seinen Geschäftskreis gehörigen Unglücksfall am Wege versammelte Volksgruppe zu werfen.

„Halt da, Kutscher! ... Na, was giebt's da, Leute? Wer hat sich nun hier wieder den Magen am Leben verdorben?"

„Ja, sehen Sie nur mal, Herr Hofmedicus! Sie kommen ganz gewiß hier gerade recht, Herr Hofmedicus! So laßt doch den Herrn Hofmedicus 'ran!" klang's zurück aus dem Haufen, dem der stadtbekannte Mann gewiß nicht unbekannt geblieben war.

Aber Baumsteiger hob nun doch jetzt auf dieser Praxisfahrt die Hände im ungeheuchelten Erschrecken empor.

„Zum Henker ... aber was soll ... was ist denn das? Sie, Kind — Fräulein Pelzmann? ... und Er! ... Und hier?! ... Und in wirklicher Geistesabwesenheit! ... So gebt doch Raum, Menschenkinder; glaubt ihr etwa, ihr bringt ihn dadurch wieder zu Athem, daß ihr ihm so auf den Leib drängt? ... Fassen Sie sich, Constanze, es hat nicht das Mindeste zu sagen; — da haben wir ihn schon wieder mit wiederkehrender Besinnung unter uns. — Jetzt helft mir ihn sanft in den Wagen schaffen, Leute, damit ihr wirklich zu etwas nutz hier seid. Und du komm, dich trage ich am besten selber, mein Kind! ... Nach der Hochstraße, Fritz! Pelzmann und Compagnie! ... Nun ist es nicht mehr bloß so so, sondern es war wirklich der ungläubige Thomas von Schiel..n, der mir vorhin an der Straßenkreuzung quer über den Weg stieg. Hm, da säßen wir denn freilich gewissermaßen mitten in der Geschichte. Na, nicht todt zu kriegen! nicht todt zu kriegen, hm, hm."

* *
*

Wie im Hinlaufen des Wassers, so bildet sich im Hinstürzen menschlicher Schicksale dann und wann eine Stelle, wo das Leben dem Wasser gleich nach dem äußersten Tumult, Aufruhr, Gewirbel und Geschäume still wird und sich glättet über einer Tiefe oder, wie das Volk sich ausdrückt, einer Untiefe. Da scheint der Lauf der Ereignisse still zu stehen; scheinbar ist dann nur ein leises Ziehen im Kreise, ein kaum bemerkbar Drehen um sich selber an einem Feststehenden vorhanden. Das ist aber nur eine Täuschung.

Es kommt wohl für Jeden von uns oder ist wohl schon einmal oder vielmal für Jeden von uns eine Zeit gekommen, wo er Alles über sich, seine Pläne, Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen ergehen lassen muß; aber still steht die Weltgeschichte nicht darum. Die Geschäfte des Ganzen werden nur desto besser darum betrieben, wenn über den Einzelnen zur Tagesordnung übergegangen wird. Es fließt eben weiter; es ist ein fließend Element, und nichts überflüssiger, als wenn ein sich als versinkend empfindendes Individuum sich mit der letzten Kraft der Stimme, mit dem letzten Blick des Auges angstvoll danach fragt, was nun aus der Geschichte werden solle, und die Anwesenden seltsamerweise in die Frage einstimmen.

Dies ist im Großen so wie im Kleinen; in dem vorliegenden Falle aber reden wir von der Krankheit Herrn Sebastian Pelzmann's und dem Eindruck, den dieselbe wenigstens im ersten Anfang auf seine Umgebung machte. Vollständig willenlos mußte er Alles über sich ergehen lassen — er, der jeder fremden Meinung, jedem noch so bescheidenen Widerspruch stets so scharf sein Besserwissen und seinen Willen entgegengesetzt hatte. Lange, lange Wochen hindurch wußte er nicht, was man mit ihm vornahm, welche Hände über ihm walteten, ob harte oder weiche,

Miethlingshände oder befreundete, welche Blicke über ihn hin gewechselt wurden, welche Worte man über ihn neben seinem Bette sprach, und vor Allem nicht, wie die berühmte Firma Pelzmann und Compagnie es möglich machte, ohne ihn fertig zu werden.

Still lag er nicht auf seinem Bette, während das Reich zum ersten Mal wieder dem Attrapenonkel zugefallen war und sogar ungetheilter denn je zuvor.

Er sprach viel und manchmal ganz zusammenhängend in seinem Fieber, und der Hofmedicus, der doch schon manche Leute im Fieber hatte reden hören, erklärte ihn für den eigenthümlichsten Räsonneur von Allen, die ihm jemals in seiner Praxis vorgekommen seien.

„Er ist sich merkwürdig klar," murmelte Freund Baumsteiger schier enthusiastisch. „Merkwürdig viel Methode liegt in seiner Unterhaltung mit sich selber, Fabian! Und wie nett er das Alles sagt, was ihn drückt und was er so verständig bis dato bei sich behalten hatte. Was für ein Exempel sich da meine Hoheit an ihm nehmen könnte, die bei dem geringsten Druck auf ihrer Seele sofort losschreit und zwar — nach mir! ... Hm, hm, da haben wir das unschuldige Wurm Knövenagel wieder in der Conversation, dem Selbstgespräch! ... Wie menschlich berechtigt das ist, sich selbst bei vollkommener Unzurechnungsfähigkeit immer den unrechten Mann für die eigenen Peccadillen herauszulangen! ... Natürlich, hätte Knövenagel ihm nicht des Gevattern allerliebst Töchterlein mit allen seinen Naturtalenten von der Schielauer Haide in den Decorateusensaal verpflanzt und wäre unser seliger Bruder Lorenz nicht dazu gekommen, so wären selbstverständlich sämmtliche Consequenzen geblieben, wo sie waren — auf dem Schoße der Mütter, harmlos in der angenehmen Gesellschaft sämmtlicher übrigen platonischen Ideen! ... Ach ja, ja wohl, liebster Attrapenonkel, — platonische Ideen! Diesmal waren sie leider todt zu kriegen, die Consequenzen davon, und zwar unter Ausschluß aller mildernden Umstände. Joseph, Joseph, auf entfernte Meilen — höre ihn Einer nur, wie genau er den Verhandlungen beigewohnt hat und wie er die Daten weiß! Zum Tode verurtheilt — begnadigt zu zwanzig Jahren Zuchthaus, die — im — nächsten Monat laufenden Jahres auch vorbeigegangen sein werden gleich allem übrigen zugleich Nothwendigen und Ueberflüssigen."

„Machst du ihn wirklich nicht unruhiger durch dein Accompagnement zu seinen trostlosen Reden?" fragte Herr Fabian; doch der Hofmedicus schüttelte melancholisch den Kopf und sagte.

„Beruhige dich, Alter; wir Beiden sind hier augenblicklich ganz und gar unter uns und der da mit sich allein. Achte übrigens nicht auf mein Geschwätz, wenn es dich intriguirt; mir ist es in der That momentan ein Bedürfniß. Du hast freilich keine Ahnung davon, was so 'n beliebter Doctor an Notizen in sich hereinzufressen hat an seinen Krankenbetten. Da ist es denn ein wahres Labsal, sich endlich einmal, ohne Schaden an seiner Praxis und in der guten Meinung seiner Clienten zu nehmen, so recht nach Herzenslust gehen lassen zu dürfen, zumal wenn man in den Vorgeschichten der obwaltenden Krisis so zu Hause ist wie ich hier im Hause Pelzmann und Compagnie. Sieh mal, Bester, da hat der weimarische Superintendent Herder einmal ein ganz vernünftiges Wort gesprochen; nämlich: ans Theater des bürgerlichen Lebens sei gewöhnlich ein Spital gebaut, in welches sich nach und nach die meisten der Schauspieler verlören. So ist es wahrhaftig; aber wem die Misere der am letzteren Orte so nach und nach anlangenden Herrschaften aus den besten

Kreisen unserer nächsten Bekanntschaft auf den Buckel fällt, das sind doch nur wir, wir Hof-, Leib-, Magen- und Seelenbeichtiger der angenehmen societas peccatorum. Auf Ehre, alter guter Attrapenmensch, wir sitzen viel weniger im Theater und zanken uns um Wagner herum oder gucken nach den Wattons des Corps de Ballet, als daß wir im besagten Spital hocken und auf die vom Théâtre de la vie abtretenden Helden und Heldinnen, Statisten und Statistinnen mit unserer — Kritik passen. Den feinen Komödianten hier habe ich schon seit lange fest in der Klinik. Todt zu kriegen ist er nicht in der Welt, aber ob ich ihn durch gegenwärtiges Nervenfieber bringen werde, das ist freilich eine andere Frage, lieber Fabian. Und ob ihm nachher, wenn es uns gelänge, viel daran gelegen wäre, das ist noch eine andere Frage. Er ist ziemlich satt vom Tische aufgestanden; er war mir trotz Allem stets ungemein sympathisch, und ich bin auch lange genug sein Tischgenosse gewesen, um als Mensch und als wissenschaftlicher Mensch einige bescheidene Zweifel in jener Beziehung hegen zu dürfen."

Man bilde sich nicht etwa ein, daß Hofmedicus Baumsteiger seiner Prinzeß Hoheit gegenüber einen anderen Ton anschlug wie diesen, in welchem wir ihn soeben reden hörten. Er wußte es ganz genau, daß nicht nur sie, Prinzeß Gabriele Angelika, sondern auch manche andere Damen aus den besten Kreisen der Gesellschaft ihm gerade dieses Tones wegen ihr Vertrauen mit Vorliebe zuwendeten; aber dem Attrapenonkel hätte er ihn, besagten Ton, im gegenwärtigen Augenblick wohl schenken dürfen. Er paßte durchaus nicht für ihn und an ihn und wurde von ihm nur so mit hingenommen wie so manche andere sauer-bittere Zuthat zum Dasein, welcher er sich gleichfalls nicht zu entziehen vermocht hatte.

Er seufzte nur tief und schwer, der Herr Fabian Pelzmann, und murmelte:

„Und das Kind! das Kind! Daß das Kind es sein mußte, auf dessen arm unschuldig Köpfchen das ganze erste volle Gewicht jenes entsetzlichen Ausbruches fiel! Wie du sie mir Beide zuführtest —"

„Nicht wahr?" fiel der Hofmedicus eifrig ein. „Ein Arrangement durch Mr. Zufall, Miß Fatum, Mrs. Möre — kurz das, was ich allerhöchste Regie zu nennen pflege, wie's nicht drastischer, nicht melodramatischer gedacht werden kann! Ich im richtigen Moment von Monpläsir her zur Stelle, und dazu der Alte von Schielau, der mir an der Straßenkreuzung mit seinem schottischen Covenantergesicht in die Karete guckt und als Augenblicksbild meine psychologischen Erfahrnisse um ein Erkleckliches bereichert! ... Horch, da redet auch er wieder davon. Ja, ja, er hat uns seine Spazierwege nach jener Richtung hin lange recht geschickt zu verbergen gewußt; aber jetzt hängt einer der mysteriösen Fäden, an denen wir drolligen Hampelmänner hier sub divo gezogen werden, deutlich genug heraus. Was hat er denn aber immer wieder mit der jungen Dame — unserem kleinen Fräulein? Hm, ist es nicht, als verwechsele er es mit einem anderen Kinde, das ihm freilich nur höchst gespenstisch an jener Stelle entgegentreten konnte. Das ist wirklich eigenthümlich interessant! Laß uns doch noch ein wenig genauer horchen, Fabian."

Sie thaten das; aber der Kranke that dem Hofmedicus nicht den Gefallen, seine psychologischen Erfahrungen durch das wirre Fiebergerede zu erweitern, und dem Attrapenonkel war es eine wirkliche Erlösung, als sich noch eine Stimme, und zwar die Knövenagel's, vom Nebenzimmer aus in die Unterhaltung mischte:

„Sorgen Sie sich nur nicht auch noch gar um unser Kind, Herr Principal. Wir sind ganz ruhig und gefaßt in unserem

Nest da hinten, und ich sehe auch gar nicht ein, was uns eigentlich die ganze Geschichte viel angehen sollte. Na, hierdurch sind wir wirklich fürs Erste noch nicht todt zu kriegen, wie der Herr Hofmedicus sich stets so passend auszudrücken belieben. Wir sitzen am Fenster in der Fadengasse mit unserer Stickarbeit und gucken wohl ein Bischen melancholisch in das Stück blauen Himmel, was uns die Jahreszeit und unser lieber Herr Onkel Sebastian da noch gelassen haben, aber mit freundlicher Conversation kommen wir doch ganz passabel und confortemang in der Zeit weiter und über die jetzige ganz gerecht gesendete Ungemüthlichkeit hinweg."

„Ich bitte dich, hier wenigstens und jetzt deine Philosophien bei dir zu behalten und vor allen Dingen meine Nichte mit allen unnöthigen Erörterungen zu verschonen!" rief Herr Fabian trotz des Trostes, den ihm sein Famulus aus dem Hinterhause herüberbrachte, mit nicht geringem Verdruß und nicht ganz ungerechtfertigtem Mißtrauen in die Zweckdienlichkeit der Unterhaltungen, welche Knövenagel mit der Tochter seines Bruders Lorenz und der Nichte seines Bruders Sebastian aus „der besten Meinung heraus" zu führen im Stande war.

Der Hofmedicus nahm nur eine wohlwollende Prise, nickte zustimmend, das heißt Knövenageln zustimmend, und meinte:

„Laß ihn nur, den Alten, Fabian. Es hat noch Niemand die gute Bekanntschaft dadurch, daß er dem Einzelnen drunter das Maul verbot, gehindert, ihre Ansichten, Meinungen oder vor Allem ihre Weisheit und ihr Wissen an Mann, Weib oder Fräulein zu bringen. Mir ist es immer sogar lieb, wenn von allen Seiten auf mich eingeschwatzt wird; ein mittleres Maß richtigen Verständnisses kommt Einem doch dabei zuwege; und auch dir, mein Bester, möchte ich rathen für den vorliegenden Fall dein kleines, wirklich allerliebstes und verständiges Mädchen nicht zu hermetisch gegen die Aeußerungen und Mittheilungen der Welt abzusperren. Ich habe mich mit dem Kindsköpfchen so von Weitem dann und wann ziemlich genau beschäftigt, und es ist meine Meinung, daß es die Dinge und Zustände mindestens ebenso klar übersehen wird wie ein gewisser sehr respectabler, aber wegen seiner Lebensführung nur zu stadtbekannter Charakter, den ich schon deshalb dir nicht zu nennen brauche, weil er sich im Grunde viel besser selber kennt als ich ihn kenne oder gar der Mobile vulgus rund um ihn her."

Der Attrapenonkel, die letzte schmeichelhafte Bemerkung des Hofmedicus ganz außer Acht lassend, griff mit beiden Händen nach der fleischigen, wohlgepflegten Rechten Baumsteiger's und rief:

„Sieh, hierdurch nimmst du mir wirklich einen Stein durch deine Worte vom Herzen, und ich danke dir innigst dafür! Ja, ich glaube das auch, was du da eben von meinem armen Kinde bemerkt hast, und ich bin nie im Leben für einen anderen freudigen Glauben im Stillen so dankbar gewesen wie für diesen. Sie ist ein sehr kluges Mädchen für ihr Alter und hat auch schon so viel darin erlebt und mit ihren ernsthaften guten Augen mit angesehen, daß man ihr wohl in dieser schlimmen Erdenwirrniß mehr vertrauen und anvertrauen kann wie Manchen, die mit ihr nur wie mit einer Puppe spielen und sprechen würden, wenn ich sie dazu kommen ließe. Ach, Baumsteiger, gehe du nur auch recht freundlich mit ihr um. Sie erschrickt doch recht leicht, und dann denkt sie auch zu lange über Worte nach, bei denen der, welcher so laut zu ihr sprach, sich wohl nichts gedacht hatte. Und so macht sie sich Sorgen, als ob sie auch schon sechzig Jahre lang in der Welt sei und aus bitterer Erfahrung ganz genau

wisse, wie übel oft die Menschen das bloße Dasein eines Anderen in eben dieser Welt aufnehmen und wie sie ihr eigen Leben so häufig an dem der Anderen rächen möchten."

„Dummes Zeug," brummte der Hofmedicus ärgerlich. „Da haben wir mal wieder ein sauberes Exempel davon, wie impertinent so ein naiver alter Hexenmeister aus der Fadengasse bei Gelegenheit werden kann. Eine Ahnung davon hat er natürlich durchaus nicht. Also — erstens: Unfreundlich gehe ich mit Niemand um, sondern werde nur da grob, wo die Praxis es erfordert; Leibarzt ihrer Hoheit der Prinzeß Gabriele Angelika bin ich nur meiner eigenen Seelendiät wegen. Zweitens: Laute Worte mache ich nur da, wo es mir in der Wüste zu einem Bedürfniß wird, eine vernünftige Stimme zu vernehmen. Drittens: denke ich mir stets etwas bei dem, was ich sage, und habe jedenfalls immer meine Devise im Bauche, nicht nur Mère la Chaise, sondern auch dem Attrapenonkel, Monsieur Fabian Pelzmann, gegenüber. Viertens hast du unverschämter alter Eckenhocker vollkommen Recht: wenn einem unglückseligen Menschenkind das pure Athemschnappen in dieser miserablen Lebensjahrmarktsbude zum Verbrechen angerechnet wird, bin ich's, und wenn eine harmlose Lammscreatur durch Aerger todt zu kriegen wäre, so wäre ich's auch. Uebrigens ist die gegenwärtige Consultation vollständig zu Ende. Guten Morgen, lieber Knövenagel, und — also — immer hübsch Eis auf den Kopf."

„Besten guten Morgen, Herr Hofmedicus. Verlassen Sie sich ganz auf mich, Herr Hofmedicus!" erwiderte Knövenagel mit einem so innigen, so herzlich sich anschmiegenden Ausdruck in Stimme, Ton und Geberde, daß Jedermann hätte denken sollen: da sieht man's, auch er braucht nur einem ihm sympathischen Menschen zu begegnen, um das Organ für den Umgang mit demselben in sich zu finden. Daß dieser „Jedermann" sich wie gewöhnlich darin ein wenig täuschte, ist auch im vorliegenden Falle mehr denn verzeihlich.

Trotzdem daß man, wie wir eben gehört haben, ein so außerordentliches Zutrauen in die Verständigkeit und Vernünftigkeit Constanze's hatte, ließ man sie doch natürlich nicht in das Krankenzimmer, sondern hielt sie sogar aus der Nähe desselben, und nicht bloß der Ansteckungsgefahr wegen, fern. Nicht Alles, was der arme Onkel Sebastian in seinen Fieberphantasien, und zwar häufig nur allzu laut, vorbrachte, hätte wohl für das unschuldige Ohr der Kleinen gepaßt. Es war für das Kind eine Zeit, in der sie mehr als in einer anderen seit ihrer Heimkehr ins alte Vaterland allein und auf sich selber angewiesen war. Der Onkel Fabian konnte sie jetzt nur im Vorübergehen küssen und streicheln und sein liebes Herz nennen. Der kranke Mann drüben im Vorderhause rief in seinen Phantasien wunderlicherweise sehr häufig nach dem Bruder, redete viel mit ihm, ließ ihn antworten, Einsprache thun, nannte ihn einen Tropf und Narren über den anderen, um ihn dann wieder, mit krampfigen Händen nach ihm oder seiner Decke zugreifend, nur mit seinem Namen anzuschreien oder ihn in abgebrochenen, stöhnenden Sätzen einzuladen, bei ihm zu bleiben und ihn nicht zu verlassen.

Wann aber hätte der Attrapenonkel je einen Menschen verlassen, der ihn darum bat, es nicht zu thun, und wenn er auch im Augenblick vorher von eben diesem Hülfsbedürftigen ein Schwachkopf und Pinsel, ein unzurechnungsfähiger Unmündiger genannt worden war?!

Und von noch einer Merkwürdigkeit haben wir an dieser Stelle zu berichten, nämlich von der Stellung des Attrapen-

onkels als alleinigen Trägers der berühmten Firma Pelzmann und Compagnie.

Die Sache machte sich viel besser, als irgend Jemand in dem Geschäft für möglich gehalten hatte.

Wie er dazu kam, wußte wohl Keiner sich selber ganz deutlich zu machen; aber das Factum stand fest, Jeder that sein Möglichstes für — den Onkel Fabian, und sie setzten Alle eine Ehre drein, unter seinem sanften Scepter den alten Ruf der Firma nicht in die Brüche gehen zu lassen.

Durchaus nicht merkwürdig aber war es, daß man in einem ganz bestimmten Departement der fröhlich weiter rasselnden und klappernden Maschinerie anfing, einander die Ellbogen in die Seite zu stoßen, mit vergnügtem Lächeln die Köpfe auf die Seite zu legen und einander zuzuraunen:

„Na, weiß der Teufel, nun werden sie sich doch noch zu wundern haben, die Herren Concurrenten!“

Jawohl! Neben dem Lager des kranken Bruders oder im Nebengemach bei der niedergeschrobenen Lampe, wo der reine süße Athem und die Locken des Kindes an seiner dürren Wange und auf seiner Schulter nicht mehr unter dem Vorgeben, ihm helfen zu wollen, ihm jedwede objective gedeihliche Bethätigung seines erfinderischen Ingeniums unmöglich machen durften, saß der Attrapenonkel Nacht für Nacht, und die Attrapen für die diesmalige Saison gelangen ihm nunmehr schnurriger, fideler, drolliger und der Weihnachtsjubelstimmung der Consumenten angemessener und fesselnder denn je für eine frühere. Ein Novitätenmodell nach dem anderen trug Knövenagel schmunzelnd und in seinem Hohn und seiner Verachtung gegen die „Unterwelt“ immer steifer hinab in den Modellirsaal. Es war eine traurige Wahrheit: Herr Fabian Pelzmann fühlte sich nach kurzem Aufathmen von Neuem sehr gequält in seinem Gemüthe, bedurfte dringend einer Ableitung, und so — hat Alles in der Welt seinen Grund; in diesem Falle war sogar mehr denn ein zureichender vorhanden!

* * *

„Lieb Mädchen, wenn ich dir nur einen besseren und passenderen Umgang verschafft hätte in der Stadt!“ seufzte der Onkel Fabian. „Nun sitzest du da verlassen und einsam auf dem Stänglein wie ein armer kleiner Vogel im Bauer und kein Menschenkind guckt nach dir, und selbst der alte Sünder, der dich für seine Freude eingefangen, hat jetzt keine Zeit dazu.“

„O, ich springe auch wohl lustig hin und her und verlange nach Niemand, und nach einem weiteren Reiche gar nicht!“ rief Constanze Pelzmann; aber Herr Fabian schüttelte kläglich den Kopf: „Nein, nein, nein! Zu deinesgleichen gehörtest du doch; aber der alte Egoist dachte natürlich nur an sich und wollte dich ganz allein für sich selber behalten. Er gönnte dich nicht der Jugend, und — der Sonne womöglich immer nur in seiner verdrießlichen melancholischen Gesellschaft. Die Gewissensbisse wenigstens kommen mir ganz verdient jetzt zu allem Uebrigen über den Hals. Wen hast du denn zum Umgang außer der Madame Kettner und —“

„Knövenagel!“ lachte das Kind und fügte noch schalkhafter hinzu: „Und dann schickst du mir ja auch alle Augenblicke den Herrn Hofmedicus, daß er mir den Puls fühle und sich sonst nach meinem Befinden erkundige; aber er ist gottlob viel zu lustig dazu, um mir nach deinem Wunsch jeden Tag ein ander Recept zu verschreiben.“

„Ohne Knövenageln würde die Geschichte freilich ein Bischen sehr triste sein,

da haben Sie vollkommen Recht, Herr Principal; aber auch das Fräulein hat Recht: so lange es sich in Knövenagel's Gesellschaft befindet, kann von Langerweile und Tristität gewiß nicht die Rede sein," sprach — Knövenagel.

„Ja, du bist mir der Rechte!" ächzte der Attrapenonkel, küßte zärtlich das Kind und schlich kopfschüttelnd und trübselig wieder hinüber in das Vorderhaus.

„Juchhe, nun tanzen die Mäuse wieder auf dem Tische!" grinste der Famulus. „Aber es war recht lieb von Ihnen, liebstes, liebstes Fräulein, daß Sie mich wirklich mit unter Ihre täglichen Vergnügen mitgezählt haben."

„Und es ist ganz gewiß meine feste, feste Meinung, Baas Knövenagel," lächelte das junge Mädchen im Hinterhause der Firma Pelzmann und Compagnie. „Ich weiß auch gar nicht, was die Leute gegen Sie haben und weshalb auch der Onkel immer so ärgerlich mit Ihnen spricht. Oder sprechen Sie wirklich so sehr viel anders mit mir als wie mit dem guten Onkel und den anderen Herren und Leuten drunten?"

Die „Holzaffenvisage" des Alten war wieder einmal nicht zu beschreiben; aber er seufzte zum ersten Mal in dieser Geschichte und sprach ganz merkwürdig mit dem Ausdruck, Ton und Gestus des Attrapenonkels:

„O Kind, entschuldigen Sie nur, daß auch gute Beispiele die Höflichkeit verderben und ich mir herausnehme, Sie auch unser Kind zu nennen wie mein einziger Herr und Principal, unser Herr Fabian. Fräulein Pelzmann, wären Sie wie ich hier von den ersten Hosen an in der Firma aufgewachsen und immer eingeklemmt zwischen Ihre ehrliche Pflicht und Liebe und Zuneigung, und Wuth und Gift, ewiges Aergerniß und was Sie sich sonst nur in Ihrem Menschengemüthe zusammengerührt denken können, so würden Sie mich noch viel richtiger und liebender taxiren, als Sie's schon thun. Was Ihnen unser Herrgott gewiß auch demnächst einmal nicht bloß wie jetzo durch einen allerbesten Onkel, sondern auch durch einen ebenso guten und umgänglichen Mann vergelten wird! Sehen Sie, da steigt eben unser Fabrikkater übers Dach vom Zuckermagazin! Sie kennen ihn, denn er hat Ihnen auch allbereits seine Aufwartung gemacht wie wir anderen Alle aus dem Geschäfte. Sie wissen, was für eine gutmüthige Creatur es ist; aber das können Sie sich doch nur schwach vorstellen, was sein Charakter wäre, wenn man ihn von seinen ersten Sprüngen durch die Firma an so wie mich zwischen dem Hinter- und dem Vorderhaus gegen den Strich gekämmt hätte. Was unser Herr Fabian ohne mich angefangen hätte, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich Sie nicht bloß allein für ihn mit abgeholt habe mitten aus dem Franzosenlande heraus und von seinem äußersten Rande, wo es schon zu Wasser wird, weg. So wahr ich hier vor Ihnen stehe, er hat nicht allein, bis Sie kamen, hier in der Chokolade und im Ueberdruß an sich selber und dem Universum gesessen und gekaut. Und jetzt, was kann ich Ihnen heute zu Gefallen thun? Soll ich mich auf den Kopf stellen oder soll ich unsere angenehme Frau Kettner drauf stellen? Da soll es doch keine Erfindung unseres Herrn Onkels geben, die wir, so weit sie die Menschheit betrifft, Ihnen nicht in Fleisch und Blut zu Ihrem Amüsemang prästiren; ich auf Ihr bloßes Wort und unsere Haushaltsmadam auf mein höfliches Zureden."

„Duizendmaal dank!" rief Mejonfrouw Constantia Pelzmann in kindlich glücklichster Heiterkeit und blieb Knövenageln, obgleich sie in einer fremden Zunge redete, durchaus verständlich.

Sie hatten freilich Alle immer etwas an ihm auszusetzen, mochte er reden oder mochte er den Mund halten, und er meinte es doch so gut mit ihnen Allen, der arme liebe Kerl. Da war Keiner in der Fabrik, sowohl in den Comptoiren wie in den Arbeitssälen, dem er nicht das Beste und ihm Dienlichste von ganzem Herzen gönnte. Unter dem Dienlichen hatte er leider nur zu häufig eine gründliche „Ablederung“, sei es durch die irdische oder durch die himmlische Gerechtigkeit, zu verstehen. Ein desto wirklicheres Wunder war es deshalb, daß das Kind ihm so gern zuhörte und seine Unterhaltung der aller Uebrigen, den Onkel Fabian ausgenommen, ganz offen vorzog.

Da kommt der Regen eines der ersten Octobertage leise herunter und wickelt die Residenz und mit ihr die Firma Pelzmann und Compagnie in einen feuchtkalten Schleier. Constanze sitzt mit ihrer Arbeit an einem der Fenster des Reiches des Attrapenonkels, die nicht in die Fadengasse, sondern in die Hofräume der Fabrik hinuntersehen. Sie wartet auf den Onkel, der nun bald, wenn nicht wieder etwas dazwischenkommt, zu Tische kommen muß, während das Arbeitervolk von seiner kurzen Freistunde eben zurückkehrt, in dichten Gruppen und Scharen, von der Fadengasse her, durch den Geschäftsthorweg, und sich, naß und wahrscheinlich auch fröstelnd, über den Hof drängt. Sie weiß es auch von ihrem sonnigen Geburtslande her, aus den Factoreien und Plantagen, die ihr seliger Vater mit seinen Soldaten gegen die wilden Menschen aus den Bergen beschützen mußte, daß der zahme oder halb gezähmte Mensch sich arg quälen muß, aber — kalt war es doch dort nicht und nicht so grau. Und sie hat ein inniges Mitleid mit diesen Arbeitsleuten ihrer europäischen Verwandten, und vorzüglich mit Ihresgleichen darunter — obgleich die ganz lustig sind —, und mit den älteren Frauen, von denen nur wenige, wenige ein vergnügtes Gesicht machen oder gar in das laute Lachen und Kreischen der Jüngeren einstimmen.

Und mit dem Messerkorb des Haushaltes der Fadengasse unterm Arme ist natürlich Knövenagel als Statistiker, Menschenkenner und Philosoph der Firma Pelzmann und Compagnie neben ihr vorhanden, sieht ihr über die Schulter gleichfalls in den Hof hinunter und redet wie ein Buddhist oder wie Buddha selber hinein in das Vorübergleiten der Erscheinung.

Es war merkwürdig, wie genau er Bescheid wußte unter den Leuten da unten und vorzüglich den jungen Mädchen. Kannte er sie mit Namen, so wußte er auch fast von einer jeglichen ihre Geschichte, und wenn dieses nicht, so doch eine Geschichte, die er freilich immer erst ganz väterlich und verständig sehr genau darauf ansah, ehe er sie seiner jungen Herrin in ihrer gegenwärtigen Einsamkeit zur Unterhaltung zum Besten gab. Es hatte Niemand im Geschäft, und selbst der Onkel Fabian nicht, eine Ahnung davon, was in dieser Hinsicht in seiner untersten Tiefe lag und wie er es mit unbewegter Miene vermochte, das Kind bald zum hellen Lachen und bald dem Weinen so nahe als möglich zu bringen und alle Augenblicke zu dem Ausruf:

„O Knövenagel!“

Und recht nett war er auch jetzt wieder am Werke und brummte sinnig:

„Was für ein Gesichtchen machen wir denn nun wieder in die heutige unangenehme Witterung herein, Fräulein? Die ist nun mal nicht anders bei uns zu Lande und kommt im nächsten Monat noch viel besser; aber wenn Sie vielleicht meinen, anderwärts in Europia hätten

Sie's immer blau über dem Kopfe wie vielleicht bei Ihnen zu Hause, da irren Sie sich Gott sei Dank ungeheuer. Zum Exempel, was thut es zu Paris? Es goß ihnen auf die nichtsnutzigen Köpfe, was das Zeug halten wollte, als wir, ich und der Herr Principal, uns auf der Fahrt zu Ihnen dort aufhielten und uns gottlob in aller unserer Erwartung von dem Nest getäuscht fanden. Und erinnern Sie sich nur: Was that es in Paris, als wir mit Ihnen wieder zurückkamen und es Ihnen auch in seiner Gloria zeigen wollten? Es regnete wiederum wie des Himmels Strafgericht unseren lieben Franzosen auf die Frisur, und was das Trockensitzen anging, so hatten sie mit ihrer neuen freien Republik, die wir ihnen verschafft hatten, gar nichts voraus vor uns mit unseren lieben Landesvätern und neuem Reich, zu welchem sie uns mitgeholfen hatten."

„O Knövenagel," lächelte das Fräulein, „wie kommen Sie nun darauf? Wer denkt denn jetzt hieran? Mich fröstelt eben nur mit den Armen drunten, und es sind noch so junge Mädchen dabei, in ihren nassen Kleidern."

„Hm," brummte des Onkel Fabian's Famulus, „daß ich als zukünftiger Seelenwanderer mal in so 'ne Existenz hineinfahren möchte, kann ich gerade nicht behaupten; aber ihr Vergnügen an sich haben die naseweisen, impertinenten, schnattermäuligen, albernen Trinen vielleicht mehr an sich als ich an mir in meinem heutigen Zustande. Sehen Sie mal, Kind, ehe der Mensch stirbt, muß der Mensch eben leben, und nun hören Sie gefälligst mal das Gekicher und Gekreisch da im Hofe — klingt das, als ob sie es gar nicht mehr aushalten könnten in dieser miserabeln Welt? Wissen Sie, schon ganz ohne alle Seelenwanderung sitze ich in jeder von ihnen und weiß ihre Freuden und ihre Leiden zu taxiren. Ihr Wohlbehagen zum Exempel, daß sie jetzt unseren — nun, ich will nicht sagen wen — da im Vorderhause so in Sicherheit fest liegen haben —"

„O Knövenagel!" rief Constanze Pelzmann vorwurfsvoll; doch Knövenagel sprach würdig:

„Die Wahrheit immer zuerst, Fräulein, und nachher die feineren Gefühle und das Uebrige! Ihr Juchhe darüber, daß ihnen augenblicklich ein gewisser Jemand fürs Erste nicht in ihre Insolenz, Faulheit und Naschhaftigkeit hineinfahren kann, will ich zwar nicht billigen, aber mitgenießen kann ich es schon nolens volens. Und so wie dieses legt ihnen jeder Tag für ihre Lästermäuler, Schadenfreude und Lust am Schabernack ein anderes Bosheitsei unter, was sie jedesmal ganz richtig ausbrüten und begackern und Hunger und Durst und jedwede Witterung darüber vergessen. Und dazu rechnen Sie denn auch, Fräulein Constanze, bitt' ich Sie, die hübsche reinliche Arbeit, die sie hier bei uns haben — so ein Tagewerk aus nichts als Gold- und Silberpapier und Wohlgeruch und Cacao, Zucker und Chokolade, wovon sie freilich wenig mehr haben als den Geruch, welchen letzteren aber gerade bei manch einem anderen Geschäfte der Satan holen soll. Arme geplagte Geschöpfe und nichtsnutzige Creaturen sind es; aber so ganz schlimm haben sie es nicht, wie sie es meistens verdienen; und, Fräulein, wie oft, wie oft habe ich hier im Hinterhause einen anderen Jemand, den ich auch nicht nennen will, gerade da, wo Sie jetzo sitzen, ebenfalls sitzen sehen und auf ihr Lachen und Singen horchen hören, und zwar mit einem Seufzer, der viel weniger Mitgefühl mit ihnen als mit sich selber war! Und wie oft hat er, wenn er sich dann selber darüber attrapirte, seine Melancholie an mir ausgelassen, und wenn er auch nur aufguckte und sagte: Nun,

was giebt es nun wieder, — lieber Knövenagel?“

„Kerl, was stehst du jetzt wieder so dumm und stierst und gaffst?“ lautete eigentlich die letzte Redensart; aber das ist einerlei, Constanze Pelzmann stützte den Ellbogen auf die Fensterbank wie der Onkel, sah hinein in den grauen Regentag und sagte leise:

„Er meint es sehr gut mit uns Allen. Es ist wohl nur ein Mensch wie er in der ganzen weiten Welt! Wir sind schon zu Einigen hingegangen, wenn sie krank waren; auch hinter Ihrem Rücken, Knövenagel. Ach, ich weiß es nur zu gut, daß Viele von ihnen, die hier lachen, zu Hause bitterlich weinen — vorzüglich, wenn sie aus großen Familien kommen, aber auch wieder, wenn sie ganz allein auf der Erde sind. Am liebsten holte er sie wohl Alle dann wie mich hierher zu sich herauf.“

„Das würde freilich einen netten Haushalt hier im Hinterhause geben. Herr du mein Heiland, Fräulein, was haben Sie für merkwürdige Ideen aus Indien und von Ihrer Meerkatzeninsel mitgebracht! Lieber doch die ganze Bande schwarz färben und sie zu jedem Preise nach dorthin losschlagen! Um Gotteswillen, reden Sie nur nicht so was hier am Platze, und noch dazu bei dem Geruche, in welchem so schon unser Herr Principal in hiesiger Stadt steht, und nach dem Haar, was wir vor Jahren schon stadtkundig hier in der Firma in dieser Suppe gefunden haben. Bin ich nicht noch erst vorgestern darüber angeschnauzt, bloß weil ich Ihnen einen Namen genannt habe, der doch wahrlich und zwar seit Wochen mehr denn je auf jeder Lippe schwebt, in und außerhalb dem Geschäft, wenn die Rede auf meine und unsere Herzensgüte kommt.“

„Marianne Erdener!“ murmelte Constanze, und nun war es in der That überraschend und zum wirklichen Erschrecken, wie nun plötzlich Alles herausbrach, was in dem alten curiosen Menschenfresser über den Fall gesteckt hatte, wie nichts von dem, was in ihm kochte, brodelte und misanthropische Blasen warf, sich länger zurückdämmen ließ, wie der Topf überlief, wie Knövenagel sich Luft machen mußte und zwar in einem Geheul, das zuletzt fast in ein Schluchzen überging.

„Meine Marianne! mein Pathenkind! an der ich mir auf der Schielauer Haide einen Narren gefressen hatte, gegen den selbst ihr eigener Vater nicht aufkommen konnte, gerade wie Ihr seliger Papa vielleicht heute, wenn er noch lebte, gegen unseren Herrn Onkel Fabian! Mein Mariannchen, das ich mir zu meinem Vergnügen und ihrem Elend und Verderben hierher in die Stadt und nachher ins Zuchthaus heruntergeholt habe! ... Sehen Sie, Fräulein Constanze, und ich hatte doch meinestheils zuerst auf das scheue, flinke Ding bei seinen Sprüngen über die Wiesen und Gekicher hinterm Ofen im Hirtenhause kaum Acht gegeben, denn daß ich damals gerade ein Kinderfreund gewesen wäre, das soll mir heute noch Keiner vorwerfen. Ach, damals nannten sie ihn noch nicht den Attrapenonkel, unseren Herrn Principal meine ich; sie sagten nur: an Dem ist vielleicht doch ein Künstler, Maler oder Steinbildhauer verloren gegangen, und es ist eigentlich schade, daß er Alles, was er so findet, nur in Zucker und Chokolade in sein Schaufenster stellt! O Kind, wie viel bittere, reuevolle Stunden hat ihm das ohne seine Schuld zubereitet, daß er auch damals auf Schielau solch ein Auge für das Hübsche und Merkwürdige hatte; o, und verdammt sei der Tag, an dem ich es ihm an der Hand brachte und unsere selige Frau Amtmann als junge Frau lachend ihm — meines Gevattern jungem Dinge — ein kurz

rosenroth Röckchen anzog, ihm einen Maskeradenschäferhut mit Rosen und Bändern aufsetzte und sagte: ‚Jetzt zeigen Sie Ihre Kunst, Herr Pelzmann!‘ Wie heute weiß ich es. Ich stand in der Thür vom Eßzimmer und hörte, wie er sagte: ‚Entschuldigen Sie, Therese, da kommen Sie mir auch, als kämen wir eben von einem Casinoballe. Halte doch noch 'nen Augenblick still, Mädchen! Ich habe sie zwar schon in meinem Zeichenbuch, wie sie von Peter's Wiese kommt, Frau Amtmann; aber besser ist besser.‘ Und nun ist es fast ein Vierteljahrhundert her, seit die Leute sich in der Hochstraße vor unserem Fenster drängten, das Wunderkunststück und das Schielauer Schäfermädchen anzugaffen, und mich der Satan verblendete, daß ich mit dem armen Geschöpf, der lebendigen Creatur im Haufen stand und ihr anzuhören gab, was die dummen Mäuler da über ihr Bild in Zucker schwatzten und an ihm priesen! ... Barmherziger Gott, das war eine Attrape zur Weihnachtszeit, wie sie der Verderber wohl selten so fein hingestellt hat, um einen ganzen Haufen armseliger Menschenkinder in einem Netz zu fangen: mich, das Kind, den Gevatter Thomas, den seligen Herrn Papa, den Onkel Fabian und — den Onkel Sebastian. Sechzehn Jahre war die unglückselige Gans alt, als ich ihr das Stadtleben zum ersten Mal zu schmecken gab und in meinem damaligen Stolz auf die Firma ihr mit Pelzmann und Compagnie und ihrem süßen bunten Geschäfte als dem Höchsten auf Erden vorrenommirte. Sie hob schon so ihre hübsche naseweise Nase über das Schielauer Volk empor, und eine feine geschickte Hand für unsere Künste hatte sie, das muß man ihr lassen. Da machte sie eines Tages heimlich ein Bündel aus ihren Siebensachen, ohne daß mein Gevatter eine Ahnung davon hat, und unser Herr Principal, unser Onkel Fabian, hat in großem Verdruß und schon damals gleich großer Beängstigung hinausfahren müssen, um dem Thomas anzuzeigen, wo sie geblieben war. Du lieber Himmel, wo hätte sie, da das nun einmal so sein sollte, wohl besser aufgehoben sein können als unter unseres Herrn Fabian und meiner scharfen Obhut und Aufsicht? Unser seliger Herr Lieutenant, der Herr Papa meine ich, hatte seinen fröhlichen, lachenden Spaß an der Geschichte und zog meinen Herrn Fabian häufig nur zu arg damit auf; aber unserem Herrn Sebastian war die Sache im Anfang recht widerwärtig, denn er hat sich nie viel aus dem Verkehr mit Schielau gemacht, weil er stets lieber sein Vergnügen und seinen Umgang unter den Herrschaften hier in der Stadt suchte. So wahr ich lebe, er ist es gewesen, der den tausendfältigen Verdruß, der aus dieser Affäre entstehen sollte, am schärfsten vorausgesagt hat. Vor zwanzig Jahren! vor mehr als zwanzig Jahren! O Fräulein, wie muß sich der Mensch nach Ablauf so langer Zeit besinnen, ehe er sich nur nothdürftig in seinen eigenen Schicksalen wiedererkennt! Wie muß der Mensch sich quälen, ehe er klein beigiebt und sich dreinfindet, daß er in dem Verlauf der Dinge drin steckt heute wie vordem und heute ebenso wenig herauskann wie vor einem Vierteljahrhundert! Tagtäglich haben sie sich da unten über den Hof geschoben bei Regen und bei Sonnenschein, und eine Generation ist der anderen gefolgt wie beim Bäcker die Semmeln, und Keiner hat viel darauf geachtet, außer bei der wöchentlichen Ablohnung: wer konnte es nun ahnen, daß der Teufel jetzt uns Eine drunter eingeschmuggelt hatte, die unser Herr Fabian sein ‚Wunderkind‘ nannte und der Herr Onkel Sebastian auch leidergottes! ... Vor fünfundzwanzig Jahren! O Fräulein, was würde das Ihnen heute

für eine Freude sein, Ihren Herrn Papa in seiner jungen, ehrlichen Pracht und Tollheit gekannt zu haben! Es gab gottlob keinen Zweiten wie ihn in der Stadt, sowohl was die Noblesse wie was das Kümmre mich nicht drum! betrifft. Und dazu wie ein Sohn zum Vater gegen unseren ersten, einzigen, wirklichen und wahrhaftigen Principal, unseren Onkel Fabian! Wenn uns Einer von dem Unglück hätte erlösen können, so wäre das unser lieber Herr Lorenz gewesen; aber, wie gesagt, unter einem Netz hatte uns der böse Feind allesammt, und so ist es doch wohl so am besten gewesen, daß Sie nicht damals bereits in der Welt vorhanden waren, um das mitzuerleben, Fräulein Constänzchen. O, es ist doch eben das schönste Wunder, daß wir Sie hier jetzt so sitzen haben, wie aus dem Blau über uns heruntergekommen in all unsere graue Trübsal, und daß ich hier so wie im Traum und Dusel auf Sie hereinreden kann. Aber auch daran ist ja im letzten Grunde die Schielauer Hexe schuld gewesen; denn sie allein war es doch zuletzt, die unseren Herrn Lorenz auf den Weg in den holländischen Dienst und uns hier in das Hinterhaus beförderte, und unseren Herrn im Vorderhause für sich nahm und ein, zwei tolle Jahre durch die Firma Pelzmann und Compagnie, das gute, ehrenhafte Haus, in der Leute Mäulern vertrat, wie es nie vorher gewesen ist und nimmer hoffentlich wieder sein wird. Es war unser Herr Sebastian, der ihr Unterricht hatte geben lassen in Allem, was dazu gehört, um ein schönes Mädchen zur Dame zu machen. Es war unser Herr im Vorderhause, der sie mit sich nahm nach Italien, von wo er dann allein zurückkam nach Hause und sie erst ein paar Monate später, und den Concurs unseres bürgerlichen guten Rufes einleitete, aus dem der Herr Papa erst in Batavia wieder aufgetaucht ist als ein nobler, ritterhafter, vermögensloser Kriegsmann und unser Herr Fabian hier in der Fadengasse als der Spott und das Vergnügen der Lumpen und Narren — der Attrapenonkel; und wiederum als das Vergnügen, aber auch die Rührung und Hochachtung aller wirklichen Menschen und Leute — Herr Fabian Pelzmann, der Attrapenonkel!"

* *
*

Wir brauchen es wohl nicht zu sagen, daß es doch ein Glück für Knövenagel war, daß der Attrapenonkel den confusen Kerl nicht dabei attrapirte, wie er seiner unschuldigen Nichte im Tone eines verunglückten getreuen Eckarts der Firma Pelzmann und Compagnie über die trivial frivole Nichtsnutzigkeit des Daseins doch nur neue Räthsel aufgab. Ihm das Handwerk gänzlich zu legen, war, wie wir Beide, den Herrn wie den Diener, jetzt allmälig kennen gelernt haben, freilich eine Unmöglichkeit.

Zitternd, mit auf den Knieen gefalteten Händen saß Constanze da, während draußen der europäische Herbstregen unaufhörlich niederrieselte, aus den Fabrikräumen und Sälen das Arbeitsgeräusch des großen Geschäftes von Neuem klang und die schwere Luft den schwarzen Braunkohlenqualm der beiden Schornsteine auf die Dächer und in die Höfe niederdrückte. Vergeblich versuchte sie es sich klar zu machen, wie viel von der dunklen Schuld, die über ihrem Namen und dem Hause ihrer Angehörigen liegen mußte, auf ihr Theil und unwissend Haupt und Gewissen fallen müsse. Selbst wie die Anderen gesündigt hatten, war ihr trotz Knövenagel lange nicht so klar, wie ein Untersuchungsrichter in ihm gegebenen Falle wohl hätte wünschen mögen. Was aber ihren armen seligen Papa und den Onkel Fabian anbetrifft,

so hat sie es heute noch nicht recht heraus, was deren liebe Häupter unter das Verhängniß ihrer Familie, Marianne Erdener genannt, so tief wie den Kopf des guten Onkels Sebastian und des armen Baas Thomas von der Schielauer Schaftrift niederbeugte.

Was ging es aber eigentlich auch sie an, auf wie feine und bürgerlich unangreifbare Weise der arme Onkel Sebastian es angefangen hatte, den Ruin des leichtsinnigen Reiterlieutenants Lorenz Pelzmann zu vollenden, um sich das Feld rein zu machen? Was konnte sie davon wissen, wie viel seines Privatvermögens der Onkel Fabian hergegeben und eingebüßt hatte, um den jüngsten Sohn der Firma mit möglichst intacter bürgerlicher Ehre aus dem Lande zu schaffen und in die königlich niederländischen Kriegsdienste zu bringen? Sie hatte kaum ihre holländisch-indische Mutter gekannt, so bald war dieselbe nach ihrer Geburt gestorben; ihr Leben in der tropischen Wildniß war mit der Ehrensalve, die über dem Grabe ihres Vaters abgefeuert worden war, verklungen wie ein Traum. Sie war aus der Fremde in eine fremde Welt hineingekommen, und ihre erste wirkliche Heimath hatte sie unter den Glocken von Sanct Michel in des Attrapenonkels Traumhaushalt gefunden. Wir können nur, wie wir angefangen haben, von ihren Angehörigen und ihr weitererzählen; es läuft doch wie ein feiner, lichter, silberglänzender Faden durch all das trübe vergangene und gegenwärtige Wirrsal, und wir tasten uns weiter an ihm wie das Kind.

Ein Phantasma hielt der kranke Mann im Vorderhause fest durch Tag und Nacht. Was für andere Trugbilder und Bilder des Wirklichen sich durch seine Seele drängen mochten, dieses stieg immer von Neuem wieder empor auf die Oberfläche und ließ sich nur auf kürzeste Momente hinunterdrücken. Fest, dann als ein grauenhaftes Schreckniß und dann wieder als einen süßen Trost hielt er es in seinem fiebernden Gedächtniß, daß neulich ein Kind, ein schönes junges Mädchen aus weiter Ferne her ins kinderlose Haus gekommen sei; und eine seltsame, höchst tragische Verwechselung und Verschiebung von Gegenwärtigem und Vergangenem fand dabei in seiner niedergeworfenen Seele statt. Es kam nicht immer ganz deutlich für die an seinem Bette Wachenden und Horchenden zum Vorschein, aber das Factum war doch da, daß er die Tochter seines auf Sumatra gestorbenen Bruders Lorenz mit einem Kinde verwechselte, daß wohl einige Jahre älter als Constanze Pelzmann gewesen wäre, wenn es noch gelebt hätte.

Das war der große Schrecken dieses Sterbebettes: Marianne Erdener hatte dieses gestorbene Kind auf dem Arm getragen! Es hatte schon aufrecht auf ihrem Arm gesessen und sein Köpfchen an ihre Schulter gelegt gehabt — in der Sommermondscheinnacht, in welcher sie mit ihm aus der Stadt nach Schielau durch den Wald, die schlafenden Dörfer, die Wiesen und das hohe Korn gegangen war. Am Schielauer Bach, mit den Händen im Schoße, allein sitzend, war sie dann am Morgen bei Sonnenaufgang, mit den Lerchen über ihr, von ihrem Vater gefunden worden, und bei den nachfolgenden Gerichtsverhandlungen hatte Herr Sebastian zugegen sein müssen vom Anfang bis zum Ende!

Ein Name war jenem kleinen, im Schlafe gestorbenen Mädchen noch nicht gegeben worden; aber in seinen Phantasien rief es jetzt der Kranke und nannte es bald angstvoll, bald schmeichelnd, bald wie zornig und bald in scheuer, furchtsamer Zärtlichkeit mit einem Namen, dessen Widerhall in der Nacht von den düsteren Wänden des Krankenzimmers

dem Attrapenonkel das Blut erstarren machte und die Haare zu Berge trieb.

„Constanze!“

„Beruhige dich, lieber Bruder,“ stammelte Herr Fabian, wie um sich selber sprechen zu hören. „Wir sind Alle da, und auch das Geschäft geht ungestört —“

„Alle! ... Wer ist da? ... Keinen will ich sehen als das Kind! ... Alle lügen sie, Alle, nach ihrer Art! Ich auch! aber nicht so dumm wie die Anderen alle! ... Nicht wahr, es war doch eine dumme, infame Lüge? Wie hätte das Wiesenrinnsal so hoch über solch ein groß erwachsen Mädchen hingehen können? ... Lächerlich! zum Verrücktwerden lächerlich! ... Constanze, Constanze? welch einen Namen du da mitgebracht hast! Meine Mutter hieß doch Johanne. Nicht wahr, Fabian, nicht wahr, Lorenz, unsere Mutter hieß doch Johanne? ... Eine Lüge war es; — das Wasser war es nicht, das dich versteckte. Komm her, fürchte dich nicht, Hübsche, Kleine, wo haben sie dich versteckt, um mich in das Geschwätz der Leute zu bringen?! ... Ich lasse dich nicht los — zwanzig Jahre Zuchthaus! — ich will es wissen, wo du so lange dich versteckt hast, bis Keiner dich mehr suchte. Es ist so viel Wasser in der Welt — weite Meere — bergetiefe See — über das Meer bist du gekommen, sagen sie; aber du weißt es, was dran ist, — du weißt es, daß du viel weiter her zurückkommst in die Welt, und willst mich nur wieder necken, wenn du dich wieder versteckst beim — Bruder Fabian — Pelzmann und Compagnie, — im Hinterhause. Ha, ha, der arme Kerl! der arme Narr! Senior der Firma? der Unmündige?! ... Komm, wir wollen gut von ihm reden, — er soll ja auch seinen Willen haben — sein Spielwerk; aber er soll dich nicht länger verstecken. Zwanzig Jahre! Gehörst du nicht mir, arme kleine Constanze? Auch er lügt, wenn er dir sagt, daß du vor zwanzig Jahren gestorben seist. Lache ihn aus — gehe nicht wieder hinein in die Nacht; ich gebe dir Alles, was ich habe, wenn du lebendig lachen willst, Kind, Kind, mein Kind!“

Nun wäre es wohl nicht mit rechten Dingen zugegangen und vor Allem hätte kein Weib und kein Knövenagel hülfreiche Hand an diesem bedauernswerthen Krankenbette leihen müssen, wenn nichts von diesen wirren, wunderlichen Worten in das Hinterhaus und das hübsche Nestchen, das der Attrapenonkel seinem Kinde darin zurecht gemacht hatte, hätte hinüberdringen sollen.

„O, laßt mich doch zu ihm, wenn er jetzt meinen Namen ruft!“ bat Constanze flehentlich. „Ich habe mich ja so lange danach gesehnt, daß auch er mich zu sich rufe und mich zu sich nehme, wie du, lieber, lieber Onkel Fabian, es gethan hast. Ach, was seht ihr mich so an und schüttelt den Kopf? ... Zu jung sei ich für solch ein schlimmes, böses Krankenbett? Ach, nein, nein, auch mein Papa war ja ebenso krank, und so viele von unseren armen Soldaten, und ich bin meiner Pflegemutter oft zu ihnen nachgegangen. O bitte, da er mich ruft, so nimm mich mit hinüber zu ihm, lieber Onkel Fabian!“

Wir wissen es, wie schwer es dem Attrapenonkel wurde, irgend einem Menschen irgend eine Bitte abzuschlagen; aber hier waren die Verhinderungsgründe doch stärker als sein Herz, und es hätte des peremtorischen Vetos des zu seiner Hülfe herbeikommenden Hofmedicus Baumsteiger's nicht einmal bedurft.

Herr Sebastian schrie doch zu seltsame Dinge in seinem Fieber und verwechselte zu sonderbar für eines Kindes Verständniß das Lebende mit dem Todten. Es sollte kein Schrei, kein lauter Ruf, nicht einmal ein kaum von den Wächtern ver-

nommener Seufzer sein, was endlich doch die Tochter der Firma Pelzmann und Compagnie zu dem wirklichen Chef der letzteren führte, ohne daß sie den Onkel Fabian und den Hofmedicus Baumsteiger um die Erlaubniß fragte.

Sie saß aufrecht in ihrem Bette in der nordischen Herbstnacht und hörte wieder dem Regen zu, dem Regen und dem Winde in der Nacht. Es war wohl noch eine Reihe heller, sonniger Tage gekommen, und man hatte um sie her von einem „recht schönen October" lobend gesprochen; aber nun näherte der Monat sich seinem Ende, und es war „eine häßliche Witterung im bitteren Ernste" geworden, und zu einem bitteren Ernst ward dem Tropenkinde allgemach mehr und mehr das Frieren in der Fremde und die Erinnerung an die heißen Tage und schwülen Nächte ihrer Heimathinsel.

Sie saß aufrecht und hatte die weichen, warmen Kissen und Decken so dicht als möglich um sich her zusammengehäuft und gezogen; aber sie fror doch, und ein Angstgefühl sondergleichen war in ihr. Trotz des Onkel Fabian's väterlicher Liebe kam sie sich in dieser Nacht wie allein in der Welt vor — in der sicheren, alten, guten Fadengasse verlassener als auf dem menschenvollen, fremden, gewaltigen, grimmigen, keuchenden, schnaubenden Meeresschiff, auf dem sie nächtlicherweile in ihrer Koje, auch so horchend und ihr Herz in unbestimmtem Bangen zusammendrückend, gelegen hatte.

Horch! Da war es wieder!

Was? Ach, wenn sie das hätte sagen können.

Es war die Stimme ihres Vaters, wie er wirr in seiner Todeskrankheit von seinem Vaterhause in der Hochstraße redete und nach diesem Hause heim verlangte. Es war aber auch wie des Onkel Fabian's Stimme, wenn er sie mit ihrem Namen rief; und es war Beides nicht. Wir haben es gesagt, daß in dieser Nacht kein lauter Ruf nach dem letzten Kinde der Firma Pelzmann und Compagnie von den heißen, zersprungenen Lippen des Kranken im Vorderhause drang.

Also war es nur eine Täuschung dieser schlaflosen Stunden, ein Trug, mit welchem die verständige, vernünftige Ueberlegung so vergeblich kämpfte wie die kleine Lampe in ihrer Alabasterglocke mit der rauschenden, gurgelnden, stöhnenden, seufzenden Finsterniß umher?!

Eine Täuschung und doch eine Wirklichkeit, eine Wahrheit!

Es ist die Gewalt gewesen, mit der wir Menschen auf dieser Erde nur mit übers Kreuz gefesselten Händen willenlos folgend oder — durch ein dummes Lachen und Achselzucken fertig werden. Das Fräulein hat es selbst nicht gewußt, wie es geschah, daß sie plötzlich mit nackten Füßen in der kalten deutschen Herbstnacht vor ihrem Bette stand. Sie hat ihrerseits mehrmals den Namen des Attrapenonkels wie sich zur Hülfe gerufen, bis die „vernünftige Ueberlegung" wieder so weit reichte, daß sie sich zuflüsterte: Der wird ja auch bei dem kranken Onkel Sebastian drüben sein. Knövenagel sagte es ja, als er mir gute Nacht wünschte und so mürrisch meinte, daß die Nacht wohl nicht gut werden würde.

Wie sich das ohne alle Zuthat des eigenen Willens machte für das Kind aus dem Sonnenlande! — mitten in der dunklen, fremden, kalten Nacht voll unbekannten winterlichen Geräusches! Der Frost schüttelt sie, während sie sich hastig beim Zucken der Nachtlampe ankleidet, aber sie fühlt ihn nicht mehr.

Wie eine Nachtwandlerin that sie Alles. So zündete sie eine Wachskerze an, und so schlich sie zu der Thür und horchte. So trat sie hinaus in den dunklen Gang und fuhr nur in einem kurzen Erschrecken vor ihrem Schatten an der Wand zu-

sammen und bog sich seitwärts. Dann aber zitterte der Leuchter in ihrer Hand nicht mehr, und sie schlüpfte gegen die Thür, welche des Attrapenonkels Reich gegen die Galerie schloß, die aus dem Hinterhause um die eine Seite des Gebäudevierecks, die Speicher entlang, zu dem Vorderhause führte. Seit Wochen war diese Thür nicht mehr wie sonst verschlossen und verriegelt und sperrte nicht mehr das Dasein der Fadengasse von dem der Hochstraße ab.

Es war ein rosenfarbenes Kerzchen in einer zierlichen silbernen Blume, welches dem gerufenen Kinde der Firma Pelzmann und Compagnie auf seinem Wege leuchtete. Unhörbar glitt die weiße elfenhafte Gestalt die schwarzen Wände entlang. Ein Fabrikwächter, der ihr so begegnet wäre, hätte sich wohl scheu weggedrückt: Gelobt sei Jesus Christ! Alle guten Geister! — aber gefürchtet hätte er sich wohl nicht vor diesem guten Geiste des Hauses ...

„Sie hätte sich den Tod bei der Geschichte holen können!“ rief später der Attrapenonkel mit feuchten Augen; doch der Hofmedicus brummte nur sein ewiges:

„Nicht todt zu kriegen!“

fügte freilich ziemlich verdrießlich hinzu:

„Daß Unsereiner trotz alledem dem Tod im Einzelnen kein Bein stellen kann und dem Gerippe den Nackenwirbel brechen, ist bekannt, seit der Asklepiaden Tagen die unversieglichste Quelle schlechtester Witze und keiner weiteren Erörterung bedürftig. Nun, im Ganzen, lieber Alter, konnte doch die Sache nicht behaglicher und beruhigender für alle Parteien zum Abschluß kommen.“

Dies war nachher; wir aber athmen noch immer schwer in jener regen- und windvollen Nacht, in der Doctor Baumsteiger wie gewöhnlich wohl das Ganze vor dem Verderben gesichert wußte, aber den einzelnen Patienten hinzugeben hatte, wie er ihm aus der Praxis herausgenommen wurde. Wir haben davon zu erzählen, so gut wir es vermögen, das heißt so einfach als möglich.

„Das Kind!“ rief Sebastian Pelzmann, sich aufrichtend auf seinem Bett, und empor fuhr auch der Onkel Fabian aus dem Lehnstuhl, in welchem er neben dem kranken Bruder gewacht hatte, das heißt aus tiefstem Schlummer, aus der Bewältigung durch höchste Abspannung und Ermattung. Wahrhaftig, es war das Kind, das neue Leben, welches den alten Stämmen wiedergekommen war, doch jedem der beiden Brüder auf eine andere Weise!

Da stand Constanze Pelzmann in ihrem weißen Nachtkleide, zitternd mit dem zitternden Lämpchen in der Hand, doch gerufen von dem Onkel Sebastian in seiner letzten Lebensangst und Noth.

Der Attrapenonkel streckte beide Hände aus — noch im Schrecken abwehrend und zurückwinkend; aber beide Hände streckte auch Herr Sebastian aus:

„Mein Kind! mein Kind! Laß mein Kind zu mir, Bruder! O, seht ihr, es war nur eine schlechte Lüge und liegt nur als eine schlechte, grausame Lüge bei den Acten, daß es umgebracht wurde! ... O, nun endlich! gieb mir die Hand — deine Hand, laß mich deinen Athem fühlen, mein Kind, mein großes, schönes, lebendiges Kind!“

Willenlos, mechanisch nahm Herr Fabian den silbernen Blumenleuchter aus der Hand seiner Nichte. Schon war sie neben dem Bette des Kranken, schon beugte sie sich über denselben — sie sahen einander in die Augen, und dann sagte der Onkel Sebastian:

„Es ist zu viel Lüge in der Welt. Ich habe zwanzig Jahre falsch gerechnet! ... Mein Kind, zwanzig Jahre durch habe ich mir selber vorgelogen und mir selber geglaubt, daß du gestorben seist. Nur dein Onkel Fabian hat es gewußt,

wie falsch ich unsere Bücher führte. Sieh', Bruder Fabian, sieh, das Kind lebt!" ...

Herr Sebastian Pelzmann starb in dieser Nacht, aber er hatte keinen schlimmen Tod. Die Illusion hielt vor bis zum Ende, und er hatte seine Freude an seinem Kinde und sprach viel von dem, was er für sie thun wollte. Wagen und Pferde wollte er für sie halten, und so sprach er ihr noch von mancherlei anderen Sachen, zum Beispiel von ihrer Mutter, und da that es gar nichts, daß seine Stimme allmälig wieder immer unverständlicher wurde und somit auch seine Nichte in der Täuschung blieb, er rede wirklich von ihrer armen auf Sumatra begrabenen Mutter.

Herr Fabian Pelzmann mischte sich nicht darein. Er war über Alles weg: über die Furcht vor möglicher Ansteckung des Kindes durch die tückische Krankheit wie über die Sorge, daß hier etwas gesagt werden könne, für welches das Kind zu jung sei. Auch Hofmedicus Baumsteiger, den Knövenagel gegen ein Uhr Morgens noch einmal holte, sprach nicht drein. Er gab nur fünf Minuten nach zwei Uhr das letzte Wort ab:

„Nicht todt zu kriegen! ... Morgen früh werde ich jedenfalls nach der Kleinen sehen, Fabian. Weine nicht, mein Mädchen, bist mein gutes Kind und hast deine Sache brav gemacht! ... Wir wären wirklich ohne sie nicht so glatt über den Fall weggekommen, und nun bitte ich auch dich, lieber Alter, dich nicht mehr, als unbedingt nöthig ist, aufzuregen. Uebrigens — quelle attrape! Du selbst hättest dies nicht besser machen können als unser Herrgott!

* * *

„Fabian Pelzmann in Firma Pelzmann und Compagnie."

Schon um acht Uhr am Morgen hatte der Attrapenonkel diese Unterschrift abzugeben. Er schrieb sonst seinen Namen mit einem feinen, sicheren Schnörkel, doch diesmal brachte er weder den Namen noch den Schnörkel mit dem gewohnten charakteristischen Schwunge zu Stande, und auch die Hand des ihm gleichalterigen Buchhalters, der ihm die erste Post des Tages in das Comptoir des Bruders brachte, rauschte und knitterte mit den Papieren wenig geschäftsmäßig.

„Also Sie wieder! Herr ... Herr! Und wieder definitiv! Ist es denn möglich? ... O, Herr Fabian — ich bitte gehorsamst um Verzeihung; aber es ist wirklich uns Allen noch wie ein Traum. Unser Herr Fabian Pelzmann in Firma Pelzmann und Compagnie!"

„Es ist leider eine Wahrheit, alter Freund. Geben Sie mir Ihre Hand und helfen Sie mir in alter Treue, lieber Schulze. Sie müssen nun sehen, wie Sie von Neuem wieder mit mir — mit mir allein fertig werden."

Herr Schulze zog seine Feder mechanisch hinter dem Ohr hervor und zog vor sich einen Strich durch die Luft und wie über eine lange Reihe von Jahreszahlen. Er griff erst nach dem Schreibtisch des in der vergangenen Nacht verstorbenen Herrn Sebastian, dann nach der nächsten Stuhllehne und zuletzt nach dem Thürpfosten, als er das Comptoir wieder verließ:

War es denn wirklich so? Und kein Protest des Verewigten gegen diesen — Wechsel auf Sicht mehr denkbar?

Nein. — Und während das große Geschäft die große tragische Neuigkeit nach der Art eines solchen vielköpfigen, vielgegliederten Organismus hin und her bewegte, bekopfschüttelte, beachselzuckte, bephilosophirte, kurz sie langsam verdaute, schritt auf dem Wege von Schielau durch den tröpfelnden Wald in den dichten Nebel, der über der Stadt lag, der

Schäfer Erdener aus Schielau hinunter und stand um zehn Uhr vor dem Thore des Zuchthauses.

In seinem Sonntagshabit. Wie um einen Kopf gewachsen. Mit einem Gesicht wie aus Eisen!

Wir haben ihm einmal ein Covenantergesicht zugetheilt, nun aber finden wir eine andere bessere oder — schlimmere Aehnlichkeit und vergleichen ihn dem florentinischen Mann, den die guten Bürger, die Frauen mit Kindern auf dem Arm, die jungen Mädchen und die Kinder scheu einander zeigten: È stato all' Inferno! Sieh, das ist der Mann, der in der Hölle gewesen ist!

Wahrlich, obgleich er nur von den nahrhaften Ackerfeldern, den Triften und Wiesen von Schielau kam, in der Hölle wußte auch dieser hagere, unbewegliche, greise Mann Bescheid, und zwar ohne daß er von einem überirdischen Führer durch ihre Schrecknisse geleitet worden war.

Und es hatte nunmehr nicht den mindesten Anstand, daß sie ihm seine Tochter zurückgaben. Die größesten, gewaltigsten, schlimmsten und besten Angelegenheiten, Geschäfte und Ereignisse werden ja fast immer so einfach abgemacht oder wickeln so sich ab, daß man kaum darüber sich Rechenschaft zu geben vermag und daß, wer das thun will, nur zu häufig in einem neuen Schauder sich der Gleichgültigkeit des unbewegten Weltenauges gegenüber findet.

Es hatte kaum eine nennenswerthe Ceremonie stattgefunden. Alles war in der Ordnung — zwanzig Jahre hingegangen vor Dem, vor welchem Jahrtausende wie ein Augenblick sind; — Gerechtigkeit war gehandhabt, Buße gethan und Marianne Erdener frei. Dabei hat man denn wohl überall einen Provinzialausdruck für jenes Wetter zwischen Nebel und Regen, welches in dem Menschen stets jenes Frösteln zuwege bringt, das ihn bei weitem unangenehmer drücken mag als der bitterste Frost: der Vater und die Tochter standen darin vor dem wieder hinter ihnen zugefallenen schweren Thor, unter den blätterlosen Bäumen der Landstraße, und Marianne Erdener schielte empor und sah sich nun in ihrer Freiheit — zum ersten Mal.

Kurzverschnittenes greises Haar unter einer grauen Haube — ein zu schnellem Athemholen geöffneter lippenloser Mund — Augen gleich denen eines durch die Peitsche gebändigten wilden Thieres und — ein Lächeln um den zahnlosen Mund und in den scheuen Augen — ein Lachen des Hasses, des Triumphes und der Angst.

„So? ... Also so sieht die Welt heute morgen aus! ... Kalt, kalt und schmutzig. Was soll's nun werden, Alter? ... Sie haben mich verwöhnt da drinnen, und ich spüre keine Lust, eine Ewigkeit hier zu stehen in der Nässe und in den niederträchtigen grauen Sack da über uns hinein zu starren."

Das Weib sprach das mit einer rauhen heiseren Stimme; aber noch viel heiserer klang die Antwort des Vaters:

„Komm. Du weißt es, daß ich ein Dach und einen warmen Ofen für dich habe."

Sie lachte wieder; aber er ging fort, ihr voran, und sie folgte ihm wie ein böser Hund, blieb aber noch einmal stehen und fragte:

„Was will der Köter? Gehört er zu dir, daß er mich so anschnuppert? So zuthunlich thäte er mir wohl nicht, wenn es deiner wäre?!"

„Es ist meiner. Pilgram heißt er. Komm nur fort."

Er ging weiter mit gesenktem Kopfe, sie aber mit zurückgeworfenem. Sie summte höhnisch im Gehen vor sich hin. Aber von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf den Hund ihr zur Seite, und als derselbe ihr wieder die niederhängende Hand mit

der feuchten Nase anstieß, tätschelte sie ihm einen Augenblick den Kopf, sich niederbeugend, fuhr aber sofort wieder grimmig in die Höhe, als der Vater sich gerade jetzt nach ihr umsah.

Der Schäfer Thomas that das dann nicht eher wieder als am Anfang der ersten wirklichen Straße der Stadt, wo er zu seinem Schrecken merkte, daß sie weit hinter ihm zurückgeblieben war. Vor der ersten Anschlagssäule stand sie, auf die mannigfachen weißen und bunten Zettel und Placate mit den Ankündigungen, Aufrufen und Vergnügungen des Tageslebens starrend. Er aber war wieder an ihrer Seite, legte ihr mit einem eisernen Griff die Hand auf die Schulter und riß sie herum:

„Was soll das? ... Einen Spiegel habe ich dir auch in deine Stube gekauft. Aber komm nur; wir treffen auch wohl schon unterwegs auf einen in einem Ladenfenster.“

Sie griff auf ihrem Haupte wie nach einem Kopfputz, faßte aber nur das kurzgeschnittene Haar unter der grauen Haube. Da stöhnte sie leise und folgte willenlos und nun auch mit niedergeschlagenen Augen, bis jetzt der Vater stehen blieb und über die Straße deutete.

„He?“ fragte sie.

Er deutete noch einmal, und nun verstand sie, was er meinte. Sie rannte, stürzte über den Weg und that einen gierigen Blick in das Glas im hohen Goldrahmen hinter dem Schaufenster, — seit zwanzig Jahren den ersten Blick auf ihr Spiegelbild, und stieß einen gellenden Schrei aus, der Jeden in der Nähe zum erschreckten Auf- und Umsehen brachte. Sie sank in sich zusammen, ein häßliches, krankes, gebrochenes, irrsinnig stierendes Weibsbild — so faßte sie nach dem Rockschoß des alten Vaters und hielt sich an ihm und sah nicht mehr auf und sich um auf ihrem ferneren Wege durch die Stadt.

Sie verschwinden uns in dem Nebelgrau und Menschengetriebe der inneren Stadt, und wir wenden uns zurück gegen das „Trauerhaus“, das heißt zu der Firma Pelzmann und Compagnie. Da war das Getriebe im Gange, als ob nichts geschehen sei. Dem Anschein nach ging das bunte Handwerk auch ohne den Herrn Sebastian ohne Stockung seinen Weg. Die Räder rasselten, die Dämpfe schnoben, alle Transmissionen thaten ihre Schuldigkeit, die Formen gingen von Hand zu Hand, von Maschine zu Maschine. Ganz wie gestern nahm jedwedes Product Gestalt, Farbe und Geschmack an zum Genuß oder Vergnügen der Welt. Das Einzige, was aufhielt an dem arbeitsvollen Geschäftstage, waren die vielen Besuche, die dem stillen Mann im Vorderhause galten, von Herrn Fabian empfangen werden mußten und keine Geschäftsbesuche waren. Eine ziemliche Stütze hatte er dabei an dem Hofmedicus, der mehr als einen seiner „Amateurpatienten“ und vor allen anderen zuerst Ihro Hoheit Prinzeß Gabriele Angelika „auf morgen verschob“, um sich so viel als möglich dem Attrapenonkel zu widmen und ihm glücklich und mit möglichst intacter Zurechnungsfähigkeit in den „stillen Abend, das nach solchem Troubel und Embrouillement in der That ganz gemüthliche Hinterhaus und in den Schlafrock und die Pantoffeln“ hineinzuhelfen.

Es war trotz Hofmedicus Baumsteiger eine große Erlösung für den Onkel Fabian, als dieser stille Abend endlich gekommen war und er ohne den medicinischen Hausfreund nach einem letzten Blick in das Sterbezimmer und einem letzten Wort an den von dem Hofmedicus in dasselbe gesetzten Wächter durch die nunmehr auch schweigenden Fabrikräume und Höfe sich wieder in sein eigen Reich im „Hinterhause“ zurückziehen durfte.

Nun waren sie unter sich und blieben

dicht zusammen, und selbst Knövenagel ging an diesem Abend nur auf den Zehen um den Principal und das Fräulein herum, und wenn er ein Wort in ihr leises Gespräch einwarf, so war das mehr als sonst wirklich zum Zweck. Im Innersten der Seele aber gab es an diesem trübsalsvollen, wirren Tage keinen vergnügteren Menschen unter dem Dache von Pelzmann und Compagnie als eben diesen Knövenagel. Ihm war es wahrlich keine Kunst, milde und sanft zu sein, aber eine sehr große, sich zu mäßigen in seinem Behagen und nicht alle fünf Minuten in ein jubilirend Triumphgeheul auszubrechen. Daß er sich alle Augenblicke mehr oder weniger verstohlen die Hände rieb, war auch nicht recht schicklich, aber doch bei weitem jeder lauten Aeußerung seiner Gefühle durch Wort und Ausruf vorzuziehen:

„Aha, ahm — i, siehst du! Na, na — puh, — na nur stille, Knövenagel! Anhalten, Knövenagel! Holzaffe! ... Uh ja, dieses heiße ich doch endlich mal einen Trauerfall, wie er von Rechtswegen eigentlich immer sein sollte! ... Lederaffenvisage! ... Also wirklich? Mäßigung, Knövenagel, in ei—nem — Trau—er—hau—se! I bitte, sehen Sie jetzt gefälligst doch einmal, Herr Sebastian Pelzmann! Also doch 'n Bischen beizugesetzt?! Ja, ja, ja rrrrrrm!" — —

„Mein armer Bruder," seufzte währenddem der jetzige einzige und wieder wirkliche Chef des Hauses. „Nun bist du, mein Herz, von Rechtswegen unser Aller Herrin. Er hat dich als sein Kind gerufen und somit als seine Erbin eingesetzt, wenn auch nicht mit Worten und schriftlich und vor anderen Zeugen als uns Beiden und Knövenagel im Nebenzimmer —"

„Ich will nichts, als daß du mich bei dir behältst, wie du mich bei dir aufgenommen hast, du lieber Onkel Fabian!" schluchzte das Kind. „O, und er hat mich ja auch doch nur für eine Andere gehalten!"

„Für eine Andere!" murmelte der Attrapenonkel schaudernd und zog das junge Mädchen fester an sich. Mehr zu sich als zu Constanze sprach er dann: „Da hatte Baumsteiger Recht. Ein großes, mildes Wunder war dies, und ein so feines, daß wohl kein Menschenwitz darauf kommen konnte, sondern nur das Menschenschicksal selbst. Kind, dereinst wirst du es besser fassen als heute, wie freundlich gegen deinen armen Onkel Sebastian sein Schicksal durch deine Hülfe gewesen ist. So weit übers Meer bist du dazu hergeführt, und er kannte dich nicht; und sieh, es war nicht das Rechte, daß ich einmal gemeint habe, nur meinetwegen — zu meinem Glücke allein seist du zu uns gekommen — zurückgekommen zu deines armen Vaters Hause. Was half es ihm, daß er sich gegen dich wehrte? was half es mir und dem Doctor Baumsteiger, daß wir dir verboten, zu uns in das Vorderhaus zu kommen? Durch die kalte, dunkle, stürmische Nacht mit deinem Lämpchen in der Hand mußtest du deine Sendung vollenden, dem Onkel Sebastian einen sanften Tod zu geben. Du bist wahrhaftig die einzige und rechte Erbin der Firma Pelzmann und Compagnie!"

Wie ein Besessener nickte Knövenagel hinter dem Paar sein absolutes Einverständniß mit den Worten des Attrapenonkels.

„Stimmt ausnehmend!" brummte er. „Und dann suche man mir mal Einen, der es besser in Worten, in Chokolade und Zucker ausdrücken könnte als unser Herr Principal! Welch ein Attrapenesel von Zucker und Chokolade und was für ein Vomitivus wärest du, Knövenagel, wenn du ihn jetzo in diesem Moment an die andere niederträchtige Erlösung aus der Knechtschaft auf diesem Attrapenerdball erinnertest — nämlich an unsere Mamsell Erdener!"

Der Tropf hatte leider nur das letzte Wort zu laut von sich gegeben. Er konnte wirklich nichts dafür; aber Herr Fabian Pelzmann ließ das Kind frei aus seinen Armen, fuhr herum und blickte wie erstarrt auf den Schwätzer.

„Großer Gott — das ist das Datum!" stammelte er dann. „Gütiger Gott, und ich habe das ganz vergessen!"

Der getreue Knecht, da er sich leider die Zunge nicht vor der Katastase dieses Capitels abgebissen hatte, gebrauchte sie jetzt in seiner Weise weiter:

„Holzaffe!" schnarrte er wüthend. „Zum Henker, der Selige hatte Recht mit jeder Betitelung, die er mir im Verlaufe seiner Existenz aufgelegt hat und meinetwegen noch fünfzig Jahre länger für mich in seinem Complimentirbuch aufschlagen möchte. Uh, ich Stallesel, ich Devisenrindvieh! Ja, ja, Herr Pelzmann, weil ich denn einmal solch eine elende Jammerfratze gewesen bin: heute Morgen hat sie der Alte abgeholt aus ihrer Zurückgezogenheit, und ich bin ihnen in der Stadt begegnet, als mich der Herr Hofmedicus nach dem Pumpfünäber schickte!"

* * *

Wenn man aus dem Studium der Weltgeschichte dann und wann nur die Erfahrung heimbringt, daß Manches, wofür viele Leute Leib und Seele geben, am Ende kaum des Sehnens und der Mühen werth war, so tritt uns eine ähnliche Erfahrung noch deutlicher aus den Geschichten des persönlichen Alltagslebens entgegen. Vorzüglich wird dieselbe uns dann zu Theil, wenn man so im Zuge der Honoratioren hinter einer ehrenwerthen, stadtbekannten Leiche mit einherzieht und sein eigen Gedankenspiel unterbricht, um auf das zu achten, was die Mitwandernden vor, hinter und neben uns über den verschlossenen Mann, der die Procession führt, zu sagen haben.

Und das Sonderbarste ist, daß das Interesse an dem stillen Zugführer im Verhältniß zu der Höhe der Summen und der Ausdehnung der Besitzthümer, die er hinterlassen hat, abnimmt und sich den Erbberechtigten zuwendet! Ich wenigstens bin noch hinter keinem wohlsituirten Leichnam hergetrabt, der nicht in der Unterhaltung des Trauergefolges (natürlich die nächsten Angehörigen ausgenommen) schon gänzlich die Nebensache bei der höchst würdigen Ceremonie gewesen wäre.

Nun war an dem wiederum recht nebelgrauen Morgen, durch welchen der Leichenconduct Herrn Sebastian Pelzmann's von der Firma Pelzmann und Compagnie mit Fußgängern und Kutschen sich hinbewegte, ganz außergewöhnlich lebhaft von den Erben die Rede: Herr Sebastian mußte also wohl als ein für die örtlichen Verhältnisse sehr wohlhabender Mann das Zeitliche gesegnet haben, um derartig zur Ventilirung der Frage: Wer hat nun was davon? Anlaß zu geben.

„Es ist nur der Attrapenonkel da vorn, so viel ich weiß, noch vorhanden von der Familie."

„Ja wohl, der drollige Kauz! und dann, wenn ich nicht irre, ein Kind — eine Tochter des jüngsten Bruders — Sie erinnern sich — des tollen Menschen, der vor circa zwanzig Jahren hier eine ziemlich wilde Rolle spielte, den gutmüthigen und stets etwas beschränkten ältesten Bruder in große pecuniäre Verluste hereinzog, aus der Gesellschaft verschwand, in der Ferne verduftete und — was weiß ich! — vor Kurzem in Indien — englischen oder niederländischen Diensten als militärischer Abenteurer untergegangen ist."

„Es war der Selige, der damals an die Spitze des Geschäftes trat. Wirklich

ein ausgezeichneter Geschäftsmann, ein Mensch von enormer Energie —"

„Bitte, erwähnten Sie nicht eben eines jungen Mädchens? Bei den jetzigen Umständen ist mir das wirklich ungemein interessant."

„Hm, hm, alter Schäker, in der That vielleicht eine recht passable Partie, wenn auch leider nicht mehr für uns, Herr Senator! Ja, die Sache verhält sich so; in diesem Frühjahr hat man die junge Dame, so zu sagen, nackt — wenigstens vollständig mittellos von Singapore herübergeschickt. Erinnern Sie sich doch, wie der Selige einige Male en petit comité (wir haben wirklich recht angenehme Stunden bei ihm und mit ihm verlebt) seinem Herzen in seiner Weise über die Sache Luft machte."

„Sie haben Recht; aber es geht Einem selber stets so Vieles durch den Kopf, daß man wirklich nicht im Stande ist, alle diese Privataffairen selbst seiner besten Freunde drin in conto corrente zu halten. Sie haben vollkommen Recht; da war ja die höchst amüsante Fahrt unseres trefflichen und wirklich im besten Sinne singulären Attrapenonkels nach Frankreich —"

„Onkel Fabian's Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich!" lächelte hinter dem weißen Taschentuche ein literarisch angehauchter Leidtragender. „Nach Marseille, um die Kleine vom Schiff abzuholen und sie wie ein echter rechter Märchenonkel richtig möglichst hermetisch bei sich in seinem bizarren Hinterhause zu verschließen. Die Geschichte hat jedenfalls jedem Anderen in der Stadt mehr Spaß gemacht und Sympathie erregt als unserem armen stillen Freunde — da vorn."

„Hat sich auch später wenig genug um dieses in der That ganz hübsche kleine Mädchen aus der Fremde gekümmert; und die Zuneigung zwischen den beiden Brüdern ist gerade nicht durch die Affaire gestiegen. Ein angenehmes Verhältniß zwischen ihnen war's ja nie."

„Ein Testament hat der Verstorbene nicht hinterlassen?" fragte Jemand ein wenig mehr auch „da vorn" im Zuge über die Schulter, und man zuckte, so weit die Frage gehört wurde, die Achseln und gab sie weiter.

„Baumsteiger würde wohl am besten Auskunft darüber geben können," meinte dann Jemand, „aber momentan ist nicht an ihn zu appelliren. Da vorn geht er mit dem alten Fabian. 's ist merkwürdig, wie den guten Menschen, den jetzigen Pelzmann meine ich, der Todesfall angegriffen zu haben scheint. Manch Einer an seiner Stelle würde unbedingt sicherer auftreten und des Hofmedicus Arm nicht so nöthig haben."

„Ich par exemple. Ich gestehe das ganz offen!" dachte freilich manch Einer im Zuge, wenngleich er es nicht laut äußerte; unsere Aufgabe aber ist es gottlob nicht, Herrn Sebastian Pelzmann ganz bis nach dem Kirchhofe hinaus zu begleiten und den munteren Experten und Praktiker und den melancholischen „Gescheidtle" bis zu dem so sehr ernsten: Von Erde bist du genommen u. s. w. weiter zu agiren. Es ist auch, wie wir vernommen haben, auf dem Friedhofe nichts Neues passirt, und auch der geistliche wohlmeinende Herr, der von der „Familie", das heißt dem Hofmedicus Baumsteiger mit der Leichenrede beauftragt worden war, hat dergleichen nicht vorzubringen gewußt. Unsere Pflicht und Schuldigkeit ist es, mit den Lebenden weiter zu gehen, und da haben wir dem Haupterben der Firma Pelzmann und Compagnie, unserem Herrn Fabian, still auf einem zweiten sehr schweren Gange an diesem Morgen zu folgen.

Von dem Kirchhofe weg hat der Attrapenonkel diesen Gang gethan. Er

hatte das Trauer- und Ehrengeleit sich zerstreuen und die Kutschen davonfahren lassen und von Neuem den Arm des Hofmedicus genommen, jedoch nur bis in die Mitte der Stadt zurück, welche letztere er ziemlich in ihrer ganzen Ausdehnung zu durchkreuzen hatte, um die Sanct-Georgen-Vorstadt zu erreichen.

„Thu mir den Gefallen und sieh bei meinem Kinde vor und sag ihr, daß ich bald zu ihr zurückkommen werde."

Der Hofmedicus, der, ohne daß man es ihm mitgetheilt hatte, wußte, wohin der Freund jetzt noch ging, nickte:

„Gern. Hätte das auch ohne diese Mahnung besorgt. Hast du übrigens deine Adresse jetzt genau?"

„Durch Knövenagel seit längerer Zeit. Er hat nach seiner Art hinterrücks dem Vater, der meine Hülfe nicht angenommen hätte, geholfen, der Unglücklichen ihren jetzigen Zufluchtsort einzurichten."

„Gut," sprach Baumsteiger. „Unter allen Umständen erinnere dich, daß ich auch dort mit meinem Motto gern und zu jeder Zeit einzutreten bereit bin."

„Nicht todt zu kriegen!" seufzte der Attrapenonkel mit einem trüben Blick zum trüben Himmel.

„So ist es!" sagte Baumsteiger, dem Freunde die Hand auf die Schulter legend. „Bei Allem, was unter der Erscheinung liegt, es verhält sich so!"

Damit winkte er der nächsten Droschke und fuhr ab. Zuerst nach der Fadengasse, sodann nach Hause zu einem behaglichen Garçon-Dejeuner und sodann in eigener Equipage von Neuem auf die Praxis.

Beiläufig: er ließ nie seinen wohlbekannten Doctorwagen in einem Trauerkutschengeleit mitfahren. Eine Kutsche mit ihrem prinzeßlichen Wappen aber hatte Hoheit Gabriele Angelika sehr anständigerweise hinter ihrem abgeschiedenen Hof- und Leiblieferanten drein geschickt.

Durch Knövenagel hatte Herr Fabian Pelzmann die jetzige Adresse des Schäfers Erdener aus Schielau in Erfahrung gebracht; aber in dem Theile der Stadt, wo derselbe nunmehr ein Unterkommen für sich und seine Tochter gefunden hatte, wußte der Attrapenonkel schon seit langer Zeit recht gut Bescheid. Es war der ungemüthlichste der ganzen Residenz, und er, der alte Tausendkünstler in Zuckerwerk und Chokoladewundern, hier, im Lächerlichen sowohl wie im Tragischen, auf mehr denn eine seiner besten Ideen fürs Geschäft gekommen. Damit hing selbstverständlich aufs innigste zusammen, daß er auch hier „seiner Studien wegen" stets mit den Taschen voll Süßigkeiten aus diesem Geschäft als lebendiger Weihnachtsmann aufgetreten war; aber heute brachte er nichts von dergleichen mit (wie er glaubte), sondern nur sein volles gutes Herz, eine große Angst vor dem alten Thomas und ein ganz und gar überflüssiges Gefühl von Schuldbewußtsein, wie es stets von Neuem den Unschuldigsten in dieser Welt auferlegt wird, um ihnen den Schlaf und den Appetit zu verderben und sie daran zu hindern, zu — übermüthig auf dieser fröhlichen Erde zu werden.

Der Alte von der freien Haide, der Schäfer des Schielauer Amtmanns, hatte das städtische Unterkommen für seine Tochter in wahrhaft raffinirter Weise sich ausgesucht. Obgleich eine Vorstadt der Residenz, gehörte Sanct Georgen nicht zu den jüngsten Theilen derselben. Es war das eigentliche Quartier der Fabriken und hohen Schornsteine und jedenfalls das der schwärzesten, feurigsten, qualmendsten und lärmvollsten Menschenarbeit. Aber in dem Lärm und Gewirr gab es stets einige todte Punkte, nämlich da, wo irgend ein großes Etablissement zu Schaden gekommen war und eine Firma nicht nur ihre Thätigkeit, sondern

auch ihre Zahlungen hatte einstellen müssen. Zu einem solchen momentan erloschen wüste, still und öde liegenden Fabrikkrater führte der schwere Weg des Onkels Fabian und endete zuerst auf einem dunklen schwarzen Hofe, wo schwarzes Gras kümmerlich sich zwischen den Pflastersteinen durchdrängte. Mit allerhand Schmiedearbeit mußte dieses bankerotte Wesen zu thun gehabt haben, als es noch lebendig war. Aber die Herdfeuer in den Werkstätten rund um den Hof waren schon seit einigen Jahren erloschen. Nur einige rostige Eisenstangen lehnten noch an einer Wand, und einige ebenso verrostete Zahnräder lagen in einer Ecke, überwuchert von den Nesseln und dem gespenstischen Grase.

Aber auf der thürlosen Schwelle einer der leeren dunklen Schmieden saß der Hund Pilgram aus Schielau, mit trübselig gesenktem Kopfe, wie Jemand, der auch nicht hierher gehörte; und an ihm vorbei und durch die wüste Werkstätte, eine geschwärzte Treppe hinauf, führte der Weg zu seinem Herrn, dem Schäfer Thomas Erdener aus Schielau.

Trotzdem, daß das Thier den Attrapenonkel ganz gut kannte, knurrte es ihn doch träge-mürrisch an und gab ihm erst auf eine wiederholte freundliche Anrede Raum zum Passiren. Herr Fabian Pelzmann hielt sich nicht so lange, wie er es unter anderen Umständen wohl gethan hätte, auf bei dem treuen, wie sein Herr nur an die Freiheit, die Sonne, den *reinen* Nebel, den Wind der Haide und Feldtrift gewöhnten Gesellen. Er trat in die verlassene Werkstatt und fand im Hintergrunde die Treppe, die sonst wahrscheinlich in die Wohnung eines der Werkmeister geführt hatte und jetzt zu dem Versteck des ungläubigen Thomas und seiner verlorenen Tochter hinaufleitete. In der Finsterniß des engen Vorplatzes stand er einen Augenblick still, mehr um sich zu fassen als um sich zu orientiren, denn aus seiner eigenen Geschäftsherrschaft und seinem guten milden Herzen heraus wußte er ganz genau, wo die Thüren zu dem Volke, das mit seinen Händen zum Fortbestand der Welt hilft, zu suchen sind nach Ueberwindung solcher Treppen.

Aber auch sein Gehör hätte ihm diesmal schnell geholfen, die Richtung nicht zu verfehlen. Eine heisere Weiberstimme sang, und dem Gesang war nicht gut lange zu horchen. Mit ängstlichem Finger klopfte Herr Fabian, das Lied brach ab und einen Moment später stand er, ein Trostbringer, der nichts weiter als sich selber bringen konnte und auch dies nur auf die Gefahr hin, kalt-grimmig zurückgewiesen zu werden, inmitten dieses schlimmen Haushaltes, der hier unter so trostlosen Verhältnissen eingerichtet worden war.

Der Vater hob sich von dem kleinen Kochherde, neben welchem er gesessen und Kartoffeln geschält hatte, empor, in der That, wie um einem ungeladenen Eindringling entgegenzutreten. Marianne blieb lässig auf dem Bettrande sitzen, bis sie den Eintretenden erkannt hatte, worauf sich etwas begab, was im Grunde sehr schrecklich war, obwohl es auf jeden nicht Eingeweihten nicht diesen Eindruck gemacht haben würde.

Vor allen Dingen — sie erkannte Herrn Fabian Pelzmann! Nach zwanzigjähriger Einsperrung im Zuchthause, und nachdem sie Beide um so viel älter geworden waren und manches Jahr von diesen zwanzigen in der schweren Lebensspinnarbeit auch für Herrn Fabian doppelt gezählt werden mochte, erkannte sie ihn sofort wieder!

Und sie stieß einen Schrei aus. Nicht wie ein Weib, das erschrickt, Angst hat oder sich freut, sondern wie ein albern Frauenzimmer, das bei der Toilette über-

rascht wurde und sich ziert. Dann sprang sie auf von ihrem Sitze und that dem Besuch zwei Schritte entgegen, machte ihm eine Verbeugung, die man sich nur von einem Schleppenrauschen umgeben vorstellen konnte, und riß sich wie ein zorniges widerspenstiges Kind von der Hand ihres Vaters los, die ihren Arm gefaßt hatte, um sie auf ihren Sitz zurückzuziehen — zurückzuschleudern.

Mit einem kreischenden Lachen sah sie triumphirend auf den Greis und dann knixte sie zum zweiten Mal vor dem Attrapenonkel und rief:

„Endlich, Herr Pelzmann! Haben wir endlich das Vergnügen? ... Aber weshalb ist der — Andere nicht gleich gekommen zur Visite? ... Hat er wieder Furcht vor mir? hat er Sie geschickt, Herr Fabian? ... O, wie hab' ich auf ihn gewartet und mich nach ihm gesehnt! ... Ah, nun glaube ich endlich, endlich daran, daß ich wirklich meine Freiheit wieder habe! ... Er hat Furcht vor mir gehabt, als ich mich nicht rühren konnte, als ich in der Gefangenschaft saß; aber nun weiß er's und ich auch, daß ich frei bin! Frei! frei! ledig! ... Und da er aus Furcht nicht selber gekommen ist, will ich jetzt gleich mit Ihnen zu ihm gehen, Herr Fabian. Sie sind immer besser gegen mich gewesen als sonst irgend ein Mensch. O, und ich schäme mich gar nicht, mit Ihnen über die Straße zu gehen. Er wird mich nun zu sich nehmen, wie es sich gehört, und wenn er sich sperrt, schicke ich ihm allnächtlich unser Kind. Ich habe es durch alle Mauern zwanzig Jahre lang als meinen Trost gewußt, daß er Furcht hat vor seinem Kinde, seinem Kinde, und Sie wissen das auch, lieber, bester Herr Pelzmann, und haben ihm deshalb diesen ersten Weg zu mir in Ihrer alten närrischen Herzensgüte abgenommen, — und einen Wagen haben Sie gewiß vor der Thür, denn anständig, anständig müssen wir jetzt sein, und ich will gewiß, gewiß nichts thun, was den Anstand verletzt. Ich habe darüber nachgedacht und mich gebessert zwanzig Jahre lang, und zwanzig Jahre am Spinnstuhl machen Einen wohl fein, fein und ergeben; nicht wahr, mein lieber, lieber Herr Fabian?! Fein und geschickt zum Umgang mit den feinsten und geschicktesten Leuten! Eine Kutsche haben Sie mir gewiß, ganz gewiß mitgebracht, Sie guter, überkluger, närrischer Herr Fabian, nicht wahr?! O, ich will auch ganz gewiß nicht wieder so dumm über Sie lachen wie früher — wissen Sie wohl noch?“

„Großer Gott, weiß sie denn noch nichts, Erdener?“ murmelte der Attrapenonkel, schaudernd über die Art, wie sie schen und leise, während sie das Uebrige hastig hervorsprudelte, dem todten Bruder mit dem todten Kinde drohte.

Der Schielauer Schäfer zuckte nur grimmig die Schultern und sagte:

„Was sollt's nützen, ihr es zu erzählen oder ihr das Anzeigeblatt unter die Augen zu halten? Mit meinem Willen thut sie keinen Schritt mehr unter die Menschen da draußen, und im Nothfall zwinge ich sie wohl noch und binde sie mit Stricken an die Bettlade da fest.“

„Erdener?!“ murmelte Herr Fabian.

„Was soll's, Herr? ... Sie sehen ja, daß sie noch vollständig die Alte ist, daß zwanzig Jahre der besten Zucht auf Erden gewesen sind, wie wenn der Wind über den Sumpf fährt. Es duckt sich das Kraut und Rohr, so lange er bläst, und es richtet sich auf, so er wieder still wird. So ist's am besten, wir haben mit Niemandem mehr zu schaffen und bleiben unter uns, ich und sie, als ob ich jetzt mit ihr in ihre Zelle eingesperrt wäre. Uebrigens, Herr, ich hab's, wie gesagt, nicht der Mühe werth gehalten, aber wenn Sie meinen, daß es ihr gut

thun kann, so sagen Sie's ihr selber, daß Sebastian Pelzmann keine Furcht mehr vor ihr und — nein, nur vor ihr zu haben braucht."

Das Weib blickte mit großen, irren, fragenden Augen von dem einen der beiden Männer auf den anderen. Der Vater zuckte nur von Neuem die Achseln; aber Herr Fabian suchte ihre Hand zu fassen, die sie aber wegzog und auf dem Rücken verbarg, wiederum mit der Miene und der Geberde eines unartigen, trotzenden Kindes.

„Ich komme vom Kirchhofe, Marianne," sagte der Attrapenonkel leise. „Sei ein gutes Mädchen! ... sieh, sie hätten es dir doch mittheilen sollen! Heute Morgen habe ich meinen Bruder begraben. Mein armes Kind, er hat nach einem schwerbelasteten Leben einen sanften Tod gehabt; o, nun sei auch du milde und fasse dich in Geduld. Wir wollen Alles —"

„Es ist eine Lüge! eine neue Finte!" schrie das Weib wild heraus; aber dann stieß es ein gelles Lachen hervor, warf sich auf das Bett und die beiden Männer hörten es mit schütterndem Herzen in halberstickten Tönen weiter in die Kissen hineinlachen.

„Sie sehen, wie es ist, Herr Pelzmann," sagte dann Thomas Erdener. „Haben Sie uns sonst noch etwas zu bringen?"

„Nichts, nichts!" stöhnte Herr Fabian, „aber du bist auch schlecht, alter Mann, denn du weißt es, daß ich nicht gekommen bin, dir etwas zu bringen, sondern nur, um mir mein Theil von der Hinterlassenschaft meines Bruders zu holen!"

Nach einer Weile stotterte der Schäfer von Schielau:

„Nehmen Sie es nur nicht übel, Herr Pelzmann. Es ist wohl die ungewohnte Stadtluft und die Luft hier im Hofe, die mir vor den Augen flirrt und macht, daß ich mich so schwer zurecht finde." — —

Einige Tage später sagte Baumsteiger zu dem Attrapenonkel:

„Ich bin auf deinen Wunsch drüben in Sanct Jürgen gewesen. Wie ich jetzt bei genauerer Erkundigung vernehme, hat man die arme Person ziemlich kurzweg aus der Krankenabtheilung an die freie Luft gesetzt. Ich werde doch einmal den Collegen da draußen vor dem Thor fragen, ob denn das eine so grausame Eile hatte. Auf ein paar Tage mehr im Warmen kam es in diesem Falle doch wirklich nicht an. Ich muß dir offen bekennen, liebster Freund, daß mir das alte Mädchen gar nicht recht gefällt."

* *
*

In keinem anderen Jahre, dessen sich die ältesten Leute in der Firma Pelzmann und Compagnie zu erinnern vermochten, hatte die berühmte Süßigkeiten- und Christfestwunderfabrik so brillante Geschäfte gemacht wie in diesem und in dieser jetzt dem Christfest zulaufenden Zeit. Nie hatte es alle deutschen und ausländischen Concurrenten so leicht und so glorreich durch Originalität und überraschende Neuheit seiner Mustererzeugnisse auf den Märkten geschlagen wie diesmal. Noch nie, so lange die eigentlichen Comptoiristen, die Buchhalter und Kassirer u. s. w., den Attrapenonkel über die Schulter angesehen hatten, waren ihm in seinem „Departement" die Ideen so unerschöpflich zugeströmt wie im Laufe dieses Novembers, und auch was die übrigen Departements anbetraf, so ging es merkwürdigerweise viel besser mit dem jetzigen wirklichen Principal, als man es sich gedacht haben konnte.

Es wurde in den Schreibstuben kaum ein Tropfen Tinte weniger lucrativ als sonst für die Firma verschrieben, und Knövenagel konnte, grinsend in seinem verächtlichen Behagen, knurren:

„Ich will natürlich gar nichts hierüber gesagt haben, denn was hülfe es mir

auch in einer solchen miserabeln Welt wie diese, wenn ich zehntausendmal gesagt hätte, was ich gesagt habe. Na übrigens, nun mal mit der Hand auf dem Herzen, wie ist es Ihnen denn nun, meine Herren? Aha, was? Nicht wahr, mein Gevatter Erdener da in Sanct Jürgen und der es als Schafmeister wissen mußte, hatte ganz Recht, wenn er bemerkte: Wenn's Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh drauf, aber die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat? Na, der Himmel segne mir und Ihnen diesen endlichen Frost, meine Herren, behüte uns aber in Gnaden vor allem ferneren Umsichgreifen der Drehkrankheit, meine Herren."

Etwas dunkel wie gewöhnlich war diese Insinuation, jedoch deutlich genug, um den Murrkopf zu bewegen, etwas rascher als sonst die Thür zwischen sich und seinen Hörern zu schließen. Vor der Thür gab er noch einmal seine auf seine Weise unterdrückten Gefühle durch einen kopfschüttelnd an aller Gerechtigkeit für sich verzweifelnden Blick aufwärts kund, und nun bringen auch wir so rasch als möglich wieder eine Wand zwischen uns und ihn.

Wir könnten es aus den Büchern beweisen, daß die Fabricate von Pelzmann und Compagnie heuer zu einigen tausend Weihnachtsbäumen mehr als sonst gingen; allein wozu? Niemand, das heißt von den Hauptpersonen bei der Feier unter all den lichterbesteckten, in Gold- und Silberschaum flimmernden Tannen, bekümmerte sich im geringsten darum, wo die guten Dinge herkamen, sondern Jedermann hielt sich daran, daß sie gottlob da waren, und wir — wir haben nie die Absicht gehabt, die Kinder mit den Privatschicksalen der Firma Pelzmann und Compagnie zu behelligen.

Wir haben aber leider auch keine Liebesgeschichte für die jüngeren Leute von allen Altern und beiden Geschlechtern hier aufzuschreiben. Wir haben keinen angenehmen, hübschen und liebenswürdigen jungen Menschen bis jetzt für Fräulein Constanze in Petto, obgleich sie in der Stadt seit dem Frühjahr eines der schönsten und liebenswürdigsten jungen Mädchen war und nun auch eines der reichsten in den Kauf geworden ist. Daß sie später einmal einen wirklich guten Mann kriegt, einen, der sie nicht ihres Geldes halber, sondern ihrer selbst und des Attrapenonkels wegen nimmt, können wir augenblicklich nur hoffen. Augenblicklich sitzt sie immer noch als unser Märchen-, Gold- und Sonnenkind in der dunklen Fadengasse am Fenster und guckt still und beklommen in den wunderlichen deutschen Novembermorgen und von Zeit zu Zeit nach dem Zifferblatt am Sanct Michelsthurm drüben über den Dächern.

Da saß sie, in dem europäischen Bilderbuch, welches ihr das Schicksal in diesem Jahre zugeschoben hatte, mit banger Hand blätternd. Für eine reiche Erbin, wie die Welt sich dieselben vorzustellen pflegt, machte sie augenblicklich noch nicht das richtige Gesichtchen. Wohl hatte sie jetzt alle Wohngemächer in dem Hause oder Häusern ihrer Verwandtschaft zu ihrer Verfügung, aber es fröstelte sie nur noch mehr, wenn sie an die glänzenden Räume der Hochstraße zu nur dachte. Noch waren daselbst alle Vorhänge der in das buntere Treiben der Stadt sehenden Fenster niedergelassen, und alle die Zimmer, die der arme Onkel Sebastian bewohnt hatte, waren so kalt, als ob er selbst noch kalt drin läge und seine Temperatur der ganzen Umgebung mittheile.

Der Onkel Fabian hatte jetzt fast zu viel zu thun. Er mußte zu oft und zu lange abwesend sein, innerhalb und außerhalb des Geschäftes. Sie hatten es Beide schlimm, der Alte und das Kind, und große Sehnsucht nach ihrem früheren Zu-

sammenhocken unter Knövenagel's und der Frau Kettner Oberaufsicht; aber das Kind hatte es im Grunde doch am schlimmsten, denn es kam am Ende Alles über ihr zusammen: Schicksale des Hauses, thöricht Geschwätz um sie her, Vereinsamung und — nicht zum geringsten Theil das Wetter der Jahreszeit. So war es denn kein Wunder, daß es sich mehr und mehr um ihr Alles doch nur zur Hälfte begreifendes landfremdes Herzchen zusammenzog und sie nur allzu häufig dem Weinen sehr nahe war, des Heimwehs wegen — des Heimwehs nach der Sonne ihrer Geburtsinsel!

Dieser graue Himmel hing doch auch zu lange über dieser Stadt, diesem Lande und den Menschen darin. Wie lange war es nun schon, seit jedes Licht für immer am Himmel über den Dächern und über den kahlen Bäumen und frierenden Gesträuchen draußen ausgelöscht zu sein schien? Die Wochen ließen sich beinahe nicht mehr an den zehn armen, kalten Fingerchen abzählen.

Jedesmal, wenn sie den Blick aus des Onkel Fabian's warmem buntem Reiche hinausgeschickt hatte, mußte sie sich dichter zusammenkauern. Am liebsten außerhalb ihres eigenen Stübchens hielt sie sich in Abwesenheit ihres treuen, alten Beschützers in den Fabrikräumen auf und fand daselbst einen gewissen phantastischen Trost an all den bunten Farben und Figuren, die da nach des Attrapenonkels genialen Erfindungen tausendfach entstanden und in ununterbrochener Folge in jene öde, regennasse, graue europäische Welt hinausgingen. Für die Leute in den Arbeitssälen aber war es gleichfalls ein Trost, daß sie es jetzt war, die dann und wann so plötzlich hinter ihnen stand und ihnen über die Schulter sah, und nicht mehr der selige Herr Sebastian Pelzmann. Und ganz andere Gespräche wurden hinter ihrem Rücken über der bunten Arbeit geführt als vordem über den gefürchteten ersten Principal, wenn auch jüngeren Chef der Firma Pelzmann und Compagnie.

Dann und wann kam ihr jedoch ein Wörtlein davon zu Ohren; aber leider vernahm sie dann nicht bloß ihr Lob, sondern auch Manches, was ihr bedrücktes Herz nicht leichter machen konnte. Der Name ihres greisen Freundes von der sonnigen Schielauer Haide war dann immer dabei und der ihres Onkels Fabian auch und noch ein anderer, der stets leiser als sonst etwas in der Unterhaltung an den Arbeitstischen geflüstert wurde.

Tag für Tag ging der Attrapenonkel nach Sanct Georgen hinaus und kam stets betrübter und schweigsamer zurück; und wenn dann das Kind sich an ihn schmiegte und ihn fragte, wie es heute dem Baas Thomas und der „armen Kranken“ gehe, so konnte Herr Fabian Pelzmann nur den Kopf schütteln und seufzen:

„Nicht gut, mein Herz.“

Ganz das Gegentheil freilich behauptete Knövenagel, der auch tagtäglich mehr als einmal den Weg zwischen der Fadengasse und der Vorstadt von Sanct Georg zurückzulegen hatte und jedesmal auch zurückkam, aber bissiger als betrübter, und schweigsamer jedenfalls nicht als sonst.

„Ganz gut geht es, Fräulein. Ich wüßte wahrhaftig nicht, wie es da besser gehen könnte. Ja, unser Herr Fabian, unser Herr Principal! Wenn er Ihnen das Gegentheil behauptet, Fräulein, so ist das nur so seine gewohnte Art, sich an den allerbesten Anschlägen, welche die Mutter Natur und die göttliche Vorsehung gegen ihn haben mögen, mit der Nase in den Lüften vorbeizudrücken, geradezu auf das Trübsalsloch im Erdboden zu, in welches er sich partout legen — will! Melancholie, Hindrucksen, Wehmuth und der Prophet Jeremias sind nun

einmal sein Hauptfach — natürlich, und Alles nur, um ihn zu seinen Künsten fürs Geschäft besser zu befähigen, wie die Herren drunten im Comptoir und im Formensaale meinen. Verlassen Sie sich auf mich, Fräulein Constanze, ein besseres Ende als wie jetzt kann es gar nicht nehmen in Sanct Jürgen."

Und dann kam wieder ein Wort, welches das Kind drunten beim Ueberschreiten eines der Höfe auffing. Zwischen ein paar der älteren Arbeitsfrauen wurde es geflüstert:

„Ja, wissen Sie noch, Base? Damals wollte sie es Keiner von uns glauben, daß es so ausgehen werde. So ein Ding! und man hatte doch auch damals nur seine sechzehn Jahre und konnte sich sehen lassen, ohne die Leute sich graulen zu machen. Es geht zu Ende, die Kranklingen hat's mit zur Arbeit gebracht, und die wohnt ja nebenan. Da kann man doch nicht genug auf seine Kinder passen. Der Alte soll ganz weg sein; aber unser Herr — ich meine unseren jetzigen wirklichen Herrn, der soll den Bruder für den Einen und den Vater für die Andere und den holdseligen Engel vom Himmel für Beide spielen. Der liebe Gott bewahre Einen aber bei Bibel und Gesangbuch, vorzüglich auch mit 'nem halbwachsenen Mädchen zu Hause; so'n Leben und Sterben ist doch zu wohlfeil gegeben für das kurze Pläsir."

„Stille doch! da geht ja unser Fräulein... Guten Morgen, Fräulein; — ach, Sie sollten doch bei so schlechter Witterung sich lieber nicht hier in die Nässe und den Schmutz herunterlassen. Was wird da unser lieber Herr Onkel sagen, liebes Fräulein! Der wird doch gewiß schelten, wenn er nach Hause kommt."

Der Attrapenonkel Herr Fabian schalt über nichts, als er durch den grauen nebeligen Tag wieder nach Hause kam. Er hatte sich dazu ein allzu schweres Gewicht von der Hinterlassenschaft des Herrn Sebastian als sein Erbschaftstheil heimgeholt. Sie hätten ihm heute in seines seligen Bruders Schreibstube mit der Nachricht von dem vollständigen Bankerott der alten berühmten Firma entgegenstürzen können, und es würde wahrscheinlich nur einen sehr mäßigen, wenn nicht gar erleichternden Eindruck auf ihn gemacht haben. Er erreichte aber das große Haus nicht von der Hochstraße her; er schlüpfte wieder von der Fadengasse in es hinein und stieg schwerfälliger, keuchender, müder denn je die dunkle steile Treppe zu seiner langjährigen Wohnung empor.

Als ihm das Kind wie gewöhnlich mit offenen Armen entgegeneilte, erschrak es heftig und rief:

„O Onkel, lieber Onkel, was ist geschehen?"

Er zog seine Nichte an sich, aber er küßte sie nicht, sondern hielt sie nur fest in seinem Arm, während er an seinem Arbeitstische gebrochen sich niedersetzte. Er sprach zu ihr und doch auch wieder wie ins Weite, Leere hinein:

„Sie sagen Alle, es sei ein Glück, daß es so gekommen sei. Der eigene Vater sagt das! ... Es mag ja sein. Es ist ja wohl so... Ach, Herz, das waren schlimme Tage! böse Tage und Nächte! ... Wie hübsch still das hier ist! ... Auch dort ist es nun still geworden — Gott sei Dank! sie sagen dies ja Alle, auch Baumsteiger sagte es; und nun, mein Kind, sind wir ja denn wohl allein mit uns in dem Hause Pelzmann und Compagnie, und dies Singen und Summen hier in meinem Gehirn wird sich ja auch wohl wieder allmälig geben."

„O, hätte ich mich doch nicht so sehr vor dem Wege in der Nacht durch diese weite Stadt gefürchtet!" schluchzte Constanze Pelzmann. „Wäre es dir gewiß nicht recht gewesen, wenn ich auch dorthin

zu dir in dieser letzten Nacht gekommen wäre?"

„Zu mir! Mir zu Hülfe!" murmelte Herr Fabian. „Aber in ... jener Nacht hörtest du noch einen anderen Ruf und gingest ihm nach. In dieser Nacht hat dich Niemand in deiner Seele gerufen?!"

„Ich weiß ja von nichts. Ich habe nur wieder wach auf meinem Bette gesessen und großes Mitleid mit dem Baas Erdener gehabt."

„Er hat auch nach dir gefragt," sagte der Attrapenonkel so beizu, sich wiederum tiefer in eigener Rechnung in das Nachkosten der letzten bitteren Stunden Marianne Erdener's seit Mitternacht verlierend. — —

Grau und immer grauer! Und dazu wieder allein! Hofmedicus Baumsteiger war vorgestern und gestern dagewesen, hatte in seiner gewohnten Weise seinem „exotischen Liebchen", seinem „indischen Mamsellchen", seiner „deutsch-holländischen Lotosblume" den Puls gefühlt und gemeint:

„Ich halte es wirklich für besser, Mejuffer, daß du dich bei der gegenwärtigen ortsgemäßen, schändlichen meteorologischen Niedertracht wie bisher ruhig im Neste hältst und wenigstens bis zum nächsten Witterungsumschlag, wenn auch ins noch Scheußlichere, dein Bedürfniß an Europiens Culturluft auf ein Minimum beschränkst. Der Dreck vor Weihnachten ist ja so wie so vor der Thür. Gegen den ersten Schnee und, noch besser, einen ordentlichen klaren, steifen Winterfrost habe viel weniger für dich einzuwenden, mon coeur. Also, bitte freundlichst, halte mir zu Liebe dein tropisch Näschen hübsch drinnen. Verlierst wahrhaftig nichts bei den Geschäften, die wir — Anderen momentan da draußen noch vor der Hand haben. Siehst du, der Attrapenonkel macht auch ganz das zu meinem väterlichen Rath für meine Tochter passende Gesicht — halb Chokolade halb Wurmkuchen. Na, Knövenagel, Alles ordentlich besorgt?"

„Nicht todt zu kriegen, der Pump fünäber, Herr Hofmedicus," sprach der feucht aus den Gassen kommende Famulus des Herrn Fabian. „Für jedwede Bestellung stets auf dem Ki wiwe und für jeden Auftrag herzlich gern gefällig, Herr Principal, Herr Pelzmann. Nichts todt zu kriegen, und auch mein Gevatter nicht. Er will auch das alleine besorgen und dankt für jede sonstige Beihülfe. Wirklich, Alles schon hübsch ordentlich und einfach in Ordnung, meine Herren."

Grauer und immer grauer das Gewölk über der Stadt und dabei, wie gesagt, wieder allein gelassen und auf den Blick über die schwarzen, verrauchten, nassen Dächer der Fadengasse und die Unterhaltung der Frau Kettner beschränkt!

„Geduld, mein Kind," hatte um neun Uhr an diesem Morgen der Onkel Fabian, wiederum seinen Hut mit dem Trauerflor für den Onkel Sebastian ergreifend, gesagt. „Nun mag es ja wohl doch einmal wieder still um uns werden; und dann wollen wir Beide gewiß nichts thun, um das Echo dieser lärmvollen Welt von Neuem um uns aufzuwecken. Nur noch ein paar Stunden Geduld, mein Herz; wir bleiben dann wieder zusammen — wie früher."

Der Attrapenonkel sprach das letzte Wort ein wenig zögernd und nicht ohne seine Gründe. Auch das, was er über das Beieinanderbleiben gesagt hatte, kam ihm, als er die Treppe hinunterstieg, als eine höchst unvorsichtige, mißliche, verwegen das Schicksal herausfordernde „Beschreiung" zukünftigen noch möglichen Behagens vor, und fast wäre er umgekehrt, um noch einmal den Kopf in das Stübchen seiner Nichte zu stecken und ein Absit omen in germanischer Fassung hineinzuflüstern. Daß er es dann doch

unterließ, hatte viel weniger seinen Grund in dem Vertrauen auf den nicht zwinkernden Blick der Götter wie in seiner geistigen Abspannung und körperlichen Müdigkeit. Er war eben schon zu weit die steile Treppe hinunter, und so nahm er auf dem nächsten Halteplatz eine Droschke und fuhr seufzend und fröstelnd nach Sanct Georgen. — —

Mit der Unterhaltungsgabe der Frau Kettner hatte es nicht viel auf sich; und Knövenagel, das Conversationsgenie, hatte bereits mit Tagesanbruch das Haus verlassen, um „nolens volens für den alten querköpfigen Schielauer Unglücksmenschen draußen bei der Hand zu sein, wie sich's convenirte." Grau und trübe und augenblicklich wirklich fast zu still für das Kind draußen und drinnen! Freilich, daß die gute Madame Kettner bald durch ihre Haushaltsgeschäfte abgerufen wurde, war trotz Allem doch eine Erleichterung.

Die Hände über dem Knie zusammengelegt, saß das Fräulein am Fenster und sah nach den schweren Wolken, die sich über die Dächer wälzten, und nach den schwarzen Vögeln, die den Sanct Michelsthurm umflatterten und dann und wann herniederschossen und auf einem höheren Dachfirste in langer Reihe neben einander saßen. Es waren gar gute Bekannte des Attrapenonkels, diese Krähen von Sanct Michel. Er hatte sie in seinen Künsten sehr häufig drollig genug verwendet und auch sehr bald seine Nichte in ihre gesellschaftlichen und individuellen Gewohnheiten und Gepflogenheiten eingeweiht, und wäre er jetzt zugegen gewesen und hätte er nicht nach Sanct Jürgen hinausgemußt, so würde er sicherlich bemerkt haben:

„Kind, guck nur mal! da muß heute Morgen etwas außergewöhnlich Interessantes in der Luft sein. Ich bitte dich, guck nur mal hin! Wenn sie so mit einander discurriren und derartig den Kopf auf die Schulter legen, ist unbedingt was los, und die Consuln sind sicherlich aufgefordert worden, ja recht hübsch aufzupassen, auf daß der Republik kein Schaden geschehe."

Letztere antik-politische Redensart hätte dann jedenfalls noch aus seinem Umgange mit seinem weiland philologischen, naturforschenden Jugendfreunde, Oberlehrer Dr. Rost, hergestammt.

Nun aber trat etwas ein, was immer noch wie von oben herkommt, wenn einem jungen Kinde mit seinen Schmerzen, seinem Verdruß oder seinem Kummer ein Blick ins Freie und Weite der Natur, und wenn auch nur aus einem Dachfenster über die Dächer und auf einen aufgeregten Krähenschwarm, offen gelassen wurde. Die lustigen schwarzen Vögel lösten der jungen Dame mehr und mehr den Sinn ab von der drückenden Schwere der gegenwärtigen Stunde.

Sie erhob sich und stand am Fenster und begleitete in ihren Gedanken zwar immer noch den Onkel Fabian nach Sanct Georgen, allein es mischte sich doch auch etwas Anderes ein, was sie freier athmen ließ und das Zucken um ihren Mund verwischte. Es waren ja schon gute Bekannte aus dem Frühjahr und von den Schielauer Feldern und Wiesen her, die Krähen von Sanct Michel nämlich! Fräulein Constanze Pelzmann hatte schon damals genauere Nachrichten über sie bei dem Schäfer Thomas Erdener eingeholt; und nach den Wiesen und Feldern von Schielau führte auch jetzt der muntere Schwarm das Kind zurück, und es athmete plötzlich wieder eine Luft, die nicht mehr die der Fadengasse war, sondern weit, weit her, über Meer und Berge und Dorfkirchthürme, nickende Saaten und rothen Mohn, über gelbe Butterblumen, Thymian und — wie der alte gute Freund, der Herr Amtmann Peter Rümpler von Schielau, ge-

sagt haben würde — einen gottgesegneten ungezählten Reichthum von anderen verblümten Futterkräutern herfloß. Und in diesem Einathmen der süßen Luft der freien Landschaft fühlte das Kind es zum zweiten Mal, daß es, ungerufen von den verständigen Leuten um sich her, doch zu ihnen gehen müsse in ihrer Noth. — —

Es geschah fast ganz wie in jener Sterbenacht des Onkels Sebastian. Daß es am Tage war und gegen Mittag ging, kam gar nicht in Betracht.

„Ich weiß nicht, was ich ihm sagen werde, aber schelten wird er mich doch nicht,“ flüsterte sie. „Ich werde mich ja auch warm anziehen, des Herrn Hofmedicus wegen, und den Weg werde ich auch finden.“

Schon hatte sie, wieder auf den Zehen, ihr Pelzwerk und ihre Sammetkapuze zusammengesucht. Auf den Zehen entschlüpfte sie dem Bereich und dem Nachrufen der Frau Kettner, glitt die Treppe hinab und — nun stand sie draußen unter dem trübwolkigen Himmel der Fadengasse; und wie sie fröstelnd und zusammenschreckend in jener Nacht in dem Corridor, der aus dem Hinterhaus zu dem Vorderhaus führt, einen Augenblick gezaudert hatte, den Fuß weiterzusetzen, so that sie's unwillkürlich auch diesmal im ersten Anhauch der nordischen feuchtkalten Novemberluft. Aber nur einen Augenblick.

Es war unbedingt etwas los in der Luft, und jetzt hatte ebenso sicher der vergnügte schwarze, krächzende, kreischende, im Kreise sich schwingende Schwarm ihrer geflügelten Freunde von Sanct Michel heraus, was da sich begeben sollte. Wieder erhob sich die lustige Schar von den Dächern, stieg hoch auf, überschlug und drehte sich nochmals im Kreise und fuhr dann davon durch die Lüfte, so unvermuthet, daß die plötzlich eintretende Stille wie eine gut vorbereitete Ueberraschung wirkte und der Attrapenonkel nimmer die Sache besser gemacht hätte mit seinem Talent, die Leute zu überraschen.

Fräulein Constanze zog die Hand aus dem Pelzmuff und hob sie rasch, wie wenn man einen zu eiligen Freund für ein letztes Wort zurückhalten will.

„O! ... Ich wollte, sie flögen nun nach Schielau!“ sagte sie weinerlich, um dann, durch kein Bedenken und Nachdenken mehr aufgehalten, in eigener Mission weiterzutrippeln.

Wer war der ältliche breitschulterige Herr mit dem dickwolligen umfangreichen Winterüberzieher, dem dicken Shawl um den Hals, dem blauröthlich angehauchten Gesicht und den etwas feuchtflimmernden Aeuglein, der sie dann zehn Minuten später auf dem jetzt so kahlen und verödeten Blumenmarkt stehend und im grenzenlosesten Staunen gen Himmel schauend fand?

Der Amtmann Peter aus Schielau war's, der wieder mal im Café Zusi in seiner gewohnten Ecke und im Kreise seiner städtischen oder auch vom Lande heute 'reingekommenen guten Bekanntschaft seinen „ewigen Verlust und häuslichen Kummerstand“ glücklicherweise nicht ohne Erfolg auf 'nen Moment unterzupflügen getrachtet hatte und einen merkwürdigen Duftkreis von Tabaksdampf, Portweindünsten nebst einem ausgesprochenen Fisch-Seegeruch, nämlich von Lachs und Austern, ins Freie mit sich brachte.

„Weiß Gott, das Mädchen!“ rief er. „Und was hat es? was guckt es, das Mädchen? ... Sieh dich noch mal um auf Erden, Kind; noch sind wir ja wohl auch noch da. Was passirt denn eigentlich da oben bei dir zu Hause so Merkwürdiges?“

„O!“ rief Constanze Pelzmann. „Ach Gott, Sie sind es, Onkel Rümpler! ... O, sehen Sie doch nur! sehen Sie! Was ist das? was ist das?“

Sie hatte, nachdem sie sich von dem ersten Zusammenfahren ob des unvermutheten Anrufs erholt hatte, den Arm des alten Herrn gefaßt und deutete staunend, ein wenig ängstlich, aber doch voll Lust an dem unerklärlichen Mirakel aufwärts und öffnete halb scheu, halb vorwitzig die ausgestreckte Hand, um ein Theilchen von dem weißen, flatternden, tanzenden, zierlichen Luftspiel aufzufangen.

„O sieh — o, was ist's? O, wie ist das wunderbar!“

„Ja was denn? ... I richtig! Da ist er wirklich und zwar ganz zu seiner Zeit. Na, und so weit ich von hier aus das Gewölke taxiren kann, kommt es ihm diesmal zum guten Anfang möglicherweise auf ein paar Sack voll mehr nicht an. Na, meinetwegen!“

„O!“ rief Fräulein Constanze Pelzmann, jetzt mit beiden Händen den Arm des Amtmanns umklammernd; und Peter Rümpler von Schielau, jetzt zuerst genauer in das aufgeregte Gesichtchen seiner kleinen Freundin sehend, hätte nunmehr beinahe, in der vollen Erkenntniß der Sachlage, seine breiten Tatzen auf die Kniee geschlagen, um in der einzig dem Fall angemessenen Positur seinen Gefühlen Luft zu machen.

„Ach Herr Je, es ist ja richtig, richtig! Sie kennt ihn ja noch gar nicht! ... Ja, wahrhaftig, woher sollte sie denn? ... Schnee ist es, Kind! Frau Holle ist's, welche die Betten schüttelt! Hat dir denn Keiner wenigstens davon erzählt bei dir zu Hause? Deutscher Schnee! der erste deutsche Winterschnee! ... Herz, Herzchen, es ist nichts weiter als der erste Schnee, aber — ach, dies wäre auch wieder was für sie gewesen! Ach, wenn ein Mensch hierbei hätte zugegen sein müssen, so wäre das deine arme selige Tante Therese gewesen! Ja, ja, mein Herz; der erste Schnee ist es und freilich von uns hier zu Lande ein recht guter alter Bekannter.“

„O, wie merkwürdig und wunderlich und wundervoll!“ rief das Kind aus dem Sonnenlande, und dann fügte es als seine unerschütterliche fernere, dem Ereigniß entfließende Ueberzeugung bei:

„Wo mein Onkel Fabian jetzt ist, denkt er an mich.“

Dazu war der Attrapenonkel in der That im Stande. Wir dürfen ihn dreist im Verdachte haben und haben es auch wohl schon leise erwähnt, daß er sich schon den ganzen Sommer durch darauf gespitzt hatte, persönlich diesen ersten Schnee seiner Nichte vorzustellen.

Es wurde dem Amtmann nicht leicht, eine weitere Erkundigung nach dem Attrapenonkel in das fortdauernde, ja noch immer steigende Erstaunen der jungen Dame einzuschieben. Aus dem anfänglichen Niederflirren vereinzelter Flocken wurde ja allgemach ein vollständig lustig Gestöber, und es war wirklich fürs Erste nicht von dem Kinde zu verlangen, daß es alle seine Gedanken in logischer Folge bei einander behalte. Nur bruchstückweise bekam der Alte das Nöthige heraus.

„Also wir gehen desselbigen Weges? ... Jawohl, es schneit fidel für den ersten Anfang! ... Freilich, gar kein übel Wetter für einen Begräbnißtag! ... Natürlich in Sanct Jürgen steckt er seit dem Morgenkaffee. Und dich hatten sie ganz verständigerweise bei dem Trübsal nicht zugegen haben wollen? ... Sieh es dir nur genau an, — lauter Sterne und Blumen sind es unter dem Vergrößerungsglase, und wirklich ganz niedlich. Möchte selber das Mirakel heute Morgen zum ersten Mal kennen lernen! ... Nach Sanct Jürgen wollte ich eben auch hinaus, um mit den Leuten Vernunft zu reden. — Halten kannst du's heute noch nicht, Kind; — das schmilzt und wird zu Wasser, wie es dir auf den Aermel oder die Nase fällt! ... Ja ja, so ist auch dies Elend vor der Hand ab-

gethan, und so geht Alles vorbei auf dieser Erde, Pflügen und Düngen, Säen und Ernten, Regen, Sonnenschein, dieser jetzige Schnee und wir Menschen auch. Es ist kein Aufhören dabei, und denke ich nur noch ein Bischen länger daran, wird mir sicher gerade so schwindelig wie dir, wenn du nur noch ein paar Minuten länger in das Gewirbel und Gewimmel aufwärts guckst. Also komm nur, mein Schäfchen, das Pläsir und himmlische Zauberkunststück geht mit uns, und dieser Gemüsemarkt hier hat kein Abonnement allein drauf genommen."

Wirklich schon halb betäubt durch die fremde kalte Luft und schwindelnd unter dem Eindruck des großen unbekannten Naturwunders, hing sich das junge Mädchen an den Arm des standfesten, gutmüthigen, kindlichen Freundes und ließ sich gern und willig durch die Stadt und den ersten Schneefall des Winters weiterführen. Wir aber, wir haben schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert, als wir unsere erste Geschichte den Leuten in die Hand gaben, es ihnen und uns beschrieben, welch ein ander Gesicht diese nordische Welt annimmt, wenn der erste Schnee herunterkommt. Nun sind wir aber diesmal nicht am Anfang einer Geschichte, sondern am Schluß einer solchen und können wahrlich ein ander Gesicht der Welt in diesem Falle noch viel besser brauchen als im anderen, und sie macht es uns, — dem Himmel sei Dank!

Es war in jeder Beziehung gut, daß der Amtmann und das Fräulein auf dem leeren Blumenmarkt zusammengetroffen waren: nichts in den Gassen der Stadt hatte in dem weißen, wirbelnden Schleiertanz sein früher Aussehen behalten, und nimmer würde Constanze Pelzmann ohne ihren jetzigen Begleiter den Weg nach Sanct Georgen gefunden haben. Häuser und Thürme, Bäume und Brunnen — alle Merkmale und Wahrzeichen, woran man sonst wohl sich zurechtfinden konnte, waren, wie von einer Zauberruthe berührt, etwas Anderes geworden. Und nun gar die Menschen, die man vielleicht um ihren Rath und Beistand in dem sinnverwirrenden Ringen mit der großen, großen Verzauberung hätte angehen können! Nicht ein einziger von ihnen sah aus, als ob er selber dazu im Stande sei, und Madame Printemps, die's gewesen wäre, wenn Sanct Jürgen nicht allzu tief unter ihr gelegen hätte, befand sich leider nicht in den Gassen, sondern bemerkte eben in ihrer Classe:

„Mes dames, ich bitte dringend, sich nicht durch das Phénomène vor den Fenstern zerstreuen zu lassen. Im nächsten Semester werden wir in der Physique zu ihm gelangen und uns diese Naturerscheinung wissenschaftlich klar zu machen suchen."

Wissenschaftlich dem indischen Kinde den ersten deutschen Winterschnee zu erklären, war Mynheer Peter Rümpler von Schielau nicht im Stande; aber den Weg nach Sanct Georgen kannte er, und wie der lustige meteorologische Spuk für das Kind unter den dort obwaltenden betrübten Verhältnissen ferner auf diesem Wege zu verwenden war, wußte er in seinem guten Herzen auch, obgleich er das Begräbniß der armen Marianne Erdener in seinem eigenen Privatkummer richtig bei Zusi versessen hatte.

Ohne Gefährde brachte er sein halb-berauscht Fräulein durch die fortspielenden weißen Wirbel nach Sanct Jürgen, und gerade weil dies von allen übrigen Stadttheilen der schwärzeste, schmutzigste, verwahrlosetste war, erschien er nun um so phantastischer, vergnüglicher, heiterer. Da war zum zweiten Male der verlassene düstere Schmiedehof und in der thürlosen Pforte, die wir bereits kennen, auch Pilgram wieder; aber beide — der Hof wie der Hund — als ein vollständig ander Ding

und Wesen. In Sprüngen mit fröhlichem Gebell kam der getreue Wächter im Unglück dem Amtmann und seiner jungen Begleiterin entgegen durch das Gestöber, zum ersten Mal seit seinem erzwungenen Einzuge in die Stadt als ein vergnügter armer Teufel von einem Hunde. Freudewinselnd umtanzte er die beiden guten Bekannten aus der Schielauer Feldmark.

„Alter Strick!“ brummte der Amtmann kopfschüttelnd.

„Goeden morgen, Pilgram,“ seufzte Constanze Pelzmann, nun doch wieder scheu und voll schmerzlicher Angst in die schwarze, leere Werkstatt sehend, zu welcher das Thier schwanzwedelnd den Weg weiter andeutete.

Aus der Tiefe des verlassenen Arbeitsraumes blickte das Kind noch einmal über die Schulter ins Freie zurück, wie um sich zu vergewissern, daß der fröhliche Flockentanz dort noch fortdauere. Dann aber faßte sie rasch und fest nach dem Arm ihres Führers und folgte ihm auf der dunklen gebrechlichen Treppe und kam zu dem Schäfer Thomas Erdener gerade so zur richtigen Zeit wie ... neulich zu dem Onkel Sebastian.

Drei vollkommen rathlose Männer, drei, jeder auf seine Art, in vielem und ernstem Nachdenken über die Welt alt gewordene Männer, die augenblicklich nicht aus und ein wußten, traf sie beisammen in dem letzten Erdenaufenthaltsort Marianne Erdener's, und der Amtmann von Schielau, der mit ihr jetzt auch noch dazu kam, konnte dreist als der vierte gezählt werden, wenn er's auch mit der „Philosophie und sonstigen Tiftelei“ wohl ein wenig leichter genommen haben mochte.

Die arme Marianne fand das Kind nicht mehr vor in Sanct Georgen. Der Vater und der Attrapenonkel waren eben von ihrer allerletzten Ruhestelle auf dieser Erde heimgekommen und Hofmedicus Baumsteiger wie gewöhnlich unterwegs ihnen in den Weg gelaufen. Eine nothdürftige Ordnung war in dem Gemache wiederhergestellt, aber es war bitterkalt darin, und der Hofmedicus in seinem Pelze und der Onkel Fabian in dem seinigen empfanden das bis in das Mark der Knochen. Unempfindlich dagegen schien nur der Schäfer von Schielau zu sein.

In seinem langen, blauen, ländlichen Sonntagsrocke saß der neben dem Tische, mit dem dreieckigen Bauerhut in der Faust auf dem Knie, und starrte bewegungslos zu Boden und auf die nassen Stiefelspuren der Träger, die, selbstverständlich unter Knövenagel's „Oberdirection“, ihm sein Kind jetzt auf Nimmerwiederkehr aus dem Hause geführt hatten. Und es war wie eine Mauer um ihn her, und der Arzt und der jetzige Inhaber der Firma Pelzmann und Compagnie standen vor dieser Mauer und wußten nicht, auf welche Weise sie dem großen still-grimmigen Leid dahinter beikommen sollten. Guten Rath hatten sie nicht, und mit Gelde war gar nichts auszurichten. So unschlüssig hatte sich der Hofmedicus noch nie in seinem Leben und so unglücklich der Attrapenonkel nur selten sich in dem seinigen gefühlt.

Es war kein Brot mehr in dem Schranke des Greises, und Keiner wagte ihm doch sein eigen Mittagsessen anzubieten. Es war kein Oel mehr in der Flasche, und die Lampe war schon in der Todesnacht Marianne's, eine Stunde nach ihrem letzten Athemzuge erloschen, und Keiner von den zwei Herren hatte den Muth, dem Alten den Vorschlag zu machen, mit ihm zu gehen und am Abend in seinem häuslichen Lichtkreis mit ihm niederzusitzen. Was das Geld anbetraf, so hatte der Schäfer von Schielau sein letztes Ersparniß an diesem Morgen ausgegeben; aber — wir wissen es ja schon, er wollte Niemand zu dem Aufwand für sein Leben in der Stadt und noch weniger zu den

Kosten der letztvergangenen Tage beisteuern lassen.

Was sollten diese wohlmeinenden, bis ins Tiefste bewegten Männer sagen, was sollten sie thun diesem Greise gegenüber, dem sie selber im Innersten ihrer Seele Recht geben mußten in seiner Auffassung der Lage und für den alle Schätze der Erde leichter wogen als eine der Flocken, die da eben vor dem trüben, schlechtverwahrten Fenster herniedertanzten?!

Der Schäfer Thomas rührte sich nicht bei dem Gebell seines Hundes im Hofe, auch nicht bei dem Klang der Stimme und dem schweren Schritt seines Dienstherrn auf der Treppe, aber der Attrapenonkel that's —

„Da ist er ja doch noch — der Amtmann!" sagte er. „Erdener, es kommt noch ein Freund, der es gut mit Ihnen meint — o . . . was ist . . .?"

Das Wort versagte ihm natürlich —

„Das Kind!" murmelte er. „Zum zweiten Mal das Kind! . . . Erdener, Erdener — wieder das Kind — wie in der Nacht, wo . . . Und ich hatte wieder es nicht haben wollen!"

Da war sie und glitt selbst in ihrer Aufregung und eigenen Angst anmuthig und lieblich in das trostlose Gemach — in ihren Locken, auf ihrem Hütchen und auf ihren Schultern ihren ersten Antheil an den weißen Sternen und Blumen ihres ersten nordischen Winters.

„Nun seh Einer!" brummte Hofmedicus Baumsteiger. „Hat man richtig wieder mal seinen Kopf gegen die verständigen Leute aufsetzen müssen? Durch solch ein Sündenwetter! Na, Fräulein, Tropenpflanze, wer in des — Himmels Namen bringt dich jetzt hierher?"

„Meine Wenigkeit, mit deiner Erlaubniß, Vetter," sprach Peter Rümpler von Schielau. „Freilich wohl ein Bischen per Zufall, aber doch als der einzig Richtige diesmal; denn ein beinah ausgewachsen Frauenzimmer aus dem Mohrenlande, das noch keinen Schnee hat fallen sehen, hat wirklich einen sachverständigen Landeingeborenen nöthig unterwegs, um nicht Alles, was herunterfällt, für Zucker zu halten, selbst wenn es selber aus einer Zuckerwerkfabrik herstammt."

„Ich mich selber! O doch! ich mich selber ganz allein habe mich hierher gebracht!" rief Constanze Pelzmann, die geschmolzenen lustigen Flocken und die bitteren Thränen mit zitternder Hand wegstreichend. „O bitte, sei nicht böse, Onkel Fabian! sei Keiner böse — ich konnte ja nicht anders! ich konnte nicht allein zu Hause bleiben mit der Frau Kettner!"

„Nicht todt zu kriegen!" rief der Hofmedicus. „Es wird mir am Ende noch allzu langweilig, euch das stets von Neuem zu wiederholen."

Die junge Dame achtete nicht im mindesten auf ihn.

„O, guten Tag, Baas Erdener. O, und ich habe solch ein groß wundervoll Wunder unterwegs erlebt! Dadurch hin bin ich zu Ihnen hergekommen, Baas Erdener, und ich kann mich noch immer nicht recht wieder besinnen. Ich hatte es mir wohl ein Bischen ausgedacht, was ich zu dem Onkel und zu Ihnen sagen wollte und um was ich Sie bitten wollte; aber nun ist das Alles in mir durch dieses weiße stille Wehen und Wesen wie unter einer Decke, und wenn Sie wollen, Baas Erdener, so müssen Sie mir helfen, daß ich von Neuem darüber nachdenken kann, was Ihnen Schlimmeres als der Tod durch unsere Schuld begegnet ist!"

Es hätte wohl kein zweites Wort in der Welt gesprochen werden können, was den Greis mit stärkerer Gewalt aus seiner öden Versteinerung unter die Lebendigen zurückgerufen haben würde als dies thränenvolle, ängstlich fragende, sanft bittende Wort aus diesem schuldlosen Kindermunde:

Durch unsere Schuld!

Wer von den Gegenwärtigen hatte an dieser Schuld so schwer mitzutragen, daß er in diesem kalten, leeren, verwüsteten Zimmer das Gesicht nicht geradeaus erheben durfte? An wen konnte sich der Greis mit vollem unwiderlegbarem Rechte fernerhin halten in seinem zornigen Herzen nach dieser Rückkehr vom Kirchhofe? Wem von den Anwesenden gegenüber konnte er dadurch Trost, Erleichterung, Frieden finden, daß er ihm mit einem Vorwurfe, einem Fluche eine Hand voll Erde von dem frischen Grabe auf diesem Kirchhofe bei Sanct Jürgen ins Gesicht schleuderte?!

Ein Schauder schüttelte ihn leise; er faßte nach der kleinen Hand, die auf seiner Schulter lag. Zuerst, als wolle er sie doch wegstoßen; aber er that es nicht. Er hielt sie nicht fest, aber er hielt doch, als er stöhnte:

„Kind, was willst du? Du meinst es gut; aber auch du kannst uns nicht helfen, und — so komme — auch du mir nicht zu nahe!“

„O doch! . . . Onkel Fabian, sag du ihm, daß ich ihm nahe kommen darf. Bitte du ihn, daß er es mir erlaube. Auch der Onkel Sebastian hat es mir erlaubt in seiner letzten Stunde. Wenn der liebe Gott es erlaubt und ich länger lebe als du, lieber Baas Erdener, will ich auch zu dir kommen, wenn dir der Herr Hofmedicus nicht mehr helfen kann, und will auch für dein Kind gelten in deiner letzten Stunde!“

Der Schäfer Thomas von Schielau stieß einen rauhen Laut aus, der ebenso gut aus der Kehle seines Hundes hätte kommen können; aber der Herr Hofmedicus Baumsteiger hatte sich erst einige Minuten später wieder so weit gefaßt, daß er sein ewiges Wort doch noch einmal wiederholte, jetzt freilich zum letzten Mal in dieser süß-bitteren Geschichte vom Hause Pelzmann und Compagnie.

„Nicht todt zu kriegen!“ sprach er, und da er einmal im Zuge war, redete er auch weiter:

„Du bist und bleibst mein Herzensmädel und bringst mir richtig auch diesen armen Teufel zu guter Letzt noch ins richtige Geleis. Selbstverständlich wirst du mir achtzig Jahre alt und ein gedeihlich Großmütterlein, das einst alle diese dummen, es gar nichts angehenden Tagesmiserien dahin geschoben haben wird, wohin sie für es dann, im nächsten Jahrhundert, gehören. Wirst schon mal deine eigenen Affairen, die du natürlich dann für ganz neue hältst, abzuspinnen bekommen, und selbst der — Onkel, dein guter seliger Onkel Baumsteiger, wird dir dann zu einem schönen beiläufigen Abendthema am warmen Ofen im Kreise deiner Enkel geworden sein. Na, fürs Erste bringst du es mir jetzt auch noch fertig, daß sich der alte Charakterspieler da vom Amtmann hier sofort aufpacken und nach Schielau zurückliefern läßt. Daß der arme Kerl mit dem Attrapenonkel gehe und das Vorderhaus von Pelzmann und Compagnie beziehe, kann Keiner von ihm verlangen. Hier in der Stadt hat er endlich, endlich, und Gott sei gelobt, nicht das Geringste mehr zu suchen. Nicht wahr, Fabian?“

„Augenblicklich nicht!“ seufzte Herr Fabian Pelzmann; doch er hatte wie der Hofmedicus, aber aus viel vollerer Seele beizufügen: „Gottlob!“

„O, seht doch, seht, wie das weiße Wunder vom Himmel Alles zudeckt!“ rief Constanze. „Ja, Frau Holle ist's, die Frau Holle! Ich kannte sie bei mir zu Hause in der Sonne nur aus den Bildern und aus der Beschreibung in den Büchern, die aus eurem Lande die Schiffe mitbrachten. Und ich habe mir auch davon erzählen lassen von meinem Papa und wer es sonst aus eigener Erfahrung kannte; aber ich habe nicht geglaubt, daß es so eine ganz andere Welt machen

könnte. Lieber Baas Thomas, und ich habe schon mit dem Onkel Rümpler darüber gesprochen, als wir durch diesen Schnee hierher kamen. Heute bleibt es noch nicht so; es muß erst noch viel kälter werden, und dann kommt er wieder, der rechte Schnee. Dann erst wird es ganz still! Ich denke es mir sehr gut, daß dann auch alle Gräber mit allem anderen Dunkeln unter der weißen Decke wie Eines liegen. Und ich denke es mir dann so gut in Schielau! Der Bach friert dann auch und schwatzt nicht mehr durch das Grün, und du sitzest dann am Fenster in deinem kleinen Hause hinter dem Amthause und guckst in das stille weiße Land hinaus. Lebte die gute Frau Amtmann noch, so wäre es wohl noch besser für dich, Baas Thomas, aber es ist auch gut, daß du an sie mit den Anderen, die von uns jetzt weggegangen sind, denken kannst in der Stille unter dem weißen Schnee. Lieber Baas Thomas, nicht wahr, du thust mir den Gefallen und gehst heute noch mit dem Herrn Amtmann wieder nach Schielau, wieder nach Hause? O bitte, weine nicht!"

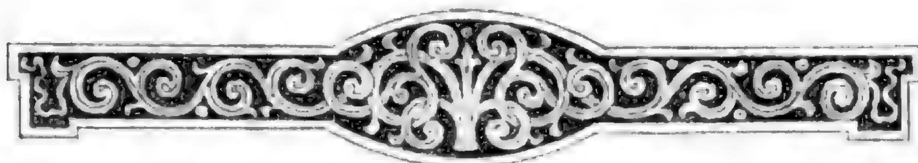
Das Kind erschrak heftig über die Wirkung, die ihr stockend thränenvoll Zureden hervorbrachte; aber die Anderen sagten aufathmend wiederum „Gottlob!" und mit vollem Rechte.

Constanze Pelzmann ging zu dem Attrapenonkel hin und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust. Der Attrapenonkel hat weiter nichts gesagt und Hofmedicus Baumsteiger auch nicht; nur Peter Rümpler aus Schielau hat sich noch geäußert:

„Das müßt Ihr doch selber sagen, Schafmeister, daß dies unerfahrene Geschöpf, was von gar nichts weiß in der Welt und sogar, weiß der Himmel, heute zuerst seinen ersten Schnee fallen sah, unser Aller Meinung ganz genau getroffen hat. Und das mit — meiner Alten und — den — Uebrigen in ihrer Ruhe konnte gar Keiner richtiger ausdrücken. Sollte da nicht ein Jeder jetzt das Gelüste verspüren, sich des Kindes und der Frau Holle Deckbett mit den Anderen über die Nase zu ziehen und stille drunter aufs Weitere zu warten und aufs nächste Frühjahr? Wenn der Kerl, der Knövenagel, vorhanden wäre, könnten wir ihn gleich nach dem Preußischen Hof schicken, wo unser Fuhrwerk steht — nicht wahr, Erdener?"

Der Kerl, der Knövenagel, war vorhanden. Er saß vor der offenstehenden Thür auf der obersten Treppenstufe, mit dem Hunde seines Gevatters zwischen den Knieen, hatte Alles angehört und sich zum ersten Mal in seinem Leben nicht mit in die Unterhaltung gemischt, obgleich sie diesmal ausnahmsweise Angelegenheiten betraf, in die er persönlich ziemlich tief, und zwar von Anfang an, mit verwickelt war.

„Herr, ich wollte, es schneite bergehoch! Hund, jetzt keinen Muck mehr!" murmelte er, mit der zitternden Faust fester in das Lederhalsband seines vollständig lautlosen Gesellschafters auf der Treppe greifend. Er fraß dabei wirklich auch so was wie eine Thräne herunter, aber zweifelhaft bleibt es, wen er eigentlich mit seinem letzten Worte in diesem Buche meinte, — sich oder seinen Treppengefährten. Auch das geht wohl in Einem hin.



Matthias Jakob Schleiden.

Seine Bedeutung für das wissenschaftliche Leben der Gegenwart

geschildert von

Ernst Hallier.

Gegen Ende des Monats Juni ging durch alle Zeitungen die Anzeige, daß Schleiden im siebenundsiebzigsten Lebensjahre nach längerem Leiden in Frankfurt a. M. sanft entschlafen sei.

In den darauf in ausnehmend großer Anzahl in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Lebensskizzen fand sich der einstimmige Ausspruch, daß es sich hier nicht um einen Menschen und Gelehrten gewöhnlichen Schlages handle, sondern um eine Persönlichkeit von ganz eigenthümlicher und hervorragender Bedeutung. Um so mehr mußte es auffallen, wie verschieden die Urtheile ausfielen darüber, worin denn eigentlich Schleiden's Bedeutung hauptsächlich zu suchen sei, denn soweit sie nicht aus derselben Quelle geschöpft hatten, waren die Berichterstatter oft geradezu entgegengesetzter Ansicht.

Schon aus dem hier mitgetheilten Factum geht hervor, daß Schleiden's Streben kein einfaches und einseitiges gewesen sein könne, daß vielmehr sein Biograph sehr verschiedenen Richtungen seiner Thätigkeit und seines Wirkens werde Rechnung zu tragen haben.

Wenn nun ich, sein Schüler und Neffe, den Versuch wage, meine Auffassung von Schleiden's Wesen in den folgenden Blättern niederzulegen, so könnte es zwar einerseits scheinen, als sei ich gewissermaßen durch meine Stellung zu dieser Aufgabe mehr als Andere berufen; aber andererseits verhehle ich mir durchaus nicht, daß die Schwierigkeit, einen so vielseitigen Geist nach allen Richtungen seines Wesens zu schildern, gerade wegen meines vieljährigen innigen Verkehrs mit ihm für mich noch größer ist als für manchen Anderen.

Aus diesem Grunde muß ich den Leser ersuchen, meine Darstellung als eine keineswegs erschöpfende anzusehen, sondern nur als einen Versuch, Demjenigen, der mit dem Wesen eines der hervorragendsten Geister unserer Zeit genauer bekannt werden möchte, einen Leitfaden in die Hand zu geben, der ihn über die wichtigsten Gesichtspunkte zu orientiren vermag. Eine vollständige und wahrhaft fruchtbare Erfassung seines Wesens läßt sich nur durch ein planmäßiges Studium von Schleiden's Werken erreichen, und dafür mögen die folgenden Seiten einige Anleitung gewähren.

Schleiden's eigentlicher Lebensberuf war der des Naturforschers, speciell des Botanikers, denn nachdem er seine juristische Laufbahn und bald darauf auch sein medicinisches Studium aufgegeben hatte, widmete er sich fast ausschließlich dem Studium der Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik.

Worin kann nun überhaupt der Werth wissenschaftlicher Bestrebungen liegen?

Dieser kann ein dreifacher sein, soweit es sich um wirkliche Forschungen, nicht um bloße Wiedergabe wissenschaftlichen Materials durch Lehre und Schrift handelt. Erstlich nämlich bedarf eine Naturwissenschaft neuer Thatsachen. Diese können nur gewonnen werden durch Beobachtung und Experiment. Sollen aber diese Thatsachen für die Wissenschaft wirklich fruchtbringend werden, so ist ihre Zusammenfassung zur Theorie, das heißt ihre Unterordnung unter allgemeine Gesetze, unerläßlich. Hier beginnt sogar erst die eigentliche Wissenschaft. Die Auffindung solcher Gesetze gelingt aber nur einem an Ideen reichen Kopfe, denn leitende Ideen und Maximen können allein zur Auffindung der Gesetzmäßigkeit im Zusammenhang der Thatsachen führen. Endlich drittens bedarf sowohl die Forschung als die Darstellung einer bestimmten Methode. Ohne richtige Methode giebt es in der Wissenschaft keine Gewähr für die Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Aussprüche.

Diese drei Anforderungen, welche die Wissenschaft an ihre Jünger stellt, sind zwar alle drei von gleicher Wichtigkeit, aber nicht immer sind die Gelehrten sich ihrer im gleichen Grade bewußt, ja, mancher glaubt sich auf die eine oder die andere beschränken zu dürfen, und namentlich in Schleiden's früheren Lebensepochen, während des dritten und vierten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, herrschte in Zoologie und Botanik die größte Unklarheit über die von ihnen zu lösenden Aufgaben.

Sehen wir zu, wie Schleiden sich mit den drei Hauptforderungen der Wissenschaft abfand.

Nach absolvirtem juristischen Studium in Heidelberg in den Jahren 1824 bis 1827 widmete sich der dreiundzwanzigjährige Schleiden in seiner Vaterstadt Hamburg der advocatorischen Praxis, die ihn aber so wenig befriedigte, daß er im Jahre 1831 nach Göttingen übersiedelte, um dort Medicin zu studiren. Hier gewann Bartling ihn für die Botanik und wußte ihm insbesondere auch für die Systematik so großes Interesse einzuflößen, daß dadurch wohl der Grund gelegt wurde zu der allseitigen Durchdringung des Gesammtgebietes der Botanik, welche Schleiden später in so hohem Grade auszeichnete.

In Berlin ging Schleiden unter Anleitung seines Onkels, des Professors Horkel, im Verkehr mit Alexander von Humboldt und unter dem anregenden Einflusse Robert Brown's, der damals gerade in Berlin weilte, ganz zur Botanik über. Horkel war ein Mann von sehr ausgebreitetem Wissen und großer Tüchtigkeit in mikroskopischen Untersuchungen, aber, wie es häufig vorkommt, von großer Scheu vor Veröffentlichungen erfüllt. Dafür überließ er Schleiden das reiche Material seiner Notizen und Zeichnungen mit der größten Liberalität und regte diesen dadurch zu eigenen Untersuchungen an.

Zwei Reihen von Thatsachen waren es besonders, denen Schleiden im Lauf weniger Jahre einen hervorragenden wissenschaftlichen Ruf zu danken hatte. Diese beiden Beobachtungsreihen führten zur Lehre von der Bedeutung der Zelle als Formelement und zur Lehre von der Befruchtung der Phanerogamen.

In beiden Richtungen hatte Schleiden fünf Jahre lang Untersuchungen mit dem Mikroskop angestellt, bevor er an die Oeffentlichkeit trat. Zellen waren schon vielfach beobachtet worden vor Schleiden, aber ihre Bedeutung für den Organismus hatte man kaum hier und da in schwachen Andeutungen für einzelne Functionen erkannt. In mehreren Arbeiten („Beiträge zur Phytogenesis", Müller's Archiv 1837, 1838 und „Blicke auf die Entwickelungsgeschichte" in Wiegmann's Archiv 1836, 1837) trat Schleiden mit dem Nachweis hervor, daß die Zelle das Formelement der Pflanze sei, daß sie ein selbständiges Wesen, einen Organismus für sich bilde, welcher sich durch Vermittelung eines Zellkerns fortpflanze, und daß alle Pflanzen aus Zellen hervorgingen, aus Zellen beständen.

Die Wirkung war eine außerordentliche. War doch von nun an der ganzen Botanik eine neue Bahn vorgezeichnet. Von nun an war ihre Hauptaufgabe die Untersuchung des Zellenlebens. Damit war aber zugleich über die ganze damals herrschende Richtung der botanischen Bestrebungen der Stab gebrochen, denn mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, wie z. B. Robert Brown, Treviranus,

später Hugo v. Mohl und einigen Anderen, bewegten die botanischen Schriften sich in dogmatischen Spielereien mit Worten und Zahlen, oder sie waren leere Aufzählungen von Pflanzen. Wie könnte man sich also wundern, daß der junge Gelehrte, welcher so kühn in ein Wespennest stach, einerseits als Prophet einer neuen Aera begrüßt, andererseits als Ketzer verschrieen wurde! Auf diesen Punkt kommen wir später zurück.

Schleiden's Entdeckung des Formelements gewann nun dadurch noch ungemein an Bedeutung, daß, durch ihn gesprächsweise angeregt, Schwann den nämlichen Nachweis der elementaren Bedeutung der Zelle für den Thierkörper führte, so daß dieselbe als Elementarorgan des gesammten Organismenreichs gelten mußte.

Es ist ganz selbstverständlich, daß die Schleiden'sche Darstellung des Zellenlebens heutigen Tages nicht mehr in derselben Form gültig ist wie damals. Mit der Verbesserung der optischen und chemischen Hülfsmittel sowie der Untersuchungsmethoden haben sich unsere Kenntnisse von der Zelle, ihren einzelnen Theilen und ihrer Vermehrungsweise seit jener Zeit wesentlich modificirt; aber der Nachweis der Selbständigkeit der Zelle als Organismus und als Formelement für alle Organismen behält seine Gültigkeit heute so gut wie damals.

Die Lehre von der Befruchtung der Phanerogamen war, wie Schleiden bescheiden genug selbst hervorhebt, seit Levaillant zu Anfang des vorigen Jahrhunderts allmälig vorbereitet. Als diese Lehre wesentlich fördernd sind besonders Amici, Robert Brown, Brongniart, Mirbel, Treviranus zu bezeichnen, und Horkel, welcher aber, wie ich schon hervorhob, seine Schätze erst durch Schleiden ans Tageslicht ziehen ließ. Schleiden's Arbeit „Ueber Bildung des Eichens und Entstehung des Embryos bei den Phanerogamen“ wurde nach einer kurzen Mittheilung in Wiegmann's Archiv im Jahre 1837 in demselben Jahre ausführlich und mit sechs schön gezeichneten Tafeln illustrirt in den Abhandlungen der „Leopoldina“ veröffentlicht. Das Hauptverdienst der Arbeit bestand in einer sehr ausführlichen und vollständigen Darstellung des Baues der Samenknospe, wie sie bis dahin noch von Niemand geliefert worden war, und in dem an zahllosen Pflanzen geführten Nachweis, daß das Ende des Pollenschlauchs bis zur Samenknospe vordringe und dort eindringe. Die Theorie, welche Schleiden daran knüpfte, gründete sich auf einen für die damalige Zeit bei der großen Schwierigkeit der Sache höchst verzeihlichen Beobachtungsfehler und wurde später, namentlich durch Hofmeister's Untersuchungen, widerlegt. Dieser Arbeit folgten mehrere andere, welche theils ausschließlich, theils nebenbei dasselbe Ziel verfolgten. In diesen Arbeiten: „Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Blüthentheile der Leguminosen“, „Beiträge zur Anatomie der Cacteen“, „Beiträge zur Kenntniß der Ceratophylleen“, „Prodromus monographiae Lemnacearum“ u. s. w. lieferte Schleiden ein unschätzbares, noch jetzt für die Morphologie und Systematik unentbehrliches Beobachtungsmaterial.

Die Botanik war nun um zwei wichtige Fragen reicher, in denen das pro und contra auf das lebhafteste verfochten wurde, und dieser Kampf trug wesentlich zur raschen Entwickelung der Wissenschaft bei.

Schleiden ließ nun noch eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten über verschiedene Gegenstände der Morphologie und Physiologie folgen, welche nicht minder Zeugniß ablegten für die treue Beobachtungsgabe wie für die geniale Auffassungsweise des Verfassers. Physiologie und Morphologie wußte er durch eine Unzahl neuer Ansichten und Gesichtspunkte zu bereichern. So tauchten neue Ansichten auf über den molekularen Bau der Zelle, über Bildung von Reservenahrung, über die Bedeutung des kohlensauren Kalks für die Pflanze zur Unschädlichmachung der von der Pflanze selbst erzeugten Oxalsäure, über Bildung der Pflanzengallerte und der Gummiarten, über die Natur und die Bedeutung des Stärkemehls und anderer Baustoffe für die Zelle, über die Entstehung der unregelmäßigen (verwickelt symmetrischen) und der verwachsenblätterigen (gamophyllen) Blüthe, über selbständig entwickelte Zellen (Idioblasten) u. s. w. u. s. w., — Ansichten, die sich größtentheils später die allgemeine Geltung errungen haben und die nur zu oft späteren Forschern zugeschrieben werden.

Es dauerte bis zum Jahre 1842, also volle zehn Jahre seit Beginn seiner botanischen Studien, bis Schleiden mit einer Zusammenfassung aller bis dahin von ihm und Anderen gemachten Beobachtungen unter allgemeine Gesichtspunkte hervortrat in seinen „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik“. Vor Schleiden war noch niemals der Versuch zu einer solchen Zusammenfassung gemacht worden. Wir haben bereits gesehen, daß Schleiden ein unendlich reiches Beobachtungsmaterial einer Fülle von neuen und interessanten Gesichtspunkten unterzuordnen wußte. Diese beiden Vorzüge traten in seinem Lehrbuch aufs glänzendste hervor. Man würde aber irren, wollte man darin den größten Werth dieses Werkes suchen, den es bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Dieser Werth liegt weniger im Material und seiner Unterordnung unter allgemeine Gesichtspunkte als in der Methode. Hiermit kommen wir auf die hervorragendste und wichtigste Seite von Schleiden's wissenschaftlicher Thätigkeit.

Die durch Kant und seine Nachfolger für die Wissenschaft errungene inductorische Methode der Forschung hatte sich zwar bereits in einigen Wissensgebieten einen sicheren Platz errungen, so namentlich in den mathematischen Naturwissenschaften: in der Astronomie, Physik und anderen; aber die übrigen, insbesondere Zoologie und Botanik, folgten ganz anderen Wegen, die jeder klare und gesunde Kopf als Irrwege erkennen mußte. Das Wesen der inductorischen Methode besteht in dem Inductionsschluß vom Besonderen aufs Allgemeine. Eine größere Anzahl von Beobachtungen, eine vollständige oder möglichst vollständige Beobachtungsreihe läßt die Aufstellung eines Gesetzes zu, wenn dieses Gesetz ausnahmslos alle beobachteten Fälle umfaßt.

So kam Kepler durch Induction zur Entdeckung seiner berühmten Gesetze für die Bewegung der Himmelskörper, Dove zu seiner Theorie der Winde. Daß auch in Botanik und Zoologie nur nach dieser Methode Brauchbares gefunden werden könne, sollte selbstverständlich sein; leider aber wurde in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in der Botanik eine ganz andere Methode befolgt. Schon Fichte hatte in wesentlichen und wichtigen Punkten den sicheren Boden der Kantisch-Aristotelischen Logik in seiner „Wissenschaftslehre“ verlassen, aber Schelling und sein Schüler Hegel hatten das Fundament der Logik, die Lehre vom Urtheil, zu unterwühlen gesucht und an die Stelle wirklicher Urtheile die leere Spielerei mit Vergleichungsformeln gesetzt. Nur zu gut war ihnen das bei ihren Zeitgenossen gelungen, ein Beweis, wie seicht das philosophische Studium bei den meisten derselben sein mußte. Nur so urgesunde Wissenschaften wie Mathematik, Astronomie und Physik blieben unberührt von diesem Taumel sogenannter Speculation.

Je weniger nun eine Wissenschaft allseitig und sicher begründet war, um so gefährlicher mußte eine solche falsche Methode auf sie einwirken können, und dieses um so sicherer, je geistreichere Floskeln die Vertheidiger der falschen Methode in ihre Darstellungen einflochten. So haben Geschichte, Aesthetik, Medicin, Botanik, Zoologie damals ganz unendlich unter dem Einfluß der Schelling-Hegel'schen Philosophie gelitten; besonders aber schadete Schelling durch seine speculative Naturphilosophie, in der er alle Naturphänomene aus speculativen Spielereien ableiten wollte.

Daß wissenschaftliche Forscher von diesem Unsinn angesteckt werden konnten, klingt unglaublich, und doch ist es nur zu wahr. Schleiden fand einen förmlichen Augiasstall gänzlich unbrauchbaren Gedankenwirrwarrs in den botanischen Handbüchern angehäuft und sah klar ein, daß er diesen erst reinigen müsse, um einer gesunderen Methode den Raum zu schaffen.

Durch seinen Bruder, den späteren Schuldirector Dr. H. Schleiden, welcher in Jena studirt hatte, wo auch unser Matthias Schleiden sich im Jahre 1839 niederließ, wurde er mit Fries zusammengeführt, der ihn in die Kant'sche Philosophie und in das Wesen der Induction mit seiner bekannten Klarheit einführte. Nun hatte Schleiden die Waffen in der Hand zur Bekämpfung des Gegners.

In das leicht entzündliche Gebäude der Schelling'schen Dialektik in ihrer Anwendung auf die Botanik flog zunächst die Brandfackel der methodologischen Einleitung in die „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik“.

Dieses Meisterwerk philosophischer Dar-

stellung zündete überall und fachte einen Brand an, welcher weit über Europa hinaus leuchtete. Aber keineswegs gutwillig verließen die Vertheidiger das brennende Gebäude, vielmehr wurden Schleiden und seine Anhänger, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunahm, mit einem Hagel giftiger Pfeile der Polemik überschüttet. Das aber gerade war es, was den Sieg der inductorischen Methode sicherte und beschleunigte; denn während Schleiden in der methodologischen Einleitung mehr die Sache angriff, die Personen möglichst schonend, traten nun diese selbst mit Leidenschaft und nicht immer mit ganz sauberen Waffen aus ihrem Versteck hervor und setzten sich dadurch direct neuen gänzlich vernichtenden Angriffen aus. So wirkte namentlich gegen Nees v. Esenbeck und andere speculative Naturphilosophen unter den Botanikern Schleiden's Schrift: „Schelling's und Hegel's Verhältniß zur Naturwissenschaft“, welche im Jahre 1844 in Leipzig erschien. Nur für diejenigen Leser, denen die naturphilosophische Methode der Schelling-Hegel'schen Schule durchaus unbekannt ist, theile ich aus Nees v. Esenbeck's „Handbuch der Botanik“ folgende Sätze als Probe mit: „Das Thier ist in der organischen Natur das Eisen, die Pflanze das Wasser. Denn jenes fängt von der relativen Trennung an. Diese endet darin. Das Thier zerlegt das Eisen, die Pflanze das Wasser. Das weibliche und männliche Geschlecht der Pflanze ist der Kohlenstoff und Stickstoff des Wassers.“

„Der Körper, welcher sich oxydirt, wird, indem er absolut schwerer wird, nothwendig specifisch leichter. Die Auflösung der Metalle in Säuren geschieht nach dem allgemeinen Schema des chemischen Processes. Es sei z. B. das aufzulösende Metall Silber, die Säure Stickstoffsäure, so ist Kohlenstoff und Stickstoff unter sich und mit Wasser in Berührung, d. h. es ist die Totalität des chemischen Processes gegeben.“

Daß es ein eminentes Verdienst war, die Wissenschaft von solchen Bestrebungen zu säubern, ist wohl keine Frage, und diesen Zweck hat Schleiden vollständig erreicht. Die speculative Naturphilosophie Schelling's ist aus der Naturforschung gänzlich und hoffentlich für immer verbannt.

Schleiden's „Grundzüge“ erlebten vier Auflagen und würden noch weit häufiger wieder aufgelegt sein, wäre ihm selbst eine längere Thätigkeit in der Botanik vergönnt gewesen.

Die Herrschaft der falschen Methode hatte für die Wissenschaft noch eine andere traurige Folge gehabt. Es war nämlich in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft eine bodenlose Oberflächlichkeit eingerissen und zwar nicht bloß bei unbedeutenden Geistern. Was soll man dazu sagen, wenn selbst so geniale Männer wie Liebig aus Dove's klarer Entwickelung des Winddrehungsgesetzes die abenteuerlichsten Hypothesen herauslasen? wenn ein Chemiker seines Ranges die Stärkekörnchen aus concentrischen Schichten Wachs und Amylum bestehen läßt und meint, daß diese nun sich gegenseitig (!) gegen die Angriffe des Wassers und des Aethers schützen könnten, und dergleichen mehr? Auch hier mußte aufgeräumt werden. Schleiden verwickelte sich in immer neue Streitigkeiten, die aber das Gute hatten, daß man allgemein nach und nach vorsichtiger wurde und allzu große Blößen zu vermeiden suchte. Hier dürfte ein Wort über Schleiden's Polemik am Platze sein.

Diese war in späterer Zeit nicht selten scharf und heftig; aber sie war es keineswegs von vornherein. Wie Schleiden zu dieser heftigen Polemik gekommen, ist nicht uninteressant für die Geschichte der Naturwissenschaften.

Von vornherein hatte Schleiden das lebhafteste Bestreben, allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen gerecht zu werden und jedem sein Verdienst in vollem Maße zuzuerkennen. Mit wie warmer Anerkennung spricht er in seinen ersten Veröffentlichungen von Männern wie Robert Brown, Amici, Meyen, Hugo v. Mohl und selbst von Nees v. Esenbeck! Wenn er eine sachliche Unrichtigkeit zu rügen hatte, so geschah es stets mit dem Ausdruck der größten Achtung und Schonung der Person.

Aber es giebt in der Wissenschaft Männer, und solcher wird es immer geben, welche alles Verdienst für sich in Anspruch nehmen möchten und welche daher auch nicht den geringsten Tadel ertragen können. Zu solchen gehörte in damaliger Zeit Meyen, dem Schleiden

den Rath gab, seine schönen Kräfte nicht in unnöthiger und unfruchtbarer Polemik zu zersplittern; es gehörten dazu Nees v. Esenbeck, Theodor Hartig und Andere. Die Polemik dieser bedeutenden Forscher hielt sich keineswegs immer in den Grenzen des Erlaubten und Wohlanständigen. Wer will es nun einem Mann wie Schleiden verdenken, der sich immerfort

Matthias Jakob Schleiden.

durch hämische Angriffe belästigt sieht, wenn er auch einmal, mit Kolben dreinschlagend, sich dieses Wespenschwarms zu entledigen sucht. Zu bedauern ist allerdings, daß er dadurch später in eine vorwiegend polemische Richtung hineingezogen wurde. Aber wie maßvoll und in jeder Beziehung nachahmungswerth ist noch seine Antwort auf Theodor Hartig's maßlose und noch dazu ungerechte Angriffe, denn Hartig's Ansicht von dem Eindringen von Pollenschläuchen in die Seitenwände der Fruchtanlage widersprach allen damaligen Beobachtungen!

Was Schleiden in der Botanik gewirkt, haben wir nun in einigen großen Zügen kennen gelernt. Ein genaueres Eingehen würde über das dieser Zeitschrift entsprechende Maß hinausreichen und eher in eine geschichtliche Darstellung gehören.

Aber die wissenschaftliche Bedeutung und Wirkung spiegelt sich oft in den Lebensschicksalen des Menschen in einem ganz wunderbar verkehrten, ja oft geradezu umgekehrten Bilde ab, denn nur sehr selten wird die Welt gegen vielseitig begabte Köpfe gerecht verfahren. Dieses mußte auch Schleiden in hohem Grade erleben, und daher ist es durchaus nicht unfruchtbar, auf seinen Lebensweg und seine Bedeutung als Lehrer und Mensch ein Schlaglicht zu werfen.

Schleiden hatte sich im Jahre 1839 in Jena niedergelassen, wurde zwar bald zum außerordentlichen Professor ernannt, aber erst im Jahre 1850 und keineswegs ohne vorhergehende Kämpfe und Schwierigkeiten machte man ihn daselbst zum Ordinarius und Director des botanischen Gartens, und schon 1862 sah er sich durch allerlei unangenehme Verhältnisse veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Dieser Umstand und mehr noch eine sich allmälig einfindende Schwäche der Augen, welche ihm den anhaltenden Gebrauch des Mikroskops erschwerte, machte seinen botanischen Forschungen ein Ende, und von da ab war er vorwiegend anderen Interessen zugewendet. Ehe wir auf diese einen Blick werfen, kehren wir nochmals zu seiner Thätigkeit in Jena zurück.

Schon als Universitätsprofessor vertrat Schleiden verschiedene Richtungen. Waren auch seine Hauptcollegia die botanischen, so hatte er doch schon seit seinen medicinischen Studien in Göttingen die Anthropologie stets mit Vorliebe cultivirt und trug diese Wissenschaft in einem vierstündigen „Publikum" vor starkbesetztem Auditorium mit großer Lebendigkeit vor. Hier lauschten ihm Hörer aller Facultäten mit großer Begeisterung und Aufmerksamkeit.

Aber seine Lehrkraft sollte noch in anderer Richtung erprobt werden. Wackenroder veranlaßte Schleiden, als Lehrer in das von ihm begründete pharmaceutische Institut einzutreten und dort medicinisch-pharmaceutische Botanik und Pharmakognosie vorzutragen. Schleiden war nicht der Mann dazu, einer Aufgabe sich zu unterziehen, ohne ihr seine volle Energie und sein ganzes Interesse zuzuwenden. Und was er anfaßte, das trug auch die Spuren seines originellen Schaffens zur Schau. Das zeigte sich gar bald beim Unterricht in der systematischen Botanik und Pharmakognosie. Bei Bartling hatte er dessen natürliches System kennen gelernt. Später trat Endlicher, den Schleiden im Jahre 1849 persönlich kennen lernte, in seinem System mit ganz ähnlichen Ansichten über die Anordnung der Gewächse hervor. So entstand der geistreiche Entwurf Schleiden's zu einem natürlichen System, dem ich mit einigen Aenderungen noch jetzt in meinen Vorträgen folge und dem auch Le Maout und Decaisne in ihrem schönen systematischen Kupferwerk gefolgt sind. Bedeutenderes aber gelang Schleiden auf dem Gebiete der Pharmakognosie, ja hier wirkte er ebenso bahnbrechend wie in der Botanik selbst. Vor ihm war von einer naturwissenschaftlichen Untersuchung der Drogen gar nicht die Rede; man beschränkte sich auf Beschreibungen des äußeren Ansehens, nach denen es meist ganz unmöglich war, den beschriebenen Gegenstand zu bestimmen. Da zergliederte Schleiden eine vielangewendete Droge pflanzlichen Ursprunges, nämlich die bekannte Sassaparilla, nachdem er sich durch die Vermittelung von Hülsenbeck und Besser, Hasche und Woge und anderen großen Hamburger Häusern ein so reiches Untersuchungsmaterial verschafft hatte, wie es seitdem keinem zweiten Pharmakognosten zu Gebote gestanden hat. Das Resultat war die classische Arbeit über die Sassaparilla im „Archiv der Pharmacie", ein wahrer Schmuck dieser Zeitschrift. Die Arbeit ist seitdem nur durch weniges Neue ergänzt worden, und die darin angewendete Untersuchungsmethode steht noch heute als mustergültig da. Es erschien ferner ein „Lehrbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik" und ein „Lehrbuch der Pharmakognosie". Das letztgenannte namentlich erregte gerechtes Aufsehen und brach die Bahn für eine ganz neue Richtung in diesem Wissensgebiet. Allein schon die Abhandlung über die Chinarinden gab Schleiden den neuen Ruhm des ersten Forschers auf diesem Gebiete in histologischer Beziehung und brachte ihn in Verbindung mit fast allen Pharmakognosten Europa's. Fand es doch der größte Chinarindenkenner Englands, Howard, nöthig, die Reise von London nach Jena zu machen, um sich mit Schleiden in persönliche Beziehung zu setzen. Welches reiche Material Schleiden für diese Untersuchungen zusammenbrachte, davon zeugt noch jetzt die Chinarinden-Sammlung der Universität Jena, welche nebst der Sassaparilla-Sammlung einen Schmuck derselben bildet, wie ihn kaum eine zweite Universität aufzuweisen haben dürfte.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, warum ein in den verschiedensten Richtungen so eminent und mit dem größten Erfolg thätiger Kopf, der sich schon in

Jena keiner allzu glänzenden Laufbahn rühmen konnte, nicht längst für einen größeren Wirkungskreis nach auswärts abberufen worden war. Es ist das auf alle Fälle tief zu bedauern, denn für seinen vorwärtsstrebenden Geist war unbedingt eine größere Sphäre des Wirkens wünschenswerth.

Manche haben den Grund dafür ausschließlich in seiner scharfen, oft vernichtenden Polemik gesucht, und es ist nicht zu leugnen, daß seine zahlreichen wissenschaftlichen Gegner bei Berufungsfragen oft recht nachtheilig mögen eingewirkt haben, eine Wirkung, die sich ja evident bis auf seine Schüler und Nachfolger erstreckt hat. Denn, Anderer nicht zu gedenken, wie schwer ist es Schacht geworden, zu einer ordentlichen Stellung zu gelangen trotz der warmen Fürsprache Alexander v. Humboldt's! Aber darin allein liegt es nicht, daß Schleiden nicht vorwärts kam. Ehrenbezeugungen aller Art, Orden und Auszeichnungen von hohen und höchsten Personen und von gelehrten Gesellschaften wurden ihm zu Theil; — aber keine Berufung. Der Hauptgrund dafür war wohl die Selbständigkeit seines Charakters. Er hat keine eigentliche Schule gebildet. Zwar hatte er eine große Anzahl begeisterter Schüler um sich versammelt und darunter manche bedeutende Kraft, wovon ich beispielsweise nur Henneberg, Heßling, Zeiß, Schacht, Radlkofer, Kühn namhaft machen will; aber aller Schulstaub, alles Proselytenmachen und alles Streberthum, wie es sich auf deutschen Hochschulen oft so breit macht, war ihm in tiefster Seele verhaßt; und so gab er oft seinen Schülern, wie mehrere von diesen öffentlich aussprachen, selbst die Waffen in die Hand zur Bekämpfung der Ansichten ihres Meisters. Ein solcher Mann mußte den Wegen abhold sein, die mancher seiner Zeitgenossen einschlug, um Carrière zu machen.

Schleiden's Verhältniß zu seinen Schülern war ein sehr inniges und treues, aber er suchte sie durchaus selbständig zu machen und von vornherein durch Selbstdenken und Selbstbeobachten auf eigene Füße zu stellen. Ihm galt dabei kein Unterschied des Alters, Standes oder Ranges. Den Verfasser dieser Blätter hat er schon im Jahre 1847, als derselbe noch Schulknabe war, lange vor unserer persönlichen ersten Berührung durch einen höchst liebenswürdigen, ausführlichen Brief über naturwissenschaftliche Zweifel aufgeklärt und beruhigt. Auf der Universität verfolgte er die Bestrebungen jedes Einzelnen mit dem lebhaftesten und nachsichtigsten Interesse. Auf den Excursionen war er ununterbrochen in geistvollster Weise gesprächig und anregend. Spielend führte er selbst den gänzlich Ungeübten gesprächsweise in die Kenntniß des natürlichen Systems, der Elemente der Pflanzengeographie, der orographischen und geologischen Vertheilung der Arten ein — nach der Methode, die er in seiner mit Bogenhard herausgegebenen „Flora von Jena“ niedergelegt hat, welche in dieser Beziehung als Musterbild einer Flora dasteht. Wöchentlich versammelte er in zwangloser wissenschaftlicher Unterhaltung Abends seine Schüler am häuslichen Herd, ergänzend und erweiternd, was im Colleg vorgekommen war.

Und gerade während seiner höchsten Blüthezeit fand er noch Muße zur Belehrung des gebildeten Publikums durch populär-wissenschaftliche Vorträge. So entstand ein Buch unter dem Titel „Die Pflanze und ihr Leben“, welches seinen Ruhm über die ganze Erde verbreitete und in die meisten Culturspachen übersetzt wurde. Darstellungsweise, Sprache und Behandlung des Stoffes sind von keinem späteren Werk übertroffen worden. Die Vorträge, welche diesem Buche zu Grunde lagen, waren fast nur in Jena und am weimarischen Hof gehalten worden. Bald aber wünschte man auch auswärts den berühmten Gelehrten zu hören, und es entstand eine zweite Sammlung unter dem Titel „Studien“. Die späteren Vorträge sind nur in Zeitschriften oder kleineren Broschüren veröffentlicht worden.

Auch politisch war Schleiden lebhaft thätig, aber ohne eine eigentliche Rolle zu spielen. Während der unruhigen Tage der Jahre 1848 und 1849 übernahm er häufig als eines der hervorragendsten Mitglieder der gemäßigten Partei, die sich in Jena unter dem Namen „Volksverein“ zusammengefunden hatte, die Vermittelung zwischen der Regierung und

der Bevölkerung und machte längere Zeit die damals sehr unbequeme Reise zwischen Jena und Weimar zweimal wöchentlich.

Sein Scheiden von Jena im Jahre 1862 war gleichbedeutend mit dem Scheiden von der Botanik, denn ein Lehrstuhl an einer Universität und der beständige Verkehr mit Collegen sind so günstige Anregungsmittel für fachwissenschaftliche Forschungen, daß es ohne sie wenn auch nicht unmöglich, so doch sehr schwer ist, sich in der Wissenschaft fortzubewegen. Ist man aus einem Wissensgebiet, welches sich mit so rapider Schnelligkeit fortentwickelt wie die Botanik in den letzten zwanzig Jahren, einmal herausgetreten, so wird der Wiedereintritt geradezu zur Unmöglichkeit. Schleiden selbst klagte mir noch vor wenigen Jahren brieflich, daß ein ihm ganz zusagendes geistiges Leben doch nur an einer Universität erreichbar wäre und daß in den Städten, die er später als Aufenthalt wählte, ihm nichts diesen Mangel hätte ersetzen können. Zwar erhielt er sehr bald einen glänzenden Ruf nach Dorpat; aber anthropologische Vorlesungen, in freisinnigem Geiste gehalten, brachten ihn allzu schnell in derartige Verwickelungen mit der russischen Geistlichkeit, daß er schon nach einem Jahre um seinen Abschied bitten mußte, der ihm auch von Alexander II. mit voller Pension gewährt wurde. Für diese Pension hatte er die Verpflichtung zu Berichterstattungen an den kaiserlichen Hof übernommen, die ihn zu ganz neuen Studien führten. Die zu Grunde liegende Idee bestand in dem Nachweis, wie drei Naturkörper aus dem Mineralreich, Pflanzenreich und Thierreich auf das Culturleben älterer und neuerer Völker eingewirkt haben. Schleiden wählte das Salz, die Rose und das Pferd. Das Salz und die Rose sind in ausführlichen Werken bearbeitet worden, mehr culturhistorisch als naturwissenschaftlich, ebenso das „Meer“. Ueber das Pferd war die vorzügliche Arbeit von Victor v. Hehn erschienen, was Schleiden veranlaßte, seinen Plan aufzugeben.

In seinen letzten Lebensjahren wendete sich Schleiden aus eigenem Antriebe mit dem größten Interesse dem Judenthum und seiner mittelalterlichen Geschichte zu. Den ersten Anlaß dazu mochten allerdings Anregungen von außen gegeben haben. Er hatte nämlich seinen Aufenthalt in Dresden, darauf in Frankfurt, Darmstadt, Wiesbaden und seit Ostern dieses Jahres wieder in Frankfurt genommen. In Darmstadt wurde er genau mit Strauß bekannt. Seine Studien hatten ihn auf den Ursprung des Aberglaubens, auf die materialistische Zeitrichtung und verwandte Themata geführt, und es wurden verschiedene kleinere und größere Arbeiten über diese Dinge meist in diesen „Monatsheften“ veröffentlicht. Im Gespräch mit Strauß wurde seine kritische Richtung abermals auf das lebhafteste zur Flamme entfacht. Das warme Interesse, welches er dem Judenthum entgegentrug, entsprang sicherlich aus dem Bestreben, allen selbständigen Geistesrichtungen möglichst gerecht zu werden und sich den tolerantesten und humansten gegenwärtigen Zeitrichtungen durch ein energisches Votum anzuschließen; — es will mich aber bedünken, daß Schleiden bei diesen Bestrebungen fast das Bewußtsein abhanden gekommen ist, daß wir die höchste Blüthe der modernen Cultur, daß wir die ganze Herrlichkeit der Sitte und Liebe, der Entsagung und Opferwilligkeit, der Freude am Schönen und Guten, die, so wenig wir sie erreichen mögen, doch als Palladium uns vorschwebt, einzig und allein dem Stifter unserer Kirche zu verdanken haben durch seine himmlisch reine, unantastbare Persönlichkeit und seine Alles überwindende Liebe. Es mag aber sehr verführerisch sein beim Studium der gräulichen Mißbräuche der christlichen Kirche in früheren Jahrhunderten, diese auf Irrwegen wandelnde Kirche mit dem Christenthum selbst zu verwechseln. Mit diesen Arbeiten fand Schleiden's öffentliches Wirken seinen Abschluß. Werfen wir nun noch einen Blick auf einige Seiten seiner Persönlichkeit.

Für durchaus ungerechtfertigt muß ich es halten, das Privatleben und die Familienverhältnisse eines Gelehrten zum Gegenstand biographischer Darstellung zu machen. Das mag höchstens bei einem Künstler gestattet sein, dessen künstlerisches Schaffen ja meistens durch innere und äußere Lebensverhältnisse wesentlich be-

einflußt, begünstigt, gehemmt oder modificirt wird. Eine Natur wie die Goethe's wäre ja kaum verständlich ohne genaueres Eingehen auf seinen Lebensgang. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß auch in der schönen Literatur und in der Kunstgeschichte mit der Veröffentlichung von Briefen und mit der Darstellung von Familienverhältnissen viel Unfug getrieben worden ist.

Das ist es also nicht, worauf ich hier noch näher eingehen möchte. Dagegen giebt es Charaktereigenschaften, welche so gewaltigen Einfluß auf das wissenschaftliche Leben eines Gelehrten ausüben, daß man sie kennen muß, um ihn ganz zu verstehen. Diese Eigenschaften können, abgesehen von der Energie des Wollens und Handelns, die bei jedem bedeutenden Menschen vorausgesetzt wird, praktische sein oder theoretische oder Gemüthsanlagen. In praktischer Beziehung war Schleiden das Muster eines Gelehrten. In allen Lebensverhältnissen war er selbst zu Hause, suchte sich aufs genaueste zu orientiren und beherrschte daher alle seine Hülfsmittel im Hause und in der Wissenschaft in ähnlicher Weise, wie es von Virchow bekannt ist. Beim Bau seines Wohnhauses in der Neugasse zu Jena wurden alle Einrichtungen nach seinen eigenen Angaben getroffen, ebenso bei der Anlage des Gartens. Im Garten überwachte er den Obstbau und die Gemüsezucht auf das sorgfältigste. Sein Herbarium, seine Frucht-, Samen- und Holzsammlungen befanden sich in der musterhaftesten Ordnung und Alles war aufs genaueste durchdacht, planmäßig durchgeführt, kein Plätzchen ungenutzt gelassen. Nicht minder vortrefflich war seine Bibliothek geordnet und katalogisirt.

Seinen Schülern prägte er den Grundsatz wiederholt ein: durch Ordnung und Pünktlichkeit könne man viele Zeit ersparen. Während des mikroskopischen Praktikums duldete er auf den Präparationstischen nicht das geringste Fleckchen. Ein Student, der einen Tropfen Wasser vergoß, mußte sofort mit dem Wischtuch herbeikommen.

Dieselbe Ordnung herrschte in seinem Kopf; wie denn äußere Ordnung und Klarheit der Gedanken so oft beisammen zu finden sind. Seine Handschrift war nicht gerade elegant, aber sehr klar und leserlich: niemals hat ein Setzer sich über ihn beklagt. Sein Vortrag war mäßig laut, sehr deutlich und bestimmt, wodurch er namentlich ausländischen Fürsten sich gut empfahl. Dabei kam ihm der norddeutsche Dialekt trefflich zu Statten.

Niemals habe ich eine so vorzügliche Einrichtung gesehen wie diejenige, die er bei seiner ausnehmend reichen Sammlung von Collectaneen und handschriftlichen Notizen eingeführt hatte. Er zeichnete sich aus durch eine ungeheure Belesenheit in den allerverschiedensten Fächern, und wie er gelesen hatte, davon sind seine Excerpte das beredteste Zeugniß.

Wie für die Wissenschaft, so wußte er auch für praktische Bedürfnisse die brauchbarsten und tüchtigsten Menschen heranzuziehen und auszubilden. So diente ihm Dr. Martin in Jena, gegenwärtig an der Universitätsbibliothek angestellt, geradezu ein praktisches Genie, längere Zeit als Amanuensis, und Schacht wurde durch ihn vom Ladentisch in der Officin an den mikroskopischen Präparirtisch versetzt.

Die theoretische Begabung tritt allerdings bei Schleiden durchaus in den Vordergrund. Hier kam es ihm vor allen Dingen auf Deutlichkeit und Bestimmtheit an. Irgend eine Unklarheit, und hätte sie auch mehr im Ausdruck als in der Sache gelegen, war ihm ein Gräuel, was natürlich seine polemische Neigung nicht wenig beförderte und ihm viele Gegner zuzog. Im höchsten Grade kam ihm die Eigenschaft im Leben zu Gute, die man gewöhnlich mit dem Ausdruck „geistreich" bezeichnet, das heißt er besaß ein ungemein rasches Vorstellungsspiel und infolge davon einen hohen Grad von Combinationsvermögen. Einen anregenderen Gesellschafter durch Witz, Bonmots und glänzende, überraschende Redewendungen konnte es kaum geben. Dabei kam natürlich auch nicht selten Paradoxes zum Vorschein und wurde mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit vertheidigt.

Bei allen Bestrebungen Schleiden's trat das Theoretische, Verstandesmäßige in den Vordergrund. Gleichwohl fehlte es ihm keineswegs an ästhetischer, ja selbst an künstlerischer Begabung. Er zeichnete

überaus schön; namentlich ließen seine wissenschaftlichen Zeichnungen an Klarheit und Eleganz nichts zu wünschen übrig. Aber auch in landschaftlichen Federzeichnungen, Bleistiftskizzen und Aquarellen war er sehr geschickt und geübt. Auch in Gelegenheitsgedichten versuchte er sich vielfach, von denen sogar zwei Bände in den Buchhandel gelangt sind. Die Gedichte zeugen großentheils von Klarheit des Ausdrucks und Gedankentiefe. Weniger häufig gelang ihm die Form. Die beste Einsicht in sein ästhetisches Talent gewähren aber seine populären Darstellungen, die auch in dieser Beziehung in neuerer Zeit wohl von Niemand übertroffen sind.

Kam ein praktisches oder theoretisches Interesse mit einem ästhetischen in Conflict, so gab er freilich stets den ersten beiden auf Kosten des letzten den Vorzug; dafür spricht z. B. seine ganze häusliche Einrichtung, die Art, wie er seine Sammlungen und Bücher aufstellte, und auch nicht selten sein Stil.

Das überreiche Menschenleben, welches nun vollendet hinter uns liegt, — ich konnte es nur in einer schwachen und skizzenhaften Darstellung schildern. Schleiden bildet einen der wichtigeren und bedeutungsvolleren Grundsteine in dem Gebäude der deutschen Culturgeschichte der letzten Jahrzehnte. Seine Aufgabe war eine vorwiegend reformatorische, und überdies vertrat er in der Wissenschaft und im Leben eine Richtung, welche in unserer materiellen und vorwiegend empirischen Studien hingegebenen Zeit um so seltener ist, nämlich die Betonung der Rechte des Psychischen, Immateriellen, der Welt der Schönheit und der Liebe. Je seltener eine solche Erscheinung in unserer Zeit auftaucht, um so wichtiger wird sie für dieselbe. Aber der Träger einer Richtung, die nicht blind dem Zeitstrom folgt, hat viel Entsagung nöthig, muß viele Schmerzen ertragen. So sagt Schleiden selbst in seiner ersten Gedichtsammlung:

Es ist dem Menschen nur bestimmtes Maß gegeben.
Fühlst du dich stark, sollst um so mehr du beben;
Was hier dich groß gemacht, fehlt dir auf andrer Seite,
Und Schmerzen sind der Preis für das, was wir erstreben.

Man kann auf Schleiden nicht das Wort Hamlet's über seinen Vater anwenden, wohl aber das Goethe'sche Wort: „Rastlos bethätigt sich der Mann."

Der Winterschlaf der heimischen Säugethiere.

Von

Adolf Müller.

Man sollte meinen, daß eine so auffallende und hochinteressante Erscheinung im Leben der Säugethiere, wie der Winterschlaf bei so manchen heimischen Arten derselben sich offenbart, zur fortgesetzten Forschung über diesen Gegenstand antreiben würde. Allein man hat es bis jetzt auffallender Weise unterlassen, dem Wesen dieser merkwürdigen Erscheinung in der Thierwelt gründlich nachzuforschen. Zwar liegen vereinzelte Beobachtungen und Versuche an Thieren in diesem Zustande vor, aber man vermißt bis jetzt eine gesichtete Zusammenstellung des Materials, eine vergleichende übersichtliche Untersuchung des Gesammelten und eine beleuchtende Betrachtung über das Wesen dieses Gegenstandes gänzlich.

Ich will es versuchen, an der Hand guter Beobachtungen Anderer und meiner eigenen Erfahrungen und Versuche über diese Materie besonders hervortretende und beachtenswerthe Momente in der erwähnten Lebensperiode unserer Säugethiere zusammenzustellen und ihrem Wesen nach zu schildern.

Wie sich der Zug und die Wanderung der Vögel als eine merkwürdige Bethätigung dieser Naturwesen erweist, den unwirthlichen, feindlichen Uebergängen in der Atmosphäre zu entgehen, so manifestirt sich in einer ebenso auffallenden und ebenso nachforschungswürdigen Weise der Rückzug mancher Säugethiere, der sich beim Ueberwintern in der Form der Erstarrung kundgiebt.

In drei Ordnungen der obersten Classe: den Handflatterern, Nagern und Insectenfressern, finden sich die Winterschläfer unter unseren vaterländischen Säugern.

Am ausgeprägtesten, in typischer Form unterliegen diesem Zustande unsere Fledermäuse und einige Sippen unter den Nagern, von welchen auch die Wissenschaft einige

mit der Bezeichnung „Schlafmäuse“ kennzeichnet.

An die Winterruhe der Insecten ist auch der Rückzug zum Ueberwintern unserer Fledermäuse gebunden. Der Mangel an ihrer ausschließlichen Nahrung läßt die letzteren in genau denselben Zeitabschnitten continuirlich dem Winterschlafe verfallen, in welchen die ihnen zum Lebensunterhalte dienenden Insecten in der Außenwelt verschwinden. Freilich fällt mit dieser Thatsache des allmäligen Rückzugs der Handflatterer auch das mehr oder minder empfindliche Verhalten der Arten gegen die Witterungsverhältnisse zusammen, aber im Allgemeinen steht auch das Verhalten der Insecten im Causalnexus mit diesem Vorgange.

Dieser Vergleichspunkt bietet sich nicht in derselben Consequenz dar bei dem Winterschlafe der sogenannten Insectenfresser. Unsere Vertreter nach dieser Richtung in der Uebergangsordnung Insectivora zu den Carnivoren, der gemeine Igel (Erinaceus europaeus) und der Dachs (Meles vulgaris), haben eine vielseitigere Nahrung als die Fledermäuse und Nager; sie sind nicht ausschließlich angewiesen auf Insecten, beziehungsweise Vegetabilien, sondern sie erweisen sich auch als Räuber warmblütiger Thiere. Darum verfallen sie auch in keine so ausgesprochene Erstarrung, sondern halten vielmehr einen unterbrochenen Winterschlaf, aus welchem sie sich zeitweilig erheben, um Nahrung und Wasser zu sich zu nehmen.

Der Winterschlaf unserer Nagethiere zeigt uns seinem Wesen nach Uebereinstimmung mit demjenigen der Fledermäuse. Das Murmelthier (Arctomys Marmota), der Ziesel (Spermophilus citillus), der Siebenschläfer (Myoxus Glis), die große und kleine Haselmaus (Myox. Nitela et Muscardinus avellanarius) und der Hamster (Cricetus frumentarius) halten einen ununterbrochenen Winterschlaf im Erstarrungszustande. Aber in dem Mangel an Nahrung, welche aus den mannigfaltigsten vegetabilischen Stoffen besteht, können wir den Grund der Lethargie dieser Thiere nicht erblicken. Denn sie könnten gleich ihren Ordnungsverwandten, den echten und Wühlmäusen ꝛc., bei gleichen Lebensbedürfnissen den Winter ohne Nahrungsnoth überstehen. Dennoch fallen sie in Erstarrung. Die Ursache dieser muß also in einer anderen Influenz gesucht werden. Sie entdeckt sich in dem auffallend sensitiven Wesen, in der starken Reizbarkeit des Nervensystems, in der fortwährenden hohen Spannung der Lebenskräfte dieser Thiere, die deren Schnelllebigkeit wie zuletzt ihre Abspannung erzeugt, infolge welcher die Natur zur Herstellung des Gleichgewichts einen Lebensabschnitt einleitet, in welchem das Maximum der Thätigkeit der Lebenskräfte auf ein Minimum zurückgeht.

Zweierlei bemerkenswerthe Bethätigungen gewahren wir bei den angeführten Schläfern. Es sind die Vorbereitungen für die Zufluchtsstätten und die Sorge, vor der wichtigen Lebensepoche, der Winterruhe, sich mit Nahrungsvorrath zu versehen. Alle treffen Vorkehrungen in ihren Wohnungen oder bauen sich schützende Nester, in welchen sie ruhen, worüber wir noch später berichten wollen. Bei einigen dieser Arten, dem Ziesel, der kleinen Haselmaus, dem Hamster, beschäftigen diese Handlungen unser Nachdenken um so mehr, als sie ohne irgend welchen nachweisbaren Unterricht oder ein Absehen der jüngeren Thiere von den älteren alljährlich selbständig und isolirt von jedem Einzelwesen dieser Arten vorgenommen werden. Jedes bereitet sich also ganz für sich und abgeschieden von jedem Genossen seinen Bau oder sein Nest und trifft seine sonstigen vorsorglichen Anordnungen. Die Betrachtung dieser Thatsache bietet uns einen frappanten Vergleichspunkt mit dem ebenfalls sich ganz selbständig und individuell entwickelnden Bautrieb des Vogels.

Jeder einzelne erwachsene Ziesel verfügt über einen von ihm selbst angelegten Erdbau. Die Röhre des alten Baues wird nämlich alljährlich im Herbst seitlich durch eine ganz neue ersetzt, welche sich bis in die Nähe der Erdoberfläche windet und im Frühjahr nach dem Erwachen vom Schlafe bis ins Freie durchbrochen wird. Kleine Nebenröhren oder Behälter dienen zum Einsammeln und Aufbewahren von Wintervorrath. Im Kessel der Röhre, die von dem Bewohner vor dem Eintritt seines Schlafes an dem Eingang

zum alten Bau mit Erde und Halmen verstopft und so förmlich isolirt wird, fällt das Thier in der Form, die wir später beschreiben werden, in den Zustand der Erstarrung.

Aehnlich verfährt der Hamster, indem er von innen das bekannte Fallloch auf seinem Bau verkittet, sodann die Eingangsröhre durch Verstopfung mit Erde bis zu den Vorrathskammern verrammelt. So von der Außenwelt abgesperrt, verscharrt er sich in strengen Wintern sogar noch tiefer mit seinen Schätzen.

Die kleine Haselmaus fertigt in der Regel ein niedliches Nestchen in der Laub- oder Moosdecke des Waldbodens auf einer Unterlage feiner Grashalme oder Moos und formt auf diesem Roste ein nettes Kugelnest theilweise von feinzerschlitzten Bastschnüren weicher Holzarten, theils aus schmalen Bandgrashalmen, denen zuweilen Blätter und Moos untermengt sind, fest und dicht etwa 1,5 bis 2 cm dick mit ihrem verhärtenden und dann wie Schneckenschleim glänzenden Speichel. Ehe das allerliebste Schläferchen sich zum Schlafe zusammenrollt, schließt es die Halme und Stengel des Nestes über sich durch Verkittung zur vollkommenen Kugel ab. Zuweilen findet sich das Mäuschen auch in einer hohlen Wurzel oder in einem alten Stocke auf Holzmehl ohne alle Nest-

Winterschlafnest der kleinen Haselmaus (Muscardinus avellanarius) in natürlicher Größe.

bereitung gebettet in Erstarrung, immer aber allein. Nicht so seine Verwandte, die große Haselmaus oder der Gartenschläfer, der mit einer und der anderen aus seiner Genossenschaft sein Winterlager in ähnlichen Localitäten wie die kleine Haselmaus oder in selbstverfertigtem größerem Moosneste auf der Erde, im Gebüsch und auf Bäumen bezieht. Schläft die Maus mit einem oder mehreren Genossen zusammen, dann findet man die Schläfer dicht neben oder über einander. Die Winternester sind stets verschlossen.

Noch ist der Zurichtung des Murmelthierbaues zwecks der Ueberwinterung zu gedenken. Der lange Alpenwinter weist die Murmelthiere zu besonders langem und tiefem Schlafe in ihrem Bau an. Abweichend von der Anlage der Sommerbaue, welche bis zu einer Höhe von 2000 m über der Meeresfläche gefunden werden, steigt das Gebirgsthier zur Herrichtung seines Winterbaues zu Thal. Die Oeffnung desselben wird mit Erde, Steinen und Heu bis auf ein kleines Loch in einer sorglichen Weise verstopft. Diese etwa meterlange Verkittung besteht aus einem Gemenge von feuchter Erde, Sand und Steinen, welches gewölbartig gefertigt ist und der „Zapfen“ genannt wird. In dem backofenförmigen, bergwärts tief in dem Boden befindlichen Kessel liegen auf kurzzerbissenem weichem, in gewölbter Form aufgerichtetem Graspolster die Murmelthiere, oft bis ein Dutzend und mehr zusammen.

Betrachten wir uns nun die Vorrichtungen derjenigen Schläfer, welche einen Winterschlaf in Intervallen halten, des Igels, des Dachses, der Eichhörnchen.

Auch der gegen Frost sehr empfindliche Igel baut sich in der Regel ein schützendes, weich mit Halmen, Moos und Genistſtoffen ausgepolstertes Kugelnest unter Gestrüpp, zusammengewehtem Laub oder im Gestein der Raine und anderen Schlupfwinkeln.

Der Dachs hält bekanntlich seine sehr unterbrochene Winterruhe auf einem Bette von Moos, Laub und Farrenkräutern im Kessel seines Erdbaues. Die Stoffe schafft er, beiläufig bemerkt, in sehr auffälliger, drolliger Manier in die Tiefe. Auf ebenem Boden bringt er das Material gewöhnlich mit den Vorderpfoten unter Bauch und Hinterläufe, so beladen, schreitet er rückwärts nach der ersten Röhre, um sich dann herumzudrehen und die abgelegten Stoffe mit dem Vordertheil vor sich in den Bau bis zum Kessel hinunterzuschieben. An abhängigem Terrain verfährt er anders, indem er das vorher zusammengescharrte Laub zwischen die armartig zusammengehaltenen Vorderbeine bringt und damit rücklings nach einer Röhre des Baues rutscht.

Obgleich unser Eichhörnchen (Sciurus vulgaris) den am meisten unterbrochenen Winterschlaf unter den heimischen Schläfern vollzieht, errichtet das sehr empfindliche Thier doch dichte und dauerhafte Winterwohnungen in der bekannten Kugelnestform. Die seit einer langen Reihe von Jahren von mir angestellten Beobachtungen an diesem Waldthierchen erbrachten den Beweis, daß es keinen wahren Winterschlaf hält; wohl aber verweilt es leicht schlafend einige Tage in seiner Winterwohnung bei schlechtem Wetter, um an heiteren und milden Tagen sogleich den an verschiedenen Plätzen versteckten Nahrungsvorräthen oder den Orten seiner sonstigen pflanzlichen Nahrung zuzueilen.

Abweichend hiervon verhält es sich in anderen Länderstrichen. In Schottland soll es z. B. nach einer Mittheilung der „Dublin Medical Press“ 1839 und im Norden, besonders in Sibirien — wie uns Band II, 24 von „Troschel's Archiv“ berichtet — einen wahren vom Spätherbst bis zum Frühling währenden Winterschlaf halten, eine sehr wahrscheinliche, von der strengen Natur der nordischen Winter veranlaßte Modification in dem Leben des Thieres.

Die Lage des Körpers der typischen Winterschläfer in der Erstarrung ist interessant und fesselnd. Sie erweist sich bei unseren überwinternden Nagern, sowie bei dem Igel und Dachs sehr übereinstimmend und charakteristisch. In eine Kugel zusammengerollt, verweilt der Körper so, daß der unter die Brust und zwischen die Vorderbeine herabgebogene Kopf mit der Nase entweder den vier auf einem Punkte vereinigten Pfoten begegnet oder hart an

die Aftergegend zu liegen kommt und die Ruthe der langbeschwänzten Arten sich im Kreise, dicht an den zusammengezogenen Bauch gedrückt, nach vorn über die Stirn biegt. Zuweilen liegen in ähnlicher Form die Thiere auch mehr zur Seite. Das Gesicht der Schläfer liegt in zusammengezogenen Falten und Runzeln, und die Schnurren starren abwärts wie ein zusammengelegter Fächer von den Seiten der Schnauze bis zu den Flanken herab. Nicht geringeres Interesse erregt der Anblick der Körperlagen und Stellungen überwinternder Fledermäuse. Es zeigen sich hauptsächlich zwei charakteristische Lagen, die hängende und die sitzende, beide aber werden nicht selten von einer und derselben Art innegehalten. Die hängende wird bewerkstelligt, indem sich die Fledermaus an ihren durch die merkwürdig nach hinten und auswärts gehende Gelenkung der Hinterbeine und dadurch nach dem Bauche gerichteten Krallen an die Decke oder einen Vorsprung ihrer vielfältigen Schlupfwinkel frei aufhängt, um in dieser Stellung theils unter Zusammenfalten ihrer Flughäute an den Flanken, theils unter Einhüllung ihres Körpers in die Flughäute zu schlafen. Die sitzende Stellung findet sich ebenso häufig wie die geschilderte: Das Thier haftet in der beschriebenen Haltung seiner Gliedmaßen, den Kopf nach unten, entweder mit den Hinterzehen angekrallt an Wänden oder steckt in ähnlicher Lage in Löchern und Ritzen.

Die beiden auch in Deutschland vorkommenden Hufeisennasen (Rhinolophus ferrum equinum et Hypposideros) hängen in der ausgeprägtesten Form an den Hinterkrallen frei, bis zur Spitze der feinorganisirten Nase in den Schirm ihrer den Körper umfassenden Flughäute gehüllt, so daß sie wie vermummt aussehen. Eigenthümlich gestaltet ist auch das Langohr (Plecotus auritus) im Schlafe. Den Hörnern eines Widders vergleichbar, legt das Thier die körperlangen Ohren, wie mit einer Struppe zusammengefaltet, zur Seite des Kopfes zurück und halb hinter die Oberarme der lose am Leibe beigelegten Flughäute. Die großohrige und die gemeine Fledermaus (Plecotus Bechsteinii et Vespertilio murinus) unterstützen sich manchmal auch in der hängenden Lage noch durch die an Wänden angehakten Krallen ihrer Daumen.

Die freiaufhängenden Fledermäuse überwintern mehr vereinzelt oder doch in kleinen Entfernungen von einander. Der Zug der Geselligkeit macht sich übrigens auch im Winterschlafe geltend: denn nicht wenig Arten erblickt man haufen- und klumpenweise neben und auf einander dem Winterschlafe hingegeben, manche sogar in Reihen dachziegelartig über einander, wie die frühfliegende Fledermaus (Vesperugo noctula). Unsere kleinste Flattertype, die Zwergfledermaus (Vesperugo pipistrellus), sowie ihr vergrößertes Ebenbild, die spätfliegende Fledermaus (Vesperugo serotinus) hängen oft in geeigneten Schlupfwinkeln an den Wänden zu Dutzenden, ja zu vielen Hunderten gehäuft zusammen. Bei allen Lagen und Stellungen ist der Körper eingezogen, namentlich im Sitzen zusammengekauert.

Unter unseren Handflatterern sind im Allgemeinen die rauheren Arten, d. h. die Fledermäuse mit derben, langen und spitzen Flughäuten und rauhen kleinen Ohren, einem langen und tiefen Winterschlafe viel weniger unterworfen wie die fein- und stumpfflügeligen mit dünnen, zarten und großen Ohren. Merkwürdigerweise finden sich unter den zartorganisirten Fledermäusen nicht wenige, welche sich im Winterschlafe auffallend unempfindlich gegen die Einwirkungen der Temperatur verhalten. Zu diesen zählt beispielsweise die schon erwähnte langohrige Fledermaus (auritus), welche, sonst zart und Sommerwärme liebend, in ihrer ausgesprochenen Erstarrung gerade die vordersten Plätze am Eingang von Höhlen, Schachten, Burgverließen, Grüften und Hauswinkeln vielfach unter Eiszapfen innehält. Umgekehrt wieder pflegt die rauhhäutige frühfliegende Art (noctula), abweichend von den meisten ihrer Sippenverwandten, den „Abendflatterern", einem anhaltenden, tiefen Winterschlafe zu verfallen. Möglich, daß die Lethargie dieser typischen Schläfer eine kalte Umgebung verlangt, um die lange Periode zu bestehen. Uebrigens tödtet doch die so Exponirten starke, anhaltende Kälte zuweilen; das zeigen Erfrorene, welche man nach strengen Wintern, wie z. B. der von 1879/80, sowie der

jüngst vergangene, an den Orten des Ueberwinterns findet.

An einigen charakteristischen Beispielen wollen wir nun die wesentlichsten Momente der Winterlethargie darthun, um eine genaue Vorstellung dieses Zustandes zu erhalten.

Fallen die kühlen Flughäute der Handflatterer im wachen Zustande der Thiere schon auf, so erzeugt das Betasten des ganzen Körpers in der Erstarrung den Eindruck von einem eiskalten, todten Gegenstande. Die Thermometer-Ermittelungen an diesen erstarrten Körpern zeigen aber auch in der That einen auffallend niedrigen Grad der thierischen Wärme, welche in den Extremen bis auf + 4, ja bis + 1° R. herabgehen kann. Das mittlere Stadium führt jedoch nach dem bekannten Fledermauskenner C. Koch eine Körperwärme von + 12° bis + 18° C. mit sich. Bei empfindlicher Kälte erwachen viele der schlafenden Fledermäuse, ihre Blutwärme steigt dann rasch, und die Thiere bewegen sich, verändern hin und wieder die Schlafplätze, ja minder typische Schläfer flattern sogar auf. Ebenso sinkt aber auch die Blutwärme, obgleich langsamer, beim wieder eintretenden Schlafe mit der Temperatur der unmittelbaren Umgebung der Thiere. Die Ueberwinternden bedürfen keinerlei Nahrung während ihrer oft bis zu vier, sechs und mehr Monaten andauernden Winterruhe. Ihr Pulsschlag verlangsamt sich mit der verminderten Blutwärme, und die Thätigkeit der Lungen nimmt dermaßen ab, daß in einer Minute nur wenige Athemzüge entstehen, bei intensiver Erstarrung alle drei und mehr Minuten bloß ein Athemzug erfolgt. Ihre vor dem Winterschlafe angesetzten Fettpolster werden, den erwähnten geringen, sehr zurückgetretenen Functionen der Circulations- und Respirationsorgane analog, nur langsam und allmälig verbraucht.

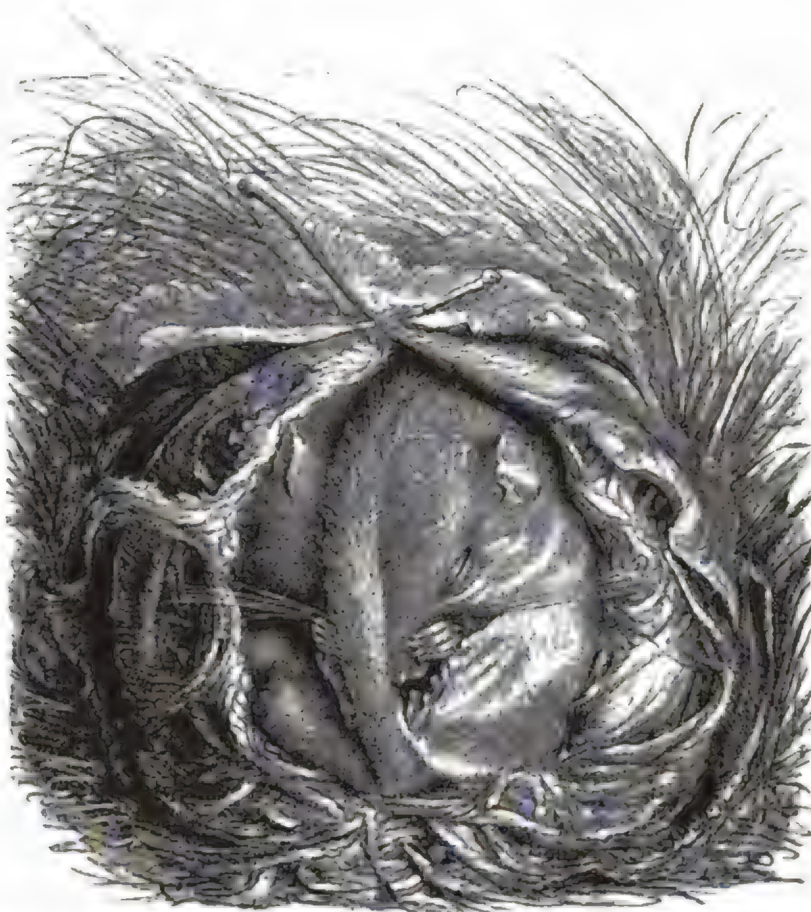
Erst bei anhaltend steigender Temperatur vermehrt sich auch die Blutwärme zusehends wieder, und unter gesteigertem Pulsschlag und vermehrtem Athmen erwachen endlich die etwa um ein Sechstel bis ein Fünftel ihres Normalgewichts abgemagerten Flatterer.

Dem französischen Chemiker Regnault verdanken wir interessante exacte Versuche, welche uns über das Verhalten des Murmelthieres im Winterschlafe Aufschlüsse geben. Er untersuchte vier ihm von Professor Sacc in Neuenburg übersandte schlafende Thiere dieser Art. Mit sehr zweckdienlich ersonnenen Instrumenten und Apparaten versehen, deren er sich auch zur Ergründung des Respirationsprocesses von Insectenpuppen bedient hatte, prüfte er den Zustand der Murmelthiere. Ihre Körperwärme erwies sich als sehr hoch, in einer Umgebung von + 12° R. war sie + 33 bis + 34° R., erreichte also die der Vögel. Unter der Glocke der Luftpumpe betrug der Bedarf der schlafenden Thiere an Sauerstoff den dreißigsten Theil des im wachenden Zustande nöthigen, mithin war das Athmen im Schlafe gegen das normale dreißigfach vermindert. Die Körperwärme erwies sich sehr herabgesunken, nur 4° R. höher als die umgebende Luft. Ein Thier erwachte unter der Luftpumpe und erstickte in der des Sauerstoffs ermangelnden Glasglocke, während ein zweites ruhig ohne Sauerstoffumgebung fortschlief. Dies endlich vor seinem Erwachen an die atmosphärische Luft gesetzt, erwachte unter + 20° R. und zeigte allmälig auch dem bloßen Auge sichtbares verstärktes Athmen, das in der Erstarrung vorher nur alle drei bis fünf Minuten einmal erfolgte. Mit der lebhafteren Respiration nahm auch constant die Körperwärme wieder zu und stieg bis zu ihrer normalen Höhe von + 33 bis + 34° R.

Ich lasse nun Fr. Tiemann in Breslau über eine Beobachtung an einem Ziesel im Winterschlafe sprechen. „Im August 1859“ — theilt der genannte Beobachter im VIII. Jahrgang der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“ mit — „kam der schon erwachsene Ziesel in meine Hände, und ich hatte die Freude, zu sehen, daß das Thier sich mit vieler Gemüthsruhe bald in die veränderten Verhältnisse einlebte. Ohne eine mir damals auffallende Veränderung im Benehmen des Ziesels wahrgenommen zu haben, fand ich ihn am Morgen des 9. November in seinem Schlafkästchen, tief in die darin befindliche Baumwolle eingebettet, in der bekannten zusammengekugelten Lage, unbeweglich liegen. Außer einer abwechselnden Hebung und Senkung der Seiten waren an ihm

keine weiteren Lebenszeichen zu bemerken. In diesem selbstgewählten Ruheplätzchen hatte das Thierchen vordem ein behagliches und wärmendes Unterkommen gefunden, nunmehr schreckte aber eine empfindliche Kälte die eingeschobene Hand zurück. Die das Kästchen umgebende Temperatur variirte zwischen + 3° und + 11½° R.

„Unter solchen Verhältnissen währte der lethargische Zustand mit geringer Unter-



Die kleine Haselmaus, in ihrem Winterneste in Erstarrung zusammengekugelt. Natürliche Größe.

brechung von nur vier Tagen (Mitte März) vom 8. November 1859 bis zum 20. April des folgenden Jahres. Die Dauer des Winterschlafes betrug somit 158 Tage. Während dieser Tage, wie auch während des viertägigen Wachens, nahm das Thier keine Nahrung zu sich, hielt also 162 Tage ohne Speise und Trank aus. Im Verlauf dieser Zeit gab dasselbe auch keine Losung ab. Das Athmen geschah in langsamen auf einander folgenden Zügen, in deutlich wahrnehmbaren Intervallen, und es folgte nach mehreren schwächeren Inspirationen ein tiefer sonorer Athemzug. Die Intervalle, in denen die einzelnen Athemzüge einander folgten, schwankten zwischen 50 bis 56 Secunden. Es kommen hiernach auf einen Tag 1630 Athemzüge; im wachen Zustande hingegen etwa 30 Athemzüge auf die Minute, mithin 43200 auf einen Tag, also etwa dreißigmal so viel als während des Winterschlafs. Die Körperwärme sank auf + 8° R. Dem Erwachen gehen keine auffallenden Symptome vorher. Am 19. April lag der Ziesel noch in seinem lethargischen Zustande, am 20. Morgens aber, als ich die obere Lage Wolle abhob, schaute er mich mit seinen klaren Augen an wie vordem, und als meine Hand ihn erreicht hatte, huschte er mit derselben Gewandtheit tiefer in die Wolle hinein wie vor dem 9. November; die so empfindliche Kälte im Lager war einer angenehmen Wärme gewichen. Bald wurde der vorgesetzten Speise zugesprochen, und es zeigte sich schon vom folgenden Tage an ein unglaublich guter Appetit. Abgemagert sah der Schläfer aus; er

erholte sich aber schon nach einigen Wochen."

Man sieht, daß nach diesen Beobachtungen in wesentlichen Punkten der Zustand des schlafenden Ziesels mit den oben mitgetheilten Versuchen an Murmelthieren übereinstimmt.

Nach A. Brehm (die Thiere des Waldes, S. 311) soll die Blutwärme des in Erstarrung gesunkenen Igels bis auf 0° R. gehen. Ich habe beim Igel stets die Körperwärme zwar tief, aber durchschnittlich immer + 5° bis + 6° R. gefunden.

Die Blutwärme beim Hamster geht durchschnittlich nur auf + 10 bis + 12° R. unter zwölf bis vierzehn Pulsschlägen in der Minute herab. Sein Erwachen erfolgt gegen März, sein Winterschlaf währt also, da das Thier gewöhnlich im November in Lethargie fällt, 4½ Monate.

Sehr anziehend beschreibt Dr. Fr. Schlegel in Breslau das Betragen der kleinen Haselmaus beim Erwachen aus dem Winterschlafe. „Da sitzt sie, eine Pelzkugel, den Kopf auf die Hinterfüße gestützt, den Schwanz seitwärts über das Gesicht gekrümmt, mit dem Ausdruck des tiefsten Schlafes im Gesicht, die Mundwinkel krampfhaft auf- und eingezogen, so daß die langen Bartborsten wie ein langhaariger Pinsel über die Wangen hinauf- und hinausragen. Zwischen den festgeschlossenen Augen und dem Mundwinkel wölbt sich die eingeklemmte Wange hervor; die zur Faust geballten Zehen der Hinterfüße drücken im tiefsten Schlafe so fest auf die Wange, daß die Stelle mit der Zeit zum kahlen Flecke wird. Ebenso drollig wie dieses Bild des Schlafes erscheint das erwachende Thier. Nimmt man es in die hohle Hand, so macht sich die von da überströmende Wärme gar bald bemerklich. Die Pelzkugel regt sich, beginnt erkennbar zu athmen, reckt und streckt sich, die Hinterfüße rutschen von der Wange herunter, die Zehen der eingezogenen Vorderfüße kommen unter dem Kinn tief aus dem Pelze heraus zum Vorschein und der Schwanz gleitet langsam über den Leib herab. Und dabei läßt sie Töne hören wie Pfeifen oder Piepen, feiner noch und durchdringender als die der Spitzmäuse. Sie zwinkert und blinzelt mit den Augen, das eine thut sich auf, aber wie geblendet kneift es der Langschläfer schnell wieder zu. Das Leben kämpft mit dem Schlafe, doch Licht und Wärme siegen. Noch einmal lugt das eine der schwarzen Perlenaugen scheu und vorsichtig aus der schmalen Spalte der kaum geöffneten oder nach den Winkeln hin geradezu verklebten Lider hervor. Der Tag lächelt ihm freundlich zu. Das Athmen wird immer schneller und tiefer. Noch ist das Gesicht in verdrießliche Falten gelegt; doch mehr und mehr macht sich das behagliche Gefühl der Wärme und des rückkehrenden Lebens geltend. Die Furchen glätten, die Wange verstreicht, die Schnurren senken sich und strahlen aus einander. Da auf einmal, nach langem Zwinkern und Blinzeln, entwindet sich auch das andere Auge dem Todtenschlafe, der es umnachtete, und trunken noch staunt das Thierchen behaglich in den Tag hinaus. Endlich ermannt es sich und sucht ein Nüßchen zur Entschädigung für die lange Fastenzeit. Bald ist das Versäumte nachgeholt, und die Haselmaus ist — munter? nein, immer noch wie träumend mit den Freuden des nahenden Frühlings beschäftigt, und bald genug gewahrt sie ihren Irrthum, sucht ihr Lager wieder auf und schläft ein von Neuem, fester und fester zur Kugel sich zusammenrollend."

Gehen wir nun über zu unseren eigenen Beobachtungen an der kleinen Haselmaus.

Dieses niedliche, sanfte und zarte Sommerthierchen ist sehr empfindlich gegen Kälte und Wind, und es begiebt sich meist schon beim Eintritt der kühlen Nächte des October in sein Kugelnest oder seine sonstigen verborgenen Zufluchtsstätten. Zwei gegen Frühjahr eingefangene Haselmäuschen zeigten mir deutlich, daß erst bei anhaltend milden Tagen des April die Thierchen erwachen. Wie die kleinen Haselmäuse mit allen vorgeführten Schläfern entschiedene Nachtthiere sind, so scheuen sie auch das unmittelbare Sonnenlicht; selbst grelles Reflexlicht ist ihnen unangenehm. Dem starken Luftzuge entzog sich eines meiner gefangen gehaltenen Haselmäuschen auf bemerkenswerthe Weise. Es drehte sich, wenn das Eingangsloch seines von ihm selbst gefertigten Kugel-

Winterschlafnest der großen Haselmaus (Myoxus nitela), auf einem alten Neste der Misteldrossel errichtet. $^{2}/_{3}$ der natürlichen Größe.

nestchens, in welchem es aus dem Walde in den Käfig kam, dem frischen Windzuge des April ausgesetzt wurde, im Wirbel um sich selbst, wodurch seine Umhüllung ebenfalls einen Umschwung erhielt und das Schlupfloch nach der dem Luftstrome entgegengesetzten Seite gedreht erschien. Sodann wurde auch noch das Schlupfloch

verstopft, indem die Maus das Flechtwerk des Nestes mit Schnauze und Pfoten über sich zusammenzog. Den unmittelbaren Sonnenstrahlen oder starkem Reflexlichte ausgesetzt, drehte es den Kopf, der beim Schlafe im Schatten stets dem Schlupfloche zugekehrt war, nach der Seite und zuletzt ganz dem Lichte ab, so daß es mit dem Gesicht nach der Rückwand des Nestes gekugelt lag, den Schwanz obendrein noch quer über das Gesicht gelegt. Wurde das Tags über schlafende Mäuschen den unmittelbaren Sonnenstrahlen ausgesetzt, also daß dieselben den Körper des Thierchens nach und nach erwärmten, so vermehrten sich sichtlich Athmung und Pulsschlag. Im Schatten erfolgte alle drei Secunden ungefähr ein Pulsschlag und noch etwas langsamer erwies sich das Athmen. In der Sonne athmete und pulsirte die Maus zuletzt so stark, daß 1,75 bis 2 Pulsschläge in einer Secunde und fast ebenso viele Athemzüge gezählt werden konnten. Obgleich durch solche Erwärmung kein sichtliches Erwachen erfolgte, so fand dies letztere doch bei Berührungen von Käfig und Nest statt; das Thierchen lief aus seinem Versteck heraus, verfügte sich aber alsbald wieder in dasselbe, um kurz darauf zu schlafen.

Wenn Lenz und Galvagni erwähnen, daß ihre gefangen gehaltenen Siebenschläfer monatlich oder beziehungsweise alle zwei Monate aus ihrem Winterschlafe erwachten und Nahrung zu sich nahmen, so erklärt sich dies aus den vielfachen störenden Einflüssen und dem veränderlichen, abnormen Temperaturverhältnissen unterworfenen Gefangenleben. Wenn wir aber von Mangili erfahren, daß bei ihm eine Haselmaus bei steigender Kälte bedeutend mehr geathmet habe als bei erhöhterer Temperatur, so müssen solche Mittheilungen mit Vorsicht und Zweifeln aufgenommen werden. So soll ein Thier dieser Art nach dem Genannten bei + 1° R. in völliger Erstarrung verweilt, nur 147 mal in 42 Minuten, also 3,5 mal in einer Minute geathmet haben, bei — 1° R. (Kälte) erwacht sein, während es bei + 5° R. bisweilen in 27 Minuten nur einen Athemzug gethan haben soll, und doch wieder bei + 10° R. seine Respiration sich so vermehrte, daß auf 34 Minuten 47 Athemzüge erfolgten! Bei einer Kälte von — 20° R. soll es 32 mal in der Minute geathmet haben!

Ich erwähne diese Angaben nur um deswillen, weil sie unseren eigenen sorgfältigen Beobachtungen und den exacten Versuchen Anderer gerade entgegenstehen und doch auch von Brehm in das Werk „Die Thiere des Waldes“ aufgenommen sind.

Ich kehre zu den Beobachtungen an meinem gefangen gehaltenen Haselmäuschen zurück.

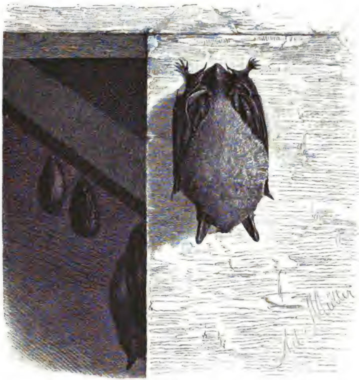
Noch nach dem sechsten Tage seines Erwachens am 1. April 1880 zeigten die Bewegungen des Thierchens von Unsicherheit und schlaftrunkenem Wesen sowie sein ganzer Körper von Reizbarkeit. Beim Schnalzen mit der Zunge oder nachgeahmtem mäuseartigem Pfeifen schreckte es zusammen, zuckte ruckweise mit dem Kopfe und drehte sich bei solchen anhaltenden Lauten ganz um.

Als das Thierchen anfangs März noch in tiefer Erstarrung in seinem knapp es umschließenden Nestchen lag, konnte ich mit bloßen Augen keinen Puls und kein Athmen entdecken. Unter dem Vergrößerungsglase gewahrte ich bald einen auffallend verlangsamten Puls, und das Athmen verrieth sich innerhalb drei bis vier Minuten nur in einem ruckweisen Aufblähen der Flanken, worauf wieder völlige Ruhe eintrat. Obgleich die Haselmaus an dem Tage, an dem ich sie im Walde unter der Laubdecke des Bodens fand, durch feines Pfeifen sich verrieth, lag sie nichtsdestoweniger in tiefer Lethargie, und ihr Körper wie die Umgebung im Nestchen fühlte sich sehr kühl an. Dieser Zustand dauerte, mit ganz geringer Unterbrechung am Morgen des 25. März, bis zum 1. April 1880.

Es möge mir gestattet sein, gleichsam episodisch hier einer höchst merkwürdigen Thatsache zu gedenken, welche sich einzig in ihrer Art bei unseren heimischen Schwalben bemerkbar gemacht hat. Schon das Aprilheft der Zeitschrift „Allgem. Forst- und Jagd-Zeitung“ von 1863 giebt einen interessanten Bericht, nach welchem in einer hohlen Eiche in Gegenwart eines Oberförsters Langenbach zu Laspha drei Hausschwalben (Hirundo domestica) erstarrt aufgefunden wurden. Die Schwal-

ben lagen einen Fuß abwärts vom Eingange eines etwa fünfzehn Fuß hoch am Stamme befindlichen Astloches dicht an einander gereiht. Die Thiere brachte man mit einer großen Haselmaus, welche gleichzeitig im unteren Raume der gefällten Eiche entdeckt wurde, an ein nahes Holzgehoben, daß damals 8° R. Kälte herrschte und daß diese das nur unvollkommen erfolgte Erwachen sämmtlicher Thiere bewirkt habe.

Mein Bruder Karl zog als Knabe von vierzehn Jahren aus einem Ziehbrunnen unserer Vaterstadt Friedberg eine Rauch-



Fledermäuse in der Winterruhe. Rechts im Vordergrunde Zwergfledermäuse, links im Hintergrunde Hufeisennasen.

hauerfeuer, in dessen Wärme sie nach zehn Minuten die Augen öffneten und sich bewegten. Zu weiteren Lebensfunctionen brachte man hingegen die Vögel nicht, welche vielmehr in einem Zustande zwischen Leben und Tod verblieben. Auch die am spätesten erwachende Haselmaus bot dieselbe Erscheinung wie die Schwalben. Es wird in dem Berichte hervorschwalbe (H. urbica) im Februar, welche in einem tiefen Mauerloche im Erstarrungszustande lag. An die Ofenwärme versetzt, erwachte der Vogel allmälig, stützte sich zuerst matt auf die Flügelarme und saß zuletzt aufrecht, starb aber nach einer Stunde.

Thatsachen neueren Datums führt das „Berliner Tageblatt" in der Nr. 583

Digitized by Google

vom 12. December 1880 Seite 6 von einem vogelkundigen Lieutenant W. in Arnsberg an, welcher außer mehreren Fällen von Haus- und Rauchschwalben, die aus der Erstarrung bis zum förmlichen Fluge in Stuben gebracht wurden, eine interessante Begebenheit von Uferschwalben (H. riparia) erwähnt, von welchen Dutzende anscheinend todt an einem Ufer der Ruhr ausgegraben und aus dem Winterschlafe geweckt worden seien.

Derselbe Beobachter berichtet von einem Falle, in welchem im Februar zwei Schwalben erstarrt in einem faulen Balken einer Scheune entdeckt und wieder solchergestalt zum Leben gebracht wurden, daß sie im Zimmer umherflogen. „Da eines derselben“ — sagt der Berichterstatter — „bald darauf starb, so untersuchte ich den Magen und constatirte schon mit unbewaffnetem Auge erkennbare Ueberreste von Kerbthieren (!).“ Berichte, die von im Schlamme unter Wasser aufgefundenen Schwalben reden, sind vorsichtig aufzunehmen. Sie betreffen wahrscheinlich nur unsere Uferschwalben, die sich aus irgend einer noch nicht ergründeten Ursache zur unwirthlichen Jahreszeit in die Nisthöhlen der Ufer verkrochen haben und darin, in Lethargie versunken, von Hochfluthen erreicht, infolge deren die Höhlen zugeschlemmt wurden. Man vermuthet, die so aufgefundenen erstarrten Exemplare seien Nachkömmlinge verspäteter Brut, welche, um die günstigen Bedingungen des Wegzuges gebracht, zu dem Mittel des Sichverkriechens griffen.

Jedenfalls ist nach dem bis jetzt in dieser Hinsicht Bekanntgewordenen im Hinblick auf die allgemeine Regel des Wegzuges unserer Schwalbenarten in südliche Länder der Winterschlaf unserer Schwalben eine Ausnahme. Die erstarrt gefundenen Schwalben sind aber bis jetzt noch gar keiner gründlichen Untersuchung unterworfen worden; auch bewegt sich die Erfahrung über diesen Gegenstand noch in zu engen Grenzen. Und so schwebt noch ein Dunkel über dieser seltsamen Erscheinung in der Vogelwelt, das zu lichten bewährter Forschung vorbehalten bleibt.

* *
*

Ueberblickt man vergleichend die angeführten Thatsachen, so ergeben sich folgende charakteristische Merkmale des Winterschlafs unserer Säugethiere.

Die Schläfer befinden sich in einer völligen Lethargie, in welcher nur wenige sichtbare Zeichen der Functionen des inneren Organismus bemerkbar sind. Die Circulation der Säfte stockt fast gänzlich: der Puls und die Respiration sind auf ein Minimum ihrer Thätigkeit gesunken. Diesem halb vegetativen Leben gemäß giebt sich auch nur eine geringe thierische Wärme kund, die sich in ihrem auffallenden Mangel an den Schläfern durch Kälte des Körpers und dessen unmittelbarer Umgebung sehr fühlbar macht und in ihren Extremen bis zu wenigen Graden herabsinkt.

Aus diesen Symptomen erklärt sich der Lebensproceß im Winterschlafe folgendermaßen. Der durch die auffallend verlangsamte Athmung ebenmäßig verminderte Verbrennungsvorgang in den Lungen nebst der trägen Circulation des Blutes hat einen ebenso mangelhaften Verbrauch der körperlichen Säfte zur Folge. Darum wird der notorisch von den Thieren in den Schlaf mitgebrachte Fett- und Säftevorrath nur langsam und allmälig verzehrt, und das ist der Grund, warum die Wesen in der oft vier bis sieben Monate andauernden Periode ohne jedwede Nahrung fortleben können. Die im Inneren und Aeußeren des Körpers angesetzten Fettablagerungen bieten den Thieren neben dem Kohlenstoffgehalt zum Lebensproceß auch noch Schutz vor Erfrieren.

Infolge der langen Dauer der Lethargie nimmt trotzdem der Säftegehalt des Körpers ab, weshalb wir gegen das Ende der Schlafperiode die Thiere um einen merklichen Theil ihres Gewichts, der bei den Fledermäusen, wie wir gesehen, bis zu ein Fünftel ihrer Masse betragen kann, leichter und abgemagert finden. Arterielles wie venöses Leben stockt, und in dem Magen der Schläfer entdeckt sich höchstens eine mehr oder minder dünne Flüssigkeit (der Magen der Fledermäuse ist sogar zusammengeschrumpft), wie denn überhaupt der ganze Körper im Vergleich mit seinem Zustande in der Periode gesteigerten Lebens trocken, säfteleer erscheint. Es ist

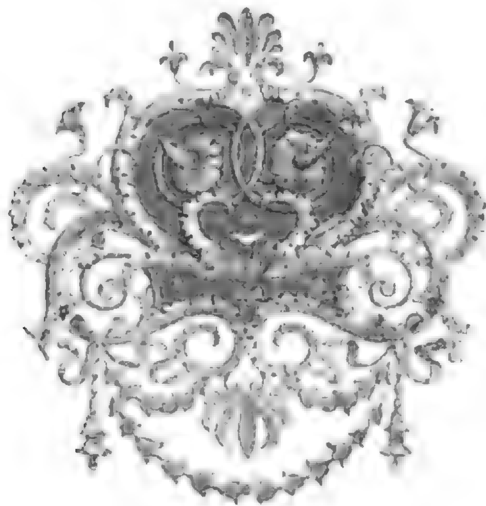
dies auch erklärbar. Da die Ausscheidung der unassimilirten Stoffe notorisch im Winterschlafe nicht erfolgt, so muß das Hautsystem hauptsächlich die gelähmte Thätigkeit der Innerorgane übernehmen und durch Verdunstung Alles ausscheiden, dessen sich der Körper sonst auf andere Weise entledigt. Zufällig erwachende typische Schläfer suchen deshalb, wenn sie überhaupt etwas anrühren, am ersten Flüssigkeit, und dies ist auch der Grund, warum Fledermäuse zum Ueberwintern vorzugsweise Oertlichkeiten aufsuchen, wo sich ihnen eine feuchte Luftschicht darbietet, die dem Körper die nöthige Flüssigkeit durch Inspiration zuführt.

Jeder Blick auf den Winterschläfer zwingt uns unwillkürlich ebenso zum Nachdenken, als uns diese exceptionelle körperliche Erscheinung in der Thierwelt Verwunderung abnöthigt. Der Vergleich mit dem gewöhnlichen animalischen Schlafe reicht weder äußerlich noch dem Wesen nach zur Erklärung dieser Erscheinung aus; und wiederum unterscheiden die geringen Symptome des Lebens doch das schlafende Thier von dem todten. Auch zeigen die Gliedmaßen in der Lethargie nicht die Starrheit des Todes in der gestreckten Form. Und dennoch rückt das in der Wintererstarrung weilende Wesen näher an die Grenze des Todes als an die des Schlafes. Das Stadium ist ein Scheintod. Ein Erwürgen des Schläfers bringt aber keinesfalls etwa Todesstarre hervor; der Tod führt keine Aenderung in der Form der Glieder, in der Stellung des Körpers mit sich. Im Schlafe getödtete Haselmäuse haben mir dies stets bewiesen: sie verharrten noch in derselben Körperlage wie im Schlafe, nichts bot eine sichtliche Veränderung.

Selbst im Tode also bleibt uns der Körper des typischen Winterschläfers noch räthselhaft: denn der Cadaver entbehrt auch noch des eigentlichen Leichengeruchs selbst im erwärmten Raume. In erhöhte Wärme versetzt, vertrocknet er ebenso ohne merklichen Leichengeruch zur Mumie.

Der sich bescheidende Forscher steht hier mit Faust vor dem Schleier einer Naturerscheinung:

Geheimnißvoll am hellen Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.



Streifzüge an den oberitalischen Seen.

Von

Karl Vogt.

II.

Wir erlauben uns, statt mit der Eisenbahn durch einen langen Tunnel von dem Landsitze unserer Freundin aus direct über Berg und Thal nach Como zu fahren. Wir eilen durch ein intensiv cultivirtes Land von reizendster Abwechselung, über welches der schlanke, blonde Sohn unserer Freundin, der uns begleitet, gefälligste Auskunft giebt. Schon bei der Abfahrt von Mendrisio am Morgen haben wir uns nicht wenig in die Brust geworfen, als wir bemerkten, daß ein Postillon in voller Sonntagsuniform unsere schönen Rosse leitete. Die Extraposten sind seit den Zeiten der Kotzebue'schen Lustspiele, in welchen die verkleideten Fürsten mit dem Ordensstern unter dem Oberrocke mit Extrapost ankommen, gänzlich aus dem Gedächtniß der Menschen entschwunden — es mögen fünfundzwanzig Jahre verflossen sein, seit ich zum letzten Mal Extrapost fuhr, mit James Fazy von Bern her, wo wir als Ständeräthe noch in dem alten Tagsatzungssaale getagt hatten, auf der Rückreise nach Genf, in kalter Winterzeit. Der Tyrann von Genf war übler Laune; in Estavayer hatten wir Morgens bei Glatteis fast den Hals gebrochen; die vortreffliche Leberwurst, eigenhändig von meinem Vater für uns verfertigt (mein Vater stand in Wurst- und Schinkenfabrication selbst dem berühmten „Wurstrath Möhl" in Gießen nicht nach), hatte ihm zu gut gemundet und lag ihm jetzt ebenso schwer im Magen als die damalige eidgenössische Politik; in Payerne brach das Gewitter los. Als wir vor dem Posthofe hielten, fing der wachthabende Knecht an zu rufen: „Herr Balloton! Herr Balloton!" — „Ich verlange Pferde!" schrie Fazy zum Schlage hinaus. — „Herr Balloton!" schrie der Knecht, ohne sich irre machen zu lassen, und je ärger Fazy wüthete: „Pferde! Pferde!" desto lauter brüllte der Knecht: „Herr Balloton! Herr Balloton!" Allmälig sammelte sich einiges Volk — man umtanzte den Wagen, rannte in die benachbarten Straßen, „Pferde! Balloton!" durch einander brüllend, bis endlich Fazy in äußerster Wuth dem Knecht den Rest unserer kalten Küche an den Kopf warf und zugleich der Posthalter, Herr Balloton, erschien, der in einer entfernten Kneipe seiner Pflicht als Waadtländer Bürger durch Trinken von Weißwein genügt hatte und mit dunkelrothem Angesicht einige Worte der Entschuldigung stammelte, um dann im Stalle zu verschwinden, wo er seine Verwirrung durch verkehrtes Anschirren der Rosse bethätigte.

Unsere Extrapost, die mir diese letzte Fahrt in das Gedächtniß zurückrief, war aber nur ein Schein. Die lombardischen Gutsbesitzer leihen oft in Mailand Pferde und Kutscher auf eine bestimmte Zeit während des Sommers. Der Verleiher

schickt seinen Kutscher in beliebiger Livrée, als Postillon oder in langem Rocke und Cylinder, und so hatten wir einen improvisirten Postillon, der offenbar noch nicht weit in der Welt herumgekommen war und in seinem Leben nur Papierzettel gesehen hatte — denn als ich ihm nach Beendigung unserer Fahrt in Como einen harten Thaler in die Hand drückte, besah und beroch (Jäger'sche Seelenäußerung!) er ihn zuerst sehr aufmerksam, ließ ihn erklingen, steckte ihn laut lachend ein, schwang sich wieder auf den Bock und fuhr drei oder vier Mal in gestrecktem Galopp auf dem Platze vor dem Hotel Volta wie rasend um den trockenen Brunnen herum, als müßten die Pferde seine Freude austoben.

Ich habe mich mit Como und seinem See nie recht befreunden können. Trotz des prachtvollen Domes, des figurenreichen Brunnens und der Statue von Volta gefällt mir die winkelige, zwischen unschönen Bergen und dem schmutzigen Endbecken des Sees eingeklemmte Stadt in keiner Weise; zudem ist der Dom so verbaut, daß man weder seine Façade noch seine anderen Seiten aus gehöriger Entfernung überblicken kann. Der Brunnen, welchen ein Bürger der Stadt vermachte, hat nie Wasser gehabt, und die Statue Volta's ist wirklich ein häßliches Machwerk. Der See aber an und für sich ist weder Fisch noch Fleisch, weder See noch Fluß; mit Ausnahme der unmittelbaren Umgegend von Bellaggio bietet er weder weitere Ausblicke noch schöne und harmonische Bergformen. Ich sage nichts gegen die Villen, die Vegetation ihrer Gärten am Ufer des Sees selbst — das sind ja paradiesische Winkel, wie geschaffen zu orientalischem Kef und gemüthlichem Treiben; ich würde mich gewiß höchst glücklich schätzen, wenn mir irgend ein unbekannter Gönner eine solche Villa mit der zu ihrer Bewohnung nöthigen Rente zur Disposition stellen wollte, denn mit dem zunehmenden Alter grenzt man sich mehr und mehr ein — aber diese Villen, diese Gärten hat der Mensch, angezogen durch das milde Klima, in zweitausendjähriger Thätigkeit geschaffen, und sie gehören nicht zu dem ursprünglichen Landschaftsbilde des Sees, das im Ganzen aus einem Gewinkel unschöner Bergformen ohne Individualität sich zusammensetzt, die nicht steil genug sind, um durch schroffe Felspartien zu imponiren, und nicht sanft genug, um eine schöne Vegetationsdecke höher an den Halden hinauf zu tragen.

Der Fahrtenplan der Dampfschiffe auf den Seen von Como und Lugano und der Wagen auf der Zwischenstrecke von Menaggio bis Porlezza ist eines der merkwürdigsten Denkmale gastwirthlicher Ausbeutekunst. In sieben, höchstens acht Stunden Zeit würde man mit Dampfschiff, Wagen und Eisenbahn die Tour von Lugano über den See und Chiasso nach Como, von dort nach Menaggio, Porlezza und Lugano zurücklegen können; bei vernünftiger Einrichtung der Fahrtenpläne müßte man von jedem Punkte dieser Tour aus in einem Tage die Rundfahrt machen und noch bequem irgendwo frühstücken können. Bei den jetzigen Fahrtenplänen ist dies rein unmöglich; nur der Reisende, der mit dem ersten Schiffe von Como abfährt, kann die Tour machen, alle übrigen müssen irgendwo am Comer See übernachten, denn nur mit diesem ersten Schiffe stehen die Wagen zwischen Menaggio und Porlezza über die beide Seen trennende Landenge in Verbindung. Solche Schlauheit haben die Actionäre und Directoren der Dampfschiffe, die größtentheils Gasthofsbesitzer oder deren Freunde sind, glücklich zu Wege gebracht! Nach echt italienischer Art, die über dem kleinsten temporären Gewinn den größeren der Zukunft in die Schanze schlägt, stoßen sie wegen einiger erzwungener Nachtlager die große Mehrzahl der Reisenden vor den Kopf, die sich nun gar nicht aufhalten oder andere Wege einschlagen.

Wir fuhren Morgens mit dem ersten Schiffe von Como bei heiterstem Sonnenschein, aber schneidend kaltem Nordostwinde ab. Allmälig verliert sich die ganze Gesellschaft in die weiten Salons, nur ein älterer Herr mit einer Dame, offenbar Deutsche, und wir halten standhaft auf dem Verdecke aus. Plötzlich entreißt der Wind dem Herrn den Hut und wirbelt ihn in den See hinaus. Der Arme blickt ihm verzweifelt nach, denn er erfreut sich eines Kahlkopfes in des Wortes verwegenster Bedeutung, und offenbar muß er ohne Kopfbedeckung auf das Verdeck und die Aussicht verzichten. Von tiefem

Mitleid bewegt, greife ich in die Tasche, um ein Foulard hervorzuziehen und ihm daraus eine Mütze zu machen, wie die Grisetten in Paris zu thun pflegen. Wer jemals in der Hauptstadt Frankreichs als Student oder junger Doctor einige Zeit zubringt, lernt die Construction dieser Mützen in den ersten acht Tagen. Statt des Tuches finde ich eine alte seidene Reisemütze, die ich einst in Lyon kaufte. „Landsmann," sage ich zu dem Entblößten, „Gott verläßt einen Deutschen nicht — stülpen Sie dieses Erzeugniß französischer Industrie zum Schutze gegen italienischen Wind auf Ihren germanischen Schädel!" — „Besten Dank, verehrtester College, Sie retten mir das Leben!" — „College?" sage ich verwundert. — „Nun ja," antwortet er. „Ich kenne Sie noch von dem Frankfurter Parlament her, wohin wir als Studenten gepilgert waren. Ich hörte Sie damals reden und habe Sie gestern im Hotel Volta gleich wieder erkannt, aber nicht gewagt, Sie anzureden. Jetzt bin ich Professor in B. und also Ihr College!" — Wir setzen die Reise bis nach Lugano fort, ich in dem stolzen Gefühl, der deutschen Jugend einen ihrer geliebten Lehrer vor einer vielleicht gefährlichen Erkältung gerettet zu haben, er erwärmt durch die Mütze und die ihr einwohnende Menschlichkeit, wenn auch vielleicht ein wenig niedergedrückt durch das Gefühl, daß unsere Reichsfreundlichkeit nicht auf gleicher Höhe steht. In Lugano aber läßt er sich die Mütze nicht ferner aufzwingen — er fährt barhäuptig weiter nach Ponte Tresa und dem Lago Maggiore, und noch lange sehen wir den glänzenden Schädel über dem Verdecke des kleinen Dampfers leuchten, welcher den Collegen weiteren Reisezielen entgegenführt.

Wir wären gern in Bellaggio gelandet, wo man etwa um Mittag eintrifft, hätten auf Villa Serbelloni gefrühstückt und wären dann im Laufe des Nachmittags nach Lugano weitergefahren — aber der niederträchtige Fahrtenplan macht dies unmöglich. Unaufhaltsam über den See hasten oder übernachten — ein Drittes giebt es nicht!

Wer aber auf Serbelloni, ohne Zweifel dem schönsten Punkte am See, übernachten will, der gehe vorher mit seiner Börse zu Rathe. Wir treffen einen alten und lieben Universitätsfreund von mir, der mit Frau, vier gehenden Kindern und einem nicht gehenden Säugling, einem Lieutenant, zwei Dienstboten weiblichen Geschlechts und verschiedener Nationalität nebst anderthalb Dutzend Koffern seit einem Monat zum Vergnügen(!) reist. — Er hat einige Tage auf Villa Serbelloni zugebracht und bei genauerer Prüfung der Rechnung gefunden, daß man auch für den Säugling Portionen angesetzt hat! Die Mutter muß ihn doch ernähren, und um das zu können, muß sie doppelte Portion verzehren! Das ist die Schlußfolgerung des Wirthes, und da ihm die angeborene Höflichkeit nicht erlaubt, einer Dame doppelte Portionen anzukreiden, so schreibt er die eine dem Säugling auf und verwundert sich, daß die Excellenz den Posten nicht anerkennen will!

Lugano ist mir besonders an das Herz gewachsen. Ich habe mehrmals dort schöne Tage zugebracht, während der schon erwähnten kleinen Nachversammlung zum schweizerischen naturforschenden Congreß im Engadin und noch früher in Sachen der Gotthardbahn, deren Bau von den Cantonen der Centralschweiz und der schweizerischen Centralbahn damals geplant wurde, aber in demselben Alfred Escher, der später sich der Sache bemächtigte, zu jener Zeit seinen hartnäckigsten Gegner fand. Warum auch nicht? Interessen hängen an Interessen, und die schweizerische Nordostbahn, die damals lange vor ihrem jähen finanziellen Sturz im Canton Zürich und der ganzen Ostschweiz allmächtig war, hatte noch keinen Uebergang über den Rhein, keinen directen Zusammenhang mit Luzern, nur Verbindungen über den Bodensee hinüber nach Osten und in die Alpen hinein bis Chur.

Die politische Einrichtung des Cantons Tessin war damals recht nett. Der Regierungssitz wechselte, wenn ich nicht irre, von vier zu vier Jahren zwischen Bellinzona, Locarno und Lugano. Jedes dieser Städtchen hatte ein Regierungsgebäude, das in dem Interregnum von acht Jahren vermiethet wurde. Man stieg die Treppe hinauf, um irgend einen Freund Regierungsrath wie im vorigen Jahre auf seinem Bureau zu besuchen, und trat statt in das Cabinet des Finanzministers

in ein Pensionszimmer einer Hebamme voll schreiender Säuglinge; die Regierung war beim letzten Jahreswechsel ausgewandert. Man hatte dazu eigene Wagen, riesige Gestelle, in welche Kisten und Kasten mit den Archiven und Registraturen eingeschoben wurden. Oben auf dem größten dieser Wagen schwankte die Büste des Generals Dufour, die von Sitz zu Sitz geschleppt wurde, bis sie endlich mit der Regierung in Bellinzona zur Ruhe kam.

Ich liebe Lugano sehr. Es ist nicht zu warm im Sommer und nicht zu kalt im Winter; die Myrthe und der Granatbaum, die Camellie und der edle Lorbeer gedeihen an den Ufern des Sees ebenso gut im Freien wie auf den Borromäischen Inseln; die Linien der das Seebecken umgebenden, von strotzender Vegetation bedeckten Berge sind reizend und malerisch, der See schlummert zwischen ihnen still und ruhig ohne lärmenden, pfeifenden und schnaubenden Verkehr, und das Städtchen selbst mit seinen engen, winkeligen Straßen, seinen niederen Arkaden und den auf Holzpantoffeln umherklappernden, in schreiende Farben gekleideten Weibern ist eine wahre Perle italienischen Kleinlebens. Es ist freilich mit den „fratelli ticinesi“ nicht immer gut Kirschen essen, denn die politischen Leidenschaften sind zu grimmer Gluth angefacht, und das Messer fährt leicht aus der Scheide und die Kugel schnell aus dem Rohr. Die Weiber sind fast noch leidenschaftlicher als die Männer. Aber die Leute haben Feingefühl genug, um ihre politischen Streitigkeiten, ihre Messerstiche und Revolverschüsse für sich zu behalten — nicht nur gegen die Fremden, sondern auch gegen die Eidgenossen von drüben über dem Berg sind alle Parteien gleich höflich und zuvorkommend, liebenswürdig und gefällig. Ich finde die alten Freunde, mit welchen ich früher in Bern getagt habe und die jetzt zu der geschlagenen Partei gehören, ebenso freundlich und wohlwollend als die Mitglieder der jetzigen Regierungspartei, die gegenwärtig meine Collegen im National- und Ständerath sind.

Meiner Ansicht nach harrt Lugano's ein bedeutender Aufschwung. Sobald einmal die Waggons ohne nothwendige Umladung von Berlin nach Mailand und Genua rollen, muß Lugano ein vielbesuchter Winteraufenthalt werden. Wer will heute noch, wenn er nicht muß, im Winter über den Gotthard hinüberfahren auf kleinem Schlittchen, vorn der Kutscher, unmittelbar hinter dem Pferde und auf dem Schlitten zwei Reisende, welche sich mit den Rücken an einander lehnen, der eine vorwärts, der andere rückwärts schauend? Ich habe den Weg mehrmals in früheren Jahren gemacht, und ich werde mich zeitlebens daran erinnern, wie wir, bei Hospenthal angekommen, nach der Karawane spähten, die hinter uns im Schnee stecken geblieben schien. „Was ist vorgegangen?“ schrie der Hauptführer, der den ganzen Zug commandirte, den ersten Postillon an, als er in Hörweite kam. — „Das graue Roß ist über die Brücke heruntergepurzelt — wir haben es eben wieder heraufgeholt!“ — „Weiter nichts? Ich habe es gleich gesagt — ich wollte das Roß nicht nehmen, aber der Posthalter hat es mir aufgezwungen. Vorwärts!“ — „Ums Himmelswillen!“ sage ich, „und die Reisenden?“ — „Es ist nur ein Engländer gewesen — er hat einen hübschen Purzelbaum geschlagen und stak mit dem Kopfe voran im Schnee und fuchtelte mit den Beinen in der Luft herum, bis wir ihn herauszogen,“ sagte lachend der Postillon. — „Nur ein Engländer!“ rief der Führer. „Macht nichts! Hüh!“

Solche Wege unternimmt Keiner, der linde Lüfte sucht, und statt jetzt den Umweg über Turin durch den Montcenis oder durch Bozen über den Brenner zu nehmen, geht man lieber gleich an die Riviera. Wenn aber die Löcher durch den Gotthard und den Monte Cenere einmal wegsam sind, dann wird Norddeutschland in Scharen nach Lugano kommen und der germanischen Sehnsucht nach dem Süden Genüge thun, vorausgesetzt, daß es in den Häusern auch die Wärme und den Comfort findet, welche es in der Heimath gewohnt ist und wovon der Italiener keinen Begriff hat.

Wenn ich der alten Donna Nencini Giusti, der Schwester des Dichters Giusti und Besitzerin der Heilgrotte von Monsummano, die ich mehrmals mit großem Erfolg für meine Rheumatismen besucht, eine Verbesserung vorschlug, eine Erweiterung der Grotte, Einrichtung von Douchen,

Anschaffung von Sprungfedermatrazen u. s. w., so hörte sie diese Vorschläge wohl an, führte sie aber nicht aus, sondern ließ die Rabatten vor dem Fenster meines Zimmers neu mit bunten Scherben einfassen und mit Gardenien und Camellien besetzen, überzeugt, daß ich darüber eine unsinnige Freude empfinden und meine inneren Verbesserungen gänzlich vergessen werde.

Unsere Luganesen werden es genau ebenso machen. Sie werden zu den vielen schönen und herrlich gelegenen Villen im Umkreise der Stadt noch schönere bauen, prächtige Gärten mit seltenen Pflanzen anlegen — aber sie werden steinerne Fußböden, nichtsnutzige Kamine, alle Winde durchlassende Thüren und Fenster in den hohen und luftigen Räumen dieser Villen haben und sich höchlich darüber wundern, daß der Fremde aus dem Norden sich nicht behaglich darin fühlt, friert wie ein Schneider, vor Kälte schnattert und endlich Reißaus nimmt, um dem Frost im Hause zu entfliehen. Aber wenn sie dann während einiger Jahre gesehen haben werden, daß irgend ein aus dem Norden kommender Wirth, über dessen Parkete, Doppelfenster, Doppelthüren, Oefen und Heizapparate sie gelacht haben, sein Haus trotz dessen erbärmlicher, polizeiwidrig häßlicher Façade im Winter stets gefüllt hat, während die ihrigen leer stehen, so werden sie, durch Schaden klug geworden, endlich auch begreifen, daß die Bedürfnisse Anderer nicht so leicht befriedigt sind als die ihrigen und daß eine etwas verschiedene Civilisation auch ihre Berechtigung und ihre Ansprüche hat.

Wir haben ein greifbares Beispiel dieses Nichtverständnisses abweichender Bedürfnisse erlebt. Der Italiener badet nur ausnahmsweise in Flüssen und Seen; in Heilbäder und an das Meer geht er nur im heißesten Monat des Jahres; sonst nimmt er von Zeit zu Zeit ein Reinlichkeitsbad in der Wanne. Mit vollem Rechte betont Tschudi's Reiseführer die Existenz einer Badeanstalt im See bei Lugano. Guter Himmel! Welch niederträchtiger Kasten! Aber so erbärmlich primitiv die Einrichtung ist, allem Comfort wahrhaft Hohn sprechend, so wird sie doch von den anwesenden Fremden auf das fleißigste benutzt. Ich spreche mit verschiedenen Mitgliedern des Stadtrathes davon. „Warum errichtet ihr nicht ein öffentliches Bad mit verschiedenen Classen für Reichere und Aermere? Die elende Baracke hier kann die Zahl der Badenden nicht fassen. Ich bin überzeugt, ihr würdet durch die zahlenden Abonnenten auf eure Zinsen kommen, und eine Menge von Leuten aus dem Norden würde herkommen, um die Bäder zu genießen!“ — „Warum nicht gar! Die Badezeit ist zu schnell vorüber!“ — „Ich sage euch; nein! Man würde hier wenigstens bis Ende November baden, zu Heilzwecken den ganzen Winter hindurch!“ — „Freundchen! Solche Bären lassen wir uns nicht aufbinden! Uebrigens bricht der Besitzer der Baracke dieselbe schon ab — die Saison ist vorüber!“ — Wir finden eine ganze Colonie belgischer Freunde, vielleicht zwanzig an der Zahl, in Aufregung wegen des Abbruchs der Badebaracke. „Wir haben ihm zwanzig Franken täglich garantiren wollen,“ rufen sie; „so viel verdient der Mann in seinem ganzen Leben nicht; aber er will von nichts hören; der See beginne zu steigen, und nach dem 15. September bade kein vernünftiger Mensch mehr!“ — „Ich war eigentlich entrüstet darüber,“ sagte ein belgischer Oberstaatsanwalt, „daß der Mensch mich so gewissermaßen zur unvernünftigen Majorität zählte.“ — „Als ob er deinem Benehmen nach anders könnte!“ rief ein Obertribunalsrath. „Er wird dich heute Morgen gesehen haben, als du mit dem landesüblichen rothen Ungeheuer von Regenschirm, das du gestern auf dem Markte gekauft hast ...“ — „Respect vor meiner theuren Hälfte, Madame Riflard,“ replicirt der Oberstaatsanwalt, den Regenschirm präsentirend. — „Da haben wir's,“ sagt der Obertribunalsrath. „Meinen Sie nicht, Professor, daß der Badbesitzer mit seiner Classification unseres Freundes Recht hat?“ — „Alle Achtung vor dem Herrn Professor,“ sagt der Staatsanwalt mit komischem Ernste, „aber ich muß denselben recusiren. Ich kann die Entscheidung eines Mannes nicht anerkennen, den ich selbst vor einigen Jahren zum Tode durch die Guillotine wegen Raubmordes habe verurtheilen lassen. Ja, ja,“ fährt er lächelnd fort, „erinnern Sie sich eines Raubmörders, der

seinen Herrn in Brüssel in höchst raffinirter Weise umgebracht und halb verbrannt hatte, dann nach Amerika ging und dort eine geraume Zeit lebte, bis wir ihn endlich ausgeliefert erhielten? Eh bien! Unter welchem Namen lebte er dort? Unter welchem Namen wurde er uns ausgeliefert? Professor Karl Vogt! Kommen Sie, Geköpfter," sagt er, mich unter den Arm nehmend, „wir wissen wohl, daß die Bestie Stapf hieß — aber ich bin doch nicht ganz sicher, ob nicht manche Ihrer Landsleute, die so gern tief sind, doch heimlich glauben, daß Sie etwa eine Rolle spielen wie der Squire in einem Gerstäcker'schen Romane und Nachts Raubmorde verüben, während Sie Tags über harmlose Wissenschaft treiben!"

Eine heitere Gesellschaft, diese in den Ferien umhertollenden Belgier mit ihren Frauen und Kindern, die sich hier des Lebens freuen, um dann, nach Hause zurückgekehrt, wieder die Amtsmiene aufzusetzen und den Gerichtsverhandlungen dieselbe Ausdauer zu widmen wie hier dem Vergnügen! Aber sie bilden nur einen kleinen Bruchtheil der zahlreichen Gäste des Hotel du Parc; die große Mehrheit ist germanischen Ursprungs. Mit Ausnahme einiger alter, lieber Freunde sehen wir indessen die Gesellschaft nur bei Tische, denn meinem Wunsche gemäß hat uns Herr Béha in dem unmittelbar in den See vorspringenden und von dem Hotel durch die ganze Breite der Straße getrennten Belvedere einquartiert. Hier finde ich Alles, was ich an Wohnungen liebe: zu meinen Füßen plätscherndes Wasser, Sonne, Luft und Licht, eine prächtige Aussicht über den Seearm nach Porlezza und gegen den Monte Camoghè bei Bellinzona hin, eine im Nachmittage beschattete Terrasse, wo man in stiller Beschaulichkeit eine Cigarre zum schwarzen Kaffee rauchen darf, ohne daß man von naserümpfenden Engländerinnen scheel angeguckt wird, und im Erdgeschoß eine leere, nicht mehr im Gebrauch stehende Küche, wo ich mein Laboratorium einrichten und nach Herzenslust beobachten und mikroskopisiren kann. Bald sind meine feinen Netze zur Oberflächenfischerei, die Schöpfgeräthschaften, um in der Tiefe zu arbeiten, das Mikroskop nebst Zubehör ausgepackt, einige große Gläser herbeigeschafft, in welchen die zu untersuchenden Thiere sich herumtummeln können — und nun kann's losgehen!

In der That kann es losgehen, denn auch mein College, Professor Pavesi von Pavia, ist unterdessen angelangt. Wir Beide haben die technischen Voruntersuchungen zu machen, auf deren Grund hin eine Uebereinkunft zwischen der italienischen und der schweizerischen Regierung hinsichtlich der Ausübung der Fischerei in den Grenzgewässern abgeschlossen werden soll. In dieser Woche sind wir Beide, Pavesi und ich, naturforschende Experte, und wenn ich in einer Hinsicht mich glücklich schätzen darf, gerade diesen gründlichen Kenner der italienischen Seen, ihrer Fauna und der dort getriebenen Fischerei zur Seite zu haben, so kann ich in anderer Hinsicht diese Kenntniß meines Collegen nur bedauern, denn sie kürzt die Zeit des Zusammenseins mit dem liebenswürdigen Forscher bedeutend, indem ich unter seiner Leitung in wenigen Stunden mehr lerne und zu sehen bekomme als sonst in Tagen und Wochen. Pavesi, der längere Zeit in Lugano als Professor angestellt war, den tessinischen Dialekt wie ein Eingeborener spricht und mit Land und Leuten vertraut ist, übernimmt alle Vorbereitungen für unsere Untersuchungen, organisirt einen größeren Fischzug mit verbotenen Netzen, kleinere Excursionen nach besonderen Fischereien und vorzugsweise mit dem Fischfange beschäftigten Orten, und so bin ich innerhalb einer Woche mit allen Thatsachen vertraut und bereit, die Jacke des Technikers mit dem Frack des Diplomaten zu vertauschen.

Offen gestanden, es gruselt mir einigermaßen vor dieser Verwandlung. Ich habe leichten Herzens die Bestallung als außerordentlicher Bevollmächtigter der schweizerischen Eidgenossenschaft angenommen, ohne daran zu denken, daß ich mich Vertretern einer Nation gegenüberfinden werde, wo der erste beste Eckensteher mehr Diplomatie im Leibe hat als ein deutscher Legationsrath, und nun habe ich bei Tische im Hotel du Parc als unfreiwilliger Lauscher ein Gespräch hören müssen, das mir noch den letzten Rest von Selbstvertrauen geraubt hat.

Personen des Dialogs: Ein ungeheuer lang aufgeschossener blonder junger Mann

dem man den Lieutenant auf einen Kilometer Entfernung ansieht. Es schwirren unbestimmte Gerüchte durch die Gesellschaft, der von oben bis unten gescheitelte Diplomat stehe in verwandtschaftlichen Beziehungen zu der leitenden Persönlichkeit des mächtigsten Staates und wisse deshalb mehr von den orientalischen Händeln als gewöhnliche Zeitungsleser. Sein Nachbar ein kurzer, dicker, grauer Militär mit gedunsenem Gesicht, der „Herr Major" titulirt wird und auf dessen Schnurrbart mein Freund W., der Physiker, abonniren möchte, um ihn als Hygrometer zu benutzen. Morgens nämlich, wenn nur noch indifferente Flüssigkeit absorbirt worden ist, hängt der Schnurrbart schlaff wie eine entwurzelte Trauerweide über den gerunzelten und gekniffenen Mund; beim Frühstück gewinnen die einzelnen Zweige etwas Festigkeit; aber Abends beim Diner, wo die beiden Herren zur Bethätigung ihrer vorgeschrittenen Cultur und Civilisation Champagner mit Sauterne vermischt trinken (mein leider verstorbener Freund Wilhelm v. Hamm, der erste Weinkenner Europa's, würde sich ob solcher Herabwürdigung zweier edler Gottesgaben entsetzt haben) — beim Diner, sage ich, ragt der Schnurrbart des Majors mit zwei wagerechten mörderischen Spitzen zu beiden Seiten über die Schultern hinaus und nimmt sogar beim Dessert einen verwegenen Schwung nach oben.

M. So traten Sie also in die diplomatische Carrière über?

L. Zu dienen! Aber wenn ich gewußt hätte, zum Voraus gewußt hätte, wie schwer diese Carrière ist, so hätte ich mich wohl zweimal besonnen! (Hier giebt mir meine Nachbarin einen freundlichen Wink mit dem Ellbogen, und ich betrachte aufmerksam einen Pfirsich, den ich zu schälen begonnen.)

M. Wie so? Kein Avancement?

L. (selbstgefällig den Schnurrbart streichend.) O doch, wenn man einiges Talent und gute Connexionen hat!

M. Freilich! Aber dann begreife ich nicht? Wie so schwer?

L. Ungeheuer schwer! (Ich starre mit fürchterlichem Ausdruck meinen Pfirsich an.) Sie machen sich keine Vorstellung davon!

M. (pikirt; der Schnurrbart dreht sich mit der Spitze in die Höhe.) Das sagte ich ja gerade, daß ich mir keine Vorstellung davon mache! (Trinkt ein Glas Mischiect, ohne anzustoßen.)

L. (anstoßend.) Auf Ihr Wohl! So war's nicht gemeint! Ungeheuer schwierig wegen der Haltung!

M. (reckt sich stramm.) Ja so!

L. Sehen Sie, da kommt eine Depesche. Es steht eigentlich gar nichts drin. Aber nun heißt es, nachdenken, was etwa zwischen den Zeilen zu lesen wäre! Da kann man höllisch neben die Scheibe schießen.

M. Wenn aber nichts zwischen den Zeilen zu lesen ist?

L. Kommt nicht vor! Denken Sie doch, bei der Diplomatie!

M. Bitte um Verzeihung! (Trinkt tiefsinnig.)

L. Nun, denken Sie sich, wenn man nun glaubt, gefunden zu haben, um was es sich handelt, dann gilt es, die nöthige Haltung zu componiren. Sie können nicht glauben, wie schwierig das ist. Da muß jeder Ausdruck des Gesichts, jede Bewegung der Hände, jede Neigung des Hauptes, jede Stellung der Beine auf das genaueste einprobirt und mit dem Ton der Stimme und der Wahl der zu sprechenden Worte in Uebereinstimmung gebracht werden! — Ich kann Sie versichern, daß ich oft mehrere Stunden vor einem großen Spiegel zubringen muß, bevor ich sicher bin, bei dem Eintritt in das Cabinet des Ministers keinen Fehler zu machen und aus der Art meines Auftretens und meines Grußes die Wichtigkeit des Gegenstandes errathen zu lassen, die mich zu ihm führt!

M. Ist das die Möglichkeit!

L. Das ist noch gar nichts. Aber das Auftreten bei Hofe, das Benehmen, wenn Ihre Majestäten Cercle halten, und gar das Tanzen bei Hofe! Haben Sie je im runden Saale getanzt?

M. Ich? Nein!

L. Sie Glücklicher! Nichts schrecklicher! Jede Säule ist wie die andere; man weiß nicht, bei welcher aufhören. Nun stellen Sie sich vor, wenn man gerade vor dem Hofe anschlösse!

M. Entsetzlich!

L. Mir ist es einmal passirt. Ich will anhalten — beim letzten Schritte sehe ich die Majestäten vor mir. Ich will meine Tänzerin noch ein paar Mal herum-

reißen, bleibe mit dem Fuße in der Schleppe der Prinzessin hängen — pardauz! da liege ich der ganzen Länge nach auf dem Boden!

M. Und Ihre Tänzerin?

L. Neben mir. Die Majestäten lachen, der ganze Hof lacht, Alles lacht! Denken Sie sich meine Lage! Unsere Politik war aufs höchste compromittirt! Diese Situation hatte ich natürlich im Voraus nicht einstudiren können!

Ich lasse vor Schreck meinen Pfirsich fallen und eile auf Herrn Béha zu, der eben wie ein General nach gewonnener Schlacht im Kreise seines Generalstabes von Kellnern seine letzten Befehle ertheilt: „Romanelli kommt morgen?“ — „Er hat durch eine Depesche ein Zimmer bestellt und angefragt, ob Sie und Herr Pavesi hier seien. Die Zeitungen haben schon berichtet, Sie hätten mit ihm als Vertreter Italiens zu unterhandeln.“ — „Ganz Recht. Wollen Sie mir einen großen Spiegel in mein Zimmer stellen lassen?“ sage ich und erzähle, was ich gehört. Herr Béha lacht laut auf. „Es steht schon eine Psyche in Ihrem Zimmer,“ sagt er, „Sie haben sie nur übersehen. Lassen Sie es gut sein! Wir haben andere Diplomaten gesehen als diesen Anfänger. Die Italiener haben es zwar fertig gebracht, Provinzen dadurch zu erobern, daß sie sich schlagen ließen, was gewiß ein starkes Stück ist, indem bis jetzt nur Diejenigen eroberten, welche siegten — aber deshalb brauchen Sie doch keine Spiegelstudien zu machen. Ich will lieber die Psyche herausnehmen lassen — habe mir schon längst gedacht, sie müsse Sie nur geniren.“

* *
*

„Nun,“ sagt Professor Pavesi, „was machen wir während der acht Tage, die uns bleiben, bevor Romanelli kommt? Wollen wir gleich an die Berathung der Artikel vom technischen Standpunkte aus gehen oder wollen wir uns die Fischereien am See zuvor ansehen?“

„Lieber College,“ antworte ich. „Es ist schönes Wetter am Tage und Nachts kein Mondschein. Das paßt uns wie eine Faust aufs Auge. Wir müssen ja doch erst wissen, wie die Netze aussehen und gehandhabt werden, ehe wir die einen verbieten, die anderen gestatten. Will mich hängen lassen, wenn ich anders als aus Ihrem Buche über die Fische und Fischerei im Luganer See weiß, was ein Redaquedo oder eine Bottèra ist! Dann möchte ich mir auch die nächtliche Hochseefauna ansehen, die ja besonders an dunklen Abenden auf die Oberfläche kommt. Sie haben dieselbe prächtig studirt in den verschiedenen Seen — ich will weder Neues dazu finden noch Sie controliren — Beides fällt mir nicht im Traume ein — aber sehen möchte ich die Bestien, die sich hier im See herumtreiben. Versparen wir also die Artikel auf Regenwetter; bestellen wir Fischer, Boote und was Alles zu einer großen Expedition gehört; treiben wir uns auf dem See herum und lassen wir die Pergamente, die unterdessen nicht verschimmeln werden!“

Die Bewohner von Campione, einer kleinen italienischen Enclave auf dem östlichen Ufer des Sees, sowie diejenigen von Morcote an dem westlichen Ufer oder vielmehr dem Verbindungsarme zwischen dem großen See und dem kleinen Seitensee von Tresa sind fast nur Fischer und, was selbstverständlich, Piraten; in beständigem kleinem Kriege mit der Obrigkeit wegen Uebertretungen der Gesetze und Verordnungen. Morcote will unseren Einladungen zu einer Fischerei in großem Maßstabe und vorzugsweise mit verbotenen Netzen anfangs keine Folge leisten. Die geriebenen Fischvertilger fürchten offenbar, daß wir sie in eine Falle locken könnten; sie behaupten steif und fest, daß sie gar keine verbotenen Netze besitzen, nicht wissen, wie man damit umzugehen habe und was dergleichen Ausflüchte mehr. Erst nach langen Verhandlungen auf Grund einer Vollmacht zu verbotener Fischerei jeder Art, die ich mir von dem Regierungscommissär ausstellen lasse, gelingt es, die Bedenken zu beschwichtigen und am Morgen des 9. September eine Flotille von vier großen Barken mit der nöthigen Mannschaft in die Gewässer zu bringen, deren Fischereigerechtigkeit der Stadt Lugano gehört und von dieser an einen Unternehmer verpachtet ist.

„Schönes Wetter, Belloni?“ sagt mein Begleiter zu dem Capo, welcher die letzten Anordnungen vor der Abfahrt trifft.

„Hm!“ antwortet dieser, „für die Herren wohl, für uns aber nicht; die Spazierfahrt wird angenehm sein, die Ausbeute an Fischen aber gering. Zudem steht dort der russische Unglücksreiher mit seinen weißen Hosen schon an dem Ufer und angelt. Wenn ich den beim Ausfahren sehe, fange ich gewiß nichts! Wie nur ein Mensch weiße Hosen, vor denen die Fische erschrecken, zum Angeln anziehen kann! Das Hirn muß ihm in dem russischen Winter eingefroren und hier noch nicht aufgethaut sein!“ Der Unglückliche, welchen der Capitän so apostrophirt, ist Musiker bei einer Capelle, welche ein russischer Millionär hält, der sich in der Nähe von Lugano eine prachtvolle Villa gebaut hat, wo abwechselnd Theatervorstellungen und Concerte stattfinden, zu welchen der Herr Baron Gäste einladet, die er, selbst unsichtbar, von einer vergitterten Loge aus mustert.

Wir haben uns unterdessen in eine weitläufige Discussion über einen kleinen Weißfisch, Vairone genannt, eingelassen, der in unbegreiflicher Menge den See bevölkert und nicht nur frisch allen größeren Fischen und dem Menschen zur Speise dient, sondern auch gesalzen und gedörrt einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Er hat etwa die Länge eines Fingers oder einer kleinen Sardelle. Auf meine Bemerkung hin, daß ich dieses Product inländischer Pökelindustrie noch nicht gekostet habe, läuft ein Schiffsjunge in den nächsten Laden und kommt mit einer Düte voll Vaironi wieder, die Reihe um angeboten werden. Meine sämmtlichen Begleiter, Matrosen und Herren aus der Stadt, greifen zu und lassen sich die kleinen Sardinen gut schmecken. Ich folge ihrem Beispiel, indem ich ein Fischlein zwischen die Zähne nehme. O Himmel! Wenn es einen Heiligen des Wohlgeschmackes gäbe (aus guten ascetischen Gründen kann es gar keinen geben), so würde ich denselben gewiß in diesem Augenblicke angerufen haben! Ich wende alle Mittel an, die in einem solchen Falle geboten sind, aber bis zum Nachtessen werde ich die schreckliche Mischempfindung von ranzigem Oel, faulem Salz und galliger Bitterkeit nicht los, die sich meines Gaumens bemächtigt hat. Sie salzen und trocknen diese Fischlein nämlich, indem sie alle Eingeweide darin lassen, Leber und Darm, mit Allem, was drum und dran hängt. So präpariren sie ein Product, das bei einer nationalen Erhebung ebenso als Erkennungszeichen dienen könnte wie vor Zeiten das Wort „ciceri“ in Sicilien. Wer bei dem Genusse eines solchen „Vairone“ keine Zeichen intensiven Ekels giebt, muß ein Eingeborener sein!

Der See ist herrlich, glatt wie ein Spiegel; die Berge schneiden ihre Contouren scharf und hart auf dem hellglänzenden Himmel aus. Wir rudern der aufgehenden Sonne entgegen in der Richtung gegen Porlezza. In einem Boote kommt uns ein Mann entgegen, der mit zwei Rudern kräftig arbeitet und sich bestrebt, uns im Bogen zu umgehen. „Sehen Sie den Räuber?“ sagt Pavesi — „er fischt mit der Tirlindana!“ — „Wie kann er das, da er mit beiden Händen rudert?“ — „Oho!“ sagt Pavesi, „er hat die Leine zwischen den Zähnen! Sehen Sie, wie er den Körper vor- und zurückwirft und mit dem Kopfe nachhilft! Ah! es ist Elvezio! Der versteht's! Ohè, Elvezio! Guten Morgen! So antworte doch! Bist du über Nacht stumm geworden oder zu den Codini übergegangen, daß du deine alten Freunde nicht mehr kennen willst?“ Der Fischer spuckt endlich die Leine aus, tritt mit dem Fuße darauf und hält seinem Freunde Pavesi eine Standrede. Ob er nicht wisse, daß man nicht sprechen könne und dürfe, wenn man die Tirlindana zwischen den Zähnen habe? Vielleicht sei er mit seinem Geschrei jetzt schuld daran, daß ihm eine prächtige Forelle entschlüpfe, die unterdessen ihren dritten Fisch verzehre, statt an seinen Silberfisch anzubeißen? — „Was ist's mit dem dritten Fische?“ fragt Pavesi. — „Nun ja,“ antwortet der Fischer, „das weiß doch ein jedes Kind, daß die Forelle dreimal an jedem Tage frißt und jedesmal drei Fische!“ — „Laß doch deine Tirlindana sehen — der Herr hier hat noch keine gesehen!“ — „O! Mit Vergnügen!“ Der Fischer haspelt eine lange Leine auf, an deren Ende ein silbernes Fischchen mit einigen Angelhaken und darüber eine kleine Schraube, wie eine Schiffsschraube, befestigt ist, welche beim Anziehen dem Fischchen eine drehende Bewegung giebt. „Man fängt schöne Fische

damit und sogar so viel, daß man das Instrument an einigen Orten verboten hat.“ — „Was für Fische?“ — „Forellen; aber oft ist es auch zum Aerger des Fischers ein ‚Cavedone‘, der anbeißt. Das Maul dieser Art, die dem Döbel der deutschen Gewässer ziemlich ähnlich ist, kann freilich noch größere Thiere verschlingen.“ — „Freilich! Aber das Fleisch ist so schlecht, daß selbst die gemeinen Leute nichts davon wollen! Sollen wir die Tirlindana auch verbieten?“ — „Ich meine, College, was man allein und mit der Angel fängt, soll zollfrei sein. Die Forelle beißt in der Laichzeit nicht an, außer der Laichzeit soll man sie fangen können; und was die Cavedoni betrifft, so mögen sie dieselben nach Herzenslust vertilgen — ich gebe meinen Segen dazu!“ — „Und ich sage Amen!“ meint Pavesi.

Wir sind indessen längs der schattigen Laubgänge der Villa Ciani hingeglitten, wo die riesigen Platanen und Sykomoren ihre Aeste bis in das Wasser herabhängen lassen, und beginnen in einer stillen Bucht am Fuße des Monte Bra unsere Arbeit. Ein riesiges Netz, Redaquedo genannt, das 120 m Länge auf 30 m Höhe und Maschen von 2 bis 3 cm Oeffnung hat, oben mit unzähligen, nahe an einander gereihten Korkstücken besetzt, unten mit Bleistücken beschwert ist und sich also senkrecht in das Wasser stellt, wird so ausgeworfen, daß es einen weiten Kreis beschreibt, der durch die Korkstücke sich auf der Oberfläche zeichnet. Ist der Kreis gebildet, so stellt sich eine Barke an die mit einem starken Tau versehenen Enden des Netzes, zieht diese an, daß der Kreis vollständig geschlossen ist, und hebt nun zuerst den Boden des Netzes gegen die Barke hin, so daß alle Fische in dem Kreise gefangen sind. Die übrigen Barken stellen sich außen um den Kreis herum, dessen Peripherie sie überwachen. Dies ist in der That nöthig, denn sobald der Boden sich hebt, bemächtigt sich augenscheinlich eine große Unruhe der in dem Kreise eingeengten Fische. Wir sehen etwa einen Fuß lange Agoni pfeilschnell innerhalb der Korkstücke an der Oberfläche herumkreisen, gefolgt von dickköpfigen Cavedoni, die nur an eigene Rettung, nicht aber an Verfolgung der Agoni zu denken scheinen. Einer oder der andere dieser blaurückigen, silberglänzenden Maifische wagt hier oder da einen Sprung über die stets enger werdende Umzäunung der Korke hinweg — im Anfange gelingt dies zuweilen; später wird der Kreis zu eng, um einen gehörigen Anlauf nehmen zu können. Denn die Bursche in der Hauptbarke sind nicht müßig gewesen — mit aller Anstrengung ihrer Kräfte, die nackten Füße gegen den Boden gestemmt, ziehen sie das Netz herauf unter dem ermunternden Zuruf: tira! tira! Die Fische sind nun in die Tiefe getaucht, um dort einen Ausweg zu suchen; die größeren haben sich in den Maschen des Netzes festgerannt, die kleineren sind durchgeschlüpft. Hinter den das Netz auf beiden Seiten der Barke ziehenden Männern stehen andere, die es in Ordnung wieder zusammenlegen und dabei die zappelnden Fische aus den Maschen lösen, um sie auf den Boden der Barke in große mit Wasser gefüllte Kübel zu werfen. Sie rufen laut die Namen: Agone! Persico! Cavedano! Pigh! und reichen uns diejenigen Arten, die wir einer näheren Betrachtung unterziehen oder auch conserviren wollen.

Es ist ein reiches, lebhaft bewegtes Genrebild, welches ein solcher Fischzug bietet, und unwillkürlich wird man mit in diese Bewegung fortgerissen, schreit und hantirt wie die Anderen und flucht den kühnen Springern nach, die wie ein glänzender Blitzstrahl über den Kreis wegsetzen. Nach einigen Zügen, die eine ziemliche Ausbeute von größeren Fischen liefern, sind wir überzeugt, daß der Redaquedo zwar geeignet ist, viele Fische wegzufangen, aber der Fischerei selbst keinen weiteren Schaden zufügt. — Aehnlich verhält es sich mit der Bedina, die nur ein verkleinerter Redaquedo ist, aber weit engere Maschen hat, welche vorzüglich für die kleinen, fingerlangen Vaironi berechnet sind.

„Vorwärts, Jungens! Heraus mit der Bottéra!“

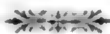
Die Fischer machen etwas ärgerliche und verlegene Gesichter, entschließen sich aber doch zu folgen. Eine Barke rudert an den Strand und schlägt einen Anker, an dem ein langes Tau hängt, fest in den Boden ein. Sobald das Tau weit in den See hinein abgewickelt ist, folgt der daran befestigte Flügel eines Netzes

mit engen Maschen, das am Grunde sehr stark beschwert ist, während der obere Rand nicht so ausgiebig mit Korkstücken besetzt ist wie am Redaquedo. Auch hier wird ein Bogen in den See hinein beschrieben, aber an der Mitte des Netzes hängt ein weiter und langer Sack, aus sehr festem Garn mit engen Maschen gestrickt und nicht minder beschwert wie die Flügel. Sobald ein weiter Halbkreis gebildet ist, dessen Mitte der Sack bildet, rudert die Barke an das Land, um dort das Tauende ebenfalls zu befestigen, das an dem anderen Flügel zieht. Und nun heißt es: Alle Hände in Arbeit! Die Einen stehen am Strande und ziehen an den Tauen, einander mehr und mehr sich nähernd, um den Kreis zu schließen; die Barken, jede nur mit einem, höchstens zwei Fischern bemannt, überwachen den Kreis und den Sack. Aus der Tiefe des klaren Wassers steigen Wolken von Schlamm und Moder auf. Der Weg des Sackes wird durch diesen häßlichen Auftrieb des Bodens bezeichnet. „Sehen Sie," sagt der Padrone, „wie gewandt die Bursche das Netz handhaben, das sie vorher nicht zu kennen behaupteten! Je nachdem man den Zug wirken läßt, kann man den Boden mehr oder minder aufwühlen, die Maschen mehr oder minder verengen. Sie geben sich alle Mühe, das Netz zu heben und nur über den Grund streifen zu lassen. Ah! Hätten Sie Zeit gehabt zwischen der Berufung und ihrem Kommen, so würden sie dieselbe gewiß benutzt haben, um eine Anzahl Bleistücke zu lösen! Aber ich hatte einen Burschen hingeschickt, der sie nicht aus den Augen ließ und mit ihnen über den See kam, so daß sie auch während ihrer Fahrt nichts machen konnten!"

Es ist durchaus dasselbe Bild wie bei den Zügen mit dem großen Strandnetze am Ufer des Meeres.

Der Sack ist voll von Steinen, Schlamm, Sand, Malermuscheln, Wasserpflanzen, Bruchstücken von Holz, halbfaulen Blättern, und in diesem Gewirr plätschern große und kleine Fische, theilweise sogar so klein, daß sie nach den bestehenden Gesetzen nicht auf dem Markte verkauft werden dürften. Man sieht deutlich, daß diese Pflanzen, diese Muscheln gewaltsam aus dem Grunde herausgerissen sind, daß das Netz mit seiner schweren Belastung den Boden förmlich gepflügt und alles irgend Bewegliche mitgerissen hat. Es ist jetzt, im September, keine Laichzeit; die Forellen beginnen erst im Winter ihre Eier abzulegen, und die anderen Arten beenden dies Geschäft im Frühjahr oder Sommer, so daß die jüngste Fischbrut, die überhaupt im See zu finden ist, wenigstens drei Monate alt sein muß; aber es unterliegt keinem Zweifel, wenn solche Sacknetze zu Zeiten benutzt werden, wo noch Eier am Grunde haften, so müssen diese vernichtet und überhaupt durch die Ausrodung der Pflanzen und die Umwühlung des Bodens die Brutplätze zerstört werden.

Wie hier im Kleinen, so wird jetzt in verschiedenen Gegenden des Mittelmeeres das Meer mit ungeheuren Sacknetzen förmlich durchpflügt, die von zwei vor dem Winde segelnden Barken geschleppt werden. Ich sah eine solche Fischerei von Weitem in der Nähe von Ischia, und Professor Dohrn wie meine übrigen Begleiter schimpften weidlich über diese Fischerei, die zwar den Naturforschern manche schöne Ausbeute an seltenen Grundthieren liefert, aber dennoch die Fischereibänke schonungslos verwüstet. Und eben, wo ich dieses schreibe, erschallt von der Küste des adriatischen Meeres, von Triest her, laute Klage über die Fischer von Chioggia, die mit ihren Barken von der italienischen Küste her, auf deren Sandboden nicht viel zu holen ist, herüberkommen und bis zum österreichischen Küstenstreif hin ganz in gleicher Weise Raubfang treiben. Man zählt schon die Edelfische der Adria auf, die infolge dieser barbarischen Methoden seltener geworden seien, und man verlangt strenge Maßregeln gegen solches Gebahren. Wenn aber der Reichthum des unendlichen Meeres gegenüber solcher Verwüstung nicht Stand hält, wie sollte dann ein räumlich beschränkter See seine Fische behalten können?



Schloß Porcia.

Von

Adalbert Meinhardt.

Wenn man von Franzensfeste auf der Pusterthalbahn nach Kärnten fährt, sieht man links und rechts in die herrlichsten Alpenthäler hinein, die sich hier mit tiefen Schneefeldern, dort mit vielzackigen Dolomitformen vor den Vorüberreisenden ausbreiten. In dem Hauptthal liegen an der Rienz und weiterhin, wo man die Wasserscheide des Toblacher Feldes überschritten hat, an dem noch schmalen Gebirgsflüßchen der Drau malerische Städte, Klöster und Burgen mit weit zurückreichenden geschichtlichen Erinnerungen. Da ist zuerst die alte Sonnenburg, bekannt durch die Kämpfe ihrer Aebtissinnen mit den Fürstbischöfen zu Brixen; dann das große Schloß zu Bruneck, die einstige Sommerresidenz jener Herren; weiterhin, schon im Draugebiet, Innichen und Lienz in Kärnten, die sich beide um die Ehre streiten, das Aguntum der Römer in ihren alten Gassen zu repräsentiren; und endlich am Lurnfeld die Stätte, wo Teurnia, die Hauptstadt Noricums, gestanden haben soll. Der malerische Reiz der Gebirgswelt wird gehoben durch die verfallenden Ruinen, die Geschichte und Sage verklärend umschweben; aber wie sonst in den Alpen sind es auch hier meist nur formlose Trümmer fester Burgen, die, einst zu Kampf und Vertheidigung gebaut, wenig Sinn für Kunst bekunden, noch in ihren Mauerresten irgend Anderes bewundern lassen als ihre trotzige Stärke oder höchstens den glücklichen Blick, mit dem die Erbauer den schönsten thalbeherrschenden Punkt zu erwählen wußten.

Wo aber die von Norden kommende Lieser sich in die schon breiter werdende Drau ergießt, zwischen herrlichen Bergen und fruchtbaren Feldern, wenig unterhalb der Ruine der Ortenburg, steht am Eingang in den hübschen Marktflecken Spital ein Palast in der Ebene, keine Burg des Mittelalters, kein finsteres Raubnest mit befestigten Mauern und Gräben, sondern ein freies Haus mit

breitem Portal, zwar mit Thürmen an zwei Ecken, um seine Machtstellung zu beweisen und es über den Rang eines gewöhnlichen Landsitzes zu erheben, sonst aber ein Palast, wie man ihn in den Städten Italiens zu sehen gewohnt ist, hier aber in den Alpen nirgends antrifft.

Das alte Bergschloß dort oben ist verlassen, eine neue Zeit und ein neues Geschlecht verlangten andere Räume, und so groß der Unterschied ist zwischen jener Ortenburg, die einst uneinnehmbar auf stolzer Bergkuppe ragte, und dem vornehm-graziösen, von Reichthum, Kunstgeschmack und Luxus aller Art zeugenden Renaissancebau hier unten, so groß mag auch der Abstand gewesen sein zwischen den alten Ortenburgern des Mittelalters und ihren neuen höfisch gebildeten Nachfolgern aus Karl's V. Zeiten. „Es ist kaum jemals eine Graffschafft im Land zu Khärndten gewesen, die soviel den alten Adel betroffen, der Graffschafft Ortenburg hat mögen verglichen werden," so erzählt Hieronymus Megiserus,* denn schon im Jahre 992 n. Chr. gab Hartwicus der Heilige, der dreizehnte Erzbischof von Salzburg, Graf von Spanheim am Rheinstrom, seinem Bruder Grafen Friedrich „das ort und Herrschaft in Ober-Khärndten, dahin Graf Friederich volgends den Flecken Spital und das Schloß Ortenburg zu bawen angefangen." Von diesem ersten Grafen zu Spanheim und Ortenburg und seiner Gattin Richarda, Tochter Erzherzog Heinrich's II., schreiben sich der Name des Geschlechts, seine Machtstellung, sein Besitz und seine Stammburg her. Sieben Grafen aus diesem Hause sind nach einander Erzherzöge zu Kärnten gewesen, und als der letzte, Ulrich III., das Land an seinen Vetter, König Ottokar von Böhmen, vererbt oder, wie Andere wollen, verkauft hatte, entspann sich zwischen dem König und Ulrich's Bruder Philipp, Patriarchen von Aquileja, ein blutiger Krieg um die Erbschaft, der mit der Niederlage und Gefangennahme des Patriarchen endigte. Doch wenn auch die directe Linie der Erzherzöge ausstarb und ihre Würde an die Grafen von Tirol und Görz fiel, durch deren Erbin Margarethe Maultasch sie später mit den übrigen Landen an das Haus Oesterreich gelangte — die Ortenburger selbst blühten noch über hundertundfünfzig Jahre in Kärnten, und der fünfte Landshauptmann unter der österreichischen Herrschaft ward wieder von diesem edlen Stamme gewählt. „Dieser Graf Friederich," so erzählt nun der Chronist treuherzig das Ende des alten Geschlechts, „hat zu einem Ehegemahel gehabt Fraw Margareth, Hertzog Friederichs von Teck Tochter, die hat ihrem Herren mit einem Apffel vergeben, also dann sie einen Apffel schelet, und schnit den auf zween theil, demnach nam sie den einen theil unnd aße denselben, es war aber das Messer an der einen seiten, in dem präg, vergifftet, dasselbe theil hat der Graf gessen. Es seye ihm wie ihm wölle, ich habe es von den alten." Und an einer anderen Stelle berichtet er weiter: „Darmit ist die edle und alte Graffschaft Ortenburg in Khärndten an die Grafen von Cilly, und demnach, nach derselben abgang, an daß löbliche Hauß zu Oesterreich gewendet worden, welche dann Keyser Ferdinandus hochlöblicher Gedechtnüß zu unser Vätter zeiten Gabrieln Salamanca einem gebornen hispanischen Edelman (von welchem die jetzigen Grafen von Ortenburg in Khärndten ihren Ursprung haben) für eigen gegeben und verliehen hat."

Dieser Gabriel von Ortenburg-Salamanca nahm, wenn er auch nur mehr einen kleinen Bruchtheil von der Macht jener alten Herren von Ortenburg sein nannte, doch noch eine so gebietende Stellung ein, daß die inner-österreichischen Stände, um ihn nicht zu mächtig werden zu lassen, den Kaiser veranlaßt haben sollen, ihn zum mindesten seiner Hofämter zu entheben. Auch unter seinen Nachkommen gab es wieder viele tüchtige Herren — sein Sohn Ferdinand war es, der das neue Schloß bei Spital erbaut hat; dessen Bruder Ehrnfried, Rath des Erzherzogs Karl von Kärnten, überreichte diesem zu seiner Vermählung mit Maria von Bayern nebst anderen Herren vom höchsten Adel als Abgesandter des Erzherzogthums ein „herrliches und schönes gantz güldenes Gießbeck und Gießkandel von schöner ge-

* Siehe Annales Carinthiae, das ist „Chronica des löblichen Erzherzogtumbs Khärndten." Leipzig 1612.

Schloß Porcia. Vorderes Portal.

schmeltzter Arbeit, so über zweyntzig Marck lötiges Gold gewogen auf einer mit Roten Carmasin Atlas übertzogenen Gestell“ und hielt eine lange Ansprache dazu. Derselbe Ehrnfried oder Ernfried erscheint bei dem Türkenzuge Erzherzog Karl's im

Jahre 1578 als „Obrister Fendrich“ mit dreißig Mann; ein späterer, Graf Hans, ist wieder Landshauptmann in Kärnten und huldigt 1596 als fürstlicher Rath und Landtagscommissair auf dem Landtage zu Klagenfurt dem Sohne Erzherzog Karl's, dem jungen Erzherzog Ferdinand von Kärnten, nachmaligem Kaiser Ferdinand II.

Keine kampflustigen Fürsten, streitsüchtige Patriarchen und selbstherrliche Regenten, sondern ihrem Jahrhundert gemäß wohlbestallte Hofherren sind diese neuen Ortenburger. Zu Megiserus' Zeiten, der sein dickleibiges Werk 1612 vollendete, war das neue Geschlecht noch in voller Blüthe in Kärnten (der bayerische Zweig der Grafen Ortenburg stammt direct von der alten Linie ab), doch starb es schon dreißig Jahre darauf gleichfalls aus, und 1640 erkauften vier Brüder von Widmann-Rezzonico, Söhne eines aus dem benachbarten Villach gebürtigen Factors im deutschen Kaufhause zu Venedig, der den venetianischen Adel erhalten hatte, die Grafschaft Ortenburg mit allen Rechten und Würden. Deren Erben veräußerten sie 1662 wieder dem Fürsten Porcia, und seine Nachfolger besitzen sie noch jetzt; mit seinem Namen wird heute das neue Schloß von Ortenburg benannt.

Ferdinand von Ortenburg-Salamanca also hat dieses Schloß erbauen lassen, das steht fest, aber durch wen? Es war mir bisher nicht möglich, etwas über den Namen des trefflichen Meisters zu erfahren, und in den Archiven von Schloß Porcia konnte der Fürst selbst keine Auskunft über ihn finden. Daß er aus Italien stammte, daran braucht man wohl nicht zu zweifeln. Wer er aber auch gewesen sein mag, woher er auch seine Bildung geschöpft hatte — er war ein Meister, wie es diesseits der Alpen kaum einen zweiten gegeben und wie wir ihn auch drüben nur selten finden. Alle anderen Bauten der deutschen Renaissance zeigen — was wir ihnen durchaus nicht zum Vorwurf machen wollen — in einer gewissen Fülle und Schwerfälligkeit der Formen ein charakteristisches Merkmal ihres deutschen Ursprungs, schon deshalb, weil sie zum größeren Theil erst in einer Zeit entstanden, da jenseits der Alpen der Stil der Hochrenaissance an der Tagesordnung war. Auch konnten ihre Baumeister, wenn sie selbst Italien wohl kannten, doch nicht jene Werke der Antike vor Augen sehen, die den Anstoß zum Entstehen der neuen Kunstformen gegeben hatten und das Verständniß derselben erleichterten. Schloß Porcia zu Spital scheint von einem Manne erbaut, der nicht nur die Alten, sondern unter den Neueren die Loggien Rafael's und ähnliche Vorbilder studirt hat, der aber dennoch die Fehler seiner Zeit fast gänzlich vermeidet, und dessen Ornamente, während in Italien der Verfall einzureißen beginnt, den Charakter der formenfrohen Frührenaissance rein und ungetrübt bewahren.

Das Schloß, am Ausgang des Fleckens auf der Sohle des lachenden breiten Gebirgsthales an der Landstraße gelegen, ist ein fester viereckiger, äußerlich ziemlich schmuckloser Bau, größtentheils verputzt, und nur die Gliederungen sind aus einem feinen marmorartigen Kalkstein aus dortiger Gegend gearbeitet. An zwei entgegengesetzten Ecken nach Nordwesten und Südosten springen starke Rundthürme aus dem festen Körper desselben vor, von denen Lübke* den südöstlichen für einen späteren Zusatz hält. Die Außenseite ist durch flache Pilaster mit korinthischen Kapitälen in vier Stockwerken über einander und durch einen Mäanderfries unter dem schräg vorragenden Schindeldache abgetheilt. Die Fenster, die ziemlich weit aus einander stehen, schließen im Erdgeschoß mit geradem Sturz, dann in zwei Stockwerken mit einem Rundbogen ab und bilden in dem niedrigen, unter dem Dach gelegenen Obergestock nur einfach umrahmte flache Vierecke. Zu beiden Seiten des Portals, in der Mitte der Façade, sind in den Hauptgeschossen je drei Fenster nach venetianischem Muster zu einem loggienartigen, säulengetheilten, größeren vereinigt, vor welchem elegante Balcons auf kräftigen, akanthusgeschmückten Consolen vortreten. Die kleinen schildhaltenden Löwen auf den Ecken der Balcons erinnern gleichfalls an Cà d'oro und an so manchen anderen venetianischen Palast. Das Portal (s. Illustr. S. 385), das sich zwischen diesen Fenstern

* Siehe „Geschichte der deutschen Renaissance“, II.

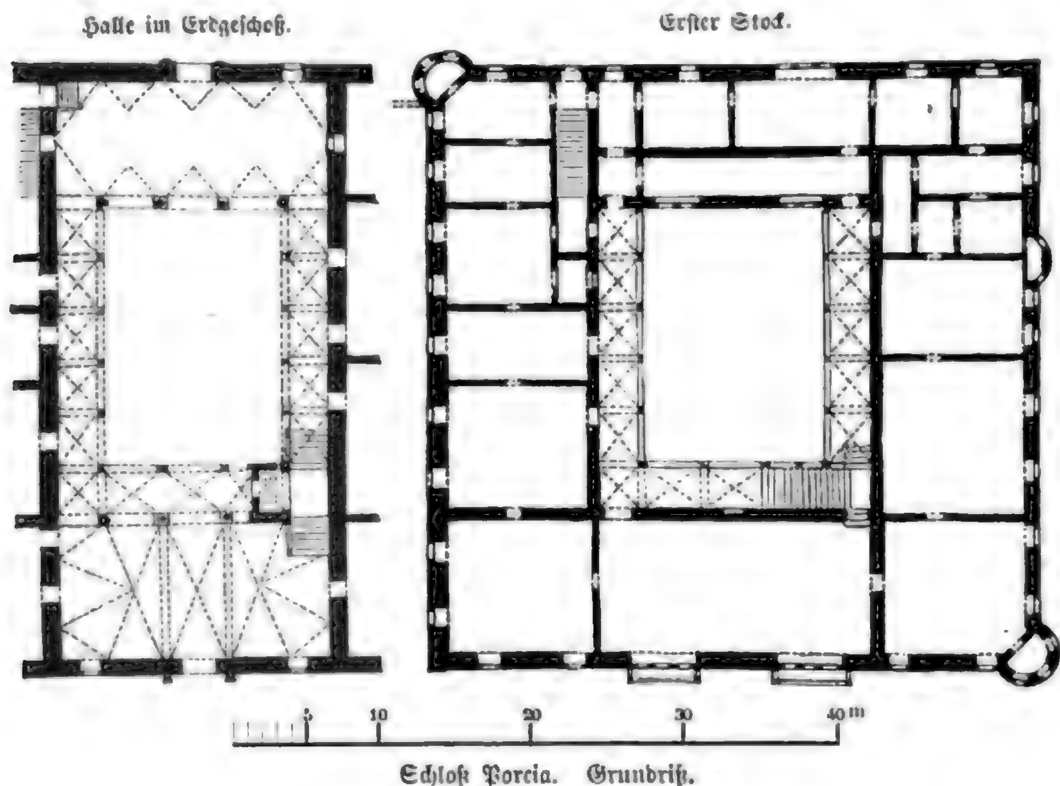
erhebt, erreicht mit seinem Aufbau fast die Höhe ihres oberen Abschlusses. Vortretende Säulen auf glatten Postamenten Säulen, die aus einem korbartigen Wulst aufwachsen und nur wenig verjüngt sind, tragen ein Netzwerk von Fabelthieren,

Schloß Porcia. Hofansicht.

fassen es ein; diese Säulen selbst, die Pilaster der Thürumrahmung, der Bogen derselben, alles dies ist von den feinsten zierlichsten Ornamenten überzogen; die Ranken und Füllhörnern, das demjenigen an einzelnen Säulen im Hofe des Palazzo vecchio in Florenz ähnelt. An den Pilastern bilden geflügelte Engelsköpfe,

Digitized by Google

Greifen und Delphine abwechselnd mit flachen Schalen eine candelaberartige Verzierung, und die Postamente der Attika tragen Reliefs von weiblichen Halbfiguren als Schildhalter. Ueber diesem triumphbogenartigen Thor erhebt sich eine überladen reiche Bekrönung aus zwei von Statuen gehaltenen Wappen über einander. Das untere zeigt den quadrirten Schild der Ortenburger mit den drei Adlerflügeln im zweiten und dritten Felde, im ersten und vierten aber einen zinnengekrönten Thurm, während Megiserus, repräsentiren. Darüber sitzen auf dem Gesimse, welches von den Balconbrüstungen ausgeht, noch zwei etwas kleiner gehaltene halbbekleidete Figuren mit Lyra und langer Flöte; ein zweites, von naturalistischen Blumen und Früchten eingefaßtes, auf demselben Sims stehendes Wappen (quergetheilter Schild, sechs Lilien im unteren Felde) flankirend, über welchem der Fürstenhut, von zwei Putten gehalten, als Abschluß prangt. Diese Portalbekrönung scheint in ihrer etwas überladenen Pracht der stilvolleren Grazie



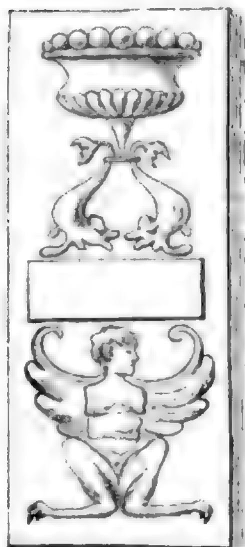
Schloß Porcia. Grundriß.

der ein Verzeichniß aller vergangenen und zu seinen Zeiten noch bestehenden kärntnerischen Adelsgeschlechter nebst Wappenabbildungen giebt, im Wappen der Grafen Ortenburg-Salamanca mit den Adlerflügeln alternirend ein Feld mit je fünf kleinen Adlern abbildet. Krauses Blattwerk, in welchem sich ziemlich undeutliche Gegenstände verstecken, die wir vielleicht als Embleme des Handels (Tonne und Ballen) und der Wissenschaft (Atlanten) ansehen dürfen, umrahmen den Schild.

Die Statuen über den beiden Portalsäulen, links ein kräftiger Mann mit kurzem Schwert, rechts eine lockige Frau mit Füllhorn, scheinen Krieg und Frieden zu der übrigen Theile nicht ganz zu entsprechen und dürfte wohl entweder ein späterer Zusatz oder bei der Restauration des Schlosses durch den Fürsten Anton Porcia nach der Verwüstung von den Franzosen im Jahre 1797 auf mißverstandene Weise ergänzt sein. Zu beiden Seiten des Portals sind neuerdings Marmortafeln zur Erinnerung an diesen Fürsten und andere Herren seines Geschlechts in die Außenwand des Schlosses eingelassen worden.

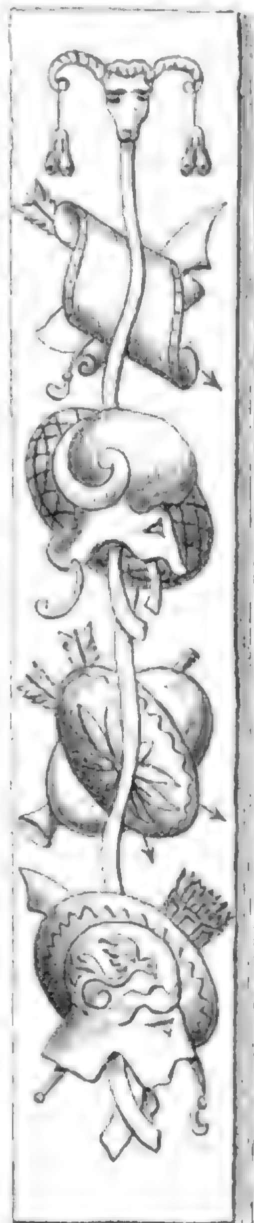
Wenn man von der Straße aus den regelmäßigen Bau betrachtet hat und dann durch das etwas allzu moderne, mit weißen Kieswegen und Teppichbeeten geschmückte Vorgärtchen in die Portalöffnung

eintritt, entringt sich wohl Jedem unwillkürlich ein Ausruf des Staunens — man glaubt in Italien zu sein! Wer würde am Fuß der rauhen Alpen neben den Häusern des kleinen Städtchens, selbst hinter der stattlichen Außenseite des Schlosses, diesen Hof mit seinen Hallen und Säulenreihen vermuthen? „Man befindet sich in einem großen, von Arkaden umschlossenen Hofe, der den reichsten Palasthöfen Italiens nichts nachgiebt, ja durch die Anlage der Treppe und ihre Verbindung mit den Bogenhallen an malerischem Reiz den meisten derselben überlegen ist.“* Diese Hallen, die im Erdgeschoß von ionischen Säulen getragen werden, wiederholen sich an drei Seiten des viereckigen Hofes in den beiden oberen Stockwerken, nur daß an die Stelle des ionischen ein zierliches korinthisches Kapitäl tritt; durchbrochene, abwechselnd von kleinen Säulchen und Pfeilern gebildete Balustraden fassen die beiden oberen Säulengänge ein, das Prachtstück der ganzen Anlage ist aber die schon erwähnte Treppe in der nordwestlichen Ecke.



Ornament an der Nebentreppe.

Nicht frei im Hofe, sondern unter den Bogengängen steigt sie anfangs in doppeltem Lauf empor, um dann, einläufig und von Arkaden begleitet, in den nördlichen Säulengang des ersten Stockes auszumünden. Im nordwestlichen Ende dieses Ganges erhebt sich über der unteren eine zweite Treppe, die gleichfalls mit schrägen Bogenhallen in den oberen Stock hinaufführt. Die Eigenthümlichkeit dieser ganzen Anlage läßt sich wohl leichter aus dem Grundriß und der Ansicht des Hofes entnehmen als aus den beschreibenden Worten (s. Illustrn. S. 387 u. 388). Dem Renaissancecharakter des ganzen Baues entsprach nur eine Treppe mit geradem Lauf, während aber in italienischen Palästen, als natürliche Folge des milderen Klimas, die offene Freitreppe bevorzugt wird, oder wie im Palazzo Gondi zu Florenz die Säulen ohne Rücksicht auf das Emporsteigen der Stufen in derselben Ebene fortlaufen, begleiten hier Säulen und Rundbogen aufsteigend den Lauf der Treppe, und die Wiederholung dieses Motivs in zwei Stockwerken über einander klingt an die sonst in Deutschland beliebten Wendelstiegen an, von denen in Italien vielleicht nur die schöne Scala Contarini del Bovolo (jetzt Scala Minelli) in Venedig ein vereinzeltes Beispiel aus der Renaissancezeit darbietet. Die länglich vieleckige Lampe, die über dem Treppenabsatz von der Wölbung herunterhängt, erinnert gleichfalls an venetianische Vorbilder; von dieser aber sowohl wie von der schmiedeeisernen Thür mit reicher durchgesteckter Arbeit und Arabeskenverschlingung am Ende der Treppe ließ sich nach allzu eiliger Betrachtung nicht entscheiden, ob sie wirklich aus der Zeit der Erbauung des Schlosses herrühren oder nur moderne Copien alter Muster sind. Den Bogengängen des Hofes schließen sich nach vorn und hinten weiträumige überwölbte Hallen an, aus denen Thüren in die übrigen Gemächer des Erdgeschosses führen, die heute als Waffen- und Geräthkammer 2c. benutzt werden. In der Ecke der vorderen Halle, in deren Wände ein paar antike, wahrscheinlich in dortiger Gegend aufgefundene Grabreliefs einge-

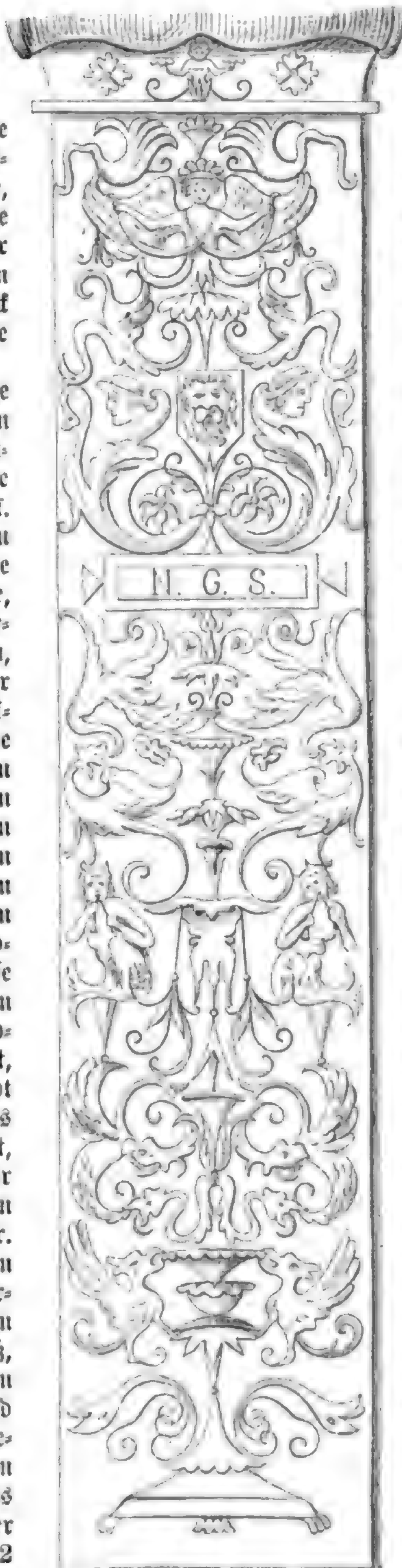


Ornament von der Thüreinfassung.

* Lübke a. a. O.

lassen sind, befindet sich der Aufgang zur Doppeltreppe, die hintere enthält das in den Garten führende zweite Thor, und in der südöstlichen Ecke eine schmalere, gleichfalls geradläufige Nebentreppe, deren erster Geländerpfosten reichen bildhauerischen Schmuck aufweist (s. Illustr. Seite 389).

Der reizvollen Anlage des Hofes und der ihn umgebenden Räume entspricht überhaupt die Ausschmückung derselben. Der Marmor, aus dem die Treppengeländer, die Säulen, Postamente, Brüstungen und Thürumrahmungen bestehen, ist in verschwenderischer Fülle mit dem Groteskwerk der Frührenaissance überzogen: die unteren Bogenzwickel enthalten Medaillons mit römischen Kaiserköpfen, die oberen wappenhaltende Genien und Statuen; an den Postamenten des Treppengeländers im Hofe sieht man an Bändern aufgehängte Waffentrophäen, ein Ornament, welches sich überhaupt häufig, doch niemals ganz gleich wiederholt, z. B. an der Thür rechts beim Eintritt in die Halle (s. Illustr. S. 389), und das von einem Reichthum der Erfindung strotzt, den man doppelt bewundern muß, wenn man in anderen Bauwerken jener Gegend dieselben Motive angewandt findet wie an dem schönen Grabmal des Siegmund Khevenhüller aus dem Jahre 1552 in der Pfarrkirche zu Villach,* dessen Seitenpilaster ganz ähnliche Gegenstände, nur in einer so sehr viel mageren, regelmäßigeren, sich stets wiederholenden Anordnung zeigen. Eines der reichsten und schönsten Ornamente befindet sich an dem Pfeiler rechts am Eintritt in den Hof (s. nebenstehende Illustr.): ein Mittel-Candelaber, dessen Schaft sich in eine Reihe von Blumen, Fruchtschalen und Schildern mit halbverwitterten Initialen auflöst und dessen Seitenarme aus Vogelflügeln, Greifen und Schlangen mit Menschenköpfen gebildet erscheinen, auf deren Ausläufen zwei Faungestalten, die Doppelflöte blasend, hocken. Am Postament des vorderen Treppenaufgangs unter der Halle ist im überraschenden Contrast zu dem früchtetragenden Atlanten und den verschlungenen Delphinen an beiden Seiten ein allerliebster altdeutscher Mädchenkopf mit Federhut und Krause angebracht (siehe Illustr. S. 391), der uns beinahe wie ein Porträt oder wie ein späterer Zusatz bedünken will, so sehr scheint er eine andere Sprache zu reden als seine italienisch-antike Umgebung. Das auf der Rückseite des Palastes in den Garten führende Portal trägt an den Säulenpostamenten zwei Herkuleskämpfe, zu denen Lübke bemerkt: „Auch



Pfeilerornament aus dem Eingang in den Hof.

* Siehe „Mittheil. der k. k. Centralcommission zur Erforschung der Baudenkmale“, Heft III und IV. Wien 1874.

diese Arbeiten sowie in den Bogenzwickeln die schwebenden Figuren mit Füllhörnern verrathen die Hand von Künstlern der lombardischen Schule, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert die ganze Bildhauerei Oberitaliens bis nach Venedig hinein beherrschten und hier wohl ihre nördlichste Verzweigung getrieben haben."

Die inneren Räume dieses schönen Schlosses sind klar und einfach, dem Aeußeren entsprechend angeordnet (s. Grundriß S. 388), die Fenster der Süd- und Westseite gehen auf den Garten, der in der Nähe des Schlosses mit regelmäßigen Blumenparterren beginnt, dann in parkartigen Anlagen mit schönen Bäumen den Blick zu den Kornfeldern und Bergwänden des Drauthales hinüberleitet.

An der Nordseite befindet sich über dem Portal der große Mittelsaal mit den beiden loggienartigen, balcongeschmückten Fenstern, der alte Wappensaal der Ortenburger, der heute die Familienporträts des Hauses Porcia enthält, vor Allem an der westlichen Wand das des Fürsten Anton, der das Schloß wiederhergestellt hat, eines freundlichen Herrn mit blauem Ordensband und gepudertem Haar. Die Einrichtung stammt wohl durchgehends aus der Zeit nach jener Wiederherstellung, also aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, und bietet nichts Bemerkenswerthes. Im Halbdunkel aber, zwischen beiden großen Fenstern, hängt ein seltsames Bild, eine schwarze, nonnenhaft gekleidete Frauengestalt mit geisterbleichem Antlitz und drohend erhobener Rechten, die, einen Pantoffel schwingend, inmitten des mondbeschienenen Schloßhofes steht: das Gespenst von Schloß Porcia, die letzte Salamanca.

Ornament am vorderen Treppenaufgang.

Diese letzte vom alten Namen, Gräfin Katharina von Ortenburg-Salamanca, soll* ein hartes, geiziges Weib gewesen sein, das dem Gatten alle Liebe entzog und nur den einzigen Sohn abgöttisch verzärtelte. Dem gestattete sie Alles, lobte ihn ob seines Stolzes und seiner Grausamkeit und sah lächelnd zu, wie er einst einen alten verhungerten Bettler von seinen Rüden zerfleischen ließ. Als er aber bald darauf nach Villach zog, rächte sich die blutige That furchtbar an ihm, denn die spanischen Doggen, die ihm sein einstiger Spielkamerad, der Sohn jenes getödteten Greises, nicht ahnend den Tod des Vaters, von weiter Reise mitgebracht hatte, zerrissen im Kampf mit seinen eigenen Hunden den bösen Junker.

Dem Vater, Grafen Georg, brach das Herz über den Tod des einzigen Sohnes, die Gräfin aber überlebte den Liebling noch lange, und damit kein Anderer je der Schätze ihres Hauses froh werden könne, beschloß sie Alles, was sie an Gold und Goldeswerth besaß, in einem unterirdischen Kellergewölbe einmauern zu lassen. Nur ihre Zofe Sibylla wußte um das Geheimniß, denn den Maurer, der das Gewölbe verschloß, hatten die beiden furchtbaren Weiber, da nur noch der letzte Mauerstein fehlte, mit hinabgestoßen in das finstere Loch und dann selbst den Stein mit Mörtel umstrichen und eingesetzt. Aber auch die eine Mitwisserin war der Gräfin zu viel; sie schlich sich Nachts in das Gemach der schlummernden Zofe, und mit der schweren silbernen Hacke ihres Pantoffels schlug sie sie auf die Schläfe, daß sie augenblicks verschied. Sie selber aber lebte noch lange vereinsamt im Schlosse und soll nach dem Tode als Gespenst, den Pantoffel schwingend, dort gesehen worden sein, wie das Bild im Wappensaale sie darstellt und wie sie noch in der Volksphantasie fortlebt.

So fehlt denn, seinem Doppelcharakter gemäß, dem italienischen Renaissanceschloß doch nicht die finstere Sagengestalt, die zu einem altersgrauen Bau in den deutschen Alpen fast nothwendig gehört.

Was nun die Entstehungszeit dieses durch Kunstgeschichte, Sage und malerischen Reiz der Lage gleich ausgezeichne-

* Siehe: Tschabuschnigg, „Kärntnerische Zeitschrift", Band VII. Klagenfurt 1832.

ten Gebäudes betrifft, so läßt sich diese auf die dreißiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts festsetzen. Wagner* sagt zwar: „Der Bau der neuen Burg zu Spital fällt in das Jahr 1542 und wurde unter Graf Ferdinand's Regierungsanfang vollendet" — Lübke datirt aber den Bau etwas früher.

An dem jenseits der Landstraße, dem Schlosse gegenüber, liegenden jetzigen Bezirksamt, einem kleinen Gebäude, welches sich durch ein Marmorportal auszeichnet, dessen Ornamente den Reliefs am Schlosse in gar nichts nachstehen und das, ähnlich wie das Portal dort, auch von zwei gekuppelten Fenstern in zwei Stockwerken über einander flankirt wird, befindet sich nämlich die Jahreszahl **MDXXXVII.** Da Lübke nun annimmt, dies zierliche Portal habe sich beim Schloßbau als überflüssig herausgestellt und hier eine nachträgliche Verwendung gefunden, so müßte das Schloß schon früher als 1537 vollendet gewesen sein. In den Hausarchiven scheint sich auch hierüber nichts Entscheidendes vorzufinden.

Jenem Ferdinand aber, dem zweiten Grafen von Ortenburg-Salamanca, und seinem unbekannten italienischen Bauführer muß jeder Kunstfreund noch heute für ihre schöne und originelle Schöpfung dankbar sein; dankbar auch dem Fürsten Anton Porcia, der das Schloß nach Brand und Verwüstung wiederherstellen ließ, und seinem jetzt regierenden Nachkommen, der Haus und Garten pietätvoll erhält und, obwohl er selbst mit seiner Familie dort wohnt, dem Fremden in liberalster Weise den Zutritt zu den Zimmern wie zum Park gestattet.

Wen also im Sommer sein Weg in die Nähe dieser herrlichen Landschaften führt, wer den Ausflug an den Millstättersee und ins Maltathal zu machen gedenkt, der vergesse nicht, sich vorher das schöne Schloß Porcia zu Spital anzusehen; er wird es nicht zu bereuen haben.

* „Album für Kärnten". Klagenfurt 1845.

Dante und Ugolino.

Eine Studie

von

Siegfried Kapper.

III.

Dante hat an Ugolino nicht so mild gehandelt wie die beiden Fratres. Er hat die ewige Ruhe ihm nicht vergönnt. Er hat zu unendlicher Folter ihn in die Hölle verwiesen. Dort im ewigen Eise der neunten Region, wo, abgetheilt nach Kategorien, die verschiedenen Verräther ihre Schandthaten büßen, hat er ihm seinen Platz angewiesen unter den Vaterlandsverräthern. Sein unmittelbarer Nachbar da ist Ruggiero Ubaldini, der Pisaner Erzbischof, der seinen Platz in der nächstanreihenden Zone hat, unter den Verräthern an der Freundschaft, jedoch so hart an oder vielmehr unmittelbar auf der Grenze zwischen den zwei Zonen, daß kein Zweifel ist, die höllische Verdammniß habe ihn beider Schandthaten halber, sowohl des Verrathes am Vaterlande wie des Verrathes am Freunde, getroffen.

Die Situation, in der die Beiden sich befinden, ist bezeichnend genug, um erkennen zu lassen, daß zwischen ihnen irgendwelche Beziehungen bestehen müssen. Ugolino, ihn unter sich niederbeugend, sitzt dem Prälaten im Nacken, dem Raubthier mit der Beute gleich, sein Gebiß mit ungestillter Fraßgier ihm dort hereinhackend, wo nach Dante's Schilderung an das Hirn sich das Genick schließt. Es ist klar, der Prälat ist dazu verurtheilt, seine Strafe durch Ugolino zu erleiden, und Ugolino dazu verdammt, sie an ihm zu vollziehen. Nicht klar aber ist, durch welche Verkettung von Verschulden die Beiden für alle Ewigkeiten so harte, so martervoll sie an einander fesselnde Strafe verdienen. Das wird nur angedeutet. Zuerst durch die Specialität des Ortes, der lediglich zur Aufnahme von „Verräthern" bestimmt ist, und dann durch einige wenige, gleichfalls nicht sonderlich vielsagende Worte. Ueber den Prälaten erfahren wir nur ganz im Allgemeinen: durch seine Treulosigkeit sei Ugolino in Gefangenschaft gerathen und habe dieser auch den Tod gefunden; über Ugolino: es sei die Rede, er habe verrätherischerweise irgend welche, Pisa gehörige Castelle preisgegeben. Alles Andere, den ausführlichen Hergang der Sache, setzt der Dichter, wie er uns dies gleichsam zu seiner Rechtfertigung durch den Mund Ugolino's zu wissen thut, als bekannt voraus. Für uns allerdings bedauerlich, da wir, um die Dichtung zu verstehen, genöthigt sind, über die Geschichte der beiden Höllensträflinge und ihre Beziehungen zu einander aus anderweitigen Quellen uns zu unterrichten; bei einem Gedichte aber, bei dem, seiner ganzen Anlage und Ausführung nach, es nicht sowohl darauf

abgesehen war, die Bewunderung einer späteren Nachwelt zu erregen, als auf die damalige unmittelbare Gegenwart zu wirken, mit Recht und ganz wohl begreiflich. Die Geschichte Ugolino's, zur Zeit, als Dante den 32. und 33. Gesang des „Inferno" schrieb, wiewohl schon vor und um so mehr nach ihrem Abschluß vielfach verdunkelt und entstellt, lebte noch in Aller Gedächtniß. Es lebten noch Zeitgenossen, noch Augenzeugen derselben.

Ich weiß nicht, wer du bist, noch wie gekommen
Du an den Ort; doch scheinst du Florentiner
Der Rede nach, die ich von dir vernommen.
Und dann wohl weißt du, wer Graf Ugolino
Gewesen und wer Erzbischof Ruggieri!

bemerkt Ugolino auf die Frage des Dichters, wer er sei. Und auf die Frage, was jener Andere ihm Uebles zugefügt, daß er auf so grauenhafte Weise an ihm Rache übe, begnügt er sich mit der kurzen Andeutung:

Daß, arglos ihm vertraund, dank seinen Ränken,
In Kerkerhaft ich sank und kam ums Leben, —
Nicht nöthig ist's wohl, deß erst zu gedenken!

Italienische Commentatoren (neuester Zeit) meinen zwar, wenn Dante in den Nachweis der Schuld Ugolino's nicht weiter eingegangen, so sei dies lediglich aus Rücksicht für diesen geschehen, da es nicht gut angehe, Jemandem, und sei es auch ein zu ewiger Höllenstrafe Verdammter, die Auseinandersetzung der eigenen Schlechtigkeit zuzumuthen. Sonderbare Kritik! Als ob, unbeschadet aller solcher Rücksicht und, geben wir zu, selbst psychologischer Correctheit, der Dichter dann nicht selbst die wünschenswerthen Aufschlüsse uns hätte geben können! Allein nach Allem, wie es vorliegt, scheint Dante, wenn er über die Geschichte Ugolino's so zu sagen mit Stillschweigen hinweggeht, jedenfalls seine anderweitigen Gründe gehabt zu haben. Sei es nun, daß er bei der vielfachen Verdunkelung und Entstellung derselben über das, was eigentlich wahr, selbst noch nicht ganz sicher war oder daß er, wie gleichfalls behauptet wird, noch lebenden befreundeten Personen gegenüber eine Zurückhaltung sich auferlegen zu sollen glaubte, die er, der zornerfüllte Richter zwar, aber auch der zartfühlende Freund, auch anderweitig nicht verleugnete. Offenbar aber, als er, am Arme Vergil's die höllische Eisregion durchschreitend, die beiden Unglücklichen gewahrte und erfahren, wer sie seien, war es ihm nicht sowohl um Ugolino und dessen Verschulden als vielmehr um den Prälaten zu thun, dessen Niedertracht gehörigen Orts ins gebührende Licht stellen zu wollen er gleich von vornherein geradezu als seine Absicht kundgiebt:

Der du bezeugst also verthierter Weise,
Wie bitter den, den du benagst, du hassest,
Sag an, was trieb dich an zu solcher Speise,
Daß, wenn mit Recht ihm wird dies dein Vergelten,
Und, wer ihr seid, ich weiß, und sein Verschulden
Dir zum Genügen ich den obern Welten
Es kund thun mag, versiegt mein Mund nicht früher!

Die Schlechtigkeit Ruggiero's und mit ihm ganz Pisa's zu brandmarken, des ihm so sehr verhaßten, darauf auch — an die letzten Lebenstage Ugolino's anknüpfend, — ist wesentlich die Erzählung angelegt, die Dante dem Gefragten in den Mund legt:

Und soll mein Wort der Same sein, Schmach zeugend
Als Frucht dem Treulosen, den ich hier nage,
Hör dann mein Wort, sieh meine Thräne fließen!

und die, nachdem sie zuerst ein erschütterndes Bild von dem allmäligen Hinsterben der vier mit ihm dem Hungertode überlieferten Seinen und dann von seiner eigenen Verzweiflung und schließlichen Sinnesumnachtung entworfen, mit dem bekannten 75. Verse schließt:

Poscia, più che il dolor, potò il digiuno!
Und dann — was nicht der Schmerz, vollbracht' Entbehrung!

Ein Vers, selbst dunkel und vom Dichter mit unverkennbarer Absichtlichkeit so dunkel gefaßt, um dessen Sinn und Deutung seit sechstehalb Jahrhunderten die Commentatoren wiederholt in erbitterte Fehde gerathen und um den, geführt mit allem Aufwand von Scharfsinn, der Interpretenkrieg bis zur Stunde noch nicht zum endgültigen Friedensschluß gediehen ist. Die Frage, zu der die Controverse in der Hitze des Kampfes nachgerade sich zugespitzt, ob nämlich Ugolino, dem thierischen Triebe endlich unterliegend, an dem Leichenfleische der Seinen sich wirklich vergriffen, kann ernstlich hierbei natürlich nicht in Betracht kommen, ganz abgesehen davon, daß die Wissenschaft, und namentlich der

heutige Stand der Physiologie und der experimentalen Pathologie, sie entschieden verneint. Ein Mensch, den der Mangel an Nahrung so weit gebracht, daß ihm bereits die Sinne geschwunden und das Delirium, der Vorläufer des nicht mehr fernen Endes, ihn erfaßt, hat auch kein Nahrungsbedürfniß mehr. Die Natur hat ihn bereits aufgegeben. Alle Fälle von Cannibalismus, die wir kennen, stammen aus früheren Stadien, so lange die Sinne, das Bewußtsein und mit ihnen die Selbstbestimmung noch in Wirksamkeit sind. Niemand außerdem war Zeuge der letzten Lebensstunden Ugolino's. Sein gräßliches Geschick vollzog sich in fürchterlicher Alleinheit. Marzucco, der Bestatter Ugolino's, der einzige, der allenfalls authentische Auskunft hätte geben können, hat Aufzeichnungen nicht hinterlassen. Die zeitgenössischen Aufzeichnungen erwähnen nichts dergleichen. Der Dichter hatte sonach hier vollkommen freie Hand. Eine historische Wahrheit in dem Falle gab es nicht, und er hatte daher, allenfalls an umgehende Gerüchte anknüpfend, lediglich von den Eingebungen der eigenen Phantasie und von der poetischen Wahrscheinlichkeit sich leiten zu lassen, und die Frage kann somit nur die sein: Wie hat er, wie hat Dante sich Ugolino gedacht? Hat er ihn als Cannibalen darstellen wollen, oder wollte er das nicht? Und darauf, meines Erachtens, giebt es nur ein entschiedenes Ja! Beweis dessen zuvörderst die oben beschriebene Situation, in der der Dichter die Beiden uns vorführt und in die ihrer ganzen Conception nach Dante nur den Sinn kann hineingelegt haben wollen, daß dasjenige symbolisch durch sie zum Ausdruck gelange, was in Worten auszusprechen er billig Anstand genommen. Denn wenn das die Strafe nur des Prälaten sein soll dafür, daß er Ugolino dem Hungertode überantwortet, in alle Ewigkeit ins Genick gebissen zu werden, wozu dann mit diesem gräßlichen Geschäfte, und zwar gleichfalls für alle Ewigkeit und zugleich mit der Pein unersättlicher Gier, Ugolino betrauen? Ein oder zwei Teufel hätten diesem Zwecke ebenso gut entsprochen. Es kann sonach keinem Zweifel unterliegen: Nicht umsonst ist Ugolino zum Executor dieser gräßlichen Strafe verdammt. Es hat das einen Sinn. Und der ist: die Strafe des Erzbischofs ist, Cannibalismus leiden, denn er hat den Unglücklichen dahin gebracht; die Strafe Ugolino's ist, Cannibalismus in alle Ewigkeit üben, denn er hat die moralische Kraft nicht gehabt, das Menschlich-Sittliche in sich vor dem Falle durch das Thierisch-Begehrliche zu bewahren. „Più che il dolor, potè il digiuno." Daß der Urheber eines Verbrechens durch dasselbe Verbrechen und den Verüber desselben büße, ist, sowie daß der Missethäter aus seiner Missethat keinen Gewinn, vielmehr nur endloses Leid habe, lediglich die Bethätigung jener höchsten Gerechtigkeit, die in dem Gesetze sich ausspricht: „Wer thut, muß leiden." Beweis ferner: des Dichters eigenes Wort, durch das er mit unverkennbarer Andeutung die eben gedachte Situation illustrirt:

Und wie ins Brot der Hungrige, gräbt ein
Dem Untern so der Obere die Zähne,
Wo das Genick schließt an des Hirnes Schrein.

Beweis auch: das bereits oben angeführte Wort Ugolino's eingangs seiner Erzählung:

Und soll mein Wort der Same sein, Schmach zeugend
Als Frucht dem Treulosen, den ich hier nage . . .

Beweis ferner: der bekannte Traum Ugolino's, der, was seiner harrt, vorherverkündend ihm enthüllt, und insbesondere die Schlußworte desselben: „Nach kurzem Lauf schien es mir, als verließen den Vater und die Söhne (d. i. den Wolf und seine Jungen, auf die der Erzbischof mit seinem Gefolge und der wilden Meute Jagd machte) die Kräfte und als sähe ich scharfe Fangzähne ihnen in die Flanken bohren." In Durchführung des gewählten Bildes sind hiermit zwar die Fangzähne der Rüden gemeint, das ist, wie das Bild, und wohl mit Recht, gedeutet wird, die sinnlose Wuth des entfesselten, von seinen Führern, dem Erzbischof, den Gualandi, den Sismondi u. s. w., auf Ugolino gehetzten Pisaner Populus. Allein die Pisaner haben wohl redlich zum Untergange Ugolino's beigetragen; sie mögen auch ihr Theil Schuld daran haben, daß Ugolino mit den Seinen dem Verhungern überlassen wurde, jedoch mit ihren „Zähnen" haben sie sich an ihnen nicht vergriffen. Sie haben sie weder erschlagen, noch hingerichtet, noch zerfleischt. Und

es kann sonach offenbar mit diesem Bilde nur ein bedeutsames Licht auf das, was nun folgen soll, namentlich aber auf den in Frage stehenden dunklen Vers, vorausgeworfen werden wollen. Die geistigen Urheber sind an die Stelle des Thäters, die moralisch Mitschuldigen an die Stelle des materiell Schuldigen gesetzt. Die Pisaner, „abgemagerten“, d. i. doch wohl „hungrigen“ Hunden gleich, haben den Erschöpften ihre Zähne in die Flanken gebohrt — im Traume; in der Wirklichkeit hat er es gethan, den wir ja dazu verdammt sehen, seine „Zähne“, als wäre es „Brot“, d. i. Nahrung, ewig „hungrig“ in Menschenfleisch zu bohren! Bedürfte es noch weiterer Beweise, so könnte wohl auch noch auf die allenthalben hervortretende Tendenz hingewiesen werden, uns gegen den Prälaten, seines Vergehens gegen Ugolino wegen, mit Abscheu zu erfüllen, was dadurch, daß wir den verrathenen Freund durch ihn bis zum Menschenfraß getrieben sehen —

Sag an, was trieb dich an zu solcher Speise?

fragt Dante den Unglücklichen —, nur höchlich gefördert werden kann. Ferner auf den ganzen, mit vieler Kunst angelegten, in höchst bezeichnender Weise stufenweise einem solchen Ausgang zustrebenden und auf denselben vorbereitenden Gang der Erzählung. Die Kinder, ihn abgehärmt vor Herzeleid und Hunger sehend, bieten selbst sich ihm zur Speise an. Sodann, gegen das Ende hin, sein Streben, sich als von Sinnen und daher unzurechnungsfähig darzustellen. Schließlich das bereits mehrfach angeführte Wort, womit er seine Erzählung schließt, das Gräßlichste unausgesprochen und uns — zu commentiren lassend: „Poscia — più che il dolor, potè il digiuno.“ Stärker als der Schmerz (um die Todten) erwies sich — nicht etwa la fame, der Hunger, der allerdings einen Menschen umzubringen vermag, welcher, wenn ihm Nahrung geworden wäre, denselben wohl hätte überdauern können, sondern, das Wort mit gutem Bedacht gewählt, „il digiuno“, die Entbehrung, der Mangel an Nahrung, der Nahrungs-, der Selbsterhaltungstrieb. Ein Unterschied, der von den Uebersetzern bisher nicht gehörig gewürdigt worden. Und ganz zuletzt noch, als wollte der Dichter bei allem Verschweigen doch möglichst deutlich sein, sofort nach beendeter Erzählung, und zwar unmittelbar anknüpfend an den eben citirten Vers, das Zurückgreifen auf die Symbolik der eingangs geschilderten Situation und das Verschmelzen derselben mit der des Traumes:

Hier brach er ab. Und rollenden Blicks gleich wieder
Dem Büßer ins Genick wühlt er die Zähne,
Die mächtigen, dem Gebiß gleich eines Hundes.

Man sollte glauben, daß, insbesondere hiernach, einen Zweifel es weiter nicht geben könne!

Die Commentatoren namentlich älterer Zeit sind zwar zum größten Theil entgegengesetzter Ansicht, und nur einer derselben, der von Pietro Fanfani erst neuerlichst veröffentlichte Anonymus, schließt rückhaltslos der in einem der allerdings vielfach variirenden Codices della Lana's, des bedeutendsten Interpreten Dante's aus dem vierzehnten Jahrhundert, ausgesprochenen Ansicht sich an: „Dicie il conte che poi . . . li manciò per fame.“ „Damit wollte der Graf sagen, daß er, getrieben von Hunger, sie hierauf gegessen habe.“ Jene stellen sich dabei theils auf den psychologischen, theils auf den ästhetischen, theils auf den historischen Standpunkt. Psychologisch sei es undenkbar, ästhetisch unstatthaft, historisch nicht gerechtfertigt. Fehlt es ja sogar nicht an Stimmen, die Dante geradezu der Geschichtsfälschung beschuldigen, ihn der Lüge, der Verleumdung zeihen. Sie vergessen, wie bereits bemerkt, allesammt, daß es sich um alles das gar nicht handelt, sondern lediglich um das, was Dante nachweislich gewollt hat, gleichviel, ob es dem Maßstabe nachgehends damit zusammengehaltener Theorien und historischer Zeugenaussagen entspricht. Er habe, so behaupten sie, offenbar aus unverläßlichen, parteiischen Quellen geschöpft, habe unlauteren Einflüsterungen Gehör gegeben, sei gegen Ugolino gleich von vornherein eingenommen gewesen.

Ich bekenne, daß alles dies und auch noch manches Andere mit zusammengewirkt zu haben scheint, um Dante über Ugolino den Stab brechen, ihn das Schicksal des Unglücklichen für alle Ewigkeit an das des zweifachen Verräthers Ruggiero Ubaldini ketten zu lassen.

Man muß, um das begreiflich zu finden, auf den Gang der Dinge wieder zurück-

greifen, wie er unmittelbar nach dem unglückseligen Ende Ugolino's sich gestaltete. Die Lage Pisa's, selbst nachdem der energische Montefeltro die Zügel der Regierung ergriffen, war keine erfreuliche. Genua drohte von der Seeseite, Nino Visconti, verstärkt durch die Hülfe, die Florenz und Lucca ihm gesandt, zog von der Landseite heran. Im Juli schon streiften seine Scharen unmittelbar unter den Mauern der Stadt, Alles rings umher verheerend und verwüstend. Im August wandte er sich nach Caprona, einem für uneinnehmbar gehaltenen festen Orte, fünf Miglien östlich von Pisa, den die Pisaner besetzt hielten und den, ehe er gegen Pisa weiter vorging, er vorerst in seiner Gewalt wissen wollte. Nach acht Tagen schon capitulirte die Besatzung unter der Bedingung freien Abzugs. Unter den 2000 Mann Fußvolk und 400 Reitern nun, mit denen Florenz diesem Unternehmen sich angeschlossen, befand sich auch Dante, damals fünfundzwanzigjährig, Welfe, ein glühender Hasser Pisa's schon deshalb und nun auch wegen der an Ugolino, dem Welfenfreunde, verübten Gräuelthat. Dies bezeugt nicht nur sein Zeitgenosse Benvenuto Rambaldi von Imola, welcher, in seinen historischen Notizen zur „Göttlichen Komödie" von der Belagerung und Eroberung Caprona's sprechend, ausdrücklich schreibt: „Auctor fuit personaliter in isto exercitu, der Verfasser war persönlich in jenem Heere zugegen," sondern Dante selbst, der im 21. Ges. der „Hölle", Vers 91 bis 93, sich Augenzeuge nennt, wie die pisanische Besatzung Caprona's, nachdem sie capitulirt, abgezogen sei. Hier vor Caprona lernte Dante den ihm nicht nur in der Gesinnung, sondern auch im Alter nahen, nachmals so innig befreundeten Führer der Pisaner Guelfen, Nino Visconti, kennen. Von ihm zuerst erfuhr er Näheres über die damals noch tagesneuen jüngsten Pisaner Ereignisse, insbesondere über die Beziehungen Ugolino's zu denselben. Nino Visconti aber, ohne alle Frage, war hierfür sicherlich nicht die unparteiischste Quelle. Er wird wohl nicht unterlassen haben, die Dinge so darzustellen, daß er im Recht, Ugolino im Unrecht erschien. Der Eindruck, wie ja in der Regel jeder erste Eindruck, blieb haften, um so mehr, als Nino Visconti, nachdem er (nur mit kurzer Unterbrechung) Pisa unausgesetzt bekämpft, bald darauf (1298) starb, also in einer Zeit, da in Dante selbst der große, ihn selbst durch und durch umgestaltende Umschwung, sein Uebergang zum Ghibellinismus, sich noch nicht vollzogen hatte. Wir wissen, daß Dante seinen Freund, den „edlen" Nino Visconti, unter die Halbseligen des Purgatorium versetzt!

Hierzu kam ferner, daß auch dem Erzbischof, um der öffentlichen Meinung und der über ihm stehenden hierarchischen Autorität gegenüber sich zu rechtfertigen, Alles daran gelegen sein mußte, sein Opfer in möglichst schwärzestem Lichte erscheinen zu lassen. Ugolino's ganzes Leben wurde auf Schlechtigkeiten neuerdings durchgesiebt, seine Herrschsucht, die verlorene Seeschlacht, die preisgegebenen Castelle, die Friedensverhandlungen mit Genua aufs Neue zu Verräthereien an Volk und Staat ausgemünzt, eine Masse von Scheußlichkeiten dabei aus seinem Privatleben in Umlauf gesetzt, als „unverbürgte Gerüchte" allerdings, doch ihren Zweck keineswegs verfehlend. Da soll er den braven Grafen Anselmo von Capraja, aus Furcht, es könnte dieser ihm ein Nebenbuhler werden, mit Gift heimlich aus der Welt geschafft, dann wieder irgend einen Neffen des Erzbischofs eigenhändig gemeuchelt haben. Die Leiche des jungen Ganno Scordigiani, den sein Enkel Brigata im Kampfe getödtet — nach Anderen war er von der Hand eines gewissen Beccio aus Caprona gefallen —, habe er befohlen, auf der Straße den Hunden zum Fraß liegen zu lassen. Erst auf die Bitten des Vaters des Getödteten, des alten Marzucco, habe er diesem gestattet, den Sohn zu beerdigen. „Deine Demuth hat meine Unmenschlichkeit besiegt!" soll er selbst von sich dabei gesagt haben. Dem Erzbischof zwar half das wenig. Papst Nicolaus IV. citirte ihn zur Verantwortung nach Rom, mit der Androhung, falls er sich nicht stellen würde, ihm öffentlich den Proceß machen zu lassen. Er stellte sich nicht, und der Cardinal Jacopo Colonna verurtheilte ihn Namens des Papstes zu lebenslänglicher Einsperrung. Der Papst aber starb vor Vollzug des Urtheils, und Ruggiero Ubaldini auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Pisa

(1295). Auch der Eindruck alles dessen aber auf den leicht erregbaren jungen Dichter ist dauernd geblieben.

Schließlich die Persönlichkeit Dante's selbst. Aufgewachsen im Hauptlager der Welfen Toscana's, in Florenz, hatte er den mächtigen Umschwung vom Welfen zum begeisterten Ghibellinen nicht mit einem Male in sich vollzogen. Eine ganze Reihe gewaltiger, die äußere Welt sowie den inneren Menschen tief erschütternder und umgestaltender Ereignisse lag zwischen dem Tage, da der junge Welf vor Caprona gegen das ghibellinische Pisa gekämpft, und dem haarsträubenden Fluche, den der aus Florenz verbannte Ghibelline, das geistige Haupt dieser Partei, demselben Pisa zugeschleudert, weil es seinen irdischen Abgott, Heinrich VII. von Luxemburg, von dem er die Erlösung Italiens aus welfischen Banden hoffte, nicht genugsam unterstützt. Als er den 33. Gesang seiner „Hölle" schrieb, war dieser Umschwung bereits vollzogen. Dante trug um seine Ueberzeugung das ganze Elend des Exils, des heimathlos und unstät zwischen Paris und Rom umherirrenden und für seinen großen Gedanken Freunde und Kriegsheere werbenden unermüdlichen Agitators. Er war nicht nur die Seele, die treibende Kraft, er war der Märtyrer des Ghibellinenthums, und es begreift sich wohl, daß er dem Conte Ugolino, dem gleich von vornherein seine Sympathien ohnehin nicht gehört, nun, da er in ihm auch noch den Schädiger der heiligen Sache sah, der er selbst sein Leben und all sein Lebensglück zum Opfer gebracht, seine Sympathien nur noch weniger entgegenbringen konnte.

Im Zusammenwirken alles dessen liegt auch die Antwort auf die Frage: „Ist Dante gegen Ugolino gerecht gewesen oder nicht?

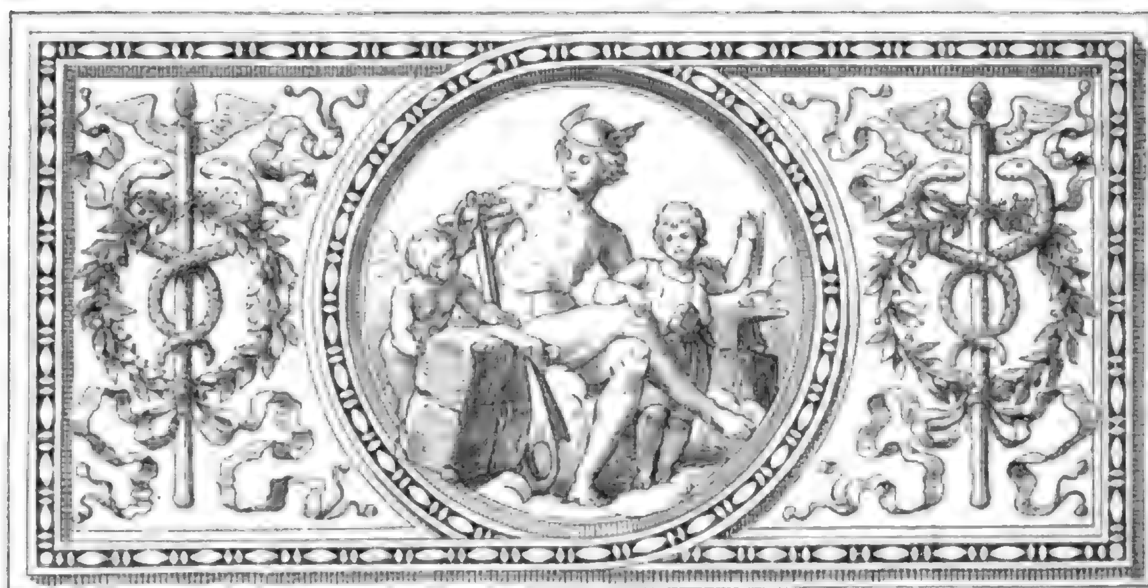
Es kommt auf den Standpunkt an, auf den man sich stellt. Vom historisch-politischen giebt es darauf nur ein unbedingtes **nein**! Was hat Ugolino gethan, um als Vaterlandsverräther die ewige Verdammniß zu verdienen? Er hat danach gestrebt, seine sardinischen Besitzungen vom Lehensbande zu befreien? Wäre es ein höllisches Verbrechen, sich einer schädigenden Oberherrschaft entziehen zu wollen, die Hölle müßte nicht nur von Tausenden noch weit kühnerer Vorkämpfer der Freiheit, sie müßte von ganzen Völkern, von der ganzen Menschheit bevölkert sein. Dante selbst hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Völker Italiens aus den Banden des schwarzen Particularismus zu erlösen. — Er hat das ghibellinische Pisa dem Lager der Welfen zuzuführen getrachtet? Das Streben, der Politik des Vaterlandes eine andere Richtung zu geben, zumal wenn es unter der bisher befolgten nur unausgesetzt schwer zu leiden hat, kann doch auch unmöglich ein höllisches Malefiz sein! Er hat Pisa durch Verrath die Schlacht bei Meloria verlieren gemacht? Keiner der zeitgenössischen Historiker thut dessen Erwähnung. Von einigen der älteren Commentatoren wird ihm zwar die Schuld am Verlust der Schlacht zugeschrieben, in der er übrigens in das Commando sich mit dem Venetianer Morosini getheilt, des Verrathes aber nur als der persönlichen Meinung verschiedener Pisaner Bürger erwähnt. Sein Gegner in dieser verhängnißvollen Schlacht, der Feldherr der Genuesen, Doria, giebt den Pisanern das Zeugniß: „sie haben in dieser Schlacht sich mit der gleichen Bravour geschlagen wie die Genuesen, wohl aber hat die pisanische Führung der genuesischen sich nicht gewachsen erwiesen." Es kann also Ugolino höchstens der Vorwurf der Untüchtigkeit treffen, nicht aber der des Verrathes. — Er hat an Florenz und Lucca gewisse Castelle abgetreten? Es ist das der Hauptvorwurf, der ihm gemacht wird. Wir haben bereits nachgewiesen, wie er dadurch um Pisa vielmehr ein größtes Verdienst sich erworben, indem er durch dies Opfer, zwischen zwei Uebeln das mindere wählend, die von Genua mit den welfischen Städten Toscana's gegen Pisa geschlossene Liga gesprengt, Pisa vor größeren Verlusten, wo nicht vom völligen Untergang bewahrt hat. — Er hat den Frieden mit Genua hintangehalten? Anfangs, erwiesenermaßen, lediglich in Pisa's eigenstem Interesse, um günstigere Friedensbedingungen zu erzielen. Man sieht aus den Anerbietungen, die später der Erzbischof den Genuesen machte, wohin diese eigentlich zielten. Später allerdings, um im Kampfe mit Nino Visconti sich bei der Macht zu erhalten. Und darin unstreitig ist er

schuldig. Allein diese Schuld ist eben nur eine Weiterentwickelung seiner tragischen Grundschuld, und diese Grundschuld, provocirt durch die Rivalität Nino Visconti's, ist eine durchaus menschliche. Ich weiß nicht, ob irgend jemand anders, auf solche Weise herausgefordert, die Kraft besessen hätte, der Herausforderung des undankbaren, mit Liebe und Wohlthaten überhäuften, schier noch knabenhaften Enkels so ohne Weiteres zu weichen. Und er hat diese Schuld, die ihn zum dramatischen Helden erhebt, auch gebüßt. Durch diese Buße ist er aber auch mit uns ausgesöhnt, und es geht nicht an, ihn um einer abgebüßten Schuld willen noch zur Hölle zu verdammen. Gehört er dahin, so gehörte dahin auch Nino Visconti und mußte füglich im Bunde der Dritte sein! Auch war Dante von der Schuld Ugolino's historisch gar nicht so überzeugt, um, wie er es gethan, so ohne Weiteres über ihn den Stab als über einen Verräther des Vaterlandes zu brechen. Das Einzige, was er als Rechtfertigung dafür ihm zur Last legt, ist eben das zur Zeit über Ugolino Landläufigste, aber auch schon damals von allen Einsichtsvollen als unbegründet Widerlegte — die Preisgebung der Castelle. Und von den verrätherischen Motiven dieses Einzigen ist er überdies so ganz und gar nicht durchdrungen, daß er nicht Anstand nimmt, seiner Unsicherheit in Betreff dieses Punktes selbst Ausdruck zu geben:

„Chè se il conte Ugolino aveva voce
D'aver tradita te delle castella ..."

„Sei's auch," ruft er Pisa in dem fürchterlichen Fluche zu, „Graf Ugolino habe, wie das Gerücht geht, um die Castelle dich verrätherischerweise gebracht, so mußtest du darum doch nicht auch seine unschuldigen Söhnlein mit ans Kreuz schlagen!" Er gesteht also selbst zu, das Ganze sei nur ein umlaufendes Gerücht, una „voce", ein „Gerede" gewesen, nicht aber ein constatirtes Factum! Es bedarf wohl weiter nichts, um darzuthun, daß Dante historisch-politisch gegen Ugolino Gherardesca nicht gerecht gewesen.

Und dennoch, hat der Politiker Dante dem unglücklichen Grafen Unrecht gethan, den Dichter Dante wird man von diesem Vorwurf frei sprechen müssen. Die poetische Gerechtigkeit ist eben eine andere als die codificirte der staatlichen, die conventionelle der bürgerlichen Gesellschaft. Man kann ein sehr großer Schurke sein und vor der letzteren unbemängelt dastehen, und man kann ein sehr verdienstvoller Staatsmann sein und vor jener nicht bestehen. Denn nicht so das äußerliche Factum, nicht so die Geschichte, nicht so die socialen und politischen Ziele sind es, was den Dichter angeht, als wie der Mensch an sich selbst. Er will, daß gerechtfertigte Zwecke auch durch sittliche Mittel erreicht werden, nicht durch Ränke, Schliche, wankelmüthige Halbheit. Und er will, daß solche Zwecke nur um ihrer selbst willen angestrebt und nicht selbstische Zwecke mit ihnen in Verquickung gebracht werden oder gar unter ihnen sich verbergen. Und da muß man denn wohl zugeben, daß vor solchem Richterstuhle die Lauterkeit Ugolino's die Feuerprobe zu bestehen nicht vermocht. Wie immer man, was er gethan, politisch rechtfertigt: ein dunkler Schatten liegt auf Allem, über den, um des angestrebten Zieles willen, wohl der Geschichtschreiber hinwegsehen kann, nicht aber der Dichter, und zumal nicht ein Dante, bei all seiner Leidenschaftlichkeit, bei aller seiner Voreingenommenheit, das Vorbild edelsten Feuereifers, lauterster Gesinnung und der aufopferndsten Selbstlosigkeit heute schon für mehr als ein halbes Jahrtausend und möglich für Jahrtausende, die noch kommen sollen. Ein Dramatiker konnte als Sühne mit dem Tode Ugolino Gherardesca's sich begnügen; allerdings nicht in der unglückseligen Weise, wie es Gerstenbergk gethan. Dante Allighieri, der Epiker, der politische Epiker seiner Zeit, konnte über ihn nur mit Stillschweigen hinweggehen und ihn der Vergessenheit überliefern, oder ihn verewigen, indem er ihn in seine „Hölle" versetzte, zugleich aber die Theilnahme aller Nachwelt ihm sicherte.



Eine Weltausstellung in Berlin.

Von

Karl Lüders.

Wer in späterer Zeit eine Geschichte der deutschen Industrie schreiben will, wird wahrscheinlich nicht umhin können, als eine Eigenthümlichkeit der siebziger und achtziger Jahre unseres Säculums hervorzuheben, daß die Deutschen sich damals in der Abhaltung von Ausstellungen gar nicht haben genug thun können. Wer vor sechs Jahren vorausgesagt hätte, daß im Sommer 1881 eine württembergische Landesausstellung in Stuttgart, eine Ausstellung moderner badischer und älterer kunstgewerblicher Arbeiten in Karlsruhe, eine internationale Jagdausstellung in Cleve, eine deutsche Patentausstellung in Frankfurt a. M., eine deutsche Baugewerkausstellung in Braunschweig, eine schlesische Provinzialausstellung in Breslau und eine sächsisch-thüringische in Halle a. S. stattfinden würden, hätte wenig Gläubige gefunden. Während hier sich die schaulustige Menge drängt, hat man in Berlin, Bromberg, Liegnitz und Düsseldorf kaum die Abrechnungen für die internationale Fischereiausstellung und die Gewerbeausstellungen der Provinz Posen, für Niederschlesien und die dem Rhein zunächst liegenden Provinzen beendigt. Viele Industrielle, welche heute in Halle ausstellen, nahmen 1879 an der Kunstgewerbeausstellung in Leipzig oder an den Localausstellungen sächsischer und thüringischer Städte Theil. Fabrikanten, welchen wir 1878 in Breslau und 1879 in Liegnitz begegneten, fehlen auch 1881 in Breslau nicht. Es giebt Firmen, die in diesem Sommer an vier verschiedenen Ausstellungen sich betheiligen, weil sie an ebenso vielen Orten Niederlagen oder Fabriken haben. Und wer will voraussagen, wie lange dieser Wetteifer noch dauern wird, wie bald der bayerischen Gewerbeausstellung, welche 1882 in Nürnberg stattfinden soll, andere in Königsberg, in Hannover, in Schleswig-Holstein folgen werden, obgleich auch dort die Industriellen erst vor

drei oder vier Jahren um Medaillen gerungen haben? Werden gar diejenigen Recht bekommen, welche sagen, daß alle diese Veranstaltungen nichts Anderes seien und sein dürften als Vorübungen für den großen Tag, an welchem sich in Berlin die Pforten einer Weltausstellung öffnen werden?

Man kann von der Nothwendigkeit und den glänzenden Erfolgen eines solchen Unternehmens vollkommen überzeugt sein, ohne darum diese Vorstudien, deren Kosten weit größere sind, als die Mehrzahl ihrer Besucher vermuthet, für nöthig zu halten. Keine andere Nation hat geglaubt, einer solchen Vorbereitung zu bedürfen, ehe sie bei sich eine Weltausstellung veranstaltet hat. Selbst Oesterreich hat davon absehen können, ohne daß die Leistungen seiner Industrie oder deren Arrangement und das der Wiener Weltausstellung als Ganzes darunter gelitten hätten. Es wird auch Niemand ernstlich behaupten wollen, daß z. B. die deutsche chemische oder Maschinenindustrie durch das Fegefeuer der Provinzialausstellungen gehen müßten, um mit Ehren an einer Weltausstellung theilnehmen zu können; und ebenso wenig bedurfte es nach und neben der Wiener und Münchener und der dritten Pariser Ausstellung noch einiger zwanzig kleinerer in Deutschland, damit unsere Architekten und Industriellen eine Weltausstellung arrangiren und decoriren lernen. Die Verhältnisse einer solchen sind so groß und eigenartig, daß, was für jene zweckmäßig, ausreichend, ja wirkungsvoll und glänzend ist, vielfach auf dieser ungenügend und kleinlich sein würde. Wenn wir genauer zusehen, so werden wir auch finden, daß nicht der Gedanke, die deutsche Industrie durch viele kleinere nationale Ausstellungen auf eine deutsche Weltausstellung vorzubereiten, die ersteren veranlaßt hat. Gegenüber dem 1876 in Philadelphia so übereilt ausgesprochenen, die ganze deutsche Industrie verurtheilenden „Billig und schlecht“ glaubten zahlreiche Gewerbtreibende vor Allem dem deutschen Publikum zeigen zu müssen, daß bei uns gut, solid und preiswürdig gearbeitet wird und daß die Anfertigung geringerer Waaren vor Allem ihren Grund in dem Verlangen der einheimischen wie der auswärtigen Abnehmer nach solchen und in ihrer begrenzten Kauffähigkeit hat. Noch weit mehr als diese Erwägungen hat die kunstgewerbliche Bewegung die Ausstellungen befördert. Nachdem Producenten und Käufer auf der Wiener Weltausstellung, welche aus Deutschland viel stärker besucht worden war als die früheren in Paris und London veranstalteten, die Leistungen der französischen, englischen und österreichischen Kunstindustrie und die Arbeiten des Orients in bisher unbekannter Menge und Schönheit kennen gelernt; nachdem die Münchener Ausstellung im Jahre 1876 gezeigt, daß Deutschland schon jetzt weit Besseres zu leisten im Stande sei, als es in Wien den Anschein gehabt, und viele Hunderttausende „unserer Väter Werke“ mit den Arbeiten der Gegenwart auf der Ausstellung und andererseits mit dem, was in den Schaufenstern der Läden und in der eigenen Wohnung sich täglich ihrem Auge darbot, verglichen — da faßte man fast plötzlich in ganz Deutschland und an allen Orten den Entschluß, die eigene Wohnung wie die öffentlichen Gebäude und Festlichkeiten durch einheimische Kunstfertigkeit in einem uns eigenthümlichen, aus der Renaissance hervorgehenden Stil einheitlicher, freundlicher, farbiger und reicher einzurichten und zu gestalten. Man ist überzeugt, daß dies nur nach und nach geschehen kann, da manchen Einzelnen wie Gemeinwesen die Mittel fehlen, um ihre Wünsche sogleich zu verwirklichen, Viele noch gleichgültig gegen den Schmuck des Daseins zur Seite stehen und Andere noch blind am Fremden hangen. Man erkennt zugleich, daß ein ähnlicher Zug heute durch alle civilisirten Völker geht und daß die Befriedigung des Bedürfnisses nach gut und schön gearbeiteten Gegenständen des Gebrauches sich nicht auf die Heimath zu beschränken braucht; daß vielmehr auch die deutsche Kunstindustrie den Weltmarkt aufsuchen muß, daß die Bedürfnisse und der Geschmack der Culturvölker in unzähligen Dingen mit einander übereinstimmen und man die Abweichungen berücksichtigen kann, ohne darum der nationalen Eigenart zu entsagen. Mit der Ausdehnung des Marktes wachsen der Wohlstand und die Kauffähigkeit des Inlandes, zugleich aber die Aussicht, daß bei Verminderung

der Herstellungskosten infolge des gesteigerten Absatzes und größerer Mannigfaltigkeit der Production auch der Kreis der inländischen Käufer sich erweitern wird. Wir dürfen uns freuen, daß diese Ein- und Ansichten, diese Wünsche und Bedürfnisse, diese Empfindungen und Berechnungen, das ernste Streben und der Eifer unserer Kunstgewerbtreibenden, welche um des idealen Zweckes willen auch Versuche und Opfer nicht scheuen, uns in den letzten fünf Jahren ein gutes Stück vorwärts gebracht haben. Wer aber nicht auf die zurückgelegte Strecke und den Ausgangspunkt, sondern auf das Ziel seine Blicke richtet, der wird bald inne werden, wie lang der Weg ist, den wir noch zurücklegen müssen, um dahin zu gelangen, wo andere Nationen nach vieljährigen Anstrengungen, unterstützt durch die Gunst der Umstände und die Einsicht ihrer Regierungen, schon angekommen sind. Ueber der Freude an dem Erreichten dürfen wir nicht vergessen, daß „eine Schwalbe keinen Sommer macht". Gar Vieles, was uns als ein großer Fortschritt und eine außerordentliche Leistung erscheint, erhebt sich nicht über das Niveau einer weitverbreiteten mittleren Fabrication in anderen Ländern mit einer älteren Kunstindustrie, einer wohlhabenderen Bevölkerung und einer gesicherten Stellung auf dem Weltmarkte. Man muß anerkennen, daß wir die gemachten Fortschritte zu einem nicht geringen Theil den zahlreichen kleineren Ausstellungen, deren oben gedacht ist, verdanken. Denn die Kunstindustrie ist es, welche neben den zugleich ausgestellten Werken der Malerei und Skulptur die Menge der Besucher anzieht. Ohne sie würde eine Provinzial- oder Localausstellung von längerer Dauer so gut wie eine Weltausstellung heute unmöglich sein.

Es sind daher sogar einzelne der deutschen Ausstellungen nur auf kunstgewerbliche Arbeiten der Gegenwart und früherer Jahrhunderte oder nur der letzteren beschränkt gewesen. Auch Ausstellungen, welche anscheinend der Kunstindustrie fernliegende Gebiete der menschlichen Thätigkeit umfaßten, haben nicht umhin gekonnt, ihrem Programm eine solche Dehnbarkeit zu geben, daß sie jene bei sich aufnehmen durften. Die in edle Metalle gefaßten Nautilusmuscheln und die Schmuckgegenstände, zu denen Bernstein, Korallen und Perlen mehr oder weniger benutzt waren, interessirten die Mehrzahl der die internationale Fischereiausstellung in Berlin Besuchenden weit mehr als alle Fischereigeräthe. Die eben stattfindende deutsche Patentausstellung in Frankfurt a. M. hat das Kunstgewerbe im weitesten Umfang zu Hülfe rufen müssen.

Große Gebiete der allgemeinen Ausstellungen werden nur von wenigen Fachleuten besucht; andere erzielen, was man einen succès d'estime nennen könnte. In der Maschinenabtheilung sind es die vor den Augen des Publikums bewerkstelligte Fabrication von Hüten, Chokoladebonbons und dergleichen, die arbeitenden lithographischen Pressen und ähnliche im Gange befindliche Maschinen, welche die Menge auf ihrem raschen Gange durch den größten Theil der Ausstellungen ein Weilchen aufhalten. Die modernen und die alten kunstgewerblichen Arbeiten sind der eigentliche Anziehungspunkt, ohne sie würde die Ausstellung ebenso viel Wochen und für manche Zweige nur ebenso viel Tage zu dauern brauchen wie jetzt Monate. An ihnen bildet sich der Geschmack des Publikums wie der Verfertiger und der Zeichner, und es ist uns nicht zweifelhaft, daß eine spätere Betrachtung der Entwickelung des deutschen Gewerbfleißes in dem Vorwiegen der Kunstindustrie auf den zahlreichen Ausstellungen dieser Jahre das Wesen und die eigentliche dauernde Bedeutung derselben sehen wird.

Wenn wir nun auch gern einräumen wollen, daß ihr Nutzen nicht ausschließlich auf dem Gebiet der Hebung des Kunstgewerbes liegt und daß manche derselben nothwendig gewesen sind, um das Selbstvertrauen der nationalen Production auf allen Gebieten zu kräftigen, das erschütterte Zutrauen der Käufer zu befestigen und auf den Deutschland zum Vergnügen oder in Geschäften besuchenden Fremden einen günstigen Eindruck zu machen, so wird uns doch Jeder zugeben, daß die Sache unmöglich in der bisherigen Weise fortgesetzt werden kann und daß man nicht, nachdem am Schlusse des nächsten Sommers das ganze deutsche Reich, vielleicht mit Ausnahme der Provinzen Pommern, Hessen-Nassau und der

Großherzogthümer Mecklenburg, im Laufe der letzten sieben Jahre seine Provinzial- und Landesausstellungen gehabt haben wird, einen neuen Turnus beginnen darf, in welchem nur die Ausstellungsorte gewechselt werden. Und doch ist dies zu befürchten. Die kleineren Ausstellungen sind schon zu einer Speculation geworden: sie sollen nichts kosten, sondern etwas einbringen, wenigstens der Stadt, in welcher sie stattfinden; sie schließen nicht mit einem Deficit ab, sie liefern sogar Ueberschüsse. An vielen Orten fragt man sich daher: Warum sollen wir den neuen Pactolus nicht einmal auch in unsere Mauern leiten? Wenn wir nicht eine Landesausstellung haben können, so ließe sich doch eine des Bezirks veranstalten. Unsere Hotelbesitzer, unsere Bäcker und Schlächter, unsere Detaillisten und manche Handwerker werden gewinnen; was sie verdienen, wird anderen Gewerbtreibenden, welche vielleicht um der Ausstellung willen außerordentliche und sich nicht bezahlende Aufwendungen machen müssen, später zufließen; übrigens ist eine Medaille auch etwas werth, und endlich wird ja Niemand zur Theilnahme gezwungen. — So finden sich leicht die nöthigen Garantiezeichner, welche übrigens erwarten, nicht in Anspruch genommen zu werden; die staatliche Erlaubniß zur Veranstaltung einer Lotterie wird vor Allem erworben und als great attraction für eine elektrische Eisenbahn, ein Panorama oder eine Eisbahn mitten im Sommer und daneben für geschmackvolle Gartenanlagen, für eine „altdeutsche“ Trinkstube mit Kellnern und Schankmädchen in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, für Concerte und gutes Bier gesorgt. Kurz, die Ausstellungen werden mehr und mehr ein Mittelding zwischen Waarenmessen und Kirmessen. Unschädlich ist dies keineswegs. Man frage doch einmal vertraulich nach in den mittleren und kleineren Städten, ob die Verhältnisse in den kleinbürgerlichen Kreisen sich durch die Ausstellung gebessert oder verschlechtert haben, ob nicht manche Schulden gemacht sind, nicht bloß, um selbst auszustellen, sondern um in der Ausstellung, so oft das Wetter schön war, „gewerbliche Studien“ zu machen, während die Kunden vergeblich auf die bestellte tägliche Arbeit warteten, und ob Andere den leicht und unerwartet gehabten Verdienst nicht ebenso rasch verthan haben. Die Ueberschüsse der Comités rühren großentheils von den Platzmiethen her, welche der Industrie zur Last fallen, und vor Allem von den Lotterien. Die Jedem winkende, nur Wenigen sich erfüllende Aussicht, daß man die Gewinne bei ihm kaufen werde, verleitet gerade viele Kunstgewerbtreibende, überreiche und kostbare Arbeiten anzufertigen, für welche sie andere Abnehmer zu finden nicht hoffen können. Wir bezweifeln nicht, daß, wenn die Regierungen sich entschließen wollten, bis auf Weiteres keine Lotterien zu gestatten, die baldige Wiederholung der kleineren Ausstellungen im höchsten Grade erschwert werden würde. Und die Industrie würde dies jetzt mit Freuden begrüßen. Selbst die Kunstgewerbtreibenden sehen die unverkauften, zinsenfressenden Ausstellungsstücke sich anhäufen; die übrigen Fabrikanten haben aber gar keinen Grund mehr, große Kosten und Mühe aufzuwenden, um als Folie für die Leistungen jener zu dienen. Wir wollen gern annehmen, daß alle diejenigen, welche bisher Provinzial-Gewerbeausstellungen veranlaßt haben, der Ueberzeugung gewesen sind, damit zugleich der Industrie einen Dienst zu erweisen, die Productionskraft des Landes zu heben und den Absatz unserer Fabricate zu befördern; es würde uns aber schwer fallen, zu glauben, daß Jemand noch im Jahre 1883 und in den nächstfolgenden Jahren dergleichen aus anderen Gründen veranstalten könnte, als um auf Kosten des Ganzen seinem Wohnorte eine außerordentliche Einnahmequelle zu eröffnen. Wie wenig Werth es für die Bildung der meisten Menschen hat, zur flüchtigsten Betrachtung einer ungeheuren Menge der heterogensten Dinge veranlaßt zu werden, brauchen wir nicht erst nachzuweisen. Leider erscheint hier Oberflächlichkeit Manchen schon so sehr als das Normale, daß wir neulich einen Redner unter dem Beifall der Anwesenden behaupten hörten, es müsse der Staat dafür sorgen, daß mit allen Gewerbeausstellungen auch eine solche älterer kunstindustrieller Arbeiten verbunden werde, weil der Kunstgewerbtreibende keine Zeit habe, Museen zu besuchen!

Dem bisherigen Treiben kann nun nach der Ansicht Vieler nicht besser ein Ende gemacht werden als durch die Veranstaltung einer großen Ausstellung in Berlin. In einer solchen erblicken die Einen die Krönung des Gebäudes, den Schlußact, welchen alle früheren Ausstellungen nur vorbereitet haben, die Anderen wollen sie über sich ergehen lassen, in der Hoffnung, dann endlich selbst auf längere Zeit Ruhe zu haben oder diese für die Industrie, deren unablässige Beunruhigung sie besorgt macht, eintreten zu sehen.

Die Letzteren halten eine allgemeine deutsche Ausstellung für das kleinere Uebel; Viele, denen sie an sich als wünschenswerth erscheint, sind Gegner einer Weltausstellung. Die große Menge derjenigen, welche hoffen, daß die Reichsregierung und der Reichstag, deren kräftige Mitwirkung und finanzielle Unterstützung auch für jenes Project sich als unentbehrlich herausstellen würden, beide verhindern werden, schweigt wie immer, wenn es sich nur darum handelt, eine Maßregel zu verhindern. Darüber, daß die deutsche Industrie unter allen Umständen Ruhe haben will, wird Niemand in Zweifel sein, welcher die geringen Erfolge der in Berlin für eine große Ausstellung bemühten Personen kennt. Die in dem Jahre 1879 gemachten Versuche, den bleibenden Ausschuß des deutschen Handelstages für das Project einer Weltausstellung in Berlin zu gewinnen, sind ohne Erfolg geblieben. Es beschäftigte sich dann der „Verein Berliner Kaufleute und Industrieller“ mit der Frage.

Man beschloß im Januar dieses Jahres, die Reichsregierung zu bitten, daß sie eine Vereinbarung der wichtigsten Culturstaaten über die Abhaltung von Weltausstellungen herbeiführen möge, und beauftragte eine aus verschiedenen Interessenkreisen gebildete Commission mit der Vorberathung für die Veranstaltung einer deutschen Gewerbeausstellung. In dieser Commission, für welche übrigens der Verein Berliner Grundbesitzer als solcher ein Viertel der Mitglieder gestellt hatte, nahm die Minorität wieder den Gedanken einer Weltausstellung auf, während zwei Drittheile an dem Project einer deutschen Ausstellung festhielten. Diese Differenz sollte auf einer zweiten Versammlung des Vereins im Juni dieses Jahres, zu welcher auch zahlreiche Einladungen an Nichtmitglieder ergangen waren, entschieden werden. An derselben nahmen etwa zweihundertundfünfzig Personen Theil; manche Vereine und Private hatten der Aufforderung, sich zu betheiligen, überhaupt nicht entsprochen. Der Commerzienrath Kühnemann, welcher der Berliner Gewerbeausstellung von 1879 präsidirt hatte, sprach sich sehr lebhaft gegen eine Weltausstellung und für eine allgemeine 1885 oder noch später zu veranstaltende deutsche Ausstellung aus, während die Gegenpartei empfahl, das „Anrecht Deutschlands auf eine Weltausstellung“ energisch geltend zu machen. Obgleich Herr Kühnemann dieser Auffassung schließlich weitgehende Concessionen machte, so triumphirten doch die Freunde der Weltausstellung sans phrase mit dreiundachtzig gegen achtundsiebzig Stimmen. Bei den beiden sehr tumultuarisch vorgenommenen Abstimmungen wurden nur die für den gerade zur Abstimmung gestellten Antrag erhobenen Hände gezählt; eine Zählung der Anwesenden hatte überhaupt nicht stattgefunden. Sie würde ergeben haben, daß für das eine wie für das andere Project eine Majorität überhaupt nicht vorhanden war.

Von weit größerer Wichtigkeit als eine solche Abstimmung, welche nur dann Werth haben würde, wenn die Namen und Lebensstellungen aller Stimmenden bekannt wären, scheinen uns die Thatsachen zu sein, welche der Commerzienrath Kühnemann auf Grund der von dem Ausschuß des deutschen Handelstages eingezogenen und der Commission des oben genannten Vereins zur Verfügung gestellten Aeußerungen der deutschen Handelskammern constatiren konnte: es haben kaum ein halbes Dutzend, darunter, wenn wir uns recht erinnern, nur drei bedeutendere, und zwar Breslau, Leipzig und Bremen, für eine internationale Ausstellung, die übrigen aber so wenig befriedigt von der Aussicht auf irgend eine große Ausstellung sich ausgesprochen, daß man zugeben müsse, die deutsche Industrie wolle einstweilen überhaupt von Ausstellungen nichts mehr hören. Gleichwohl soll dies Ruhebedürfniß nicht beachtet werden; auf ihren Protest gegen weitere Störungen

und das Ansinnen, neue Opfer zu bringen, antwortet man mit der Versicherung, daß eine große Ausstellung den kleinen folgen müsse und der großen die größere. Wir und Viele mit uns haben den Eindruck, daß es sich hierbei wesentlich um die Förderung von Berliner Sonderinteressen handeln würde. Um in Berlin die Bauthätigkeit zu beleben und vorübergehend den Werth der Häuser zu erhöhen und um einen Sommer lang mehr Fremde nach Berlin zu führen, als die Hotels und die leerstehenden, übrigens auch des Mobiliars entbehrenden fünfundzwanzigtausend Wohnungen, auf welche man für ihre Unterbringung hingewiesen hat, aufnehmen können, oder um nicht hinter anderen Nationen im Geldausgeben zurückzustehen, darf man nicht der deutschen Industrie unermeßliche Opfer ansinnen. Was sind selbst die dreißig Millionen Mark, welche eine gut besuchte Weltausstellung in Berlin dem Staate und der Stadt kosten wird, im Vergleich mit den zweihundert Millionen, auf welche man ohne Uebertreibung die der deutschen Industrie aus einer Weltausstellung in Berlin erwachsenden Ausgaben und Einbußen veranschlagen kann? Fabriken müssen ihre regelmäßige, gewinnbringende Thätigkeit unterbrechen und ihnen zugehende Bestellungen abweisen, um für die Ausstellung zu arbeiten. Ueberall müssen außerordentliche, die ruhige und sichere Entwickelung eines Industriezweiges störende Anstrengungen und kostspielige Versuche gemacht werden. Der einzelne Aussteller, welcher heute auf einer Weltausstellung von der großen Menge und den Juroren beachtet sein will, muß sich durch Kraftstücke, durch massenhafte Anhäufung seiner Waaren oder durch ein verschwenderisches Arrangement bemerkbar machen. Eine kleine und unscheinbare, den Sachkundigen aber völlig befriedigende Ausstellung verschwindet im allgemeinen Gedränge. Eine Menge von Maschinen wird für die großen Ausstellungen mit einem Luxus ausgeführt, welcher von keinem Käufer verlangt oder bezahlt wird. Kolossale Werthe werden durch eine mehrmonatliche Ausstellung gänzlich verdorben und unbrauchbar. Der mercantile Nutzen einer Weltausstellung und die von ihr ausgehenden Anregungen für den Gewerbfleiß werden heute stark überschätzt. Die ersten Weltausstellungen in London und Paris sind gewiß trotz ihrer Unvollständigkeit von bedeutendem Einfluß auf die Industrie, insbesondere auf das Kunstgewerbe durch die neugewonnene Kenntniß der orientalischen Decorationsweisen gewesen. Die späteren haben diese Wirkung nach der Natur der Sache immer weniger gehabt; soweit eine solche für Deutschland möglich war, hat sie die von so Vielen besuchte Wiener Weltausstellung schon ausgeübt. Wer behauptet denn in England, daß dort eine Weltausstellung wieder ein Bedürfniß sei, obgleich schon zwanzig Jahre seit der letzten Londoner verstrichen sind? Wer weiß denn in Frankreich von den Segnungen der Pariser Ausstellung von 1878 zu erzählen, abgesehen von dem Pariser Detaillisten, dessen Verdienst zum großen Theil dem Kaufmann in der Provinz entging? Niemand wird später von ihr als von einem Markstein auf dem Wege, den die französische Industrie zurücklegt, reden.

In dem gewaltigen, gleichmäßigen Fortschreiten aller Industriezweige bilden die Weltausstellungen kein wesentliches Moment. Veränderungen in der Beschaffenheit oder im Preise der Rohmaterialien, das Steigen der Arbeitslöhne, die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit sind hierfür von unendlich größerer und zwingenderer Bedeutung. Keine einzige wichtige Erfindung hat von den Ausstellungen aus ihren Weg ins Leben gefunden, denn wer eine Erfindung gemacht hat, wartet nicht die nächste Weltausstellung ab, um sie zu verwerthen. Dagegen bringen die Ausstellungen für viele Maschinen kleine Verbesserungen, deren Vortheile aber außer Verhältniß stehen zu den Ausgaben, welche einem Fabrikanten der Ersatz älterer, jedoch noch brauchbarer Apparate durch solche von neuerer Construction verursachen würde. Die Versendung von Proben, Annoncen und Beschreibungen mit Abbildungen, Reisende und stehende Agenten sind es, welche den Absatz irgend einer Maschine, eines Werkzeuges, eines Fabricates oder die Kenntniß von einem Verfahren heute rascher, billiger und besser als eine Weltausstellung vermitteln. Ueberdies erspart der Versuch mit dem letzteren unsicheren und kostspieligen Publicationsmittel keinem

Fabrikanten die Anwendung jener Maßregeln. Die Zahl der eine große Ausstellung besuchenden Techniker eines Faches ist sehr gering im Vergleich zu der Menge, an welche jene sich wenden, und der Einzelne wird, wenige Fälle ausgenommen, größere Maschinen und Anlagen nicht auf den in der Ausstellung erhaltenen Eindruck hin bestellen, sondern zunächst versuchen, ebenso, wie wenn er nur davon gelesen hätte, sie genauer kennen zu lernen und von ihrer Brauchbarkeit sich zu überzeugen.

Je mehr aber die Bedeutung der Weltausstellungen für das Fortschreiten der Industrie abnimmt, um so kostspieliger werden sie für den Einzelnen wie für die sich betheiligenden Staaten, und vor Allem für das Land, in welchem sie abgehalten werden. Auch die Staaten gehen gerade so wie der Einzelne bei diesen Gelegenheiten weit über ihre Mittel. Für jede Weltausstellung sind die Generalkosten gestiegen, jede war umfangreicher und prächtiger, wenn auch nicht befriedigender als ihre Vorgängerinnen. Auf jeder stellten die Gaffer und „die öffentliche Meinung" größere Anforderungen an den Aufwand des Einzelnen wie des Staates. Ehrgeizige Anfänger, die noch nicht selbst erfahren haben, wie viel die Ausstellungen Allen kosten und wie Wenigen sie geringen Gewinn bringen, reiche Unternehmer, welche um jeden Preis die goldene Medaille oder einen Orden erlangen wollen, und die Directoren von Actiengesellschaften, welche für das Geld der Actionäre ausstellen, wetteifern mit einander im Luxus des Arrangements und verleiten die schaulustige Menge, immer größere Ansprüche zu erheben. Je weniger die Natur für Berlin und dessen Umgebung gethan hat, je mehr der Kunst in ihm selbst zu thun noch übrig geblieben ist, desto mehr Geldopfer wird gerade hier das Arrangement einer Weltausstellung fordern. Was man heute zum Theil in gutem Glauben von der Möglichkeit und der Nothwendigkeit, sich eventuell der Einfachheit und Sparsamkeit zu befleißigen, redet, müßte vergessen werden, sobald es zur Ausführung kommt. Wer jetzt die äußerste Mäßigung in Allem empfiehlt, würde nicht müde werden, zuerst die unzulänglichen und mesquinen Einrichtungen zu tadeln, welche der Befolgung seines Rathes ihr Dasein verdankten. Eine durch das Beispiel anderer Nationen nicht gerechtfertigte Sparsamkeit müßte auf dem Punkte, wohin die Sachen einmal gediehen sind, das zu erwartende Deficit bedeutend steigern.

Die Ausstellungen sind so sehr zu bloßen Sehenswürdigkeiten geworden und können so wenig Tag für Tag zahlloser Besucher entbehren, daß sie nur in den größten Städten stattfinden können, die durch ihre Handelsbeziehungen, ihre Kunstschätze, ihre schöne Lage und manche andere Reize den Strom der Fremden nicht bloß anziehen, sondern auch festhalten. Alle diese Bedingungen treffen im höchsten Maße in Paris zusammen, und hier wird sicherlich auch der größere Theil der künftigen Weltausstellungen stattfinden. Man braucht uns nicht erst zu belehren, daß Berlin viel besser ist als sein Ruf, daß seine öffentlichen Sammlungen sowie die älteren königlichen Schlösser in der Stadt und ihrer Umgebung zu den gründlichsten und anziehendsten Studien Gelegenheit bieten, daß Pferdebahnen und Droschken erster Classe genügen, daß das Straßenpflaster ungemein verbessert ist, daß die Zahl der öffentlichen und privaten Gebäude, welche der Stadt zur Zierde gereichen, stetig wächst und daß der Thiergarten sowie die Umgebung von Potsdam von hervorragender Schönheit sind. Trotz alledem wird Niemand Berlin als den für eine Weltausstellung passenden Ort ansehen, wenn er unbefangen in Erwägung zieht, wie unendlich viel mehr Anziehungskraft Paris und selbst Wien auf die Besucher einer Weltausstellung ausübt, von denen nur noch ein geringer Theil mit der Absicht kommt, zu lernen; die große Mehrzahl will sich amüsiren und bleibt keinen Tag länger, als ihr dies möglich ist. Es ist besser, sich über diesen Punkt zur rechten Zeit selbst die volle Wahrheit zu sagen, als sie sich nachher von Anderen nicht bloß sagen zu lassen, sondern sie obendrein mit vielen Millionen und mit einem Verlust an unserem Prestige zu bezahlen. Daß Berlin sehr viel weniger Abwechselung bietet als Paris und Wien, wenn man Londons exceptionelle Verhältnisse unberücksichtigt lassen will, wird selbst von denen nicht bezweifelt

werden, welche die von Lord Beaconsfield angeblich auf dem Berliner Congreß gethane Aeußerung: er habe zu seinem Erstaunen in Berlin ein zweites Venedig gefunden, für bare Münze annahmen, weil sie die Lagunenkönigin nie gesehen haben. Für eine in Berlin stattfindende Weltausstellung wird man auf starken Besuch aus Deutschland, auf schwächeren aus Oesterreich, aus Frankreich auf so gut wie gar keinen und aus dem übrigen Europa hauptsächlich auf das Eintreffen solcher Personen, welche mit Deutschland in Geschäftsverbindung stehen oder treten wollen, rechnen dürfen. Die Londoner Ausstellung von 1851 wurde im Durchschnitt täglich von 42000 Menschen, die Pariser 1855 von 55000, die zweite in London von 36000, die zweite Pariser von 48000, die Wiener 1873 von 39000, Philadelphia 1876 von 62000 und Paris 1878 von 87800 Personen besucht. Die starke Frequenz der Ausstellung in Philadelphia wird ihren Grund darin haben, daß sie die erste in dem ungeheuren Reich der Vereinigten Staaten war, sowie in dem Charakter und den Reisegewohnheiten des Volkes. Der starke Besuch der dritten Pariser Ausstellung erklärt sich nicht allein aus der Stellung, welche Paris in den Augen aller Franzosen einnimmt, und in der Anziehungskraft, welche es auf Fremde ausübt, sondern zugleich daraus, daß die Stadt selbst circa zwei Millionen Einwohner, doppelt so viel als Berlin, zählt und daß man die Arbeiter aus der Provinz zu vielen Tausenden nach Paris reisen ließ, um sich die Ausstellung anzusehen. Die Berliner Gewerbeausstellung, welche sehr gut besucht schien und die außerhalb Berlins viel Interesse erregte, wies im Durchschnitt eine tägliche Frequenz von 9000 Menschen auf. Da der durch sie veranlaßte Fremdenverkehr schon genügte, um alle Hotels mehr als zu füllen, so würden, um gelegentlich einer Weltausstellung nur die bei einer fünfmal so großen Frequenz vorauszusetzende Fremdenzahl unterzubringen, auf die Erbauung neuer Hotels und auf die Einrichtung zahlloser Privatwohnungen Millionen verwendet werden, deren weitere Verzinsung nach dem Schluß der Ausstellung einige Schwierigkeit haben dürfte. Vor dem Ausbruch einer Hungersnoth würde uns wohl die dann eröffnete Stadteisenbahn behüten; heute müßte sie ohne Frage eintreten, da in der That jetzt eine Hochzeit am kaiserlichen Hofe genügt, um eine empfindliche Steigerung der Preise der besseren Victualien auf den Märkten herbeizuführen. Die Steigerung der Löhne für Arbeiten und Dienstleistungen der verschiedensten Art würde eine ganz enorme sein und nach den z. B. in Wien und sogar in Paris gemachten Erfahrungen sich nur zum Theil verlieren, infolge dessen aber das Leben für Jedermann und die Production in Berlin dauernd theurer werden. Die zur allmäligen Tilgung der Ausstellungsschulden der Stadt nöthige Steigerung der Gemeindeabgaben würde noch auf längere Zeit vierteljährlich auch die nicht dem Gewerbestande angehörigen Steuerzahler daran erinnern, daß Niemand ungestraft unter Palmen wandelt. Es ist natürlich schwer vorauszusagen, wie hoch sich der tägliche Besuch in einer Weltausstellung zu Berlin belaufen wird; man wird ihn aber bedeutend geringer als den der Wiener Ausstellung annehmen und sich auf eine bedeutende Steigerung der Generalkosten gefaßt machen müssen. Sollten nun, um zu sparen, die Gebäude und das Ganze hinter dem zurückbleiben, woran die schaulustige Menge durch die früheren Weltausstellungen gewöhnt ist, so würde wenigstens aus dem Auslande die Zahl der Besucher sich sehr verringern. Außer den Besuchern müssen aber auch Aussteller da sein, wenn das Unternehmen die davon erwartete Belehrung und Anfeuerung für unsere Gewerbtreibenden und die uns in Aussicht gestellte Vermehrung des Absatzes ihrer Fabricate herbeiführen und die aufgewandten, ungeheuren Capitalien theilweise ersetzen, aber nicht bloß bewirken soll, daß der eine seinen Absatz auf Kosten des anderen einheimischen Concurrenten erweitert und auch hier das Sprüchwort: Des Einen Tod ist des Anderen Brot, sich bewahrheitet. Wir befürchten nun ferner, daß das Ausland nicht besonders bereit sein wird, sich zu betheiligen. Auch anderswo ist man ausstellungsmüde, wie schon daraus hervorgeht, daß man in Rom und in New-York das Project, in diesen Städten in den nächsten Jahren eine

Weltausstellung zu veranstalten, hat fallen lassen müssen. Auch im günstigsten Falle wird die Betheiligung des Auslandes, Oesterreich vielleicht ausgenommen, nicht den Erwartungen entsprechen, welche die Meisten davon hegen. Man muß nur nicht glauben, daß die anderen Nationen oder auch nur eine einzige so massenhaft und vollständig ausstellen wird wie Deutschland in Wien vor acht Jahren. Die Aussichten, daß das Ausland sich bei einer deutschen Weltausstellung stark betheiligen werde, sind mittlerweile durch die Erhöhung unserer Zölle natürlicherweise nicht gestiegen. Nach der Ansicht competenter Beurtheiler des In- und Auslandes, welche die ihnen gebotenen Gelegenheiten zum Vergleichen sorgfältig benutzt haben, bedürften unsere mechanische und unsere chemische Industrie wie unsere Landwirthschaft entweder überhaupt nicht der Belehrung durch andere Völker oder können sie wenigstens durch eine Weltausstellung nicht erlangen. Abgesehen von den verschiedenen Zweigen der chemischen Industrien, wie die Herstellung von Glas, Thonwaaren, Papier, Gährungsproducten, Chemikalien, Leuchtmaterialien u. s. w., für welche es in der Regel auf das in der Hauptsache vom Aussteller natürlich verschwiegene: Wie etwas gemacht wird? ankommt, so lehren auch andere Gebiete der Ausstellung deshalb viel weniger, als manche glauben, weil die Zahl der Aussteller hierfür doch noch zu gering ist und weil Vieles für zu unbedeutend oder allgemein bekannt angesehen wird, was es nur im eigenen Lande ist. Mögen unsere Fabrikanten und die ihnen Bestellungen gebenden Kaufleute zu ihrer Belehrung ins Ausland reisen: sie werden dort nicht bloß Alles sehen, was man auf den Weltausstellungen sieht, sondern auch unendlich viel mehr und Wichtigeres. Wer in Paris z. B. sich in einem großen Kurzwaarenlager die französischen Artikel und die entsprechende Partie der französischen Fabrication auf dem Marsfelde angesehen hat, wird uns beistimmen müssen. Auf diesem Wege lernt man auch weit besser als auf einer Weltausstellung, wie die Waare gemacht sein muß, um im Auslande Käufer zu finden. Wenn endlich eine Fabrikstadt oder eine Handelskammer in einem anderen Lande durch Sachverständige, denen die Productionsbedingungen und Bedürfnisse beider Länder bekannt sind, in einer Specialität eine Sammlung dort angefertigter Gegenstände mit Umsicht kaufen und fortlaufend ergänzen läßt, so kann auch dies mehr nützen und kostet weniger als die eigene Theilnahme an einer Weltausstellung. Man sage uns nicht, daß unsere Fabrikanten erst sehen müßten, wie gut anderwärts gearbeitet werde. Sie wissen schon jetzt, daß Viele für eine Ausstellung besser arbeiten, als ihre Kunden sonst wünschen, und richten sich lange danach. Daß man nicht Waare liefern sollte, welche nicht probemäßig oder nicht gleichmäßig gut ist, an deren Maß oder Gewicht etwas fehlt oder deren Verpackung schlecht und nachlässig, kann doch Niemand auf einer Weltausstellung lernen und braucht es nicht. Jeder Junge in Deutschland ist schon in der Schule mit dem Sprüchwort: Untreue schlägt den eigenen Herrn, beschäftigt worden.

Allerdings giebt es ein Gebiet, auf welchem wir nach der Meinung Vieler durch eine Weltausstellung noch einen Impuls erhalten würden, dessen wir bedürfen, und zwar auf dem kunstgewerblichen im weitesten Sinne. Es fehlt unserer Fabrication noch eine gewisse für den Weltmarkt unentbehrliche Leichtigkeit und Eleganz, der Sinn für die Harmonie der Farben, das Geschick, sich dem Wechsel der Mode nicht bloß anzuschließen, sondern ihre Capricen auch zu ahnen, sie zu antecipiren, die Fähigkeit, den Wünschen und Neigungen der Besteller sich rasch zu accommodiren. Man kann dies Alles zugeben und darum doch mit uns der Meinung sein, es seien diese Mängel die natürlichen Folgen davon, daß unser Kunstgewerbe bis zu unseren Tagen in den Banden der Schinkel'schen Tradition befangen war. Da bis vor Kurzem nicht einmal das Inland die Veredlung der Gegenstände des Gebrauches durch die Kunst forderte, so ist es kein Wunder, daß es unseren Industriellen oft noch schwer fällt, dem Geschmack und den Wünschen des Auslandes zu entsprechen. So schlimm aber, wie manche Leute die Sache machen, welche stets dasselbe Klagelied singen und glauben, Andere lernen nichts, weil sie nicht bei ihnen in die Schule gehen, steht es auch nicht. Nicht

selten bedeutet hier schwerfällig, trocken und reizlos nur so viel wie nichtfranzösisch. Als England seine erste Weltausstellung vorbereitete, wußte es nicht einmal, daß es kein Kunstgewerbe habe. Es begann, sobald es dieses Mangels und der ökonomischen Vortheile, welche Frankreich aus dem eigenen Können und der Schwäche seiner Nachbarn zog, sich bewußt geworden war, durch Gründung von Museen und Zeichenschulen dem abzuhelfen. Die dortigen Verhältnisse und die Neigung des Engländers, die heimische, seinen Gewohnheiten genau entsprechende Production zu begünstigen, ließen annehmen, daß der Entwickelung der gepflanzten Keime aus einer zweiten Weltausstellung keine Gefahren erwachsen könnten. Höchstens mochten die Franzosen und der Orient dazu antreiben, auf dem betretenen Wege doppelt rüstig fortzuschreiten. Anders liegt die Sache bei uns. Die Arbeiten des Orients sind nicht mehr unbekannt. Manche Leute in Berlin besitzen, ohne reich zu sein, mehr orientalische Teppiche und Stickereien, als vor zwanzig Jahren im ganzen preußischen Staate im Privatbesitz sich befanden, und in unzähligen Läden sieht man jetzt chinesische und japanische Arbeiten, wenn auch meist für den Export gearbeitete Sachen. Um vom Orient zu profitiren, brauchen wir heute keine Weltausstellung mehr, da er zur Zeit nicht fortschreitet.

Ohne Frage würden viele unserer Zeichner und Fabrikanten von den französischen Kunstgewerbtreibenden auf einer Weltausstellung in Berlin Manches lernen, aber nicht bloß Gutes. Die Franzosen würden sich unseres Erachtens trotz der politischen Antipathien mit einigen Prunkstücken und mit manchen vortrefflichen Arbeiten betheiligen, genug, um das Urtheil und den Geschmack unseres Publikums zu verwirren. Man würde nur bewundern und, ohne den Unterschied der Preise oder die Verschiedenheit der Bedingungen, unter denen das Kunstgewerbe in beiden Ländern arbeitet, zu beachten, über die ehrenwerthen Bemühungen der Deutschen lächeln. Eine Ausstellung, wie sie viele Pariser Firmen des Möbel- und Decorationsfaches ohne große Mühe und Kosten zu Wege bringen, können die meisten unserer Kunstgewerbtreibenden nicht veranstalten, ohne einen großen Theil ihres Betriebscapitals auf Jahre festzulegen, vielleicht auf immer zu entbehren. Vor Allem würden die Franzosen übrigens ihre billigen, auf den Schein gearbeiteten Waaren, an denen es ihnen durchaus nicht fehlt, als unserer Kaufkraft entsprechend, senden. An diesen würde das Publikum, welches die Qualität der einzelnen Stücke nicht beurtheilen kann, erst recht die billigen Preise und die Extravaganzen bewundern. Noch mehr, als es leider schon jetzt geschieht, würden die letzteren bei uns imitirt werden. Was unserem Kunstgewerbe vor Allem Noth thut, ist Einfachheit und Ruhe. Durch das ernsteste Studium der italienischen und der deutschen Frührenaissance sowie der besten orientalischen Arbeiten müssen wir uns einen nationalen, unseren Bedürfnissen entsprechenden Stil erwerben und für denselben das Publikum dauernd gewinnen. Diese Bestrebungen durch eine Weltausstellung zu stören und zugleich die Kaufkraft weiter Kreise bei uns in Stadt und Land durch eine Weltausstellung zu schwächen, die fast so viel kostet wie ein kleiner, fröhlicher Krieg, das will uns als eine der schwersten Gefahren erscheinen, welche man der Entwickelung unseres Nationalwohlstandes bereiten kann. Die „nationale Arbeit“ wird nicht bloß durch Zölle geschützt, sondern vor Allem dadurch, daß man ihrer Entwickelung nicht gerade auf dem Punkte Schwierigkeiten bereitet, wo sie expansionsfähig ist. Das deutsche Kunstgewerbe wird schon jetzt mehr und mehr bei unserem Export betheiligt, obgleich wir nicht, wie England, Colonien besitzen, in denen die Sitten und Fabricate des Mutterlandes herrschen. Man gestatte ihm nur, seine Eigenart zu entwickeln und damit auch die Fähigkeit zu steigern, ohne jene einzubüßen, die Ansprüche eines anderen Geschmackes zu befriedigen.

Wenn man diesen Bedenken gegenüber auf das Gebot der nationalen Ehre verweist, welche gebieterisch von uns die baldigste Abhaltung einer Weltausstellung fordert, so können wir auch dies nicht zugeben. Wie soll unsere Nationalehre es uns zur Pflicht machen, für ein höchst unsicheres Unternehmen Gelder zu opfern, die wir doch keineswegs übrig haben,

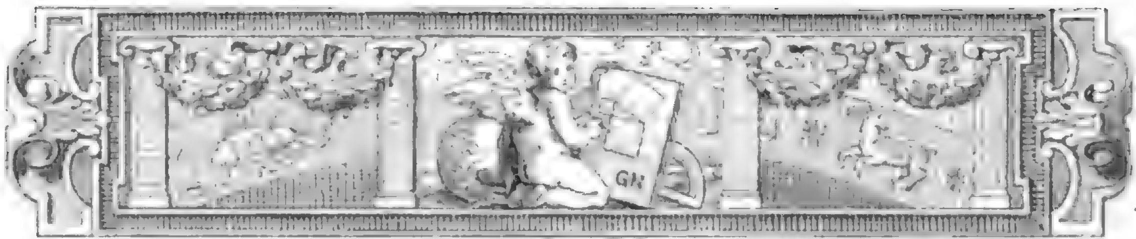
nur deshalb, weil andere Völker unter anderen Umständen den gleichen Aufwand sich verstatteten? Man möge doch nicht übersehen, daß es hier nicht genügt, eine Weltausstellung zu veranstalten, sondern daß sie glänzend durchgeführt werden muß, wenn nicht die nationale Ehre Schiffbruch leiden soll. Bei einem Fiasco ruft Niemand tröstend uns zu: In magnis et voluisse sat est, vielmehr wird es heißen: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Vor dem Schaden kann uns aber die Vortrefflichkeit unserer gewerblichen Leistungen allein nicht schützen. Hier entscheiden Momente, welche außerhalb der Machtsphäre des Einzelnen wie der Ausstellungsdirection und der Regierung liegen. Schlagen diese gegen uns aus, dann helfen unseren Industriellen und Landleuten alle Anstrengungen nichts. Die öffentliche Meinung, unterstützt von dem Geschrei unserer Concurrenten auf dem Weltmarkt, verwirft auch ihre Leistungen.

Die Reichsregierung hat nun zwar erfreulicherweise auf eine an sie gerichtete Anfrage des oben genannten Vereins es bestimmt abgelehnt, das Project einer Berliner Weltausstellung zu unterstützen, die Verfolgung des Planes, eine allgemeine deutsche Ausstellung zu veranstalten, aber der Privatinitiative überlassen. Wir hoffen, daß die Reichsregierung, wenn eine deutsche nationale Ausstellung für einen verhältnißmäßig nahen Zeitpunkt, und als ein solcher würde uns schon das Jahr 1885 erscheinen, in Aussicht genommen werden sollte, auch hiergegen sich erklären wird. Die Versagung jeder Staatsbeihülfe, insbesondere einer Lotterie, würde hierfür ausreichen. Gegen eine allgemeine deutsche Ausstellung sprechen zum Theil dieselben Bedenken wie gegen eine Weltausstellung. Die Generalkosten werden natürlich sehr viel geringer sein, die der Aussteller gleichfalls mäßiger, aber weit größer, als es im Interesse unserer Industrie liegt, nachdem sie schon so viele Opfer für die Provinzialausstellungen gebracht hat. Die deutschen Industriellen haben auf diesen hinlänglich Gelegenheit gehabt, sich unter einander zu vergleichen. Es sehnt sich in Wahrheit Niemand danach, binnen zehn Jahren in Berlin zwei große Ausstellungen mitzumachen. Daß auch eine allgemeine deutsche Ausstellung mit einem großen Deficit abschließen wird, ist uns freilich nicht zweifelhaft. Es würden sich wohl die Generalkosten und mehr, nicht aber die Einnahmen von sechs Provinzial- und Landesausstellungen, deren jede in einer größeren Stadt stattgefunden hat und für Hunderttausende leicht erreichbar war, in der Rechnung finden. Auch in diesem Falle würde es nicht an Leuten fehlen, welche aus einem solchen Resultat die Nothwendigkeit einer baldigst zu veranstaltenden Weltausstellung zu deduciren versuchten, geschweige denn, wenn der pecuniäre Erfolg „die Leistungsfähigkeit unserer Industrie", die ja Niemand bezweifelt, abermals „bewiesen" haben sollte. Sie fänden leicht die Unterstützung derer, welche in der Meinung, daß die bloßen Zuschauer zu den Kosten nichts beizutragen brauchten, sich ein solches Unternehmen so gut wie irgend ein anderes außergewöhnliches Ereigniß gern gefallen lassen. Man hat schon versucht, das Verlangen danach zu erregen, indem vor Kurzem Stimmen laut wurden, welche beklagten, daß so viel Berliner im Sommer verreisten, statt in den Grunewald zu fahren, und die Schuld dieser beklagenswerthen Nichtachtung der Heimath darin fanden, daß hier im Sommer, wie man sagt, nichts los sei, wie denn auch z. B. die elektrische Ausstellung in Paris abgehalten werde, obgleich sie von Gottes- und Rechtswegen nach Berlin gehört habe. Es ist uns nicht sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche im Stande sind, im Sommer sich und die Ihrigen aus der Luft einer großen Stadt auf einige Wochen an die See oder ins Gebirge zu flüchten, es für dieses Jahr einer elektrischen Ausstellung zu Liebe unterlassen hätten. Sie werden auch künftig verreisen, obgleich ihnen im nächsten Jahre eine internationale hygienische und demnächst eine Eisenbahnausstellung in Aussicht steht. Sie thaten es schon vorher: 1879 trotz der Berliner Gewerbeausstellung und 1880 trotz der internationalen Fischereiausstellung.

Wir glauben indeß, daß manche Ausstellungen, die in anderen Orten Deutschlands stattfinden, ebenso gut und besser in Berlin abgehalten werden könnten und

würden, wenn es hier nicht noch an einem permanenten Ausstellungsgebäude fehlte. Ein solches in der Größe des Pariser Palais de l'industrie wird aber, wie kürzlich wieder in den öffentlichen Blättern erwähnt wurde, hoffentlich durch Umbau und Vergrößerung des nach der Eröffnung der Stadtbahn voraussichtlich für die Eisenbahnverwaltung entbehrlich werdenden Lehrter Bahnhofes geschaffen werden. Die hierzu erforderliche Ausgabe, welche sich auf zwei Millonen Mark belaufen mag, würde zu einem Segen für die ganze deutsche Industrie durch die so gewonnene Möglichkeit, mit geringeren Kosten als bisher große, unter Hinzunahme des benachbarten Terrains der Berliner Ausstellung von 1879 sogar sehr umfangreiche und kleinere Ausstellungen, von letzteren auch mehrere gleichzeitig, in Berlin zu veranstalten. Der Belästigung der Industrie durch Abhaltung solcher in dafür ungeeigneten Orten oder durch aufdringliche Freunde könnte dann leicht entgegengewirkt werden.

Der Entschluß, jenes Bedürfniß zu befriedigen, möge den Schluß der Periode einander jagender localer Ausstellungen machen. Will man später unserer kunstgewerblichen Thätigkeit und den Bestrebungen unserer Schulen und Museen einen neuen Anstoß geben, so vereinige man ihre derzeitigen Leistungen auf einer Specialausstellung in den neuen Räumen und rufe auch die Oesterreicher, deren Kunstgewerbe auf denselben Grundlagen wie das unserige sich neu gestaltet, herzu, da wir einander nur anregen und fördern, nicht aber stören können. Eine solche Ausstellung würde Jeden befriedigen und von einem kleinen Theil der Producenten, ohne die übrigen in Mitleidenschaft zu ziehen, geringere Opfer als eine große Ausstellung fordern. Ueber das Wann? heute sich auszusprechen, würde müßig sein, da ein Gebäude noch nicht vorhanden ist. Daß sie einmal stattfinden wird, ist uns nicht zweifelhaft. Vielleicht wird sogar die Zeit kommen, wo die Gründe, welche uns heute wünschen lassen, daß von einer Weltausstellung vorerst nicht einmal die Rede sein möge, ihre Kraft verloren. Auch ohne die eine wie die andere fehlt es nicht an der Möglichkeit, unseren Kunstgewerbtreibenden wie dem Publikum neue Anregung und Belehrung in der wirksamsten Weise zu bieten. Das Beispiel dazu hat England gegeben. Das South-Kensington-Museum läßt das ganze Jahr hindurch besondere Abtheilungen seiner großen Sammlungen, wohl verpackt in eigens eingerichteten Kisten und Waggons, nach den wichtigeren Städten des vereinigten Königreichs abgehen. Sie werden begleitet, aufgestellt, bewacht und eingepackt von Beamten des Museums. Diese Ausstellungen, bei denen man die besonderen Bedürfnisse der einzelnen Industriestadt berücksichtigt, sind von dem größten Einfluß auf die Fortschritte der englischen Kunstindustrie. Welcher Nutzen könnte bei uns durch die gleiche Einrichtung geschaffen werden! Man hat oft hervorgehoben, welche Förderung dem Gewerbe durch Gründung von Schulen und Museen, durch Publicationen und Stipendien zu Theil werden könnte, wenn man die Zinsen eines Theiles der Millionen, die eine Weltausstellung verschlingt, für diese Zwecke bestimmen wollte. Um unseren Vorschlag zu verwirklichen, bedarf es nur der einmaligen Aufwendung von 300000 Mark! Das Kunstgewerbe-Museum in Berlin besitzt eine große Zahl für jenen Zweck bestimmter Doubletten, deren Ergänzung durch Originale und gute Copien sowie Abbildungen, wenn jene nicht zu haben sind, etwa 60000 Mark kosten würde. Die Zinsen von weiteren 240000 Mark sind ausreichend zur Bestreitung der laufenden Ausgaben und zur allmäligen Ergänzung der Wandersammlung. Noch in diesem Jahre begeht das Museum die Feier seines Einzuges aus den dürftigsten Räumen in das neue, vom Staate erbaute Gebäude. Mögen die Freunde unseres Kunstgewerbes, die Meister desselben und die Städte, deren Bewohner die Wanderausstellungen bilden und erfreuen sollen, sich vereinigen und dem Museum bei dieser Gelegenheit die Mittel darbieten, künftig an vielen Orten im Lande seine wichtige Aufgabe zu erfüllen!



Ueber die Ursachen der

Veränderungen auf der Oberfläche des Mondes.

Von

Karl du Prel.

Die herrschende Vorstellung über die Beschaffenheit des Mondes geht dahin, daß er ein bis ins innerste Mark erstarrter Stern ohne Atmosphäre und demgemäß auch ohne Wasser sei. Auf einem solchen Sterne könnte keine der Veränderungen mehr vor sich gehen, welche auf der Erdoberfläche noch erzeugt werden durch die Thätigkeit des vulcanischen Inneren wie durch die Einflüsse der Atmosphäre und des Wassers.

Nun sind aber innerhalb der letzten Jahrzehnte durch verschiedene Astronomen Veränderungen auf der uns zugekehrten Mondseite constatirt worden, deren Wirklichkeit nicht bezweifelt werden kann. Ein paar alte Krater sind verschwunden, ein neuer Krater scheint entstanden zu sein und neugebildete Rillen, tiefe, langgezogene Furchen sind entdeckt worden. Kurz, die neueren Mondphotographien stimmen mit den alten sorgfältigen Karten nicht überein. Es ist nun zwar möglich, daß frühere Beobachter ein vorhandenes Object übersahen, aber daß sie nicht vorhandene Objecte in ihre Karten eintrugen, ist schlechterdings nicht anzunehmen.

Wir haben also die Wahl, entweder unsere Vorstellungen über die Beschaffenheit des Mondes abzuändern oder Ursachen von Veränderungen aufzusuchen, die sich ergeben könnten trotz des Mangels vulcanischer und atmosphärischer Kräfte. Um nun das Resultat der vorliegenden Untersuchung gleich voranzustellen, so wird sich zeigen, daß gerade die Abwesenheit einer Atmosphäre des Mondes solche Veränderungen auf demselben bedingt, welche wegen der Anwesenheit einer Atmosphäre auf der Erde nicht eintreten können.

Vorerst sei kurz bemerkt, daß unsere bisherigen Vorstellungen über den Mond so wohl begründet zu sein scheinen, daß es nicht zulässig sein dürfte, sie abzuändern. Die vulcanischen Veränderungen der Erdoberfläche sind nicht bedeutend genug, um aus der Mondferne selbst teleskopisch wahrgenommen werden zu können; daraus ließe sich allerdings schließen, daß gleichwerthige vulcanische Veränderungen des Mondes aus der Erdferne auch nicht oder doch erst dann gesehen werden könnten, wenn sie sich zu einem bedeutenden Betrage summirt hätten. Dagegen ist nichts einzuwenden; aber eine vulcanische Thätigkeit des Mondes scheint gleichwohl nicht zulässig zu sein. Wenn der Mond einst schmelzflüssig war, wie es die innere Erde noch ist, so mußte er wie diese seine innere Wärme an den Raum abgeben und erstarren. Dieser Proceß mußte aber viel rascher vor sich gehen, weil der Mond eine viel kleinere Kugel ist und eine relativ größere Oberfläche, also Ausstrah-

lungsfläche, besitzt als die Erde. Die Mondkugel hat einen Inhalt von 53800000 Kubikmeilen (= $^1/_{49}$ vom Volumen der Erde) und dabei eine Oberfläche von 688640 Quadratmeilen; dagegen hat die Erdkugel einen Inhalt von 2649900000 Kubikmeilen und dabei eine Oberfläche von 9260510 Quadratmeilen. Da nun der Vulcan im Inneren der großen Erdkugel nur mehr in seinen letzten Zuckungen liegt, so muß der Erstarrungsproceß der kleinen Mondkugel längst abgeschlossen sein, weil sie eine weitaus geringere Wärmemenge, aber eine relativ größere Ausstrahlungsfläche besaß als die Erde.

Daß ferner der Mond keine Atmosphäre besitzt, deren Dichtigkeit der irdischen auch nur annähernd gleichkäme, lehrt schon der Augenschein — indem niemals Wolkenbildungen beobachtet werden — und ergiebt sich noch aus anderen Gründen: der Strahl der Fixsterne erleidet weder eine spectralanalytische Veränderung noch auch eine bloße Ablenkung, unmittelbar bevor die Sterne von der Mondscheibe bedeckt oder unmittelbar nachdem sie hinter der Mondscheibe wieder zum Vorschein kommen; der Strahl hat demnach keine Mondatmosphäre zu passiren. Von Wasser auf dem Monde kann mithin ebenfalls keine Rede sein.

Behalten wir also unsere Vorstellungen über die Beschaffenheit des Mondes bei, da sie jedenfalls nicht wesentlich geändert werden dürfen. Die beobachteten Veränderungen auf seiner Oberfläche stehen mit diesen Vorstellungen nicht nur nicht im Widerspruche, sondern erklären sich sogar am leichtesten, wenn diese Vorstellungen richtig sind. Aus dem Mangel einer Mondatmosphäre ergeben sich nämlich zwei Quellen von Veränderungen, die nicht eintreten können, so lange ein Weltkörper noch, wie derzeit die Erde, mit einer Atmosphäre umgeben ist:

Räumlich genommen grenzen Schatten und Licht auf dem Monde unmittelbar an einander; er hat keine Atmosphäre, also keine Halbschatten. Zeitlich genommen folgen sich auf dem Monde Tageslicht und Nachtdunkel ebenfalls unmittelbar und werden durch keine Dämmerung vermittelt, wie es auf der Erde vermöge ihrer Atmosphäre geschieht. Dasselbe gilt von der Tageshitze und Nachtkälte in ihrer Aufeinanderfolge. Solche plötzliche Temperaturdifferenzen können aber an dem nackten, von keiner Humusschicht bedeckten Gestein dieses Weltkörpers sehr beträchtliche Veränderungen hervorbringen. Der Afrikareisende Livingstone erzählt irgendwo von Felsen, welche, nachdem sie dem Sonnenlicht stark ausgesetzt waren und mit Eintritt der Dunkelheit stark abgekühlt wurden, infolge dessen mit lautem Krachen aus einander brachen. Aehnliches muß sich auf dem Monde in weitaus vergrößertem Maßstabe ereignen. Die Tageslänge der Erde beträgt 24, die des Mondes 354 Stunden, während welcher sein Gestein dem directen, von keiner Atmosphäre abgeschwächten Anprall der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist; mit Eintritt der Dunkelheit aber wird irdisches Gestein allmälig abgekühlt und ist auch dann nur der in der Atmosphäre aufgespeicherten Wärme ausgesetzt, während dagegen das Gestein des Mondes ganz plötzlich direct der intensiven Kälte des kosmischen Raumes ausgesetzt wird, die selbst in unseren Polargegenden nicht annähernd erreicht wird. Unter diesen Umständen und da die ehemalige Mondatmosphäre nicht verschwunden, sondern nur vom Gestein aufgesaugt sein kann, ist die Annahme nicht mehr gewagt, daß sogar neue Rillenbildungen am Monde entstehen können, wie eine solche in der Nähe des Kraters Ramsden von Julius Schmidt 1849 zum ersten Male gesehen wurde. In der Fortsetzung dieses Processes würde der Mond allmälig in Fragmente und dann in einen Meteoritenschwarm zerfallen, der sich über die ganze Mondbahn schließlich aus einander zöge. Solche Fragmente haben wir an den Asteroiden, einen Schwarm an den Meteoriten des Novembers, einen Ring an den Meteoriten des Augusts. Da im ganzen Raum Materie von gleicher Beschaffenheit ausgebreitet ist, muß auch die Entwickelungsgeschichte der Weltkörper wesentlich die gleiche sein, und alle Erscheinungen des Himmels müssen uns also entweder die Vergangenheit oder die Zukunft der Erde anzeigen. So erhalten wir die zeitliche Reihenfolge: Sonne, Erde, Mond, Asteroiden und Meteoriten.

Eine noch ergiebigere Quelle von Veränderungen der Mondfläche ist ebenfalls

durch den Mangel einer Atmosphäre bedingt, und auch in dieser Hinsicht müssen wir irdische Vorgänge in kolossal vergrößertem Maße auf den Mond übertragen. Die Erde ist durch ihre Atmosphäre nicht nur gegen die Sonnenpfeile und die eisige Kälte des kosmischen Raumes geschützt, sondern auch gegen das heftige Bombardement der Meteoriten. Dem letzteren ist sie fast beständig und besonders bei ihrem Durchgang durch jene Meteoritenströme ausgesetzt, auf welchen die periodischen Sternschnuppenfälle beruhen; ihre Luftschicht aber leistet ihr den Dienst eines Panzers. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Bericht der Annales Fuldenses Vertrauen verdient, daß im Jahre 823 in Sachsen durch einen Meteoritenfall Menschen und Thiere erschlagen und fünfunddreißig Dörfer in Brand gesetzt wurden; aus neuerer Zeit aber sind Fälle genug bekannt, daß Meteoriten von sehr beträchtlichen Dimensionen den Erdboden erreichten. Die 1783 aufgefundene Masse von Tucuman in der Argentinischen Republik hatte ein Gewicht von 300, die von Bondego in Brasilien, im Jahre darauf gefunden, von 173 Centnern. Der atmosphärische Panzer ist also nicht undurchdringlich; aber doch wird die Erde in doppelter Weise geschützt.

Die Meteoriten erfahren nämlich, indem beim Durchgang durch die Atmosphäre ihre räumliche Bewegung gehemmt und in molekulare Bewegung, das heißt Wärme, umgesetzt wird, eine so bedeutende Temperaturerhöhung, daß ein beträchtlicher Theil derselben von der Schmelzhitze unter Zurücklassung von Gasschweifen aufgelöst wird, daher denn, wie der Astronom Schmidt bemerkt, der vollständige Verbrennungsproceß die häufigsten Schweife und die seltensten Steinfälle zu bedingen scheint. Jene Meteoriten aber, welche nicht aufgelöst werden, erleiden doch durch die Temperaturerhöhung noch hoch in der Luft eine derartige Zerstückelung, daß sie nur als Stein- oder gar als Aschenregen den Erdboden erreichen. Würden die Meteoriten in ihrer ursprünglichen Größe, die wir nicht annähernd schätzen können, niederfallen, so könnten sich für ein häufig getroffenes Object der Erdoberfläche schon hieraus Veränderungen ergeben, die vom Monde aus wahrnehmbar wären.

Hierzu kommt noch ein weiterer Umstand. Der atmosphärische Panzer vernichtet nicht nur einen beträchtlichen Theil der Geschosse und verkleinert die übrigen, er verlangsamt auch noch ihre Bewegung. Nach den Rechnungen des Grafen Saint-Robert bewegt sich ein kugelförmiger Meteorstein von 14 kg Gewicht, wenn er beim Eintritt in die Atmosphäre eine Geschwindigkeit von 16 km in der Secunde hat, innerhalb der Atmosphäre bei 12 mm Luftdruck nur noch mit einer Geschwindigkeit von 1397 m. Der Bewegungsverlust würde dabei $^{10}/_{11}$ der anfänglichen Geschwindigkeit betragen und eine Wärmeentwickelung von 446 850 Calorien nach sich ziehen. Schiaparelli, der die Geschwindigkeit der Meteoriten berechnete, hat nun die erwähnte von 16 km in der Secunde als die geringste und nur für solche Meteoriten gültige gefunden, welche die Erde in ihrem Laufe einholen, während die ihr entgegenstürzenden eine Geschwindigkeit von 72 km in der Secunde haben. Im letzteren Falle betrüge der Bewegungsverlust des Meteoriten von Saint-Robert in derselben Luftschicht $^{50}/_{51}$, die Geschwindigkeit wäre auf 1403 m herabgedrückt, während 9 114 736 Calorien entwickelt würden. Die größte Verzögerung der Bewegung erfolgt in den äußersten Schichten der Atmosphäre; schon da, wo der Luftdruck nur 1 mm beträgt, sind die Geschwindigkeiten auf 4871 und 5105 m herabgesunken, zugleich aber 408556 und 9 072 360 Calorien entwickelt worden. Daraus folgt, daß die Mehrzahl dieser Körper verflüchtigt wird und nur diejenigen von großer Masse diesem Proceß widerstehen, dann aber zerstückelt und ihrer kosmischen Bewegungsgröße beraubt werden, so daß ihre Geschwindigkeit im letzten Bahnstück als unabhängig von der Anfangsgeschwindigkeit und als lediglich nach dem Gesetze der irdischen Schwere erfolgend angesehen werden muß. Beim Meteoritenfall zu Pultusk (1868) durchschlugen die herabfallenden Steine nirgends die gefrorene Erdschicht und drangen in dieselbe nicht ein.

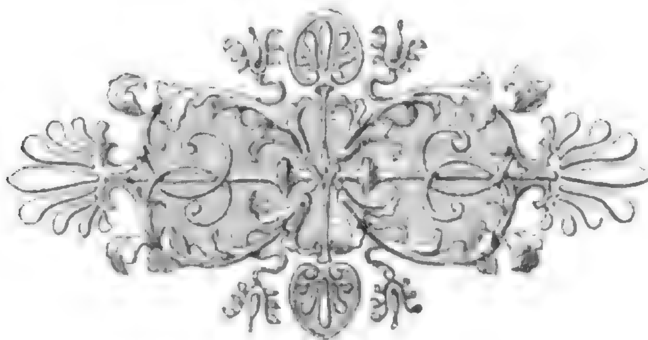
Anders beim Monde, der keine Atmosphäre besitzt. Die tagtäglichen Meteorsteinfälle, denen er wie die Erde ausgesetzt ist, müssen einem fürchterlichen Bombardement gleichkommen. Wenn die

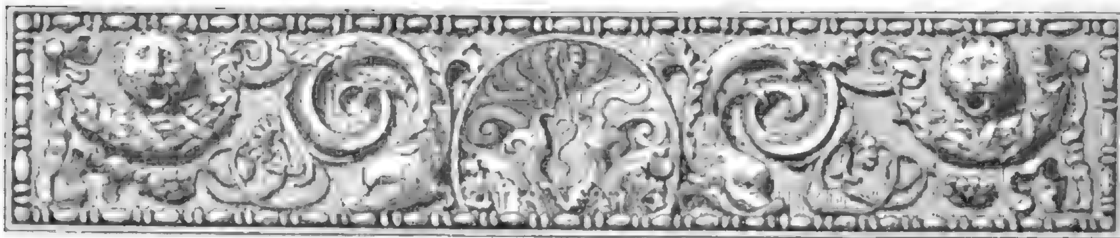
an verschiedenen Orten der Erde aufgefundenen Exemplare kosmischer Massen von 10, 15, ja 25000 kg nur als Bruchstücke der ursprünglichen Steine angesehen werden können, so können solche Stein- und Eisenmassen, die auf dem Monde mit ungeschmälerten Dimensionen und ungeschmälerten, mehr als planetarischen Geschwindigkeiten herabstürzen, wohl Verheerungen anrichten, deren summirte Beträge wir teleskopisch wahrzunehmen im Stande sind und die sich etwa als Einsturz einer Krateröffnung darstellen.

Da wir nun also für den Mond zwei Quellen von Veränderungen kennen, die wir aus irdischen Vorgängen abstrahiren dürfen und vergrößert auf den Mond übertragen müssen, so werden wir die Veränderungen auf unserem Trabanten unter Beibehaltung unserer Vorstellungen über seine Beschaffenheit so lange aus diesen beiden Quellen abzuleiten haben, bis wir etwa Veränderungen von solcher Natur und Form wahrnehmen, die sich aus den beiden erwähnten Ursachen nicht, dagegen aus vulcanischer Thätigkeit sehr gut erklären lassen; denn es ist ein Grundsatz aller Wissenschaft, daß die Erklärungsprincipien ohne Noth nicht vermehrt werden dürfen.

Der bloße Anblick des Mondes beweist, daß in früheren Zeiten allerdings Veränderungen vulcanischer Art auf seiner Oberfläche in großartigem Maße stattfanden. Er ist mit so viel Kratern bedeckt, daß — nach Knowsky — die Verzeichnung derselben so schwierig ist als die Verzeichnung aller Sterne der Milchstraße. Dabei fand Schröter, daß die Masse der ringförmigen Mondberge immer annähernd groß genug ist, um den eingeschlossenen Krater auszufüllen. Dies deutet auf Entstehung der Krater durch vulcanische Eruption. Auch die große Anzahl der Krater ist erklärlich. Der mächtige Erdball, der dem Monde so nahe steht, rief das Phänomen der Ebbe und Fluth für das feurigflüssige Mondinnere in viel bedeutenderem Maße hervor, als es seinerseits der Mond für die Gewässer der Erde und wohl auch für den feurigflüssigen Erdkern thut. Es mußte die Mondoberfläche beständig vulcanisch zerwühlt werden, und da die Schwerkraft auf dem Monde $6^1/_2$ mal geringer ist als die irdische, konnten seine vulcanischen Kräfte eine $6^1/_2$ mal größere Wurfkraft entfalten. So wurden auf dem Monde relativ viel höhere Gebirge aufgethürmt als auf der Erde. Nach Littrow beträgt die Höhe unseres höchsten Berges im Himalaya den 722. Theil des Erdhalbmessers. Mädler aber hat Mondberge gefunden, deren Höhe den 315. Theil des Mondhalbmessers beträgt. Die Berge des Mondes sind also im Verhältniß zur Größe desselben mehr als zweimal so groß als die der Erde.

Aber gerade weil der Mond in früheren Zeiten so sehr vulcanisch aufgewühlt wurde, fand dieser Proceß, da die innere Wärme aus den zahllosen Krateröffnungen beständig entwich, einen um so schnelleren Abschluß.





Correspondenzen.

Aus London.

Von

Helen Zimmern.

London, im November 1881.

Seit einigen Jahren macht sich in der Londoner Gesellschaft die Neigung bemerkbar, die Erholungsreisen bis in den Spätherbst auszudehnen, und die Folge davon ist, daß unser geistiges Leben und Treiben sich jetzt weit später als ehemals zu regen beginnt. Seit August herrscht völlige Ruhe in dem sonst so stark pulsirenden gesellschaftlichen Leben unserer Riesenstadt. In Bezug auf Kunst kann ich Ihnen daher heute noch nichts berichten, denn keine Gemäldegalerie hat ihre Pforten bis jetzt erschlossen. Auch die literarische Saison ist noch nicht eröffnet, und die letzte im Juli beendete war, wie wir leider gestehen müssen, die unfruchtbarste, welche wir seit Jahren erlebt haben. Gegen Weihnachten durch das Erscheinen mehrerer Werke von bleibendem Werthe belebt, ermattete sie nach Ostern — gewöhnlich die Hauptzeit der literarischen Ernte — vollständig. Die Gründe hierfür sind in dem Interesse zu suchen, welches alle Welt für die irische Land-Bill im Besonderen und das Wohl unseres Landes im Allgemeinen empfand. Dieser Umstand veranlaßte unsere Verleger, die wichtigeren Publicationen bis zum Winter zu verschieben; denn hier umfaßt das lesende Publikum nicht wie in anderen Ländern einen Bruchtheil, sondern das Gros der Bevölkerung. Nichtsdestoweniger sind doch einzelne mehr oder minder werthvolle Bücher aus der Presse hervorgegangen. Als eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten des literarischen Lebens unserer Zeit zeigt sich indessen die wachsende Neigung zur Publicirung kleiner Werke und Broschüren über Gegenstände, die mit dem Gang unserer politischen und intellectuellen Entwickelung zusammenhängen. Aus der Popularität und dem großen Absatz, welchen diese Werkchen erzielen, wie auch aus dem hohen Grade von Gediegenheit, den dieselben fast ausnahmslos erreichen, ist eine Zunahme an Bildung und geistigen Interessen bei jenem Theil der englischen Bevölkerung ersichtlich, der, wie man hier zu sagen pflegt, „nur im Rennen lesen kann" — Leute, die nicht viel Zeit für Lectüre haben, sich aber trotzdem au fait über die geistige Strömung zu halten wünschen, welche das Leben ihrer Nation beherrscht und gestaltet. Wir würden in der That nur ein ungenügendes Bild unserer geistigen Thätigkeit entwerfen, wenn wir diesen Zug außer Acht ließen, einen Zug, welcher bekundet, daß unsere universelle Erziehung während der noch so kurzen Zeit ihres Bestehens schon das Gute gestiftet hat, den Kreis der Lesenden und, wie wir hoffen wollen, der d e n k e n d e n Bevölkerung erweitert zu haben. Man hat die Gegenwart sehr richtig als eine Zeit der Kürzungen, Bearbeitungen und der Bücher kleinen Formats bezeichnet. Seit wir in unseren Küchen Fleischextract haben, verlangen wir, wie es scheint, auch unsere geistige Nahrung in condensirter Form. Der ideale Maßstab für ein Buch besteht jetzt darin, daß man es bequem während einer Eisenbahnfahrt zu Ende lesen kann. Es giebt Taschenbücher jeder Wissenschaft; überall macht sich die Tendenz geltend, sämmtliche Kenntnisse

zu condensiren, und man möchte sie am liebsten in die sprüchwörtlich gewordene Nußschale einzwängen. So giebt die Verlagshandlung der Herren Ward und Lock eine Bibliothek für das Volk zu dem bescheidenen Preise von einem Penny pro Band heraus, von der selbst Reclam's bewundernswerthe Universal-Bibliothek in den Schatten gestellt wird, und nicht allein in Bezug auf die Billigkeit; Druck und Papier sind besser, und der Einband ist nicht derart, daß die Bände aus einander fallen müssen, sobald sie aufgeschnitten sind. Diese Mühe ist dem Leser überhaupt schon durch Maschine erspart. Das unbequeme Instrument, Papiermesser genannt, wird hoffentlich bald sammt Oblaten und anderen zeitraubenden Dingen nur noch in Alterthumscabineten zu finden sein. Der Zweck dieser Volksausgabe — momentan eines der interessantesten literarischen Experimente — ist der, Jedermann nützliche und bildende Lectüre zu verschaffen und die Erwerbung einer vollständigen Bibliothek zu einem Preise zu ermöglichen, von dem man ohne Uebertreibung sagen darf, daß er gar nicht zu rechnen ist. Deutlich gedruckt, bequemen Formats und interessanten Inhalts sind die Bändchen praktisch gehalten und klar stilisirt. Sie umfassen eine speciell zum Zweck der Selbstbildung dienende Serie von Nachschlagebüchern; sämmtliche Werke Shakespeare's — jedes Stück in einem Bande — und eine Serie von Lebensbeschreibungen großer Männer. Besonders diese Biographien sind so vorzüglich, daß sie für die Mehrzahl des Publikums als vollständig genügend betrachtet werden können. Von Zeit zu Zeit werden auch Abhandlungen über Tagesfragen geliefert, die von competenten Federn in gemeinverständlichster Weise geschrieben sind. „Soll nun aber unsere Literatur zu Penny-Handbüchern zusammenschrumpfen?“ So fragen Einige. Wir verneinen dies, doch glauben wir, daß unsere Zeit immer weniger große Bücher hervorbringen wird. Wissenschaft und Journalismus absorbiren die besten Kräfte unserer Zeit. Der Journalismus besonders gleicht Aaron's Stab, der alles Andere vertilgt. Alle guten Federn widmen sich der Tagespresse aus dem einfachen Grunde, weil hier zu Lande der Journalismus ein sehr einträgliches Geschäft ist. Wie wir schon bemerkt haben, betrachten wir diesen Hunger nach großem Gehalt in kleiner Fassung keineswegs als ein ungesundes oder verdammenswerthes Zeichen; was uns aber als unliebsam erscheint, ist eine von der Romanschriftstellerin Miß Braddon eingeführte Neuerung. Diese Dame hat es unternommen, die Romane Sir Walter Scott's zu kürzen, um sie für eine Generation genießbar zu machen, der sie „zu lang“ sind und die wie Dr. Johnson den „innersten Kern aus einem Buche herausschälen möchte“ Eine derartige Geschmacksrichtung dürfte nicht unterstützt werden. Es ist ein fürchterlicher Gedanke, daß unsere ersten Schriftsteller auf solche Weise verstümmelt und verdorben werden sollen, um einem degradirten Geschmack zu fröhnen. Denn Miß Braddon kürzt nicht nur die Werke Scott's, sie will dieselben auch verbessern. Sie formt den Inhalt um, unterschlägt dem Verfasser ganze Charaktere und Begebenheiten, streicht seinen schottischen Dialekt und geht sogar so weit, seinem Humor hier und da nachzuhelfen. Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß Miß Braddon's Speculation beim besseren Theil unserer Presse einen Schrei der Entrüstung hervorgerufen hat; doch unverzagt hat sie schon vierzehn Bände der unsterblichen Waverley-Dichtungen zu der Gestalt zusammengestrichen, in der sie sich nach ihrer Idee am besten präsentirt, und hat noch mehr Leistungen dieser Art versprochen. Und daß sie dieses entsetzliche Versprechen halten wird, müssen wir befürchten, da diese Bücher sich leider bei der niederen Leserclasse gut zu verkaufen scheinen und überall auf Eisenbahnstationen und in jeder Bücherbude zu sehen sind.

Eine andere Serie, die, nach ihrem Preise zu schließen, auf die höhere Leserclasse Anspruch macht, ist kürzlich annoncirt worden. Sie führt den Gesammttitel „English Political Leaders“, und ihre Aufgabe besteht darin, in jedem Bande Alles, was in der Carrière eines Staatsmannes von Wichtigkeit ist, in einer nach vernünftigem Maßstabe condensirten Form mitzutheilen, sowie eine Uebersicht der Geschichte seiner Zeit zu geben. Eine Biographie Sir Robert Peel's von Barnett Smith eröffnet die Reihe dieser Sammlung. Sir Robert Peel's Laufbahn mag in Bezug auf dramatisches Interesse hinter derjenigen mancher seiner Vorgänger und mindestens eines seiner Nachfolger zurückstehen, doch kann Niemand die Wichtigkeit der Rolle bestreiten, die er in der Politik gespielt hat, noch die historische Bedeutung der Geschichtsperiode Englands leugnen, in der diese Rolle gespielt wurde. Die Biographie dieses Mannes in kurzer, angenehmer Fassung dürfte daher höchst willkommen sein. Peel unterschied sich in jeder Hinsicht von Disraeli, am meisten aber darin, daß er, anstatt seine Partei zu erziehen, sich von ihr erziehen ließ. Das Leben Peel's war, wie Lord Beaconsfield selber gesagt hat, ohne Unterlaß seiner Erziehung gewidmet. Von Hause aus ein Tory und Allem, was Reform zu nennen war, feindlich gesinnt, gelangte er schließlich aus reiner Ueberzeugung zu einer Umkehr der traditionellen Politik des conservativen Lagers. Er hob die Corn-Laws auf und stimmte für die Katholikenemancipation, zwei Maßregeln, zu denen er sich zuerst in heftigster Opposition

verhielt, bis er die Nothwendigkeit derselben erkannte.

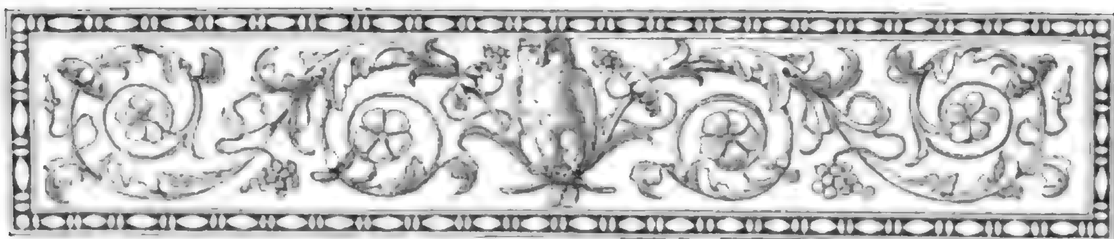
Auch begann er jene Reihe von finanziellen Reformen, welche, durch seinen Schüler Mr. Gladstone fortgeführt, so viel dazu beigetragen hat, England auf seine jetzige hohe Stufe der Prosperität zu erheben. Mr. Smith giebt in seinem Buche einen sorgfältigen und gedrungenen Bericht des Lebens und der politischen Wirksamkeit Sir Robert Peel's.

Ehe wir diesen Gegenstand verlassen, müssen wir noch eine Serie besprechen, die vielleicht die beste von allen ist und auch wohl den Anstoß zu den übrigen gegeben hat. Es ist dies die sogenannte Serie der „Men of Letters", die seit 1878 von den Herren Macmillan herausgegeben wird und im Jahre sechs bis zehn Bände liefert. Dieselben erzielen einen ununterbrochenen Absatz in Tausenden von Exemplaren sowohl hier wie in Amerika. Diese kleinen Werke, deren jedes von einem englischen Schriftsteller handelt, sind im Hinblick auf das größere Publikum und mit der Absicht geschrieben, bei Denjenigen, deren Muße knapp bemessen ist, ein Interesse für die Literatur und ihre großen Aufgaben zugleich zu erwecken und zu befriedigen. Wir haben in England eine ungeheure, mit jedem Jahre größer werdende Zahl dieser Leute, denen durch ihre Erziehung die hohe Bedeutung der Meister unserer Literatur klar geworden sein muß und die demgemäß auch von dem lebhaften Wunsche beseelt sein dürften, sich mit deren Leistungen bekannt zu machen. Die Sammlung wird von John Morley, dem bekannten tüchtigen Politiker und Literaten, redigirt, der durchweg nur die ersten Autoren und Specialschriftsteller für die verschiedenen Werke geworben hat. Unter den Mitarbeitern sehen wir z. B. Kräfte vertreten wie Huxley, der sich durch ein Werk über den ihm geistig so nahe verwandten Hume betheiligt; William Black, den Romanschriftsteller, der über Goldsmith, und den Historiker Froude, der die Serie durch ein Buch über Bunyan bereichert, so daß jeder einzelne Band ein kleines Meisterwerk ist.

So viel über Werke von populärem Charakter. Was nun die belletristische Literatur betrifft, so werden wir von einem nimmer endenden Strome von Romanen überfluthet, welcher selbst in den stillen Monaten August und September nicht versiegt, woraus sich auf Käufer und Liebhaber schließen läßt. Doch von besonderer Bedeutung ist hierin so gut wie nichts in letzter Zeit erschienen. Indessen macht sich eine entschiedene Verbesserung des allgemeinen Standpunktes bemerkbar, und es dürften auf diesem Felde nur wenige Werke geschrieben worden sein, die nicht wirkliche Fähigkeit bekundeten sowohl in Bezug auf Technik wie Erfindung, und in denen sich künstlerische Beobachtungsgabe nebst feinem künstlerischen Empfinden zeigte. Unter den neueren Schriftstellern dieses Genres gebühren die ersten Plätze William Black, R. D. Blackmore, Thomas Hardy, James Payn und Justin Mac Carthy, dem Homerule-Parlamentarier. Viel Erfreuliches ist auch von unseren Schriftstellerinnen in diesem Fach geleistet worden, doch ist unter ihnen seit dem Tode George Eliot's keine Kraft ersten Ranges erstanden.

Vom dramatischen Gebiete ist jetzt wenig zu sagen, und das Wenige ist nicht einmal neu. Es herrscht in unserem Lande ein entschiedener Mangel an talentvollen Bühnendichtern, und daneben macht sich seltsam genug ein ausgesprochenes Talent für manche Zweige der Schauspielkunst, z. B. für das komische Fach, bemerkbar. Die englischen Bühnen beziehen daher ihren Bedarf fast gänzlich aus französischen Quellen, und obgleich sich kürzlich einige inländische Producte hervorgewagt haben, so wurden dieselben mit dem mäßigen Erfolge aufgenommen, der ihnen gebührte. Nur ein einheimisches Erzeugniß hat einen wirklichen Erfolg errungen. Es ist die Operette „Patience", die eine unverwüstliche Popularität genießt und unausgesetzt zur Aufführung gelangt. Es ist die neueste Leistung der bewährten dramatischen Compagnons William Gilbert und Arthur Sullivan, welch letzterer einer der tüchtigsten Musiker ist, die England in neuerer Zeit hervorgebracht hat. Die Operetten dieser beiden Herren haben hier und in Amerika immensen Beifall geerntet. Sie athmen einen nationalen Geist und haben weder in der Idee noch in der Form und Ausführung die geringste Aehnlichkeit mit der französischen Opéra bouffe. „Patience" ist eine Ironie auf die so viel belachte ästhetische Bewegung; doch so amüsant das Libretto ist, es hat doch einen zu localen Charakter, um in eine andere Sprache übertragen zu werden. Welche ungeheure Zugkraft diese Opern hier besitzen, ist aus dem Umstande zu ersehen, daß kürzlich ein neues Theater eigens für dieselben erbaut wurde. Die so glänzend gelungene elektrische Beleuchtung dieses Hauses bildet jetzt das Tagesereigniß.

Hiermit wäre ich am Schluß meiner Schilderung des Londoner literarischen Lebens vom Spätherbst 1881. In einem zweiten Briefe hoffe ich Ihnen Mehreres von allgemeinerem Interesse berichten zu können.



Literarische Mittheilungen.

Neuigkeiten des Kunstverlags.

Von den Prachtwerken, deren Erscheinen in Lieferungen diese Blätter mit lebhaftem Antheil begleitet haben, waren zwei schon nach der Mittheilung des letzten Berichtes abgeschlossen. **Die französischen Maler des 18. Jahrhunderts** aus dem Verlage von Paul Neff in Stuttgart haben mit der 30. Lieferung ihren Abschluß erreicht. Das Ganze ist ein Werk, welches für das Verständniß des französischen Geistes im 18. Jahrhundert, für das Verständniß einer Cultur, welche im Guten und Schlimmen in diesem Jahrhundert eine dominirende Stellung hatte, unentbehrlich ist.

Die in demselben Verlag erschienene **Goldene Bibel** gelangt mit der 25. Lieferung für das alte Testament zum Abschluß. Ueberblickt man nunmehr die Reihenfolge der Tafeln, so tritt als ein ganz besonderes Verdienst hervor, daß Werke, welche nicht in den Händen von Jedermann sind, ja solche, von denen auch für den Kenner Nachbildungen oder Stiche schwer erreichbar, hier vereinigt wurden. So ist diese Sammlung von Stichen wohl geeignet, lebhaftes Interesse bei der Betrachtung immer neu zu erwecken.

Sofort nach diesem Abschluß hat die Reihenfolge von Bildern begonnen, welche das neue Testament zu illustriren bestimmt sind. Es ist unnöthig zu sagen, daß der meisterhafte Photographiedruck mit derselben erstaunlichen Treue und Lebendigkeit die besten Kupferstiche reproducirt, wie dies in Bezug auf das alte Testament der Fall war. Auch das neue Testament wird in 25 Lieferungen, also in 50 Blättern erscheinen. Heute liegen uns bereits die sieben ersten Lieferungen vor. Die Absicht ist auch hier, die Meisterwerke der Malerei, welchen ein biblischer Stoff zum Vorwurf diente, in den berühmtesten, ihnen die Entstehung verdankenden Arbeiten des Kupferstichs zu vereinigen und so ein großartiges Bilderwerk herzustellen, welches nicht dem Genie eines einzigen Künstlers entsprungen ist, sondern zu welchem die größten Meister der Jahrhunderte jeder sein Bestes, seine Meisterleistung beigetragen hat. Die Frische und Mannigfaltigkeit des Ganzen wird auch hier durch den Wechsel der Meister und durch das Augenmerk auf die noch nicht durch Nachbildungen trivial gewordenen Werke erreicht. Während jeder Einzelne unfehlbar an der ungeheuren Aufgabe erlahmt wäre, wie Doré zeigt, während selbst eine Verbindung mehrerer Personen, wie die war, durch welche Schnorr's Werk zu Stande kam, schließlich eintönig und ermüdend wird, wirken hier die Jahrhunderte zusammen, um den Gegenstand in immer neuer Frische sichtbar zu machen und zu gleicher Zeit durch die Einsicht, wie verschiedenartig die Behandlung in den verschiedenen Jahrhunderten gewesen, eine Art von kunsthistorischem Ueberblick zu gewähren. Mit besonderem Interesse wird man in den vorliegenden Lieferungen das rührende Bild von Rembrandt betrachten: Christus und die Jünger zu Emmaus. Hier hat der Realismus des Meisters zu der tiefsten Erfassung des idealen Momentes geführt, in welchem die beiden Jünger den Auferstandenen erkennen. Außerordentlich schön ist der in der Wüste predigende Johannes von Salvator Rosa, auch als Stich eine meisterhafte Leistung. In der wilden Landschaft wirken die kraftvollen, lebensmächtigen Gestalten mit doppelter Gewalt. Eine Anbetung der Könige von Rubens ist wohl geeignet, das Vermögen des Meisters zu veranschaulichen, wahre und lebenstrotzende Gestalten in einem freien Phantasievorgang entstehen zu lassen und in ausdrucksvollsten Bewegungen höchst frei und natürlich hinzu-

stellen. Wie sticht dagegen die Manier von Guido Reni in der Taufe Christi durch seine süßliche, trotzdem gefühlstiefe Art, den Vorgang zu empfinden, ab. Ein äußerstes Extrem solcher Richtung liegt in Ary Scheffer's Versuchung Christi vor; die verschwimmend weichen Züge Christi und das Licht, in welchem seine Gestalt steht, sind in einen gesuchten Gegensatz zu den hart von einander abgehobenen Zügen und der gewaltigen Musculatur des Satans gebracht, der in das Dunkel gestellt ist.

Zum Abschluß ist nunmehr gekommen: **Spanien** (Berlin, Verlag von Gebr. Paetel). Diese Reisebeschreibung mit Illustrationen umfaßt 29 Lieferungen, deren jede ein Tondruckbild und eine Anzahl von in den Text verwebten Illustrationen bringt. Die Schilderungen sind von Theodor Simons, die Illustrationen von Professor Alexander Wagner in München. Man begleitet die beiden Reisenden gern von Marseille, wo sie sich einschiffen über See; erblickt mit ihnen Barcelona zuerst vom Meere aus, mischt sich in das Menschengewühl der wunderbaren uralten Stadt; von Barcelona geht die Fahrt nach dem heiligen Berge Montserrat, dann über Zaragoza nach Madrid. Man darf wohl sagen, daß eine künstlerische Vergegenwärtigung dieser merkwürdigen Stadt in Bezug auf das Leben der Straßen, Charakter der Erscheinung der einzelnen Stände, die berühmten Stiergefechte, die Hauptbilder der Galerien bisher noch nicht existirt: Alles, was man sieht, durch die Architektur eigenthümlich umrahmt. Nun geht es über Toledo und Cordoba nach Sevilla, welches insbesondere mit seinen maurischen Architekturen einen zweiten Mittelpunkt der Darstellung bildet. In Granada endigt dieselbe. Sollen wir unseren Haupteindruck bezeichnen, so sind malerische Kraft in der Architektur, welche den Eindruck des Materials und der Farben durch den bloßen Wechsel von Hell und Dunkel hinzuzaubern vermag, und ein beinahe kecker Blick für das Charakteristische der Gestalten höchst bemerkenswerth und hervorragend in den Illustrationen des anerkannten Malers. Er weiß Alles in vollem Leben hinzustellen. Blättert man in den Zeichnungen, so glaubt man sich von der lebendigsten Bewegung des Straßentreibens in Sevilla oder Madrid umgeben. Eine solche Wirkung wird hauptsächlich durch ein kräftiges Herausarbeiten dessen, was der erste Blick von den Erscheinungen erfaßt, unter Weglassung des Uebrigen erreicht. Selbst was an den menschlichen Gestalten den behaglichen genießenden Blick besonders auf sich zieht, wird bevorzugt, und das Uebrige ist in wenigen Strichen angedeutet.

Zum Abschluß gelangt nun auch in seiner 35. Lieferung: **Hellas und Rom.** Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums. Von Jakob v. Falke. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Das interessante Werk geht aus von der Darstellung der Geschichte und des Staates, von Leben und Sitte; das Haus und das Leben in ihm, die Frauen und die Gastlichkeit, das Leben auf dem Markte und in den religiösen Heiligthümern gelangen zur Schilderung. Dann im dritten Abschnitt wird bildende Kunst, Poesie und Literatur durch Abbildungen erläutert. In dieser Folge wird Griechenland zuerst, alsdann Rom dargestellt. Es sind insbesondere die Abbildungen wirklicher Reste des Alterthums und die vorzüglichen Reconstructionen einzelner Architekturen oder ganze, mit Architektur verbundene Landschaftsbilder, auf welche wir nochmals als auf das Werthvollste in diesem Werke hinweisen.

Wir erhalten die 5. bis 19. Lieferung von: **Die Trachten der Völker** vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert. Von Albert Kretschmer und Karl Rohrbach. (Leipzig, Verlag von J. G. Bach.) Die zweite Auflage des bewährten Werkes tritt mit diesen Lieferungen in die byzantinische und die ältere christlich-germanische Zeit ein und schreitet bis in das 15. Jahrhundert voran. Der vortreffliche Text läßt nur Belegstellen, überhaupt Angaben der Quellen vermissen. Die Abbildungen sind historisch sehr zuverlässig; sie würden gewinnen, wenn da, wo direct benutzbare bildliche Denkmale vorliegen, Abbildungen von diesen den frei erfundenen hinzugefügt würden.

Ein neues Unternehmen tritt hervor, auf welches wir gleich in Bezug auf die erste Lieferung mit einem hohen Grade von Genugthuung und Freude sowohl über die Meisterhaftigkeit der Reproduction im Lichtdruck als über die glückliche Wahl des Gegenstandes hinweisen: **Rembrandt's sämmtliche Radirungen** nach den im königl. Kupferstichcabinet zu München befindlichen Originalen. Facsimile in Lichtdruck. Vervielfältigt von J. B. Obernetter. Mit erläuterndem Text von H. E. v. Berlepsch. Heft 1. (München, Verlag von Max Kellerer.) Hier sind einmal, wie es scheint, ein Gegenstand und eine Behandlung zusammengetroffen, wie sie Vollendung fordern und darbieten. Die Werke Rembrandt's werden hier in Facsimiles in Lichtdruck durch die bewundernswürdige Kunst von Obernetter hergestellt, die von den Originalen in keinem Punkte auch nur im geringsten abweicht, und hierbei soll es möglich werden, den Preis einer Lieferung, welche drei bis fünf Blätter enthält, auf vier Mark festzuhalten. Die vorliegenden vier ersten Lichtdrucke geben die genaue Größe des Originals, seine durch das Alter eigenthümliche Färbung, jeden Strich des Künstlers in einer nicht genug zu bewundernden Weise wieder. Wenn diese Samm-

lung so fortschreitet, wird sie dem Gelehrten wie dem ganzen weiten Kreise der deutschen Gebildeten die Originale der erstaunlichen Radirungen Rembrandt's vollkommen ersetzen. Und es giebt wohl keinen Künstler, welcher in Bezug auf seine Radirungen eine solche Stelle in dem Interesse des wirklich kunstliebenden Publikums einnähme. Die Realität, welche unsere Zeit im Kunstwerk sucht, tritt hier gleich wieder in dem Kopf, der in den Sammlungen als orientalischer bezeichnet wird und in Venedig 1635 von Rembrandt radirt wurde, alsdann in dem ergreifenden Bilde, Jesus Christus predigend, so hervor, daß jede Auffassung von Wirklichkeit in unserem Jahrhundert, von welchem Künstler es auch sei, entweder matt oder flach dagegen erscheint.

Nun seien einige illustrirte Reisebeschreibungen erwähnt. **Ein Spaziergang um die Welt.** Von Alex. Freiherrn v. Hübner. (Leipzig, Schmidt & Günther.) Der bekannte österreichische Diplomat schildert hier eine Weltreise, welche er im Beginn der siebziger Jahre unternommen hat, im Bedürfniß, fremde Menschen und Länder zu sehen, und diese Schilderung ist von Abbildungen begleitet. Das Werk ist höchst interessant. Dem hochgestellten Diplomaten standen außerordentliche Vortheile zur Verfügung, insbesondere in Bezug auf den Einblick in die höheren politischen Kreise. Dies macht sich in seiner Schilderung von Japan auf eine bemerkenswerthe Weise geltend. Die große Revolution, durch welche vor nicht langer Zeit dieses merkwürdige Land aus der Verfassung eines Lehensstaates überging in die eines Absolutismus, der den Weg der Reform betrat — eine Veränderung, die der in Europa am Beginn der neueren Zeit parallel ist, wird von dem Verfasser auf Grund persönlicher Erkundigung bei den mithandelnden Personen der besten Erörterung unterworfen, welche wir über diesen Gegenstand kennen. Die Form der Schrift ist elegant und geistreich. Viele der Abbildungen sind nach Zeichnungen des Autors, andere augenscheinlich nach Photographien. Unter ihnen werden gewiß die Facsimiles japanischer Zeichnungen besonderes Interesse erregen. Allmälig werden wir uns doch über die Kunst dieser innerasiatischen alten Kunstländer und ihre Entwickelung im Interesse einer vergleichenden Kunstgeschichte eine Vorstellung bilden müssen. Mit der 26. Lieferung geht die Reisebeschreibung auf China über; wir kommen auf sie zurück.

In Japan heben auch Schilderungen an, die unter dem Titel **Fremde Völker**, verfaßt von Oberländer, durch gute Abbildungen erläutert, im Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig erscheinen.

In die geschichtlich wichtigste Stadt Europa's führen uns die weiteren Lieferungen von: **Rom in Wort und Bild.** Schilderung der Stadt und Campagna von Dr. Rudolf Kleinpaul. (Verlag von Heinrich Schmidt und Karl Günther in Leipzig.) Das Werk beginnt auf dem Forum, dem Marktplatz des alten Rom; es enthält zunächst Schilderungen des alten römischen Lebens von diesem seinem Mittelpunkte aus. Das Werk ist mit guter Kenntniß des Alterthums abgefaßt und verspricht die am meisten instructive Darstellung der ewigen Stadt für weitere Kreise zu werden, die wir besitzen. Die Illustrationen sind diesem Zweck entsprechend.

Wie diese Werke auf die angenehmste Weise in die Kenntniß fremder Völker einführen, so ein anderes in die unserer eigenen Vergangenheit. **Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland.** Von Graf Stillfried u. B. Kugler. (Verlag von Fr. Bruckmann in München.) Der in glänzender Ausstattung vorliegende erste Band führt uns bis zum Tode Friedrich's des Großen. Die geschichtliche Darstellung ist vorzüglich. Der Text verdankt zwei der hervorragendsten deutschen Historiker seine Entstehung und darf demgemäß auf die Bedeutung einer selbständigen historischen Arbeit vollberechtigten Anspruch erheben. Die Geschichte der Hohenzollern wird darin in ebenso populärer wie gediegener Weise von ihrem ersten Anbeginn bis in die Tage des Glücks und der Siege erzählt. An dem Schmuck der Bilder haben sich ebenso hervorragende Künstler betheiligt, so daß dieselben dem Text völlig ebenbürtig zur Seite stehen. Das Buch ist in der That eine der bedeutendsten Erscheinungen des Buchhandels und ein Ehrenbuch der deutschen Nation in des Wortes vollster und bester Bedeutung. Von den Illustrationen fesseln unser Interesse vor Allem die Nachbildungen der Porträts: ein unschätzbares Mittel, in die Vergangenheit lebendig sich zu versetzen. Der zweite Band des ausgezeichneten Werkes, auf das wir demnächst zurückkommen, erscheint im Laufe des nächsten Jahres.

Der Geschichte der Kunst selber dienen die **Denkmäler der Kunst** von Lübke und Lützow, welche in Stuttgart im Verlag von Ebner und Seubert erscheinen. Wir haben wiederholt unsere Leser auf dies außerordentlich nützliche Hülfsmittel der Kunstgeschichte hingewiesen, dessen Preis ein erstaunlich geringer ist. Jetzt liegt uns bereits die zweite verbesserte und vermehrte Auflage der Volksausgabe vor. Die sieben ersten eben ausgegebenen Lieferungen schließen das siebzehnte Jahrhundert ab. Das Werk umfaßt gleicherweise Architektur, Plastik und Malerei.

* *
*

Der thätige Kunstverlag von M. Lubarsch u. Co. in Berlin (früher G. Stilke) bringt uns diesmal drei überaus schöne und sinnige Spen-

den für den Weihnachtstisch. Zuerst **Ed. Hildebrandt's Aquarelle.** Neue Folge. 2. Serie. Fünf Blatt in Aquarellfarbendruck ausgeführt von R. Steinbock. Hildebrandt's Aquarelle in diesen wundervollen, jeden Strich des genial-rapiden Pinsels wiedergebenden Nachahmungen — wer kennte sie nicht? wer liebte sie nicht? Und scheint es doch, als ob die Zaubermappe wie die Schatzhöhle im arabischen Märchen unerschöpflich wäre! Aber es scheint auch eben nur. Einst wird kommen der Tag, wo man das letzte Blatt herausnimmt, und wir fürchten, er steht bald bevor. Man raunt uns sogar ins Ohr: bereits diese Lieferung werde die letzte sein, und damit wäre denn freilich bestätigt, daß der Schatz erschöpft. Um so herzlicher wollen wir uns dieser letzten Gaben freuen, die in keiner Weise hinter den ersten zurückbleiben, bei deren Auswahl man doch gewiß mit zagender Sorgfalt zu Werke ging. An dem Manne war eben jeder Zoll ein Maler von Gottesgnaden. Da steht's wieder einmal geschrieben mit festen, schwungvollen Linien und klaren, leuchtenden Farben auf diesen fünf Blättern. Und seltsam! Wie leicht diese Linien auch fließen, wie zauberisch diese Farben auch leuchten — es wird dem, welcher mit Aufmerksamkeit das Schaffen unserer modernen Landschaftsmalerei begleitet hat, angesichts dieser Blätter nicht mehr einfallen, gegen Hildebrandt jenen Vorwurf zu erheben, der einzig als dunkler Flecken in dem Glanz seines Ruhmes haften zu bleiben schien, nämlich: daß er es mit der Realität nicht ernst nehme; daß es ihm, um einen Effect zu erreichen, gar nicht darauf ankomme, die Bescheidenheit der Natur zu verletzten. Davon kann jetzt nicht mehr die Rede sein. Im Vergleich mit der Alles wagenden Kühnheit unserer neuesten Orientmaler z. B.: unserer Körner, Gentz, Bracht, Schirm u. s. w. — wie calmirend förmlich wirkt die heitere Schönheit auf dem vierten Blatt: „Dorf am Nil"? trotzdem die ganze Gluth des Sonnenunterganges über diese Schlammhütten, diese von Tauben umflatterten Palmenhaine ausgegossen ist. Wer auch nicht das Glück hatte, die Sonne hinter den libyschen Hügeln sinken zu sehen — er muß von der Wahrheit dieser Schatten, dieser Lichter getroffen werden. „Nahe bei uns unter den Palmen lag ein Dorf; und der Rauch aus den Hütten, der in der Luft zu einem duftigen Nebel zerfloß, bildete mit dem Sonnenuntergang eine glühende Atmosphäre von Gold und Blau, in welcher ein ferner Palmenwald wie ein Traum aus dem Feenlande stand. — — An diesem Abend stürzte sich die Sonne plötzlich unter den Horizont und zog die Nebel in einem Strudel hinter sich her. Von dem Mittelpunkte des Wirbels aus verbreitete sich der leuchtende Dunst über den ganzen Himmel. Allmälig verblich er, und ein goldiges Dunkel begann die Nacht." — Man könnte glauben, diese Sätze, welche ich dem von mir übersetzten Skizzenbuche des Amerikaners G. W. Curtis entlehne, wären eine directe und sorgfältige Schilderung des Hildebrandt'schen Bildes anstatt eine „nach der Natur"; und so wird man freundlich genöthigt, jenen mathematischen Satz, welcher die Gleichheit respective Aehnlichkeit zweier Größen behauptet, weil sie beide einer dritten gleichen oder ähnlich sind, auch einmal auf einen ästhetischen Fall anzuwenden. — Daß der Meister sich auch auf Blatt fünf: „Jerusalem", genau an das Original, ich meine die Natur gehalten — ich möchte es in Erinnerung gewisser extravaganter malerischer Schilderungen der heiligen Stadt, die mir aus den Kunstausstellungen der letzten Jahre im Gedächtniß sind, beschwören; und für die drei restirenden Blätter: „Rom" (die Engelsburg, im Hintergrunde St. Peter), „Luzerner See" (mit dem Bürgenstock) und „Neapel" (von der Chiaga), könnte ich aus Autopsie den Beweis dafür antreten, mit welcher keuschen Wahrhaftigkeit der „große Effecthascher", der „geniale Aufschneider" die Wirklichkeit gesehen und wiedergegeben hat. Aber was bedarf's der Worte, wo schönste malerische Thaten so farbenkräftig reden! Lieber noch ein paar — viel darf ich ja nicht machen, so gern ich's möchte! — über die zweite und dritte Spende. — Die zweite aber ist **Vielliebchen** von Marie v. Olfers, deren anmuthigem Doppeltalent wir vor drei Jahren das herzige illustrirte Geschichtchen von: „Naseweis und Dämelchen" verdankten. Diesmal bietet sie uns ein Blumen- oder besser Blüthenmärchen; das Märchen von zwei Mandelblüthen, denen die Mutter Sonne befiehlt, sich drei Röckchen zu weben: ein's „klar und rein wie Sonnenschein", ein zweites „grün, der Hoffnung Kleid", das dritte „braun, recht dicht und schlicht, so warm ihr könnt, vergeßt es nicht!" Das fleißige Blüthchen thut nach der Mutter Rath; das leichtsinnige vergißt's und „will nicht dran", und nun wär's ihm übel ergangen und der böse Winter hätt's getödtet und begraben, wenn nicht das fleißige zwei braune Röckchen gewebt und die liebe Mutter Sonne ihm erlaubt hätte, den kleinen Leichtsinn mit hineinzunehmen, und — das Vielliebchen ist fertig und das Märchen zu Ende. Moral: „Mein und Dein soll in der Liebe nicht mehr sein," und darum: „Wer's vergißt, wenn er eins ißt, in schwere Schuld verfallen ist." Man sieht: die radicalste Lösung der socialen Frage, nur daß es leider ein — schönes Märchen in lieben Verslein und holden Bilderchen, lieb und hold, als hätte der Genius der Kindheit selbst das so träumend hingesungen und hingemalt. — Und in dem seligen Traum hält uns die dritte

Gabe fest: **Kinder-Lieder und -Reime.** Auswahl und Zeichnungen von V. P. Mohn, einem Schüler und Verwandten Ludwig Richter's, der bei seinem Meister was Tüchtiges gelernt hat. 28 colorirte Blätter in Quart, jedes die Illustration eines bekannten Kinderliedes, und eines wie das andere voll zarter Phantasie und sinnigem Humor in der Erfindung und mit sicherem Stift und kraftvollem Pinsel ausgeführt — das will gewiß viel sagen! Und sagt dennoch nur das Allgemeinste, während es von der wahrhaft erstaunlichen Fülle des anmuthigen Detail nichts verräth. Man muß das eben selbst sehen, beschreiben läßt es sich nicht: wie — ich nehme das erste beste Blatt — der Mond in der „Ammenuhr" so voll und hell über der schwarzblauen Silhouette der nächtlichen Stadt steht, während die junge Mutter, im Bette sitzend, das weinende Kind in ihren Armen zur Ruhe wiegt; und wie sie unten — auf demselben Blatte, zu dem Liedchen: „Geschnittne Nudeln eß ich gern" — das kleine Leckermaul auf dem Schoße hat und die beiden Hündchen zu Füßen mit erhobenen Augen, Ohren und Schwänzen so ausdrucksvoll sagen: wir auch! und keineswegs: „nur die feine!" Die Katze aber, die keine Nudeln mag, sitzt in der offenen Thür und sieht nicht in die sonnige Frühlingslandschaft hinaus, sondern träumt, in Erwartung des nächsten, von dem letzten Mausebraten. — So führt uns Blatt um Blatt all die alten lieben Kinderlieder vorüber in Text und Bild und — um das nicht zu vergessen — eine Menge, fast die meisten auch in Noten, unter ihnen K. Simrock's: „Guten Abend, gute Nacht" in J. Brahms' schöner, volksthümlicher Composition. Da ist denn wahrlich für Alles gesorgt; ich möchte sagen: für Alle, denn ich weiß nicht, ob an diesem Werkchen, dessen Gleichen in keiner Literatur zu finden sein dürfte, die klugen Erwachsenen nicht ebenso viel Freude haben werden wie die einfältigen Kinder.

* * *

Ariost's rasender Roland, illustrirt von Gustav Doré, metrisch übersetzt von Herm. Kurz, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. (Breslau, Verlag von S. Schottlaender.) Das hohe Lied der italienischen Renaissance, der Orlando furioso, liegt nun in einer neuen deutschen Prachtausgabe fast vollendet vor — und zwar in einer Ausgabe, die in jeder Beziehung als musterhaft gelten mag. Gute Uebersetzungen des herrlichen Epos von Ariost, von dem Goethe gesungen:

„Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz,"

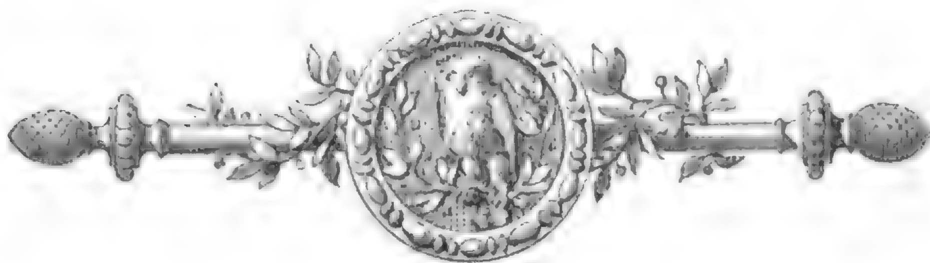
gab es auch vordem in Deutschland, keine aber, in der das Werk hätte freien Zutritt in die Familie haben und auch den jungen Mitgliedern derselben zur Freude und Anregung hätte dienen können, keine auch, in der die üppigen Rhythmen des italienischen Epos eine so treffende Verdeutschung gefunden als die vorliegende. Hermann Kurz hat in dieser Uebersetzung Außerordentliches sowohl in Bezug auf den Wohlklang der Verse wie auf die Treue gegen das Original geleistet, und die Arbeit weckt von Neuem die Trauer um den in der Blüthe der Jahre Dahingeschiedenen, von dem unsere Literatur nach vielen Richtungen hin noch Bedeutendes zu erwarten hatte. Eine schwere aber lohnende Arbeit hat Paul Heyse, der Herausgeber des Prachtwerkes, geliefert, indem er die Uebersetzung revidirt und ergänzt, vor Allem aber die Stellen, in denen „der sinnliche Uebermuth des Dichters unverhüllt sein Wesen treibt, mit behutsamer Schere zu beschneiden und die Spur des Weggefallenen durch leichte Uebergänge zu verwischen" gesucht hat. Freilich hat infolge dessen manches Schöne zum Opfer fallen müssen; dafür aber ist das Meisterwerk des italienischen Poeten nun in der That ein deutsches Familienbuch geworden. Nicht zum wenigsten hat an diesem Erfolg die Arbeit Gustav Doré's ihren redlichen Antheil. Seine Kunst, gleich groß im Zarten und Lieblichen wie im Schaurigen und Grotesken, feiert in diesen Illustrationen ihre Triumphe; seine Phantasie folgt der des Poeten in kühnem Schwung in die Regionen höllischer Leidenschaften wie in die Wunderwelt des italienischen Humors und weiß Beides gleich genial und künstlerisch vollendet darzustellen. Da auch die Ausstattung des Werkes eine geschmackvolle, die der Verlagshandlung zur Ehre gereicht, so haben wir ein Werk vor uns, das alle Anforderungen, die man an ein Prachtwerk in literarischer wie in künstlerischer Beziehung zu stellen berechtigt ist, in vollster Harmonie vereinigt.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. (Leipzig, Verlag von F. Hirt u. Sohn.) Auch dieses künstlerische Prachtwerk schreitet nun seiner Vollendung entgegen. Wir haben die Bedeutung des Werkes bereits in diesen Blättern gewürdigt und darauf hingewiesen, daß es eine fühlbare Lücke in unserer Literatur auszufüllen berufen sei. Nun, nachdem bereits der erste Band fertig vorliegt, können wir wohl behaupten, daß das Werk seinen Zweck vollauf erreichen werde. Norwegen und Schweden, Irland, Schottland und ein Theil von England sind in diesem Bande nach allen Richtungen hin anschaulich geschildert; Alles, was Sage und Geschichte, Kunst und Literatur in diesen

interessanten Ländergebieten gezeitigt, wird von berufenen Schriftstellern gut geschildert und von hervorragenden Künstlern in vortrefflichen Holzschnitten illustrirt. In dieser Hinsicht scheinen uns namentlich die Schilderungen des schottischen Hochlandes wie die Inner-Englands besonders lesenswerth; sie haben bedeutenden literarischen Werth auch ohne die beigefügten Illustrationen, die diesen Werth allerdings noch bedeutend erhöhen. Ein Ländercomplex, dessen Natur, Geschichte und Volkscharakter gleichen Reiz auf jeden Touristen ausüben, wird durch dieses vortreffliche Werk uns erheblich näher gerückt.

* * *

Andrea Sansovino und seine Schule. Von Paul Schönfeld. (Stuttgart, J. B. Metzler.) Der Zeitgenosse und Rivale Michel Angelo's (Andrea Contucci war sein Familienname, den er mit dem Namen seines Geburtsortes vertauschte) war in Monte San Savino 1460 geboren, wo er auch 1529 starb. Wenn auch vom Kunstlaien weniger als Michel Angelo gekannt und genannt, verdient er doch eine besondere Beachtung, da sich in seiner Kunst die Antike zur herrlichsten Blüthe entfaltete. Er ist im besten Sinne des Wortes ein Classiker der Bildhauerkunst in der Zeit der italienischen Renaissance. Ueber seine Lebensschicksale ist nicht viel bekannt; der Verfasser vorliegender Monographie beabsichtigt auch nicht, die spärlichen Nachrichten breit zu treten, doch ist es ihm gelungen, mehrere bestehende Irrthümer richtig zu stellen; sein Zweck ist, „die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Werke des Künstlers zu concentriren", und dies ist ihm auch gelungen; durch die klare und fleißige Kritik derselben tritt des Künstlers geistiges Bild und Kunstclassicität lebendiger vor unser Auge, als wenn wir nur einem Diarium seines Lebens gegenüberständen. Die Studien sind an Ort und Stelle vor den Originalwerken des Künstlers gemacht, und sie bekunden ebenso scharfen kritischen Geist wie eine ausgesprochene Liebe für den Künstler und dessen Werke. Leider können wir bei dem karg bemessenen Raume nicht näher auf Einzelnes eingehen, so gern wir etwas über die Taufe Christi am Battisterio zu Florenz, seine Grabmäler in Rom, seine Arbeiten an der Casa santa in Loretto, die uns durch persönliche Anschauung eine herrliche Erinnerung sind, sagen möchten. Ein Bahnbrecher wie Andrea Sansovino mußte auf die Mitwelt einwirken; diesen erziehenden und klärenden Einfluß auf mehrere der besten Künstler, die theils seine Schüler waren oder in dessen Geiste arbeiteten, versucht der Verfasser im zweiten Theile seiner Monographie klar zu legen, indem er über das Schaffen eines Jac. Tatti, der sich dem Meister zu Liebe auch Sansovino nannte, eines Tribolo, Alfonso und Girol. Lombardo, Fr. de San Gallo und Lion. del Tasso sehr erwünschte Mittheilungen macht. Dreißig Abbildungen in Lichtdruck erleichtern wesentlich das Verständniß der Arbeit, die gewiß in allen sich für Kunst interessirenden Kreisen höchst willkommen sein wird.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Aus dem Schnee.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Berger.

Ein struppiges Wesen von sieben Jahren war Tobias Feldstein. Ein Keller war seine Behausung, die Gasse sein Spielplatz; die Eltern, arme, vielgeplagte Leute, waren froh, wenn sie das Nothdürftigste an Nahrung und Kleidung herbeizuschaffen vermochten. An ihren beiden Knaben Erziehung zu üben, dazu gebrach es ihnen gänzlich an Lust, an Fähigkeit und an Zeit. Von Rechtswegen hätten die Rangen längst auf dem Friedhofe liegen müssen, vom Armenwesen eingesargt und begraben. Unzureichend bekleidet, mangelhaft gespeist, in verdorbener Luft schlafend, luden ihre Körper alle Krankheiten, die in großen Städten unablässig schleichen, zur Einkehr ein. Aber Beide wuchsen und gediehen; namentlich Tobias, der Aeltere, besaß eine zähe Lebensenergie, die sich den kümmerlichsten Existenzbedingungen anpaßte.

Es giebt Pflanzen, die in Miasmen freundliche Blüthen entfalten. Solchen Pflanzen ähnelte Tobias nicht; kein Keimknoten einer liebenswürdigen Eigenschaft war an ihm zu entdecken. Er war träge und schwerfällig im Sprechen, widerspenstig im Hause, launisch und rechthaberisch im Spiel, verdrießlich bei jeder Neckerei. Die kleinen Straßengenossen, wilde Murmelthiere wie er selbst, waren meist im Complot gegen ihn; sie reizten und ärgerten ihn, bis seine häßlichen Eigenheiten allesammt üppig hervorbrachen, um ihn dann jubelnd zu verspotten. Nach solcher Peinigung wartete Tobias tückisch seine Gelegenheit zu kleinlicher Rache ab. Nach Wochen noch, wenn von den Kameraden

die begangene Uebelthat längst vergessen war, that er dann diesem, dann jenem einen Tort an, und es waren immer glückliche Augenblicke für ihn, wenn er einem der kleinen, hülflosen Verbrecher einen empfindlichen Denkzettel gegeben hatte.

Es war die höchste Zeit, daß sich die Commune dieses wild wachsenden künftigen Staatsbürgers annahm, indem sie sieben Jahre Schulzucht über ihn verhängte. Mit saurer Miene schleppte Tobias Bücher und Tafel hin und her und ließ sich widerstrebend die Elementarkenntnisse beibringen. Währenddem conservirte er indessen seinen Charakter vorzüglich. Bei den Hazardspielen, die bei aller Schuljugend im Schwange sind, bildete er ein natürliches Talent aus, die Chancen des Glücks zu seinen Gunsten zu wenden. Er trieb Handel mit allen Bagatellen, welche die Begehrlichkeit von Kindern reizen; er setzte sich als Wucherer auf und wußte für seine kleinen Darlehen, Capital und Zins, bald nur sichere Schuldner zu finden. Solche Betriebsamkeit isolirte ihn inmitten der Gefährten und trug ihm Haß und Verachtung von allen Seiten ein; jedoch kümmerte ihn dies wenig; trotzig setzte er schon das Recht seiner Persönlichkeit gegen die ganze Welt.

Indem die Habsucht des Knaben wuchs, öffneten sich allmälig seine Augen für die Bedeutung des Geldes. Er ward inne, daß er mit den Seinigen ein jämmerliches Leben führe. Weshalb nur war das so? Die Eltern sagten seufzend, das sei nun einmal Gottes Ordnung; aber Tobias beruhigte sich bei dieser Auskunft nicht, er beobachtete und grübelte und lernte mit der Zeit, daß wohl die Stände bleiben, die Menschen jedoch von oben nach unten, von unten nach oben wechseln. Er hörte von Emporkömmlingen, von Leuten niedrigster Herkunft, die in die Fremde gezogen seien, weithin über einen mythischen Ocean, von dem sich Tobias Europa umgeben dachte. Dort, in Ländern ohne Winter, schien eine geheimnißvolle Macht zu wohnen, die in freundlichste Beziehung zu denjenigen Europäern trat, die sie aufsuchten. Man nannte sie das Glück; sie verlieh Reichthum und hob ihre Lieblinge im Schlaf in den obersten Rang der Menschengemeinde. Zum Ueberfluß fiel noch dem Knaben ein Buch in die Hand, worin der Einfall des Spaniers Cortez in Mexico geschildert wurde. Die fabelhaftesten Dinge von dem Reichthum jenes Landes standen darin und setzten die Phantasie des Lesenden in Brand. Fortan erschienen ihm Nachts im Traume goldene Götzenbilder mit Lippen von Rubinen und Augen von Diamanten und winkten ihm. Und immer heftiger strebten Tobias' Gedanken nach solchen Visionen in jene transatlantische Ferne, die er jetzt Mexico nannte.

Tobias hatte einen einzigen, jüngeren Bruder. Auch Otto hatte seine Träume; auch er barg hohe Wünsche in der jungen Brust; auch er empfand schmerzlich die Armuth, die ihn umgab. Aber seine Sehnsucht ging auf Wissen, auf Erkenntniß, auf Schönheit. Nicht der Anblick der Reichen, der Genießenden stachelte seine Energie auf; der Beruf des Lehrers, des Predigers war sein Ideal. Ein höheres Streben glühte wie ein mildes Licht in seinen blauen Augen.

Diesen Bruder machte Tobias zum Vertrauten seiner Zukunftsphantasien. Otto erschrak; wie ein Verlorener erschien ihm der goldhungrige junge Glücksjäger. Heftig wandte er sich gegen ihn und predigte ihm Unverständliches über die eigentlichen Ziele des Lebens. Einen Besessenen nannte er ihn, mit dem der böse Geist unfehlbar in die Schweine fahren werde. Tobias erboste sich über Miene und Ton des jüngeren Bruders und schalt zurück wie ein Wüthender. „Du wirst noch einmal als halbverhungerter Bettler zu mir

kommen," rief er ihm zu, „und mir aus schmutzigen Lumpen die Hände entgegenstrecken, auf daß ich sie mit den Brocken fülle, die von meinem Tische fallen! Aber ich sage dir: ich werde dich aus der Thür werfen lassen wie einen Aussätzigen!"

Otto erwiderte nichts, aber von Stund an waren die Brüder Feinde. Nun lag es Tobias erst recht ob, sich das glänzende Los zu bereiten, von dem seine Gedanken voll waren, wenn es auch nur geschah, um den ungläubigen Bruder zu ärgern, und als er zur Confirmation einen neuen Anzug erhalten hatte, verschwand er Nachts aus der verhaßten Kellerwohnung, und die Eltern hörten niemals etwas von ihm wieder.

* *
*

Die mexicanische Küste! Auf gelber Sandfläche ziehen sich in unregelmäßigen Reihen niedrige, castellartige Gebäude hin, hellgetüncht, mit wenigen tiefen Fenstereinschnitten und platten Dächern. Vereinzelte Pflanzen, wie hingeworfene große Knäuel zwischen Felsstücken verstreut, gewähren dem geblendeten Auge willkommene Ruhepunkte. Hier und dort streckt eine Palme die Büschelkrone empor; zackige, wunderlich geformte Blätter zeichnen sich scharf am blauen Himmel ab, als seien sie aus grünlackirtem Blech geschnitten. Fruchtbarer schimmert das Land aus der Ferne herüber, wo es, sanft zu den westlichen Bergen ansteigend, sich im Flimmer der Sonnenstrahlen verliert.

Der Schiffsjunge an Bord der einsegelnden Brigg trank dieses Bild mit heißen Augen in sich hinein. Näher und näher aus den Traumnebeln trat die ersehnte Zukunft zu ihm heran. Noch eine kurze Zeit, und Tobias beschritt den Boden jenes alten Landes, dessen eigenartige, hohe Cultur von spanischer Barbarei durch Gräuel ohne Zahl vernichtet wurde. Doch daran dachte der Jüngling nicht, der jetzt mit klugen Augen die fremden Dinge und Menschen musterte. Was kümmerte ihn das Schicksal untergegangener Völker, ihn, der von der Arbeit der lebenden nicht einmal etwas wußte, der nur sich selbst empfand, der nur blindlings dem dunklen Drange seines Mikrokosmus folgte!

Ohne den Schiffsjungen mußte die Brigg die Heimreise antreten. Tobias war entlaufen. Leicht genug hatte er graue Sünder gefunden, die dem jungen, vielversprechenden Collegen zu gesetzwidriger That behülflich waren. Arbeit, seinen Kräften angemessen, fand er bald in einem europäischen Kaufmannshause. Aber die Goldadern, von denen der Knabe geträumt hatte, wollten sich nicht finden lassen. Nicht viel anders als in der Heimath war es jenseits des Meeres; die Art und Weise des Lebens verschieden, der Inhalt derselbe. In der neuen Welt galt es wie in der alten Eigennutz gegen Eigennutz zu setzen; dort wie hier that das weiteste Gewissen den besten Fang, war die unbarmherzigste Klugheit die treueste Förderin weltlichen Wohlergehens.

In solchem Wasser sich zu tummeln, war für Tobias eine sehr natürliche Leibesbewegung. Zu genau kannte er aus der eigenen Praxis das System der täglichen kleinen Vortheile, als daß er nicht bald hätte bemerken sollen, wie dasselbe bei seinen Untergebenen, den gelben Caballeros, gang und gäbe wäre. Das war natürlich nicht zu dulden. Tobias vertrat das Princip der ehrlichen Arbeit mit grimmiger Consequenz, sobald Andere dagegen sündigten. Er machte den mannigfaltigen kleinen Spitzbübereien des Personals ein Ende, was nicht ohne harten Kampf abging, da Jene das Stehlen für ihr natürliches Menschenrecht hielten, und empfahl sich hierdurch den Chefs seines Hauses als eine Kraft, die wohl verdiene, über Größeres gesetzt zu werden.

Der Abenteurer aus dem Kellergeschoß

stieg und stieg. Da er immer die Manieren derjenigen geschickt zu copiren wußte, die zunächst über ihm auf der Leiter standen, so verfeinerte sich auch allmälig sein Aeußeres. Wie er sich einst das Spanisch der Gasse im Handumdrehen zu eigen gemacht hatte, so fing er jetzt die schillernden Sprachfloskeln der Gebildeten mit allezeit wachem Ohre. Er küßte Jedermanns Hand, er legte sich Jedermann zu Füßen, er stellte Jedermann sich selbst und seine gesammte Habe zur Verfügung. Wenn von irgend Jemand eine Doublone zu gewinnen war, nahm er sie mit der ausgesuchtesten Höflichkeit. Bald wußte keiner besser als er, für welche Waaren das fremde Volk am bereitwilligsten Geld und Gut hergeben würde. Er war mit einem Spürsinn für die Schwächen der Menschen begabt, der allein genügt hätte, ihn in einer Handelscolonie emporzubringen. Es konnte nicht fehlen, daß die Capitalisten jener Küstengegend auf die Talente des jungen Herrn Feldstein aufmerksam wurden. Tobias erhielt von verschiedenen Seiten vortheilhafte Anerbietungen, und nachdem er eine Zeit lang die eine Karte geschickt gegen die andere ausgespielt hatte, konnte er sich eines Morgens im Spiegel mit hoher Befriedigung als Theilhaber in einem alten, reichen Handlungshause begrüßen.

Wer Erfolg haben will, lasse Alles aus den Gedanken, was abseits der einen Straße liegt, an deren Ende sich sein Ziel befindet. Die Biene fliegt nur von Blume zu Blume, um Wachs und Honig zu sammeln; die Blüthe, welche ihr nichts zu liefern vermag, kümmert sie nicht. Solcher Biene glich Tobias. Emsig strich er jahrelang umher, immer in voller Arbeit, Tracht auf Tracht in seinem Bau häufend. Endlich war der Erntesegen hoch genug angewachsen; Tobias konnte daran denken, seine transatlantische Laufbahn abzuschließen. Noch ein letztes Geschäft war abzuwickeln: für seine Firma war ein reichbeladenes Schiff von Europa unterwegs. Ungeheuer würde der Nutzen an dieser Ladung sein, wenn die bösen Eingangszölle nicht wären. Aber in jenen bevorzugten Breitegraden sind die Zollbeamten gefällige, tolerante Menschen, die leben und leben lassen, und wer einen häßlichen Handel nicht scheut, kann durch ein ansehnliches Douceur erreichen, daß sie eine Zeit lang alle Sehkraft verlieren. Tobias hatte sich bereits in solchem Handel einige Erfahrung erworben; aber noch nie hatte er unter den Beamten der verschiedenen Küstenplätze eine so scharfe Concurrenz um das niedrigste Angebot eintreten lassen als bei dieser Ladung. Der Nutzen daran war enorm; Tobias hatte genug; satt konnte er nach Europa zurückkehren.

Das letzte glänzende Geschäft hatte indessen ein Nachspiel mit tragischem Ausgang. Als die eingeschwärzten Waaren bereits auf dem Rücken zahlreicher Maulthiere nach verschiedenen Niederlagen im Inneren des Landes abgegangen waren, verschwand einer der liebenswürdigen Zollbeamten. Unter den Collegen, die sich bewußt sein mochten, jenen bei Vertheilung der empfangenen Pauschsumme übervortheilt zu haben, wurde der Argwohn rege, der Vermißte habe sich zur Hauptstadt begeben, um durch Verrath eine Belohnung zu erwirken. Sofort organisirten die geängsteten Schufte eine Verfolgung mit den Waffen in der Hand, spürten den Treulosen richtig auf der vermutheten Route auf und tödteten ihn. Bei dem kurzen Gefecht trug auch einer der Verfolger eine Wunde davon, starb während des Rücktransports und erhielt wie der Andere ein Grab am Wege.

Als Tobias von diesem Vorfall hörte, zuckte er mit den Achseln. Was ging's ihn an? Die Thoren hatten ihre Haut zu Markte getragen und waren sie los

geworden. Keins der Goldstücke in Tobias' Tasche wies eine Blutspur auf. Wohl hatte auch er ein Gewissen, das gelegentlich seine Handlungen bekrittelte; aber dies Gewissen war ein verkümmertes, scheues Gebilde, mit laxer, ungesunder Moral aufgefüttert, zu kränklich, um ihm weh thun zu können. Mit heiterer Stirn konnte Tobias sich einschiffen; unterwegs schmeckte ihm Speise und Trank vorzüglich; regelmäßig kam der Schlaf zu ihm und erquickte ihn wie lange nicht. Als der reiche Mann die deutsche Küste betrat, lagen seine Erlebnisse jenseits des Meeres hinter ihm wie ein gleichgültiger Traum; greifbar, wirklich war nur das klingende Facit, das Gold. Aber wie er es hatte, so hatte es auch ihn.

* * *

Die Entwickelung der Cultur geht unbeirrt weiter, einerlei ob die vielen Hinterwäldler in den verschiedenen Erdtheilen davon Notiz zu nehmen belieben. Man kann sich wohl in einer Wildniß trotzig auf die eigenen Füße stellen und mit Beil und Hacke ein Heim gründen, worin man die ganze übrige Welt für einen Pfefferkuchen ansieht; aber wenn man in einem Culturlande wohnt und will nicht als verkappter Botokude in den Winkel gestellt werden, so muß man seine geistigen Fühlfäden in reger Bewegung halten und von dem vorüberziehenden Gewimmel Maß und Qualität erkunden, damit man seinen Cours danach richte.

Dies empfand auch Tobias bei seiner Rückkehr. Er mußte sich gefallen lassen, von den Leuten in der Seestadt, bei denen er sich einführte, in scheinbar zwanglosem Gespräch auf die Weite seines Gesichtskreises, auf den Umfang seines Wissens untersucht zu werden; er mußte sich gefallen lassen, daß man sich mit kalter Höflichkeit von ihm abwandte als von einem Menschen, der nicht fähig sei, die geistigen Kosten des Umgangs zu bestreiten. Gewiß: Alles, was Tobias als Knabe gesehen, konnte er jetzt als Mann genießen. Aber nun sah plötzlich die Gesellschaftsschicht, deren Vorrechte er glaubte mit dem bloßen Besitz schon erworben zu haben, ganz anders aus als ehedem. Er kam sich darin vor wie ein Igel unter Fledermäusen.

Es war nicht anders: Tobias mußte sich Flughäute schaffen, um von jenen als ihresgleichen angesehen zu werden. Er suchte und fand Genossen, beschäftigungslose Junggesellen wie er, die bereit waren, ihre freie Zeit dem bildungsbedürftigen Rentner zur Verfügung zu stellen. Sie wurden ihm die Modelle, nach denen er sich langsam metamorphosirte. Langsam, sehr langsam; aber warten hatte er gelernt von Jugend an. Und sein Anpassungsvermögen ließ ihn nicht im Stich; nach ein paar Jahren sah der alte Igel fast so aus wie ein Flugthier, und das Falsificat war schwer von einem Original zu unterscheiden.

Tobias hatte sich durch dritte Hand nach dem Schicksal der Eltern erkundigen lassen. Beide seien gestorben, erfuhr er; nur ein Sohn sei noch da, über dessen Verbleib die Nachbarschaft nichts wisse. Ob man ihm nachforschen solle? Tobias dankte. Er war nun aller Familienbande los und ledig; er brauchte nicht zu fürchten, daß sein Flug in die höheren Regionen der Gesellschaft durch arme Verwandte gehemmt werde.

Sobald Tobias sich genügend in den neuen Verhältnissen orientirt wußte, setzte er eine Firma auf; denn wo Alles Handel trieb, durfte er nicht feiern. Und Schritt für Schritt drang er wieder in jene Kreise ein, die nach seiner Ankunft ihn erst aufgenommen, dann aber hinausgefroren hatten. Der Tisch des nun Fünfunddreißigjährigen bedeckte sich mit Einladungskarten; man zog ihn ins öffentliche

Leben, man drängte ihm die Mitgliedschaft in Vereinen auf, man wählte ihn in exclusive Fachcomités. Tobias lehnte keine Einladung ab, trat in alle Vereine, besuchte alle Comité-Versammlungen. Ueberall erschien sein breites, glattrasirtes Gesicht mit den kalten grauen Augen unter dunklen, buschigen Brauen. Ueberall war er derselbe, stets selbstbewußt, kurz in der Rede, ausgesucht höflich in allen Umgangsformen. In seinen kaufmännischen Unternehmungen zeigte Tobias nüchterne Besonnenheit, weitreichenden Scharfblick. Das Verdict der handeltreibenden, aristokratischen Sippe über den Zuzügler gestaltete sich immer günstiger. An dem dauernden Erfolg eines solchen mercantilischen Talentes war nicht zu zweifeln; die Männer äußerten dies an ihre Frauen, und diese, die Chancen des Heirathsmarktes für ihre erwachsenen Töchter sorgsam beobachtend, beeilten sich, denselben Herrn Feldstein zu freundlicher Aufnahme zu empfehlen.

Daß er heirathen müsse, war Tobias längst klar geworden. Durch die Verbindung mit einem Mädchen aus einer der alten, eingesessenen Familien würde er mit einem Male dort festen Fuß fassen, wo er zu stehen wünschte. Natürlich durfte er sich nicht beikommen lassen, eine Verbindung aus Neigung zu schließen. Glücklicherweise war er durch seine Natur geschützt vor allen Verlockungen der Phantasie, die andere weichlichere Sterbliche zu unüberlegten Ehebündnissen führen. Nein, Tobias pflegte nicht mit unbekannten Größen zu rechnen. Als er seine Werbung anbrachte, wußte er genau, was ihm die schwächliche junge Dame, die er ausgewählt hatte, außer ihrer gleichgültigen Person zubringen werde.

Nach einigem Zögern gab ihm Cäcilie das Jawort. Fast klösterlich erzogen, von Charakter anspruchslos und schüchtern, hatte sie nicht den Muth gewinnen können, einen Freier abzuweisen, dem ihre ganze Umgebung ein vorzügliches Zeugniß ausstellte. So ließ sie sich zur Braut machen und wartete auf das Aufblühen der Liebe in ihrem matten Herzchen. Aber die Liebe ließ nichts von sich spüren; nur die guten enthusiastischen Freundinnen dichteten so viel davon in sie hinein, als sie aus Büchern wußten. Cäcilie mußte es eben leiden; sie mußte schweigend leiden, daß ihr am Polterabend in wohlgemeinten, aber mangelhaft construirten Versen alle Wonnen eines irdischen Paradieses verheißen wurden. Bei der Hochzeit wies der Modeprediger auf das überzeugendste nach, daß das junge Paar höchst glücklich zu preisen sei und nicht werde vermeiden können, stets auf den sonnigen Höhen des Lebens zu wandeln. Aber als der Champagner ausgeperlt hatte, kehrten die gläubigen wie die ungläubigen Gäste gleichmüthig zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und zu ihren gewöhnlichen Gedanken zurück und überließen das neue Ehepaar ruhig seinem fragwürdigen Schicksal.

O, es ging eine Weile recht munter zu in dem großen, prächtig eingerichteten Hause, worin Frau Feldstein musterhaft wirthschaftete. Wer wurde nicht alle geladen, um die funkelnagelneuen Teppiche, Möbel und sonstigen Geräthe in Augenschein zu nehmen, um mit den ausgesuchtesten Delicatessen gespeist, mit den feinsten Weinen getränkt zu werden! Zahlreichen Mahlzeiten präsidirte der ehemalige Kellerbewohner mit gemessener Würde und genoß mit hoher Befriedigung den Anblick und die Conversation seiner vornehmen Gäste. Nur hinterdrein, wenn die hochtönenden Toaste verklungen waren, wenn sich die Thür hinter dem letzten Gaste geschlossen hatte und herabgedrehte Gasflammen müde auf das Trümmerfeld einer verwüsteten Tafel schienen, kam dem stolzgesättigten Hausherrn wohl blitzartig der Gedanke, wie das Erreichte doch so gar

eitel und nichtig sei, und die Frage drängte sich ihm auf, was ihm denn nun noch zu erstreben übrig bleibe. Aber jener Gedanke verschwand und diese Frage blieb unbeantwortet.

Cäcilie ermattete allmälig im Rausch der Feste. Sie war zu wohlerzogen, um sich gegen die Pflichten zu sträuben, welche von altersher auch den Hausfrauen gebildeter Stände aufgelegen haben. Manche nunmehr selig verstorbene Tante und Großtante hatte in der Erfüllung solcher Pflichten das Glück eines lang hinausgesponnenen Lebens gefunden. Welches andere Glück konnte, durfte sie für sich verlangen? Sie trug die Lasten des Daseins wie ein traditionelles Verhängniß, aus dem kein Entrinnen möglich war. Die arme, bleiche Knospe war in einen Keller gerathen, dessen Kälte sie langsam tödtete. Während die Komödie in ihrem Hause unter Trompetenfanfaren und Trommelwirbeln ihren Fortgang nahm, wurde aus Cäcilie eine stille, melancholische Figur, die sich fast mechanisch umherbewegte. Die Leute sagten, sie kränkele. Die Leute, die ja eingetretene Ereignisse immer vorhergewußt haben, waren davon auch nicht eben überrascht. Die Stärkste sei sie nie gewesen, meinten sie; auch seien Mutter und Großmutter, wenn ihnen recht erinnerlich, an der Schwindsucht gestorben; dazu habe sie zwei beschwerliche Wochenbetten hinter sich, und dazwischen liege ein Leben voll unausgesetzter Aufregung; davon könne selbst eine Gesunde hinfällig werden.

Nachdem dieser Zustand Cäciliens schon eine Zeit lang gedauert hatte, fiel es Tobias doch endlich auf, daß er so häufig nach dem Befinden seiner Frau gefragt wurde. Wohl oder übel mußte er die scharfen grauen Augen einmal überlegsam auf die stille Gefährtin richten. Und Tobias' scharfe graue Augen verfehlten nicht, zu entdecken, daß seine junge Frau sich sachte anschicke, dem Glücke der Ehe mit ihm auf immer zu entfliehen. Die Aerzte, eiligst herbeibeschieden, präsentirten der Kranken eine Liste standesgemäßer klimatischer Curorte zur Auswahl. Aber Cäcilie wollte sich nicht aus der Heimath entfernen lassen; die bisher so Fügsame widerstand allen Versuchen, ihren Sinn in diesem Punkte zu ändern. Mit einem Fatalismus, der sonst ihrer Denkart fremd war, behauptete sie, daß sie ebenso gut zu Hause wie anderswo wieder gesund werden könne, und man mußte ihr schließlich den Willen lassen.

Nun wurde, um der Kranken willen, das ganze Hauswesen auf einen gedämpften, traurigen Ton gestimmt. Für Tobias, den armen Mann, war diese Krankheit eine unliebsame Schickung, denn er mußte sich bedauern lassen, und das wurde ihm recht schwer. Täglich wurde er von Theilnehmenden in ein peinliches Verhör genommen; mit besorgten Mienen drangen sie ihm ins Haus, mit umflorten Stimmen redeten sie ihn auf der Straße an. Keine Einladung wagte sich mehr über die Schwelle seiner Wohnung; war er doch in der öffentlichen Meinung der tiefbekümmerte Ehemann, ans Lager der rasch hinschwindenden Frau gefesselt! Und dieser öffentlichen Meinung gemäß mußte er seine Rolle spielen. Wehe ihm, wenn er von seinem inneren Barbaren ein Stückchen ans Tageslicht ließ!

Aber die öffentliche Meinung, in ihrem Charakter als Wächterin der öffentlichen Moral, hatte alle Ursache, dem Benehmen Tobias' während dieser Zeit ihre Approbation zu Theil werden zu lassen. Welch rührende Geduld während der Krankheit! Welch männliche Fassung bei dem traurigen Ende! Wahrlich, es war ein erbauliches Schauspiel! Hinter den Coulissen aber knirschte der Schauspieler mit den Zähnen, daß er vor einem Parterre innerlich Gleichgültiger einen Charakter agiren mußte, der von dem seinigen himmelweit verschieden war.

Der Wittwer durfte allmälig wieder alle Freiheiten in Anspruch nehmen, welche die Gesellschaft dem Junggesellen gestattet, doch war dafür gesorgt, daß er sich nicht zu frei bewegen konnte. Die Kinder, Knabe und Mädchen, obgleich wohlversorgt bei Hauslehrer und Bonne, waren dennoch rücksichtslos genug, dem Vater fortwährend persönliche Opfer zuzumuthen. Trotz der musterhaften Regelung des Erziehungswerkes wurde Tobias beinahe täglich seine Verantwortlichkeit für das Wohlergehen der beiden Wesen, die seinen Namen trugen, fühlbar gemacht. Krankheiten blieben nicht fern, kleine Unfälle waren nicht zu verhüten, der Bildungscursus mußte geprüft, der Umgang ausgewählt oder gutgeheißen werden. Bagatellen ohne Ende drängten sich an Tobias heran, unabweisbare Anforderungen an seine Zeit, an seine Laune, an seine Börse! Und diese Sclaverei mußte noch lange, lange Jahre getragen werden! Wenn doch das unbequeme Volk wild aufwachsen wollte, wie er selbst aufgewachsen war! Aber was sich für ihn geschickt hatte, war für seine Kinder nicht standesgemäß. Er hatte seinen Kindern schon hundertfach vergütet, was er der Generation vor ihm für seine Erziehung schuldig geblieben war; und nun noch immer weitere Opfer, weitere Lasten!

Während die Jahre langsam, o wie langsam! an Tobias vorüberglitten, kehrte ihm immer häufiger der seltsame Gedanke wieder, daß sein ganzes Streben im Grunde auf einer nichtswürdigen Täuschung beruhe. Die Werthe, nach denen er gejagt hatte, lösten sich in Dunst auf, sobald er sie besaß. Blies er resolut den blauen Dunst weg, worin er sich bewegte, so blieb ihm nichts als das Gold und die passive Gewohnheit des Lebens, die liebe Gewohnheit des Lebens mit den stets freundlich wiederkehrenden Trieben des Hungers und des Durstes, deren Befriedigung immer neue Genüsse gewährte. Unter Schüsseldeckeln und Weinflaschenkörken hausten die wahren, die einzigen Genien des Lebens; was sonst noch von den Menschen so genannt wurde, waren Irrwische, Kobolde, Trugbilder einer in kindischen Vorstellungen befangenen Einbildungskraft. Mochten Andere sich weiter davon narren lassen; nicht er, Tobias Feldstein! Die Serviette um den Hals geknotet, konnte er überlegen lächelnd zuschauen, wie Jene ihre Kräfte vergeudeten, um ein Weib zu erlangen, um einen Hausstand zu gründen, um endlich — lustigste aller Seifenblasen! — das sogenannte öffentliche Wohl zu befördern. Wer viel begehrt, muß viel entbehren; wer um Vieles sorgt, muß viel leiden. Glücklich ist nur, wer sein eigenes Selbst auf den Händen trägt und bei diesem Geschäfte weder rechts noch links schaut.

Bei solchen Grundsätzen gedieh Tobias leiblich vortrefflich, während neben ihm seine Kinder heranwuchsen und die ererbten Anlagen langsam in sich ausbildeten.

* * *

Die Söhne von Emporkömmlingen pflegen alle Unarten junger Aristokraten in hohem Maße zu zeigen, und Ulrich, der Sohn von Tobias, machte hiervon keine Ausnahme. Als der Jüngling in das Leben trat, kannte er für seine Handlungen nur die Grenze des äußerlich Erlaubten. Er trieb mit dem Strom und that ohne Bedenken, was er diejenigen thun sah, die er für seinesgleichen hielt. Noch bartlos eignete er sich die kostspieligen Gewohnheiten reicher Erben an. Tobias hielt ihn nicht knapp, aber der alte Herr hatte trotz seiner mannigfaltigen Lebenserfahrungen keinen Begriff davon, was ein junges Bürschchen in aller Stille durchbringen kann. Daß Ulrich weit mehr verbrauchte, als die ihm zugewiesene Einnahme betrug, konnte der Vater um so

weniger ahnen, da er den Sohn über seine freie Zeit verfügen ließ, ohne sich jemals von der Verwendung derselben Rechenschaft ablegen zu lassen.

Nachdem Ulrich mit beständig wachsender Schuldenlast ziemlich lange lustig gewirthschaftet hatte, nachdem auch das Spiel ihm die erhoffte Rente nicht abwarf und die gefälligen Borger zu unbequemen Mahnern geworden waren, speculirte er an der Börse auf den Namen des Vaters. Einige seiner Freunde hatten dasselbe gethan, und große Summen waren ihnen über Nacht in den Schoß geflogen. Da Ulrich sich für mindestens ebenso klug hielt als jene, warum sollte er nicht auch einmal sein Tuch für den goldenen Regen ausspannen, der fortwährend auf die Jünger Rothschild's niederträuft? Aber siehe da! der goldene Regen fiel an seinem Tuche vorbei, und nun sollte er am Ultimo eine große Summe in die Fangnetze Anderer einliefern.

Da mußte denn wohl oder übel der reiche Vater herhalten. Freilich überlief Ulrich ein Grauen, wenn er sich den kalten durchdringenden Augen des Vaters als armer Sünder gegenüber dachte. Er wartete bis zum vorletzten Tag des Monats, mit der geheimen Hoffnung, der Himmel werde vielleicht einstürzen; dann aber, als die Sonne ohne jegliches Symptom des Verfalls sich senkte, suchte er den Vater in dessen Cabinet auf.

Während Ulrich stehend mit stockender Stimme seine traurige Beichte ablegte, saß Tobias mit zusammengezogenen Brauen an seinem Schreibtisch. Ueber ihm tickte die Uhr, von einem bronzenen Mercur in vorgestreckten Händen gehalten, mit harter Zunge Secunde auf Secunde ab. Ebenso hart klangen die Schläge in jenem Metallgehäuse, das Tobias sein Herz nannte. Den Bleistift in der Hand, saß der alte, nunmehr respectable Abenteurer und fertigte eine Liste von Ulrich's Verbindlichkeiten an, inquisitorisch aus dem Zitternden der Wahrheit letzten Rest herausfragend. Grimmig lächelte er, als er das Facit gezogen.

Mechanisch zog er die Nullen auf dem Papier mit dicken Strichen nach und sagte: „Wer mit dir Geschäfte trieb, Ulrich, wußte, daß ich dir niemals Vollmacht gegeben, für mich zu kaufen und zu verkaufen. Aber deine sauberen Geschäftsfreunde handelten mit dir, obgleich sie deine Flausen durchschauten, weil du mein Sohn bist und weil sie die alte Legende glauben, daß alle Väter gutmüthige Schwachköpfe sind. Sie werden morgen finden, daß sie sich in mir geirrt haben; denn ich beabsichtige nicht, von diesen deinen Schulden auch nur einen Pfennig zu zahlen."

„Die Summe könnte ja dereinst von meinem Erbtheil gekürzt werden," schlug Ulrich schüchtern vor.

Tobias lachte spöttisch auf. „Wer sagte dir denn," erwiderte er, „daß du lange genug leben wirst, um mich zu beerben? Wer lehrte dich, über Geld zu verfügen, das du nicht hast, vielleicht niemals besitzen wirst? Du gleichst dem Landmann, der die künftige Ernte auf seines Nachbarn Acker versetzen möchte!"

„Was aber soll daraus werden?" fragte Ulrich.

„Wenn du von meinem Schlage wärst," sagte Tobias bedachtsam, „so würdest du dich vielleicht mit deiner Minorennität gegen deine Gläubiger decken. Aber dazu hast du die Stirn nicht; du bist kein Spieler von Natur. Leichtsinnig hast du einen Sturm wider dich heraufbeschworen, dem du Knabe nicht gewachsen bist. Also fliehe! Verschwinde, gehe in die Welt hinaus und sieh zu, ob dir anderswo die Karten günstiger fallen!"

Ulrich stand stumm.

„Es ist die höchste Zeit," fuhr Tobias fort, „der morgende Tag darf dich nicht

mehr hier finden. Um ein Uhr geht der Nachtzug; große Vorbereitungen zu treffen brauchst du nicht."

„Wohin soll ich reisen?" fragte Ulrich halb verzweifelnd..

Tobias zuckte mit den Achseln. „Ich an deiner Stelle," sagte er, „würde nach London gehen und von dort aus meinen Cours nach einem anderen Erdtheil nehmen. Aber ich mache dir keine Vorschriften; ich rathe dir nicht einmal; du hast dich in den Zustand der Selbständigkeit versetzt und sollst darin bleiben. Die Mittel zur Reise und zur Bestreitung deines Unterhalts für etwa ein halbes Jahr werde ich dir sogleich einhändigen."

„Ist es wirklich dein Ernst, Vater? Ich soll fort? Auf immer entehrt, soll ich mich in der Fremde verlieren?"

Tobias nickte, nahm eine Rolle Goldstücke aus der Schatulle und zählte eine Anzahl vor sich hin.

„Noch eins, Ulrich," sagte er währenddem. „Ich wünsche nicht, daß irgend Jemand argwöhne, ich habe vielleicht deine Flucht begünstigt. Du wirst dich also hinter meinem Rücken entfernen. Ich werde es dir leicht machen; ich werde sogleich das Haus verlassen und erst gegen ein Uhr zurückkehren. Morgen früh werde ich erfahren, daß du plötzlich verreist seist. Verstehst du? Und sollte man versuchen, Zahlung deiner Schulden von mir zu erwirken, so hast du wohl nichts dagegen, wenn ich andeute, du habest auch meine Kasse um einen bedeutenden Betrag erleichtert. Dir kann's ja einerlei sein; es geht in Einem hin."

Ulrich schauderte zusammen. Abscheulich geschickt war dieses Programm entworfen! Nein, diesem Vater konnte er nicht zu Füßen fallen! Sein Schicksal war entschieden.

Auf einen Wink des Vaters nahm Ulrich das Geld an sich. Indem er zurücktrat, ergriff ihn ein Schwindel; er mußte sich an der Kante des Schreibtisches halten.

„Nimm dich zusammen!" mahnte Tobias. „Du wirst von jetzt an deine fünf Sinne sehr nöthig haben."

„Leb wohl, Vater," sagte Ulrich.

„Leb wohl," antwortete Tobias und wandte sich zum Fenster.

So trennten sich Vater und Sohn.

Tobias begab sich in den Club, speiste zu Abend und setzte sich zum Spiel. Wie immer spielte er mit voller Aufmerksamkeit. Aber als Mitternacht sich näherte, ergriff ihn eine seltsame Unruhe. Es litt ihn nicht länger, wo er war; er mußte hinweg und sich auf Lauerposten in die Nähe seines Hauses begeben.

Um die nächste Ecke lugte Tobias. Ein Wagen fuhr vor, Koffer wurden aufgeladen, Ulrich huschte die Treppe hinab, stieg ein; der Schlag fiel ins Schloß, die Pferde zogen an, das Gefährt bewegte sich davon und verschwand in der nächsten Querstraße. Tobias athmete auf und ging langsam dem Centrum der Stadt zu. Aber merkwürdig! immer noch hörte er das Geräusch der Räder jenes Wagens. Er ging weiter hinweg vom Bahnhofe. Vergebens! das Rollen hielt an. Nun preßte er die Hände auf die Ohren, stand still und lauschte. Immer dasselbe Summen. Wie, wenn sich dies fatale Geräusch auf lebenslang in seinen Ohren fixirt hätte? Er schritt eilends davon, stark auftretend, und versuchte, durch selbsterregten Lärm jeden anderen zu ersticken. Nach einer Viertelstunde hielt er an, athemlos, und horchte wieder. Zuerst hörte er nichts als das Pochen seines Herzens; dann aber füllte der unheimliche Ton die Lücken zwischen den Schlägen; endlich rang er sich triumphirend empor. War er außen, war er innen? Tobias, tief erschreckt, wußte es nicht; er floh von dannen, erreichte sein Haus, schlüpfte hinein und eilte in sein Schlafzimmer. In

langen Zügen leerte er die Karaffe mit Wasser, die neben seinem Bette stand. Rasch warf er die Kleider ab und legte sich nieder. Als ob das Bett noch immer der Zufluchtsort vor allen Uebeln wäre wie ehedem in der lang, lang vergangenen Knabenzeit!

Kaum hatte Tobias seinen Kopf in die Kissen gedrückt, als ihm sein ganzes Gehirn zu schwingen schien. Er fühlte eine Bewußtlosigkeit über sich kommen, die etwas Anderes war als Schlaf, etwas Anderes, nicht zu Denkendes. Entsetzt sprang er auf und rannte im Zimmer umher. Allmälig wurde ihm besser; das Summen und Brummen ließ sich nicht wieder hören. Doch fürchtete er sich vor dem Schlaf; lieber ließ er die peinigenden Gedanken über sich ergehen, die in endloser Reihe, wie plötzlich entfesselte Furien über ihn stürzten.

Der Morgen schlich endlich heran und machte dem Gespensterunwesen ein Ende. Als es im Hause lebendig wurde, schellte Tobias und ertheilte dem Bedienten den Auftrag, schleunig den Arzt zu holen. Der Mann der Wissenschaft kam, schüttelte ernst das Haupt, sprach von apoplektischer Constitution, gesundheitswidrigen Lebensgewohnheiten, verschrieb eine Arznei, verordnete leichte Diät und reichliche Bewegung in freier Luft und empfahl sich mit der Versicherung, daß momentan alle Gefahr vorüber sei.

Tobias, jetzt wieder ganz der Alte, erwartete, daß man ihm Mittheilung von der Abreise des Sohnes machen werde. Aber seine Tochter Clementine ließ sich nicht sehen; das dienende Hauspersonal ging gedrückt, wie mit versiegelten Lippen, umher. Man nahm augenscheinlich Partei für den Entwichenen. Als Tobias spät am Morgen ausging, fand er, daß im Publikum sich bereits über den Zusammenhang der nächtlichen Ereignisse eine Version gebildet hatte. Ulrich hatte den Geldschrank des Vaters ausgeraubt und war dann geflohen; den Vater hatte bei der Entdeckung ein Schlagfluß getroffen. So erzählte man sich in der Stadt, und Tobias hatte keine Ursache, diesem vortrefflichen Mythos zu widersprechen.

Mittags brachte Clementine den Vater durch die plötzliche Frage in Verwirrung, ob denn die Entfernung Ulrich's durchaus nothwendig gewesen sei. Tobias stotterte eine unwirsche Antwort und befahl barsch, daß der Name des Sohnes fernerhin nicht in seiner Gegenwart genannt werde. Das Mädchen seufzte und schwieg.

Clementine, nunmehr Tobias' einziges Kind, war ein achtzehnjähriges schönes Mädchen. Von des Vaters Art war sie nicht. Früh schon hatte sie, dem Zuge ihrer innersten Natur folgend, von der optimistischen Lebensanschauung sich abgewandt, die um sie her im Schwange war. Schmerzlich erregt von der Fülle des Unvollkommenen und Häßlichen, die von allen Seiten auf sie eindrang, suchte und fand sie durch Hingabe an religiöse Vorstellungen Befreiung von dem unerträglichen Druck des Irdischen. Aber es gebrach ihr an Muth dieser Denkweise gemäß ihr Leben zu gestalten. Sie verschloß ihr Empfinden in sich und schwamm scheinbar wie die Uebrigen behaglich mit dem breiten Strome dahin, der sich lieblich von Genuß zu Genuß zu winden scheint, während sie ihn doch zwischen bemalten Pappstücken in tückischem Falle zur Versenkung rinnen sah.

Clementine würde dies zwiespaltige Leben weitergeführt haben, dem äußeren Schein gewohnheitsmäßig Opfer auf Opfer bringend, wenn ihr nicht, kurze Zeit nach Ulrich's Flucht, ein Candidat des Predigtamts nahe getreten wäre, der den Muth des Bekenntnisses in hohem Grade besaß. Allerdings pflegte Eduard nicht mit dem Besten, was er in sich hatte, salbungsvoll in jeden Alltagsquark hinein-

zufahren; traf er aber Gleichgültigkeit des Schmerzlosen gegen den Leidenden, traf er Herzensroheit in frivol lieblosen Urtheilen über Unglückliche, über geistig Arme oder schwache Sünder, dann kam es über ihn wie ein heiliger Zorn, und er kannte in strafenden Worten keine weltliche Rücksicht. Solch grobe Apostelmanier machte den Candidaten zum gefürchteten Gaste in größeren Gesellschaften, weil er in denselben fast unfehlbar zum Explodiren gebracht wurde und die beliebte Gemüthlichkeit in bedenklicher Weise störte.

Mehrere Male war Clementine Zeugin, wie der Candidat den leichten Weltkindern glühende Pfeile in die kalten Herzen sandte. Sie fühlte sich tief beschämt. Es war doch kein so großes Wagniß, sich selbst treu zu sein; nicht jedes Thierchen hat nöthig, die Farbe seiner Umgebung anzunehmen, um nicht zu Schaden zu kommen. Clementine begann aus ihrer Reserve herauszutreten. Sie machte den Gesinnungsgenossen zum Vertrauten ihrer Empfindungen; sie begann ihm bescheidentlich zu secundiren, wenn er für seine, für ihre Ideale focht. Eduard empfing die schöne Verbündete mit herzlicher Freude, und es konnte nicht ausbleiben, daß ihre Sympathie, durch Augen und Mienenspiel anmuthig begleitet, Alles, was menschlich war, in ihm erregte. Unwillkürlich suchten sich die Beiden und stellten sich den beobachtenden Freundinnen längst als Liebespaar dar, während sie glaubten, in voller Freiheit die Genüsse eines anregenden Umgangs auszukosten.

Die öffentliche Meinung unterließ nicht, sich mit diesem Fall zu beschäftigen. Man fand es bedauerlich, daß ein begabtes Mädchen sich von unzeitgemäßer, frömmelnder Empfindsamkeit hatte anstecken lassen. Weit schlimmer aber war es noch, daß des alten Feldstein schönes Geld später aus den Stadtmauern spazieren sollte, um von einer Dorfpfarre aus an Köthner und Häuslinge verplempert zu werden, dies schöne Geld, wovon ein normaler Schwiegersohn an sich und seinen Freunden so manches Gute thun könnte. Dies zu verhindern, wenn möglich, war die Pflicht der Gesellschaft.

Eine Muhme Clementine's übernahm es, Tobias die Kunde von der Verirrung seiner Tochter zuzutragen. Tobias hatte auf eine eheliche Verbindung ganz anderer Art für sein einziges Kind gehofft, auch um seiner selbst willen; denn er hatte zuweilen das Gefühl, als ob ihm noch immer der Duft seiner niedrigen Herkunft anhafte, und glaubte, seine Position durch eine glänzende Heirath Clementine's gänzlich außer Frage stellen zu können. Deshalb beeilte er sich, Clementine zur Rede zu stellen, überzeugt, daß auch in diesem Falle, wie bisher immer, sein Wille zu gelten habe. Aber er irrte sich; er mußte erleben, daß Clementine sich mit ruhiger Entschiedenheit seine Einmischung in dasjenige verbat, was sie ihre inneren Angelegenheiten nannte. Erbost nannte Tobias den Candidaten einen geistlichen Schleicher, der nur darauf ausgehe, sich ein Vermögen zu erheirathen, um dasselbe, nach Art der Schwarzröcke, zu verprassen. Die Tochter lächelte mitleidig über diesen Ausfall und erwiderte dem Vater kurzweg, Naturen wie diejenige Eduard's verstehe er nicht. Und auf des Vaters peremtorisches Gebot: du sollst nicht! zuckte sie die Achseln und ging gelassen ihrer Wege.

Diese Unterredung hatte eine ganz andere Folge als die von Tobias beabsichtigte. Clementine sah plötzlich ihren und des Freundes Zustand mit voller Klarheit. Ueberzeugt, daß Eduard nur durch sein Ehrgefühl davon abgehalten werde, um die reiche Erbin zu werben, überraschte sie den Freund durch die Erklärung, daß sie bereit sei, sein Schicksal zu theilen, sobald er ihr eine Heimath zu bieten habe. Der zartsinnige Liebhaber,

welcher sich mittlerweile seiner Neigung bewußt geworden war, stand im Begriffe, zu fliehen, weil er fürchtete, durch längeren Verkehr mit Clementine die Zukunft des geliebten Mädchens zu gefährden, dem er das bescheidene äußerliche Los, das ihn erwartete, nicht bieten mochte Nach Clementine's muthigem Geständniß mußte er dieses Bedenken fallen lassen; er säumte nicht, Tobias aufzusuchen, um für den geschlossenen Bund seine Genehmigung einzuholen.

Mit dunkler Stirn empfing Tobias den Besucher, den er verachten zu dürfen glaubte; barsch fuhr er ihn an, fast wie er weiland einen mexicanischen Strolch anzufahren pflegte, den er bei einem Diebstahlsversuch ertappte. Aber während er zornig redete, drang aus dem Auge des armen Candidaten etwas auf ihn ein, das ihn unsicher machte. Allmälig wechselte er den Ton. Sein Gebahren glich demjenigen des roh sich gehen lassenden Philisters, der in dem Unbekannten, mit dem er disputirt, plötzlich einen incognito reisenden Prinzen wittert. Kleinlaut endete Tobias und empfand nur die zweifelhafte Genugthuung, trotz der verwirrenden Blicke des Schleichers seine Meinung ausgesprochen zu haben.

Während Tobias polterte, hatte Eduard nach unpraktischer Idealistenweise den Zweck seines Besuches vergessen. Er sah urplötzlich in eine verlorene Menschenseele hinein, auf ein armes, nacktes, flügelloses Unsterbliches, und tiefes Mitleiden ergriff ihn.

„Sie dauern mich, unglücklicher Mann!“ sagte der junge Candidat.

Eigenthümlich durchschauerte es den alten Millionär bei dieser seltsamen Antwort. Er hätte auffahren müssen und das Bedauern des Anmaßenden mit Hohn zurückweisen, aber er konnte nicht; das Auge des Candidaten hielt ihn gebändigt.

Von dem uralten Fluche sprach Eduard, der auf dem Reichthum lastet. „Wie eine Schale von Diamant legt sich der Besitz um die Seele des Reichen,“ sagte er. „Tausende von Wesen seiner Art bewegen sich draußen umher, von Leid und Lust abwechselnd durchschüttert, in Arbeit und Gottesahnung verbunden, durch Liebe erwärmt. Sie alle spinnen redlich am Gewebe der menschlichen Entwickelung, ein Jeder nach seiner Kraft; sie alle wirken im Dienste des eingeborenen Geistes, der sich zur Herrschaft auf Erden durchringt. Wehe denjenigen, die sich als Parasiten im Leibe der Menschheit eingesponnen haben, nicht begreifend, daß auch sie als Theile dieses Leibes geschaffen, daß ihre Gaben ihnen verliehen worden sind, damit sie mittelst derselben lebend das Ganze fördern! Sie mästen sich zu Tode in ihrer Schale, und Kern und Gehäuse sind im Winde verflogen, noch ehe der nächste Lenz Erde und Menschen segnet!

„Auch Sie, Herr Feldstein,“ fuhr Eduard fort, „sind ein friedloser Mann, wie alle, die ihre Kräfte lediglich in den Dienst des eigenen Selbst stellen, wie alle, die von der Pflicht des Opfers und von der Seligkeit des Opfers nichts wissen. Auch Sie hat ruheloses Unbehagen bis zum heutigen Tage begleitet; niemals hat glücklich Erreichtes Ihnen zu einem fröhlichen Herzen verholfen. Das Begehren ohne Ende ist die alte, unerzogene, ungeläuterte Adamsnatur.

„Es ist ein arger Trieb, in blindem Wahn gegründet. Wohl ist allen Organismen die Selbstsucht eingepflanzt, damit sie das Leben erraffen, das ihnen als nächstes Ziel gesetzt ist; aber uns Menschen als höchsten Organismen ist in der Liebe die Macht gegeben, welche die Selbstsucht auslöscht und an ihrer Stelle zu wirken bestimmt ist. Durch die Natur an das Niedrigste gebunden, finden wir Freiheit nur in der Liebe. Möge auch für Sie die Stunde kommen, welche Ihnen diese Freiheit schenkt!“

Eduard war gegangen. Eine Weile noch saß Tobias wie in ein neues Gedankenland versetzt, neben dessen idealischer Schönheit Alles jämmerlich erschien, was ihm die Wirklichkeit bisher geboten hatte; dann aber sandte ihm der Dämon aus den Tiefen seiner Natur die Wuth ins Hirn, die Wuth darüber, daß er sich wie ein Knabe den Text hatte lesen lassen. Mit der geballten Faust schlug er auf den Tisch; dann sprang er auf und rannte im Zimmer umher, laut stöhnend in Beschämung und Trotz. Halb außer sich ergriff er eine marmorne Caritas, die auf dem Kamingesimse stand, und schleuderte sie auf den Boden, daß sie in Stücke zerschellte. Darüber kam ihm die Fassung wieder; mühsam sammelte er die verstreuten Trümmer und verbarg sie in seinen Schreibtisch.

Der Tochter sagte Tobias nichts von dieser Unterredung. Er erfuhr bald nachher, daß der Candidat die Stadt verlassen hatte, und hoffte, nie wieder etwas von ihm zu hören. Still und gelassen lebte Clementine neben ihm, immer gleichmäßig freundlich, Eduard's mit keinem Worte erwähnend. Schon wagte er wieder, heimlich Heirathspläne für seine Tochter und Erbin auszusinnen, als diese eines Tages zu ungewöhnlicher Stunde in sein Cabinet trat, einen offenen Brief in der Hand.

„Eduard hat eine Pfarre gefunden," sagte sie, „und ruft mich. Es giebt keine Erwägung, die mich hindern könnte, diesem Rufe zu folgen. Du hast damals Eduard deine Einwilligung zu unserer Verbindung versagt; jetzt bitte ich dich, ich, deine Tochter: laß uns in Eintracht scheiden!"

Das hatte Tobias nicht erwartet. Das junge Blut verlangte sogar, er solle seine Autorität ihrem Willen beugen, verlangte, er solle einen Schwiegersohn aufnehmen, vor dem er sich fürchtete! Nimmermehr!

„Ich bin keine Wetterfahne," grollte er, „die heute so steht und morgen so. Bei dem, was ich einmal gesagt habe, muß es sein Bewenden haben. Meinetwegen folge des Bettlers Ruf, der mehr Gewalt über dich hat als deines Vaters Stimme; ich bin der Thor nicht, der versucht, ein eigensinniges Weib zur Vernunft zu bringen! Aber verstehe wohl: mit einer Pfarrersfrau habe ich nichts mehr zu schaffen!"

„Eine ähnliche Antwort habe ich gefürchtet," versetzte Clementine traurig. „So muß ich denn Eduard's Vorschlag annehmen und mich zu einer seiner Tanten begeben, aus deren Hause er mich in die Heimath holen wird. Ich werde morgen reisen. Mit frohem Herzen streife ich den eitlen Schimmer ab, den ich so lange mir zur Demüthigung getragen habe. Nur eine Pfarrersfrau werde ich sein, ich weiß es; aber wenn es mir gelingen sollte, dies ganz zu sein, so weiß ich, daß ich nicht vergebens gelebt habe. Doch um deinetwillen, Vater, scheide ich mit Schmerzen von hier. Du scheinst hart, Vater, wie ein Kiesel, über den weder Regen noch Sonnenschein Gewalt hat; dennoch wird auch für dich die Stunde kommen, die dich zum Schmelzen bringt. Dann strecke die Hände nach deinen Kindern aus, und wir sind bei dir. Wann dies geschehen wird, ob früh oder spät: das weiß Gott allein!"

Abgewandt, das Haupt in die Hand gestützt, saß Tobias. Leise trat Clementine zu dem Schweigenden, legte ihm die Arme um den Hals und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Regungslos ließ es Tobias geschehen. Noch stand Clementine einen Augenblick zaudernd, als ob sich das steinerne Antlitz lebendig zu ihr wenden müsse; aber nichts regte sich an der Statue. Da seufzte sie und verließ das Zimmer.

Tobias verstand die Welt nicht mehr. Seine Tochter, ein junges Ding aus dem schwachen, eitlen, oberflächlichen Geschlecht

der Weiber, schleuderte die Prachtgewande von sich und ging wie triumphirend im Aschenbrödelkittel aus Schlaraffenland hinaus in ein rauhes, steiniges Gebiet, wo ihr nichts gewiß war als Entbehrung und Arbeit! Ob am Ende dort, wo ihr die Hütte bereitet war, sich Goldfäden durch Luft und Land spannen, echter und unvergänglicher als jene, nach denen seine plumpen Hände bisher so gierig gehascht hatten?

Und es ergriff den reichen Mann die Angst, daß er zeitlebens nichts gesammelt habe als werthlosen Schwefelkies; daß er die wahren Kleinodien des Lebens noch suchen müsse, Kleinodien, von deren Art und Aussehen er nur eine traumhafte Vorstellung hatte.

Wieder traten, mit jedem Sonnenaufgang, die altgewohnten Mühen und Sorgen ihn an und forderten ihn zum Kampfe auf. Auch packte er sie, rang mit ihnen und bewältigte sie; aber der frühere frohe Kampfesmuth fehlte ihm. Zuweilen zog er sich wochenlang aus der Gesellschaft zurück und verbrachte im einsamen Hause lange Abende. Dann erschienen ihm an den Wänden umher Bruchstücke aus Eduard's Rede: brennende Hieroglyphen, an deren Entzifferung er sich abmühte. Endlich, da ihm keine Offenbarung kam, kehrte er zornig zu den alten Göttern zurück und schlürfte wieder eine Weile aus dem Becher der Lust, den sie ihm credenzten.

* *
*

An einem Weihnachtsabend gegen halb acht Uhr von seinen Geschäften heimkehrend, stampfte Tobias vor der Thür seines Wohnhauses den Schnee von den Füßen. Er grollte über das widerwärtige Wetter; er grollte über die Pflichtvergessenheit der Anwohner, welche versäumt hatten, die nasse Decke von den Fußsteigen zu entfernen; er grollte über die Polizei, welche, von dem allgemeinen Festfieber angesteckt, keinen Menschen an seine Obliegenheiten erinnerte; er grollte endlich über sich selbst, über seine unbegreifliche Gutmüthigkeit. Denn er hatte seinen Domestiken einen freien Abend geschenkt; er würde das Haus leer finden und mußte fürchten, für seine Bequemlichkeit schlecht gesorgt zu finden.

Nachdem Tobias sich mittelst des Hausschlüssels Einlaß verschafft hatte, entledigte er sich auf dem Hausflur des feuchten Ueberrockes. Schnee und Wasser spritzte umher auf dem marmornen Estrich. Auch vom Hute tropfte es herab und sammelte sich am Boden zu trüber Lache. Aergerlich sah Tobias die häßlichen Flecken, die er gewähren lassen mußte, und trat übelgelaunt in sein Wohnzimmer, das zu ebener Erde nach vorn gelegen war.

Der Anblick, der sich ihm dort darbot, war indessen wohl geeignet, ihn in eine behagliche Stimmung zu versetzen. Die Dienstboten hatten vollauf ihre Schuldigkeit gethan. An dem dreiarmigen Kronleuchter waren sämmtliche Flammen entzündet und sandten durch die geschlossenen Milchglaskuppeln ein mildes Licht aus. In dem geräumigen Kamin glühte es, als ob derselbe soeben aus dem Krater eines Vulcans mit frischer Lavamasse gefüllt worden sei. In der Mitte des Raumes stand eine gedeckte Tafel, von Silber und Krystall funkelnd, mit Speisen bedeckt. Es fehlte nicht als Entree die getrüffelte Straßburger Gänseleberpastete noch röthlich schimmernder Hummer inmitten eines Kranzes von frischen Salatblättern; aus glänzenden Hügeln von Aspic schimmerte hier das weiße Fleisch eines gemästeten Kapaunen, dort das dunkle eines Rebhuhns; aus der Menge des Geschirrs erhob sich wie ein Säulenstumpf ein mächtiger Stiltoner Käse; Schalen mit frischem Obst boten köstlichen Nachtisch.

Während Tobias in seinem nebenan

gelegenen Schlafzimmer Hausrock und Pantoffeln anlegte, pries er sich glücklich, daß er alle Einladungen abgelehnt hatte, die zur Feier des heiligen Abends an ihn ergangen waren. Oft genug war er früher mit seinen halberwachsenen Kindern bei verwandten Familien an diesem Abend zu Gaste gewesen. Er kannte den schablonenhaften Verlauf der Feier ganz genau. Auf den Klang einer schrillen Glocke stürzte eine Schar fieberhaft aufgeregter Kinder in ein geputztes Local, zerstreute sich, des mühsam hergestellten Baumes nicht achtend, habgierig zu den Tischen, tobte mit neugewonnenem Spielzeug unbändig umher und fiel nimmersatt die aufgehäuften Leckereien an. Unterdeß bewegten sich die Erwachsenen, von dem entfesselten Lärm fast betäubt, durch das Gewühl, hier einen schreienden Unzufriedenen beruhigend, dort allzu großem Unfug steuernd und mittlerweile die feuergefährliche Illumination ängstlich beobachtend. Schließlich erzwang der ungeduldige Vater, die geplagte Mutter Ruhe, und die bunte Gesellschaft vereinigte sich zu einem altmodischen Choral, einem kindischen Liede, dessen Text über die erste Strophe hinaus Niemand auswendig wußte.

So stellte sich in Tobias' Erinnerung die Weihnachtsfeier dar. Wohl mochte er da den einsamen Schmaus vorziehen, zu dem er sich nun in aller Gemächlichkeit rüstete. Er stieg in den Keller hinab, öffnete die nur ihm zugängliche Schatzkammer, worin er die auserlesensten Producte der Weinberge aller Länder aufbewahrte, wählte bedachtsam und stieg endlich wieder langsam empor, beladen mit einer Flasche Chateau Lafitte und einer Flasche Cliquot. Die Stiege knarrte unter seinen schweren Tritten. Ruckweise setzte sich in dem leeren Hause das Geräusch von Stockwerk zu Stockwerk fort, als ob jede Treppe beschritten würde.

Tobias schritt unbeirrt weiter. Dort oben rumorte schon lange nichts Lebendiges mehr, und das Todte fürchtete er nicht. Nun mußte er doch an den Tritt des Sohnes denken, den lauten Tritt, den er dem unbändig hinauf und herab Stürmenden so oft verwiesen. Es war nur natürlich, daß seine Gedanken sich mit Ulrich zu schaffen machten. Am heutigen Tage hatte Ulrich von Ostindien aus seine hinterlassenen Schulden auf Heller und Pfennig getilgt. Rasch war die große Neuigkeit zu Tobias gedrungen. Es war diesem weder unbekannt geblieben, daß Ulrich vor einigen Jahren als Theilhaber in ein großes englisches Handlungshaus eingetreten war, welches während einer Cholera-Epidemie rasch nach einander mehrere Chefs verloren hatte, noch auch, daß in jenen Ländern infolge von Mißernten an alten Lagern ungeheure Summen verdient worden waren. Aber nach Tobias' Denkweise hatte des Sohnes ehrliches Verfahren nur dann Sinn, wenn jener beabsichtigte, zur Heimath zurückzukehren. Nun mußte er erwarten, Ulrich vielleicht schon in Bälde in seinen Kreisen erscheinen zu sehen, ein vermögender Mann wie er. Wenn nun der jetzt unabhängige Sohn die wahre Geschichte seiner Verirrung und Vertreibung der Welt zum Besten gäbe? Wenn man die häßliche Rolle erführe, die er, der Vater, in dieser Geschichte gespielt hatte? Wahrlich, bei solcher Aussicht gehörte die ganze vielfach erprobte Willenskraft des eisernen Mannes dazu, die Genußfähigkeit für die servirte Abendmahlzeit zu behaupten.

Aber er brachte es fertig, indem er den Blick fest auf die Gegenwart richtete. Vorsichtig versenkte er den Champagner ins Eisbad, rückte dann einen Sessel zum Kamin, nahm die Flasche Lafitte auf die Kniee und während er sie langsam drehte, setzte er sie der strahlenden Gluth des Feuers aus. Allerdings traf auch ihn

die mehr als tropische Hitze und trieb ihm Schweißtropfen auf die Stirn; doch was wollte das bedeuten, wo es galt, das subtile Getränk gaumengerecht zu machen, wo es galt, jedes schlummernde Atom von Aroma ins Leben zu wärmen!

Es war Tobias nie in den Sinn gekommen, eins von seinen Kindern, als dieselben noch kleine, zappelnde Geschöpfe waren, auf den Schoß zu nehmen wie jetzt die Weinflasche. Woher hätte er denn wissen sollen, daß auch in den Menschen die besten Eigenschaften durch liebevolle Behandlung entwickelt werden?

Endlich hatte der Wein die erforderliche Temperatur, und Tobias setzte sich zu Tische, knotete die Serviette um den Hals und begann zu speisen. Als kluger Mann ging er haushälterisch mit seinem Hunger um; er spielte mit diesem unschätzbaren Naturtriebe und schob den Moment der völligen Sättigung so weit hinaus wie irgend möglich. Schüssel auf Schüssel zog er heran und prüfte genießend Geschmack gegen Geschmack. Aber auch der raffinirteste Eßkünstler empfindet endlich die Schranken seiner Natur. Nach langer Thätigkeit mußte Tobias Messer und Gabel definitiv aus den Händen legen. Die Flasche Rothwein war geleert; Tobias, echauffirt von der verrichteten Arbeit und der im Zimmer herrschenden Wärme, verordnete sich nun den frappirten Champagner als Erfrischung, holte einen Roman herbei, ließ sich halb liegend auf einem Sessel nieder und schickte sich an, die Fictionen des Dichters mit dem wohlwollenden Antheil eines Menschen zu genießen, der satt und deshalb in der Stimmung ist, fünf gerade sein zu lassen.

Kaum hatte Tobias angefangen zu lesen, als in der tiefen Stille die Uhr auf dem Schreibtische wieder zu ihrem Rechte kam. Denn sie mit ihrer harten Metallzunge führte gewöhnlich das Wort in diesem Raume. An diesem Abend, als Tobias' Blick schwerfällig über die ersten Seiten des Buches glitt, schlug ihr monotones Stammeln seltsam an sein Ohr. Er hörte auf zu lesen und horchte. Es war, als ob Jemand leise und eifrig auf ihn einredete. Betroffen wandte er sich um. Jetzt hörte er nichts weiter als das Geräusch eines arbeitenden Uhrwerkes, das unter dem Bann seines Blickes furchtsam gedämpft aus den Händen der Mercursfigur hervorklang, die es hielten. Die Devise am Sockel: „Zeit ist Geld", paßte schlecht zu der augenblicklichen Beschäftigung des Zimmerherrn. Lächelnd wandte sich Tobias wieder dem Roman zu. Aber kaum hatte er die nächste Seite herabgelesen, als der Ton hinter ihm wieder anschwoll, wieder zur articulirten Rede wurde. Immer verständlicher schien ihm die Sprache der alten Gefährtin; endlich glaubte er zu hören:

„Die Zeit ist Geld. Ei, ei, du Thor! Hast du mit blödem Menschenwitz, du selbst, dies Sprüchlein ausgeheckt? Sahst du sie jemals ausgemünzt? Hat sie sich greifbar dir gezeigt? Wo warst du, als sie Anfang nahm, die niemals nicht war so wie du? Du glaubst, du Narr, sie diene dir; derweil sie von der Welt und dir nichts weiß und niemals wissen wird. Bald schließt die Post; du gehst davon ins Nichts, wo du gewesen bist. Doch der Secunden ew'ge Reih rinnt fort und fort auf neues Sein. Läßt irgendwer ein freundlich Bild von seinem Wesen hier zurück in irgendwem, der nach ihm ist: Tobias, du bist's wahrlich nicht. Schon ruht in meines Rades Schwung auch deines Lebens Schlußmoment —"

Aergerlich, mit gewaltiger Anstrengung raffte sich Tobias empor und hielt den Perpendikel an. Plötzlich tiefes Schweigen, fast so unheimlich als soeben das Stammeln der Uhr. Tobias ergriff wiederum das Buch und las Wort für Wort mit angestrengter Aufmerksamkeit. Nun

schmerzte ihn das Licht. Er drehte die Gasflammen herab und hoffte endlich zum ruhigen Genusse seiner Lectüre zu kommen. Aber es war ihm schwer, den fremden Gedanken zu folgen, die sich unwillig aus den tanzenden Lettern lösten. Auch nahm das Buch mit jeder Secunde an Gewicht zu; immer müder wurden die Hände, die es hielten; endlich sanken sie auf den Schoß nieder.

Noch immer keine Ruhe! Aus dem Dunkel tauchten plötzlich Gestalten auf und schwebten auf ihn ein. Unmittelbar vor ihm erschien ein blasses, gutes Knabengesicht; ein Paar wohlbekannte blaue Augen blickten ihn tiefernst an. So sah vor vierzig Jahren sein Bruder Otto aus. Tobias wollte die Arme heben, um das Gespenst zu scheuchen. Seine Glieder gehorchten ihm nicht. Schon war auch die Erscheinung verschwunden. Aber neue Bilder aus alter Zeit nahmen ihren Platz ein, Bilder aus seinem Wanderleben, Bilder von der Seereise. Da lag sie wieder vor ihm, die mexicanische Küste, wie er sie einst zuerst erblickt. Vorüber! Schiffe, Kisten, Waarenballen, bepackte, keuchende Lastträger —

Aber was ist's, das Tobias jetzt sieht?

Eine öde Straße windet sich auf felsigem Terrain von Einschnitt zu Einschnitt. Das ist die Straße, die von jenem mexicanischen Hafenplatz zur Hauptstadt führt, jenem Hafenplatz, an dem Tobias' letzte große Ladung ausgeschifft wurde. Keine andere Straße, die er je gesehen, sieht ähnlich aus. Sieh da, sie belebt sich. Auf müdem Pferd erscheint ein hohlwangiger Reiter. Mühsam schleppt das arme Thier seine Bürde über Sand und Geröll. Unstät, furchtsam schweifen die Augen des einsamen Reiters umher. Zuweilen hebt er sich im Sattel und blickt zurück. Er sieht nichts, athmet tief auf und setzt sich wieder zurecht. Plötzlich kommt aus weiter Ferne ein leises Klirren und Klingen von Messingstücken, die, dem Pferdegeschirr als Zierrath angehängt, an einander schlagen. Nach einer Weile rauscht es auf wie Getrappel von Hufen auf steinigem Boden. Der Reiter hört es und weiß es zu deuten. Das Blut weicht aus seinen Lippen; er legt den Carabiner quer vor sich, lockert die Pistolen in den Halftern und giebt seinem Thier die Sporen.

Aufstöhnt das Pferd und schnaubt unmuthig; gequält erträgt es die Stacheln, die sich in seine Weichen bohren; aber seine Kraft ist erschöpft. Näher kommt das unheilverheißende Geräusch; die Felswände am Wege fangen es auf, werfen es einander zu und schleudern es riesengroß in des Reiters Ohr. Das Herz pocht ihm laut. Ist es der Tod, der unaufhaltsam herbeiklappert? Ist es ein gleichgültiges Etwas, das nur sein böses Gewissen zum Entsetzlichsten ausspinnt? Er erträgt es nicht mehr, das kommende Unvermeidliche hinter sich zu wissen, wo es am schrecklichsten scheint; am Eingang einer Schlucht wendet er sein Pferd und hält. Das Thier spitzt die Ohren und zittert; es ahnt das Verhängniß wie sein Herr.

Minuten dehnen sich, als ob jedes Korn in der Sanduhr einzeln hinabtropfte. Nun kommt es: der nächste Felsspalt, auf den des Reiters blutunterlaufene Augen unverwandt gerichtet sind, speit vier Gestalten aus. Er erkennt sie, die Collegen aus dem Zollhause, die er verrathen will; oben im Halse pocht ihm das Herz. Nun stutzen jene; sie haben den Flüchtling entdeckt. Ausrufe, verworrenes Triumphgeschrei; dann sprengen sie heran. Einer parirt sein Pferd, reißt die Büchse an die Backe, schießt und fehlt. Die starre Figur vor der Schlucht belebt sich; auch von dort dröhnt ein Schuß. Hohngelächter antwortet. Wie im Nebel sieht das Opfer drei Gewehrläufe auf sich gerichtet. Da wirft er sich vornüber auf die Kruppe des

Pferdes; wie Dolche stößt er die langen Stacheln seiner Sporen dem Thiere in die Flanken. Er hat den Carabiner von sich geschleudert und die Pistolen aus den Halftern gerissen. In wilden Sprüngen stürzt das erschreckte Roß vorwärts auf die Verfolger zu. Es bildet sich ein wirrer Knäuel von Menschen und Pferden; Schüsse knattern; ein Vorhang von Rauch deckt das Geschehende.

Der Lärm verhallt, der Rauch verzieht. Ein Pferd liegt auf den Sand gestreckt; unter ihm windet sich ein leichenblasser Mensch hervor. Gebückt, lautlos drängen die Mörder herzu; drei lange Messer funkeln auf und verschwinden —

Ein gepreßter Schrei, und Tobias fuhr empor. Er öffnete die Augen und sah sich fast befremdet in dem wohlbekannten Raume. Tiefe Stille herrschte darin. Das Knistern im Kamin hatte aufgehört, ein dichter schwarzer Schleier lag auf den verglimmenden Kohlenresten. Jetzt stürzten die Eisstücke im Champagnerkühler in sich zusammen und raschelten leise an den metallenen Wänden. Die halbvolle Flasche rangirte sich neu auf dem veränderten Fundament und knirschte mit dem rothbelackten Halse an dem Rande des Kübels.

Ein Schüttelfrost durchschauerte Tobias. Er sagte sich, daß er eingeschlafen sein mußte, von Wein und Wärme überwältigt. Aber daß ihn Niemand geweckt hatte! Bis in den Morgen hinein schien das pflichtvergessene Gesinde den freien Abend auszudehnen, den er ihm geschenkt hatte! Denn Stunden lang mußte diese entsetzliche Traumreihe ihn gequält haben.

Wie spät war es denn? Tobias blickte hinüber zum Schreibtisch. Der Perpendikel unter der Mercursuhr schwang nicht. Seltsam! Die Taschenuhr zeigte halb zehn. Erst halb zehn? Kaum möglich! Wieder überkam Tobias das Gefühl des Frierens. Hatte im Laufe des Abends die Kälte draußen etwa so rasch zugenommen?

Tobias ging zum Fenster, zog den Vorhang auf und sah nach dem Quecksilberstand des Thermometers. Zehn Grad Kälte! Da war es allerdings erklärlich, daß die Wärme im Zimmer in anderthalb Stunden tief gesunken war! — Indem Tobias halb unbewußt die vollständig öde Straße überblickte, durch welche die zusammenschauernden Gasflammen ein frostiges Licht warfen, fiel ihm ein dunkler Gegenstand in die Augen, der sich auf der Fahrbahn vor seinem Hause auffallend genug von dem Schneeboden abhob. Aufmerksamer hinschauend, konnte Tobias nicht darüber im Zweifel sein, daß dieser dunkle Gegenstand ein Mensch war, der regungslos auf der eisigen Erde lag. Unwillkürlich ließ Tobias die Schnur des Vorhangs fahren, daß derselbe heftig herniederrasselte, und hätte sich nun gern überredet, daß er nichts gesehen habe.

Aber der dunkle Fleck auf weißem Grunde, einen erfrierenden Menschen bedeutend, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Eine Stimme raunte ihm zu: Es ist nur ein Betrunkener, nur ein nichtsnutziger Lump unten aus dem Volke, an dessen Leben nichts gelegen! — Und doch ist es ein Mensch! widersprach eine andere Stimme. — Nun ja! antwortete die erste, aber es wird schon rechtzeitig Jemand vorüberkommen, der den Burschen aufliest! Braucht sich ein reicher Mann zu solch schmutziger Arbeit zu drängen?

Aber dennoch zog es Tobias unwiderstehlich nochmals zum Fenster. Zögernd griff er nach der Schnur; langsam rollte der Vorhang hinauf, gerade weit genug, um einen Ausblick zu gewähren. Unverändert lag die Gestalt im Schnee. Ein leichter Nebel begann die Luft zu füllen, intensivere Kälte mit sich führend. Während Tobias die dunklen Umrisse des Dinges studirte, heimlich hoffend, er möge darin einen verloren gegangenen Waarenballen, ein abgeworfenes altes Kleidungs-

stück oder Aehnliches entdecken, drang ein leise wimmernder Ton an sein Ohr. Er schrak zusammen: das war ein Ton, ähnlich jenem anderen, den der sterbende Mexicaner ausgestoßen hatte, dessen Tod er veranlaßt.

Tobias wandte sich und ging langsam, langsam hinaus. Eine Macht, der er nicht widerstehen konnte, zwang ihn, jenem Unbekannten, der ein Mensch war, zu dienen.

Auf der Straße angekommen, sah Tobias nach links und rechts, ob sich Niemand zeige, der schicklicher als er das Rettungswerk unternehmen könne. Es war aber ohnehin in dieser fast an der Peripherie der Stadt belegenen Straße wenig Verkehr, und von den Anwohnern war am heutigen Abend jeder mit der Feier und dem sich daran schließenden Schmause beschäftigt. Nunmehr zu dem Daliegenden hinaustretend, der durch ein leises Stöhnen Zeichen des Lebens gab, entdeckte Tobias in demselben einen zarten Jüngling, der fast noch Knabe war und der Kleidung nach den besseren Ständen angehörte. Der Leidende gab in abgerissenen Worten zu verstehen, daß er, ermüdet nach Hause wankend, an diesem Orte überfahren worden sei, daß er, heftig zu Boden geschleudert, an Kopf und Armen Contusionen davongetragen, was aber das Schlimmste, daß er fürchte, an beiden Beinen durch die darüber hinrollenden Räder schwer verletzt worden zu sein, da er außer Stande sei, sich derselben zu bedienen.

Es blieb Tobias nichts übrig, als daß er den Verunglückten vorsichtig auf die Arme lud und in sein Haus trug. Bei diesem Werke verfuhr er mit geringerer Geschicklichkeit, als er hätte aufwenden können; aber die Scham, welche er bei dem Gedanken empfand, er möchte über seinem Unternehmen ertappt werden, ließ ihn die nöthigen Handgriffe mit unüberlegter Hast vornehmen. Der Verletzte, so tapfer er auch an sich hielt, erinnerte Tobias doch durch einzelne Schmerzenslaute an seine täppische Rücksichtslosigkeit. Nun setzte er, den Athem an sich haltend, mit Anspannung aller Kräfte den Transport fort. Als er endlich seine Bürde sacht auf sein Bett niedergelegt hatte, trocknete er die nasse Stirn mit der Empfindung, daß ihm noch nie in seinem Leben ein Weg so sauer geworden sei als der soeben zurückgelegte.

Als er nun den blassen Knaben mit blutender Stirn und geschlossenen Augen auf den Kissen liegen sah, fiel ihm ein, daß derselbe, längere Zeit einer grimmigen Kälte ausgesetzt gewesen, dem Erfrieren nahe sein müsse und ins Bett gehöre anstatt darauf. Vor allen Dingen mußten die vom Schnee feucht gewordenen Kleider entfernt werden. Dies war auf die gewöhnliche Weise nicht auszuführen; die Noth macht indeß erfinderisch, und Tobias holte nach kurzem Besinnen eine große Papierschere herbei, zerschnitt kreuz und quer die Oberkleider des Knaben und nahm sie in Stücken von ihm hinweg. Dann zog er die Decke mühsam zur Seite, indem er mit einem Arme den Körper des fast Ohnmächtigen emporhob, und hatte endlich die Genugthuung, seinen Schützling zwischen den feinen Leintüchern seines Bettes einstweilen wohlgeborgen zu wissen. Nachdem ihm dieses schwierige Stück gelungen war, gerieth Tobias in Eifer. Er entzündete sein Nachtlicht, eilte hinauf in das alte Schlafzimmer seiner verstorbenen Frau, raffte dort die Oberbetten zusammen und häufte sie, schleunig zurückkehrend, auf den Körper des Knaben.

Aber noch immer zitterte dieser vor Schmerz und Kälte; seine Zähne klapperten an einander. Tobias, nunmehr interessirt, beobachtete diese Symptome mit erwachender Sorge. Am Ende starb ihm der Unglückliche unter den Augen, an Ent-

kräftung, an Frost, an den erhaltenen Verletzungen! Was konnte er thun, um dieses zarte, ebbende Leben zu halten? Rathlos lief er hin und wieder; da fiel sein Blick auf die Champagnerflasche im Eiskübel. Wie eine Eingebung kam es über ihn; rasch füllte er ein großes Glas, hob sanft den Kopf des Knaben empor und führte es ihm an die Lippen. In langen Zügen genoß der Arme den belebenden Trank; ein feines Roth überflog die bleichen Wangen; er lächelte glücklich und hauchte: Danke!

Danke! Simples Wort; conventionelle Empfangsbescheinigung für die bedeutungslosesten Dienste, oft von Tobias gedankenlos gesprochen, gedankenlos gehört: was lag denn nur diesmal darin, daß es den harten Mann dort am Bette so tief traf, daß es ihn stark, fast bis zu Thränen erschütterte?

Er muß auch hungrig sein! So durchfuhr es Tobias. Und eilfertig häufte er Pastete, Salate, Fleisch und Brot auf einen Teller und fütterte den Knaben bissenweise. Und während dieser die Leckerbissen mit großem Appetit verzehrte, empfand Tobias eine Befriedigung, die ihm sein eigenes Essen noch niemals verschafft hatte. Als der Teller leer war, wollte er ihn aufs Neue füllen; aber der Knabe wehrte ihm. Er habe wohl schon mehr gegessen, als ihm zuträglich sei, meinte er. Wenn er nur jetzt wohlgemuth auf und davon gehen könne, anstatt in seiner Hülflosigkeit dem Wohlthäter ferner beschwerlich zu fallen!

Indem der Knabe dies in wohlgesetzten Worten vorbrachte, mußte ihn wohl der Gedanke an die Folgen seines Unfalls überwältigen, denn es traten ihm Thränen in die Augen. Jedoch wischte er dieselben rasch hinweg, als ob es für ihn unschicklich sei, Zeichen von Schwäche sehen zu lassen, und bemühte sich, eine gefaßte, ja zufriedene Miene anzunehmen.

Tobias bemerkte die Bewegung des Knaben und errieth nach einigem Nachsinnen, was in seinem Gemüth vorgegangen war. Die einzige Gasflamme des Schlafzimmers, in lichter Ampel halbhoch brennend, hatte bis dahin nur eine helle Dämmerung im Gemach verbreitet; Tobias gab ihr nun volles Licht, holte Schwamm und Handtuch herbei, und indem er die Stirnwunde des ruhig Liegenden badete und auswusch, erzählte er, daß er sich allein im Hause befinde und die Rückkunft seiner Dienerschaft abwarten müsse, ehe er für Herbeischaffung ärztlicher Hülfe sorgen könne. Uebrigens möge sein junger Gast guten Muthes sein; bis zur völligen Genesung müsse er sich seine, Tobias', Aufsicht und Pflege allerdings gefallen lassen, da er nicht transportabel sei, aber das Haus wäre geräumig und das dienende Personal zahlreich, so daß ein Kranker darin Niemand störe. Natürlich solle er, fügte Tobias hinzu, zu seinen Angehörigen überführt werden, sobald dies möglich sei und er es wünsche.

Diese letzte indirecte Aufforderung, sich über seine Personalien zu äußern, ließ der Knabe unbeachtet. Er lag still, und Tobias glaubte zu bemerken, daß er erröthete. Aufmerksam betrachtete nun Tobias die Züge des Verletzten. Er sah ein feines, wohlgeformtes, intelligentes Gesicht; doch war es schwierig, daraus das Alter des Patienten zu bestimmen; denn einmal erschien es sehr jugendlich, und dann wieder trat ein Zug darin hervor, der nur dem reiferen Alter angehören konnte, ein kluger, nachdenklicher Zug, eine Bildung aus herben Lebenserfahrungen. So hatten auch die hübschen braunen Augen einen sinnenden, innerlichen Ausdruck. Durch jenen gespannten Zug wie durch diesen besonderen Blick wurde Tobias seltsam an irgend Jemand erinnert, doch mühte er sich vergebens ab, darauf zu kommen, wer dies war.

„Wie heißt du — wie heißen Sie?“ fragte er plötzlich.

„Otto,“ antwortete der Knabe stockend, mit abgewandtem Blick.

Von Neuem forschte Tobias in dem bekannten, unbekannten Gesicht vor ihm. Und als es nun in seinem Gedächtniß dämmerte und immer heller und heller wurde, bis endlich deutlich der Gesuchte vor ihm stand, da begann das Herz ihm zu pochen. War das nicht — ja, es war des vergessenen Bruders Antlitz! Mit solchen Augen hatte er Tobias damals angeblickt, als dieser, hochfliegender Pläne voll, in die Weite strebte. Wie in des Bruders Augen mußte sich auch in denjenigen dieses Jünglings die Welt spiegeln; auch hinter dieser sanftgewölbten Stirn wohnte nicht das blind-unbändige Begehren, welches auf falschen Pfaden ein unmögliches Glück sucht.

Ach, sein ideal gestimmter Bruder Otto: er, er mußte das wahre Glück gefunden haben! Wo mochte er nur weilen, wo hatte Tobias ihn zu suchen? Auf einmal schien es ihm, daß dieser und kein Anderer ihn lehren könne, wie das Leben so zu führen sei, daß keine Enttäuschung es je zu trüben vermöge. Und wer war denn eigentlich dieses Abbild des plötzlich so ersehnten Bruders, das er Nachts von der Straße aufgelesen; wer war dieser räthselhafte Knabe, aus dessen Sein und Leiden ihm in einer kurzen halben Stunde ganz neue Empfindungen aufgegangen waren?

„Welchen Familiennamen führen Sie?“ fragte Tobias.

„Feldstein,“ flüsterte der Knabe.

Betroffen fuhr Tobias zurück. Das war zu viel! Von allen Seiten hämmerte es auf ihn ein, Schlag auf Schlag. Er mußte sich besinnen, mußte sich fassen. Auf seinen Lippen schwebte die Frage nach Otto's Vater; aber ein unbestimmtes Grauen hinderte ihn, sie auszusprechen. In diesem Augenblicke gedachte er zum ersten Male an die Ungewißheit des Menschenloses, an den Tod! Mit hartem Gleichmuth hatte er Hunderte verschwinden sehen, deren lebendige Gestalt ihm vertraut geworden war. Es war der Lauf der Natur; seine Pulse schlugen ruhig weiter, als ob es kein Sterben gäbe; sein Schritt wurde durch keinen Leichenhügel gehemmt; die ragenden Gedenksteine auf entlegenen Friedhöfen waren ihm gleichgültige Blöcke von Granit und Marmor, die traurigen Kreuze schwarzgetünchte Holzstücke. Jetzt gewann die Welt der Todten für ihn eine persönliche Bedeutung. Vielleicht gehörte ihr der Bruder an, nach dem ihn verlangte.

Endlich wagte Tobias die Frage: „Lebt dein Vater?“

Otto schüttelte das Haupt.

Mit beiden Händen bedeckte Tobias das Gesicht. Verloren! Nie besessen und doch auf ewig verloren!

Befremdet mochte der Knabe die Bewegung seines Retters beobachten. Aber Tobias fürchtete, sich dem Neffen zu entdecken. Gewiß hatte jener schon über den Oheim zu Gericht gesessen; gewiß hatte er schon mit den Seinen ihn tausendfach verdammt. Hart urtheilt die Jugend; der schwache Sünder scheint ihr leicht ein schwarzer Bösewicht, der rücksichtslos Selbstsüchtige ein naturwidriges Ungeheuer. So würde auch der reiche Oheim, der sich nie um Eltern und Bruder bekümmert hatte, dem jungen Neffen vorschweben als eine herzlose Mißschöpfung, von der kaltes Grauen ausgeht. Er würde ihn hassen mit dem erbarmungslosen Hasse junger Feuerseelen, der alles Schlechte trifft und dem auch das Unvollkommene schlecht ist.

Schwer wurde Tobias das verhängnißvolle Wort.

„Weißt du, daß du dich im Hause deines Oheims befindest?“ fragte er endlich mit abgewandtem Gesicht.

Otto nickte. Tobias hörte keine Antwort und wandte sich ängstlich zu dem Knaben zurück. Aber die erwartete Geberde des Abscheus erblickte er nicht; sinnend, verwundert hafteten die Augen des Neffen auf ihm. Nein: so blickt der Haß nicht, mit solch mildem Glanze straft die Verachtung nicht. Tiefer, viel tiefer liegt das Gefühl, das aus diesen Augen spricht!

„Erzähle mir von deinen Eltern und dir," bat Tobias.

Otto bedachte sich einen Augenblick, wie er den geforderten Bericht am schicklichsten beginne. „Mein Vater," hob er dann an, „war Lehrer in einem Landstädtchen nicht weit von hier. Als er vor vier Jahren starb, zog die Mutter hierher mit mir, dem einzigen Kinde. Es war des Vaters Wunsch gewesen, daß ich studiren möge, um dereinst eine Stellung einnehmen zu können, die ihm zu erreichen versagt blieb, da er der akademischen Bildung entbehrte. Bis zu seinem Tode hatte mich der Vater gefördert. Wie die Mutter mir erzählte, hatte er sich aus einem anderen Erwerbsfache spät zum Lehrerstande hinübergearbeitet und war erst in reiferen Jahren zu ausreichendem Brot für eine Familie gekommen. Aber ein Lehrer seltener Art war der Vater. Wie reich und klar sein Wissen war, wie lebendig sein Unterricht, wie eigen sein Talent, des Schülers eigene Kraft zu wecken und unvermerkt zu stärken, bin ich erst später inne geworden, als ich mir hier auf der Schule mit allerlei Unterweisung mühsam weiter helfen mußte. Damit ich diese Schule besuchen könne, waren wir in die Stadt verzogen. Die Mutter bezog nur eine kleine Pension; indessen war sie geschickt in Handarbeiten und wußte sich durch diese Geschicklichkeit Erwerbsquellen zu eröffnen, so daß wir ohne große Sorgen mit einander dahinlebten. Wohl hätten wir Grund gehabt, mit einiger Angst in die Zukunft zu sehen, denn trotz der Mutter Fleiß reichten unsere Mittel selten über die nächsten acht Tage hinaus und lange, theure Jahre standen uns noch bevor, ehe ich erwarten durfte, selbst zu verdienen. Aber die Mutter war immer guten Muthes; in der Laufbahn, zu welcher mich der Vater bestimmt habe, sagte sie, müsse und solle ich verharren. Zur Universität würde sie mit mir ziehen und dort weiter für Leib und Seele des Sohnes sorgen wie bisher. Es verschlüge ihr nichts, meinte sie, wenn sie noch ein paar Jährchen die Finger tüchtig rühre; desto besser würde sie's nachher haben, wenn ich erst in Amt und Würden sei.

„An diesem schönen Zukunftsbilde erfreuten wir uns oft, wenn wir, Beide arbeitend, bei einander saßen und durch eine kleine Pause unsere Thätigkeit unterbrachen. Aber all diese schönen Träume fanden ein jähes Ende, denn vor etwa einem Jahre starb die Mutter ganz plötzlich an einem Herzübel, das sie längst gespürt haben mußte, mir aber sorgfältig verheimlicht hatte. Verwandte kamen herzugereist, gute Seelen vom Lande, und fanden mich als unbequemen Nachlaß vor, einen sechzehnjährigen Knaben, der über ihr Verständniß hoch hinaus wollte. Sie meinten es gewiß nach ihrer Weise redlich genug mit mir, als sie mich anwiesen, die unnützen Bücher zum Antiquar zu tragen und mich für eine praktische Hantirung zu entscheiden, die mir wenigstens Obdach und Nahrung gewähre. Von dem Geschehenen noch halb betäubt, hatte ich nicht die Kraft, mich mit leidlicher Fassung in das Unvermeidliche zu fügen, und ich mag den guten Leuten damals manchen Aerger bereitet haben. Nach vielem Kopfzerbrechen entschieden sie, daß mir zu einem soliden Handwerk ganz und gar das Zeug abgehe, und meinten gutmüthig, mich in eine nach meinem Sinne höhere

Sphäre zu versetzen, als sie mir nach vieler Mühe eine Stelle in einem Manufacturwaarengeschäft ermittelt hatten. Ich trat dort als Laufbursche ein, und Laufbursche bin ich noch; doch darf ich hoffen, es mit der Zeit zum Gehülfen zu bringen."

Nun konnte sich Tobias doch nicht enthalten, zu fragen: „Habt ihr denn nicht gewußt, daß der Bruder deines Vaters in dieser Stadt lebte?"

„Doch!" kam es zögernd von des Jünglings Lippen. „Daß ich es nur bekenne," fuhr er lebhaft fort, „heute Abend, nachdem ich den ganzen Tag mit Packeten durch die Stadt getrieben worden war und, vom letzten Gange mit müden Füßen heimkehrend, mich vor diesem Hause befand, blieb ich stehen und malte mir thörichter Weise aus, wie es hinter dem erleuchteten Vorhang bei dem Oheim aussehen möge. Und während ich diesen Träumen ihren Lauf ließ, müssen mir wohl die Ohren eingeschlafen sein, so daß ich das Geräusch eines rasch herankommenden Wagens nicht hörte und plötzlich zu Schaden kam. Und so mag es denn richtig sein, daß ich schlecht fürs praktische Leben tauge und niemals etwas Rechtes aus mir werden wird, wie mein Principal mir schon häufig versichert hat, da ich es nicht einmal fertig bringen kann, meinen Leib vor Wagenrädern zu bewahren."

Die Art des Neffen, sich zu äußern, das stolze Lob, welches er seinem Vater spendete, die tactvolle Geschicklichkeit, womit er über heiklige Punkte hinwegschlüpfte, die geistesstarke Selbstironie, die er in der Schilderung seiner gegenwärtigen Lage walten ließ, die energische Regsamkeit seines Geistes, welche ihn im Gespräche aus der Empfindung seiner Schmerzen hinausriß: dies Alles versetzte Tobias in Erstaunen und begünstigte das rasche Aufkeimen einer Neigung zu dem Jüngling. Als aber Tobias sich vergegenwärtigen mußte, daß es ihm möglich gewesen wäre, die gemeine Sorge aus dem Leben der Abgeschiedenen fern zu halten, das Schlimmste, wenn nicht abzuwenden, so doch zu verzögern, da erfaßte ihn die Wuth gegen sich selbst. Er sprang auf und lief mit starken Schritten durch die Zimmer. Widerwärtig erschien ihm Alles, was er sein nannte, da nichts davon dem trefflichen Bruder, der heldenmüthigen Schwägerin zu Gute gekommen war. Nutzlos schalt er seinen Besitz, in Wahrheit nutzlos, denn keines Menschen Streben war je dadurch gefördert worden, und er selbst, er hatte nur gezehrt, er hatte nur genossen — und das Alles war so eitel, so eitel!

Mit hellen Augen sah Otto dem unruhigen Treiben des alten Mannes zu. Dieser böse Oheim, den zu meiden der Vater den Seinigen befohlen, schien doch nur ein armes, gequältes Menschenkind, schien dem dankbaren Jüngling wohl einen freundlichen Antheil zu verdienen. Was kümmerte ihn schließlich die Vergangenheit? Sein Verhältniß zu dem Oheim war neu und frisch, wurzelte in der Gegenwart und mußte sich von ihm und zu ihm weiter entwickeln. Mochte die Entwickelung denn ihren Lauf nehmen; was hatte er, der Hülflose, Ohnmächtige, er, der längst die heißen Jünglingsträume entsagend begraben, der sein Joch mit Humor trug und nichts von der Zukunft erwartete, was hatte er noch zu fürchten, was zu hoffen?

Tobias war mit seinem Spaziergange fertig. Er trat ans Lager zum Neffen, strich ihm sachte die Haare von der Stirn und begann mit niedergeschlagenen Augen: „Du bist über deine Jahre verständig, Otto; dennoch würdest du nicht begreifen können, wodurch du mir seit dem Augenblick, wo ich dich aus dem Schnee hob, immer lieber geworden bist. Kaum würde ich es dir deutlich machen können; ich

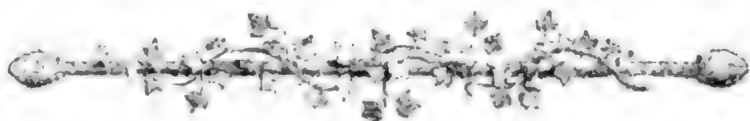
müßte dir schon die ganze lange und traurige Geschichte meines Lebens erzählen. Und in diese Geschichte mich zu vertiefen, liegt mir in diesem Augenblick fern. Ich möchte, daß du mir fortan angehörst, Otto. Ich kann dir die Eltern nicht ersetzen. Was sie waren, kann ich niemals sein. Ich werde auch in der Liebe zeitlebens ein Stümper bleiben, denn erst jetzt, am Abend meines Lebens, fange ich an, sie zu lernen. Aber mit meiner soeben gewonnenen Kraft will ich versuchen, dir Vater zu sein, Vater im Sinne des deinigen. Was er für dich erstrebte, was die gute Mutter dir mit Aufopferung zu sichern trachtete, was du selbst unablässig heimlich begehrst: es soll dir werden. Was ich kann, will ich von jetzt an thun, um zu verhüten, daß sich mein verpfuschtes Leben bei denjenigen wiederhole, die meinen Namen weiter tragen. Und wenn du dir meine redlichen Bemühungen gefallen lassen willst, wenn du mit dem Wenigen an Liebe vorlieb nehmen willst, was ich alter Mann noch mobil machen kann, dann, Otto, sei mein Sohn! Versuch es mit mir!"

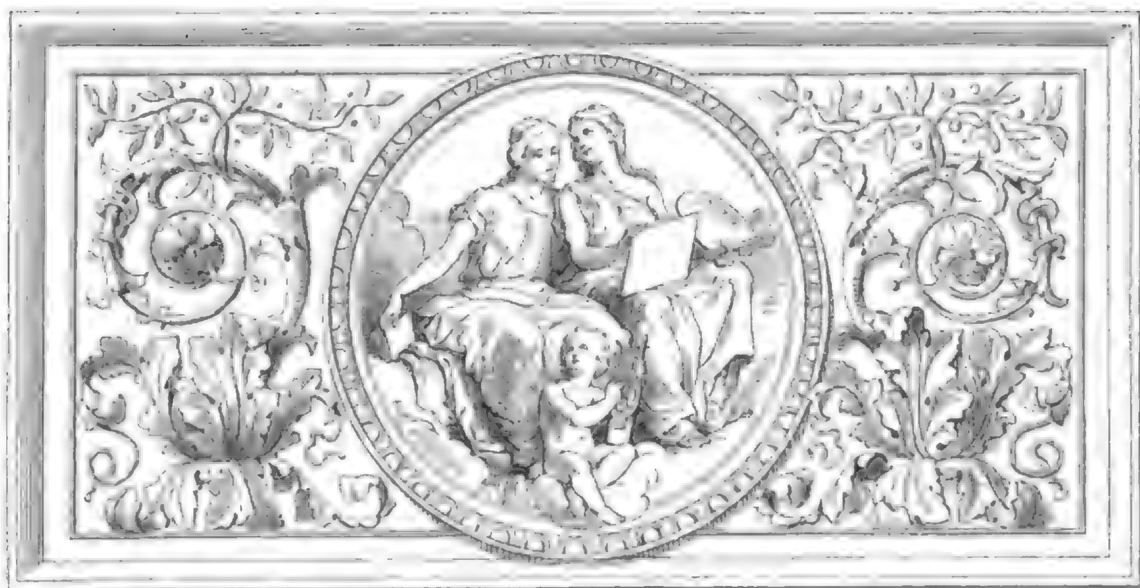
Als sich Tobias niederbeugte, schlang Otto die Arme um seinen Hals. Weder der Alte noch der Junge mochten ihren Thränen wehren, noch hätten sie gekonnt, wenn sie gewollt. Es war der erste Augenblick reinen Glückes in Tobias' Leben.

Nun wurde Bewegung im Hause hörbar. Die Dienstboten, soeben heimgekehrt, kamen herbei, den Tisch abzuräumen und etwaige Befehle des Herrn entgegenzunehmen. Tobias, jetzt voll Energie, trieb sie eiligst wieder von dannen, den Bedienten mit einem Zettel zum Wundarzt, die Magd mit einer Botschaft zu Otto's Principal. Erst spät in der Nacht konnte Tobias den wohlverbundenen Adoptivsohn mit eigenen Händen zur Ruhe betten. Für sich selbst hatte er neben Otto auf dem Boden ein Lager bereiten lassen.

Aber als Otto eingeschlafen war, verspürte Tobias noch keine Müdigkeit. Eine wohlige Aufregung hatte ihn ergriffen; sehnsüchtig flogen seine Gedanken in die Ferne zu den eigenen Kindern. Auch sie waren in dieser Nacht wahrhaft und für alle Zeit die Seinigen geworden. Er schürte das neuentfachte Feuer und setzte sich an den Schreibtisch. Es war ihm, als ob er keine Minute verlieren dürfe, um den Kindern zu sagen, daß er ihnen fortan sein wolle, was er bis dahin nie gewesen: ein liebender Vater. An Ulrich und Clementine erging das Bekenntniß alter Schuld, der Ruf neuer Liebe.

Als die Briefe fertig waren, fiel Tobias' Blick auf die schweigende Mercursuhr über seinem Haupte. Er erinnerte sich der harten Predigt, welche ihm vor wenig Stunden das schwatzhafte Werk gehalten. Lächelnd setzte er den Pendel wieder in Bewegung; da begann es wieder lustig zu ticken, und als Tobias lauschte, vernahm er deutlich: „Vergangen ist die lange Nacht, die dich mit dunklem Wahn umfing. Das Mitleid kam als Morgenroth, und groß und mächtig hinterher der Liebe helles Taggestirn. Schon regt's in deinem Herzen sich; gieb Acht! es sprossen tausendfach dir ungeahnte Blüthen auf. Nun ist das Leben eine Lust, denn wie's von Segen aus dir träuft, kommt's segenschwer zu dir zurück. Nun fallen aus der Zeiten Schoß Secunden dir als süße Frucht, und wenn du in der Liebe bleibst, ist dir Vergänglichkeit ein Traum und alles Gute ewiglich!"





Der Sohn des Herzens.

Eine schlichte Erzählung

von

Marie v. Olfers.

Es lebte einmal ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren in einer kleinen Stadt; sie hatte nie die Grenzen ihrer Heimath überschritten und glaubte, hier sei die Welt zu Ende. Ihr Tag war der regelmäßige Kreislauf leicht erfüllbarer Pflichten ... ihr Vater ein kleiner Kaufmann, ihre Mutter die Tochter des Apothekers, welcher zwei Häuser weit von ihnen entfernt wohnte. Keiner zweifelte, daß die hübsche, blondgezöpfte Marianne den stattlichen Sohn des Löwenwirths heirathen würde, dessen treue braune Augen von Kind auf an ihr gehangen, als sei sie seiner Seelen Seligkeit. — — Aber es ging ganz anders.

Durch die Vielseitigkeit seines Standes kam der Kaufmann mit allerlei Leuten zusammen, und eines Tages brachte er, durch wer weiß welche Verkettung, einen jungen Menschen mit, der wie ein Wunderthier in dieser sandigen kleinen Ecke angestaunt wurde.

Er trug blaues Kleid, blaue Mütze und war Seemann. Eben hatte er die Reise um die Welt beendet. Das Mädchen hörte, wo es ging und stand, das Lob des jungen Mannes; bald galt es seiner Schönheit, bald seinen Erzählungen ... ein heimliches Feuer fing an, in ihrem kindlichen Herzen für ihn zu erglühen. Vielen machte er den Hof, denn er war lustig und ritterlich, aber dennoch las sie in seinen Blicken, daß er ihr allein gehöre und sie nur mit den Augen zu winken habe, um ihn zu ihren Füßen zu sehen.

Das geschah denn auch sehr bald, zum Schrecken ihrer ganzen Familie, die es

ihr auf alle Weise auszureden suchte. Natürlich half es nichts, und da sonst gegen den jungen Menschen nichts einzuwenden, gaben die Eltern endlich nach.

Der Mutter war zu Muth wie einer Henne, deren Küchlein plötzlich mit den Enten schwimmen will. Marianne lachte sie damals aus; ihr Mann konnte sie ja nicht einmal auf das gefährliche Meer mit hinausnehmen bei weiteren Fahrten. Sie würde sicher und still in einem rosenumrankten Häuschen seines Vaters am Strande wohnen. Jan hatte es ihr beschrieben, verlockend wie das Paradies.

Die kleine Stadt gerieth auf verschiedene Art über diese Verlobung in Aufregung. Die Einen, weil sie es für ein zu großes Glück, die Anderen für ein zu großes Unglück hielten. Gleichgültig konnte Keiner sehen, wie die reiche, beliebte Marianne nun aus dem altgewohnten Kreise scheiden sollte.

Ihr Kindergespiel verließ an demselben Tag seine Heimath .... ein verwundeter Leu, der ohnmächtig sich von fremder Hand die sichere Beute entrissen sieht.

Das selige Paar merkte von dem Allen nichts, fuhr auf einem Meer von Glück, die Segel geschwellt von Hoffnung, die Barke geschmückt mit rosigen Liebesketten.

Man gab sie bald zusammen, ohne viel Feste und Gäste, das war ihnen auch das Liebste. Selbst die Thränen der Eltern konnten kaum das berauschte, bezauberte Herz der jungen Frau rühren, und mit einem Gefühl, als gehöre ihr die Zukunft, fuhr sie ihrem Schicksal zu.

Wie das gewaltige Meer majestätisch in donnernder Bewegung vor ihr auftauchte, wurde sie still und merkte doch, daß hier etwas sei, von dem ihre kleine Seele in den engen Mauern bis jetzt keine Ahnung gehabt. Voll Furcht starrte sie darauf hin, ein eigenes Grauen erfaßte sie, ein Schwindel, wenn sie sich den Geliebten da auf den erbarmungslos hin und her geworfenen Nußschalen dachte.

Aengstlich griff sie nach seiner Hand, aber er dachte nicht an Marianne, sein Auge schweifte verklärt über die schimmernde Fläche, und er jauchzte förmlich seiner blauen Heimath zu.

„Das ist mein Element,“ sagte er endlich, „ich weiß nicht, was ich lieber haben könnte als das Meer, wenn du es nicht bist, Marianne!“

Sie wollte fragen, ob sie es sei — ein seltsamer Zweifel verschloß ihr die Lippen.

Das Häuschen am Strand war klein wie eine Kajüte, aber grün umrankt, umblüht von den schönsten Rosen und Lilien. Vor der Thür stand wettergebräunt Jan's Vater, die Pfeife im Mund. Seine Begrüßung war kühl; auch ihm war die Verbindung nicht recht. Eine Krämerstochter, eine Städterin, das war eigentlich nicht Sitte in seiner Familie. Seinem Jan zu Liebe würde er versuchen, ihr Geschmack abzugewinnen. Bis jetzt hätten sie doch noch immer einerlei Sinn gehabt, und ihm scheine sie doch so sehr zu gefallen; daß sie hübsch sei, könne Niemand leugnen.

Jan zeigte nun Mariannen alle Schätze dieser alten Niederlassung, eine Art Majorat, welches der Ueberlebende immer von dem Scheidenden übernommen — halb Curiositätencabinet, halb eine Sammlung ergreifender Andenken — Alles durchdrungen von dem eigenthümlichen Geruch des Meeres.

Seltsam erschien Mariannen diese Welt, in der sie nicht Bescheid wußte, diese Sprache, die sie nicht verstand; vor Manchem graute ihr. Die Planke des Schiffes, auf dem Jan's Brüder untergegangen, rührte sie nicht an.

„Die See hat uns viel geraubt,“ sagte Jan, „und man weiß oft nicht, ob sie Freund oder Feind ist; aber leben können wir doch nicht ohne sie. Keiner aus unserer Familie würde je einen anderen Stand

wählen, dürften sie noch einmal aufstehen vom Grund des Meeres."

Sein Vater blitzte ihn bei diesen Reden freudig an aus denselben hellen, wasserblauen Augen.

Drei glückliche Jahre lebten sie friedlich am Strand, ab und zu machte Jan kleinere Fahrten, die ihn Mariannen meist noch am selben Tage wieder zuführten; das erste Mal hatte sie sogar versucht, ihn zu begleiten, aber es geschah nicht wieder, und sie bat auch nicht darum.

Sie hatte ihm ein Söhnchen geboren; er brauchte für nichts zu sorgen, ihr und sein Vermögen genügte für Alles; warum ergriff ihn aber doch plötzlich eine unerklärliche Unruhe? — was fehlte ihm? — weshalb trieb er sich im Hafen auf den Schiffen umher?

Sie beschwor ihn einmal über das andere, sein theures Leben nicht aus Uebermuth in die Schanze zu schlagen — sie sagte: „Ich sterbe, wenn du gehst" — nichts half ... es war, als ob eine elementare Gewalt ihn zöge ... er mußte wieder hinaus — hinaus auf die hohe See.

Als der Junge vier Jahre zählte — der kleine Jan ein Miniaturbild des großen — Augen wie das Meer — Haare wie die Düne — sanft und wild wie die Wogen — verließ ihn sein Vater. Heimlich, einer Flucht gleich, betrieb er seine Abreise ... kaum ein Abschied ... ehe sich Marianne besinnen konnte, war sie allein.

An einem lichten Morgen fuhr ihn der Alte, der um Alles wußte, zu seinem Schiff. Das Meer lächelte und spielte wie eine Nixe, die ein Menschenkind gefangen. Als Jan den Fuß an Bord setzte, empfahl er dem Vater angelegentlich Weib und Kind. Mit Marianne müsse er Geduld haben, bedenken, aus welch kleinlicher Umgebung sie hergekommen, daß sie nicht geboren, erzogen, später auch, angesichts dieser Größe, dieser unendlichen Ferne, nicht gelernt, das Meer zu lieben, zu genießen wie die Luft, die man athmet — den Seemannsstand mit seinem Wagen und Entbehren jedem behaglichen Sein vorzuziehen.

Zum ersten Mal fühlte er sich heute selbst verwirrt, hier- und dorthin gerissen. Nur diese Fahrt wolle er noch wagen, es solle die letzte sein.

Der Vater schwieg darauf, reichte ihm die Hand und stieg wieder in das Boot. Jan stand noch lange, sah den Furchen nach, die das Fahrzeug zog, und blickte auf die sonnenbestrahlte Gegend, wo sein behagliches Glück allmälig versank und verschwand.

Am Strande spielte verlassen sein Kind — als das Boot mit dem alten Seemann nahte, lief es ihm, die Aermchen ausgebreitet, bis in die Wellen entgegen, mit rosigen Gliederchen das Wasser theilend, daß es hoch in silbernen Tropfen spritzte.

Der Großvater zog den Kleinen lächelnd herein, setzte ihn auf seine Kniee, erzählte ihm von tausend Herrlichkeiten, die sein Vater sehen würde; dabei blitzten des Kindes Augen, und es jauchzte ein über das andere Mal laut.

Marianne hörte es wohl, sie hatte sich elend auf ihr Lager geworfen; als der lustige Ton in ihr Ohr drang, wandte sie ihr Haupt seufzend zur Wand.

Von jetzt ab gingen ihre Tage hin wie ein Scheinleben — nur ihr Körper war hier — sie sorgte für nichts mehr, ihre ganze Seele war in qualvoller Spannung auf das Meer gerichtet — wartend — immer wartend — Tage endlos gedehnt — Nächte angefüllt mit grausen Bildern.

Wenn es stürmte, sah man sie wie unsinnig den Strand hin und her laufen, trostlos das Haar zerzaust, die Kleidung vernachlässigt.

Der Alte sah ihrem Treiben kopfschüttelnd zu und verwünschte den Tag, an dem sie ihren Fuß auf den heiligen Strand des Meeres gesetzt — wäre sie doch in ihrer kleinlichen Umgebung geblieben, zu der ihr enges Herz ausreichte!

Er versorgte unterdessen den ganzen Haushalt wie die beste Hausfrau. Der Kleine merkte es bald, lief ihm nach wie eine junge Ente der alten und steckte fast immer in triefender Kleidung.

Auf dem Meer war den Beiden weitaus am wohlsten. Es blieb ihr Element. Ab und zu kam ein Brief, eine Sendung des Entfernten. Marianne verschlang gierig seine Worte; aber sie konnten den Seelendurst nicht stillen, dem sie erlag; sie verschmachtete angesichts dieser erquickenden Wellen, keiner ihrer Tropfen erreichte die schmerzende Gluth, die all ihre Kraft verzehrte.

Der Großvater und der kleine Jan erfreuten sich desto mehr an den Wahrzeichen einer fremden Welt; ehrfürchtig staunten sie darauf hin, und der Knabe versprach oftmals, später auch dergleichen heimzubringen.

Manches Mal schrieb Jan der Vater, er käme zurück, aber er kam nicht — Mariannens Sehnsucht stieg darum immer höher — oft meinte sie, das Herz müsse ihr zerspringen.

Wenn die Eltern schrieben: „Komm zurück!“ antwortete sie: „Noch nicht!“

Seit einem Jahr blieb alle Nachricht aus. Jan war jetzt über zwei Jahre fort.

Das blonde Knäbchen wuchs herrlich heran, seine Kindheit schien ein wonnevolles Märchenwunder, emporgestiegen aus den Fluthen.

Marianne war abwechselnd zärtlich und herb mit ihm; ihre Züge hatten etwas Verzehrtes, Leidendes bekommen, die rosige Jugend war hinweggeschwunden, obgleich sie erst zweiundzwanzig Jahre zählte.

Keiner glaubt mehr, daß Jan wiederkehrt — sie allein. Die Nachbarn flüstern mitleidsvoll, wenn die Arme mit ihrem Knaben vorübergeht — begreifen nicht, wie sie noch hoffen kann; sie wissen längst, daß das stolze Schiff untergegangen mit der ganzen Bemannung. Der alte Großvater ist ja schon in der Kirche gewesen und hat einen Todtenkranz aufgehangen für den Sohn; der Heldenmuth, mit dem er gestorben, ist sein einziger Trost.

Endlich weiß sie es auch.

Nun wird sie wieder heirathen und glücklich werden, hoffen Eltern und Freunde, als die Nachricht laut wurde, Marianne käme mit ihrem Sohn zurück in das Städtchen.

Sobald sie Gewißheit hatte, ihr Mann sei todt, unwiederbringlich für sie verloren, packte sie Hab und Gut ein, meldete sich bei den Eltern und entriß förmlich ihren verwaisten Knaben dem alten Seemann.

„Er ist mein!“ schrie sie, „er soll nicht auf das Meer — nie, nie, mit meinem Segen nie! — Die Qual muß ein Ende nehmen. Hier ist Alles aus für uns. Könnte ich, ich flöhe mit meinem Kind, wo kein Tropfen Wasser rinnt; auslöschen will ich die grause Zeit aus unserem Gedächtniß. Jan ist noch klein, er soll und wird euch vergessen.“

Der Knabe klammerte sich krampfhaft an den Großvater; der aber löste selbst die Händchen, sagend: „Jan, sei brav, ich weiß, du kommst doch noch einmal zu mir, zum schönen, gewaltigen Meer zurück, denn du gehörst uns.“

„Mir!“ schrie Marianne, „mir gehört er!“ — Mit ungeahnter Kraft nahm sie den Sohn in die Arme, trug ihn in das Haus, gewaltsam den Ruf erstickend, der zu dem alten Mann herüberklang: „Ich komme wieder — Jan kommt wieder.“

Am nächsten Morgen reisten Beide ab, zurück in die kleine, städtische Heimath. Die Mutter wurde erst ruhig, als sie die Thore hinter sich hatte und schützende Mauern sie umgaben. Alles empfing die Wiedergekehrte mit Jubel. Eltern, Freunde umdrängten sie, freundliche Gaben in Händen und zärtliche Worte auf den Lippen. Der Willkommkranz hing vor der Thür,

Blumen und Lieblingsgebäck stand auf dem weißgedeckten Tisch. Wie wohnlich erschien ihr diese Welt — sicher und liebeswarm — nichts von den wilden Stürmen, von den Unruhen der donnernden Wogen, von den Gefahren des Meeres — Alles eng begrenzt, still und friedlich. Wie einen lang verlorenen Schatz fand sie die Ruhe wieder; nun war sie geborgen, sie und ihr Kind.

Erst verlangte er wohl noch nach dem Großvater, sprach vom Meer — zuletzt verdrängte die liebliche Gegenwart das Vergangene — hier war Alles anders — aber doch wie schön!

Er besaß eine ganze Menagerie lebender Wesen: Hündchen, Tauben, Kaninchen, ein eigenes Gärtchen ... dann wurden Kirschen, Pflaumen, Aepfel reif, ein Genuß verdrängte den anderen.

Dabei waren die Herrlichkeiten des kleinen Ladens fast wunderbarer als die des Strandhäuschens.

Schon um Mariannens willen suchte Jeder ihr Kind zu erfreuen, und wenn ihn die Mutter fragte: „Wo ist es schöner, hier oder am Meer?“ gab er bereitwillig zur Antwort: „Hier!“

Ihre arme, wunde Seele wurde daran gesund. Mit einer krankhaften Leidenschaft, die man ihrer stillen Art nie zugetraut, hing sie an dem Knaben.

Die bleichen Wangen färbten sich, sobald sie ihn sah, und ihr altes Lächeln tauchte auf wie aus der Nacht ein Stern.

Fast nie erblickte man die Beiden getrennt; Alles, was ein Kinderleben schmücken konnte, verschaffte sie ihm.

Nur einmal, als er ein Schiffchen baute, ward sie unerklärlich zornig, nahm es, zertrümmerte es und warf die Splitter weit von sich; er machte sich nicht viel daraus, hier gab es ja kaum eine Pfütze, um es schwimmen zu lassen.

So wuchs er auf; mit freudigem Stolz erzog der Kaufmann sich, wie er hoffte, im Großsohn den Nachfolger. Geschickt stellte er sich zwar nicht dazu an; aber Jeder kaufte trotzdem gern bei dem blondlockigen, fremdartig aussehenden Knaben.

Als er zwölf Jahre geworden, ließ er sich immer unlieber in das dunkle Gewölbe sperren, seine Sehnsucht ging hinaus in das Freie, vor das Thor, womöglich, wo sich der Horizont weit ausdehnte.

Die Mutter ließ ihn ohne Mißtrauen mit den Kameraden ziehen; sie glaubte ihn sicher zu haben und war klug genug, zu wissen, daß er desto lieber zu ihr zurückkehrte. Nirgends fand er ja eine bessere Vertraute; Keinen, der ihn so genau kannte und verstand; Niemand, dem sein Herz mehr angehörte. Und er wußte, auch ihr war nichts theurer auf der ganzen Welt als der Sohn, ihr einziger Trost und ihr einziges Lebensglück. Eng an einander gekettet, unzertrennlich schienen die Beiden. Oft nahm sie seinen blonden Kopf zwischen ihre Hände und sagte: „Ich habe viel verloren, Jan, dich aber zu verlieren, wäre mein Tod!“

Heute wollte er für die Ferien zu einem Freund auf das Land. Die Familie war dem Kaufmann gut bekannt und ringsum geachtet.

Marianne gab ihm noch viele gute Lehren auf den Weg, mit dem stolzen Gefühl, ihr Sohn würde der schönste und beste sein, wo er sich zeige; dazu war er nicht unvermögend, denn der Reichthum der Großeltern wuchs zusehends.

Voll Jugendlust und Unternehmungsfeuer trat der frische Bursch diese Fahrt an, er hatte sie der Mutter mit vieler Ueberredungskunst abgerungen. Im Laden wurde ihm zu eng; selbst als Kaufmann würde er doch nicht immer hinter dem Ladentisch stehen; in ein paar Tagen wäre er wieder zurück, und wenn ihn die Mutter früher wolle, immer zu erreichen.

Selig tummelte er sich in Wald und

Feld mit dem Schwarm lustiger Jugend; er der Anführer, Angeber ihrer Spiele, merkwürdig geschickt in körperlichen Kunststücken, bewundert, gefeiert, bis ein neuer Stern ihn an diesem Himmel verdunkelte.

Es war ein kleiner Seecadett aus Seiner Majestät Marine, der eben wie damals Jan's Vater die Reise um die Welt vollendet und demgemäß angestaunt wurde. Er brachte eine Menge Dinge mit, die in des Knaben Seele merkwürdige Erinnerungen weckten — Dinge, die er glaubte im Traum gesehen zu haben, in einem anderen Leben. Und endlich stieg wie eine halbverklungene Sage die versunkene Herrlichkeit des Meeres wieder vor ihm auf. Der alte Seemann schien ihm zu winken. Er sagte nichts, folgte dem Cadetten auf Tritt und Schritt und wurde nicht müde, seiner Rede zu lauschen.

Außer Marianne hatte Niemand je geglaubt, daß das reiche verwöhnte Muttersöhnchen Lust bekommen könnte, auf das Meer zu gehen.

Der junge Seeheld reiste überdies morgen ab. Jan verschwand aber mit ihm; mit einer merkwürdigen Schlauheit hatte er seine Flucht ausgeführt.

Anderen Tags stand er mit dem Cadetten, dessen Schiff dort anlegte, im kleinen Hafenstädtchen. Er wollte nur einen Blick auf das Meer, auf seinen Großvater haben, dann geduldig zurückkehren zu seiner Mutter, wie er es versprochen.

Als er das leuchtende Element sah, jauchzte er wie damals der Vater. Er sog die Seeluft begierig ein, diesen Lebenstrunk, von dem er nicht gewußt, wie sehr er ihm gefehlt habe. Er begriff es nicht, daß er es ausgehalten in den stickigen Dünsten, engen Kammern und Steinmauern, daß er gelebt wie unter einer luftleeren Glasglocke.

Häßlich, klein, unbedeutend erschien ihm Alles neben dieser Größe.

Der alte Seemann stand zufrieden, das Pfeifchen im Mund, neben ihm. Gerade so hatte er sich den Großsohn gedacht, es war, als ob der untergegangene Vater wieder auflebe. Er wußte es ja, Jan mußte wiederkommen.

Sie gingen zusammen in das kleine Haus. Der Duft der Lilien und Rosen brachte ihm das Leben der Eltern zurück. Sein Vater trat vor ihn hin in theuren Erinnerungen, die sein Herz erst jetzt verstand. Der Alte erzählte herrlich von seinen Reisen, von denen seiner Vorfahren; eine staunende Liebe ergriff ihn für einen Beruf, der so viel Muth, Entbehrung und Größe forderte.

„Könnte ich doch auch einer von euch werden!“ sagte er.

„Warum kannst du nicht? Was soll dich halten?“

„Die Mutter!“

„Ja wenn du nicht anders als an ihrer Schürze leben kannst!“

„Ich könnte vielleicht. Aber sie —“

„Sie sagte es auch, als dein Vater ging. Er ging doch. Sei ein Mann, mach es wie er.“

„Ich will es versuchen,“ antwortete der Bursch. „Bis jetzt hat die Mutter mir noch keine Bitte versagt.“

Der Alte blitzte ihn schlau an mit seinen hellen Augen und nickte: „Du wirst schon wiederkommen, mein Junge!“

Dazwischen hatten die Wirthe erschreckt Jan's Flucht gemeldet. Alles war deshalb in Aufruhr im Städtchen. Sofort wurde ein Bote ausgesandt, um ihn heimzuholen, der ihm sagte, seine Mutter sei vor Kummer und Angst erkrankt.

Jan hatte sich auf böse Worte, auf harte Strafe gefaßt gemacht; vor dem Zustand, in welchem er seine Mutter fand, zerfloß sein Widerstand wie Schnee an der Sonne.

Sie lag im Bett — bleich — stumm; so bleich wie die todte Frau von drüben, die ihrem Kinde weggestorben und die

man in die Erde gelegt. Weinend warf er sich über sie, umschlang ihren Hals, bat sie, zu leben.

Sie zog ihres Sohnes blühende Wange dicht an ihre Lippen und flüsterte ihm ihre ganze Seelengeschichte zu: „Dein unglücklicher Vater hatte das Meer lieber als uns; du sollst aber nichts lieber haben als mich. Du sollst mir wieder gut machen, was ich in der Zeit gelitten, sonst sterbe ich.“

Der Sohn drückte sich reuig und erschrocken in ihre Umarmung. „Ich habe nichts lieber als dich, Mutter, nicht einmal das Meer.“

„Trau ihm nicht, Jan, glaube mir, es ist tückisch und falsch; ich könnte es nicht ertragen, dich in seiner Gewalt zu wissen. Dein Vater liegt auf dem Grund. Es hat ihn verlockt und dann hinabgezogen. Wie oft seh ich ihn Nachts entstellt dort unten liegen, die glanzlosen offenen Augen auf mich gerichtet. Keine liebe Hand kann sie ihm je schließen. Mir graut, wenn ich daran denke, und meine Liebe für ihn ist in diesem Grauen untergegangen.“

Lange fuhr sie fort, halb im Fieber, ihm Bilder zu zeigen, die sein junges Herz schaudern machten. Immer von Neuem versicherte er, sich nie von ihr trennen zu wollen, nie sich dem tückischen Meer zu vertrauen, das ihr so viel Leid zugefügt. Er wolle ihre Freude bleiben für und für.

Marianne wurde gesund; noch einmal wurde es still und friedlich um die Beiden. Für das kleine Haus baute der Großvater Kaufmann ein neues stattliches am Markt; einen Palast, wie die Leute sagten, mit Springbrunnen und Gewächshäusern. Der Laden bekam Spiegelscheiben. Mancher, der vorüberging, beneidete die Besitzer. Jan hatte Tag für Tag seine Pflicht gethan. Er machte sich nicht einmal mehr viel daraus, mit den Kameraden vor das Thor zu ziehen. Am liebsten saß er still bei der Mutter. Tage, Wochen, Monde gingen an ihm vorüber in grauem Einerlei. So wurde er sechzehn Jahre. Man schob es auf das große Haus, daß Allen so fremd und unbehaglich wurde. Keine rechte Fröhlichkeit kam in ihrem Kreise auf; Alle hatten dieselben Gedanken. Keiner wagte sie auszusprechen. Ein drückendes stummes Gefühl erstickte jeden Verkehr.

Ein Jahr nach dem anderen schleppte sich hin. Jan's Seele flatterte im Laden wie eine gefangene Seemöve unruhig gegen die Fenster und Gewölbe, die ihm zum Gefängniß wurden. Daß er kein Geschick für das Geschäft hatte, konnte Niemand ihm zur Last legen; sonst fand man nichts an ihm zu tadeln, und doch wurde Keinem wohl in seiner Nähe — nur seiner Mutter. Die war froh, ihn da zu haben, sei es wie es sei — er lebte — er liebte sie.

Der Großvater Kaufmann konnte es endlich nicht mehr ertragen. „Ich kann es nicht über mich bringen, solche Jugend ohne Jugendlust neben mir arbeiten zu sehen. Mag er lieber nichts thun, reiten, sich vergnügen, Geld genug hat er ja dazu. In dieser Art wird nie etwas Brauchbares aus ihm. Jeder Commis macht es besser und ist mir lieber.“

Eine Zeit lang wurde es nun auf diese Weise probirt. Jan lebte wie ein Prinz, hielt es aber ebenso wenig aus; ja die stille Arbeit war ihm noch besser bekommen. Bald dieser, bald jener Stand wurde probirt, zu keinem paßte er. Jeder rieth ihm, lieber nichts zu thun, er sei ja reich genug.

Nichts thun wurde ihm aber am schwersten. Weil er zu nichts zu taugen schien, verzehrte ihn eine herbe Selbstverachtung.

Ich bin wie ein Fisch auf dem Trockenen, dachte er und wünschte oft zu liegen, wo sein Vater lag; nicht einmal die Mutter kann an mir Freude haben.

Tage lang saß er bei ihr, die Hände im Schoß. „Wenn du nur heirathen wolltest," meinten die Großeltern, „dich und das stattliche Haus nähme Jede gern."

„Ich habe Niemand lieb als die Mutter," antwortete er.

Zu Anfang interessirte sich das ganze Städtchen für das Schicksal des jungen Mannes, obgleich Keiner begriff, daß er sich in seine beneidenswerthe Lebenslage nicht finden konnte; dann fing man an, ihn mit Geringschätzung zu behandeln, achselzuckend zuzusehen, wie er begann zu spielen, zu trinken, wie seine frische Gesichtsfarbe sich in krankhaft bleiche Wangen verwandelte. Marianne allein wollte nichts sehen, wollte nichts hören von den Vorschlägen, mit denen Eltern und Freunde sie bestürmten, den jungen Mann gehen zu lassen, wohin ihn Begabung, Lust und Geschick triebe.

„Ich will ihn behalten," war ihre Antwort, „bis er selbst verlangt zu gehen, bis jetzt hat er kein Wort davon gesagt."

Da erschien eines Tages der alte Seemann; er hatte gehört, was sich im Städtchen zutrug. Wie ein mahnender Geist stand er plötzlich vor ihr.

„Du kannst nicht vertragen," rief er, „wenn Einer versinkt im Meer; ich kann nicht ertragen, Leib und Seele untergehen zu sehen wie hier! Wäre Jan durch euer weichliches, kleinliches Wohlleben nicht schon verrottet und verdorben, er ertrüge es ebenso wenig."

Mit den Worten: „Schone die Mutter, es ist nur wegen der Mutter!" verschloß ihm der Bursch den Mund.

„Schonen! Das Leben schont Einen eben nicht, man muß kräftig den Strauß ausfechten wie ein Schiff auf hoher See, dafür giebt's keinen Hafen. In deinem Unglück wird sie doch ihr Glück nicht finden."

„Glück scheint mein Theil nicht mehr zu sein, seit ich an euch gerieth," entgegnete Marianne, „aber vor Verzweiflung schütz' ich mich, so lange ich es vermag. Ich würde wahnsinnig, müßte ich den Sohn erwarten, wie ich auf den Vater gewartet. Jahrelang, um ihn dann todt zu wissen, todt und doch wer weiß wo, wer weiß wann!"

„Jeder geht nicht zu Grunde."

„Jeder nicht, aber wer zu Grunde geht, zieht die Seinen nach sich in das Elend. Immer auf dem Meer, tauchend, suchend nach dem Grabe des Geliebten, immer getrennt im Leben, im Tode. Jan und ich wollen wenigstens zusammen sterben."

„So verkommt mit einander!" rief der alte Seemann im Zorn. „Von dir hab' ich nie etwas Anderes erwartet. In Jan habe ich mich aber geirrt. Laß dich hier behaglich zu Tode füttern; eins verlange ich nur, daß du nie wieder mein Haus oder unseren Strand betrittst; dein Kranz darf nicht hängen in unserer Kirche, dein Name nicht an deines Vaters Seite stehen. Verachten werden dich bald alle Menschen, wie ich dich verachte. Ich habe viel erlebt — ein traurigeres Ende sah ich noch nie. Kein Wasser wird je den Schandfleck abwaschen, den deine Mutter auf unsere Familie gebracht!"

„Schone sie! schone sie!" bat der junge Bursch, „ich habe nur sie und sie nur mich. Wenn ich von ihr gehe, reißen alte Wunden von Neuem auf; ich will sie bitten, sie hat mir noch nie eine Bitte abgeschlagen. Mutter, ich weiß, was ich damit von dir verlange, ich fühle es an mir selber, jetzt zum ersten Mal in meinem Leben bitt ich dich: laß mich zur See gehen, ohne deinen Willen rühr ich mich nicht von deiner Seite. Du sollst entscheiden, du weißt, wie mir zu Muth ist. Laß mich fort! laß mich dies unnütze Leben vertauschen mit einem, auf das wir stolz sein können! Nur dorthin paß ich; nur auf der See kann ich werden, wozu ich bestimmt bin; es liegt im Blut;

ich glaube es selbst, der liebe Gott wird barmherzig sein, wird mein Gebet erhören und durch mich noch einmal neues Glück für dich senden."

Sie sah ihn mit irren Blicken an und stieß ihn dann von sich.

„So geh!" rief sie, „geh! du bist auch wie der Vater, du hast das Meer lieber als mich, als dein Leben; warum sorge ich mich um euch, ihr verlangt es ja nicht von mir. Geh! mag es dir wohl oder schlecht bekommen, was geht es mich an? Nie, nie will ich wieder etwas von dir hören; hörst du, nie! Du bist todt für mich, hörst du, todt! ich kann nicht noch einmal leiden, was ich gelitten, nicht noch einmal warten, wie ich gewartet, Foltern erdulden, wie ich sie erduldet; ich bin es müde, wie eine Bettlerin immer hinter euch drein zu sein, bittend, bettelnd: bleibt, habt Erbarmen! Unsere Wege trennen sich. Gut, Einer geht rechts, der Andere links, mit dem heutigen Abschied reiß ich mir diese thörichte heiße Liebe aus dem Herzen, die uns nichts genützt, wie einen Stachel aus der Wunde. Geh, wie dein Vater einst von mir gegangen!"

Er wollte sie beschwichtigen, wollte bleiben, aber sie stieß ihn immer wieder zurück und sagte: „Mach ein Ende, ich wußte lang, daß es doch einmal so kommen würde!"

Die Vorbereitungen zur Reise waren nur kurz, er sagte den Großeltern Lebewohl. Vor der Thür der Mutter bat er umsonst; — sie öffnete sich nicht mehr für ihn.

Eine Weile sprach man noch viel darüber im Städtchen, dann verlief sich's.

Marianne nahm ihres Sohnes Namen nicht wieder in den Mund, kein Anderer wagte ihn in ihrer Gegenwart zu nennen. Bald beschäftigte eine neue Begebenheit die Leute. Der junge Löwenwirth kam, nachdem sein Vater gestorben, in sein Erbe zurück. Alle versicherten, ehe er noch ein Wort mit seiner alten Liebe gewechselt, nun würde er sie heimführen. Marianne war noch schön, ihre edlen, etwas herben Züge konnten weder Kummer noch Sorge entstellen. Jeden Tag saß er bei ihr in der Geisblattlaube, wo sie als Kinder gesessen; sie war allein in das kleine Haus zurückgezogen. Einsamkeit that ihr erst Noth; die Eltern konnten ja kommen, so oft sie wollten. Er kam immer mit. Sie vermißte ihn, wenn er ging. Kinderzeit und Jugend webten ein goldenes Netz um sie, eng, immer enger, und ehe der Winter kam, hatte die Stadt Recht und sie waren ein Paar.

Beide wollten die Zeit vergessen, die zwischen ihrer Kinderliebe lag, Beide waren noch jung und frisch genug dazu.

Als der Löwenwirth die geliebte Frau in das behagliche und prächtige Haus — von nun an eine neue Heimath — führte, war's, als hätte ein köstliches Kleinod erst jetzt seine rechte Fassung gefunden.

Umsichtig und tüchtig leitete Marianne die Wirthschaft; bald galt das Wirthshaus zum Löwen als das schönste und beste weit und breit.

Die Krone aber war seine Frau Wirthin. Ihr Mann der Erste, der es bestätigte, hinzufügend, für ihren Besitz gebe er Alles, ja sein Leben mit in den Kauf, denn er hätte sie lieber als die ganze Welt. Mit Stolz blickten die Eltern auf das stattliche Paar, und die Freude wurde vollkommen, als sie schon nach dem ersten Jahr ein Enkelchen über die Taufe hielten.

Es war ganz gut, daß der kleine Bursch anders aussah als der blonde Jan. Dunkeläugig, schwarzhaarig wie der Vater; scheinbar von ganz anderer Art als das Kind, das sie am Strand in ihren Armen geschaukelt. Marianne sah es oft prüfend und forschend an. Eine bessere Mutter konnte man nicht finden. Keine fremde Hand berührte das theure Eigenthum. Die Verwandtschaft und Freund-

schaft pries den kleinen Erben wie ein Wunderkind, und mit seinen blanken Augen und derbrothen Wangen mußte es auch Jedem gefallen. Es schrie nicht, war immer lustig und vergnügt, zufrieden mit sich und der Welt.

Marianne studirte ihn ordentlich, und sobald sie begriff, daß der Kleine in seiner eigensten Natur von ihr abwich, gab sie nach und suchte sich mit rührender Geduld ihm anzupassen.

Jedes Jahr brachte nun sein Knäbchen, eine Vermehrung dieser gottgefälligen Gesellschaft, sich unter einander ähnlich wie Kirschen an einem Zweig.

Alle schwärmten für die Mutter um die Wette mit dem Vater; wo sie erschien, wurde sie mit einem Wonneschrei begrüßt, und nie ist wohl Jemand mehr verehrt und gefeiert worden als Marianne von ihrer Familie.

Sie hatte eine stille, ruhige, beglückende Art, sie wiederzulieben; nichts von dem krankhaften leidenschaftlichen Wesen, mit dem sie ihrem Jan das Leben so verbittert, Alles ging glatt, eben und behaglich. Wer nicht um Mariannens Leiden wußte, hätte sie in diesen Tagen kaum geahnt. Für sich blieb sie einfach und sparsam, sammelte das Geld, welches der Löwenwirth ihr zum Putz schenkte, in einem Schubfach ihres Schreibtisches.

Fünf Bübchen wuchsen als kräftige, gesunde Stämmchen neben ihr auf. Keines hatte je auch nur die geringste Lust, sie zu verlassen, im Gegentheil, sie hingen an ihr wie die Kletten. Sobald die kleine Hand nur fassen konnte, krampfte sie sich fest mit den Fingern, am Rock, an der Schürze, daß es Schmerz und Gewalt kostete, sie zu lösen.

Die Mutter that es doch; sie blickte ihnen dann mit einem verwundert schmerzlichen Ausdruck in die dunklen Augen und hieß sie gehen.

Als der Aelteste aus dem Hause sollte, um mehr zu lernen, fürchtete der Löwenwirth für Marianne; aber sie drängte selbst darauf. „Er muß fort, er muß ein Mann werden; was er auch für einen Stand wählt, ich bin mit Allem zufrieden.“

Ebenso ging es mit den folgenden Söhnen. Freilich hatte keiner Lust an Gefahren und Wagnissen, an Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, wie sie das Seeleben bringt. Der höchste Flug ihrer Wünsche ging nie über das Thor des Städtchens hinaus. Vergnügt stand der Jüngste hinter Großvaters Ladentisch, wohin ihn zuerst die Rosinen gelockt.

Alles brave, ehrliche junge Bursche, die nie ermangelten, ihren kleinen Pflichten zu genügen, und denen Mutter und Vaters Wunsch Gesetz war. In den Ferien vereinigten sie sich in der geliebten Heimath mit einem fröhlichen Getöse, daß das Haus bebte. Der Vater ihr lautester Genosse und Anstifter. Marianne sorgte vortrefflich für ihr Wohlergehen. Keins ihrer kleinen Leiden blieb ungestillt, dem Wunsch kam sie zuvor; aber als sie größer wurden, als die körperliche Sorge nicht mehr der Mutter Tag füllte und der Letzte aus dem Hause ging, wurde sie um so ernster und zerstreuter. Manches Mal stand sie am Fenster, seufzte und klagte, daß man nicht über die Dächer fort sehen könnte. Sie schloß sich ein, wenn jetzt die tobende, lustige Bande zu den Ferien kam, nachdem der Versuch, mit ihnen lustig zu sein, jedes Mal mißlungen. Der Vater schlich dann mit ihnen hinaus, bedeutete, sie sollten still sein, nicht nachgehen, die Mutter sei krank.

Es drang nur ein fernes Rauschen des bewegten Lebens da draußen in Mariannens entlegene Kammer. Ihr klang es wie das Rauschen des Meeres — immer dasselbe Brausen vor ihren Ohren. Sie hatte redlich versucht, zu vergessen, was ihrer Seele immer nur ein Schmerz gewesen; eine Zeit glaubte sie, es sei über-

wunden, sie könne wie die Anderen fröhlich sein. Das war in ihren arbeitsvollen Zeiten, wo kein Augenblick der Ruhe; aber jetzt, wo Keiner ihrer bedarf, stehen all die Bilder und Gedanken wieder auf wie aus einem Grabe.

Heimlich, scheu, als thäte sie ein Unrecht, zog sie dann ein Bild aus ihrem Kleide hervor, das in einer Kapsel an ihrem Halse hing. Ein blondlockiger Knabe mit Augen wie das Meer blickte sie an, schien zu leben, ihr zuzulächeln — ergriffen starrte sie darauf hin, ihr Herz bewegte sich, wie es sich nie für eines ihrer anderen Kinder geregt; so oft sie es versuchte, immer dieselbe Antwort. Oftmals bedeckte sie das Bild mit leidenschaftlichen Küssen und gab sich einer Verzweiflung hin, die sie in ihren Kissen erstickte, damit Keiner je einen Laut davon vernahm.

Sobald sie die Schritte der Wiederkehrenden hörte, verbarg sie es hastig. Wie schlecht und elend kam sie sich vor, wenn sie nachher in der zärtlichen Umarmung ihrer Kinder nicht los konnte von dem blonden Antlitz, das sie Tag und Nacht verfolgte mit seinen leuchtenden blauen Augen, ihre Seele beherrschte, bis sie ihm immer wieder das Beste ihrer Liebe geben mußte. Aus all diesen Kämpfen ging eine Schwäche hervor, die sie zu Boden drückte, eine Sehnsuchtskrankheit, die wie damals ihre Sinne verzehrend gefangen nahm; endlich wurde sie zu körperlichen Leiden.

Der Löwenwirth wußte längst, wie es mit ihr stand. Erst sagte er nichts, sah eine Weile still zu und ließ sie gewähren; als es aber immer schlimmer wurde — Nachts lag sie schlaflos oder stellte Kerzen an die Fenster, hinausschauend, wie sie es mondenlang am Strand gethan, ihre Wange bleich, das Auge hohl — ertrug er es nicht länger.

Auf alle Weise suchte er Nachricht von ihrem Sohn zu bekommen, scheute nicht Mühe nicht Kosten, reiste selbst zum Hafen; aber auch dort war alle Spur verloren, der alte Mann gestorben, das Strandhäuschen in fremder Hand. Er kaufte es an sich und reiste zurück.

Sie ahnte wohl, wo er gewesen. Sie streichelte seine kräftige Hand; sie hätte sie geküßt, wenn er es zugelassen, und versuchte, ihm mit ihren müden Zügen zuzulächeln.

„Ich wollte, ich könnte halten, was ich versprochen," sagte sie traurig; „ich glaube, wenn ich gesund wäre."

„Ja, Marianne, das glaub ich auch; vielleicht fehlt dir die Seeluft. Das Strandhäuschen ist für dich bereit, die Kinder sind wohl versorgt; komm, wir wollen mit einander hin."

Das rothe Blut stieg ihr mit einem fieberhaften Guß in die Wangen.

„Du bist zu gut," sagte sie aufathmend; „ja, ich glaube, dort wird mir besser."

Als das Meer wie in ihrer Glückszeit gewaltig in lichtem Glanz vor ihr aufstieg, seufzte sie erleichtert. Ihr ging ein Verständniß dafür auf, das ihre Seele und die Seele ihres Sohnes zu vereinigen schien. Schiffe kamen und gingen, als trügen sie auf ihren Segeln Hoffnung.

Im Strandhäuschen lag sie ganz still, ihre Augen unablässig auf den feuchten Schimmer gerichtet, wartend.

Ab und zu zeigte sich eine Spur, aber sie verlief wie die Woge im Sand.

„Ich muß warten, ich kann nicht anders," sagte sie oft entschuldigend ihrem Mann, „aber du brauchtest es doch nicht; wenn du doch irgend eine Freude hättest, ich mache dir auch nichts als Kummer. Aber selbst mein Tod gäbe dir keine Ruhe, ich kenne das; in solcher Liebe ist kein Vergessen, kein Entfliehen; wenn man sich wehrt, ist's, als ob man in ein Messer greift. Du wirst mich nicht mißverstehen:

eure Liebe ist mein Glück, seine mein Leben."

Der Löwenwirth drückte sie an sich.

„Dein Leben," sagte er, „ist mein Leben; wir wollen mit einander warten, nur Gott kann uns aus all der Noth helfen."

Plötzlich aber tauchte wie ein leuchtender Punkt die Kunde des Verlorenen auf, wurde deutlicher und kam näher. Endlich wußte man, der lang Entbehrte kam heim und war gesund; er wagte nicht, der Mutter zu schreiben, er kam selbst. Ihr genügte schon die kleinste Hoffnung.

Geduldig wartete sie, täglich an Kraft und Gesundheit zunehmend. Neues Leben kam in ihre Gestalt; bald konnte sie am Strand sitzen, dann stehen, dann gehen.

Ihr Mann stützte sie, tröstete sie. Ihre Sorge seine Sorge, ihre Hoffnung seine Hoffnung. Endlich, endlich kam der Tag, der das ersehnte Schiff in den Hafen bringen sollte — ein leuchtender Tag! Das Meer schillerte gleißend wie eine Riesenschlange, unbeweglich.

Kopf an Kopf standen sie. Mancher hatte sein Liebstes darauf; ein Anderer seinen Reichthum. Alles sah gespannt über die glitzernde Fläche, geblendet, athemlos, stumm vor Erwartung; immer schwüler wurde die Luft und die Stimmung. Hier und da zeigten sich kleine weiße Wolkenbälle. Die Seeleute sprachen von Gewitter, sie hatten aber keinerlei Besorgniß; das müsse schon ein tolles sein, das solchem Schiff etwas anhaben könne; höchstens müsse man mit dem Boot etwas weiter heran, es wäre nicht das erste Mal.

Inzwischen wuchsen die Wolken, und als das Schiff in Sicht kam, war der Himmel bös gefärbt. Schwere dunkle Massen hingen von ihm herab, als wollten sie sich mit dem Meer vereinen, und der Donner rollte dazwischen ohne Aufhören.

Der Löwenwirth hatte all seine Kinder zum Empfang ihres Bruders kommen lassen. Sie liebten ihn schon aus seinen Erzählungen, hier und da zischelten sie sich ein Wort der Freude zu, dicht geschart um Marianne.

Sie selbst schwieg und drängte sich zu ihrem Mann, kaum mit der Wimper zuckend.

Das Gewitter brach los, weit weniger schlimm, als man gedacht, freilich gewaltige Blitze und Donnerschläge, aber der Sturm gering; nur wenig schwere Tropfen, kein scharfer Sand machte die Augen blind, man konnte ruhig stehen bleiben und sehen, wie das stolze Fahrzeug mit silbernem Fittich die Fluth spaltete.

Schon wollte ein jauchzender Zuruf es aus tausend Kehlen begrüßen — da erstickte ein grausiger Blitzschlag ihren Jubel und verwandelte ihn in das angstvolle Geschrei: Feuer! Feuer! es brennt auf dem Schiff! helft! rettet! Der Blitz hatte an einer kleinen Stelle gezündet, ehe er in das Wasser fuhr.

Die Boote waren im Umsehen bereit, die Wogen bedeckten sich mit ihnen. Es war ja nicht schwer, so nahe am Lande, ohne Sturm die Mannschaft zu bergen. Fröhlich rief Eines dem Anderen zu.

Als hätte das Unwetter nun sein Letztes verschossen, zerrissen die Wolken, und eine strahlende Sonne brach durch, vor der das kleine Feuer auf dem Schiffe, leicht gelöscht, erblich.

Der Löwenwirth war mit unter den Rettenden. Marianne hatte sich setzen müssen, besorgt umstanden sie die Kinder.

Ein Kahn nach dem anderen landete; es war ein Gezwitscher wie von tausend Schwalben. Halb verzweifelt starrte sie Jedem in das Gesicht, sah die zärtlichen Begrüßungen. Er war nicht dabei — hier auch nicht — immer noch nicht! Nun kam das letzte Boot, ihr Mann stand darin; warum rief er nicht? warum winkte er

nicht mit dem Tuch wie die Anderen? warum stand ihr Jan nicht neben ihm? Jan lag auf dem Grunde des Bootes — er der Einzige, vom Blitz gestreift, todt zu Boden gesunken — —

Die Menge schwieg erschreckt. Stumm hoben sie ihn heraus und legten ihn vor Marianne nieder; sie sah ihm noch in das Antlitz — weiter wußte sie nichts mehr.

In dieser Nacht, als sie zu sich kam, fühlte sie gleich nach der Hand ihres Mannes.

„Hilf mir!“ bat sie, „bring mich zu ihm; du weißt, daß ich hin muß!“

Er führte sie in das kleine Gemach, wo sie ihn hingelegt hatten.

Sie schickte Alle heraus und blieb bei ihm. Sie sagte nichts, sie sah ihn stumm an, nach keinem ihrer anderen Kinder fragte sie. Nur ihren Mann duldete sie neben sich.

„Jan ist mir der Nächste am Herzen geblieben,“ klagte sie endlich, „obgleich ich ihn fortschickte, und nun hat er die Augen geschlossen, die Augen, nach denen ich mich Tag und Nacht bangte, in denen ich unsere Versöhnung finden mußte. Ich sah sie immer, bei jedem Liebesdienst, den ich Anderen that, wenn ich die Brüder pflegte, wenn ich euch zärtlich war; er war ein Stück von meinem Herzen, das ich selbst zerrissen und das er nun mit in das Grab genommen; hätte ich ihn doch in Frieden ziehen lassen, meine Liebe zu ihm, selbst als Schmerz, war ja doch ein Glück; nicht wahr, du weißt es.“

Der Löwenwirth nickte.

„Ihm ist wohl,“ sagte er, „und ich wäre gern an seiner Stelle, um dich glücklich zu machen.“

„Nein, nein,“ sagte sie, „ich klage jetzt nicht um ihn, um mich, um meine Liebe, die wie ein ruheloser Geist umgehen wird. Das Leben ist mir so schwer gewesen, daß ich den Tod süß finden muß; selig dazuliegen, ohne Vorwurf, ohne Qual. Aber ich! — ein einziger Blick, ein einziges Zeichen, und wir hätten uns verstanden, hätten wieder gewußt, daß sich nie Zwei heißer geliebt!“

„Und wenn er dir ein Zeichen gelassen!“

Sie sah ihn starr an.

„Jan war verheirathet — er hatte ein Kind, er brachte es dir, Marianne, damit du es lieben solltest wie ihn.“

„Ein Kind, ein Kind!“ stammelte sie. „Sein Sohn — mag er bei seiner Mutter bleiben, ich könnte ihn doch nicht bei mir halten; ich fürchte mich, ich bin müde zu kämpfen und zu leiden.“

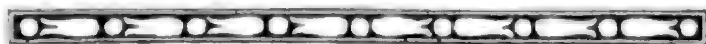
„Die Mutter ist todt,“ fuhr ihr Mann fort, „willst du es fremden Menschen überlassen?“

„Gieb es mir!“ schrie sie. „Gieb mir Jan's Kind! Wo ist es?“

Da that sich die Thür auf, und die dunkeläugigen, schwarzhaarigen Bursche trugen in ihren Armen ein kleines blondlockiges Mädchen, mit blauen Augen wie der Vater; es schlang vertrauensvoll seine Aermchen um den braunen Nacken des Aeltesten.

„Sie heißt Marianne,“ sagte der Löwenwirth. „Jan brachte dir sein Töchterchen als Zeichen seiner Liebe; es wird immer bei dir bleiben, dich gesund machen und ein neues Glück wird für dich, für uns Alle daraus hervorblühen.“

Durch das geöffnete Fenster drang erfrischende Seeluft und spielte mit den goldenen Haaren des Kindes, welches unbesorgt in das verklärte Antlitz des Vaters blickte, dessen Lippen sich zu einem Liebeswort für sie Alle zu regen schienen.



Rudolf Virchow.

Von

Isidor Kastan.

Unter den deutschen Gelehrten der Gegenwart giebt es kaum einen, dessen Name so allgemein gekannt und gefeiert wäre als der Rudolf Virchow's. Vielleicht hat sich seit Alexander v. Humboldt's Tode kein deutscher Gelehrtenname einer ähnlichen Verbreitung zu erfreuen gehabt als der des Berliner Pathologen und Parteiführers. Auf dieser seltenen Vereinigung nämlich eines ungewöhnlichen wissenschaftlichen Vermögens und einer noch ungewöhnlicheren, kraftvollen Bethätigung an der Entwickelung des öffentlichen Gemeinwesens beruht der populäre Zauber dieses Namens. Wahrhafte Popularität erwirbt sich überhaupt nicht durch ausschließlich wissenschaftliche Großthaten. Wer sich daher auf die ideelle Unermeßlichkeit seiner Geisteswerkstätte beschränkt, wird auf den Ruhm verzichten müssen, seinen Namen weit über die Kreise der Fachgenossen hinaus bekannt gemacht zu wissen. Nur wer wie der Dichter, der Künstler oder der Staatsmann mit seinem Thun und Schaffen die Gemüther der Massen, ihre Herzen und ihre Vorstellungen zu erregen und angeregt zu erhalten vermag, dem ist das vielbeneidete, höchste Glück zu Theil geworden, ein populärer, ein volksthümlicher, vom Volke gekannter Mann zu sein. Und unter dieser Benennung steht in einem gewissen Sinne auch Rudolf Virchow, obwohl Pathologie und Politik, Erforschung des Wesens der Krankheitsprocesse am Einzel- wie am Gesammtorganismus auf den ersten Anschein wenig Gemeinsames mit den Eigenthümlichkeiten dichterischen Schaffens zu thun haben mögen. Ganz unbestreitbar ist's, daß der Weltruf Virchow's zum guten Theil nicht sowohl auf seiner rein wissenschaftlichen Bedeutung beruht, als vielmehr auf der Gleichzeitigkeit seiner fachmännischen wie seiner öffentlichen Wirksamkeit. Allein diese Vereinigung zweier in ihrem Wesen so verschiedener Thätigkeitsgebiete war bei Virchow keineswegs das Ergebniß einer ehrgeizigen Berechnung; nein, sie war bei ihm die unabweisliche Folge einer organischen Betrachtungsweise der uns umgebenden Erscheinungen. Ein universell angelegter Kopf, wie Virchow nun einmal ist, blieb er von Anfang an nicht an der Beobachtung der Einzelheit haften, sondern suchte vielmehr dieselbe in ihrem Zusammenhang und in ihrem Verhältniß zum Gesammten zu erfassen. So wurde ihm die Medicin zu einem Theile der modernen Gesellschaftswissenschaft, und ganz zwanglos ergab sich für ihn die Uebernahme der aus dieser Betrachtungsweise resultirenden Pflichten. Die Vereinigung war somit eine logisch gegebene, eine organische. Der medicinische Forscher und der Politiker sind in Virchow gar nicht zu trennen. Einer war von jeher bei ihm durch den anderen bedingt. Und dieser Umstand ist es, welcher der Betrachtung von dem Entwickelungsgange

des seltenen Mannes einen so fesselnden Reiz gewährt.

Einer kleinbürgerlichen pommerschen Familie entstammt — Virchow wurde am 13. October 1821 zu Schievelbein geboren —, erregte der lernbegierige, erstaunlich rasch auffassende Knabe wohl die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, allein er war entfernt nicht das, was man ein Wunderkind zu nennen pflegt. Seine Schulentwickelung war eine durchaus normale, und das war ein Glück für ihn; pflegen doch die Wunderkinder meist in diesem frühreifen Entwickelungsstadium stecken zu bleiben! Nur in dem Gebrauche der alten Sprachen hatte er sich eine für sein Alter überraschende Sicherheit angeeignet, so daß er um ein Beträchtliches seine Genossen hierin überragte und durch seine Leistungen zuweilen bei seinen Lehrern eine gewisse Zweifelsucht erregte. Trotz dieser seiner ausgesprochenen philologischen Tüchtigkeit und Neigung sollte er Medicin studiren. Zu dem Ende bezog Rudolf Virchow das Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin, welches bekanntlich die militärärztliche Bildungsanstalt für die preußische Armee ist. Virchow sollte demnach den Beruf eines Militärarztes erfüllen. Es muß damals — es war zu Anfang der vierziger Jahre — ein vorzüglicher Jahrgang unter den „Pepins" — so nennt man nämlich die Studirenden des Friedrich-Wilhelms-Institutes gemeinhin — gewesen sein; denn gleichalterig mit ihm waren Helmholtz und Ludwig, diese nachmaligen großen physiologischen Physiker, ebenfalls hoffnungsvolle Militärarzt-Aspiranten. Alle drei haben — um ein geflügeltes Wort auf sie anzuwenden — ihren Beruf verfehlt. Statt Militärärzte, vielleicht um es auf diesem Wege bis zu den höchsten „Chargen" zu bringen, sind sie allesammt wissenschaftliche Pfadfinder und weithin strahlende Leuchten geworden. Das militärärztliche Bildungsinstitut aber hat allen Grund, auf diese drei Zöglinge stolz zu sein.

Es war in jedem Betrachte ein merkwürdiger Zeitabschnitt, in welchen die Studienjahre Virchow's fielen. Die moderne Naturwissenschaft im Allgemeinen und die vom organischen Leben insbesondere stand in einem Wendepunkte und zwar so entschiedener Art, wie er nur selten in der Geschichte der Geistesentwickelung unseres Geschlechts sich verzeichnet findet. Die grundlegenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Biologie — stolzeste Ruhmestitel deutschen Forschersinns! — hatten eine ungeheure Gährung unter den Geistern hervorgerufen. Es war in Wirklichkeit ein neuer Tag in der Geschichte der Wissenschaften angebrochen, und wie es so zu gehen pflegt, der junge Tag fand eine edle Schar rüstiger Arbeiter vor, welche mit Hacke und Spaten, mit Schaufeln und tiefeinfurchenden Eggen den alten Boden von Neuem umzugestalten bereit waren, um neue, bessere Früchte ihm zu entlocken. Die in ihren Folgen unermeßliche Fundamentalentdeckung von der „Zelle", als dem Grundformelement allen organischen Daseins, begann allmälig Gemeingut der damaligen naturwissenschaftlichen Welt zu werden und, alte Vorstellungen umgestaltend, in die Medicin einzudringen. Freilich war der Weg unendlich weit von dem modernen Laboratorium bis zum Hörsaal für praktische Arzneikunde. Die revolutionäre wissenschaftliche Neuerung hatte gegenüber den alten Mächten einen schweren Stand, und es galt unerschrockenen Muthes die erbitterten Fehden auszukämpfen. Da traf sich's denn glücklich genug, daß die neue aufblühende Wissenschaft vom Leben — die Biologie in des Wortes weitester Bedeutung — sofort auf eine stattliche Schar kampfbereiter, wohlbewehrter Streiter zählen durfte. Zunächst kam es darauf an, die Lebensvorgänge dieses Elementarorganismus, dieser Zelle, nach allen Richtungen hin zu untersuchen, die Existenzbedingungen derselben zu erforschen und auf diese Weise einen ungeahnten Einblick in den Zusammenhang des unendlich verwickelten Räderwerkes zu gewinnen, das man gemeinhin als vegetatives Leben bezeichnet. Plötzlich hatte die mikroskopische Einzelforschung eine ganz neue und ungemein wichtige Bedeutung für die sich immer mehr vertiefende Erkenntniß von den nach unabänderlichen Gesetzen sich abspielenden Vorgängen erlangt. Hand in Hand mit dieser ging die moderne Physiologie vor, vermittelst des sinnreich ausgedachten Versuches der räthselvollen Natur immer bestimmtere, befriedigendere Antworten auf präcis gestellte Fragen zu

entlocken. Und als dritte Hülfsmacht im Bunde trat die zerlegende Chemie, gewissermaßen als oberste Controlbehörde, als eine Oberrechnungskammer, hinzu, die Richtigkeit der Angaben peinlichst prüfend, beziehungsweise bestätigend oder verneinend. Und je tiefer die forschende Einsicht in das Wesen der Lebensvorgänge eindrang, je mehr sich das Erkenntnißgebiet erweiterte, desto gesicherter wurde der Lehrsatz, daß alle jene Vorgänge innerhalb der organisirten Welt abhängig sind von der Thätigkeit der Zellenelemente, daß diese die Träger des Lebens ausmachten. Was wir insgesammt „Leben“ nennen, erwies sich mehr und mehr als eine Summe zahlloser Einzelvorgänge innerhalb jener Zellen.

Ist aber Kranksein nicht auch eine Theilerscheinung des Lebens? Und wenn dem so ist, müssen alsdann nicht alle diejenigen Vorgänge innerhalb unserer Organismen, welche wir mit dem Worte „Krankheit“ bezeichnen, ebenfalls an cellulare Veränderungen gebunden sein? Die bejahende Antwort erscheint uns jetzt so überaus einfach, eine logische Folgerung, die sich ganz zwanglos aus der naiven Betrachtung der Natur so zu sagen von selbst ergiebt. Aber das ist ja gerade der Triumph, welcher in einer einmal erkannten wissenschaftlichen Wahrheit liegt, daß dieselbe den Menschen als etwas Selbstverständliches sich darstellt. Sie rückt allmälig in den eisernen Bestand un-

Rudolf Virchow.

veräußerlicher Vorstellungen ein, sie wird Gemeingut Aller, man nimmt sie zuletzt ganz unbewußt hin wie Luft und Sonnenschein. Es ist uns ganz undenkbar, daß es jemals zuvor hat anders sein können. Allein es ist wirklich einmal ganz anders gewesen, und die Zeit liegt noch gar nicht lange hinter uns, da es anders, grundanders gewesen. Zum Begriffe Leben gehört das Kranksein, ja für beide gelten die nämlichen Gesetze. Ebenso wenig man etwa den Zeitbegriff in Tag und Nacht aus einander legen kann, ebenso wenig statthaft ist es, den Lebensbegriff in Gesundheit und Krankheit zerlegen zu wollen. Beides, Gesundheit sowohl als Krankheit, sind nichts Anderes als Bewegungsformen, den nämlichen Naturgesetzen unterworfen. Ein wesentlicher Unterschied ist nicht vorhanden. So werden Physiologie und Pathologie zu Theilen einer Wissenschaft; jene untersucht die Lebensvorgänge, wie sie sich unter normalen, diese, wie sie sich unter veränderten Bedingungen abspielen. Den ersten Theil des großartigen Werkes hatte der berühmte Johannes Müller zu schreiben unternommen; an die Ausführung des anderen ging unverzagten Muthes Rudolf Virchow heran. Dieser Gedanke, die Lehre von der Krankheit auf physiologischer Unterlage aufzubauen, war von Anbeginn das treibende und beherrschende Element der wissenschaftlichen Thätigkeit Virchow's, und er ist es fortan geblieben. Sein ganzes Denken und Fühlen drehte sich um diesen einen unverrückbaren Mittelpunkt, und es ist für den psychologischen Beobachter von dem größten Reiz, dem genialen Manne bei seiner Arbeit folgen zu können. Die Zurüstungen wachsen schier ins Ungemessene; eine unabsehbare Fluth von Ideen stürmt auf den jugendlichen Forscher ein. Allein er weiß sie mit einer erstaunlichen Sicherheit zu bemeistern, denn er hat die Zauberformel bereits gefunden, sie zu bannen: die Methode. Alles kam darauf an, von ihr hing das Glücken des Planes ab. Schon die ersten wissenschaftlichen Schritte, welche der dreiundzwanzigjährige Assistent im Leichenhause der Berliner Charité unternimmt, lassen auf eine durchaus selbständige Bahn schließen, welche er zu wandeln fest entschlossen ist. Es liegt etwas Heldenhaftes in dem Auftreten des jungen Mannes und etwas Künstlerisches zugleich. Ein ganz ungewöhnliches Thun kündigt sich überall in seinen Arbeiten an und eine tiefinnerliche Ueberzeugung, daß sein Thun kein vergebliches, sein Wollen kein ergebnißloses sein werde. Oder ist es etwa nicht in hohem Grade imponirend, wenn ein achtundzwanzigjähriger Mann einen Satz niederschreiben darf wie den folgenden: „Gegnern gegenüber habe ich mich nicht zu rechtfertigen, denn ich weiß von keinem Angriff auf meine wissenschaftliche Thätigkeit, der ans Licht getreten wäre.“ Fürwahr ein edles Selbstbewußtsein, das man dem jugendlichen Autor wohl gönnen mag. Wenn man aber die unmittelbar darauf folgenden Worte kennen lernt, dann muß unser Erstaunen über den so früh gereiften, fest in sich geschlossenen wissenschaftlichen und menschlichen Charakter sich noch vermehren: „Aber auch meinen Feinden nicht minder als meinen Freunden mögen die nachfolgenden Skizzen (es sind die „Gesammelten Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin“ gemeint, Arbeiten von classischem Werth, die allein hingereicht haben würden, den Namen des Verfassers den glänzendsten in der medicinischen Wissenschaft ebenbürtig an die Seite zu stellen!) den Beweis liefern, daß ich meine Aufgabe mit Bewußtsein gestellt und daß ich nie, weder am Leichentische oder hinter dem Mikroskop, noch am Krankenbett oder im öffentlichen Leben, über der Mannigfaltigkeit des Einzelnen das Streben nach höheren, einheitlichen Principien vergessen habe. Es ist möglich, daß ich in Einzelheiten geirrt habe; ich werde zwar bereit sein, auch künftig meine Fehler einzugestehen und sie zu verbessern; aber ich habe die Ueberzeugung, daß ich mich niemals in der Lage befinden werde, den Satz von der Einheit des menschlichen Wesens und seine Consequenzen zu verleugnen.“ In diesen wenigen, schmucklosen Worten ist bereits der ganze Virchow vorgebildet, wie ihn später die Mitwelt in seiner bewundernswerth mannigfachen und erfolgreichen Thätigkeit kennen lernen sollte. In diesen wenigen, aber inhaltsvollen Sätzen ist die ganze Entwickelung, die der rastlos arbeitende Mann später eingeschlagen, so zu sagen schon vorweggenommen. Die Summe

seines thatenreichen Lebens ist in diesen knappen Zeilen zusammengepreßt. Sie enthalten sein wissenschaftliches Programm; was später noch erfolgte, war nur die Ausführung des gegebenen Versprechens. Und allerdings, er hat sein Wort eingelöst, so vollkommen, daß auch kein Tüpfelchen daran fehlte.

Während der junge, ideenvolle Gelehrte mit der Ausführung großer, grundlegender wissenschaftlicher Arbeiten beschäftigt war, blieben die Regungen der Zeit im Allgemeinen nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf seine für Entwickelung unserer Zustände im reformatorischen Sinne überhaupt ungemein empfängliche Seele. Die allgemeine Gährung der Geister und Gemüther, welche sich während der Mitte der vierziger Jahre fast in ganz Europa geltend zu machen anfing, hatte auch Virchow mächtig ergriffen, wenngleich ihm noch keine Veranlassung geboten war, auf einem nicht ausschließlich wissenschaftlichen Gebiete seine Thätigkeit zu beginnen. Das furchtbare Hungerjahr 1847 sollte indessen des jungen Gelehrten Namen auch in nicht fachmännischen Kreisen auf eine sehr bemerkenswerthe Weise bekannt machen. Als ein durch seine scharfsinnigen medicinischen Beobachtungen bereits vielgerühmter Arzt sollte Virchow die von dem Hungertyphus heimgesuchten oberschlesischen Bezirke bereisen, um der Staatsregierung von dem Umfange des Unglückes Bericht zu erstatten. Als ein unerbittlicher Gegner der damaligen büreaukratischen Mißwirthschaft ist er nach Berlin zurückgekehrt. Seine umfassenden Untersuchungen über den oberschlesischen Nothstand gestalteten sich gegen die Staatsleitung zu einer furchtbaren Anklage, wie sie damals in Preußen unbekannt war. Virchow's denkwürdiger Bericht war eines der ersten Vorzeichen des herandrohenden politischen Unwetters. Man kann es getrost aussprechen: für Virchow's ganze spätere Stellung im öffentlichen Leben ist diese seine Thätigkeit in Oberschlesien, welche er im Auftrage der preußischen Staatsregierung übernommen hatte, von entscheidender Bedeutung geworden. Er hatte Gelegenheit gehabt, einen unmittelbaren Einblick auch in die politische Pathologie zu thun, und er war fest entschlossen, so viel an ihm, den Gründen dieser Krankheitserscheinung nachzuspüren, um aus der so gewonnenen Erkenntniß die Möglichkeit einer Besserung oder gar Beseitigung derselben herbeizuführen.

Man war in Berlin an der Centralstelle, wie leicht begreiflich, nicht gerade sehr erbaut über den allzu freimüthigen Berichterstatter, der überdies gar nicht gesonnen war, die furchtbaren von ihm in ihrer ganzen Bedeutung erfaßten und aufgedeckten Thatsachen in den Actenschränken des Ministeriums eingesargt bleiben zu lassen. Nur die größtmögliche Oeffentlichkeit in der Behandlung dieser Zustände konnte einige gegründete Aussicht auf Beseitigung der argen Unterlassungssünden gewähren, von denen die damalige Verwaltung nicht freizusprechen war. Wenn Virchow damals in die schärfst ausgesprochene politische Opposition trat, so war es nicht aus einem unbestimmten Triebe nach Neuerungen im Allgemeinen geschehen, sondern aus der im Wege der Erfahrung gewonnenen Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der verrosteten büreaukratischen Maschinerie, welche jede freie individuelle Thätigkeit im Staatsleben völlig gelähmt zu haben schien. Man muß auf diesen innigen Zusammenhang der wissenschaftlichen und politischen Bethätigung Virchow's von Anfang an sehr energisch hinweisen, um von vornherein gewisse gegen ihn geschleuderte Beschuldigungen entkräften zu können. Jenen Satz von der „Einheit des menschlichen Wesens und seine Consequenzen", den niemals verleugnen zu müssen er die „Ueberzeugung" hat, will er vor Allem an sich selbst und seinem eigenen Handeln erweisen; sein angekündigtes Streben, „über der Mannigfaltigkeit des Einzelnen nicht der höheren, einheitlichen Principien zu vergessen", will er vornehmlich durch sein eigenes Leben verwirklichen, erhärten.

In solcher Vorstimmung der Seele trifft ihn die Bewegung des Jahres 1848.

* *
*

Mit der ganzen Energie, welche jede innerlich gefestete Ueberzeugung zu verleihen pflegt, trat Virchow in die allgemeine Bewegung jenes Jahres ein. Und

es ist auch hier wiederum interessant, zu beobachten, wie die politische Strömung auf den Arzt Virchow einzuwirken vermochte. Kaum hatte die junge Freiheit ihre ersten Athemzüge gethan, als Virchow bereits anfing, das neu eroberte kostbare Gut in den Dienst der Aerzte zu stellen. Es macht dem guten, menschlich fühlenden Herzen Virchow's wie seinem treffsicheren praktischen Blick alle Ehre, wenn er für die bisher so arg vernachlässigten Standesinteressen der Aerzte eintritt, für die Freiheit der ärztlichen Individuen gegenüber einer bis dahin für sacrosanct gehaltenen ärztlichen Büreaukratie. Von diesem Gedanken ausgehend, begründet er die „Medicinische Reform“, eine Wochenschrift für Aerzte, welche, mit schönem Freimuth, rückhaltsloser Kritik geschrieben, sich während der kurzen Zeit ihres Bestehens einen großen Einfluß zu verschaffen wußte. Daß der jugendliche Virchow die journalistischen Kosten des Unternehmens gut zu drei Vierteln selbst bestritt, kann nach den damals obwaltenden Verhältnissen nicht weiter verwundern. Wohl aber verdient es bemerkt zu werden, mit welch natürlicher Anmuth der dieser Art geistiger Thätigkeit fremde naturwissenschaftliche Gelehrte das leichte journalistische Griffelchen zu handhaben wußte. Es war das erste Mal, daß ärztliche Standesinteressen in dieser Weise in einer eigens hierzu geschaffenen Zeitschrift verhandelt und vertreten wurden; und trotzdem die „Medicinische Reform“ sich keiner allzu großen Lebensdauer zu erfreuen hatte, war ihr Erscheinen von nachhaltigem Einfluß auf die Entwickelung des ärztlichen Standes überhaupt geworden. Man würde jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, Virchow sei damals ganz in der allgemeinen politischen Bewegung aufgegangen. Er ist von jeher ein Arbeitsgenie gewesen und geblieben, und er hat es viele, viele Jahre später einmal von sich selbst öffentlich ausgesagt, daß die Beschäftigung mit den politischen Angelegenheiten in der Volks- und Stadtvertretung, so eingehend dieselbe auch erscheinen und sein mag, für ihn eine Erholung von seinen wissenschaftlichen Arbeiten bedeute. Damals aber, zur Zeit der achtundvierziger Bewegung, war Virchow noch in der ganzen unangetasteten Elasticität seines Geistes und Körpers; es minderte also an seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit wenig oder gar nichts, wenn er neben seinem großartig angelegten wissenschaftlichen Arbeitsplane sich auch noch wacker auf dem Gebiete der öffentlichen Discussion in den Clubs betheiligte. Indessen sorgten die inzwischen eingetretenen Veränderungen dafür, daß wenigstens für die nächste Zeit Virchow der directen Einwirkung auf den Gang der politischen Ereignisse entzogen blieb. Der hereingebrochenen Reaction war der unerschrockene, ungewöhnlich beredte junge Gelehrte und Volksmann nachgerade recht unbequem geworden. Er wurde daher einfach aus Berlin ausgewiesen. Allein seine universitäre Wirksamkeit wurde hierdurch kaum unterbrochen. Bereits war Virchow's wissenschaftlicher Ruf fest gegründet, und die altberühmte Würzburger medicinische Facultät ließ den gewissermaßen berufslos gewordenen Gelehrten nicht lange feiern. Er erhielt einen ehrenvollen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie, dem er mit Freuden folgte. Während er nunmehr seine preußische Heimath verlassen mußte, hatte er andererseits doch dafür gesorgt, daß er den Zusammenhang — und zwar den denkbar persönlichsten — mit seinem Vaterlande nicht unterbrach. Er verlobte sich nämlich gerade damals, man sagt sogar in dem Moment, wo er seinen Abschiedsbesuch im Hause des gefeierten Frauenarztes Geheimrath Meyer machte, mit der anmuthigen Tochter desselben.

Virchow's Berufung an die Würzburger Hochschule war geradezu ein Ereigniß. Sehr bald sammelte sich eine Schar für ihre Wissenschaft begeisterter Jünger um ihn, der in seltenster Weise seine Hörer anzuregen und zu selbständigen Arbeiten anzuleiten wußte. Er entfaltete sowohl als Lehrer wie als Forscher eine staunenerregende Thätigkeit. Im Hörsaale, im Laboratorium, vor dem Mikroskop, am Leichentische, überall fesselte er durch die krystallhelle Klarheit seiner Auseinandersetzungen, durch die Schärfe seiner Beobachtungen, durch die überraschende Sicherheit des Urtheils, durch das blendende Gefüge seiner Schlußfolgerungen. Es mögen die glücklichsten Tage seines Lebens gewesen sein. Wissenschaftliche Ent-

deckungen von weittragender Bedeutung folgten in ununterbrochener Reihe, gleichsam Schlag auf Schlag. Wo er auch immer hingriff, nirgends war die Bemühung eine vergebliche gewesen. Sein wissenschaftliches Glück — wenn es erlaubt ist, von einem solchen zu reden — verließ ihn nicht einen Augenblick. Mehr und mehr wurde der Würzburger Professor zum Haupt und Leiter einer neuen, verheißungsvollen Gelehrtenschule. Mehr und mehr wurde er Träger eines neuen, vielversprechenden Systems. Mehr und mehr wurde der Name Virchow zum Wahrzeichen und Markstein auf dem Gebiete der modernen medicinischen Forschung. In jenen Würzburger Jahren stand der Genius des Mannes so zu sagen in vollster, herrlichster Blüthe, während gleichzeitig bereits die prächtigsten Früchte das Auge des Beschauers in freudige Bewunderung versetzten. Man neidete der bayerischen Hochschule diesen ihren köstlichen Besitz, und es mag kein geringer Triumph für Virchow gewesen sein, als man sich durch die „Noth“ der Umstände gezwungen sah, ihn von dort her wieder gerade nach dem Ausgangspunkte seines wissenschaftlichen Strebens und Arbeitens zurückzuberufen, von wo man ihn als einen der öffentlichen Ordnung und Sicherheit gefahrdrohenden Menschen ausgewiesen hatte. Wie mag es ihn mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllt haben, wenn die oberste preußische Unterrichtsbehörde, welche ihn 1849 seines Amtes entsetzt hatte, nunmehr nach sieben Jahren die Berufung durch die Berliner medicinische Facultät bestätigen mußte! Und er hätte nicht der Mann sein dürfen, der er war, wenn er nicht solche Bedingungen gestellt hätte, die ihm innerhalb seines Wirkungskreises an dem Leichenhause in der Charité eine vollkommene Unabhängigkeit und Sicherstellung seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit gewährleisten sollten. Der großartigere Schauplatz, auf den er nunmehr gestellt war, ließ den ohnehin rastlosen Mann nur eine um so großartigere Thätigkeit entfalten. Hier erst vermochte er seine ganze organisatorische Fähigkeit zu entwickeln. Denn nicht bloß, daß er selber in ununterbrochenem Schaffen und Forschen bleiben konnte, zeichnet Virchow vor so vielen und hochbegabten Gelehrten aus, sondern auch darin überragt er die meisten seiner Berufsgenossen, daß er in geeigneter Weise so zu sagen wissenschaftliche Arbeitssammelstätten anzulegen wußte. So hatte er gleich im Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn solch einen Vereinigungspunkt geschaffen, in welchem alle Forschungen auf dem Gebiete der modernen wissenschaftlichen Medicin zusammentreffen sollten. Das von ihm begründete „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und klinische Medicin“ sollte zum wissenschaftlichen Stelldichein für Alle werden, welche an dem neu aufzuführenden Bau der auf naturwissenschaftlicher Grundlage projectirten modernen Heilkunde Hand anzulegen entschlossen waren. Hier in Berlin begann Virchow das bereits stark angewachsene Material, welches in diesem inhaltvollen Archiv seit Jahren niedergelegt war — als Virchow seine Berliner Professur antrat, hatte sein Archiv schon neun Jahrgänge aufzuweisen! — nach wissenschaftlichen Grundprincipien zu ordnen, damit auch diejenigen, welche nicht in der Lage wären, fortdauernd auf das Archiv selber zurückzukommen und die darin enthaltenen Systemstheile selbst zu einem organischen Ganzen zusammenzufügen, von dem jeweiligen Stande der theoretisch-medicinischen Forschung zuverlässige Kenntniß nehmen könnten. Solch ein wissenschaftliches Register, solch eine wissenschaftliche Inventur, doch wohlgemerkt in einem großartigen Stil und in kunstvoller Ausführung, ist seine berühmt gewordene „Cellularpathologie“, ein Buch, das seinen Triumphgang über die ganze civilisirte Welt gemacht hat. Aus einer Anzahl von Vorträgen, welche Virchow vor Berliner praktischen Aerzten gehalten, hervorgegangen, ist es in überraschend kurzer Zeit mehr und mehr zu einem selbständigen Ganzen umgeformt worden. Es sollte kein Lehrbuch sein; es sollte vielmehr nur gewisse aus den neuen Forschungsergebnissen sich ableitende Grundanschauungen den praktischen Aerzten vermitteln helfen. Die Entstehungsursache dieses Buches ist bezeichnend für die Auffassung Virchow's von der Stellung des medicinischen Universitätslehrers zu den praktischen Aerzten überhaupt; aber sie charakterisirt auch den Mann. Ihm genügt es nicht, als Forscher die Gebiete der

Wissenschaft zu erweitern; er beschränkt sein Lehramt nicht auf den Hörsaal. Für ihn ist vielmehr die Hauptsache, die wissenschaftliche Continuität überhaupt nicht unterbrechen zu lassen. Darum leiht er auch denen sein Wort, welche die Studien bereits zurückgelegt haben, ins werkthätige Leben eingetreten sind, aber ihre wissenschaftliche Zugehörigkeit zur Hochschule nicht aufgeben möchten. Diesen will er die Fortschritte der Wissenschaft vermitteln. Aus dieser Absicht heraus ist die Cellularpathologie entstanden. Sie enthält die Summe nicht nur der Einzelforschungen Virchow's, sondern auch der ganzen modernen Forschung auf dem Gebiete der pathologischen Physiologie. Vielleicht ist seit dem unvergänglichen Werk Johannes Müller's über die Physiologie des Menschen kein anderes medicinisches Werk erschienen, welches so sehr auf die Reform der ärztlichen Anschauungen gewirkt hat als Virchow's Cellularpathologie. Das Buch erfüllte aber auch so etwas wie die Sehnsucht der Aerzte. Es enthält die wissenschaftlichen Beruhigungsmittel für aufgeregte Medicinergemüther, die fast an der Fruchtlosigkeit ihres Eingreifens am Krankenbette zu verzweifeln schienen. Hier in Virchow's Cellularpathologie winkte wenigstens wissenschaftlicher Trost so mancher durch die ärztliche Praxis verzagt gewordenen Seele. Auf dieser mehr psychologischen Seite liegt das Geheimniß und die Räthsellösung des Erfolges, welchen dieses Buch zu erringen vermochte. Bei den raschen Fortschritten, welche die moderne pathologische Forschung unter Virchow's Führung machte, kann es nicht Wunder nehmen, wenn nach und nach das erwähnte Buch in seinen wesentlichsten Abschnitten recht beträchtliche Veränderungen erfuhr. Die auf einander folgenden Auflagen desselben geben zugleich ein getreues Bild von der Entwickelungsgeschichte der modernen wissenschaftlichen Medicin. Es verräth daher eine in der That sehr bemerkenswerthe ungeschichtliche Auffassung, wenn einer der begabtesten Schüler Virchow's es unternehmen konnte, ein Handbuch der allgemeinen Pathologie zu schreiben, ohne kaum einmal auf die Cellularpathologie als solche zurückzukommen. Was ist denn die Geschichte der Wissenschaft anders als die der wachsenden und gesicherten Erkenntniß? Und was ist denn diese anders als die Geschichte des Irrthums? Thut es also dem Werthe eines Werkes irgend einen Abbruch, wenn dessen ursprünglicher Inhalt vielfach durch spätere Forschungen vervollständigt wurde? Wie ein Werk auf die Anschauungen der Zeitgenossen wirkt, darauf kommt es bei der Beurtheilung seines Werthes an, und diesen Maßstab angelegt, wird man jenem Virchow'schen Buche eine ungeheure Bedeutung beizulegen haben.

Wie Virchow schon bei der Begründung seines Archivs auf den untrennbaren Zusammenhang von wissenschaftlicher Erforschung der Krankheitsprocesse und der Beobachtung am Krankenbette hingewiesen hatte, dergestalt daß jene die ununterbrochene Controle dieser ausmachen sollte, so war er andererseits bestrebt, die so gewonnenen Beobachtungsergebnisse der modernen klinischen Wissenschaft in einem zusammenfassenden, in großen Umrissen gedachten Sammelwerk niederlegen zu lassen. So entstand unter seiner Anregung und seiner energischen Mitwirkung das vielbändige Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, an dessen Zustandekommen sich die ersten deutschen Kliniker betheiligten und dessen Vollendung der neueren deutschen Medicin zur bleibenden Ehre gereichen wird. Allein hiermit ist die wissenschaftliche Thätigkeit Virchow's noch lange nicht erschöpft. In den letzten Jahren hat er sich mit einem wahren Feuereifer auf das Studium der Anthropologie und der sogenannten vorgeschichtlichen Wissenschaften geworfen. Auch auf diesem schwierigen, noch wenig urbar gemachten Gebiete ist es ihm sowohl durch seine eigenen Arbeiten als durch eine planvolle Organisation der Forschung gelungen, bedeutende und bleibende Erfolge zu erringen. Seiner unermüdlichen Arbeitskraft hat auch dieser Theil der Naturwissenschaft es zu verdanken, daß ihm in Deutschland sehr rasch die gebührende Stellung in der öffentlichen Meinung angewiesen werden konnte. Er war es, welcher den Sinn Einzelner wie die opferwillige Betheiligung von größeren Verwaltungsverbänden erregte, um die letzten halbvermoderten Reste einer altersgrauen Zeit nicht ganz untergehen zu lassen. In der Begründung von anthropologischen Gesell-

schaften und Zeitschriften suchte Virchow alle etwa für die angedeuteten wissenschaftlichen Zwecke brauchbaren und willigen Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufassen. In belehrender öffentlicher Rede, durch lichtvolle, allgemein verständliche Schriften wirkte er anregend und aufmunternd zu weiteren Untersuchungen und Aufdeckungen der im Schoße der Erde schlummernden Culturreste. Die große anthropologische Ausstellung vom Jahre 1880, deren Zustandekommen man wohl zumeist den unablässigen Bestrebungen Virchow's verdankte, stellte es vor Aller Augen klar hin, welche Fülle von bedeutenden Ergebnissen diese junge anthropologische Wissenschaft bereits zu verzeichnen vermag. Mit welch einem umfassenden kritischen Aufwand und mit welch einem durchdringenden Scharfsinn Virchow selber bei seinen diesbezüglichen Arbeiten vorgeht, davon geben seine „Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen" einen deutlichen Beweis. Auch hierin zeichnet sich Virchow durch eine kaum zu überbietende Gründlichkeit in der Methode wie durch eine bei aller Unerschrockenheit hinsichtlich der anzustellenden Untersuchung überaus vorsichtige Besonnenheit in der Schlußfolgerung vor vielen wissenschaftlichen Heißspornen aus. Wie er denn überhaupt weder zu den politischen noch zu den wissenschaftlichen Radicalen gehört! Er ist vielmehr kühn und besonnen zugleich, und wo es gilt, einem bedenklichen wissenschaftlichen Extrem entgegenzutreten, da finden wir Virchow zu allererst auf dem Posten. In dieser Beziehung sind seine berühmt gewordenen literarischen Fehden mit Karl Vogt und Häckel sehr charakteristisch. Mit welch einer rücksichtslosen Schärfe und Wahrheitsliebe trat der im Dienste der öffentlichen Entwickelung vielerfahrene Mann jenem himmelanstürmenden Jenenser Forscher in München gegenüber, des Verdachtes nicht achtend, als könnte er durch sein „Bis hierher und nicht weiter", das er mannhaft den phantastischen Darwinianern zurief, gewisser wissenschaftlich reactionärer Neigungen bezichtigt werden. Noch ist es in frischester Erinnerung der Zeitgenossen, wie Virchow's Rede auf der Münchener Naturforscherversammlung über die Stellung der Wissenschaft im modernen Staate geradezu zündend auf die allgemeine Stimmung der Gebildeten wirkte. Aber nicht minder scharf weiß er seine vernichtenden Sarkasmen gegen diejenigen zu schleudern, welche die allgemeine geistige Hebung und Fortentwickelung der Massen zu verhindern oder zu erschweren bestrebt sind. So spricht und schreibt er mit jener herzbezwingenden Wärme, welche nur eine echte Ueberzeugung einzuflößen vermag. In zahlreichen Vorträgen, welche Virchow in den Arbeiterbildungs-, Handwerkervereinen oder vor den glänzendsten Zuhörerkreisen zu halten pflegt, hat er belehrend und anregend gewirkt und in des Wortes bester Bedeutung darauf hin abgezielt, die unerschütterlichen Errungenschaften der modernen Naturforschung den breiten Schichten unseres Volkes zugänglich zu machen. Wenn er aber so aus seinem unerschöpflichen Schatze unverdrossen Allen gespendet, die danach verlangten, so hat er andererseits nicht mindere Gaben dafür zurückempfangen. Die ununterbrochene, unmittelbare Berührung, in welcher er mit dem Volke, mit der lebendigen Gegenwart geblieben, hat nicht wenig dazu beigetragen, Virchow in einer beneidenswerthen Weise geistig frisch und elastisch zu erhalten. Im unmittelbaren Verkehr mit dem Volke und indem er fortdauernd auf die Befriedigung seiner wahren Bedürfnisse sann, ist sein Blick weit und vorurtheilsfrei geblieben.

* *
*

Verlassen wir nunmehr den Gelehrten Virchow und wenden wir uns mit unserer Betrachtung dem Parlamentarier zu. Wir haben schon oben kurz auf die Wurzelgemeinsamkeit seiner politischen und wissenschaftlichen Reformbestrebungen hingewiesen und hierin eine ganz besondere Charaktereigenschaft Virchow's finden zu müssen geglaubt. Dieser Grundanschauung von der Nothwendigkeit einer stetigen Entwickelung unserer öffentlichen Verhältnisse im Sinne der modernen staatsbürgerlichen Rechten- und Pflichtengleichheit ist Virchow während seines nunmehr zwanzigjährigen parlamentarischen Wirkens unwandelbar treu geblieben. Wie sollte es aber auch anders möglich

sein? Beruhte doch seine politische Ueberzeugung auf einem von der modernen inductiven Wissenschaft für richtig erkannten Gedanken! Und das bedeutet, psychologisch betrachtet, etwas ganz Anderes, als die landläufige Parteiauffassung oder Parteilehre zu bieten vermag. Nachdem die überfluthende Bewegung von 1848 wieder eingedämmt war, hatte sich die niedergeworfene Demokratie grollend vom politischen Schauplatze zurückgezogen, den Gegnern das Feld überlassend. Zu diesen abseits Stehenden gehörte auch Virchow; aber er war darum nicht unthätig. Jene fünfziger Jahre waren vielmehr für ihn eine Zeit sorgfältigster politischer Beobachtungen, deren Ergebnisse sich sofort kundgeben sollten, sobald erst der rechte Moment des Wiedereingreifens in die Politik gekommen schien. Diesen Zeitpunkt markirt die Regentschaft des Prinzen von Preußen, mehr noch der Regierungsantritt desselben nach dem Hingange seines königlichen Bruders. Wie bedächtig gerade die Demokraten von 1848 sich angesichts der sich so gründlich veränderten allgemeinen Verhältnisse benahmen, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß sie vorerst als Partei nicht wieder aufzutreten beschlossen. Sie wollten eben den sich vollziehenden Umschwung der Dinge nicht durch ihr verfrühtes Eingreifen stören. Erst als der Verfassungsconflict entstand, der durch eine der sonderbarsten Verkettungen, welche die moderne preußische Geschichte zu verzeichnen hat, zusehends an Schärfe und Bedeutung wuchs und zuletzt fast die Grundlagen des Staatslebens in Frage stellte; erst dann betrat die alte preußische Demokratie wieder den öffentlichen Schauplatz, um sich bei der Vertheidigung der verfassungsmäßigen Volksrechte zu betheiligen. An dieser Arbeit nahm Rudolf Virchow von Anfang an bedeutsamen Antheil. Er gehörte mit zu den Begründern der Fortschrittspartei. Es kann hier natürlich davon die Rede nicht sein, jene Zeit der gegenseitigen Mißverständnisse zwischen Regierung und Volksvertretung in allen ihren lehrreichen und anziehenden Einzelheiten vorführen zu wollen. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, im Großen und Ganzen Virchow's Stellung und seine Theilnahme an dem Gange der Ereignisse anzudeuten.

Um die Frage des Ausgabebewilligungsrechtes hatte sich zuletzt der Kampf der Parteien zugespitzt, und so war es denn ganz natürlich, daß in die Berathungen über den Staatshaushalt der eigentliche parlamentarische Schwerpunkt gelegt werden mußte. Auf diesem nicht leicht zugänglichen Gebiete des beinahe unübersehbaren staatlichen Rechnungswesens hat sich Virchow seine ersten parlamentarischen Sporen verdient; auf diesem Gebiete des kaum zu beherrschenden Budgets ist er in überraschend kurzer Zeit zu einer Autorität emporgestiegen, deren Bedeutung auch von seinem erbittertsten Gegner nicht bestritten werden konnte. Und es wollte wirklich etwas heißen, unter den damals zwischen Ministerium und Commissaren des Abgeordnetenhauses obwaltenden Verhältnissen sich einen kritischen Einblick in die räthselvollen Zahlengruppen der einzelnen Verwaltungsgebiete zu verschaffen! Freilich gewann der Kämpfer zusehends größere Sicherheit im Gebrauche seiner Waffen; aber auch der Gegner war schneidig, und es war ihm schwer beizukommen. Gleichwohl erwies sich der scharfsinnige naturwissenschaftliche Forscher in seinen großen, umfassenden Berichten über das Rechnungswesen und den Staatshaushalt als ein selbst der vorzüglich geschulten preußischen Büreaukratie sehr gefährlicher Aufspürer verborgener Unklarheiten. Fürwahr, wenn die gegenwärtigen Aufstellungen jenes Staatshaushaltes sich einer größeren Klarheit und Uebersichtlichkeit erfreuen, so ist dieses glückliche Ergebniß nicht in letzter Linie den Budgetkämpfen zu verdanken, zu deren Leitern Virchow durch seine kritischen Berichte sich aufzuschwingen vermochte. Diese Klarheit der schriftlichen Darstellung wurde durch eine ganz eigenartige parlamentarische Beredsamkeit unterstützt. Ein Redner im künstlerischen Sinne des Wortes ist Virchow ebenso wenig als sein unsterblicher Gegner an der Spitze der preußischen Staatsleitung. Aber Beide besitzen die seltene Gabe, ihre Hörer dadurch zu fesseln, daß sie unerbittlich in der Auseinanderlegung ihrer Gründe sind. Beide zwingen die Hörer, ihnen auf ihren Gedankenwegen zu folgen; Beiden ist es eigenthümlich, durch

trockene, aber sehr beißend wirkende Sarkasmen die sonst vielleicht ermüdende Eintönigkeit ihrer Reden auf das glücklichste zu unterbrechen. Virchow sowohl wie Bismarck sind von jedwedem oratorischen Pathos vollkommen frei; dasselbe widerstrebt dem Wesen dieser außerordentlich positiven Naturen. Oftmals wenigstens hat es uns bedünken wollen, daß die persönlichen Heftigkeiten, in welche Beide mehr als einmal im Laufe ihrer ruhmreichen Gegnerschaft gerathen waren, ihren innersten Grund in der allzu großen Masse von Berührungspunkten zwischen ihnen haben mochten. So paradox es vielleicht erscheinen mag, so ist es beim näheren Zusehen gar nicht zu verkennen, von welch großartiger Aehnlichkeit die geistigen und vielleicht auch die gemüthlichen Physiognomien Beider sind.

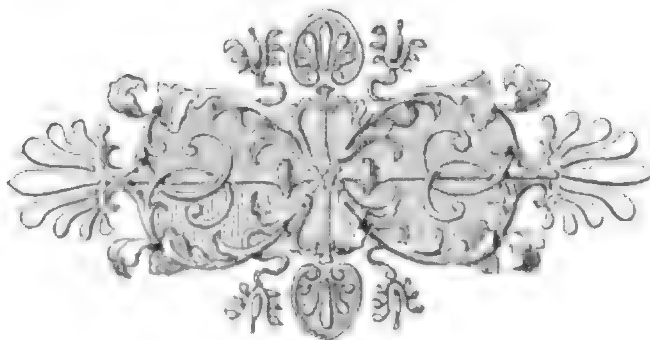
Schneidige Klarheit im Ausdruck und leidenschaftliches Pathos in der Rede vertragen sich schlecht mit einander; aber es giebt ein Pathos der Thatsache — so zu sagen — und für dieses hat Virchow ein ungemein scharfes Verständniß, dem dann auch das warmherzige Wort nicht fehlt. In solchen Momenten erhebt sich Virchow's Rede zu einer ergreifenden Bedeutsamkeit, die der spätere Leser kaum nachzufühlen vermag. Von solcher Art waren seine großen Discurse, welche er gelegentlich über den Romanismus und Germanismus, über das Wesen der Universitätsbildung zum Besten gab. Es waren improvisirte akademische Abhandlungen, denen die Gegner zumeist die unmittelbare Antwort schuldig blieben. Von solcher Art waren viele seiner Reden, welche er in der Conflictszeit der siebziger Jahre in dem preußischen Abgeordnetenhause gehalten — einem Zeitabschnitt, für den Virchow selber die unvergängliche Bezeichnung „Culturkampf“ gefunden hat. Das Wort ist später vielfach mißbräuchlich angewandt worden; wie jedoch Virchow dasselbe angewandt wissen wollte, kann ihm seine innere Berechtigung kaum abgesprochen werden.

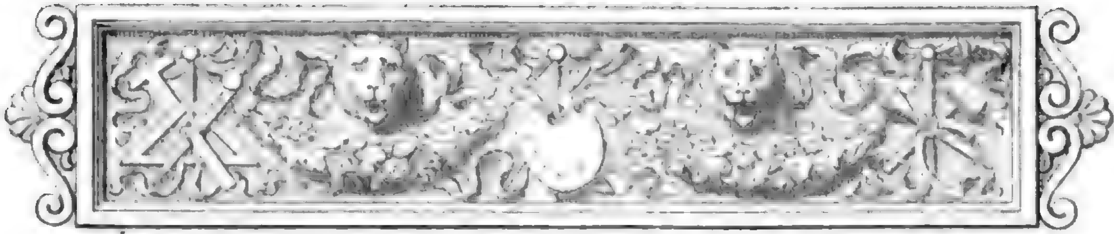
Neben einer vielumspannenden wissenschaftlichen und parlamentarischen Thätigkeit, von denen jede einzeln für sich die Arbeitskraft eines rüstigen Mannes auszufüllen geeignet ist, hat Virchow dennoch seit geraumer Zeit sich in den freiwilligen Dienst der Berliner Stadtverwaltung gestellt und gerade auf diesem Gebiete eine ganz ungewöhnlich nachhaltige Wirksamkeit entfaltet. Während die parlamentarische Arbeit des Einzelnen, und erfreute sich derselbe eines so großen Einflusses wie Virchow, doch zuletzt im besten Falle nur in die Spitze eines ganz unpersönlichen Gesetzesparagraphen ausläuft, behält die Wirksamkeit des Mannes auf engerem Gebiete einen persönlicheren Charakter. Und gerade bei Virchow's Thätigkeit auf dem Gebiete der städtischen Verwaltung trifft dies ganz besonders zu. Hier berührten der Mediciner und der Bürgervertreter Virchow einander aufs innigste; hier wirkten diese beiden Momente in schönstem Vereine, und aus dieser Vereinigung erwuchsen für die Hauptstadt und weit darüber hinaus ganz außerordentlich wichtige Früchte. Was lag wohl für den medicinischen Forscher, der zugleich in der Stadtverwaltung ein kräftig Wörtlein mit dreinzureden hatte, näher, als sich in energischer Weise und gut methodisch der arg vernachlässigten öffentlichen Gesundheitspflege anzunehmen? Die Frage der Stadtreinigung war für Berlin eine brennende geworden, da die dermaligen Zustände durchaus unerträglich waren. In die Lösung dieser schwierigen Aufgabe trat Virchow ein, und mit dem ganzen ihm zu Gebote stehenden Rüstzeug von Wissen und Können, von Arbeitskraft und hohem Streben machte er sich ungesäumt ans Werk. Ein Gutachten für seine Auftraggeber, für die Stadtverordneten von Berlin, sollte die Arbeit werden, und die Frucht seiner Bemühungen reifte zu einem umfassenden und grundlegenden Werke aus, welches, in der zufälligen Form eines „Generalberichtes über die Arbeiten der städtischen Deputation zur Reinigung und Entwässerung Berlins“ veröffentlicht, die allgemeine Aufmerksamkeit aller Fachleute und der betreffenden Verwaltungsbeamten erregt hat. So großartig und so gründlich umfassend hatte Virchow sich seine Aufgabe gestellt, daß von dem Tage der Veröffentlichung dieses Werkes an die Frage der Assanirung der großen Städte in eine neue Phase getreten ist. In einem ähnlich weiten Sinne betheiligte sich Virchow an den Vorarbeiten zur Errichtung des

großen Berliner Krankenhauses. Auch hierbei stellte er gewisse medicinisch-technische und sociale Grundsätze auf, die in ihrer tiefgehenden Bedeutung erst allmälig, aber freilich dann um so folgenreicher erkannt wurden. An diese großartigen und bleibenden Schöpfungen der Berliner Stadtverwaltung wird der Name ihres intellectuellen Urhebers und Förderers, der Name Virchow's, dauernd geknüpft sein. Suchte er auf diese Weise den mannigfachen physischen Bedürfnissen der rapid anwachsenden Hauptstadt Befriedigung zu verschaffen, so ging andererseits sein erfolgreiches Streben auch dahin, die geschichtliche Entwickelung derselben, so gut es angehen mochte, den Zeitgenossen wie den späteren Geschlechtern zu veranschaulichen. Virchow's Verdienste um die Begründung des „Märkischen Provinzialmuseums der Stadt Berlin" müssen hier deshalb ausdrücklich genannt werden, weil diese Schöpfung in einem ganz unmittelbaren Zusammenhang mit seinen anthropologischen und prähistorischen Arbeiten steht. Und auch hierbei waren seine Bestrebungen von den glücklichsten Erfolgen begleitet. Unter seinem leitenden Einflusse und von vorzüglichen Kräften unterstützt, entfalten diese genannten Einrichtungen die schönsten Wirkungen und tragen wahrhaftig nicht am wenigsten dazu bei, daß die junge Reichshauptstadt sich ebenbürtig ihren älteren, vielbeneideten europäischen Rivalinnen zur Seite stellen kann.

Für jede humane Bestrebung hat Virchow willig Zeit und Arbeitskraft zur Verfügung; jedem der allgemeinen Fortentwickelung dienenden Vorhaben leiht er seinen unterstützenden Einfluß. Er ist für alles Edle, für alles Gemeinnützige stets in Bereitschaft, und er ist ebenso unverdrossen als unermüdlich thätig. Wie er es anfängt, um für alle diese mannigfachen Unternehmungen Zeit zu erübrigen, von dem Aufwand an geistiger Arbeit schon gar nicht zu reden, ist ein Räthsel, hinter dessen Lösung nur die Wenigsten gekommen sind. Und — last not least — überdies ist Virchow ein Familienvater von rührender Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit. Denn ein Mann von einem so gewaltigen Pflichtgefühl wie er nimmt es vor Allem damit im eigenen Hause ernst.

Auf ein gesegnetes, an Erfolgen und Ehren reiches Leben darf Rudolf Virchow zurückblicken, und in vollstem Maße gilt auch von ihm das herrliche Wort Ranke's, das er einem andersartigen Geisteshelden nachgesagt: „Ein Gelehrter aber wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnd Antheil nimmt, führt kein Privatleben; er hat die Pflicht eines Staatsmannes, immer das Ganze seiner Thätigkeit im Auge zu behalten, seine Vergangenheit, die unaufhörlich fortwirkt, nicht aufzugeben im überwiegenden Gefühl der Nothwendigkeiten des vorhandenen Augenblicks." Wer aber will vermuthen, welch edle Ziele dem rüstigen Manne, der soeben an die Schwelle der Sechzig getreten, zu erreichen noch beschieden sein mögen?





Weſtöſtliche Kunſtformen.

Von

Julius Leſſing.

Wir ſind gewohnt, in der modernen hiſtoriſchen Forſchung uns nicht mehr zu begnügen mit dem, was wir an feſt beglaubigten Nachrichten über die Entwickelung eines Landes und ſeiner Eigenart erfahren; in Geſchichte und Sprachforſchung gehen wir hinaus über dieſe Grenzen in die vorhiſtoriſche Zeit, in welcher lediglich aus der Vergleichung der einzelnen Wortſtämme und Wurzeln, der einzelnen charakteriſtiſchen Züge unſerer Sagen ſich das Bild eines kaum vorher geahnten Zuſammenhanges erſchließt.

Der modernen Kunſtgeſchichte, der jüngſten unſerer hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, iſt gleichfalls die Aufgabe zugefallen, die Wurzeln der Kunſtformen, in denen wir leben, zu erforſchen, um die Frage zu beantworten, was dieſe Kunſtformen in ihrer urſprünglichen Geſtalt für die Menſchheit bedeuteten. Wie wir in der Naturgeſchichte den Zuſammenhang der verſchiedenen Arten, welcher in den vollentwickelten Exemplaren nicht mehr erkennbar iſt, deutlich gewahren in den Keimen der neu entſtehenden Geſchöpfe, ſo müſſen wir auch bei der Betrachtung der Kunſt uns in die Anfänge zurückverſetzen, in die einfachen ornamentalen Formen, mit denen eine halbentwickelte Cultur ihre Geräthe zu ſchmücken begann.

Auch in ſpäteren Jahrhunderten ſind es vorwiegend die ornamentalen Formen, in welchen ſich der Zuſammenhang der verſchiedenen Culturperioden ausſpricht und an welchen die directe Uebertragung orientaliſcher Formen in das europäiſche Kunſtleben in ſtetiger Wiederkehr durch Jahrtauſende hindurch bis auf unſere Tage deutlich nachweisbar iſt.

Wir ſind uns wenig oder gar nicht mehr bewußt, welch einen unendlichen Schatz von Formen, von Farbenzuſammenſtellungen, von Anſchauungen aller Art wir aus dieſem ſtetigen Zuwachs vom Orient her erhalten haben; ſo gewohnt ſind wir dieſes Einfluſſes, daß wir ſelbſt bei den Worten, welche direct auf denſelben hinweiſen, der urſprünglichen Bedeutung kaum mehr gedenken. Wer verbindet bei uns mit dem Worte Arabesken noch die Vorſtellung arabiſcher Kunſt? Wer denkt beim Baldachin an die Stoffe von Bagdad? wer bei Corduanleder an Cordova, bei Calicot an Calcutta, bei Nanking an die chineſiſche Stadt, bei Cachemire und Tibet an die aſiatiſchen Lande dieſes Namens? Wer bei Camelotte an die Kameelgarne? Wer denkt in England, wo man alles Porzellan „China“ und alle Lackarbeiten „Japan-Waare“ nennt, noch an die Länder, aus denen die Stücke kommen?

Aber wohin dieſe Bezeichnungen weiſen, dahin und darüber hinaus können wir die Geſchichte der weſtöſtlichen Ornamentformen verfolgen, und je weiter unſere Kenntniß orientaliſcher ſowohl als auch mittelalterlich-europäiſcher Kunſtformen

vorschreitet, um so breiter zeigt sich der Zusammenhang, welcher die Kunstformen beider Länder verbindet.

Daß die Muster unserer persischen Teppiche und indischen Shawls, die Formen unserer chinesischen Theekanne aus dem Orient stammen, ist ja bei der flüchtigsten Betrachtung klar; aber wichtiger und merkwürdiger ist es, daß auch von denjenigen Formen, welche wir als das recht eigentlichste Wahrzeichen europäischen Geistes betrachten, von den Formen griechischer Kunst, die Wurzeln im Orient zu suchen sind. Die Kunstsprache unserer Zeit in allen architektonischen und ornamentalen Formen ist aber die unmittelbare Fortbildung der griechischen, und somit ist die Frage nach der Vorgeschichte hellenischer Kunst eng verbunden mit dem Kunstleben unserer Tage.

Für diese Frage war das Material bis vor wenigen Jahrzehnten noch nicht vorhanden.

Die Griechen selbst waren geneigt, an Aegypten als das Stammland ihrer Kunstformen zu denken, und auch noch Winckelmann schließt sich dieser Vorstellung an. Daß in der Frühzeit griechischer Cultur nahe Verbindungen mit dem Orient bestanden, war aus literarischen Quellen ersichtlich; wenn die Griechen ihre Buchstaben in Formen und Namen aus dem Orient bekamen, warum sollten sie nicht auch das Alphabet ihrer Kunstformen von dorther übermittelt bekommen? Um die Zeit, als in Hellas die Cultur begann, als die griechischen Stämme ihre festen Wohnsitze nahmen, um 800 bis 1000 vor Christo, da blühten im Orient gewaltige Reiche mit allseitiger Ausbildung der Künste und Wissenschaften. Wenn uns aus dem alten Testament her die Vorstellung von der Pracht und Herrlichkeit des alten Babylon geläufig ist, so war sie auch den Griechen der frühesten Periode nicht fremd. Handelsverbindungen bestanden seit den ältesten Zeiten, und wenn im Homer ein Gewand oder ein Prachtgeräth als etwas besonders Kostbares bezeichnet werden soll, so wird gemeldet, daß die Phönizier, die sidonischen Männer, es vom fernen Osten her gebracht hätten. Waren doch selbst zur Blüthezeit griechischer Kunst in den Tempeln der Götter die reichen Vorhänge und Teppiche von babylonischer Arbeit. Diese reich gemusterten, prächtig ausgestatteten Stücke, welche bei festlichen Gelegenheiten von den Fürsten und Priestern getragen wurden, konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf ein Volk, welches bis dahin noch nicht die geistige Ruhe gefunden hatte, um seine Eindrücke selbständig künstlerisch zu gestalten. Aber welcher Art dieser Einfluß sein mochte, das ließ sich kaum vermuthen, geschweige denn nachweisen. Es bedurfte erst der großen Entdeckungen auf dem Boden des alten Mesopotamiens, an den Stätten von Babylon und Ninive, um uns einen festen Anhalt zu geben. Im Jahre 1846 begann der Engländer Layard seine Nachgrabungen auf altassyrischem Boden. Von aller Herrlichkeit jener hochberühmten Königin unter den Städten war nichts erhalten, nicht einmal ihre Stätte war bekannt, und wo man ihre Lage vermuthen konnte, schienen Erdhügel dieser Annahme zu widersprechen. Aber diese vermeintlichen Erdhügel erwiesen sich schließlich als die Schutthaufen der zusammengestürzten Paläste, aus deren Innerem Monumente hervorgezogen wurden, welche uns mit einem Schlage von der assyrischen Kunst in der Zeit um 1000 vor Christo ein Bild höchster Vollkommenheit geben. Mächtige Alabasterplatten, welche die Wände der Säle bekleideten, sind bedeckt mit vorzüglich erhaltenen Reliefs, in welchen das Leben der assyrischen Fürsten im Felde und zu Hause, beim Gottesdienst und auf der Jagd dargestellt wird, und zwar mit peinlichster Genauigkeit aller Vorgänge und aller Einzelheiten in Kleidung und Geräth.

Lebendig werden uns auf einmal alle jene Berichte griechischer Schriftsteller, welche späterer Zeit angehören, aber doch den Abglanz jener Periode schildern. Lebendig werden uns zugleich die Nachrichten der heiligen Schrift, und was wir beim Tempelbau Salomonis und früher schon bei der Errichtung der Stiftshütte durch Moses in der Beschreibung als unverständliche Worte vor uns erschallen hörten, was wir unwillkürlich verbanden mit den Vorstellungen griechischer und römischer Bauten, das tritt hier leibhaftig mit allen Einzelheiten uns vor Augen. Und lebendig wird auch zu gleicher Zeit

das Bild von dem, was die Griechen im Anfang ihrer Cultur von Osten her an Kunstformen empfangen haben. Jetzt wissen wir, wie die Gewänder ausgesehen haben und die ehernen Schalen, welche der sidonische Kaufmann der Helena überbrachte. Gewänder waren es, reich bedeckt mit phantastischen Gestalten von Pflanzen und Thieren, wie wir sie jetzt sehen auf den Wänden von Ninive. Und wenn wir diese Pflanzen, wenn wir diese Thierfiguren näher prüfen, so sehen wir, daß verehrt wurde und von welchem wir jetzt, da wir das Urbild aus Ninive besitzen, ganz deutlich innerhalb der griechischen Kunst die Umbildung aus den etwas schweren asiatischen Formen zu der eleganten griechischen Form durch alle Uebergangsstufen verfolgen können.

Das eigentliche große Geschenk, welches die Kunst des Orients den Griechen übermachte, war aber die Reihe phantastischer Thiergestalten. Wenn wir in das Friesornament unserer Musiksäle den

Assyrischer Cherub aus Ninive; circa 1000 v. Chr.

diese Gestalten den Griechen nicht etwa nur ein fremdartiges Schauspiel blieben, an dem sie sich vorübergehend erfreuten, sondern daß sie von ihnen ohne irgend welche nennenswerthe Veränderung herübergenommen worden in das Bereich der hellenischen Kunst, und daß ganze Reihen von Bildungen, welche wir bisher gewohnt waren, als eigenste Schöpfungen griechischen Geistes anzusehen, nichts sind als Schöpfungen des Orients. Die Palmette der griechischen Kunst, dieses Heiligthum und Symbol des Hellenismus, sie ist nichts als das Blatt des heiligen Baumes, welcher an dem Ufer des Euphrat Greifen setzen, welcher die Leier des Apollo bewacht; wenn wir auf dem Giebel unseres Schauspielhauses das geflügelte Roß der Musen, den Pegasus, thronen lassen; wenn wir von den Liedern der Sirenen sprechen und unsere Springbrunnen mit dem lustigen fischschwänzigen Volk der Tritonen bevölkern — wer von uns denkt daran, daß alle diese Bildungen, welche wir gewohnt sind, als das eigentliche Ausdrucksmittel classischer europäischer Anschauung zu betrachten, gewachsen sind im fernen Orient, in der großen Völkerwiege Mesopotamien!

Keine jener wunderlichen Mischbildun-

gen von Mensch und Thier fehlt uns auf den assyrischen Monumenten. Aber was uns ein zierliches ornamentales Spielen, dem Griechen im besten Falle ein etwas fabelhafter Anhang seiner Heroenmythen war, das erweist sich in seinem Ursprung im Orient als Bildung von tiefreligiöser Bedeutung. Noch haben wir keine ausreichende Kenntniß der religiösen Vorstellungen Assyriens, aber für manche jener Bildungen eröffnen uns die verwandten Anschauungen des alten Testamentes ein hinreichendes Verständniß.

Hier sehen wir, an der Thür des Palastes als Wächter stehend, in riesiger Gestalt einen geflügelten Stier mit Löwentatzen und dem Haupt eines bärtigen Mannes, eine Bildung von großartiger Feierlichkeit. Es ist der Cherub des alten Testamentes, das viergestaltige Thier, auf welchem Gott der Herr dem Ezechiel erschien. Der Leib des kraftvollen Stieres, die schnellen Füße des Löwen, die flüchtigen Schwingen des Adlers, das Haupt des sinnenden Menschen, es sind die vier Symbole, welche auch uns verständlich sind als die Vereinigung des Machtvollsten, was die Natur auf allen Gebieten hervorgebracht hat, dieselben Symbole, welche aus altorientalischen Traditionen wiederklingen als die Symbole der vier Evangelisten. Selbst ein Rafael hat es nicht vermocht, als er die Vision des Ezechiel malte, die vier Gestalten zu einem organischen Ganzen zusammenzuschmelzen; er läßt die Halbfiguren der vier Wesen aus einer Wolke herausragen, auf welcher der Herr thront. An den Mauern von Ninive sehen wir die Erscheinung des wahren Cherubim, dort sehen wir leibhaftig vor uns die Wächter der Bundeslade in der Stiftshütte Mosis und im Tempel Salomonis.

In die griechische Cultur hinübergenommen wurde sogar der Name des Cherubs, der aus dem γρυψ (spr. Gryph) der Griechen allmälig zum Greif unserer Sprache geworden ist.

Der Greif, wie wir ihn zu bilden gewohnt sind, ist ebenfalls vollständig in den assyrischen Bildwerken enthalten. Er ist im Wesentlichen nur eine Reduction derselben Idee; Löwe und Adler sind in dieser Bildung zu einem einzigen Wesen verschmolzen.

Seitdem wir Ninive kennen, wird es uns nicht schwer, das Hinüberschreiten dieser phantastischen Thiergestalten aus dem Orient in die griechische Kunst zu verfolgen. Die gewebten Stoffe und Stickereien, welche den Uebergang wahrscheinlich am deutlichsten anschaulich gemacht hätten, sind uns ihrer Natur nach nicht mehr erhalten. Wir besitzen als Zeugnisse fast nur noch die gemalten Thonvasen, aber in diesen sehen wir jetzt mit vollster Deutlichkeit die directen Nachahmungen orientalischer Stoffe.

Mit den phantastischen Thierfiguren auf denselben konnten aber die Griechen keine religiösen Vorstellungen verbinden. Diese Löwen und Adler mit Menschenköpfen, dieses ganze Gewimmel märchenhafter Gestalten — ihnen erschien es als ein Geschlecht gefährlicher Drachen, an dessen Existenz in vergangenen Zeiten sie nicht zweifelten. Wenn diese Unholde von der Erde verschwunden waren, so mußten es Heroen sein, welche dieselben besiegt hatten, und so schob sich allmälig jedes dieser Wesen in eine der Heroenmythen ein. Das Ungethüm aus fernem Osten wird besiegt durch den Helden hellenischer Abkunft.

Was sich hier in der Heroenmythe vollzieht, vollzieht sich auch in der wirklichen Kunst. Das Ornament, das aus dem fernen Osten gekommen und zunächst unverstanden übernommen wurde, wird bezwungen von hellenischem Geiste; es gewinnt neue Gestalt und eine neue höhere Bedeutung, es wird zum Ausdrucksmittel der hellenischen Kunst, an deren sonnigem Glanz wir uns heute laben.

Aber obgleich das Hellenenthum in seiner Blüthezeit seine Kunstformen vollständig durchgebildet hatte und ästhetisch von dem Orient nicht mehr abhängig war, konnte es trotzdem den Import gewisser orientalischer Waaren niemals ganz entbehren.

Von den Zeiten Homer's bis auf unsere Tage sehen wir den Orient als das eigentliche Stammland der Kunstweberei. Die Teppiche hat zu keiner Zeit das Abendland auch nur annähernd in der Vollkommenheit hergestellt wie der Orient, und so darf es uns nicht auffallen, daß wir auch bei den Griechen die babylonischen Teppiche als Gegenstände der verfeinerten Haus- und Tempeleinrichtung stetig er-

wähnt finden. Daß diese Stoffe, von deren reicher und verständiger Musterung wir uns durch Rückschlüsse annähernd eine Vorstellung machen können, ohne Einfluß geblieben sein sollten auf die verwandten Zweige griechischer Kunst, ist unwahrschein-

Casel aus arabischem Seidenbrocat im Dom zu Halberstadt. (14. Jahrh.)

lich. Aber die Hoffnung, Reste griechischer Gewebe zu entdecken, ist überaus gering; eher dürfen wir erwarten, Mosaikfußböden zu finden, in welchen orientalische Teppichmuster wiederklingen, wie wir sie aus römischer Zeit und aus dem Mittelalter in großer Menge besitzen.

In Rom, in dem immer steigenden Luxus der römischen Kaiserzeit, wird der Bedarf an orientalischen Stoffen ein noch viel größerer. Zu den babylonischen Teppichen, welche auf dem Fußboden, auf den Ruhebetten und selbst an den Wänden fast unerläßlich sind, treten hier nun auch die gemusterten Gewänder, und zwar als neues Material die Seide, in welcher die Kunstweberei erst ihren vollen Glanz und Reichthum entwickeln kann. Aber auch die römische Kunst war in den ersten Jahrhunderten nach Christo noch stark genug,

um diese orientalischen Elemente als etwas Fremdes abgesondert neben sich bestehen zu lassen.

Als aber Italien niedersank zur Provinz und Byzanz sich zur Hauptstadt des römischen Reiches erhob, als alle Kunstformen mehr und mehr in Erstarrung geriethen und das Abendland sich nicht fähig zeigte, aus den erstorbenen Resten Neues erwachsen zu lassen, da trat der Orient wieder ein und erfüllte noch einmal im Beginn unserer mittelalterlichen christlichen Kunst dieselbe Mission, welche er im Beginn der griechischen Kunst erfüllt hatte.

Babylon und Ninive, welche über die alte Welt das Füllhorn ornamentaler Formen ausgeschüttet hatten, sie bestanden nicht mehr. Mesopotamien war bereits im vierten Jahrhundert vor Christo aufgegangen in das Weltreich Alexander's des Großen, und in jenem wunderbaren Lande, wo die mächtigsten Städte aus der Erde sprossen und versanken wie Märchenblumen, erwuchs aus den Trümmern von Babylon das neugegründete Seleucia. Von höchstem Interesse wäre es, zu wissen, welchen Einfluß die Hauptstadt der griechischen Seleuciden auf die orientalische Kunst gehabt haben mag. Hat man doch jetzt sogar in Indien den unzweifelhaften Einfluß nachgewiesen, welchen die Züge Alexander's des Großen auf diese abgeschlossenste aller Kunstgruppen ausgeübt hatten. Aber von Seleucia ist jede Spur vergangen; es sank dahin unter dem Anstürmen der altpersischen Stämme, und auf seinen Trümmern erblühte die Stadt des neupersischen Reiches: Ktesiphon, die Stadt der Sassaniden. Im Frühmittelalter gilt Ktesiphon mit seinen Schätzen als der Zauberbronnen quellenden Reichthums. Von hier aus wurde das Abendland versorgt mit den köstlichsten Werken der Kunstweberei, mit Geräthen aus Gold, Silber und Edelsteinen. Bis in die fernsten Wälder nordischer Gauen, wo zuerst die Axt des Heidenapostels ertönt, um die Kirche zu zimmern für die neue Gemeinde, bis zu den fernen nordischen Inseln hin dringen jene Stücke orientalischen Kunstfleißes. Nicht für fürstliche Pracht sind sie bestimmt, sie sind die Hüllen der heiligen Reliquien, welche aus dem Morgenlande herübergetragen werden als Grundsteine der neuerbauten Kirchen, und welche nach alter bis auf den heutigen Tag festgehaltener Sitte eingehüllt werden in Stücke prächtigsten Gewebes. Sorgsam bewahrt von Geschlecht zu Geschlecht, sind diese Stücke jetzt wieder aus der Tiefe der Reliquienkästen hervorgetreten an das Licht, um beredte Kunde zu bringen von Verbindungen und Beziehungen frühester Zeit, von denen die geschriebene Geschichte nichts weiß, die Kunde von der Kunst des neupersischen Reiches der Sassaniden. Mit Erstaunen sehen wir auf den alten Seidengeweben, wie die Kunst des altassyrischen und persischen Reiches lebendig geblieben ist in ihren Nachfolgern bis in die Zeiten des Mittelalters hinein. Wie der Herr in der Vision Ezechiel, so erscheinen hier die vergötterten Fürsten der Sassaniden reitend auf dem Cherub und den bösen Feind bekämpfend. Der heilige Baum, vor dem die Priester Nebukadnezar's knieen, hochaufgerichtet ist er vor dem Bilde des Sassaniden Chosroes; und wie einst die Griechen die Fabelwelt der Assyrer auf golddurchwirkten Gewändern in ihre Tempel hineintrugen, so haben die Christen der ersten Jahrhunderte ihr Heiligstes gebettet in eine Umhüllung mit den Figuren derselben wunderbaren Fabelwesen; und ebenso, wie die Phantasie der Griechen sich vollsog in der Anschauung dieser Gebilde, so sättigt sich jetzt die Phantasie des Mittelalters in vollen Zügen aus derselben unversiegten und kaum merkbar veränderten Quelle.

Die große Umwälzung, welche das Morgenland durch den Eintritt des Islam erfuhr, hat in diesem Verhältniß kaum etwas geändert. Im Jahre 642 wird Ktesiphon von den Khalifen erobert, seine Kunstschätze werden mit Bewußtsein zerstört als Bildwerke heidnischer, dem Islam feindlicher Gesinnung. Aber dieser Fanatismus der ersten Khalifen schwand bald, und die arabischen Wüstenstämme beugten sich der reichen alten Cultur der eroberten altpersischen Lande; und wie einst Rom Griechenlands Blüthe zerstörte, um dann als Diener griechischer Bildung die hellenischen Kunstformen in die ganze bekannte Welt zu tragen, so werden jetzt die Araber die Sendboten für die Kunst des Orients an allen Küsten des mittelländischen Meeres.

Die Araber scheinen vor der Eroberung Persiens eine eigene selbständige Kunst kaum besessen zu haben. Das einzige Formengebiet, in welchem sie sich mit Vorliebe bewegen, ist das der Linienverschlingungen. Rein geometrisch erfundene Figuren, Quadrate, Dreiecke, Sechsecke, Kreisabschnitte treten zusammen zu regelmäßig wiederkehrenden Bildungen. Das sind Elemente, welche jede Kunstperiode in ihren Anfangsstadien pflegt, welche aber von der orientalischen Kunst auch zur Zeit ihrer höchsten Entwickelung mit Vorliebe benutzt werden.

Diese Vorliebe steht im engen Zusammenhang mit der orientalischen Architektur, welche niemals ihre Herkunft aus dem Zelte des Nomaden verleugnet hat. Mochte auch an Stelle des luftigen Baues aus Stangen und aufgehängten Teppichen der Palast aus behauenen Steinen und edlen Hölzern getreten sein, über den Fußboden hin, an den Wänden hinauf und fort über die Decke ziehen sich die Teppichmuster in fortwährender Wiederholung derselben nur leicht variirten Motive. Für einen Teppich ist das geometrische Muster die gegebene Grundlage. Der Teppich soll und darf seiner ganzen Natur nach nichts bedeuten, er bildet lediglich die neutrale Grundlage für Alles, was sich darauf bewegt, er kennt kein Oben und Unten, kein Rechts und Links. Nach allen Richtungen hin müssen die Linien des Musters gleichwerthig spielen, nichts Körperliches darf in der Zeichnung hervortreten, und wenn man auch derartige Grundbedingungen schließlich durch

Teller aus Jade mit Goldeinlage und Emailrand im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. (Persien, 16. Jahrh.)

stilisirte Blumen- und Pflanzenmuster erfüllen kann, die wirklich bequeme Grundlage für das ganze Gebiet findet sich doch immer wieder in der geometrischen Musterung. Zur Erfindung derselben bedarf es nur eines geringen Formensinns und einer mäßigen Ausbildung. Es ist sehr erklärlich, daß gerade die Araber mit ihrer einseitigen Vorliebe für mathematische Wissenschaften ein besonderes Vergnügen fanden an der Ausbildung geometrischer Muster, in deren Linienverschlingungen sie gelegentlich die schwierigsten mathematischen Probleme mit leicht spielender Hand lösten. Wenn ein solches Netzwerk an sich bedeutungsloser Linien gezogen ist, so bleiben nur die Zwischenräume zum Ausfüllen übrig, und in diese hinein fügen sich dann leicht kleine bewegte blattähnliche Schnörkel, an sich bedeutungslos und auch nur bestimmt, die Fläche gleichmäßig zu durchdringen.

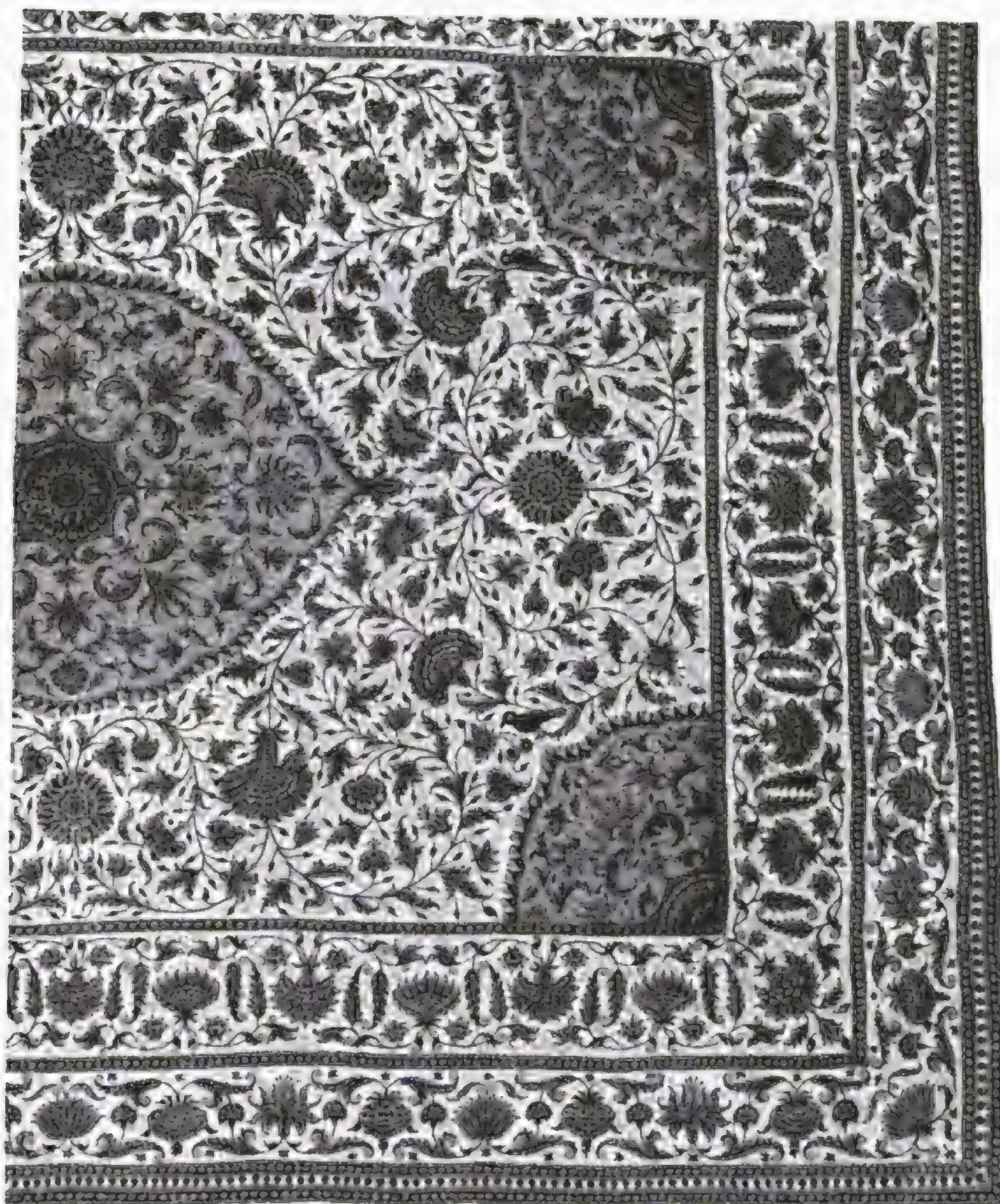
Was somit aus dem Bedürfniß der Teppichmusterung heraus an Mustern entstanden war, wurde auch in anderen Materialien ausgeführt: in den Mosaiken des Fußbodens, den eingelegten Holzarbeiten, den Fliesenverkleidungen der Wände, welche alle weiter nichts sind als Ersatz für den ursprünglich an dieser Stelle gedachten Teppich. In den Moscheen von Kairo, in den Märchenpalästen der Alhambra und des Alcazar, wieder und immer wieder sind es dieselben Teppichmuster, welche sich in einer das europäische Auge ermüdenden Gleichförmigkeit über Boden, Wände und Decken ausbreiten.

Auch durch einen anderen hochbedeutsamen Kunstbetrieb der Araber wurde die Neigung zu rein geometrischen Linienornamenten befördert: durch das Schmieden der Waffen. Wenn man in den eisernen Klingen, Degengefäßen, Helmen und Schilden eine Verzierung anbringen wollte, so konnte dies in einer der Haltbarkeit des Waffenmaterials entsprechenden Weise nur durch die sogenannte Tauschirarbeit geschehen. In das Eisen werden Vertiefungen eingeschnitten, welche mit Gold ausgefüllt werden. Wenn dieses eingelegte Gold haften soll, so kann es begreiflicher Weise nur in dünnen Fäden mit einer leichten gelegentlichen Anschwellung eingelassen werden; größere Flächen würde man nicht auf die Dauer haltbar einfügen können. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit, auch hier lediglich ein Spiel von zierlichen Linien und Ranken eintreten zu lassen und auf wirkliche Darstellungen irgend welcher Art zu verzichten. Keine andere orientalische Waare wurde im Mittelalter so sehr in Europa begehrt als die unvergleichlichen arabischen Waffen, kein anderes Stück als Trophäe so hoch gehalten als die den Türken abgenommenen Beutestücke. Auf diesen fand der Europäer ebenso wie auf den Geweben jene feinen nichtssagenden Bandverschlingungen mit geschwungenen krausen Blättchen, und diese sind es, welche man im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Italien als arabischen Schmuck, als „Arabesken“ bezeichnete und in die europäische Kunst einführte.

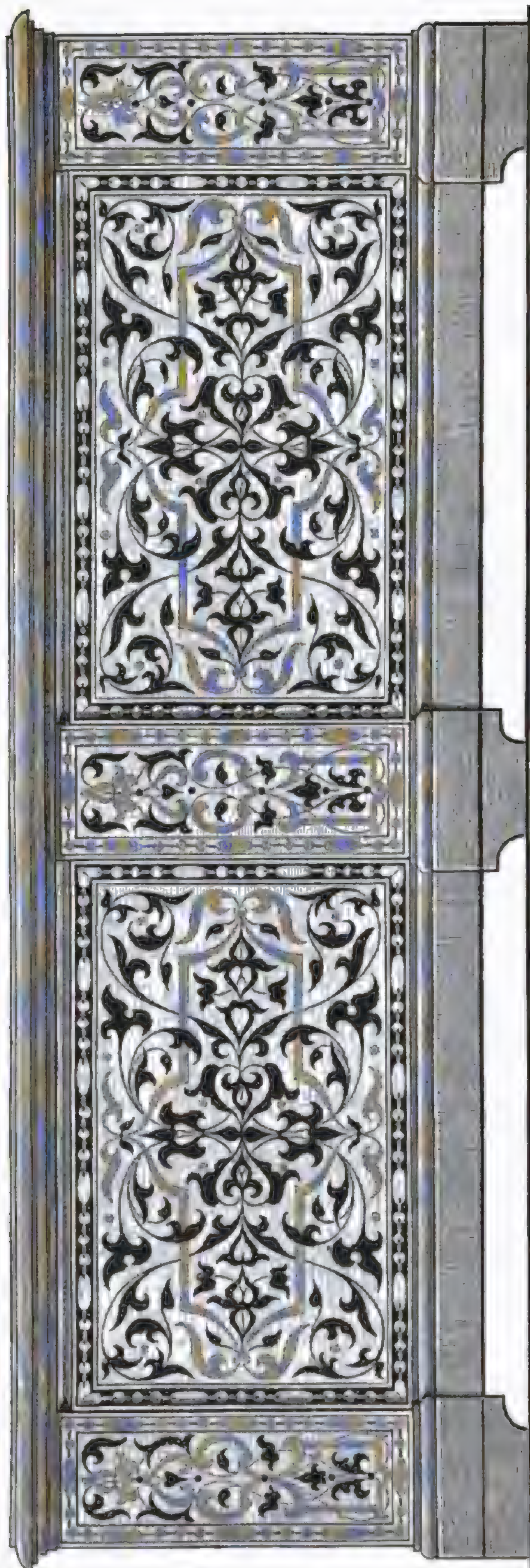
Eine nicht unwesentliche Förderung erfuhr die Einseitigkeit des geometrischen Ornaments bei den Arabern durch die religiöse Anschauung, welche die Darstellung Gottes und der himmlischen Heerscharen den Gläubigen verbot. Hierdurch war der monumentalen Kunst in der Ausschmückung der Moscheen der eigentliche Boden entzogen und die Ausbildung des Decorativen und Bedeutungslosen zur Nothwendigkeit geworden. Daß dieses Verbot jegliche Darstellungen von Menschen und Thieren ausgeschlossen hätte, ist ein Irrthum; wahrscheinlicher ist, daß die ursprüngliche Kunstfertigkeit der Araber, die den Islam schufen, niemals weit genug gereicht hat. Sobald aber die Araber Vorderasien erobert und die alten Culturelemente Mesopotamiens in sich aufgenommen hatten, war dieser Bann gebrochen, und die reiche Fülle persischer Phantastik schloß sich nunmehr mit den Ueberlieferungen arabischer Linienornamentik zu einem ornamentalen Ganzen zusammen, dessen einzelne Fäden in der Folgezeit wir zu entwirren nicht mehr im Stande sind.

Wir Alle wissen, eine wie hohe Cultur in den blühenden mohamedanischen Reichen an der Nordküste von Afrika, in Bagdad, der Märchenstadt des Mittelalters, an den maurischen Höfen Spaniens, ja selbst in Sicilien erwuchs. Neben der Kunstfertigkeit aller jener Länder, welche die Tradition einer mehr als zweitausendjährigen Cultur aus Aegypten und Assyrien übernommen hatten, erscheint das frühe

Mittelalter Europa's anfängerhaft und halb barbarisch. Während man in den kaum gelichteten Forsten Deutschlands mit den ersten Ausdrucksmitteln der bildenden Kunst ringt, während man selbst in älteren Culturstätten, wie Frankreich und Italien, das künstlerische Dasein nur kümmerlich durch das Zusammenflicken der wenigen der Zerstörung entgangenen alten Reste weiterführt, während von einer eigentlichen Industrie noch kaum die Rede ist und nur mühsam einige Klosterschulen die herübergekommenen Erfahrungen aus der reicheren Welt in kleinen halb alchemistischen Werkstätten pflegen, da blühen und wachsen in allen Staaten des Islam Wissenschaften, Künste und Gewerbe; die Handgeschicklichkeit wird so weit getrieben, daß jene orientalischen Arbeiten des Mittelalters: die eingelegten Waffen, die geschnittenen Krystalle, die glasirten Fliesen, die Seidenwebereien, die Stickereien, bis zum heutigen Tage unerreichte Muster edelster Formvollendung geblieben sind. Wie in den Tagen Homer's war auch jetzt wieder für Europa die Zeit gekommen,



Gestickter Teppich im Schloß Monbijou zu Berlin. (Persien, 17. Jahrh.)


Truhe mit eingelegten Arabesken im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. (Süddeutschland. 16. Jahrh.)

Alles, was man von besonderem Prachtgeräth bedurfte, aus dem Orient zu entnehmen, und wie einst Helena, so ordnet jetzt Chriemhild für die Brautfahrt des Königs Gunther

Aus dem Lande Marokko und von Libya
Die allerbeste Seide, die man jemals sah.

Man begegnet häufig der Ansicht, daß die große Menge der noch jetzt in unseren Kirchen erhaltenen altorientalischen Prachtstücke aus der Beute der Kreuzzüge stamme. Diese Beutestücke bilden jedoch nur einen verschwindend kleinen Theil gegen die große Menge orientalischer Waaren, welche das ganze Mittelalter hindurch auf dem regelmäßigen Handelswege nach Europa übergeführt worden sind. Es gilt dies vornehmlich von seidenen Prachtgeweben aller Art. In dem christlichen Europa war die einzige Stelle, an welcher solche hergestellt werden konnten, Konstantinopel, aber Byzanz arbeitete unter dem directen Einfluß orientalischer Kunst. Wir dürfen es jetzt als feststehend ansehen, daß die Seidenstoffe vom Anbeginn der christlichen Cultur bis zum dreizehnten Jahrhundert ganz ausschließlich aus den Stätten orientalischer Cultur bezogen wurden. Wenn man nun bedenkt, daß die Kleiderpracht im Mittelalter für Männer und Frauen eine sehr viel größere gewesen ist als in unseren Tagen, daß man die Prachtstoffe, wie man sie zur Einhüllung der Reliquien beanspruchte, auch verwendete zur Einkleidung der Geistlichkeit, zur Umhüllung des Altargeräths, ja selbst zur Ueberdeckung der aufgebahrten Katafalke, zur Einkleidung der ganzen Wände und Säulen an

bestimmten Festtagen der Kirche; und wenn man bedenkt, daß alle diese Tausende von Stoffen mit der prachtvollsten, reichsten Musterung hineingetragen wurden in eine Cultur, welche sich eben erst losrang aus der Herrschaft des einfachsten Formenkreises — dann erst können wir ermessen, welch einen unendlichen Einfluß diese orientalische Musterung auf die künstlerische Anschauung des Mittelalters gehabt haben muß.

Es wiederholt sich nun genau derselbe er ergriff mit seiner wunderbaren Gestalt auch die Köpfe nordischer Recken, und bis heute prangt auf so manchen altadeligen Wappen jenes Wunderthier des fernen Orients.

Das Studium dieser im Mittelalter nach Europa überführten Seidenstoffe ist ein ganz junges. Wenn man von diesen Geweben als von kirchlichen Stoffen spricht, so ist diese Bezeichnung insofern richtig, als wir die Reste derselben jetzt nur noch in alten Kirchen vorfinden, wäh-

Zinnteller im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Arabeskenornament. (Nürnberg, 16. Jahrh.)

Vorgang, den wir im Beginn der griechischen Cultur beobachtet haben: Europa erblickt auf dem fremden köstlichen Gut die phantastischen Gestalten, und da es ihre eigentliche Bedeutung nicht kennt, so legt es ihnen fabelhafte Märchen unter, und wie man zu Zeiten des Homer von Oedipus und Herkules zu sagen wußte, welche die gräuliche Sphinx und die lernäische Hydra besiegten, so wußte die mittelalterliche Legende von Rittern und Heiligen zu singen, welche den Kampf mit den Drachen aufnahmen. Der orientalische Greif, welcher die Phantasie der Priester des Apollo zu Delphi gefesselt,

rend sie ihrer Zeit im Privatgebrauch einen ebenso breiten Platz einnahmen. Aus den Truhen der alten Kirchen sind sie jetzt wieder ans Licht gezogen, besonders hat der protestantische Norden, in welchem die farbigen Kirchengewänder seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht mehr benutzt sind, eine Fülle des köstlichsten Gutes uns aufbewahrt. In der Decoration der mittelalterlichen Kirchen finden wir auch die Beweise von dem weitreichenden Einfluß dieser Muster auf die Ornamentik des Mittelalters. Verschiedenes, was wir bis jetzt lediglich als symbolisch erklären zu müssen geglaubt hatten, erweist

sich seit der Kenntniß der mittelalterlichen Seidenstoffe als harmlos spielende Benutzung jener orientalischen Muster.

Wo diese Stoffe im Einzelnen entstanden sind, ist in den meisten Fällen nicht zu ermitteln. Gelegentlich weist eine eingewebte arabische Inschrift hier auf Alexandria, dort auf Persien hin; locale Gruppen von Mustern und Darstellungen lassen sich nur schwer aussondern, eher erkennbar ist die Zeitfolge derselben. Wenn wir in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung mehr streng geschlossene Muster finden, Kreise und Quadrate, in welchen sich Thiergestalten in ernsthafter Haltung gegenüberstehen, genau wie die Löwen am Löwenthor zu Mykene, so sehen wir, wie allmälig diese strengen Muster flüssiger und eleganter werden. Die Fläche bedeckt sich mit einem zierlichen Rankenwerk voll phantastischer Blätter und Blüthen, und zwischen denselben tummeln sich die Gestalten leicht bewegter Thiere: Gazellen und Vögel, Löwen und Adler. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Vieles hiervon, was wir jetzt lediglich als Ornament ansehen, sich bei näherer Kenntniß orientalischer Anschauungen auch als symbolisch bedeutsam herausstellen wird. Den Löwen, der das Reh zerreißt, den Adler, der seine Beute sucht, erkennen wir leicht als die Symbole der Herrschaft und des kriegerischen mohamedanischen Königthums. Man hat auch versucht, Anklänge an die Gleichnisse der Psalmen in diesen Stoffen zu finden, und bei der Stellung, welche die Schriften des alten Testamentes im Islam einnehmen, wäre ein derartiges Vorkommen nicht undenkbar.

Für die Ueberführung dieser ganzen orientalischen Technik der Seidenweberei in den europäischen Betrieb wurde die eigentliche Vermittlerin die von den Mohamedanern eroberte und reich cultivirte Insel Sicilien. Um das Jahr 1100 hatte sich eine Handvoll streifender Normannen des blühenden Landes bemächtigt und dort ein christliches Königthum errichtet, welches die arabische Cultur der Insel unangetastet ließ. Auch die Erben der normannischen Könige, das hohe Kaisergeschlecht der Hohenstaufen, hat in Freundschaft gelebt mit den Sarazenen, und Friedrich II. verweilte mit Freuden in orientalischer Tracht in den offenen Säulenhallen des Erblandes seiner Mutter Konstanze. Hier in Palermo, am Hofe der normannischen Könige, sind von arabischen Arbeitern jene Prachtgewänder gefertigt, welche das Krönungsornat der deutschen Kaiser bilden, in welchem vom elften Jahrhundert bis zum Jahre 1792 sämmtliche Kaiser die Weihe empfangen haben. Jener Mantel und jene Krone, welche das Mittelalter auf Karl den Großen zurückzuführen liebte und die wir auch jetzt wieder als Attribut des deutschen Kaiserthums anzusehen uns gewöhnt haben, ist mit arabischen Inschriften bedeckt, mit der orientalischen Darstellung eines Löwen, welcher unter hochragendem Palmbaume ein Kameel zerreißt, mit goldgestickten Rändern, in denen Greifen und andere Wunderthiere orientalischer Phantasie den bedeutsamen Schmuck bilden. In ihrer ganzen Pracht orientalischer Gold- und Perlenstickerei sind diese Gewänder das machtvollste Zeugniß jener friedlichen Verbindung westlicher und östlicher Culturelemente, welche das Mittelalter erfüllte und unendlich tief in alle Bildungsverhältnisse eingriff.

Von Sicilien aus verbreitete sich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Seidenweberei über ganz Italien, aber die Muster bleiben bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein die herkömmlichen des Orients mit ihren phantastischen Blättern und Fabelthieren.

Mit dem Aufblühen und Erstarken des Renaissancestils tritt aber auch in Italien dieselbe Erscheinung ein, die wir in Griechenland beobachtet haben. Man erhält der Kunst die vom Orient überkommenen Motive, aber man bildet sie selbständig weiter, sie sind zum lebendigen Eigenthum europäischer Kunstbildung geworden.

Aber wenn auch vom sechzehnten Jahrhundert an der orientalische Einfluß immer mehr zurückgedrängt wurde, wenn auch die Sarazenen aus Spanien, aus Sicilien vertrieben waren, so blieb doch die Bedeutung der orientalischen Industrie groß genug, um einen fortwährenden Import nach Europa zu veranlassen. Jetzt sind es nicht mehr die arabischen Händler, welche mit ihren Schiffen und Karawanen die Küsten des Mittelmeeres, die Länder Europa's bis zur fernen Bernsteinküste der

Ostsee hin durchziehen, die Kaufherren von Venedig und Genua entsenden ihre Schiffe, um die Waaren aus fernen Ländern zu holen. Besonders die Handelsverbindungen Venedigs, von denen bereits die Reise des Marco Paolo im zwölften Jahrhundert ein glänzendes Beispiel giebt, werden maßgebend für den Import orientalischer Waaren. Vor Allem holt man die prächtigen tauschirten Waffen aus Damascus, die Damascener Klingen, das fein bereitete Leder, die mit farbigen Glasuren überzogenen Prachtgefäße, dann aber nach wie vor prächtige Gold- und Seidenstoffe und die mächtigen Wollenteppiche, welche auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, gerade wie im Mittelalter, die Böden der Kirchen des Abendlandes bedeckten. Schritt für Schritt erobert das europäische Gewerbe den Boden der orientalischen Vorbilder, aber auf jedem Gebiete kann man die Einwirkung dieser Vorbilder deutlich verfolgen. Die Bucheinbände der Blüthezeit der italienischen, französischen und deutschen Renaissance, sie tragen bis in alle Details hinein den Stempel des orientalischen Vorbildes. Die Tauschir- und Nielloarbeit, welche in Italien eingeführt wird, hält sich an die Goldlinien des Arabers. Die Anfänge der Majolikamalerei in Italien sind von den spanisch-maurischen Vorbildern der Insel Majorca, von der sie ihren Namen empfingen, kaum zu unterscheiden; die Staatsmanufacturen der französischen Könige arbeiteten sarazenische Teppiche; die Holzintarsie schließt sich mit Vorliebe an die leicht herstellbaren geschwungenen Linien der Arabeske; die Goldstickerei geht so weit in die Säume der Gewänder, mißverstandene arabische Buchstaben als Ornament hineinzuschlingen, so wie wir eine

Zinnteller im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Arabeskenornament. (Nürnberg, 16. Jahrh.)

Digitized by Google

Art von chinesischen Schriftzügen auf unsere Theebüchsen malen.

Während des siebzehnten Jahrhunderts sind es vornehmlich die Teppiche, welche nach wie vor aus dem Orient bezogen werden. Häufig genug begegnen sie uns auf den Bildern der holländischen Schule mit ihrem prächtigen Schmuck reich stilisirter Blüthen; unsere moderne Industrie hat nichts Besseres zu thun gewußt, als diese Vorbilder, von denen uns so manche auch im Original erhalten sind, wieder aufzunehmen.

Das siebzehnte Jahrhundert bringt uns nun durch die Verbindung der Holländer ein neues Element aus dem Orient: die Porzellan-, Lack- und Seidenwaaren von China und Japan, welche eine vollständige Umgestaltung des Geschmacks in einer ganzen Reihe von Gebieten der europäischen Kunst herbeigeführt haben. Aber die Ornamentik dieser Völker, so eigenartig und lehrreich sie für uns ist, steht uns doch unendlich viel ferner als die von Persien und Vorderasien. Während diese letztere in ihrer Grundanschauung, in der Bezeichnung und Charakterisirung der Formen durch Linien von bestimmter Bedeutung der europäischen Auffassungsweise homogen ist, ergeht sich die Ornamentation China's in den meisten Fällen in wilden, unberechenbaren Sprüngen, mehr einer kecken Laune als einem bestimmten, uns verständlichen Gesetze folgend. Innerlich verwandt mit der Launenhaftigkeit des Rococo, konnte der Geschmack von China das achtzehnte Jahrhundert beherrschen, mußte aber auch verschwinden zugleich mit dem Rococo, als gegen das Ende des Jahrhunderts die Umkehr erfolgte zu den Formen des classischen Alterthums. Sobald diese eintrat, wendete man sich wieder den Mustern von Vorderasien zu. Die weitere Erschließung von Indien unter der gleichzeitigen Bedeutung, welche der englische Geschmack für Europa gewann, wurde maßgebend, und so sehen wir gegen Ende des Jahrhunderts in das Kleiderwesen der Zeit mit ganz besonderer Vorliebe eingeführt die Nachahmung der indischen bedruckten Kattune; die Indiennes, die Calicos, die Persians, die Adrianoples werden der herrschende Geschmack. In „Hermann und Dorothea" verschenkt die Mutter den „Schlafrock mit indischen Blumen von dem feinsten Kattun echt ostindischen Stoffes; so etwas kriegt man nicht wieder". Der indische Shawl mit der länglich geschweiften Palmette gelangt zu einer Herrschaft, aus welcher er bis zum heutigen Tage kaum vorübergehend, aber niemals auf die Dauer verdrängt worden ist. Die ganze Shawlweberei Europa's mit Aufgebot der höchsten Mittel der Technik hat es selbst in den besten Fällen nur zu unvollkommenen Nachbildungen jener indischen Waaren gebracht, und noch heute gehört ein echter indischer Shawl mit vollem Recht zum eisernen Bestand einer vornehmen Toilette.

Eine weiter greifende Bewegung zu Gunsten des orientalischen Geschmacks brachte in unserem Jahrhundert die französische Malerschule, deren coloristische Bedürfnisse unter der strengen mehr zeichnenden Manier der classischen Zeit nicht befriedigt waren und die sich aus der öden Erstarrung des europäischen Farbenlebens zu Pracht und voller Sättigung heraussehnte. In Algier machten die französischen Maler ihre ersten Studien. Die Orientmaler wurden eine Gruppe von Aposteln für die unerstorbene Farbengluth des Orients, und so begann im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts jene eigenthümliche Bewegung, welche bis zum heutigen Tage im vollen Wachsen begriffen ist. Während wir in der Fabrik- und Maschinenarbeit der modernen Industrie den Sinn für Formen und besonders den Sinn für Farben nur zu sehr verloren haben, hat der Orient in wunderbarer Treue die uralten Traditionen der Handarbeit bewahrt. Von dorther strömen uns wieder zu die Teppiche von reicher Farbengluth, die Thürvorhänge in prächtigen, leicht bewegten Mustern, die Bronze- und Messinggeräthe in tauschirter und niellirter Arbeit, die reich glasirten Thongefäße, kurz die ganze Fülle jener Schätze, welche schon einmal die Griechen und dann wieder die Kunst der Renaissance in ihren süßen Bann gezwungen hatte. Unerschöpflich scheint die alte Naturkraft des Orients. Die bequemen Wege des modernen Handels werfen das, was sonst als kostbare Rarität einzeln in die Cabinete unserer Großen wanderte, in Massen als Handelswaare auf die Märkte unserer Haupt-

städte. Bis in die entlegensten Provinzen hinein dringen die Lackwaaren von Japan, die Porzellane von China, die gestickten Lederpantoffeln von Konstantinopel, die bunten Seidentücher von Marokko. Mit gierigen Zügen trinkt unsere moderne Industrie aus dem neueröffneten Quell, und wenn auf der Pariser Ausstellung des Jahres 1867 irgend etwas als besonders neu und herrlich angepriesen werden sollte, so war es im persischen Geschmack gearbeitet, ebenso wie auf der Ausstellung von 1878 Alles, was neu war, aufs deutlichste unter dem Einfluß von Japan stand.

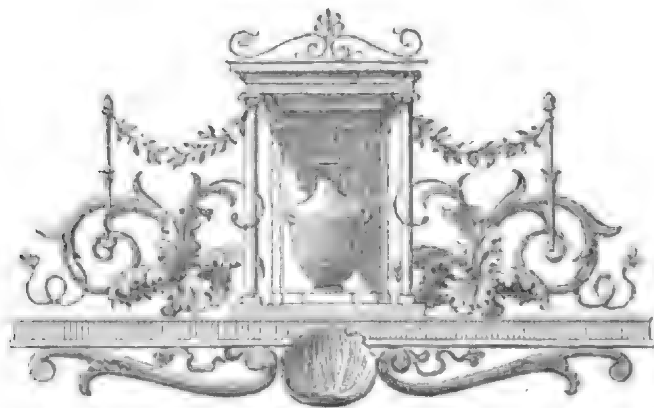
Sollen und dürfen wir nun glauben, daß diese neue, mit so großem Ungestüm auftretende Bewegung die europäische Formengebung auf die Dauer bestimmen wird? Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß sich das Endresultat in unserem Jahrhundert wesentlich anders gestalten sollte als zu den Zeiten der Griechen und zu den Zeiten der Renaissance.

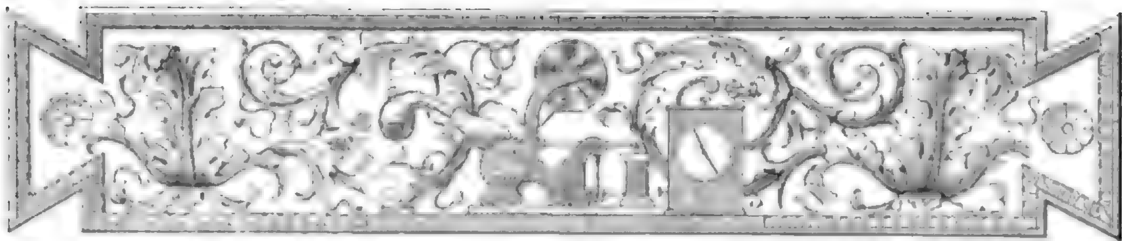
Zinnteller im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Arabesken in europ. Umbildung. (Sachsen, um 1700.)

Wenn wir eine Rückschau halten, auf welchen Gebieten sich das orientalische Ornament zu allen Zeiten als überlegen gezeigt hat und eine Verbindung mit dem europäischen eingegangen ist, so haben wir es immer nur mit dem beschränkten Gebiete des Flächenornamentes zu thun. Hierin sind die Orientalen Meister. Sie verstehen es, die Fläche mit bedeutungslosem phantastischem Zierrath zu füllen, welcher das Auge angenehm erfreut, ohne doch eine höhere geistige Bedeutung zu beanspruchen, und welcher daher das eigentlichste Zierwerk ist für den zum niederen Dienst bestimmten Teppich. Wenn wir in Europa dagegen schmücken wollen, so widerstrebt es unserer Natur, uns mit Bedeutungslosem zu begnügen; wir wollen Anklänge an höhere Begriffe, an seelische Stimmungen hineintragen in die Gebilde unserer Hand. Wenn der Araber seine Moschee oder seinen Palast mit Teppichmustern füllt,

so geht die nichtssagende Linienführung bis zur Kuppel hinauf. Das Muster der Wand könnte in den meisten Fällen ebensowohl auf dem Boden liegen. Unsere Architektur dagegen faßt ein Bauwerk auf als ein organisches Gebilde, in welchem jeder Theil sein Wachsthum, seine Richtung, seine Leistung im Ganzen auszudrücken bestimmt ist. Auf den Flächen der Wände wollen wir bildnerische Schöpfungen sehen, welche zu dem Charakter des Ortes in bedeutungsvoller Beziehung stehen. Der Teppich des Persers, welcher sich über das Grab eines Verstorbenen breitet, trägt dieselbe Farbenpracht des blühenden Wiesengrundes wie der Teppich auf den Polstern des Lustgezeltes. Wir aber verlangen von der bildenden Kunst den höheren Dienst, daß sie in die heilige Weihe einer Capelle eine andere Stimmung trägt als in den Palast rauschender Lust, und sobald wir Anforderungen dieser Art stellen, ist das Ausdrucksvermögen der orientalischen Kunst zu Ende. Umgekehrt ist aber unsere europäische Kunst auch wieder geneigt, künstlerische Erfindungen, Stimmungen, Gedanken und Bilderreichthum in Erzeugnisse hineinzutragen, welche ihrer Natur nach sie aufzunehmen nicht im Stande sind. Der europäischen Kunst war der Mißgriff vorbehalten, den Fußbodenteppich mit historischem Bildwerk zu bedecken und so zu entweihen, während man heiligen wollte; den Europäern war es zu allen Zeiten vorbehalten, die Grenzen der Flächenmusterung zu überschreiten und zu naturalistischen körperlichen Bildungen überzugehen, wo das einfachst stilisirte Flachmuster geboten war. Es ist daher kein Zufall, wenn diejenigen Gebiete, auf welche die orientalische Ornamentik immer wieder reformirend einzugreifen hat, gerade die Gebiete des Flachmusters, des Bedeutungs l o s e n sind. Wenn man versucht hat, orientalische Kunstformen in unsere Architektur einzuführen, so ist das eine Spielerei, die man sich bei einem Rauchzimmer gefallen lassen kann, die aber in einem größeren Palast, wie in der Wilhelma zu Stuttgart, zur vollsten Ermüdung führt.

Hier wie überall gilt es, daß die bloße Nachahmung, die directe Herübernahme fremder Formen nichts Lebendiges erzeugt. Wir dürfen Motive herübernehmen aus der Kunst des Orients, ja wir können kaum künstlerisch leben ohne diesen Zusatz alter reicher Cultur, aber frei darüber hinaus schwingt sich der Adel europäischer Kunst, mit sich forttragend die Elemente fremder Ueberlieferung, welche er zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat.





Der thierische Magnetismus.

Von

Prof. Dr. Richard Rühlmann.

I.

Ueber den thierischen Magnetismus, welcher in neuerer Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums in Anspruch nahm, sind drei verschiedene Meinungen laut geworden.

Die Einen behaupten noch immer, es sei „Alles Schwindel", die Magnetiseure täuschten mit Hülfe von Leuten, die mit ihnen im Einverständniß sind, das Publikum, und die Naturforscher, welche sich neuerdings mit der Untersuchung und Prüfung solcher Erscheinungen beschäftigt haben, seien von Simulanten düpirt worden.

Andere hingegen, unter ihnen bekanntlich die meisten Anhänger und Bekenner des Spiritismus, glauben, es bestehe eine besondere in ihren Wirkungen noch wenig bekannte Naturkraft, welche von Person zu Person, allgemein von Organismus zu Organismus wirke, und bezeichnen dieselbe als „thierischen Magnetismus" oder „Biomagnetismus".

Diejenigen Naturforscher endlich, welche weniger zu mystischer Auffassung der Naturvorgänge neigen und sich eingehender mit der experimentellen Untersuchung der in dieses Gebiet fallenden Thatsachen beschäftigt haben, sind übereinstimmend zu der Ansicht gekommen, daß es sich bei den hier in Frage kommenden Erscheinungen lediglich um einen eigenthümlichen Zustand des Geistes und Nervensystems, insbesondere des Gehirns, der Versuchsobjecte handelt, welcher durch geeignete Veranstaltungen bei vielen Menschen und Thieren willkürlich herbeigeführt werden kann.

Der Verfasser dieser Zeilen hat sich, angeregt durch die Schaustellungen Hansen's in Chemnitz, längere Zeit mit Experimenten auf dem Gebiete des sogenannten thierischen Magnetismus ohne Voreingenommenheit für eine oder die andere Meinung beschäftigt und ist durch eine große Anzahl verschiedenartigster Beobtungen dazu gelangt, sich vollständig auf den Standpunkt der zuletzt angeführten Ansicht zu stellen.

Ehe wir einen Theil der Versuche beschreiben, welche mit unwiderstehlicher Macht auf diese Anschauungen hinweisen, soll nicht unerwähnt bleiben, daß weder die Erscheinungen selbst noch deren Auslegung im letztgenannten Sinne neu sind, sondern daß beide zu verschiedenen Zeiten schon bekannt gewesen.

Lange vor Mesmer, den man heute als den Entdecker des sogenannten „thierischen Magnetismus" und den Begründer des damit getriebenen Schwindels ansieht, sind zumal im Orient Vorstellungen ähnlicher Art, wie sie Hansen in Deutschland vorführte, nicht selten Gegenstand öffentlicher Unterhaltung gewesen.

Nach einer Mittheilung von Rossi — Arzt des ägyptischen Vicekönigs Halim Pascha — haben ägyptische Zauberer und Gaukler schon seit Jahrhunderten ähnliche

Versuche angestellt und öffentlich gezeigt. Auch ist es andererseits bekannt, daß schon seit undenklichen Zeiten sich in Indien Leute professionsmäßig damit beschäftigt haben, verschiedene Thiere:* Hunde, Katzen, Geflügel, Schlangen, Krebse ꝛc., welche ihnen von ihren Zuschauern gebracht wurden, in eine Art von magnetischem Schlaf zu versetzen oder sie ihrem Willen zu unterwerfen.

Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an sind zumal von Mesmer und seinen Schülern und Anhängern vielfach hierher gehörige Thatsachen beobachtet und beschrieben worden. Da jedoch in sehr vielen Fällen bei diesem Mesmerismus und Somnambulismus grober Schwindel mit untergelaufen war und in der Hand ganz unbefangener Aerzte und Naturforscher nur immer ein sehr kleiner Rest sicher constatirter Thatsachen übrig blieb, der für den erfahrenen Arzt und Psychologen wenig Neues bot, kam die Frage des sogenannten Somnambulismus allmälig derart in Mißcredit, daß die exacte Forschung sich unwillig von diesem Gebiete abwendete. Dadurch ist eine große Menge beachtenswerther Wahrnehmungen der Vergessenheit anheimgefallen, die nunmehr aufs Neue beobachtet und als richtig bezeugt worden sind.

Eine akademische Commission, welcher Männer wie Franklin, Lavoisier und Jussieu angehörten, prüfte im Jahre 1784 im Auftrage der französischen Regierung die neue Wunderkraft Mesmer's. Sie leugnete nicht die Thatsächlichkeit vieler überraschender Erscheinungen, aber sie stellte die Existenz einer besonderen thierisch-magnetischen Kraft entschieden in Abrede und schrieb alle Resultate einer in merkwürdiger Weise krankhaft gereizten Einbildungskraft der Versuchspersonen zu.

Den ersten bedeutsamen Schritt zu einer streng wissenschaftlichen, nüchternen Untersuchung der Frage that in neuerer Zeit der englische Wundarzt Braid. Derselbe wurde hierzu dadurch veranlaßt, daß er im Jahre 1841 Gelegenheit fand, den Experimenten eines französischen Magnetiseurs, eines gewissen La Fontaine, beizuwohnen. Letzterer zeigte damals fast genau dieselben Experimente, durch welche neuerdings der Magnetiseur Hansen die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf sich gelenkt hat. La Fontaine, wahrscheinlich ein Schüler Mesmer's, ließ beliebige Personen ein kleines, aus Kupfer und Zink zusammengesetztes Scheibchen in die Hand nehmen und längere Zeit hindurch starr ansehen. Dadurch wurde vielfach der stärkste Wille der Versuchspersonen dem des Experimentators unterworfen; es gelang ihm, die stärksten Muskeln derselben starr zu machen; er konnte auch beliebige Sinnestäuschungen bei solchen hervorrufen, die sich seinen Manipulationen unterwarfen.

Braid zeigte, daß solche eigenthümliche Erscheinungen durch das vorhergehende langdauernde Fixiren kleiner Objecte häufig herbeigeführt wurden und daß dadurch bei manchen Personen ein eigenthümlicher Zustand eintrete, welcher es Jedem möglich mache, hinterher mit solchen jene Versuche anzustellen.

Braid hat bis zu seinem Tode im Jahre 1860 unausgesetzt das Studium dieser Erscheinungen fortgesetzt, auch mehrere größere Bücher und kleine Abhandlungen über dieselben veröffentlicht. Beinahe alle Thatsachen, welche die neuen sorgsamen Untersuchungen zu Tage gefördert haben, waren ihm bereits bekannt.*

Diese Thatsachen waren in Deutschland ganz vergessen, und erst gelegentlich einer Vorstellung, welche Hansen im ärztlichen Verein zu Dresden in Gegenwart des Königs Albert von Sachsen abhielt, erinnerte Prof. Dr. Fritz Schultze an jene englischen Versuche und gab die zum Theil von Braid selbst, theils von dem englischen Psychologen Carpenter herrührende Erklärung derselben, welche jeden Glauben an eine specifische, mystische, dem Magnetiseur innewohnende Kraft unmöglich macht.

* Man darf vielleicht auch nicht mit Unrecht vermuthen, daß manche schon seit langer Zeit bei uns gezeigte vielbewunderte Kunst- und Schaustücke europäischer Thierbändiger ebenfalls in das Gebiet dieser Erscheinungen zu rechnen sind. Sicher gehört hierher das jedem Pferdekenner bekannte Balaniren beim Beschlagen der Pferde und das Verfahren, durch welches italienische Geflügelhändler ihre lebende Waare zum Stillhalten während des Transportes und Verkaufes bringen.

* Eine ausführliche Darstellung der Kenntnisse Braid's auf diesem Gebiete giebt Preyer in seiner Broschüre: „Die Entdeckung des Hypnotismus." Berlin, Gebr. Paetel, 1881.

In Frankreich hat sich, dem allgemeinen Vorurtheil trotzend, eine kleine Anzahl von Aerzten schon seit geraumer Zeit mit Untersuchungen auf diesem Gebiete beschäftigt. Unter ihnen sind besonders Azam, Richet, Demarquay, Giraud-Teulon und Charcot zu nennen. Im Anfange der siebziger Jahre hat der Leipziger Physiolog Professor Czermak eine Anzahl Versuche mit Thieren gemacht, welche mit denjenigen, die neuerdings mit Menschen angestellt worden sind, in vielen Beziehungen Aehnlichkeit haben, und späterhin hat Professor Preyer in Jena dieselben weiter verfolgt.

In Deutschland wurde, angeregt durch die Vorstellungen Hansen's in Chemnitz, schon im September des Jahres 1879 durch Versuche, welche Prof. Weinhold und der Verfasser dieses Aufsatzes theils getrennt, theils gemeinsam an einer großen Zahl von Personen anstellten, überzeugend nachgewiesen, daß von einer besonderen von Person zu Person wirkenden Kraft bei den Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus absolut nicht die Rede sein könne, sondern daß deren Ursache lediglich in einem eigenthümlichen Zustande der Centralorgane des Nervensystems zu suchen sei, welchen man bei einer großen Zahl von Personen durch ziemlich einfache Operationen künstlich herbeiführen könne. Später, Anfang des Jahres 1880, wendete sich Hansen nach Breslau, und dort haben sich Physiologen und Aerzte, die Professoren Heidenhain, Berger, Grützner, Cohn und Gscheidlen angelegentlich mit dem Problem beschäftigt, dabei die Richtigkeit der Resultate der Chemnitzer Versuche vollkommen bestätigt und eine Anzahl wesentlich neuer, bis dahin überhaupt vollkommen unbekannter Thatsachen entdeckt, welche für das Verständniß dieses eigenartigen Erscheinungsgebietes und für die Kenntniß von den Functionen des Gehirns und Rückenmarkes nicht unerhebliche Bedeutung zu gewinnen scheinen.*

* * *

Dem Vorgange Braid's, des bedeutendsten Experimentators auf diesem Gebiete, folgend, faßt man in Deutschland neuerdings das Erscheinungsgebiet des sogenannten thierischen Magnetismus unter dem Namen Hypnotismus zusammen (hergeleitet vom griechischen Worte ὕπνος, Schlaf) und gebraucht für die auf die weiterhin beschriebene Weise erzeugten schlaf- und traumartigen Zustände der Versuchspersonen den Ausdruck „Hypnose“.

Da jedoch dieser sogenannte magnetische Schlaf sich wesentlich von dem gewöhnlichen Schlafe unterscheidet und da die eigenthümliche mit wächserner Biegsamkeit der Glieder verbundene Starrsucht, welche die Muskeln vieler Leute bei solchen Versuchen annehmen, sowie der ganze Zustand, in dem sich Geist und Körper der Magnetisirten befinden, die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Gesammtbilde zeigt, welches Menschen darbieten, die von einer eigenthümlichen Nervenkrankheit, der Katalepsie, befallen sind, so hat der treffliche Physiolog Heidenhain für die Vorgänge, welche bisher als thierischer Magnetismus bezeichnet worden sind, den äußerst zutreffenden Namen: „experimentelle Katalepsie“ vorgeschlagen.

Will man eine größere Anzahl von Personen gleichzeitig auf ihre Qualification für hypnotische Versuche prüfen, so ist folgendes Verfahren sehr geeignet. Man läßt die Betreffenden sich mit dem Rücken nach der Lichtquelle zu setzen und veranlaßt sie, mehrere Minuten lang, unter gleichzeitiger Unterdrückung jedes anderen Gedankens, unverwandt ein stark facettirtes Glasstück (sogenannte unechte Diamanten) ansehen, welches in ähnlicher Weise in einen mattschwarzen Knopf auf etwas Zinnfolie gefaßt ist, wie dies mit rosettförmig geschliffenen echten Diamanten ge-

* Denjenigen, welche sich eingehender über diese Frage orientiren wollen, empfehlen wir das Studium folgender Arbeiten: Carpenter, Principles of Mental Physiology. 5. Aufl. London 1859. S. 548 bis 567 und S. 591 bis 625. — Demarquay et Giraud-Teulon, Recherches sur l'hypnotisme. Paris 1860. — Ch. Richet, Du somnambulisme provoqué. Robin's Journal 1875. S. 348. — A. Weinhold, Hypnotische Versuche. 3. Aufl. Chemnitz, Bülz 1880. — R. Heidenhain, Der sogenannte thierische Magnetismus. 4. Aufl. Leipzig, Breitkopf und Härtel. — R. Rühlmann, Die Experimente mit dem sogenannten thierischen Magnetismus. Gartenlaube 1880. Nr. 8 und 9. — O. Berger, Hypnotische Zustände und ihre Genese. Separatabdruck aus der Breslauer ärztlichen Zeitschrift pro 1880. — G. H. Schneider, Die psychologische Ursache der hypnotischen Erscheinungen. Leipzig, Abel 1880. — Chr. Bäumler, Der sogenannte animalische Magnetismus oder Hypnotismus. Leipzig, Vogel 1881.

schieht. Diese Knöpfe läßt man in zehn bis zwanzig Centimeter Entfernung vor die Nasenwurzel halten und giebt dem Körper eine solche Stellung, daß reflectirtes Licht der Lichtquelle sich lebhaft im Steine bricht.

Bei manchen Personen genügen wenige Secunden, um sie in die gewünschte Verfassung zu bringen, bei anderen muß man das Fixiren bis zu zwanzig Minuten ausdehnen, respective in kürzeren Intervallen wiederholen. Bei vielen tritt nie ein solcher Zustand ein.

Die Zahl der Empfindlichen dürfte bei Männern ungefähr zehn bis fünfzehn Procent betragen und ist zweifelsohne im reifen jugendlichen Alter und beim weiblichen Geschlecht erheblich größer.

Alte Leute, Kinder und Geisteskranke sind meist ungeeignet; letztere zumeist, weil sie nicht dazu gebracht werden können, ihre Aufmerksamkeit genügend einseitig zu concentriren. — Bei hochgradig Empfindlichen genügt es, wenn man ihnen fest und momentan scharf in die Augen sieht, um die Hypnose herbeizuführen. Viele, zumal die, welche schon öfters zu solchen Experimenten gedient haben, werden durch das Ticken einer Uhr, durch Pfeifen, den langgezogenen Ton der chemischen Harmonika oder eine in andauernde Schwingungen versetzte Stimmgabel, Einzelne sogar durch den bloßen Gedanken, daß sie hypnotisirt werden sollen, oder lediglich durch irgendwelche Anspannung ihrer Aufmerksamkeit kataleptisch. — Bei mehreren meiner Objecte genügt es, wenn ich dieselben aus großer Entfernung anrufe, um sie sofort in hypnotische Starrsucht zu versetzen. Die Temperatur der Umgebung, die Tageszeit &c. sind dabei ohne merklichen Einfluß. Von größter Bedeutung ist jedoch die Concentration und ausschließliche Anspannung der Aufmerksamkeit auf den Vorgang, der sich vollziehen soll. Genau dieselben Dinge, die im gewöhnlichen Leben, so lange die Leute unbefangen sind, nicht die mindeste Wirkung ausüben, führen den Eintritt jener eigenartigen Zustände des Nervensystems herbei, sowie die Betreffenden wissen, was mit ihnen geschehen soll, oder meinen, es werde sich etwas Außerordentliches ereignen.*

Um die Annahme von der Existenz einer von der Person des Experimentators ausgehenden geheimnißvollen Kraft endgültig zu widerlegen, sind schon früher von Braid und von Carpenter und so auch neuerdings von Weinhold und mir und nochmals von Heidenhain eine große Zahl von Versuchen angestellt worden.

Beweist schon die Thatsache, daß beliebige rein physikalische Einwirkungen: locale Erwärmung, monotones Geräusch, leichte Hautreize, die nicht von der Person des Experimentators ausgehen, den Eintritt der Hypnose bei empfindlichen Personen bewirken können, die Bedeutungslosigkeit der Person, welche die Versuche anstellt, so ist dies in noch erhöhtem Grade bei folgenden wiederholt angestellten Versuchen der Fall.

Viele, welche dieser mystischen Anschauung sich zuneigen, behaupten nämlich, daß der Wille desjenigen, der die Versuche anstellt, auch auf größere Entfernungen hin auf die dem Experimente unterworfene Person wirke. Ich will hier nicht nochmals über diejenigen Beobachtungen berichten, welche ich schon früher an anderem Orte mitgetheilt habe, sondern erwähne einige andere, welche nicht minder überzeugend sind.

Ich experimentirte mit einer Person, welche, durch mehrere Male wiederholtes Vorüberstreichen mit gespreizten Fingern vom Kopfe herabgehend, in tiefen hypnotischen Schlaf versetzt wurde. Dabei war es ganz gleichgültig, ob ich vor oder hinter der Person stand, ob dieselbe sich in stehender oder sitzender Stellung befand.

Als ich später dieselbe Person vor eine angelehnte Thür postirte, welche geräuschlos geöffnet werden konnte, und, ohne von dieser bemerkt zu werden, durch die Thür hinter sie trat, konnte ich unter Aufbietung alles meines Willens minutenlang streichen, ohne die mindeste Wirkung zu erzielen. Sowie die Versuchsperson jedoch, durch die Blicke anderer im Zimmer Befindlicher aufmerksam gemacht, sich halb umwendend, mich bemerkte, trat sofort kataleptische Starrheit ein.

Wiederholt sind solche hochgradig Empfindliche auch dadurch hypnotisirt worden,

* Diese Ansicht über die vorwiegende, wenn auch nicht ausschließliche Bedeutung der psychologischen Momente habe ich von Anfang an vertreten. Längere Zeit wurde dieselbe mehrfach bestritten; neuerdings haben sich besonders Berger und Schneider durchaus in gleichem Sinne geäußert.

daß man ihnen sagte, eine Person, an deren magnetische Kraft sie glaubten, magnetisire sie durch die geschlossene Thür, durch die Wand hindurch. Der Zustand trat auch dann ein, wenn der, welcher mit dieser Kraft begabt sein sollte, sich gar nicht dort befand, wo man vorgab, daß er sei, und auch wenn er selbst gar nicht das Mindeste davon wußte, also auch nicht aus der Entfernung durch seinen Willen auf die Versuchsperson wirken konnte.

Andere Male sind solche Empfindliche benachrichtigt worden, der Magnetiseur werde zu einer bestimmten Zeit sie von einem fernen Orte aus magnetisiren. Erinnerte sich das Medium rechtzeitig an diese Nachricht, so trat immer eine unzweifelhafte Hypnose ein, auch wenn der, von dem die Wirkung ausgehen sollte, selbst nicht das Mindeste von der Sache wußte.

Unzweifelhafter kann die Nichtexistenz eines sogenannten magnetischen Rapportes wohl kaum dargethan werden. Damit fällt aber auch die Annahme von der Wirksamkeit einer besonderen biomagnetischen Kraft überhaupt.

Die Erweckung aus der Hypnose und Ueberführung in den normalen Zustand geschieht gewöhnlich durch plötzliches lautes Anrufen. Hansen bediente sich des Rufes: „Wach!“ Gleich wirksam aber hat sich heftiges Anblasen, Zuwedeln kühler Luft oder in schweren Fällen Bespritzen und Abwaschen mit kaltem Wasser erwiesen. Ueberhaupt bewirkt jeder plötzliche neue Reiz, ein rascher Wechsel der auf das Nervensystem der Hypnotisirten wirkenden Reize, die Rückkehr des gewöhnlichen Zustandes des Geistes und des Körpers.

Lautes Lachen, Klatschen in die Hände, Klopfen oder sehr heftiges locales Drücken starr gewordener Muskeln hat häufig, auch wider Willen des Experimentators, zur Unterbrechung der Versuche geführt. Wenn durch Streichen in dem einen Sinne ein Muskel starr gemacht wurde, genügen einige Striche in entgegengesetztem Sinne, um die Starrheit aufzuheben.

Ueberläßt man solche in künstliche Katalepsie Versetzte längere Zeit sich selbst, so steigert sich der Zustand entweder zu heftigen Krämpfen oder die Hypnose verläuft nach längerer oder kürzerer Dauer in natürlichen, gewöhnlichen Schlaf, oder endlich der Zustand wird allmälig von selbst immer leichter und geht schließlich ohne äußeren Anstoß in den normalen über. Weckt man Personen plötzlich aus dieser Hypnose, so fahren sie meist mit allen Zeichen des Schreckens, nicht selten des Entsetzens in die Höhe.

Mehr und mehr aber sind diejenigen, welche größere Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt haben, dazu gelangt, es für vortheilhafter zu halten, die Hypnotisirten möglichst allmälig und zumal sehr gründlich und nachhaltig zu erwecken, weil sonst häufig ein längere Zeit andauerndes Uebelbefinden, Kopfschmerz, Schwindel, Augenschmerz, Mattigkeit der Glieder, selbst Uebelkeit, die sich bis zum Erbrechen steigert, als unangenehme Nachwehen der hypnotischen Versuche bemerkbar gewesen sind.

Der Eintritt der Hypnose wird, sofern nicht schon während des Fixirens Schlaf und Starrsucht der Glieder eingetreten ist, gewöhnlich dadurch constatirt, daß man die Versuchsperson veranlaßt, die Augen zu schließen. Ist der Versuch gelungen, so sind selbst bei größter Anstrengung die Betreffenden nicht im Stande, die Lider wieder zu öffnen. Durch leichte Striche über die Kaumuskeln gelingt es denn meist auch, die Kiefern in einen Zustand zu versetzen, in dem der Hypnotisirte nicht mehr im Stande ist, dieselben zu bewegen. Personen, bei welchen man auch dies bewerkstelligen konnte, eignen sich dann meist auch zu allen anderen Muskelversuchen.

Ueberstreicht man unter leiser Berührung die gespreizte Hand, die geballte Faust, so gelingt es dem in der Hypnose Befindlichen nicht, dieselbe zu schließen oder zu öffnen. Die betreffenden Glieder sind dadurch, daß ein Krampfzustand in den dieselben bewegenden Muskeln eingetreten ist, in ihrer Stellung fixirt.

Genau dasselbe kann ebensowohl mit größeren Muskelgruppen als auch mit einzelnen Muskeln vorgenommen werden. Hansen machte z. B. in seinen Vorstellungen hochgradig Empfindlichen sämmtliche Muskeln steif, legte solche Personen mit Kopf und Ferse auf zwei Stühle und stellte sich alsdann auf diese lebende Brücke. Nur bei Wenigen glückt es, daß man die

Bauch-, Schenkel-, Wadenmuskeln in sitzender Stellung derart starr machen kann, daß man sich auf die Füße stellen darf, während ein Anderer die Versuchsperson auf den Stuhl niederdrückt.

Nicht selten bleiben bei solchen die Muskeln allein betreffenden Versuchen die Hypnotisirten in leidlich zurechnungsfähigem geistigem Zustande. Sie geben dann an, nur wenig von der enormen Last verspürt zu haben, ungefähr einen Druck, wie ihn ein Gewicht von wenigen Kilogrammen ausüben würde.

Man kann aber auch nur einzelne Finger, einen einzelnen Gesichtsmuskel in diesen Zustand der Starrheit, des Krampfes versetzen, während der übrige Körper in normalem Zustande verbleibt.

Bei einzelnen, jedoch nicht bei allen Individuen pflanzen sich diese Krampfzustände allerdings von einem Muskel zum anderen von selbst fort, ergreifen, indem sich der hypnotische Zustand vertieft, in einer ziemlich gesetzmäßigen Folge immer weitere Körpertheile und können sich dann selbst zu bedenklicher, gesundheits- und lebensgefährlicher Höhe steigern. Unberufene können daher nicht dringend genug vor Anstellung hypnotischer Versuche gewarnt werden.

Charakteristisch ist es, daß jedesmal, wenn in einer Muskelpartie dieser Krampfzustand eingetreten ist, die Schmerzempfindung aus derselben fast ganz verschwunden ist. Kneipen mit den Nägeln, Einstechen einer Nadel in solche in Starrkrampf versetzte Muskeln wird nicht als Schmerz mehr empfunden.

In noch erhöhtem Grade ist diese Schmerzlosigkeit (Analgesie) bemerkbar, wenn nicht eigentliche Krampfzustände, sondern nur allgemeine Starrsucht die Hypnotisirten befallen hat. Kräftige muskulöse Personen, welche ihre Muskeln vielfach gebrauchen, eignen sich mehr zu Versuchen über Krampfzustände der Muskeln. Weichere, schwächlichere Constitutionen, zumal weibliche Personen, zeigen häufiger eine ausgeprägte Starrsucht. Alle Glieder besitzen in diesem Zustande eine auffallende Biegsamkeit und verharren in jeder beliebigen, noch so gezwungenen Stellung, die man ihnen giebt, stundenlang ohne Zeichen der Ermüdung. Die Hypnotisirten sind im letzten Falle gleichzeitig meist vollkommen bewußtlos. Bleiben die Leute, mit denen man experimentirt, bei Bewußtsein, so ist häufig in den nicht vom Krampfe ergriffenen Gliedern eine ganz auffällige Steigerung der Empfindlichkeit (Hyperästhesie) bemerkbar. Eine leise Berührung wird schon als stechender Schmerz wahrgenommen, die leichtesten Geräusche werden auf erstaunliche Entfernungen gehört und es können Temperaturunterschiede noch erkannt werden, welche im normalen Zustande gar nicht zu bemerken sind. Da außerdem bei Hypnotisirten nicht selten die Lidspalte des Auges etwas geöffnet bleibt und auch Gesichts- und Geruchssinn nicht selten überraschende Steigerungen der Empfindsamkeit wahrnehmen lassen, so dürfte in dieser erhöhten Reizbarkeit vielleicht die natürliche Erklärung für manche Fälle liegen, welche früher für Hellsehen (Clairvoyance) der im magnetischen Schlafe Befindlichen gehalten worden sind.

Die in der Hypnose zumeist eintretende Schmerzlosigkeit ist wiederholt benutzt worden, um an Stelle der oft mit üblen Nachwehen verbundenen Narkose den Patienten das Ueberstehen von Amputationen und anderen chirurgischen Eingriffen in den Organismus zu erleichtern. Es ist eine Reihe von Fällen bekannt, in welchen der Erfolg ein zufriedenstellender gewesen. Selbst Ablösung des Beines ist schon oft in der Hypnose geglückt, ohne daß der Patient eine Schmerzempfindung zu erkennen gegeben hat. In vielen deutschen und französischen Kliniken ist aber auch wiederholt die sehr unangenehme Erfahrung gemacht worden, daß infolge des heftigen Nervenreizes die Hypnotisirten mitten in der Operation erwachten und dadurch die glückliche Beendigung des chirurgischen Eingriffs unmöglich gemacht wurde. Nach dem, was wir früher über die Einflüsse des Wechsels der Reize und die Wirkung übermächtiger Reize auf Hypnotisirte mitgetheilt haben, wird man leicht erkennen, daß für chirurgische Zwecke die Ersetzung der Chloroformnarkose durch hypnotische Einschläferung immer bedenklich bleiben dürfte.

Wenn wir uns bisher vorzugsweise mit dem Zustand des Körpers der Hypnotisirten beschäftigten, so mußten wir schon hier auf eine große Verschiedenheit der

Individuen aufmerksam machen; noch größere individuelle Differenzen sind jedoch bemerkbar, wenn man den geistigen Zustand der in Hypnose Versetzten näher in Betracht zieht.

Viele Individuen bleiben in der Hypnose stets verhältnißmäßig geistig klar und sind im Stande, sich mit dem Experimentator zu unterhalten, so daß es schwer ist, eine erhebliche Trübung der geistigen Functionen zu constatiren. Manche werden sofort beim Eintritt der Hypnose bewußtlos und befinden sich in einem eigenthümlichen Zustande, der in der Mitte liegt zwischen dem tiefen Schlafe und dem Traume im Halbschlafe. Andere befinden sich in einer ohnmachtähnlichen Verfassung und sind vollkommen regungslos und apathisch. Immerhin scheint es, als ob eine gewisse geistige Befangenheit stets mit dem Eintritt hypnotischer Zustände Hand in Hand ginge und als ob die verschiedenen Formen von fast unmerklicher Trübung an bis zu lethargischer Bewußtlosigkeit nur graduelle Unterschiede in der Tiefe der Hypnose wären.

Bei einigen Personen, die zu den Versuchen über Muskelstarrheit vollkommen geeignet sind, gelingt es nie, absolute Bewußtlosigkeit herbeizuführen. Bei vielen anderen gelingt es nur manches Mal. Solche, mit denen schon oft experimentirt worden ist, oder sehr empfindliche, besonders Personen weiblichen Geschlechts, verfallen leicht schon bei den geringfügigsten Anlässen in ohnmachtartige Bewußtlosigkeit, in einen Zustand, in welchem, wie es scheint, kein Reiz irgend welcher Art mehr geistige oder körperliche Functionen auslöst. Vielfach gehen bei längerer Dauer der Hypnose die leichteren Zustände allmälig ohne merkliche äußere Ursache in diese tiefere Bewußtlosigkeit über.

Als charakteristisches Symptom der geistigen Befangenheit Hypnotisirter wurde bei unseren Versuchen der Umstand erkannt, daß man durch Einflüsterung oder sonstige geeignete Maßnahmen den Hypnotisirten beliebige Wahnvorstellungen (Hallucinationen), welche mit den thatsächlichen Verhältnissen in leicht controlirbarem Widerspruch stehen, einreden konnte. Die Ursache, daß diese Erzeugung von Hallucinationen uns als primäres Phänomen entgegentrat, während es anderwärts längere Zeit gar nicht gelang, deren Existenz zu constatiren, lag darin, daß wir vorzugsweise mit Personen operirten, bei welchen die Hypnose gewöhnlich nur eine mittlere Tiefe erreichte.

Von Anfang an bemerkten wir, daß der Gesichtsausdruck und die gesammte Körperhaltung mit den erzeugten Vorstellungen im Einklange war, eine Thatsache, die anderwärts erst viel später ebenfalls bestätigt worden ist. Gleichzeitig habe ich oft bemerkt, und einige ältere Beobachtungen von Braid und Carpenter scheinen dies zu bestätigen, daß man durch Stellungen, welche man dem Körper giebt, den Eintritt bestimmter Wahnvorstellungen begünstigen oder erschweren kann. Will man z. B., wie dies Hansen nicht sehr schicklicher Weise auch in seinen öffentlichen Vorstellungen that, bei einem Hypnotisirten religiöse Wahnvorstellungen hervorrufen und auf dem Gesicht den Ausdruck höchster Verzückung hervorbringen, so wird dies nicht leicht gelingen, wenn man die Versuchsperson nicht gleichzeitig knieen läßt, ihr die Hände zum Gebet faltet und den Kopf zum Himmel richtet. Die Möglichkeit, solche Hallucinationen zu erzeugen, beweist gleichzeitig, daß Sinneseindrücke, insbesondere Gehörs- und Gesichtseindrücke, noch von den Hypnotisirten aufgenommen werden und eine beschränkte geistige Thätigkeit noch vorhanden ist.

Die geistigen Functionen der Versuchsperson stehen jedoch vollständig unter der Leitung des Experimentators und können sich nur in sehr eng beschränkten Grenzen in ähnlicher Weise selbständig bewegen, wie dies sonst in normalem Zustande möglich ist. Manche Hypnotisirte antworten, gewöhnlich aber nur auf Fragen, die in gewissem Sinne die Antwort in sich schließen. Wenn ich z. B. den Kopf eines meiner Medien im hypnotischen Zustande nach oben richtete und es fragte: „Siehst du da oben an dem Apfelbaum die herrlichen Aepfel?“ so bekam ich die Antwort „Ja“, manchmal auch erst, nachdem ich meine Frage mehrmals wiederholt hatte. Lobte ich nun Geschmack, Duft und Farbe der Aepfel und fragte: „Willst du einen haben?“ so erfolgte ebenfalls die Antwort „Ja“. Reichte man nun der Versuchsperson eine rohe Kartoffel, eine Zwiebel oder sonst irgend etwas als einen dieser

schönen Aepfel und forderte sie auf, zu essen, so that sie dies jederzeit. Die Augen und die Geschmacksnerven waren nicht im Stande, die Unrichtigkeit der eingeredeten Vorstellung zum Bewußtsein zu bringen.

Wenn man nach solchen Versuchen die Hypnotisirten weckte, besaßen dieselben meist nicht die mindeste, in ganz seltenen Fällen höchst unsichere Erinnerungen von dem, was während der Hypnose mit ihnen vorgegangen war.

Ich habe bereits früher einige derartige Beobachtungen beschrieben, die mir ihres dramatischen Charakters wegen nicht uninteressant erschienen. Späterhin habe ich noch oft ähnliche Versuche angestellt, dieselben mannigfach variirt und mich überzeugt, daß man in der Hypnose die Medien veranlassen kann, auf Befehl zweckmäßig zu handeln und dabei selbst Dinge zu thun, zu welchen man sie im normalen geistigen Zustande niemals bringen würde.

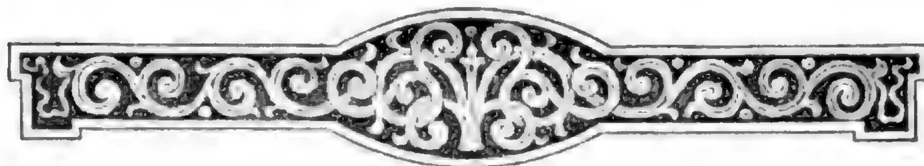
Einem Metallarbeiter, einem sehr robusten kräftigen Manne, gab ich z. B. ein Scheit Holz in die Hand und sagte ihm, es sei ein Messer. Auf meinen Wunsch schliff er dasselbe auf einem Tische, nachdem ich ihm gesagt, der Tisch sei ein Schleifstein, und ihm befohlen hatte, das Messer scharf zu machen. Als ich ihm hierauf vorgeredet, ein vor ihm stehender Ofen sei ein abscheulicher Mensch, der des Arbeiters Braut in unlauteren Absichten nachstelle, und ihm befahl, denselben todtzustechen, stieß er mit großer Gewalt wiederholt nach dem Ofen. Ich bin überzeugt, daß, selbst wenn die erfundenen Dinge auf Wahrheit beruht hätten, der junge Mensch in bewußtem Zustande nie fähig gewesen wäre, eine so furchtbare That zu vollbringen. Da es mir schien, als ob so gewaltige Aufregungen nachträglich nicht ohne Einfluß auf den Gemüthszustand der Versuchspersonen blieben, habe ich später derartige Versuche nicht wiederholt. Noch mehrere Tage hinterher konnte jener junge Mann wenigstens ein beklemmendes Gefühl der Angst vor einem unbekannten Etwas nicht los werden, und ich habe mich wohl gehütet, ihm eine Aufklärung über die mögliche Ursache derselben zu geben. Eine Erinnerung an den Vorgang hat sich in diesem Falle hinterher jedoch nicht constatiren lassen.

Bei manchen Personen gelingt es nicht nur, sie zum Ausführen bestimmt vorgeschriebener Handlungen durch Befehl zu bringen, sondern man kann sie sogar veranlassen, in bestimmtem Sinne zu sprechen.

Ein Mädchen, das sich viel mit den Kindern einer mir befreundeten Familie zu beschäftigen hatte, begrüßte ich in der Hypnose als ihre Herrin, als Hausfrau. Ich fragte sie, was sie diesen Mittag ihrer Familie für eine Speise vorgesetzt habe, und bekam eine zwar unvollständige, aber nahezu richtige Antwort. Als ich ihr nun aber sagte, ich begriffe nicht, wie sie dulden könne, daß ihre Tochter so unordentlich ihre Fingerübungen auf dem Clavier spielen könne, sie möge doch dem unartigen Kinde einen Verweis geben, da begann sie das natürlich im Zimmer gar nicht vorhandene Kind zu schelten. Als ich ihr weiter sagte, das genüge nicht, sie müsse dem unfolgsamen Ding einen Backenstreich geben, ging sie an das Clavier und schlug nahezu in Kopfhöhe eines sitzenden Kindes über dem Claviersessel in die leere Luft.

Durch Einstechen einer Nadel in die Riechhaut und Einführen einer Feder tief in den Nasencanal überzeugten wir uns unmittelbar hinterher aus der absoluten Gefühllosigkeit, daß die Hypnose vollkommen und jede Simulation ausgeschlossen sei.

(Schluß folgt.)



Die Maoris auf Neuseeland.

Von

Bruno Beheim-Schwarzbach.

Es sind viele Schriften über das Maorivolk veröffentlicht worden; aber so weit auch die Ansichten über die Berechtigung und Bedeutung seiner Sitten aus einander gehen, so stimmen sie doch sämmtlich darin überein, ihm, dem Volke, eine hohe intellectuelle Begabung zuzuschreiben. Eindringlicher als lange Auseinandersetzungen spricht für diese intellectuelle Bedeutung die Thatsache, daß kein anderer uncivilisirter Volksstamm den Europäern eine größere Beachtung abgerungen hat wie dieser. Liegt die Höhe der Beachtung auch kaum mehr in der Gegenwart, und werden die Maoris in nicht zu weiter Zukunft auch nur noch ein historisches Andenken hinterlassen, — dem Anthropologen, dem Ethnologen, dem Linguisten und dem Naturforscher im weiteren Sinne, diesen Allen wird das Interesse für einen der eigenartigsten Volksstämme der Erde wachgehalten werden, selbst dann, wenn derselbe schon längst aufgehört haben wird, zu sein. Denn wie die Aborigines auf dem australischen Festlande gehen auch die Maoris mit Riesenschritten ihrem Aussterben entgegen, — schneller und sicherer wie die Kanaken der Südseeinseln oder wie die Indianer Nordamerika's. Noch wenige Jahrzehnte, und sie gehören der Vergangenheit an. Es heißt, daß die Einführung der Feuerwaffen, welche durch die Missionäre im Beginne dieses Jahrhunderts stattfand, der Anfang ihres Endes war. Decimirten sie sich auch durch Pulver und Blei wiederholt, so ist doch dem Feuerwasser mehr Schuld zuzusprechen wie den Feuerwaffen. Die Civilisation, das Danaergeschenk der Europäer, verkümmerte sie. An Stelle der ungebundenen Lebensweise ist ein faules Herumliegen, an Stelle der leichten Flachsbekleidung die wollene, schmutzige Decke getreten. Auch der Uebergenuß des

fetten Schweinefleisches und Excesse im Tabaksgebrauch waren und sind sicher Mitursachen der Schwächung ihrer Constitution. Ja, selbst die Einführung des Pferdes soll infolge der ihnen dadurch gewährten körperlichen Erleichterungen nicht viel weniger mit ihrem physischen Rückschritt zu thun haben, wie die Einschleppung ihnen bis dahin unbekannt gewesener ansteckender Krankheiten. Mir klagte ein alter Maorihäuptling: „Die Nachahmung europäischer Gewohnheiten ist unser Verderben!“ und er zählte mir dann eine Menge solcher Gewohnheiten, meist Untugenden, auf. — Noch im Anfang der zwanziger Jahre betrug die Kopfzahl des Volkes über 100000, heute kaum 35000.

Es ist ziemlich unfruchtbar, nicht sowohl der Racenabstammung als der Art des „Nach-Neuseeland-Kommens“ der Maoris nachzuforschen. Es wird heute ziemlich allgemein angenommen, daß die Voreltern der malaiischen Race angehörten und vor circa zwanzig Generationen, vom indischen Archipel durch die Torresstraße segelnd, von der Wetterungunst nach der noch unbevölkerten Insel verschlagen wurden. Die Thatsache, daß sie, als Capitän Cook die Insel besuchte, Dinge wußten, die damals besonders den Malaien geläufig waren, spricht für diese Hypothese. Bei diesen wie bei jenen waren identische Ideen über Astronomie; sie steuerten ihre Boote nach dem Sternencompaß; sie wußten durch astronomische Zeichen genau, welche Jahreszeit zum Pflanzen und zur Ernte die geeignetste sei, und dergleichen. Jahrhunderte, Klima und Lebensweise haben unzweifelhaft Alles dazu beigetragen, den ursprünglichen Racentypus zu verwischen.

Die Maoris waren, als die Europäer sie vorfanden, durchaus kein auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehendes Volk. Es ist richtig, sie waren Cannibalen, und Kriegführen war ihre Hauptleidenschaft. Aber sie anerkannten die Rechte des Eigenthums; sie hatten einen Codex der Gesetze und der Ehre; sie hatten eine Art Religion, die mit einer unklaren Vorstellung eines künftigen Lebens verbunden war. Sehr ungleich anderen Naturvölkern, waren die Maoris von der Zeit frühester Tradition an Landbebauer, gut unterrichtet in dem Ziehen nahrhafter Wurzeln, und sehr wohl wußten sie zu diesem Zwecke den besten Boden zu wählen. Die Kartoffel, von Capitän Cook eingeführt, wurde eifrig cultivirt; Hülsen- und Baumfrüchte, die später die Missionäre hinbrachten, nicht minder. Welchen Zweig der landwirthschaftlichen Industrie die Europäer auf Neuseeland auch verfolgen mochten, stets fanden sie unter den Eingeborenen Nachahmer, — Schüler, die nicht selten die Lehrer überflügelten. So sind heute die Weizen- und Maisfelder, die von den Maoris gepflegt werden, die ausgedehntesten auf der Colonie. Auch ihre Rinder-, Schweine- und Schafzucht ist bedeutend. Ihr Lieblingsthier ist das Schwein; mit wahrhafter Zärtlichkeit wird es gehegt, gepflegt und — verspeist. In den Dörfern sieht man wohl ab und zu Frauen auf der Straße hocken, die statt eines menschlichen Säuglings ein junges Ferkelchen in ihren Armen halten.

Um den Unterschied der einstigen Maoris von denen der Gegenwart voll zu verstehen, um die Schnelligkeit zu würdigen, mit welcher der menschenfleischfressende Häuptling von nur zwei Generationen zurück sich in den europaisirten, ich meine europäisch gekleideten und englisch sprechenden „Parlamentarier“ verwandelt hat, sei mir ein kurzer Rückblick gestattet. Sowohl der Holländer Tasmann, der im Jahre 1642 die Insel entdeckte, wie auch Capitän Cook, der über hundert Jahre später als zweiter Europäer Neuseeland besuchte, fanden die Eingeborenen äußerst kriegerisch, wild und grausam. Von den Begleitern Beider wurden mehrere getödtet und verspeist. Bis zum Beginne unseres Jahrhunderts dürfte sich das Wesen der Maoris gleich geblieben sein. Erst zu dieser Zeit begann das Werk der Missionäre, und zugleich auch — leider! — die Bekanntschaft der Eingeborenen mit Feuerwaffen. Der erste Maoristamm, der sich mit solchen ausrüstete und ihre Handhabung kennen lernte, durchzog von Auckland aus die ganze Nordinsel, Alles tödtend, was in das Bereich der neuen, aus der Ferne vernichtenden „Dampfspeere“ kam, und die Getödteten verspeisend, soweit die Verdauungswerkzeuge aushielten. Als aber

nach und nach auch sämmtliche anderen Stämme sich mit derselben Waffe versehen konnten, also eine Bewaffnungsgleichheit hergestellt war, da wurden die Leute wieder friedlicher. — In den Jahren 1830 bis 1860 war es den Missionären gelungen, die meisten Maoris zu Christen zu bekehren. Ob es nun die neue Lehre oder ob es das Zusammenleben oder richtiger Nebeneinanderleben mit Europäern und die Würdigung der stabileren Lebensweise dieser war, genug: die Eingeborenen wurden ruhiger, gesitteter. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1864, als sich ein Auflehnen gegen die neue Religion und gegen die englische Oberherrschaft bekundete, und zwar energisch und allgemein bekundete. Gewisse Entschließungen des englischen Gouverneurs, durch welche sich die Eingeborenen in ihrem Rechte als Landbesitzer verkürzt glaubten, führten zu den ersten Streitigkeiten. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Einmüthigkeit erhob sich das Volk, um mit den Waffen in der Hand sein Recht zu schützen. Noch zu frisch sind im Gedächtniß und zu oft beschrieben die Kriege, welche die Engländer (und zwar nicht zu ihrem Ruhme!) gegen die kleine uncivilisirte Schar der Eingeborenen führte, als daß ich hier Bekanntes wiederholen möchte. Dem Kriegstalente dieser „Wilden“ und ihrem Patriotismus wurde Anerkennung von vielen Berichterstattern. So werden in F. v. Hochstetter's Buche über Neuseeland — ein Buch, das auch heute noch als das sachlich gehaltvollste und lesbarste Werk angesehen wird, welches über diese bedeutungsvolle Inselgruppe edirt ist — die Maoris mit den für Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Römer kämpfenden Germanen verglichen. Der Engländer Alexander Kennedy greift in seiner lebhaft geschriebenen Arbeit noch tiefer in das Alterthum, und zwar in Vergil's erstes Buch der Aeneide hinein, denn bei Besprechung der strategischen Maßregeln jenes Maori-Moltke, Namens Heki, wird er an der Königin Dido Geschick in der Eroberung und Befestigung Karthago's erinnert.

Maori-Häuptling.

Die Kriegsfanfaren sind auf der schönen Insel längst verstummt und die Wunden, welche der Krieg geschlagen, vernarbt, wenn auch nicht vergessen. Neuseeland ist beinahe zwanzig Jahre älter, das Maorivolk kleiner, die Colonistenschar dagegen außerordentlich stark geworden. Die Zustände, welche einst den erfolgreichen Widerstand seitens der Maoris erlaubten, sind heute zum größten Theile beseitigt. Das Volk fängt an, sich den Europäern immer mehr und mehr zu accommodiren. Es hat sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, der englischen Krone und den englischen Gesetzen unterthan zu sein. Schreckschüsse, welche ab und zu einen neuen Aufstand gegen die jetzigen Landesherren in Aussicht stellen, werden zwar oft noch abgefeuert, aber es sind blinde Schüsse. Freilich giebt es unter den Maoris eine Partei der Unversöhnlichen, aber diese ist so klein, daß sie sich nicht, mit offenem Visir wenigstens nicht, aus dem Gebiet ihres eigentlichen Landesreservatoriums hinauswagt. In dieser Partei sind auch wohl nur noch die

einzigen Anhänger der sogenannten Hau-Hau-Religion zu suchen. Selbst der Gründer dieser Religion, Te Ua Horopapera, lebt dort. Diese Religion entstand aus Opposition gegen die christliche, ebenfalls im Empörungsjahre 1864, und ihren Namen „Hau-Hau" erhielt sie nach den häufigsten Ausrufen in den Gebeten. Was die Religion eigentlich lehrt, wissen ihre Anhänger selbst kaum; sie ist ein Gemisch von Bibellegenden und Barbarismus. Te Ua äußerte sich über die Entstehung seiner Gründung einem mir bekannten Dolmetscher gegenüber folgendermaßen: Der Engel Gabriel habe ihm im Schlaf befohlen, den Kopf des ermordeten englischen Hauptmanns Lloyd auszugraben und ihn als Medium der Verständigung zwischen Jehovah und den Menschen zu benutzen. Die erste Communication war: „Der Engel Gabriel mit seinen Legionen wird euch gegen eure Feinde schützen; die heilige Maria wird beständig mit euch sein; die Religion Englands ist die unrichtige; die heiligen Schriften müssen sämmtlich verbrannt werden; alle Tage sind gleich heilig, und es braucht somit keine besondere Notiz vom christlichen Sabbath genommen zu werden; Männer und Frauen müssen alle ohne Ceremonien zusammen leben, damit ihre Nachkommen zahlreich seien wie der Sand am Meere; Legionen von Engeln erwarten nur den Befehl der Maoripriester, um alle Europäer auf der Insel zu vernichten." Die einst sehr zahlreichen Bekenner dieser Religionsart verließen sie jedoch bald wieder, nachdem sie in dem Kriege schließlich den Kürzeren gezogen, trotzdem ihre Priester wiederholt den „Legionen von Engeln" die Vernichtung der Europäer aufgetragen hatten. Doch giebt es, wie gesagt, noch eine Partei Unversöhnlicher, die Hau-Hauianer sind. Eine andere Partei ist puritanischer geworden als die Engländer selbst. Kürzlich erst las ich in einer neuseeländischen Zeitung, daß ein Theil der Eingeborenen des Waiweradistrictes „bei Strafe" eine jegliche Arbeit, selbst das Reisen durch sein Land, an den Sonntagen verbietet, während ein anderer Theil desselben Stammes eine ganz neue Religion zu gründen wünscht, ohne solche bislang zu detailliren. Das einzige Argument dieser letzten Reformatoren ist, daß solches schon öfters in der Welt geschehen und daß sie es deswegen auch versuchen wollen!

Wer die Eingeborenen Neuseelands kennen lernen will, muß sich auf der nördlichen Insel aufhalten, und zwar im Binnenlande derselben. Die mittlere Insel beherbergt auf ihrem großen Flächenraume kaum dreitausend. Der südlichst gelegene Theil der Colonie, das kleine unwirthschaftliche Stewart-Island, kommt gar nicht mit in Betracht, wenn man von Neuseeland spricht. — Das wärmere Klima der Nordinsel behagt dem trägen Leben besser wie die frischere, im Winter oft kalte Temperatur der südlich gelegenen Provinzen. Auf der ersteren besitzen sie ausgedehnte Ländereien, und mit Argusaugen wachen sie über ihre jene betreffenden Rechte. Die mittlere Insel dagegen ist vor vielen Jahren schon den Engländern verkauft worden, und wenn auch nur um einen nominellen Preis, so doch in aller Form gesetzmäßig abgetreten; denn während England einst den unorganisirten, geistig beschränkten australischen Aborigines einen ganzen Welttheil einfach confiscirte, mußte es in Neuseeland Nachgiebigkeit üben den Ansprüchen gegenüber, welche die vorgefundenen Landesherren, mit der Keule und dem Messer in der Hand, erhoben. Dennoch ist auch heute der Grundbesitz noch lange nicht geregelt. Alle Zwistigkeiten, die seit Jahren, ich möchte sagen, die überhaupt zwischen Eingeborenen und Eingewanderten vorkamen, drehten sich um Grundeigenthumsrechte oder um Privilegien der maorischen Landbesitzer. Diese versagten den englischen Ingenieuren die Erlaubniß, Vermessungen auf ihrem Besitze vorzunehmen, verboten Straßen- und Eisenbahnbauten, und als die Regierung die Ausführung ihrer Anordnungen erzwingen wollte, kam es zum Todtschlag, zur Empörung. Ist heute auch, wie schon erwähnt, die Macht der Auflehnung gegen die britische Herrschaft gebrochen, so hat die letztere doch immer noch zu rechnen mit einem unruhigen, kriegslustigen, wenn auch kaum mehr kriegstüchtigen Volke, welchem sich zu befreunden aus mehr als einem Grunde im Interesse der Ansiedler liegt. Ich deutete schon an, daß auf der Nordinsel ein großes Landesareal aus-

schließlich für den Gebrauch der Eingeborenen reservirt ist. Hier thront auch der Maorikönig, Tawhiao, welchen die Volksstämme auf Anregung des maorischen Bismarck, Rewi — ein Mann, der sehr viel zur Vereinigung der Stämme beigetragen hat —, sich gewählt haben, und zwar deshalb gewählt haben, um das nationale Selbstbewußtsein zu heben. Natürlich ist der König nur ein Namenkönig, von der englischen resp. neuseeländischen Regierung bestätigt und besoldet.

Die Fragen der Landesregulirung machen dem Parlamente Neuseelands alljährlich viel zu schaffen, einerseits um den Anforderungen der immer zahlreicher zuziehenden europäischen Colonisten, andererseits um den unzweifelhaften Rechten der Eingeborenen zu genügen. Es bildet dies eine verzweigte und verzwickte Sachlage, die sich mit wenigen Worten nicht verdeutlichen läßt. Und die versuchten Lösungen dieses Knotens waren und sind, wie gesagt, die einzigen Ursachen von Reibereien zwischen den beiden Racen. Anderartige Zwistigkeiten kommen kaum vor. Auf meinen Wanderungen, welche mich oftmals wochenlang mit den Maoris in Berührung brachten, habe ich auch nicht einmal, weder gegen meine Person noch gegen die herrschenden Gesetze, eine Ablehnung erfahren. Meine braunen Begleiter erwiesen sich nicht nur als treue, sondern auch als unterhaltende Gefährten, oftmals freilich auch als lästige Diener. Als arbeitende Wesen sind im Allgemeinen die Frauen den Männern vorzuziehen, nur sind sie noch leichtlebiger und jedenfalls wortreicher als diese. Mit Ausnahme der Frauen, die einer Häuptlingsfamilie entstammen, nehmen die Weiber eine social untergeordnete Stellung ein, wie dies ja bei allen Naturvölkern der Fall ist. Gelegentlich entdeckt man unter ihnen Gesichter von wirklicher Schönheit, zarte, regelmäßige, doch sinnliche Züge; die Hände und Füße sind zierlich klein. Im Ganzen sieht man es den Weibern jedoch an, daß nicht die Männer, sondern sie selbst die schwersten Arbeiten zu verrichten haben.

Maori-Häuptling.

Nicht zu leugnen ist es, daß von den meisten Neuseeländern gekochtes, geröstetes oder selbst rohes Menschenfleisch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein als ein begehrenswerther Leckerbissen betrachtet wurde. Je dunkler die Hautfarbe des Menschenopfers, um so saftiger der Braten. Nur sehr ausnahmsweise verstanden sie sich dazu, Vollblut-Europäer zu verspeisen, deren Fleisch ihnen mindestens als ebenso geschmacklos galt wie uns das Fleisch eines in Ehren zähe gewordenen Hammels. Ganz alte Maoris können sich heute noch recht wohl der Freßorgien ihrer Jugendzeit erinnern, und mit lüsternen Blicken, während ihnen das Wasser im Munde zusammenläuft, sprechen sie von dem unnennbaren Wohlgeschmacke gekochten Menschenhirns. Tapfer jedoch wissen sie sich der verbotenen Frucht zu enthalten und suchen und finden wohl auch im gekochten fetten Schweinefleisch den Höhepunkt epikuräischer Freuden. Im Allgemeinen schämt sich der Maori der Gegenwart der anthropophagischen Gelüste seiner Vorfahren.

Betrachten wir nun diesen Maori der Gegenwart in seinen physischen und intellectuellen Eigenschaften ein wenig näher. Ein vorzüglicher Kenner des Volkes, der kürzlich gestorbene Minister für die Angelegenheiten der Eingeborenen, Sir Donald Maclean, schildert den Maori als körperlich muskulöser entwickelt wie den Durchschnittsengländer, trotzdem der letztere in jeglicher Arbeit und in Anstrengung ausdauernder ist. Die Männer sind gewöhnlich fünf Fuß sechs Zoll groß. Ihre Arme sind länger als die der Europäer, ihre Beine jedoch kürzer, mit stark entwickelten Wadenmuskeln. Die Haut ist von olivenbrauner Farbe, das Haar schwarz, die Stirn hoch gewölbt, die Nase platt, die Lippen leicht wulstig und die Zähne vorzüglich, mit Ausnahme der Stämme, die in der Nähe der Schwefelquellen an den heißen Seen leben. Ihre Augen sind groß und ausdrucksvoll, meist aber thränend, und dieser Zustand ist wahrscheinlich bedingt durch die stets rauchige Atmosphäre ihrer Hütten. Ich selbst habe viele Augen dieser Menschen untersucht und beinahe durchweg eine Vergrößerung der Thränendrüse constatirt. Da die Maoris in dem einzigen Wohnraume, der einer großen Familie, ja oft mehreren Familien als Wohn- und Schlafstätte dient, auch noch die Küche aufgeschlagen haben und diese während der Regenzeit mit nassem Holze zu füttern gezwungen sind, so erfüllt meist den kleinen Hüttenraum eine lästige Dunst-, Rauch- und Tabaksatmosphäre. Es wird angenommen, daß das Hocken und Schlafen in diesen engen rauchigen Buden mit einen Grund bildet für den physischen Rückschritt des Volkes und sein Aussterben mit verschuldet. Denn nicht nur die Schleimhaut der Augen, sondern auch die der Bronchien wird stark gereizt, wie es nur wenige Neuseeländer giebt, die im Winter frei von Bronchialleiden sind. — Die Stimme der Maoris ist angenehm sonor, und ihre Bewegungen sind leicht und graziös, falls sie nicht von Leidenschaft beherrscht werden. Es ist geradezu imponirend, einen Maorihäuptling als Redner auftreten zu sehen. Athletisch gebaut, mit offenem kühnen Blick, gemessenen edlen Bewegungen, ohne Befangenheit, aber auch ohne Hast, weiß er — ein Repräsentant naturwüchsigen Intellects — in eindringlicher, fließender, bilderreicher Sprache seine Zuhörer zu fesseln, mit fortzureißen. In den letzten Kriegen ist solche Ueberredungskraft den englischen Colonisten mehr als einmal verderblich gewesen. — Im Charakter der Eingeborenen ist ein Zwiespalt, eine Gährung eingetreten, die, halb maorischer, halb wieder europäischer Art, es schwer macht, diese Wandlung mit kurzen Worten zu klären. Viele der Häuptlinge sind, mit Ausnahme von Sprache und Hautfarbe, durchaus europaisirt, besser: anglisirt; andere adoptiren wohl Kleider und Sitten der weißen Ansiedler, so lange sie in einer von Colonisten bevölkerten Ortschaft sind, — sowie sie aber nach ihrem heimathlichen Dorfe, nach ihrem „Kainga" zurückkehren, kehren sie auch zu den ihnen eigenen Gebräuchen zurück und benutzen die wollene Decke als einziges Kleidungsstück. Die überwiegende Majorität hat halb europäische, halb maorische Neigungen; aber auch die Minorität, die, den Cannibalismus ausgenommen, an ihren traditionellen Gewohnheiten festzuhalten entschlossen scheint, zögert keinen Augenblick, Producte und Waaren der Europäer anzunehmen, wo nur immer Gelegenheit dazu vorhanden ist. — Das Volk ist in hohem Grade abergläubisch und durch den Aberglauben leicht leidenschaftlich erregt. Wer den Schlüssel dieser Leidenschaft besitzt und ihn zu gebrauchen versteht, der ist ihr Meister. Keine Sitte hat sich bei diesen neugeschaffenen Christen so ungeschwächt und so allgemein erhalten wie die, gewisse Dinge heilig zu sprechen und sie auf solche Weise zu schützen, zu ehren oder auch, je nach Umständen, zu verdammen. „Tapu" wird dieser Vorgang genannt. Die Priester sind tapu, die Köpfe der Häuptlinge ebenfalls; Begräbnißplätze sind tapu im Superlativ; Nahrungsmittel sind tapu, falls geheiligte Personen sie essen und dann essen müssen, ohne sie mit den Händen zu berühren. Die Enten auf dem Tarawerasee, welche zu jagen ich beabsichtigt hatte, wurden durch das tapu meinem Schusse entzogen. Der Baum, an welchem sich ein Maori aufgehängt hatte, wurde ebenfalls tapu gesprochen, u. s. w. Daß bei solch einem üppig wuchernden Aberglauben die dunkle, von den englischen Missionären zugebrachte

Aufklärung nur ein bescheidenes Dasein fristen kann, ist erklärlich.

Wie die meisten Naturvölker, die keine Schriftsprache besitzen (ihre jetzige Schreibkunst verdanken die Maoris den Engländern), so haben auch die Neuseeländer ein vorzügliches Gedächtniß. Einzelne sind fähig, aus Reden, die vor Jahren gehalten wurden, getreue lange Auszüge zu geben. Stunden-, ja nächtelang können sie debattiren und discutiren ohne Ermüdung, oft scherzend, immer animirt. Ihre Scherzworte haben meist eine scharfe Spitze, und wen diese trifft, den trifft auch schallendes Gelächter. Mit Vorliebe jedoch erzählen sie Legenden oder ihrer Vorfahren Heldenthaten, deren Ueberlieferung von Kind auf Kindeskinder sie sich angelegen sein lassen. Sämmtliche Naturerscheinungen, jeder Baum, jede Strauchart, jeder Vogel, jede Blume haben besondere Bezeichnungen, aber nur zu gern weben sie über all diese Gegenstände ein Netz voll von Mythe und Aberglauben. Gern gebrauchen sie Allegorien, die oftmals hochpoetisch klingen. Ihre Lieblingslegenden hängen mit den heißen Seen zusammen. Natürlich spielt dabei das Weib die Hauptrolle, im guten wie im bösen Sinne. Natürlich! Denn auch bei diesem Volke umschlingt die Liebe des Einzelnen und des Volkes Geschick mit ewigen unsichtbaren Banden. Ich könnte manches Gehörte wiedererzählen, das für eine romantische Dichtung willkommenes Material liefern würde. Die bekannteste Legende handelt von der schönen Prinzessin Hinemoa, die einstmals den meilenbreiten Rotoruasee durchschwamm, um zu dem ihr verbotenen Geliebten zu gelangen, und durch diese That bewies, daß nicht nur der Hellespont eine das Element besiegende Leidenschaft kennt. Hinemoa's Schwimmkunst scheint sich übrigens auf die weibliche Nachkommenschaft fortgepflanzt zu haben, denn in den Schwimmraces, die wir oftmals am Rotoruasee veranstalteten, wurden Knaben wie Männer von den mitschwimmenden Mädchen stets mit Leichtigkeit besiegt.

Maori-Weib aus einer Häuptlingsfamilie.

Die Maoris sind — um nochmals auf ihre Charaktereigenschaften zurückzukommen — entschieden kriegerischen Blutes und haben eine natürliche Begabung für die Kriegskunst. So muthig sie aber auch sein können, ebenso leicht werden sie von einer Panique befallen. Sie sind zuweilen liberal und freigebig im verschwenderischen Sinne, dann wieder schmutzig geizig. Es existirt in ihrer Sprache kein Wort, um die Dankbarkeit auszudrücken; dennoch aber besitzen sie diese Eigenschaft. Aeußerungen des Kummers und des Schmerzes sind ihnen eine einfache Ceremonie, Thränen stehen dem Willen zu Gebote. In ihrer Kleidung sind sie heute adrett und rein, morgen wieder salopp und schmutzig; heute im Trinken wie im Essen mäßig, morgen gefräßig bis zum Ekel. Ich sah einst ein Maoriweib einen großen Korb voll lebendiger Krebse in einer Sitzung verzehren, indem sie den armen Thieren einfach die

Scheren aus dem Körper riß und aussaugte.

Eine große Schwäche haben die Leute für blitzende Schmucksachen, und auch in diesem Punkte verleugnen die Weiber keineswegs ihr Geschlecht. Hierbei kommt der Nachahmungstrieb oft zu grotesker Aeußerung. In dem Städtchen Tauranga bat mich ein Maori, dem ich mich für geleistete Dienste verpflichtet fühlte, seiner Tochter einen seidenen Sonnenschirm zu kaufen; dieser bildete dann, nebst einer wollenen Decke, ihre einzige Bekleidung. In den Städten sieht man Maorifrauen oft auf das wunderlichste europäisch herausgeputzt; besonderen Stolz und besondere Schwierigkeiten scheint ihnen das ungewohnte Schuhwerk zu verursachen, in welchem sie wie auf Eiern einhergehen. Der in Neuseeland heimische greenstone, ein außerordentlich harter Stein von schmutzig-grüner Farbe, wird von beiden Geschlechtern gern zu Zierrathen verwendet. Die Männer bilden sich auf die frescoartigen Tätowirungen ihres Gesichts nicht wenig ein, obgleich oder auch vielleicht weil diese Art von Verschönerung nicht mehr obligatorisch ist. Einstmals galt die Höhe dieser Kunst, in ihrer Ausübung und dem aus derselben hervorgegangenen Schmuck, für ein Zeichen von Vornehmheit und Rang. Die Männer tätowiren das ganze Gesicht, vielleicht noch ihre Schenkel; die Frauen nur die Lippen und das Kinn. Die Operation ist eine äußerst schmerzhafte und erfordert deshalb oft viele Sitzungen zur Vollendung. Die schönen Linien und doppelt spiralförmigen Bogen werden mit einer Muschelspitze oder einem zugespitzten Knochen in die Haut hineingehämmert, die Wunden dann mit einer Mischung von Harz und gepulverter Holzkohle getränkt. Nach ihrer Heilung bleibt eine unvertilgbare blauschwarze Färbung zurück. Aehnliche Figuren wie die Männer in ihr Gesicht schnitzen sie auch an ihre Holzhäuser, auf ihre Ruder, Boote, Angeln u. s. w.; nur werden dann in die Verzierungen noch immer einige unförmliche menschliche Fratzen mit lang hervorragender Zunge eingebettet. Das ebenso zierliche wie groteske Schnitzwerk an ihren Kriegscanoes war einst hochberühmt. Auch heute noch gilt ihnen ein kunstvoll geschnitztes oder besser beschnitztes Boot als etwas besonders Werthvolles.

Wie die Leute aus Eitelkeit mit stoischem Gleichmuth, resp. Stumpfheit die größten Schmerzen erdulden, um ihr Gesicht verunstaltend zu verschönern, ebenso gleichmüthig scheinen sie die Schmerzen zu ertragen, die in einem gegebenen Falle das Messer des Wundarztes verursacht. Dies gilt jedoch nur von den Vollblut-Maoris, denn die Mischlinge kommen in ihrer notorischen Verweichlichung hierbei gar nicht in Betracht. Wiederholt sah ich an Maoris schwere chirurgische Operationen vornehmen, ohne einen Schmerzenslaut zu hören. Ich selbst operirte die achtzigjährige Wittwe eines der ersten Häuptlinge Neuseelands, Tomate Waka, dessen Andenken von den Engländern hochverehrt wird, denn er hat treu zu ihnen gestanden und mit ihnen gekämpft gegen die Empörer an der Seite seiner Frau. Diese Alte war ein großer Krieger vor dem Herrn. Und muthig auch unterzog sie sich der Operation zur Beseitigung ihrer Erblindung: des grauen Staares. Kein Laut, kein Seufzer kam während des schmerzhaften Eingriffs über ihre Lippen. Ja, nach glücklicher Beendigung der einen Operation verlangte sie die sofortige Inangriffnahme des anderen Auges und gab sich nicht eher zufrieden, bis ich mich dazu verstand. Dies eine Beispiel für die Ertragungsfähigkeit physischer Schmerzen möge hier genügen. Ich ließ mir erzählen (denn erlebt habe ich es nicht), daß die Maoris in unerträglichen Fällen anfangen laut zu singen, um Ausbrüchen des Schmerzes vorzubeugen; und während sie auf solche Weise sich eine körperliche Qual zu erleichtern trachten, bereiten sie den empfindsamen Umstehenden eine Qual musikalischer Art.

Musikalisch sind nun einmal die Maoris wenig begabt. Ihre vocalreiche Sprache ist zwar an und für sich äußerst melodiös, doch haben ihnen bislang alle Einwirkungen gefehlt, die das Ohr bilden, den Gehörsinn veredeln. Bis vor Kurzem war ihr einziges Instrument eine kleine Flöte, welche, so unwahrscheinlich es auch ist, nur mit der Nase geblasen worden sein soll. Gewöhnlich war das Instrument aus den Schenkelknochen eines erschlagenen Feindes geformt. In unserer musik-

schwelgenden Gegenwart versuchen sich auch wohl Maorimädchen gelegentlich im Clavierspiel, meist jedoch mit nicht mehr Glück und Geschick wie ein Elephant im Harfenspiel. Aber trotz seiner negativ-musikalischen Eigenschaft ist dennoch Singen eine der Hauptunterhaltungen des Volkes; nebst Singen das Tanzen und — Damenbrettspielen. Auch Cricket und Fußballspiel wurden den Engländern abgelauscht. Der Maori-Kriegstanz war einst das denkbar aufregendste aller Schauspiele; auch heute werden diese Kriegstänze — zwar nur bei friedlichen, besonders festlichen Gelegenheiten — ausgeführt, und dann strömt Alt und Jung, Europäer wie Eingeborene, von nah und fern herbei, um zu schauen und zu bewundern. Es liegt ein Nerv, eine scheinbar unbezähmbare Wildheit in dieser leidenschaftlichen Gesticulation und in diesen unarticulirten Ausrufen, welche von beiden Geschlechtern verrichtet werden. Ich habe selten etwas Aufregenderes gesehen.

Maori-Weib.

Wie dieser nationale Tanz, haben sich noch einige andere eigenthümliche Sitten bei dem Volke erhalten. So besteht beispielsweise eine drastische Art, sich auf Kosten des Unglücks seiner Nebenmenschen zu bereichern; sie wird muru genannt, und ihre Pointe liegt im Ausplündern eines Stammesangehörigen, falls diesen ein Unglücksfall betroffen hat. Läuft ihm z. B. seine Frau fort, so kommen sogleich seine Freunde und essen aus Sympathie die vorhandenen Mundvorräthe auf; darauf kommen die Freunde seiner Frau und plündern ebenfalls; und schließlich kommt noch eine dritte Gesellschaft und raubt den Rest seiner Habe, einfach nur deshalb, weil er in Verlegenheit gerathen ist. Der englische Schriftsteller Anthony Trollope erzählt einige drastische Beispiele dieser Art. Das Kind eines Maori fiel zufällig ins Feuer und verbrannte beinahe. Augenblicklich wurden dem, übrigens abwesenden Vater Boot und Fischnetze, Schweine und Provisionen fortgenommen und er selbst, als er heimkehrte, ins Wasser geworfen, aus welchem er sich nur mit Mühe retten konnte. In einem anderen Falle schlug der Sturm einen Kahn um und einer der Insassen ertrank, — wenige Minuten darauf war der Besitzer des Canoes ein Bettler, denn Alles wurde ihm geraubt, selbst die Flachsmatte von seinem Körper. So giebt es Tausende von verschiedenen Ursachen, die das Ausplündern zur Folge haben. Niemals wird solcher Execution mit Gewalt widerstanden, denn der Betreffende würde dann des Rechts sich entkleiden, bei der nächsten Gelegenheit seinen Nachbar ebenfalls zu — bemitleiden. Ja, in manchen Fällen soll es als eine Mißachtung, als eine Theilnahmslosigkeit am erlittenen Geschick betrachtet werden, wenn die Ausplünderung nicht stattfindet.

Nicht nur die Bekanntschaft mit unverfälschten Menschenfressern hatte einst zu meinen Jugendträumen gehört, sondern auch die Bekanntschaft mit der, insbesondere auf Neuseeland üblichen Begrüßungsform: das oft gelesene, oft bezweifelte Nasenreiben! Aber wie die Realisirung

der meisten Jugendträume, erfüllte auch in diesem Falle die Wirklichkeit keineswegs die Erwartung. Es ist weniger ein Nasenreiben als ein Nasendrücken, und es erschien mir nicht anstößiger wie das Opiumrauchen der Chinesen, und sicherlich weniger anstößig wie die auf den Tischen ruhenden Beine der Amerikaner. Hiddigeigei, der philosophische Kater, welcher in Scheffel's „Trompeter von Säckingen" über den Zweck des Küssens bei den Menschen so geistreich meditirt, würde sich über den Zweck des Nasenreibens recht eigentlich erst seinen Katerkopf zerbrochen haben und wahrscheinlich zu einem wunderlichen Resultate des Nachdenkens gekommen sein. Mit Hülfe eines lockenden Sixpence bewogen wir oftmals Maorikinder, sich das Geruchsorgan platt und platter zu drücken, ohne auf das Brummen der convexen Mütter zu achten, die (vielleicht ein Ferkelchen im Arme wiegend) eine Desecration in unserem Spiele vermuthen mochten.

Zu großartigem Ausdruck kommt das Nasenreiben bei dem tangi, dem Begräbnißfeste der Maoris. Es ist dies eine der originellsten Ceremonien des Volkes. Ich selbst habe ihr wiederholt beigewohnt und ein klares Bild von dem Vorgange erlangt. Wenn ein Maori dem Tode nahe ist, so wird er aus seinem eigenen Hause entfernt, nach einer für solche Gelegenheit stets neu erbauten Hütte. Auch diese Sitte ist eine Art tapu, denn die Maoris meinen, daß der Geist des Gestorbenen beunruhigt würde, falls seine Freunde je wieder auf demselben Platze essen, auf welchem er gestorben, und daß durch eine solche Entheiligung ihr eigener Tod veranlaßt werden könnte. Die Bewohner des betreffenden Dorfes versammeln sich dann am Sterbebette, um dem Hinscheidenden Lebewohl! besser: Sterbewohl! zu sagen, und nachdem der Tod eingetreten, beginnt das erste Klagegeheul, das gewöhnlich bis zum Heiserwerden dauert. Es werden Boten ausgeschickt, um von nah und fern die Mitglieder des eigenen Stammes und der befreundeten Stämme zusammenzurufen. Diese müssen sich nach ihrer Ankunft durchaus von den Bewohnern des Dorfes selbst getrennt halten, und auch von denjenigen, welche über den Leichnam ihre Lamentationen schon verrichtet haben. Zu ihren Wehklagen wird eine besondere Zeit festgesetzt, in welcher sie am Todtenbette und im heiligen Schweigen von den Dorfbewohnern, aber par distance, empfangen werden. Dann beginnt auch ihr Klagegeheul, bei welchem ein Jeder sich vor seinem Nachbar durch Schreien, Heulen, Grunzen, Kreischen und Weinen hervorzuthun trachtet. Dieses unbeschreibliche Schauspiel, unendlich mehr komisch wie tragisch, dauert meist Stunden hindurch, bis einer nach dem anderen aus reiner Erschöpfung und Heiserkeit abfällt und sich hinsetzt. Wenn das letzte Geheul verstummt ist und die Besucher wie die Einheimischen sämmtlich sich niedergekauert haben, steht einer der nächsten Bekannten des Gestorbenen auf und bewillkommnet die Gäste, worauf einer der Angeredeten mit einer Eulogie auf den Todten antwortet. Dann spricht wieder einer der Dorfbewohner, darauf einer der Gäste, und so geht das Redenhalten der Reihe nach fort, bis beinahe sämmtliche der Anwesenden gesprochen haben.

Nachdem auf die geschilderte Weise das Andenken des Verstorbenen geehrt worden ist, werden politische, sociale, resp. socialhäusliche Gegenstände verhandelt und debattirt, während die jungen Männer und die Frauen des Dorfes mit Zubereitung des Essens beschäftigt sind. „Schweinefleisch und Kartoffel" lautet der stereotype Speisezettel. Eine Concession an die Anforderungen der modernen Zeit ist in der Gegenwart die Darreichung von spirituösen Getränken, besonders von Rum. Die Vertheilung der Provisionen geht sehr ceremoniös vor sich. Ein jeder mit Fleisch und Kartoffeln gefüllte Flachskorb wird von einem besonders dazu Angestellten vor der Verabreichung mit einem geweihten Stabe berührt und der Name der Empfänger ausgerufen. Die Freßorgien dauern erstaunlich lange. Gleich ihren australischen schwarzen Nachbarn lassen auch die Neuseeländer sich oftmals die praktische Bethätigung des Gesanges angelegen sein:

Essen, essen! recht viel essen!
Wieder essen! noch mehr essen!
Immer essen! Essen, essen!

Erst nach beendeter Mahlzeit mischen sich die eingeladenen Gäste mit den Dorf-

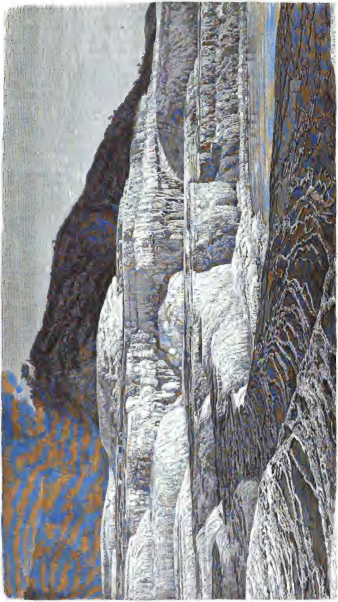
Die Rosa-Terrasse von Rotomahana.

Digitized by Google

bewohnern. Bis dahin wurde eine strenge Absonderung beobachtet. Jetzt, als Dessert, beginnt ein allgemeines Nasenreiben, — und abermals durchtönt ein Klagegeheul die Lüfte, und bei Allen fließen Thränen in Strömen. Taschentücher kennt man bei dieser Ceremonie nicht.

So dauert solch ein „Wehklagefest" oft mehrere Tage lang; denn es kommen immer neue Gestalten aus der Ferne, und täglich wiederholt sich der geschilderte Vorgang. Sollte Jemand, der zu einem Tangi eingeladen ist, versäumen, zu erscheinen, so ist es nach maorischem Aberglauben sicher, daß ihn Unglück Zeit seines Lebens verfolgt. — Die Selbstgeißelung zu Ehren eines Gestorbenen scheint unmodern geworden zu sein. Früher verursachten sich die Hinterbliebenen um so größere Schmerzen, je inniger sie ihre Zuneigung zu den Todten bekunden wollten. Eine Häuptlingswittwe bohrte sich vielleicht einen Haifischzahn in die Weichtheile, um jedesmal beim Sichniedersetzen an ihren gestorbenen Gatten erinnert zu werden.

Die Reden selbst, die bei einem Tangi gehalten werden, sind oft meisterhafte Impromptus. Gewöhnlich bringen die Redner nicht nur das Andenken an den Gestorbenen zur Sprache, sondern auch anderweitige Gegenstände, die ihnen gerade am Herzen liegen, wie persönliche Zwistigkeiten, Rancunen, Landstreitigkeiten und Aehnliches. In neuerer Zeit wird kaum eine Begräbnißrede ohne politische Auslassungen gehalten werden. Als Beispiel maorischer Durchschnittsrhetorik mag hier eine von den vielen Reden ihren Platz finden, die bei dem Begräbniß des Ministers für die Angelegenheiten der Maoris, des schon erwähnten Sir Donald Maclean, gehalten wurden. Der Häuptling Toreha te Moananui sprach nach stenographischer Aufzeichnung Folgendes: „Ich erhebe mich, Maoris; und ihr Europäer, die ihr unsere Sprache sprecht, hört mich. Wir, die Maoris, kamen hierher, um unsere Hochachtung für einen Mann auszusprechen, der nicht mehr unter uns weilt. Wir grüßen dich, o Maclean, der du von uns gegangen bist! Geh, o Freund, der du auf der ganzen Insel heimisch warst! O ihr Europäer, unsere Gegenwart hier ist ein Zeichen unserer Liebe für ihn. Sir Donald Maclean, wir wünschen dir ein Lebewohl, für ewig! Lebe wohl! Gehe den Pfad, den du gewählt, den Pfad der Unsterblichkeit! Viele deiner Freunde sind vor dir gegangen, um dich zu erwarten. Es waren die alten Leute, die uns zuerst von dir, dem Fremdling, erzählten, die alten Leute, die nun todt sind. Als die Europäer zuerst zu uns kamen, versuchten wir ein Mittel zu finden, um freundschaftlich neben einander leben zu können; versuchten dieselben Gesetze für beide Racen zu machen, so daß wir zwar verschiedene Wege gehen, aber doch zusammen wirken könnten. Maclean versuchte dies auszuführen. Seine Pläne für unsere Wohlfahrt wurden lebendig von der Zeit seiner Ankunft bis auf den gestrigen Tag. Aber jetzt fürchten wir, daß die Dinge nicht mehr so ausgeführt werden, daß es keine gemeinschaftlichen Gesetze für Europäer und für Maoris giebt. Es ist uns dieses und jenes Gesetz gezeigt worden, und wir fanden, daß es nicht gut ist. Dann versuchten wir ein anderes Gesetz und noch ein anderes und kamen zu demselben Resultat. Die frühere Lage der Dinge besteht heute nicht mehr. Dazu kommt, daß unser alter Freund todt ist. Hört es, ihr Maoristämme Neuseelands: ein Ungeheuer steigt aus dem Meere und wird alle Menschen und alles Land verschlingen. Auch ihr werdet von dem Ungeheuer verschlungen werden. Alle Berge, Wälder, die ganze Insel wird das Ungeheuer in seinen Magen aufnehmen. Der Name dieses Ungethüms ist das neue Gesetz betreffs des Landeigenthums der Eingeborenen. Und die Zähne dieses Ungethüms heißen § 50 bis 54, § 80 bis 82 und § 115. Nun, ihr Freunde, es ist eure Sache, diesem Ungethüm in die Zähne zu sehen und euch zu entscheiden. Laßt uns, die Maoris, auch ein Wort mit dreinreden, wenn die Gesetze gemacht werden! — Unser Herz ist schmerzvoll, wenn wir daran denken, daß Maclean von uns gegangen. Die Europäer, die er zurückgelassen, kennen wir nicht so genau wie ihn. Selbst unsere Kinder lispelten seinen Namen. Deswegen kamen wir mit unseren Frauen und Kindern her, um zu trauern. Laßt alle Mißverständnisse mit dem Todten für immer begraben



Die weiße Terrasse von Rotomahana.

Digitized by Google

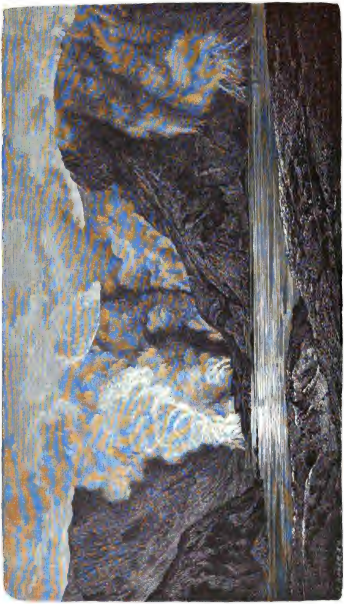
sein, — selbst die Pläne für unsere Unabhängigkeit, die wir für uns hegten, die aber dem Frieden und dem Glücke dieses Landes nachtheilig sind."

Soweit der maorische Häuptling.

Wie sich in der soeben wiedergegebenen Rede keine ungewöhnliche Begabung und jedenfalls auch eine gute Portion Verschlagenheit kennzeichnet, so verrathen die Reden, die in den politischen Versammlungen gehalten werden, oft geradezu staatsmännische Gedanken. Doch darf man selten den Worten allein trauen, welche auch diese Menschen sehr häufig nur gebrauchen, um ihre Gedanken zu verbergen. Schlauheit und Jesuitismus sind, trotz aller scheinbaren Biederkeit der Auslassungen, die Basis derselben. Noch haben sie in keiner öffentlichen Versammlung, die sie in Gemeinschaft mit Europäern abgehalten, den Kürzeren gezogen; durch keine lockenden Anerbieten, durch keine Versprechungen und Rechtsverdrehungen ließen sie sich von den Bedingungen abbringen, die zu stellen sie sich für berechtigt hielten. Sie haben in der Neuzeit den friedlichen Kampf um bürgerliche Gleichberechtigung sogar in das Lager der Gegner, der englischen Colonisten, getragen. Im Parlamente Neuseelands nicht nur, sondern auch am Ministertische haben sie Sitz und Stimme sich errungen. Sehr wohl wissen sie, daß, nachdem keine Aussicht mehr vorhanden ist, gewaltthätig ihre manchmal absurden Forderungen durchzusetzen, dies nur auf parlamentarischem Wege, auf dem Wege der Gesetzgebung, geschehen kann. Und dies ist wohl mit der Hauptgrund, daß sie es sich angelegen sein lassen, ihre Kinder mit der englischen Sprache vertraut zu machen, denn sie haben durchaus begriffen, daß die Maorimitglieder der Legislatur im Nachtheil sind, falls diese die englische Sprache nicht meistern. Beständig petitioniren sie jetzt um Errichtung von Schulen nach englischem Muster. Von Staatswegen ist auch eine jährliche Geldunterstützung für diesen Zweck ausgesetzt, doch sind die Eingeborenen verpflichtet, sich sowohl die Schulhäuser selbst zu erbauen, als auch zum Unterhalte der Lehrer mit beizutragen. Innerhalb der Schulzeit darf die maorische Sprache nicht gesprochen werden; die Kinder müssen somit englisch lernen. Es giebt zur Zeit gegen fünfzig solcher Schulen mit circa 1500 Zöglingen beiderlei Geschlechts. Der Unterricht dehnt sich auf sämmtliche Gegenstände der Elementarwissenschaft aus; bei den Mädchen selbst auf die Erlernung von Handarbeiten.

Das Gesagte wird vielleicht genügen, um einen wenn gleich nur unvollkommenen und fragmentarischen, so doch immerhin allgemeinen Ueberblick zu geben über das Wesen des Maorivolkes. Ich möchte mein Thema aber nur ungern verlassen (und ich würde ihm noch weniger gerecht werden, als es schon der Fall ist), ohne mit einigen Worten auch des Landes zu gedenken, welches die Heimath der geschilderten Menschen bildet. In der That ist Neuseeland ebenso interessant, wie es die Neuseeländer selbst sind; für die Colonisten der Gegenwart und der Zukunft aber ungleich wichtiger. Es ist ein Land der Ueberraschungen für alle Besucher, die es sich von der Cultur nur oberflächlich berührt und somit für den Lebenscomfort ungenügend vorstellen. Noch immer sind wir gewohnt zu glauben, daß weite Wasserflächen gleichsam eine Blockade bilden, über welche die uns von der Civilisation gegebenen Schätze nur unvollkommen die fernen Erdtheile erreichen können. Je größer die Entfernung von Europa, um so weniger erwarten wir jene Schätze vorzufinden. Ich könnte manches Land als Beispiel gegen diese volksthümliche Ansicht vorführen, will mich hier jedoch nur an mein Thema halten.

Alle Schriften über Neuseeland, die ich gelesen habe, sprechen sich enthusiastisch aus über die Naturschönheiten des Landes, über die großartigen Quellen seines Wohlstandes (Mineralreichthum und Fruchtbarkeit des Bodens), über seine culturhistorische Zukunft und über ein Klima, welches als das gesundeste und schönste in der Welt gelten kann. Man sieht, die Prognose läßt nichts zu wünschen übrig, das „gesundeste, schönste" Klima jedoch manches. Es ist mir auf meinen vielen Reisen oftmals das „gesundeste, schönste" Klima angepriesen worden, selbst dort, wo ich es am wenigsten vermuthete. Behaupten doch auch die Bewohner von Bombay, ihre Stadt sei so gesund, daß



An den heißen Seen.

Digitized by Google

Leute, die sterben wollen, sie verlassen müssen, um ihren Zweck zu erreichen; — wie weiland der Vater von Lord Macaulay die notorisch gefährliche Loangoküste als besonders passend für europäische Colonisten anpries. — Das Klima Neuseelands kann man mit dem Durchschnittsklima Italiens vergleichen.

So werthvoll immer dem Speculanten und dem Naturforscher die Schätze sein mögen, die Neuseeland birgt, die bei weitem herrlichsten bietet es dem Naturfreunde. Dieser kann hier nach jeder Richtung seine Sehnsucht befriedigen: mächtige Gebirge, lautlos stille Seen, Wälder an Pracht und Ausdehnung gleich reich, Idylle und Romantik, Meeresbrandung und Felsenküste, Vulcane und Geiser, Ohinemutu und Rotomahana. Und Rotomahana! Wie lebhaft gedenke ich bei diesem Worte an Goethe's Warnung, die Natur als solche zu schildern, — eine Warnung, welche Humboldt durch den Rath zu mildern sucht, Naturschilderungen in der einfachsten Weise mit Hinweglassung eines jeden Wortschmuckes zu geben. Gleich schwer zu erfüllen sind die Rathschläge Beider. Denn wer möchte nicht den Mitmenschen erzählen, was er staunend bewunderte, und wer es erzählt, dem verdrängt oft das langsam bedachte Wort eine nicht zu dämmende Gewalt von Empfindungen.

Ein natürliches Terrassenmonument erhebt sich an den Ufern von Rotomahana, eine Erscheinung, die man nirgends in der weiten Welt wieder ähnlich antrifft, ein Naturwunder, und zwar in doppelter Art: die weiße und die rothe Terrasse. Die Höhe der alabasterweißen bildet den Rand eines noch nicht ergründeten Kraterschlundes, gefüllt mit kochendem, schäumendem Wasser, während sich aus dem Kessel der Rosaterrasse ein mächtiger Wasserstrahl hoch emporschwingt. Aber weder in dem einen noch in dem anderen Kessel verleugnet das Wasser seine durchsichtige, saphirblaue Farbe. Ueberschwellend ergießt es sich in zwar ununterbrochener, doch beinahe schüchterner Weise aus der Höhe von Stein zu Stein, von Stufe zu Stufe, von einem Bassin zum anderen. Denn jede Stufe bildet ein breites Bassin, gefüllt mit jener tiefblauen Flüssigkeit, die in der Nähe der Steinränder in violettem Scheine zittert. Das auf der Höhe stehende Wasser wird, je tiefer es fällt, um so kühler und ladet zu einem Bade um so unwiderstehlicher ein, da man sich ja irgend eine Temperatur für dasselbe aussuchen kann, — eine Einladung, die selten unberücksichtigt bleibt.

Nun denke man sich diese Naturprachtbauten, die sich blendend weiß und zart rosa nur auf einer Seite, und zwar dem See zu, zeigen und mit üppiger Vegetation umsäumt sind; man denke sich diese Zauberwerke in voller Thätigkeit, dampfend und kochend und brausend und überschäumend eine Art Cascade bilden, wie sie so farbenreich und farbenzart zu gestalten keine Menschenhand je wagen darf; man denke sich in der Nähe der Terrassen eine Anzahl unterirdischer Dampfkräfte in Arbeit, die aus Hunderten von kleinen Oeffnungen ihren Ueberschuß pfeifend und zischend der Erde entsenden, an einer Stelle mit einer so furchtbaren Erschütterung, daß man ein Nebelhorn von zehntausend Pferdekraft zu hören glaubt; man denke sich ferner kleine, intensiv rosa, blau und grün schillernde Wasserflächen in der Umgebung von Rotomahana zerstreut und vorn den unbeweglichen See, von Bergen umgrenzt, und man wird eingestehen, daß das Ganze nicht nur unbeschreiblich, sondern für den Zuschauer geradezu verwirrend ist. Und in der That verläßt Einen das Gefühl der Befangenheit und geistigen Unsicherheit, jenes das Herz, aber nicht den Kopf ausfüllende Bewußtsein, etwas überwältigend Eigenthümliches zwar gesehen, aber nicht verstanden zu haben, erst dann, wenn man auf dem ruhigen Wasser des Tarawerasees heimwärts schwimmt und abermals den zischenden Gesang der das Boot bedienenden Maoris hört.

Die weitere Umgegend von Rotomahana bildet das Gebiet der sogenannten heißen Seen. Als Mittelpunkt dieser dürfte das Dorf Ohinemutu zu betrachten sein. Von hier aus werden die Ausflüge nach den verschiedenen Geisern, heißen Quellen, vulcanischen Terrassen, Solfataras, Schwefel- und Schlackenlagern unternommen. Um heiße Quellen der Erde entspringen zu sehen, hat man nicht weit zu gehen, denn im Dorfe selbst sind solche so massenhaft vorhanden, daß man beim Spazieren-

gehen die Füße mit Vorsicht setzen muß, um sich nicht zu verbrühen. Der Natur zerstörendstes Element äußert sich viel hundertartig. Während aber vulcanische Ergüsse gewöhnlich Schrecken und Angst zu verursachen pflegen, werden sie hier von den Maoris als natürliche Bundesgenossen nutzbringend verwendet. Die Natur kocht und wäscht, reinigt und heizt. Die eingeborenen Damen lassen in dem einen brodelnden Loche das kochende Wasser über die zu reinigende Wäsche fließen, in ein anderes werden mittelst Bilsensäcken Fische und Kartoffeln zur Garbereitung eingehängt; zischend und unwillig zwängt sich der Dampf aus einer dritten Oeffnung und umarmt das zum Mittagsmahl bestimmte Fleisch; rauchend, plätschernd und plaudernd liegt wohl über ein Dutzend Menschen in einem größeren Nebenbassin; stundenlang hocken sie dort, nur den Kopf mit der Thonpfeife im Munde über dem leicht dampfenden, temperirten Wasser. Kein Wunder ist's, daß die Leute leichtlebig sind. Sie haben für ihren Lebensunterhalt nichts weiter zu thun, als Kartoffeln und ihr Lieblingsthier (das Schwein) zu pflegen. Da der Boden warm ist, so bildet er gleichsam eine Art Mistbeet, auf welchem allerlei Gemüse üppig gedeiht. Da auch einige kochende Quellen am Rande des Sees selbst entspringen, so werden auf der einen Seite desselben die Fische in derselben Wasserfläche gekocht, in der sie auf der anderen Seite gefangen werden.

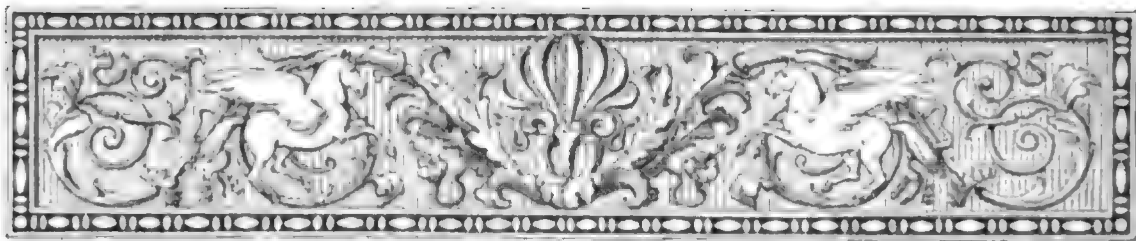
Der höchste Berg Neuseelands ist der mit ewigem Schnee bedeckte Mount Cook, 14000 Fuß hoch. Er wird für unbesteigbar gehalten. Südlich und nördlich von ihm ziehen sich hohe Bergketten der Westküste entlang: die südlichen Alpen. Ich überstieg diese Alpen von Osten nach Westen. Diese Tour war mir als unübertrefflich geschildert, lohnender als irgend eine Tour in Norwegen oder in der Hochschweiz. Ich stimme dem nicht bei. Die Tour ist allerdings großartig, aber auch nur großartig. Es fehlt Wasser, umsäumt von frischer, an den Bergen sich hinziehender Vegetation; der Eindruck des Zarten, Lieblichen.

Wie auf der Nordinsel, so befinden sich auch am Fuße der südlichen Alpen jene zahlreichen ausgedehnten Waldungen, die man ihrer Dichtheit und Unzugänglichkeit halber mit dem Namen „Busch“ bezeichnet. Was in Indien die Dschungels bedeuten, wird in Australien Busch genannt. Während dort aber ein verzweigtes Netz von Schlingpflanzen die Bäume an einander kettet und jedem menschlichen Vordringen wehrt, sind es hier besonders die Farrngewächse, Sträucher wie Bäume, die die Masse verdichten, bald fein und zart wie ein winziges Seidengewebe, bald wieder groß, kühn und schlank wie die stolzesten Palmen. Ihre Schönheit, Zartheit und Verschiedenheit sind unbeschreiblich!

In die Tiefe solch einer grünen Nacht dringt nie das volle Licht des Tages, nie ein neugieriger Sonnenstrahl. Eifersüchtig umhütet und umhüllt eine ewige Dämmerung Baum und Strauch. Selbst die Vögel vermeiden die unheimliche Umgebung und ziehen es vor, die sonnigen Zweige am Waldesrande mit ihren Liedern zu beleben. Da Neuseeland kein Hochwild, keine wilden Thiere, keine Schlangen, ja kaum Gewürm und Ungeziefer auf seinem Boden kennt, so bilden die Vögel beinahe die einzigen Bewohner der Wälder; aber auch jene pflegen die ausdrucksvolle Stille dieser nur beim Morgendämmern, dann aber mit einem so vollen Jubiliren zu unterbrechen, einem Jubiliren, das Neuseelands Singvögel unter die classischen aller gefiederten Sänger einreiht.

Ich schließe meine Skizze mit Erwähnung des die Morgenröthe begrüßenden Vogelgesanges. Das ganze gottbegnadigte Neuseeland ist ja in der Phase der Morgenröthe, und viele Jahrhunderte voller Segen und Beglückung werden es von dem Zeitpunkte trennen, an welchem seine Blüthesonne den Zenith verläßt, ihrem Verlöschen entgegen.

Und das Volk, welches bis vor wenigen Generationen der alleinige Besitzer dieses Landes war und welches nach wenigen Generationen aufgehört haben wird, zu sein, dieses Volk wird leben bleiben im Munde der Dichter. Es bedarf nur eines neuseeländischen Walter Scott, um die Maoris den schottischen Hochländern poetisch an die Seite zu stellen.



Der Ich-Roman.*

Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans.

Von

Friedrich Spielhagen.

II.

Allerdings muß der Fall des „Werther" für einen besonderen gelten, aber nur in dem Sinne, daß er ein besonders ausgeprägter ist, in welchem alle Eigenschaften beisammen sind und klar zu Tage liegen, die in anderen Fällen nur vereinzelt vorkommen oder, falls sie gemeinschaftlich vorgefunden werden, doch nicht so prägnant hervortreten, so leicht erkennbar und nachweislich. Bewiesen freilich wird durch unser Beispiel nichts und sollte auch nichts bewiesen werden, wie ja denn der einzelne Fall immer nur zur Bestätigung der Regel dienen kann, niemals dazu, aus ihm die Regel zu abstrahiren. Aber die Vermuthung liegt doch wohl nahe, daß, wie das Wesen und Wirken des wahrhaft genialen Menschen überall typisch ist, so auch die Genesis des Erstlingsromans unseres größten modernen epischen Genies für die Entstehung moderner Romane ebenfalls typisch sein werde.

Diese Vermuthung wird sich im Folgenden durchaus bestätigen.

Wir erinnern uns, daß es die Tendenz der epischen Phantasie, ihren Horizont möglichst weit auszudehnen; daß es das Streben des epischen Dichters, ein Weltbild zu geben — ein Weltbild, dessen Material, wie wir hier, wo es gefordert wird, hinzufügen müssen, durch unablässige, scharfe Beobachtung der realen Welt zusammengebracht wird. Ich sage Beobachtung und nicht, wie W. v. Humboldt, Betrachtung oder Beschauung und glaube, daß dadurch manche Dunkelheit aus dem Wege geräumt wird, welche sich in der Darstellung dieses bahnbrechenden Forschers von der Genesis der epischen Dichtungsart finden. Ihm ist bekanntlich „der Eintheilungsgrund aller wesentlich verschiedenen Dichtungsarten die Natur der dichterischen Einbildungskraft und des allgemeinen Zustandes der Seele, den sie in jeder einzelnen bearbeitet";* derjenige Seelenzustand aber, welchen die Einbildungskraft bearbeiten muß, damit als Product das Epos hervorgehe, eben die Betrachtung. Von den zwei Factoren: der Einbildungskraft und dem betreffenden Seelenzustand, ist ihm der erstere eine constante Größe, die reine Formthätigkeit: die Thätigkeit des Formens oder Bearbeitens eben des betreffenden Seelenzustandes — eine Centralsonne gleichsam, deren indifferentes Licht erst verschiedenfarbig gebrochen wird, je nachdem es auf diesen

* Aesthetische Versuche, S. 190. — Ich bitte die Leser um Entschuldigung, wenn ich nach der seltenen ersten Auflage (Braunschweig 1799, bei Fr. Vieweg), die mir allein zur Hand ist, citire.

* Siehe die Octobernummer der „Monatshefte", S. 86 ff.

oder jenen Zustand der Seele trifft. Er kann deshalb immer nur von der Einbildungskraft oder Phantasie (welche Ausdrücke er durchaus promiscue gebraucht), niemals von einer epischen (respective dramatischen oder lyrischen) Phantasie sprechen. Aber indem er nun den Zustand der Betrachtung (der einzige zweite ist ihm der der Empfindung, aus welcher er die lyrische Poesie herleitet, zu der er dann auch folgerichtig die dramatische zu rechnen gezwungen ist), ich sage: indem er diesen Zustand ausführlich schildert, vindicirt er ihm Eigenschaften, die nach meinem Dafürhalten nicht diesem, sondern der Phantasie zukommen, und verwickelt sich dadurch in Widersprüche mit seiner obersten These, welche in Sätzen wie der folgende (ich könnte eine ganze Reihe Parallelstellen anführen) offen zu Tage liegen: „Wo der Dichter wirkt, ist es immer die Einbildungskraft, die allein geschäftig ist, welche die Stimmung seiner Seele hervorruft, die ihr selbst analog ist, die ihn höher hinaufführt oder auf einer niedrigeren Stufe verweilen läßt. Wenn wir im Vorigen bei Gelegenheit der Methode der Ableitung aller Dichtungsarten den Zustand der Seele im Allgemeinen von derjenigen Modification absonderten, welche ihm die Einbildungskraft und die Kunst giebt, so darf man sich darum nicht vorstellen, daß dieselbe diesen Zustand schon vorfand und nur bearbeitete. Vielmehr ist sie es allein, welche ihn hervorbringt, aber freilich darin der individuellen Natur des Gemüthes folgt, die eben dadurch auch die ihrige ist."* Man sieht, hier ist der zweite constituirende Factor: der Zustand der Seele, der noch eben fast omnipotent war, wieder ganz in den ersten: die Einbildungskraft, resorbirt, und die Untersuchung müßte eigentlich von vorn beginnen, wenn wir nicht in dem Vorhergehenden bereits stillschweigend an Stelle des Qui überall das Quo gesetzt hätten. Und so wäre denn auch wohl die sich an die aristotelische der Tragödie anlehnende Definition des epischen Gedichtes, zu welcher Humboldt schließlich gelangt: „Das epische Gedicht ist eine dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung, welche (nicht bestimmt, einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt"* — abgesehen davon, daß wir so auch die in einer rein ästhetischen Angelegenheit immer mißliche Zweckbestimmung des eingeklammerten Zusatzes aus dem Wege räumen — kürzer und besser so zu formuliren: „Das epische Gedicht ist eine dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung," da ja offenbar der Begriff „dichterisch", wenn er nicht völlig leer sein soll, die „unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzende" Kraft ausdrückt. Ja, es ließe sich darüber streiten, ob nicht bereits das Epitheton „dichterisch" überflüssig ist und der Begriff „Darstellung", in seiner Tiefe und Fülle gefaßt, alles Nöthige sagte.

Ich muß hier, um mich nicht zu weit von meinem eigentlichen Gegenstande zu entfernen, darauf verzichten, die Untersuchung nach dieser Seite weiterzuführen und mich vor Allem mit Fr. Th. Vischer auseinanderzusetzen, bei dessen Methode der auf drei oder gar vier verschiedenen Principien basirten Theilung der Phantasie in Arten und Unterarten sich die Humboldt'sche Centralsonne in eine Milchstraße aufzulösen droht. Ich muß diese Resignation um so mehr üben, als ich hier keineswegs darauf abziele, eine vollständige Theorie des Romans aufzustellen, sondern nur zu dieser Theorie einen Beitrag geben will, bei welchem das Raisonnement womöglich immer von der individuellen Erfahrung ausgeht und zu derselben zurückführt.

Und auf diese individuelle, aus der eigenen Kunstübung resultirende Erfahrung mich stützend, plaidire ich eben für die Substituirung der Beobachtung an Stelle der Humboldt'schen Betrachtung oder Beschauung, als derjenigen Seelenthätigkeit, zu welcher die Anlage dem Epiker in besonderem Grade eingeboren sein muß und die er fortwährend instinctiv übt und kräftigt, bevor er noch eine Ahnung von den künstlerischen Aufgaben hat, für welche er die sich immer vermehrende Masse der beobachteten Objecte dereinst verwenden wird. „Wenn ich die Augen ordentlich

* Ibid. S. 248 u. 249.

* Ibid. S. 218.

aufmache, so sehe ich so ziemlich Alles, was zu sehen ist," äußert Goethe einmal. Und daß der episch veranlagte Geist „so ziemlich Alles" oder sagen wir: Alles sieht, ist es eben, was seine Art zu beobachten von derjenigen anders veranlagter poetischer Geister unterscheidet. Besonders der dramatischen.

Wir müssen einen Augenblick bei diesem Unterschied verweilen.

Wer Schiller nicht nur aus seinen Dichtwerken, sondern auch aus seinen Briefen kennt, besonders den aus seinen jüngeren Jahren, wo der Contact mit dem actuellen Leben für ihn noch nicht durch seine Krankheit und obligate Vereinsamung vielfach unterbrochen wurde, weiß, welch ein eminent scharfer Beobachter er war; wie ihm oft ein einziger Zug genügt, sich daraus den ganzen Fall zu construiren, und wie er dabei fast immer mit genialer Sicherheit das Rechte trifft. Aber wie groß diese seine Begabung, sie ist und bleibt einseitig und mangelhaft, verglichen mit der Goethe'schen. Inductorisch beginnend, wie jede Beobachtung ihrer Natur nach muß, geht die Schiller'sche alsbald zur Synthese über, resolvirt sich zu endgültig sein sollenden Schlüssen. Goethe beobachtet ruhiger, besonnener, gelassener, bleibt streng inductiv, theilt lieber fürs erste einmal den Befund der Beobachtung mit, als daß er aus demselben einen Schluß zöge, und wenn er das Letztere thut, geschieht es mit der Reservation, daß das Object bei genauerer Beobachtung auch noch andere Seiten offenbaren möchte, die, wenn sie zu Tage träten, selbstverständlich den Schluß entsprechend modificiren würden.* Auch bei den geistreichsten, tiefsinnigsten Deductionen des reifen Schiller wird man nur zu oft an das Wort Wallenstein's erinnert: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort," während man bei Goethe immer die Gewißheit hat, daß er Thatsachen redet, vielmehr: daß er die Thatsachen reden läßt. Und eben diese Ruhe und Gelassenheit, diese strenge Methode machen es ihm möglich, einmal: den Kreis seiner Beobachtungen unendlich viel weiter zu ziehen, und zweitens: das gemeinschaftliche Object der Beobachtung viel genauer, an demselben eben Alles zu sehen. Ich sage: gemeinschaftliche, denn als Dichter haben sie nur eines, können sie nur eines haben: den Menschen.* Schiller aber sieht den Menschen so zu sagen abstract, untersucht ihn, taxirt ihn, classificirt ihn nur auf seinen geistigen Gehalt hin; Goethe ihn stets in dem Doppelverhältniß, in welchem er einerseits zu der physischen Natur steht, in die er hineingeboren ist, andererseits zu dem gesellschaftlich-socialen Milieu, in welchem er sich bewegt und das ihn wie eine zweite Natur umgiebt, deren Einfluß ebenso wie der der wirklichen in Rechnung gebracht sein will, soll das aus der Beobachtung und Erwägung aller dieser Momente allmälig sich im Geiste componirende Bild des Menschen oder, sagen wir: der Menschheit, die Wirklichkeit annähernd decken.

Und eben diese Methode der Beobachtung, welche in ihrer Consequenz von selbst zur möglichsten Vollständigkeit auch hinsichtlich des Materials führt, ist nicht bloß Goethe's Art, sondern Jedes — von den Gradunterschieden der Begabung abgesehen —, der für die epische Kunst veranlagt ist. Jedem Epiker erscheinen seine Menschen stets und unweigerlich in einem bestimmten socialen Milieu, auf einem bestimmten localen Hintergrunde, sei derselbe wie und was er sei: eine Landschaft, eine Straße, ein Zimmer — gleichviel: stets und unweigerlich sind sie ihm umwittert von einem doppelten Dunstkreis, aus dem er sie ein für allemal nicht lösen, außerhalb dessen er sie sich gar nicht vorstellen kann und den er deshalb auch immer mit zur Darstellung bringt. Bei einem echten und rechten Epiker weiß man immer ganz genau, wo und wann die Scene spielt, bis in die Details des Locals, bis zu den exactesten Zeitbestimmungen, und ob die Sonne oder der Mond scheint oder nicht. Und zwar bedarf es dazu für ihn gar

* Bei Gelegenheit der Lectüre von Fichte's Naturrecht schreibt Goethe an Schiller: „Es geht mir hier, wie ich neulich von den Beobachtungen sagte: nur sämmtliche Menschen erkennen die Natur, nur sämmtliche Menschen leben das Menschliche." (Briefwechsel II, S. 82.) — Ich werde noch einmal Veranlassung haben, auf dies für Goethe's Denkweise wie für das epische Wesen gleich bedeutsame Wort zurückzukommen.

* „Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch-pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unseren fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten?" (Goethe an Schiller. S. Briefwechsel I, S. 392.)

keiner weitausholenden Schilderungen, sondern einzelne Züge, Andeutungen, Striche genügen ihm; und diese kommen ihm wiederum ganz unwillkürlich, weil eben seine Menschen immer festen Boden unter den Füßen und die Hand am Steuer und die Augen auf bestimmte Sternbilder gerichtet haben. Ja, man darf sagen, daß der echte Epiker eigentlich nie in dem gewöhnlichen Sinne schildert, sondern die landschaftliche oder sonstige Umgebung nur gewissermaßen mitfließt, indem sich seine Menschen durch sie hindurchbewegen; um so leichter, ungezwungener fließt, in je lebhafterer, energischerer Bewegung, d. h. in je strafferer Action die Menschen sind; wie man umgekehrt — u. A. bei Scott fast in jedem Roman — die Beobachtung machen kann, daß der Dichter nur Zeit und Lust hat, den schwerfälligen Schilderungsapparat aufzubauen und mit demselben in mißverstandenem epischen Drange, unkünstlerisch genug, herumzuhantiren, bevor seine Menschen in die rechte Bewegung kommen.

Diese straffe Bindung des episch gesehenen und geschilderten Menschen an seine physische Umgebung — um von dem zweiten Moment des socialen Milieu abzusehen —, diese seine Abhängigkeit von Ort und Stunde ist nebenbei auch einer der Gründe, weshalb die dramatische Bearbeitung eines Romans so mißlich ist, und für Niemand mißlicher als für den Romandichter selbst. Wie viele Mühe er sich giebt, den dramatischen Kern der Handlung rein herauszuarbeiten, überall haftet die epische Schale fest. Scenen, auf die er den höchsten Werth legt und legen muß, weil in sie die Schwerpunkte der Handlung fallen, und die auch im Roman, wo er frei über das epische Drum und Dran commandirte, vortrefflich waren, nehmen sich auf der Bühne, wenn sie nicht einfach unmöglich sind, dürftig oder läppisch aus trotz aller raffinirten Künste des heutigen Coulissenmeisters. Und dabei braucht man nicht etwa nur an solche Scenen zu denken, die sich auf einer großartigen Natur abspielen oder im Kampf der entfesselten Elemente — es können ganz harmlose, idyllische Situationen sein; ein Mädchen, das des Liebsten harrt „im Kämmerlein, so nieder und klein, so rings bedeckt, der Sonne versteckt" — die Schauspielerin mag das noch so gut agiren und der Regisseur ihr das Nestchen in seinem Sinne und Geschmack noch so traulich zubereitet haben — man sieht nicht, wie durch das epheubedeckte Fensterchen die Lichter mit den Schatten auf der Diele spielen; man hört nicht das Lispeln des säuselnden Windes in den Blättern, nicht das Knarren der Gartenthür, den leisen Schritt des Kommenden auf dem Kies, nicht das verrätherische Bellen des Nachbarhundes — und, so oder so, der Duft, die Poesie sind weg von der harmlosen Scene; wir begreifen kaum noch, wie sie uns im Roman, in der Novelle so innig entzücken konnten.

Daß man sich nun diese straffe Bindung des epischen Menschen an seine Umgebung — das Wort wieder im weiteren Sinne genommen — im Gegensatz zu der laxen Bindung des dramatischen Menschen an seine Umgebung nicht hinreichend klar macht und auf diesen Gegensatz das nöthige Gewicht legt, ist, so viel ich sehen kann, die Veranlassung zu so manchen Schiefheiten und Halbwahrheiten, ja ganz offenbaren Irrthümern und Fehlschlüssen in unserer ästhetischen Kritik. Die Frage z. B., die wieder und immer wieder aufgeworfen wird: Warum sollte der historische Roman nicht ebenso berechtigt sein wie das historische Drama? läßt sich nur aus dem Verständniß jenes gegensätzlichen Verhältnisses beantworten und muß dahin beantwortet werden, daß eine absolute Gleichberechtigung entschieden nicht zu statuiren ist. Dem Dramatiker, dem es nur auf die Darstellung einer Handlung, und zwar auf ihre einfachste Formel zurückgeführt, ankommt, kann, ja muß es bis zu einem gewissen Punkte gleichgültig sein, fast möchte man sagen: völlig gleichgültig, wo und wann diese Handlung in Scene geht. Das Schiller'sche: „Was sich nie und nirgends hat begeben," besteht nur für ihn in voller Geltung, nicht für den Epiker. Ist die dramatische Schlacht heiß genug entbrannt, kämpft's sich in den Lüften ebenso gut wie auf der Erde, und die Narrheit feiert ihre Triumphe in Wolkenkuckuksheim und in Schilda. Der Dramatiker hat schlechterdings nichts zu thun, als die Seelen seiner Menschen bloß zu legen, für den Körper sorgt der Schauspieler. Er steht ja leibhaftig vor uns, demonstrirt uns ja

seine Existenz ad oculos und ad aures, donnert sie, lispelt sie, lächelt sie, weint sie uns ins Herz. Und gehört wirklich noch ein bischen Drum und Dran dazu — und wie wenig dazu gehört, das zeigen uns ein Rossi, ein Salvini —, so wird dafür der Coulissenmeister sorgen. Daher darf denn der Dramatiker auch seine Stoffe nehmen, wo er sie findet; einer ist ihm so willkommen wie der andere, vorausgesetzt, daß die tragische Flamme oder das komödische Sprühfeuer daraus entzündet werden kann. Ob er sie da, wo er sie findet: in der ursprünglichen geschichtlichen oder gesellschaftlichen Bestimmtheit, läßt oder ob er sie in eine andere Zeit, ein anderes Volk, eine andere sociale Atmosphäre verlegt und rückt, wird wesentlich durch Gründe der Zweckmäßigkeit entschieden werden. Meistens wird die Zweckmäßigkeit für das Erstere entscheiden; oft aber auch ist eine Um- und Uebersiedelung geboten oder erwünscht, und dann tummeln sich die Karlsschüler in den böhmischen Wäldern oder Virginius ersticht seine Tochter am Hofe des Prinzen von Guastalla. Das wahre Heim der dramatischen Handlung ist das menschliche Herz, das heute schlägt, wie es vor Jahrtausenden schlug und nach Jahrtausenden noch schlagen wird.

Will ich mit dem Allen nun sagen, daß der dramatische Dichter überhaupt nicht zu beobachten, keine Erfahrung zu machen brauche? Gewiß nicht. Nur, daß er eben anders beobachtet, seine Erfahrungen auf einem anderen Gebiete liegen; und freilich auch, daß er in der That weniger zu beobachten braucht und seine Erfahrungen schneller verwerthen kann und darum verwerthen darf als der Epiker. Auch der Dramatiker wird seine Modelle, d. h. die wirklichen Menschen, die er beobachten durfte, ausnutzen; aber er ist weitaus nicht so eng an dieselben gebunden, kann viel freier mit ihnen umspringen und zur Noth ganz auf dieselben verzichten. Unzweifelhaft hat Shakespeare von den unzähligen Charakteren, die er uns alle mit der gleichen idealen Wahrheit vorführt, doch nur den kleinsten Bruchtheil im realen Leben studiren können, während wohl in Goethe's Romanen kaum eine Gestalt sein dürfte, zu der ihm nicht ein Lebender Modell gesessen hätte. Wie verhältnißmäßig wenig hatte Schiller von der Welt gesehen, als er seine drei großen Erstlingswerke schuf, und doch durfte er es bereits wagen, im Fiesco eine Haupt- und Staatsaction zu tractiren, und zog sich, Alles in Allem, aus dem schwierigen Handel besser, als ein epischer Dichter von gleich großer Jugend und Unerfahrenheit, der denselben Stoff in seiner Weise hätte bearbeiten wollen, irgend im Stande gewesen wäre. Dafür rangirt Kabale und Liebe, wo der Stoff dem Dichter bequemer lag, als dramatisches Kunstwerk weit vor dem Werther, als epischem Kunstwerk.* Und dieser Fall früher Meisterschaft in der dramatischen Kunst steht so wenig vereinzelt da, daß man fast geneigt wäre, daraus eine Regel zu abstrahiren. Unter allen Umständen eignet das „in holdem Wahnsinn rollende Auge“ nur dem dramatischen Dichter; und es ist eine tiefsinnige Symbolik, die den Meister der epischen Meister als blinden Greis darstellt.

Jene laxere Bindung, die wir zwischen dem dramatischen Dichter und seinen Modellen einerseits und dem Stoffe andererseits constatiren mußten, zeigt sich nun abermals, nur noch in evidenterer Weise, in dem speciellen Verhältniß, in welchem er zu seinem Helden steht. Ihm ist gewissermaßen jeder Held recht: Ajax oder Oedipus, Elektra oder Antigone, Othello oder Lear, Romeo oder Macbeth, Don Carlos oder Wallenstein, Fiesco oder Wilhelm Tell — je verschiedener im tiefsten Seelengrunde diese Helden sind, desto mehr Gelegenheit hat er, das dramatische Licht ausstrahlen und sich in den verschiedensten Farben brechen zu lassen. Es bedarf durchaus dieser Brechung, um sich von seiner Einerleiheit zu befreien. Denn im Grunde ist das tragische Thema immer dasselbe: der Kampf des Menschen mit dem großen gigantischen Schicksal, welches ihn zugleich zermalmt und erhebt. Nun aber kann dieser Kampf zur Zeit nur immer in einem einzelnen Falle dargestellt werden, mit dem, wie mit jedem einzelnen Fall, die Regel nicht bewiesen, sondern eben zu der Regel nur ein Beispiel gegeben ist, so daß der Beweis von Neuem versucht werden muß und zwar

* „So sind die Romane in Briefen völlig dramatisch.“ (Goethe an Schiller. S. Briefw. I, S. 411.)

abermals durch ein Beispiel und so fort ins Unendliche. Ja, liegt doch, streng genommen, die Sache so, daß, wollte man aus dem einzelnen tragischen Fall eine Conclusion machen, ein Absurdum herauskäme, nämlich die Vernichtung der schönen Welt, die sich erst im erschütterten Busen des Zuschauers nachträglich wieder aufbaut. Immerhin ist für den Tragiker der jedesmalige Held nur der Exponent zur Lösung des Schicksalsräthsels und als solcher variabel und — im gemüthlichen Sinne — gleichgültig. Der Dichter ist jeden Augenblick bereit, ihn mit einem anderen zu vertauschen, der zu dem tragischen Endzweck ebenso tauglich, vielleicht noch tauglicher ist. Diese gemüthliche Kühle gegen seinen Helden kann bei dem tragischen Dichter sogar bis zur Abneigung gehen: man erinnere sich des unbehaglichen Verhältnisses, welches — mindestens im Anfang — zwischen Schiller und seinem Wallenstein bestand! Und darf er doch seine künstlerische Liebe eigentlich niemals auf einen Helden concentriren, da der tragische Gesang sich immer in der Form der Strophe und Antistrophe bewegt, immer Zwei gegen einander auftreten, als Vertreter der sittlich-unsittlichen Mächte, deren einseitiges Pathos und relatives Unrecht uns der Conflict, in welchen sie gerathen, aufdeckt: Kreon und Antigone, Wallenstein und Octavio, Karl und Franz Moor, Fiesco und Verrina, Carlos und Philipp, Maria und Elisabeth, Faust und Mephisto. So — infolge dieser lockeren Bindung des tragischen Dichters und seines, besser: seiner Helden — kommt es, daß ein Rückschluß aus der Natur dieser auf die Individualität jenes so seltsam schwierig und unsicher, wenn nicht ganz unmöglich ist — man denke an Shakespeare! — und mithin diejenige Dichtungsart, welche Humboldt auf den Seelenzustand der Empfindung basirt und folglich als in dem Kern ihres Wesens lyrisch und subjectiv bezeichnen muß, sich als die weitaus objectivste von allen erweist.

Ist es diese strenge Selbstlosigkeit, welche es der tragischen Muse so schwer macht, in einem selbstischen Zeitalter ihre Stimme zu erheben? Zum Theil gewiß: sie, die Keinem völlig Recht giebt und geben kann, muß es eben mit Allen verderben: mit den Vätern und den Töchtern, mit den Schwärmern und den Spöttern, mit den Tyrannen und den Republikanern. Mag doch des Anderen Reich in Trümmer gehen — und je früher, je besser, und je vollständiger, je lieber —, wenn ich nur meines für immer stabiliren kann! und hier langt eine gigantische Hand aus den Wolken und zertrümmert eines wie das andere! Da hört denn freilich jede Berechnung, hört alle Ordnung auf. Sind wir Pygmäen, so wollen wir uns wenigstens den Riesen vom Leibe halten und ihn mit tausend und abertausend Stricken auf den platten Sand der Alltäglichkeit festbinden!

Aber die Opposition der Jetztzeit gegen die Tragödie entstammt doch auch noch einem anderen, besseren und berechtigteren Motiv als dem der Zwergenfurcht. Einem demokratischen Princip, möchte ich sagen: dem Princip, daß, wie kläglich es auch um unsere Menschenexistenz bestellt sein mag, wir die Chancen und die Verantwortung auf uns nehmen müssen und uns jeden Gewaltseingriff verbitten und denselben, soweit es in unserer Macht ist, verhindern wollen, er komme nun von welcher Seite immer: von oben oder von unten. Ein moralisches Princip, das seinerseits auf einer Ueberzeugung beruht, welche sich den modernen Menschen als das Resultat zahlloser, scharfsinnig combinirter Beobachtungen aufgedrängt hat, und welche die Wissenschaft dahin formulirt: daß „die absolute Idee auf keinem einzelnen Punkte der Zeit und des Raumes als solche zur Erscheinung kommt, sondern sich bloß in allen Räumen und im endlosen Verlaufe der Zeit durch einen beständig sich erneuernden Proceß der Bewegung verwirklicht.“ *

Ich muß fürchten, die Ungeduld des Lesers wachgerufen zu haben, während ich, im scheinbaren Widerspruch mit meiner Aufgabe, ihn so lange bei der Betrachtung der dramatischen** Kunst festhielt. Er

* Fr. Th. Vischer: Aesthetik.

** Ich sollte eigentlich sagen: tragischen Kunst, und hätte so bereits überall vorher sagen sollen, da der Gegensatz, den ich mich herauszustellen bemühe, in seiner Vollkraft offenbar nur zwischen dieser und der epischen Kunst besteht; die Komödie in ihrem Verhältniß zur letzteren eine eigene Betrachtung erfordert, aus der sich eine ganze Reihe von Berührungspunkten ergeben würden; und gar das Zwitterding, das heute unsere Bühne beherrscht

wird mir verzeihen, wenn er wahrnimmt, daß wir inzwischen, anstatt uns von unserem eigentlichen Ziele zu entfernen, demselben unmerklich immer näher rückten und, um es zu erreichen, kaum noch etwas Anderes zu thun haben, als Alles, was wir vom Geist und Wesen jener aussagten, in das Gegentheil zu verkehren. Stehen wir doch bereits mit dem letzten Satze, welcher die Kluft zwischen Wissenschaft und Kunst scheinbar unüberbrückbar macht, in Wahrheit hart an der Grenze des epischen Gebietes. Wird es sich doch zeigen, daß der Modus der Verwirklichung der absoluten Idee in dem Modus der Verwirklichung der epischen Idee ein seltsam treues Analogon findet; daß wir auch hier von einem „beständig sich erneuernden Proceß" zu reden haben werden, und nur von ihm zu reden hätten, wenn nicht ein Moment hinzuträte, durch welches er sistirt wird, und das, was erscheinen soll, die epische Idee, wirklich auf einem bestimmten Raume und in einem begrenzten Zeitverlaufe zur Erscheinung gebracht würde.

Dies Moment ist die Phantasie.*

Wohlverstanden: nur in der philosophischen Analyse des Wesens der epischen Poesie müssen wir diesem Moment eine besondere Stelle einräumen und dürfen es auch erst an einer bestimmten Stelle zur Sprache bringen. Aber grundfalsch wäre die Annahme, gegen die sich ja auch unsere ganze bisherige Darstellung wendet: daß es in der concreten Wirklichkeit des Processes einen Punkt zu fixiren gäbe, wo die Phantasie, einem deus ex machina gleich, hervor- und hinzuträte und mit einem Schlage aus dem Beobachter, den wir bis jetzt kennen, den epischen Künstler machte. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken?" — wäre nicht jenes Beobachten von vornherein ein anderes als das Beobachten desjenigen Menschen, der auf das praktische Leben gestellt oder für die Wissenschaft veranlagt ist (von dem Günstling der dramatischen Muse, dessen Sonderart uns nun schon bekannt ist, zu schweigen), so könnte keine noch so helle retrospective Beleuchtung dem Jünger der epischen Kunst Dinge und Menschen zeigen, wie er sie, wenn er nun zum eigentlichen Kunstschaffen übergeht, braucht und in seinem treuen Gedächtnisse, zum Gebrauch völlig bequem, vorfindet. Es ist dies allerdings ein Zirkel: man kann nur epischer Künstler werden, weil man von vornherein so und nicht anders beobachtete, und man mußte wiederum so und nicht anders beobachten, weil man zum epischen Künstler prädestinirt war; oder kürzer: man wird epischer Künstler, weil man dazu geboren ist; aber die Sache liegt einmal so, wir mögen uns stellen, wie wir wollen. Daß, bevor es zum Schaffen kommt, eine lange Reihe von Vorstadien zu durchlaufen ist, versteht sich eigentlich von selbst, und da ließe sich denn auch vielleicht jener Zustand der Betrachtung und Beschauung in dem Gemüthe, aus welchem W. v. Humboldt in Verbindung mit der Phantasie die epische Kunst hervorgehen läßt, schicklich unterbringen, wenn man unter demselben etwa jenes Stadium begreift, wo der bis dahin rastlos umherschweifende Blick des Beobachters entschieden anfängt, sich nach innen zu richten, um sich aus dem Gewirr der Einzelheiten loszulösen und zu der Kraft zu sammeln, die das Gesehene zu einem Gesicht verklärt.

Denn dies ist das Bezeichnende des epischen Verfahrens, daß es von Anfang an inductorisch ist und bis zum Ende inductorisch bleibt. Für den Tragiker hatte, wie wir sahen, seine intuitive Weltanschauung apriorische Gewißheit, und so durfte er seiner Weisheit letzten Schluß verhältnißmäßig früh ziehen und des naiven Glaubens sein, daß sich die Richtigkeit dieses Schlusses in jedem einzelnen Falle bewähren müsse und an jedem einzelnen Falle demonstrirt werden könne. Der Epiker kann, streng genommen, seinen letzten Schluß niemals ziehen, da derselbe immer auf der Uebereinstimmung aller möglichen Fälle beruhen müßte und von diesen möglichen Fällen doch nur immer ein winziger Bruchtheil in dem Kreise seines Beobachtungsfeldes liegt; kann niemals, streng genommen, mit seiner Welt-

und das wir „Schauspiel" nennen, so viel von dem epischen Wesen hat, von dem es herstammt, daß man es meistens ohne besondere Mühe auch der Form nach in jenes zurückverwandeln könnte.

* Daß es sich hier um einen Vorgang handelt, der sich in jeder Dichtungsart, ja in jeder Art jeder Kunst wiederholt, und unser Geschäft hier nur sein kann, die Modification des Vorganges zu schildern, wie sie die epische Dichtungsart bedingt, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

anschauung so zu sagen abschließen, sondern muß stets gewärtig sein, daß sich sein Horizont erweitert, und stets bereit, seine Weltanschauung daraufhin zu modificiren.

Ich habe bei einer früheren Gelegenheit* das Eintreten dieser Erweiterung des Horizontes und folglichen nothwendigen Modification der Weltanschauung in einem und demselben epischen Werke an ein paar eclatanten Beispielen nachzuweisen gesucht, und welche verhängnißvolle Folgen dies für das Werk haben kann, das unter Umständen darüber aus den Fugen geht. Aber ob nun der Dichter seinen Standpunkt innerhalb desselben Werkes verändert oder ob er — was doch die Regel — denselben festhält; wie er von diesem Standpunkt die Welt anschaut, das einheitliche Licht, das er von da über die bunte, vielgestaltige Welt strahlen läßt, so daß Alles und Jedes in diesem Lichte steht — dies und nichts Anderes ist, was wir in einem epischen Werke einzig und allein die Idee nennen können und deshalb nennen müssen. Die Idee ist eben immer und kann nichts Anderes sein als: das Urbild, welches der Dichter von der Welt in seiner Seele trägt und von welchem er in seinem Werke ein Abbild zu geben sucht.

Wie mißlich es nun um die Vollständigkeit und Allgemeingültigkeit dieser Idee oder dieses Urbildes in der Seele des modernen Dichters bestellt ist und wie fragmentarisch und nur relativ wahr und überzeugend auch im besten Falle (d. h. bei größtmöglicher Erfahrung und größtmöglicher Künstlerschaft) das Abbild dieses Urbildes ausfallen muß, liegt jetzt nach allem Gesagten ebenso auf der Hand, wie wir jetzt auch erst die (bis auf einen minimalen Rest) absolute Vollständigkeit und Allgemeingültigkeit des homerischen Urbildes und folgliche Totalität und überzeugende Wahrheit des Abbildes völlig zu begreifen im Stande sind. Streng gebunden an seine aus der unermüdlichen Beobachtung resultirende individuelle d. h. beschränkte Erfahrung, wie es der Epiker immer ist, für sein Theil gegenüber einer schlechterdings unermeßlichen und unerschöpflichen Welt, die er nichtsdestoweniger abzubilden von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben wird — kann der moderne Epiker sich wundern, wenn er, der so viel Gelegenheit und Veranlassung dazu giebt, bei der Beurtheilung seines Werkes auf Tritt und Schritt den seltsamsten Mißverständnissen begegnet? wenn er niemals hoffen darf, es seinem ganzen Volke recht gemacht zu haben, ja froh sein muß, falls es ihm gelingt, mit seinem fragmentarischen Abbild wenigstens dem kleinen Fragment des Publikums ungefähr zu genügen, mit welchem er in annähernd demselben socialen Milieu, unter dem Einfluß annähernd derselben moralischen Bedingungen lebt und mit dem er sich deshalb in Geist und Gesinnung bis zu einem gewissen Punkte verbunden weiß?

Nein, wundern darf er sich nicht: er kann nur immer alles Talent, allen redlichen Fleiß, alle liebevolle Mühe dazu verwenden, die Welt zu schildern, wie er sie sieht; aber dennoch, vielmehr: gerade deshalb sollte das ungenügsame Publikum seinen Romandichtern auch seinerseits etwas mehr Liebe und Fleiß entgegenbringen, als es gemeiniglich geschieht; sollte sich redlich Mühe geben, die ihm geschilderte Welt zu verstehen, auch wenn es nicht seine Welt ist; sollte die Kritik vor Allem endlich aufhören, einen mit mehr oder weniger Willkür aus dem Werke abstrahirten Gedanken oder gar irgend einen aus tausend anderen aufgegriffenen Satz als „Idee“ des Werkes zu proclamiren und über diese sogenannte Idee im Allgemeinen und das Verhältniß des Werkes zu dieser Idee im Besonderen zu düfteln; sollte aufhören, den lebendigen Leib der Dichtung in das Prokrustesbett einer im Voraus fertigen Kategorie zu zwängen und von politischen und socialen, von Dichter-, Künstler-, Hauslehrer-, Gouvernanten- und — warum nicht? — Schneider- und Schusterromanen ein Langes und Breites zu reden. Denn woraus in aller Welt will man denn die ästhetische Berechtigung irgend einer dieser Kategorien herleiten? Bemerkt nicht schon Goethe, daß der kleine Kahn der Familie des Vicar of Wakefield „auf der reichen bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt“? und wenn diese Woge anderswo weniger reich sein mag, bewegt sie sich darum nicht?

* Zur Technik des Romans. Mit besonderer Beziehung auf George Eliot's Middlemarch. (Gegenwart, Bd. V, Nr. 10, 11 u. 12.)

hat nicht der kleine Familienkahn, wo auch immer, „Wohl und Wehe, Schaden oder Hülfe von der ungeheuren Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt“? Und wenn dies, wie unzweifelhaft, der Fall, wo hört der Familienroman auf und fängt der sociale an? und giebt es einen socialen Roman, der nicht zugleich ein politischer wäre? und so in infinitum? Existirt doch selbst der Unterschied zwischen modernem und historischem Roman — zugegeben, daß Studium und inneres Schauen die Autopsie ersetzen und den Dichter befähigen können, eine Welt, die längst in Trümmer fiel, im epischen Sinne vollständig wieder aufzubauen* — existirt doch, sage ich, dieser scheinbar so tief schneidende Unterschied für die rein ästhetische Kritik nicht anders als im Sinne einer bloß äußerlichen Unterscheidung. Denn offenbar kann das Geschäft des Epikers dadurch nicht in seinem Wesen verändert werden, daß wir zeitlich oder räumlich von der Welt, die er uns schildern soll, getrennt sind. Unter allen Umständen muß er uns diese Welt als durchaus gegenwärtig in ihrer ganzen ursprünglichen individuellen Realität schildern, und das einzige Kriterium wird immer sein, ob er es kann oder nicht. Nein! man werfe alle jene Kategorien als rein äußerliche und willkürliche, wohin sie gehören: in die ästhetische Rumpelkammer! Sie nützen nicht nur nicht, sondern sind positiv schädlich. Sie begünstigen in bedenklichster Weise das öde Schematisiren, zu welchem die Kritik nur so schon allzu sehr hinneigt, und erschweren ihr das auch ohnehin mühevolle und verantwortliche Geschäft. Das Geschäft, zu untersuchen und festzustellen, erstens: wie weit der Horizont des Menschentreibens ist, welches der Blick des Dichters umfaßt; zweitens: ob er diesen Kreis bis zu seiner Peripherie nach allen Richtungen mit einer reichen, wohlgegliederten Fabel gleichsam bedeckt hat; drittens: ob er dies mit den legitimen epischen Mitteln zu Stande gebracht hat, d. h. dadurch, daß er uns nur handelnde Menschen vorführte in ihrer Bedingtheit durch ihre gesellschaftliche und physische Umgebung, welche letztere niemals in abstracten Schilderungen und eingefügten Excursen selbständig heraustreten durfte, sondern gleichsam von selbst mit in Bewegung gerieth, weil die Menschen in Bewegung waren; viertens und letztens: wie weit mit dieser rein technischen und in engerem Sinne poetischen Objectivität die höhere Objectivität des nach allseitiger Billigkeit strebenden Urtheils Hand in Hand geht; oder anders ausgedrückt: ob der Dichter im schlimmen und gemeinen Sinne tendenziös ist, oder nur in dem, in welchem jeder moderne Epiker es ist, weil er nicht anders kann.

Mit diesem letzteren Satze haben wir das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen gezogen und nur in etwas anderer Form die These unseres ersten Capitels von dem Gegensatz, in welchem der subjective moderne Roman zu dem objectiven antiken Epos steht, wiederholt; nur daß die These jetzt bewiesen ist, nur daß wir jetzt wissen, warum es so ist und nicht anders sein kann; wissen, warum die schwache, kaum merkliche Spur von Tendenz, welche wir auch bei dem homerischen Epos constatiren mußten, und die dort nicht den einzelnen Dichtern zur Last fiel, sondern schlechterdings auf Rechnung des ganzen Volkes kam, bei uns in jedem besonderen Falle offen zu Tage liegt, und daß wir, soweit daran eine Schuld haftet, für diese den einzelnen Dichter verantwortlich zu machen haben und nicht sein Volk, von dem der größte Theil ihn nicht einmal kennt, ein anderer, der ihn kennt, ihn ablehnt oder gar perhorrescirt, und nur ein winziges Fragment ihn anerkennt und, so Gott will, verehrt und liebt.

Nun scheint freilich das Resultat sehr dürftig im Verhältniß zu dem weiten Wege, den wir durchmessen haben — um so dürftiger, als man schon von vornherein geneigt war, es auch ohne Beweis gelten zu lassen —, aber ich sehe nicht, wie wir einen anderen und kürzeren hätten gehen können. Die unabweisbare und nur dem Grade nach verschiedene Subjectivität und Tendenzmäßigkeit jedes modernen Romans mußte erst aus dem Wesen der epischen Dichtungsart in Verbindung mit der relativ isolirten Stellung des modernen Dichters in seinem Volk und seinem

* Ich würde mit meiner Theorie in directen Widerspruch gerathen, wenn ich es im vollen Umfange zugäbe, und nicht vielmehr in sehr bedingter Weise, und infolge dessen dem historischen Roman auch nur einen sehr bedingten ästhetischen Werth einräumte.

Jahrhundert nachgewiesen werden, bevor wir den zweiten Theil unserer These in Angriff nehmen und es wagen durften, jene im Allgemeinen concedirte Subjectivität auf die Person, auf das Ich des Dichters selbst zuzuspitzen.

Eine Zuspitzung, die keineswegs künstlich und willkürlich ist, sondern nur die letzte Consequenz jener straffen Bindung der epischen Phantasie an die beobachteten Objecte — eine Consequenz, die erst heraus- und an den Dichter herantritt in dem Moment, wo er eigentlich und wirklich zum Dichter wird, d. h. daran geht, das zu einem Geschauten (wir nannten es oben „Idee") verklärte Gesehene auch Andere schauen zu lassen dadurch, daß er es darstellt, an einer Person darstellt, die — wie käme sonst die „Idee" heraus? — dasselbe mit denselben Augen sieht, mit dem er selbst es gesehen; dieselben Erfahrungen macht, die er selbst gemacht; aus denselben Erfahrungen dieselben Schlüsse zieht, die er selbst gezogen, d. h. die der Dichter selbst ist. Die (dichterische) Darstellung aber, wie dies Alles an und in einer Person vor sich geht und zu Stande kommt, ist der Roman; jene Person selbst nennen wir den Helden desselben; und da jene Person eben, wie wir gesehen, mit dem Dichter identisch, ist der Dichter selbst der Held des Romans.

I was always of opinion — Ich war immer der Meinung —

So oder ähnlich so müßte mithin jeder Roman beginnen. Der moderne epische Dichter hat uns nichts zu sagen als: Ich habe diese Meinungen über Gott und die Menschen und so bin ich zu diesen Meinungen gekommen.

Aber — höre ich hier einwenden: die Folgerichtigkeit deiner Theorie zugegeben — in der Wirklichkeit stellt sich doch die Sache offenbar ganz anders; in der Wirklichkeit deckt von tausend Romanen nur einer das Schema völlig, die anderen weichen mehr oder weniger weit, manchmal himmelweit von demselben ab! was nützt eine Theorie, der die Wirklichkeit auf Tritt und Schritt widerspricht?

Nur daß dieser Einwand gegen jede theoretische Erörterung erhoben werden kann; nur daß die Theorie immer erst das reine Schema hinstellen muß und dann erst zu den Modificationen übergehen darf, welche sich herausstellen und nöthig werden, sobald das Princip in Actualität tritt.

Auch wir werden von Modificationen der verschiedensten Art zu melden haben, von solchen sogar, in welchen das Schema kaum noch wiederzuerkennen ist.

Vorher aber bitte ich den Leser, eingedenk sein zu wollen, daß ich selbstverständlich hier nur von dem Genius und seinen Werken spreche, nicht von dem Halbtalent, das dazu verurtheilt ist, den Spuren des Genius zu folgen, soweit die Kraft eben reicht; oder gar von der Talentlosigkeit, welche keinen Beruf zur Kunst hat und keine Ahnung von den Schwierigkeiten der Kunst und deshalb Alles wagen zu dürfen glaubt und unter dem Beifall der Menge Alles wagt.

Der Genius kennt diese Schwierigkeiten und weiß, welche ungeheure Kraftanstrengung dazu gehört, dieselben zu überwinden. Deshalb geht er nur immer mit einem gewissen Zagen an sein Werk, trotzdem, — vielmehr: weil es ihm aus innerster Seele quillt; weil er fühlt und ahnt, daß er wieder einmal im Begriff ist, eine Beichte abzulegen, daß alle seine Werke zusammengenommen nichts weiter sind als eine große Generalbeichte.

Hier nun wäre der epische Genius doppelt übel daran, wenn ihm, der diese Beichte in eigener Person ablegen soll, nicht seine Kunst freundlich zu Hülfe käme und ihm einen Weg zeigte, den er um so lieber betritt, als ihn derselbe nicht bloß aus seiner Verlegenheit herausführt, sondern auch, wie er bald einsieht, eben der ist, auf welchem er zu den höchsten Gipfeln seiner Kunst gelangt.

Der erste Schritt auf diesem Wege aber ist die Verwandlung des naiven „Ich" in ein reflectirtes „Er".

Wir werden sehen, daß dieser Schritt, wie andere erste Schritte auch, zugleich der schwierigste und entscheidende ist und die anderen nicht sowohl auf ihn als aus ihm folgen.

Wie aber kommt der Dichter dazu, diesen Schritt zu thun?

(Schluß folgt.)

Die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.

Von

Max Jähns.

Es erscheint an der Zeit, wieder einmal auf ein großes nationales Unternehmen hinzuweisen, welches seit fast drei Lustren in Arbeit ist und in den nächsten Jahren zur Vollendung reifen wird. Dem großartigen Aufschwunge der bildenden Kunst, welchen Deutschland und insbesondere Bayern den Impulsen zu danken hatte, die König Ludwig I. einem Kreise hochbegabter Männer gab, hat bekanntlich sein Nachfolger, König Maximilian II., eine literarische Aera von nicht geringerer Bedeutung angereiht. Alle Zweige der redenden Künste und der Wissenschaften wurden von jenem hellschauenden, treumeinenden Könige mit Eifer und Liebe gepflegt; seine besondere Gunst und Theilnahme wendete er jedoch den geschichtlichen Studien zu. Um die großartigen Mittel, welche der Belebung und Ausbreitung dieses Wissenschaftszweiges mit erhabener Munificenz zugewiesen wurden, in richtiger Weise zu verwenden: theils sachgemäße Gegenstände und geeignete Persönlichkeiten zu deren Bearbeitung auszuwählen, theils historische Unternehmungen, die aus spontaner Kraft entsprangen, zu begünstigen und zu unterstützen, errichtete König Max bei der Akademie der Wissenschaften in München eine historische Commission, an deren Spitze Leopold v. Ranke trat. Dieser brachte schon im Jahre 1858 bei der ersten Vorberathung die Bearbeitung einer „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ in Anregung und legte ein Jahr später einen Entwurf zu dieser Arbeit vor, der denn im Wesentlichen auch für die Folge maßgebend geblieben ist. Die Commission war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ein derartiges Werk so recht ein solches sei, das den Absichten des erleuchteten Fürsten wie dem Bedürfnisse der Nation entsprechen werde, ein Werk, das als Mark- und Denkstein zugleich Grundstein weiterer Entwickelung werden könne und müsse, und in diesem Sinne ging sie freudig auf den Vorschlag des historischen Altmeisters ein. Verhehlen konnte man sich allerdings nicht, daß das Werk auf Schwierigkeiten stoßen werde, weil es sich offenbar um das Zusammenwirken einer ziemlich bedeutenden Zahl von Männern handelte, deren Eigenartigkeit und individuelle Auffassung sich um so stärker geltend machen mußte, je mehr die Commission zur Bearbeitung der einzelnen Wissenschaften die am meisten hervorragenden Namen auswählte. Und noch eine andere Schwierigkeit ergab sich aus der Sache selbst, aus dem Wunsche nämlich, eine „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ herzustellen. Eine eigentlich deutsche Wissenschaft giebt es doch ebenso wenig wie etwa eine deutsche Religion; diese geistigen Mächte sind ja im edelsten und höchsten Sinne international; aber auch die Wissenschaften in Deutschland hängen mit denen jenseits der Grenzen durch so engverschlungene, ununterbrochene Wechselwirkung fordernde und fördernde Organe zu-

sammen, daß ein Herauslösen der specifisch deutschen Leistungen aus dem Gesammtbilde der Entwickelung einer Wissenschaft als geradezu unmöglich erscheint. Es ergab sich bald, daß es sich nur darum handeln könne, innerhalb jenes Gesammtbildes die Wirksamkeit der Deutschen etwas näher auszuführen und besonders diejenigen Momente zu betonen, in welchen deutsche Geisteskraft, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit epochemachend wurden für das allgemeine Leben einer Wissenschaft. Lag hierin stofflich einerseits eine Ausdehnung über die erste ursprüngliche Intention hinaus, andererseits aber eine absichtliche Bedingung zu Gunsten unserer eigenen Volkspersönlichkeit, so galt es nun, auch die zeitlichen Grenzen festzustellen, welche man dem beabsichtigten Werke geben wollte. Im Allgemeinen fand sich kein Anlaß, die Darstellungen früher abzubrechen als in unserer eigenen Gegenwart, selbst auf die Gefahr hin, dem historischen Berichte einen leichten Zusatz von Polemik zu geben; aber in Hinsicht auf den Anfangspunkt lagen die Dinge minder klar. Es erschien statthaft, die älteren Zeiten durch berufene Historiker von allgemein geschichtlichen Gesichtspunkten aus nach bestimmt begrenzten Perioden zu behandeln, innerhalb derer die Geschichte der Gesammtwissenschaft einheitlich zur Darstellung käme; für die neuere Zeit jedoch, d. h. für das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert, erwies ein solches Verfahren sich von vornherein als unmöglich; hier galt es eine Vertheilung des Stoffes nach wissenschaftlichen Fächern. Und nun beschloß die Commission, zunächst die Bearbeitung dieses modernen Theiles, indem sie das ganze Gebiet in vierundzwanzig Fächern an ebenso viele Gelehrte vertheilte. Aber auch diese Absicht ist durch die Ausführung im Einzelnen noch modificirt worden. Denn der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist keine wissenschaftliche Epoche; fast überall galt es, um die Anfänge des modernen Lebens einer Wissenschaft zu schildern, weiter, meist bis zur Renaissancezeit zurückzugehen; und auch hiermit vermochten manche Darsteller sich noch nicht zu begnügen; nicht wenigen lag daran und mußte daran liegen, das aus dem Mittelalter, ja das von den classischen Völkern überlieferte Anlagecapital, das alte Erbe ihrer Wissenschaft, wenigstens in der Einleitung und in großen Zügen zu erläutern und in seinem Werthe zu bestimmen.

Das sind die Bedingungen, unter denen das großartige Werk entstand, welches sich jetzt seiner Vollendung nähert, und diese Angaben werden es von vornherein erklärlich machen, daß die Behandlungsweise der einzelnen Wissenschaftszweige, deren jede für sich einen Band von durchschnittlich vierzig bis fünfzig Bogen füllt, keineswegs ganz ebenmäßig und gleichartig ist.

Die Reihenfolge der Bände ist nicht systematisch, sondern in der Weise geordnet, wie die Einzelarbeiten fertig wurden. Wir wollen in großen Zügen ihren Inhalt anzudeuten versuchen.

1) „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik.“ Von J. C. Bluntschli. — Der berühmte liberale Staatsrechtslehrer, der im Jahre 1808 zu Zürich geboren und im öffentlichen Leben seiner Vaterstadt heraufgekommen war, siedelte 1848 an die Universität München über, folgte 1861 einem Rufe nach Heidelberg und vollendete hier im März 1864 als der erste unter jenen vierundzwanzig Gelehrten seine Geschichte des Staatsrechts und der Politik, die 1867 in zweiter Auflage erschien. Am 21. Oct. 1881 ist der ausgezeichnete Forscher plötzlich aus diesem Leben abberufen worden. — Bluntschli behandelt seinen Gegenstand sehr groß und frei, und er durfte das thun, er durfte von einer Darstellung der Literaturgeschichte des Staatsrechts ganz absehen, weil eben diese kurz vorher von Robert v. Mohl, seinem unmittelbaren Vorgänger auf dem Heidelberger Lehrstuhl, in bewunderungswürdiger Weise bearbeitet worden war. Indem er ein allgemeines Bild der Lehrmeinungen von Macchiavelli bis auf Rohmer und Laurent entrollt, weist Bluntschli darauf hin, daß die Deutschen sich der allgemeinen Staatswissenschaft erst spät zugewendet haben. Im sechzehnten Jahrhundert sind Italiener und Franzosen, im siebzehnten Holländer und Engländer und noch im achtzehnten Engländer und Franzosen weit voraus. Allmälig jedoch holen die Deutschen jene ein, und die Gründlichkeit ihrer fleißigen Forschungen, die Energie ihres Denkens, namentlich aber ihr sitt-

licher Ernst und die Höhe ihres Standpunktes verschaffen den deutschen Staatsrechtslehrern allgemeine Anerkennung.

2) „Geschichte der Mineralogie. Von 1650 bis 1860.“ Von Franz v. Kobell. — Es ist ein großer Sprung von der Staatswissenschaft zur Mineralogie, und man möchte, Schiller's Wort umkehrend und travestirend, ausrufen: „Leicht bei einander wohnt es im Regale; doch hart zusammen stößt es im Gedanken!“ — Franz v. Kobell, der Sohn des trefflichen Münchener Landschafters, wurde 1803 zu München geboren und erbte den Natursinn des Vaters in doppelter Weise, einmal als vorzüglicher Volksdichter in oberbayerischer und pfälzischer Mundart und zweitens als Mineralog, als welcher er schon im Jahre 1823 beim Conservatorium der mineralogischen Staatssammlungen zu München angestellt wurde. Er blickte also bereits auf eine mehr als vierzigjährige wissenschaftliche Wirksamkeit zurück, als er im Jahre 1864 seine Geschichte der Mineralogie erscheinen ließ und im Vorworte dem Staunen Ausdruck lieh über den Fortschritt dieses Wissenschaftszweiges seit hundert Jahren. Die Geologie, Geognosie und Paläontologie, welche früher als Theile der Mineralogie behandelt wurden, weil sie nur im Keime vorhanden waren, haben sich inzwischen zu selbständigen Wissenschaften entfaltet, und so beschränkt sich die eigentliche Mineralogie gegenwärtig auf die physische und chemische Erforschung der Minerale. Dies thut denn auch Kobell, indem er im ersten, allgemeinen Theile seiner „Geschichte“ in jeder der drei von ihm statuirten Perioden (1650—1750, 1750—1800, 1800—1860) die Mineralphysik einschließlich der Krystallographie, die Mineralchemie und die Systematik bespricht und die Hauptresultate der Perioden in Schlußübersichten zusammenfaßt. Der zweite, specielle Theil enthält die Geschichte der einzelnen Species, soweit sie deren Entdeckung, Benennung und die wichtigsten Ansichten über ihr mineralogisches Wesen betrifft.

3) „Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart.“ Von K. Fraas. München 1865. — Karl Fraas ist 1810 in Oberfranken geboren, wirkte von 1835 an sieben Jahre lang als Gartendirector und akademischer Lehrer zu Athen, wurde 1847 Professor der Landwirthschaft an der Universität München und später auch Director der Thierarzeneischule. Er starb im Jahre 1875. Unermüdlich für praktische Zwecke thätig, wie namentlich für Ausbreitung der künstlichen Fischzucht, beschäftigte er sich doch auch schon seit den vierziger Jahren mit der historischen Entwickelung der Landwirthschaft und war also für die Geschichtschreibung ihrer Wissenschaft in jedem Sinne berufen. — Fraas' Werk zerfällt in zwei Hauptheile: Die Geschichte der Landbau-Wissenschaft und die der Forstwissenschaft. Der erstere schildert in neun Büchern zuerst das germanische Culturland, dann die Vorläufer der Landbaukunde von den Tagen der Völkerwanderung bis in das sechzehnte Jahrhundert, ferner die Zeit der „Hausväter“ und die der „Cameralisten“ von der Mitte des siebzehnten bis zu der des achtzehnten Jahrhunderts; er geht dann über zu den Experimental-Oekonomen, welche bis 1809 herrschten, wo endlich mit Thaer das Zeitalter der „Rationellen“ beginnt, welches sich durch Liebig zu dem der landwirthschaftlichen Naturforscher weiter entwickelt. — Die Geschichte der Forstwissenschaft ist mehr summarisch behandelt.

4) „Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander v. Humboldt und Karl Ritter.“ Von O. Peschel. München 1865. — Oskar Peschel wurde 1826 zu Dresden als Sohn eines Offiziers geboren. Er studirte Jura, gehörte dann sechs Jahre lang der Redaction der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ an, führte von 1854 bis 1871 die Redaction des „Auslandes“, siedelte nach Leipzig über, um dort an der Universität als ordentlicher Professor der Geographie zu wirken, und starb schon im Jahre 1875. Einer der ausgezeichnetsten Nachfolger Ritter's, hat Peschel die Ideen dieses großen Geographen in gedankenvollen, formvollendeten Werken weiter entwickelt. Der im Jahre 1858 erschienenen „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ folgte die „Geschichte der Erdkunde“, welche jetzt in zweiter, von Sophus Ruge 1877 neu bearbeiteter Auflage vorliegt. — Die räumliche Erweiterung des geographischen Wissens wurde bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wesentlich durch materielle Absichten bedingt. Das Vor-

kommen edler Metalle war der Wegweiser der spanischen Entdeckungen; die Portugiesen richteten ihre Fahrten fast ausschließlich nach den Gewürzländern; das Vordringen der Russen zeigte sich abhängig von dem Vorkommen der Pelzthiere. Die Briten dagegen verfolgten schon den höheren Zweck einer Verkürzung der Seewege, und die Deutschen endlich, ausgeschlossen von der colonialen Besitznahme der Welt, Zuschauer und Beobachter, vertraten frühzeitig das ideale Element rein wissenschaftlichen Interesses, das freilich auch den anderen Völkern keineswegs mangelt. Aber während diese, zumal Frankreich in seinen „Voyages faits par ordre du Roi“, mit bedeutenden Staatsmitteln arbeiten, tragen unter den Deutschen bis zur neuesten Zeit Privatmänner fast allein Last und Ehre der Forschungsreisen. — Für die Entwickelung der wissenschaftlichen Erdkunde gaben im scholastischen Mittelalter die Italiener den Ton an. Doch seit den Tagen des Ostpreußen Müller (Regiomontanus), d. h. seit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf Kepler, also etwa bis 1650, stehen die Deutschen durchaus im Vordergrunde. Dann wendet sich das Licht nach Frankreich, das länger als ein Jahrhundert allen Glanz der Wissenschaft vereinigt. Erst 1760 treten die Briten mit maßgebenden Leistungen auf, und sie behalten den Primat, bis er durch Humboldt, Ritter und Buch wieder den Deutschen zurückgewonnen wurde. — Peschel schildert in seinem Werke zunächst eingehend das geographische Wissen des classischen Alterthums, dann den Verfall der Wissenschaft im früheren Mittelalter und ihre Wiedererhebung durch die Araber. Er charakterisirt die Zeit der Scholastiker, entrollt ein Bild der großartigen Entdeckungen von den Tagen des Infanten Heinrich bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und erreicht damit (d. h. mit mehr als der Hälfte seines Werkes) denjenigen Zeitpunkt, von dem an die ihm eigentlich gestellte Aufgabe erst beginnt. Und doch: es war unerläßlich, dies „Zeitalter der Messungen“, wie Peschel es nennt, historisch vorzubereiten. Er giebt nun eine Darlegung der räumlichen Erweiterung der Erdkunde sowie der wissenschaftlichen Reisen und Entdeckungen und entwickelt endlich die Fortschritte der mathematischen und physikalischen Geographie. Das geographisch-statistische Gebiet wird nur ganz leise berührt, dagegen auf das der vergleichenden Erdkunde wenigstens ein ausdrucksvoller langer Blick geworfen, der schon ahnen läßt, wie eben dieses Feld dem Autor höchst sympathisch war. Hat Peschel doch durch seine letzten Werke: die „Neuen Probleme“ und die vorzügliche „Völkerkunde“ gerade in jener Richtung die Wissenschaft am mächtigsten gefördert.

5) „Geschichte der protestantischen Theologie besonders in Deutschland nach ihrer principiellen Bewegung und im Zusammenhange mit dem religiösen, sittlichen und intellectuellen Leben betrachtet“ von Dr. J. A. Dorner. München 1867. — Isaak August Dorner, der Nestor unter den heutigen Theologen der Berliner Facultät, ist 1809 in Württemberg geboren, studirte und lehrte bis 1839 zu Tübingen, dann in Kiel, Bonn und Göttingen und seit 1861 in Berlin, wo er auch dem Oberkirchenrathe angehört. Christologische Forschungen von wesentlich historischem Charakter sowie eine Darstellung des Pietismus besonders in Württemberg gingen der „Protestantischen Theologie“ voraus. Diese zerfällt in drei Bücher. Das erste schildert die Urzeit des Protestantismus, nämlich die Vorbereitung des evangelischen Princips in negativer und positiver Beziehung, die Reformation in ihrer anfänglichen Einheit und principiellen Grundlage von 1517 bis 1525 und dann die Ausgestaltung des doppelten evangelischen Lehrbegriffes bis zum symbolischen Abschlusse, von der ersten Formation des evangelischen Bekenntnisses um 1530 bis zur zweiten 1580 und 1619, d. h. die Zeit der formalen Feststellung einer lutherischen und einer reformirten Kirche. — Das zweite Buch schildert das Sonderleben der beiden evangelischen Confessionen und die Wiederauflösung der Einheit des reformatorischen Princips. Zunächst wird die reformirte Kirche dargestellt: die Herrschaft der reformirten Orthodoxie bis zum Jahre 1700 und die Zeit des Deismus bis 1800. Dann folgt die Schilderung des Lebens der lutherischen Kirche, zunächst die Periode der einseitigen Objectivität und der damit zusammenhängenden Orthodoxie, dann der Beginn der Oppo-

sition und endlich der Sieg des Subjectivismus im 18. Jahrhundert. — Das dritte Buch will die Regeneration der evangelischen Kirche im 19. Jahrhundert schildern und zwar sowohl auf deutschem Boden als in den reformirten Ländern außerhalb Deutschlands.

6) „Geschichte der katholischen Theologie seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart." Von Dr. Karl Werner. München 1866. — Werner ist 1821 in Niederösterreich geboren, trat in das Priesterseminar zu St. Pölten, an dem er später als Lehrer wirkte, und ist seit 1870 Professor der Theologie an der Universität Wien. Seit den fünfziger Jahren literarisch thätig, hatte er besonders durch eine „Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie" seine historische Begabung bewiesen, als er für die Geschichte der Wissenschaften gewonnen wurde. — Während die Geschichte der evangelischen Theologie eine der voluminösesten der ganzen Reihe ist, stellt sich die der katholischen als eines der knappst gehaltenen Werke dar. Es zerfällt wie jenes in drei Bücher. Das erste entrollt eine Geschichte der nachtridentinischen Theologie des katholischen Deutschlands im Zeitalter der confessionellen Polemik, „in welcher die Jesuiten die eigentlichen Schildhalter des katholischen Glaubens und Bewußtseins waren." Im zweiten Buche stellt sich die katholische Theologie Deutschlands dar in der Zeit des Ueberganges aus der scholastischen Bildungsepoche in das Zeitalter der allgemeinen Toleranz und Aufklärung; das dritte Buch endlich charakterisirt die kirchliche Theologie und die religiös-christliche Wissenschaft unter den Einflüssen der deutsch-nationalen Wissenschaft und Bildung des 19. Jahrhunderts.

7) „Geschichte der Aesthetik in Deutschland." Von Hermann Lotze. München 1868. — Lotze, der teleologische Idealist, der geistvolle Verfasser des „Mikrokosmos", ist 1817 zu Bautzen geboren und wirkte seit 1844 als ordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen; im Jahre 1879 in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen, ist er daselbst im August 1881 gestorben. Seine „Geschichte der Aesthetik" gliedert sich in eine Geschichte der allgemeinen Standpunkte, eine solche der einzelnen ästhetischen Grundbegriffe und eine Geschichte der Kunsttheorien und weicht durch diese Art der Eintheilung sehr wesentlich von all den bisher geschilderten Werken ab. Die „Geschichte der allgemeinen Standpunkte" kennzeichnet die Anfänge der Aesthetik durch Baumgarten, Winckelmann und Lessing, die Grundlegung der wissenschaftlichen Aesthetik durch Kant. Sie geht dann über zu Herder's Hervorhebung der Bedeutsamkeit im Schönen und zu Schiller's Vermittelung zwischen Schönheit und Sittlichkeit, um weiterhin die „Weltstellung" der Schönheit im Idealismus Schelling's darzuthun. Nun wird gezeigt, wie von Solger's und Schleiermacher's Standpunkt aus die Phantasie als Schöpferin des Schönen erscheint, wie Hegel den Begriff der Schönheit in seinen dialektischen Weltplan einordnete, wie Weiße und Vischer eine innere dialektische Gliederung der Aesthetik unternahmen und wie endlich Herbart zurückkehrte zur Aufsuchung der wohlgefälligen Urverhältnisse des Mannigfachen, wobei Lotze Gelegenheit nimmt, sich entschieden gegen den Vorschlag einer rein formalen Aesthetik auszusprechen. — Die „Geschichte der einzelnen ästhetischen Grundbegriffe" erläutert die Anschauungen, welche die Denker von den verschiedenen Arten des ästhetisch Wirksamen gehegt haben, nämlich von dem Angenehmen der Empfindung, von dem Wohlgefälligen der Anschauung, von den Schönheiten der Reflexion und von den ästhetischen Stimmungen der Phantasie. Eine Würdigung der ästhetischen Ideale und der künstlerischen Thätigkeiten schließt dies Buch. — Die „Geschichte der Kunsttheorien" beginnt mit einer Feststellung der Begriffe „Kunst" und „Künste" und geht dann im Einzelnen ein auf Musik, Baukunst, Plastik, Malerei und Dichtkunst.

8) „Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten." Von Theodor Benfey. München 1869. — Benfey's Leben ist so recht das stille Innenleben des deutschen Gelehrten. Im Jahre 1809 zu Nörten bei Göttingen geboren, hat er zu Göttingen Gymnasium und Universität absolvirt, sich ebendort im Jahre 1834 als Docent für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft habi-

litirt und lebte dort in ununterbrochener, bedeutender Productivität seit 1862 als ordentlicher Professor. Er starb im vorigen Jahre. — Sein Werk charakterisirt zunächst die Aufgabe der Sprachwissenschaft, giebt eine Uebersicht derselben von den ältesten Spuren sprachwissenschaftlichen Denkens bis zum Anfang unseres Jahrhunderts und geht dann zu dem im Titel angegebenen Thema über. Es kommt ihm dabei zu Gute, daß die Hegemonie im Reiche der Sprachwissenschaft seit dem Ende des 18. Jahrhunderts durchaus bei den Deutschen steht; Philosophen, Dichter und Forscher haben hierzu mitgewirkt, und bis zur Zeit steht diese Vorherrschaft noch unerschüttert. Friedr. v. Schlegel ist der tiefsinnige und geistvolle Pionier der neuen Wissenschaft; ihre eigentlichen Schöpfer aber waren: Franz Bopp, der geniale Erfinder der vergleichenden Methode, Jakob Grimm, der ruhmvolle Begründer der historischen Sprachforschung, Wilhelm v. Humboldt, welcher es anstrebte, die neuen Methoden mit der philosophischen Betrachtung des sprachlichen Lebens zu vereinigen, und endlich Aug. Fr. Pott, dieser umfassende Sprachenkenner, dessen philosophisch und historisch gebildeter Geist fast kein Problem seiner Wissenschaft unberührt gelassen hat. So löst sich die neuere Geschichte der Sprachwissenschaft als ein einheitliches Stück leicht von der Gesammtentwickelung los; denn es trägt die ihm von außen auferlegte chronologische und ethnographische Beschränkung zugleich in sich selbst.

9) „Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland." Von Rudolf v. Raumer. München 1870. — Dies Werk ist eine selbständige Behandlung desselben Gebietes, das in dem vorgenannten Buche Th. Benfey's unter der Ueberschrift „Germanischer Sprachzweig" auf kaum zwanzig Seiten skizzirt ist. — R. v. Raumer, Sohn des ausgezeichneten Geognosten und Pädagogen Karl Georg v. Raumer, ist 1815 zu Breslau geboren, wurde 1846 Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Erlangen und starb dort im August 1876. — Die Geschichte der germanischen Philologie zerfällt in vier Bücher, deren erstes die Anfänge der Wissenschaft bis zum Jahre 1665 zur Darstellung bringt. Der Anfang der zweiten Periode ist bezeichnet durch die Herausgabe des Codex argenteus und der hiermit angebahnten Einführung des Gothischen in den Kreis der germanistischen Forschung. Das zweite Buch führt bis zum Auftreten der Romantiker im Jahre 1797, das dritte schildert die Hinwendung dieser Dichterschule zur deutschen Vorzeit und die Umgestaltung der romantischen Bestrebungen durch die früheren Arbeiten der Gebrüder Grimm. Die vierte Periode endlich wird begründet durch das Erscheinen von J. Grimm's „Deutscher Grammatik" (1819) und führt bis zur Gegenwart. Das erste Capitel dieses Buches ist ganz und gar den Gebrüdern Grimm gewidmet; das zweite beschäftigt sich mit ihren Mitarbeitern: Lachmann, Benefe, Schmeller, Uhland, Wackernagel, Haupt u. s. w. Im dritten Capitel wird die Einwirkung der Sanskritstudien auf die Erforschung der germanischen Sprachen auseinandergesetzt, wobei Bopp's Name im Vordergrunde steht. Das vierte Capitel charakterisirt die schulmäßige Behandlung des Neuhochdeutschen von 1819 bis 1840; das fünfte aber wendet sich wieder durchaus den Gebrüdern Grimm zu und beschäftigt sich mit deren Leben und Werken von 1840 bis zu ihrem Tode. Im sechsten Capitel wird die Bearbeitung der deutschen Literaturgeschichte, im siebenten und letzten der Fortbau der germanischen Philologie in den Jahrzehnten bis 1870 dargelegt.

10) „Die Entwickelung der Chemie in der neueren Zeit." Von Hermann Kopp. München 1873. — Kopp ist im Jahre 1817 zu Hanau geboren, studirte zu Gießen unter Liebig, habilitirte sich dort 1841 und folgte 1864 einem Rufe nach Heidelberg. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Chemie", Braunschweig 1843 bis 1847, zu der er später noch Nachträge lieferte, welche die ältesten Perioden eingehender behandelten. Dies große Werk ließ Kopp für die Geschichte der Wissenschaften von vornherein als einen der Berufensten erscheinen; aber eben zur Unterscheidung von jener älteren Arbeit nannte er die neuere: „Entwickelung" der Chemie. Die Gliederung des Buches ist die folgende: Entwickelung der Chemie bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, Entwickelung von Boyle bis vor Lavoisier,

Uebersicht des Zustandes der Chemie vor dem Sturze der Phlogistontheorie (d. h. der von Stahl um 1700 begründeten Lehre von dem Princip der Brennbarkeit als der verbreitetsten Substanz unter den Grundbestandtheilen der Körper), Reform der Chemie durch Lavoisier, Fortschritte in der Erkenntniß unzerlegbarer Substanzen, Ansichten über das Wesen der chemischen Verbindung und Erkenntniß fester Proportionen, Erkenntniß der Regelmäßigkeit dieser Proportionen und Aufstellung der atomistischen Theorie, deren Ausbildung bis gegen 1840, Erweiterung der unorganischen Chemie und Umgestaltung des chemischen Systems von 1810 bis 1840, Entwickelung der Ansichten über organische Verbindungen bis gegen 1840, Bestreitung älterer chemischer Lehren um 1840, wichtigere Fortschritte der Chemie bis 1858, Heranbildung der neueren Lehren über die chemische Constitution der Körper. — Die Chemie hat vielleicht unter allen Wissenschaften den schnellsten Wechsel der Theorien erlebt. Wenn sie sich auch mehr und mehr ihrer eigentlichen Aufgabe bewußt geworden: die Verschiedenheit der Körper aus der Verschiedenheit der Zusammensetzung der letzteren zu erklären — wie oft hat sie in der Verfolgung dieser Aufgabe sich zugetraut, wie oft wieder daran verzweifelt, auf das Letzte zurückgehen und etwas über die Art der Zusammenfügung der Atome in einem kleinsten Theilchen einer Substanz erschließen zu können. Noch hat sich für die Chemie keine eigentliche Theorie ausgebildet, welche, von einem bestimmten Princip ausgehend, alle Resultate der Erfahrung als nothwendige Consequenzen desselben genügend abzuleiten vermöchte.

11) „Geschichte der Technologie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.“ Von Karl Karmarsch. München 1872. — Karmarsch wurde 1803 zu Wien geboren, bekleidete dort 1819 bis 1823 die Stelle eines Assistenten der mechanischen Technologie unter Prof. Altmüller und folgte 1830 dem Rufe nach Hannover zur Begründung und Leitung einer polytechnischen Schule, der er bis 1875 vorstand. Im Jahre 1879 starb Karmarsch. Sein um 1840 geschriebenes „Handbuch der mechanischen Technologie“ war epochemachend. — Die „Geschichte der Technologie“ zerfällt in eine Geschichte der Industrie und eine Geschichte der technologischen Wissenschaft. Der Begriff der „Industrie“ ist außerordentlich umfassend genommen. Nach einem Rückblick auf die Mitte des 18. Jahrhunderts giebt Karmarsch eine nähere Ausführung der Geschichte von Hülfs- und Förderungsmitteln der Industrie. Dahin rechnet er: die technischen Lehranstalten, die Gewerbsverfassung, die Verkehrsmittel, Patente, Musterschutz, Gewerbsvereine, Sammlungen, Industrieausstellungen, Zoll- und Handelsverträge, Einheitsbestrebungen in Münze, Maß und Gewicht. Dann geht er über auf die Geschichte der Industriezweige im Einzelnen, welche er in fünfzehn Gruppen sondert: Bewegungsmaschinen, Metallbereitung, Metallverarbeitung, Steinverarbeitung, Thonverarbeitung, Glasindustrie, Holzverarbeitung, Kautschuk und Guttapercha, Bearbeitung der Thierhäute, Textilindustrie, Papier, graphische Künste, chemische Fabricationen, Genußmittel u. dergl., Erleuchtung und Heizung. — Die Geschichte der technologischen Wissenschaft theilt Karmarsch in drei Perioden: in eine vorbereitende, in eine grundlegende, welche mit der Herausgabe von Beckmann's „Technologie“ im Jahre 1777 beginnt, und in die eigentlich wissenschaftliche, welche 1824 mit Bernoulli beginnt und in Karmarsch selbst einen ihrer bedeutendsten Vertreter gefunden hat.

12) „Geschichte der Zoologie bis auf Joh. Müller und Charl. Darwin.“ Von J. Victor Carus. München 1872. — Carus, als Sohn eines Dorpater Professors der Chirurgie 1823 zu Leipzig geboren, wurde 1846 Assistenzarzt des dortigen Georgenhospitals, drei Jahre später Conservator des anatomischen Museums zu Oxford und erhielt endlich, nachdem er sich 1851 zu Leipzig habilitirt, die dortige Professur der vergleichenden Anatomie und die Direction der zootomischen Sammlung. Eine Reihe ausgezeichneter zoologischer Werke veranlaßte seine Berufung zur Mitarbeiterschaft an der „Geschichte der Wissenschaften“. Carus' „Geschichte der Zoologie“ zerfällt, abgesehen von der Einleitung, in drei Hauptabschnitte: die Zoologie des Alterthums, die des Mittelalters und die der

neueren Zeit. Die beiden ersten nehmen ein reichliches Drittel des ganzen Werkes in Anspruch und werden auch der Stellung der Thiere im Culturleben der Menschheit, wenigstens den allgemeinen Umrissen nach, gerecht. Der dritte Hauptabschnitt schildert zuerst die Periode der encyklopädischen Darstellungen, dann die der Systematik und endlich die der Morphologie, d. h. der Lehre von der Gestalt der Organe, zu deren frühen Vorkämpfern auch Goethe gehörte und die endlich in der Entwickelungslehre Darwin's zu großartigen, eine neue Grundlage der Zoologie schaffenden Anschauungen gelangte.

13) „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz." Von Dr. Eduard Zeller. München 1878. — Zeller ist im Jahre 1814 in Württemberg geboren, studirte zu Tübingen und Berlin Theologie, wirkte als Professor dieser Wissenschaft in den vierziger und fünfziger Jahren an den Universitäten Bern und Marburg, wurde 1862 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Heidelberg und 1872 nach Berlin berufen, wo er noch jetzt thätig ist. — Der wissenschaftliche Ruhm Zeller's beruht vorzugsweise auf seiner Geschichte der griechischen Philosophie, die seit ihrem ersten Erscheinen (1844 bis 1852) schon vier Auflagen erlebt hat. — In seiner „Geschichte der deutschen Philosophie" entrollt Zeller zunächst ein Bild der Zeit vor Leibniz, charakterisirt Scholastik und Mystik, Humanismus und Reformation sowie den Einfluß der englischen, französischen und holländischen Philosophie auf Deutschland. Dann giebt er im ersten Abschnitte die Darstellung der deutschen Philosophie von Leibniz bis auf Kant. Die größten Namen dieser Zeit sind Leibniz selbst, dann Wolff, Mendelssohn und Lessing. Der zweite Abschnitt führt von Kant bis auf die Gegenwart. In sehr eingehender Weise wird die Persönlichkeit und die Lehre Kant's zur Anschauung gebracht, ebenso seine Anhängerschaft und seine Gegnerschaft, die Glaubensphilosophen: Hamann, Herder und Jacobi. Die folgenden Capitel sind der Fortbildung der Kant'schen Philosophie zum subjectiven Idealismus gewidmet. Hier treten Fichte, Schiller und W. v. Humboldt in den Vordergrund. Dann erscheint Schelling als Wortführer des transcendentalen Idealismus und der Naturphilosophie nebst seiner Schule und den ihr verwandten Philosophen: Solger, Baader, Krause, Schleiermacher. Das sechste Capitel ist Hegel, das siebente Herbart, Beneke und Schopenhauer gewidmet. Eine Betrachtung der jüngsten Vergangenheit macht den Beschluß. — Im Ganzen genommen war die deutsche Philosophie von Leibniz bis auf Hegel Idealismus, und ein solcher entsprach auch unverkennbar dem Charakter wie den Zuständen unseres Volkes. Zeigt doch schon die ältere Speculation keine Erscheinung, die so specifisch deutsch wäre wie die Mystik eines Eckhart oder Böhme. Und diese Neigung des deutschen Geistes, sich in sich selbst zurückzuziehen, wurde durch die nationale Entwickelung seit dem 15. und 16. Jahrhundert stetig genährt. War doch alles Große, was unserem Volke seitdem gelang, durchaus auf geistigem Boden erwachsen: der Humanismus, die Reformation, die Blüthe der Dichtung im 18. Jahrhundert, während die staatliche und wirthschaftliche Entwickelung bedenklich zurückblieb und über dem Studium des classischen Alterthums, über der nachhaltigsten religiösen Vertiefung, endlich über der kosmopolitischen Begeisterung für die ganze Menschheit, über der künstlerischen Anschauung der Ideale die nächsten Bedürfnisse der Gegenwart und der eigenen Heimath fast vergessen wurden. War es nicht natürlich, daß in einem solchen Volke Leibniz die letzten Gründe der Welt in geistigen Wesen suchte, deren Begriff er aus dem menschlichen Selbstbewußtsein schöpfte? — daß Kant und mehr noch Fichte die ganze äußere Welt zu einer bloßen Abspiegelung der inneren machten? — daß Schelling und Hegel den Geist als den Schöpfer der Natur zu begreifen suchten, die Natur als Hülle und Organ des stufenweise zu sich selber kommenden Geistes? — Die Stockung der philosophischen Productivität seit Hegel, in dessen apriorischer Construction des Universums jener Idealismus culminirt, bezeichnet zugleich auch einen Wendepunkt. Indem nämlich gleichzeitig mit der Zersetzung der älteren großen Schulen die vielseitigste und fruchtbarste Thätigkeit auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften begann, bekundete sich hierin unzweifelhaft das

Bedürfniß nach einem gesunden Realismus. Und nun trat das ganze Leben der Nation in eine neue Phase, welche unerwartet die politischen, militärischen und wirthschaftlichen Kräfte in höchste Spannung versetzte und in kühnem Aufschwunge zu glorreichem Erfolge führte. — Es wird jetzt darauf ankommen, daß diese plötzliche Neuentwickelung doch zu keinem Risse zwischen Gegenwart und Vergangenheit führe, vielmehr das Leben wie die Philosophie der Deutschen über den äußeren Erfolgen der alten Ideale nicht vergesse, unser Auge offen bleibe nicht nur für die thatsächliche Beschaffenheit der Dinge, sondern auch für deren tiefer liegenden Zusammenhang, für die subjectiven und die objectiven Elemente der Vorstellungen, für die natürlichen Ursachen und die idealen Gründe der Erscheinungen.

14) „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland." Von Wilhelm Roscher. München 1874. — Dies Werk hat in gewissem Sinne ein polares Verhältniß zu dem vorhergehenden: schildert jenes das Leben des deutschen Volkes in der Welt seiner Ideale, so entrollt dieses ein Bild harten Ringens und Arbeitens um die Existenz. — Roscher wurde 1817 zu Hannover geboren, studirte in Göttingen und Berlin, habilitirte sich 1843 zu Göttingen und siedelte 1848 als ordentlicher Professor nach Leipzig über, wo er über Politik, Geschichte der Staatswissenschaften und Nationalökonomie las. Die historische Methode der nationalökonomischen Wissenschaft ist wesentlich von Roscher begründet worden und in seinem großen Werke „System der Volkswirthschaft" zum Ausdruck gelangt. So war er unzweifelhaft der rechte Mann, die Geschichte seiner Wissenschaft zu schreiben. Mit großer Wärme betont er schon in der Vorrede die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens, indem er sich gegen einen Ausspruch Say's wendet, der behauptet, daß die Wiederausgrabung älterer Lehren nur schaden könne, und der in dem Satze gipfelt: „Denn nach dem, was andere Leute gemeint haben, forscht man nur aus Mangel an eigenen klaren Begriffen." Roscher fertigt diese hochmüthige Selbstgenügsamkeit vortrefflich ab. Das für irgend eine Zeit wahrhaft Bedeutende veraltet niemals; darum zeigt es sich auch, daß ja stets nur diejenigen Menschen wirkliches Interesse für die Zukunft hegen, die sich für die Vergangenheit interessiren. Die geistig hochstehenden Menschen gleichen den hohen Bergen, die noch am spätesten die Abendsonne des sinkenden und schon am frühesten die Morgensonne des anbrechenden Tages widerspiegeln. — Der Schwerpunkt der volkswirthschaftlichen Doctrin liegt während des halben Jahrtausends, durch welches Roscher den Leser führt, nur binnen weniger Menschenalter in Deutschland; die Literatur der Engländer ragt auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete in ähnlicher Weise hervor wie etwa auf dem Gebiete der neueren Kunstgeschichte die Malerei der Italiener; hinter der Nationalökonomik Italiens und Frankreichs steht dagegen die der Deutschen nicht zurück. — Roscher gliedert die Entwickelungsgeschichte der Volkswirthschaftslehre in drei Perioden, nämlich in das theologisch-humanistische, in das polizeilich-cameralistische und in das wissenschaftliche Zeitalter. Innerhalb dieser Perioden schildert er den Gang der Ideen vom Ausgange des Mittelalters durch die Phasen des reformatorischen Humanismus und Socialismus wie des herüberdringenden welschen Regalismus bis zu den Anfängen der systematischen und geschichtlichen Volkswirthschaftslehre im 17. Jahrhundert. Nachdem er dann die holländische Schule und das Mercantilsystem dargestellt, entrollt er ein Bild der deutschen Bestrebungen, das zugleich ein Bild des damaligen deutschen Particularismus auf wirthschaftlichem Gebiete ist. Denn fast alle deutschen Nationalökonomen, die im Laufe des 16., des 17. sowie zu Anfang des 18. Jahrhunderts Bedeutendes geleistet, standen mit einem hervorragenden Fürsten ihrer Zeit in äußerlichem oder geistigem Zusammenhange: offenbar eine Wirkung der nämlichen Ursachen, welche damals den monarchischen Absolutismus vorbereitet und endlich durchgesetzt haben. Conring freilich, der letzte große deutsche Polyhistor (1606 bis 1681), bewährt auch auf diesem Gebiete seine berühmte Universalität; mit Recht nennt ihn sein Grabstein: Rerum principumque consularius. Aber all die anderen lehnen sich in auffälliger Weise an einzelne Fürsten an: so der große sächsische Anonymus

an Herzog Georg, Camerarius und Agricola an Moritz und August von Sachsen, Obrecht an Kaiser Rudolf II., Bornitz an Ferdinand II.; und in gleicher Art ist Pufendorf dem großen Kurfürsten, Seckendorf dem Herzog Ernst von Gotha, sind Hörnigk und Schröder mit Kaiser Leopold I., Christian Wolf mit Friedrich Wilhelm I. und Friedrich d. Gr. eng verbunden. Seit dem Ende des siebenjährigen Krieges wird das anders; seitdem entspricht das Steigen und Fallen der volkswirthschaftlichen Literatur unmittelbarer dem Fluthen und Ebben des deutschen Volksgeistes. Diese Wendung fällt denn ungefähr zusammen mit dem Anbruche des wissenschaftlichen Zeitalters, das bis vor etwa einem Vierteljahrhundert im Wesentlichen von dem mächtigen Impulse beherrscht wurde, welchen Adam Smith durch seine „Untersuchung des Nationalreichthums“ gegeben hatte. Dann begann, wesentlich unter Roscher's eigener Einwirkung, der Aufschwung der geschichtlichen Methode. Eine Uebersicht der neuesten Entwickelung schließt das großartige Werk, das übrigens der Darstellung des wissenschaftlichen Zeitalters, also dem letztverflossenen Jahrhundert, mehr als die Hälfte seiner tausend Seiten widmet.

15) „Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860.“ Von Dr. Julius Sachs. — Sachs ist einer der jüngsten Mitarbeiter an der „Geschichte der Wissenschaften“. Im Jahre 1832 zu Breslau geboren, studirte er zu Prag, habilitirte sich dort, wirkte vorübergehend in Tharand, dann seit 1861 als Professor erst zu Poppelsdorf, später zu Freiburg, und seit 1868 steht er dem großen pflanzenphysiologischen Institute zu Würzburg vor. Ausgezeichnete Lehr- und Handbücher über Botanik und Pflanzenphysiologie begründeten Sachs' wissenschaftlichen Ruf und führten zur Uebernahme der „Geschichte der Botanik“. Das knapp und klar gehaltene Werk zerfällt in drei gesonderte Bücher, wie die Botanik selbst drei verschiedene Wissenschaften umfaßt: die auf Morphologie, d. h. auf Formenlehre, gegründete Systematik, die Phytotomie oder Pflanzenanatomie und die Pflanzenphysiologie. Zwar verfolgen diese drei Wissenschaften sämmtlich den einen gemeinsamen Zweck, eine allseitige Kenntniß der Pflanzenwelt zu vermitteln; in ihren Forschungsmethoden sind sie jedoch ganz verschieden, und bis auf die neueste Zeit haben sich namentlich die Formenlehre und die Hand in Hand mit ihr gehende Systematik fast ganz unabhängig von der Anatomie und der Physiologie der Pflanzen entwickelt. Erst in neuester Zeit führte eine tiefere Auffassung der Probleme des vegetativen Lebens zu engerer Verknüpfung jener drei Zweige der Botanik.

16) „Geschichte der Astronomie.“ Von Rudolf Wolf. München 1877. — Der Verfasser, 1816 zu Zürich geboren, studirte zunächst Mathematik und Physik, erhielt 1847 die Leitung der Berner Sternwarte und ging drei Jahre später als Professor der Astronomie und Director der Sternwarte an die Universität Zürich. Seinen Ruf verdankt er vorzugsweise mathematisch-historischen Arbeiten sowie Untersuchungen über die Periodicität der Sonnenflecke. — Wolf's „Geschichte der Astronomie“ beschränkt sich keineswegs auf Deutschland. Sie greift auf die ältesten Völker zurück und beginnt mit einer Darlegung der Entwickelung des ptolemäischen Weltsystems. Daran reiht sich die Erläuterung der ersten Messungen und Berechnungen sowie der antiken Gestirnbeschreibung. Eine Aufzählung und Würdigung der alten und mittelalterlichen astronomischen Schriftsteller und deren Herausgeber schließt das erste Buch. — Das zweite behandelt die Reformation der Sternkunde, indem nach einander das copernicanische Weltsystem, die Ergebnisse der Beobachtungen, die ersten Entdeckungen mit dem Fernrohr und die literarischen Leistungen bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auseinandergesetzt werden. — Das dritte Buch beginnt mit dem Zeitpunkte, in welchem, ungefähr gleichzeitig mit dem Entstehen großer wissenschaftlicher Centralanstalten zu Paris und London, Isaak Newton das Gesetz der allgemeinen Gravitation entdeckt, das sowohl den Abschluß der Reformation der Sternkunde bildet als auch zum Grundstein der modernen Astronomie wird. Dem Capitel über die allgemeine Gravitation reiht sich ein solches über die neuere Beobachtungskunst an. Unter der Ueberschrift „Der Bau

des Himmels“ werden dann die gegenwärtigen Kenntnisse und Vorstellungen dargelegt, und ein Abschnitt über die neuere literarische Thätigkeit schließt das Werk.

17) „Geschichte der Mathematik in Deutschland.“ Von K. J. Gerhardt. München 1877. — Karl Imanuel Gerhardt wurde 1816 zu Herzberg geboren und ist Director des Gymnasiums zu Eisleben. Er gab Leibniz' mathematische Werke heraus, schrieb über die Entstehung der höheren Analysis und stand also schon innerhalb des historischen Studienkreises seiner Wissenschaft, als er zur Mitarbeiterschaft an dem Münchener Unternehmen berufen wurde. — Die „Geschichte der Mathematik“ hat natürlich viel Berührungspunkte mit derjenigen der Astronomie, und so finden sich z. B. gleich in Gerhardt's erstem Buche, welches aus der Ottonenzeit bis zum siebzehnten Jahrhundert führt, manche Namen, die der Mathematik, der Astronomie oder der Geographie gemeinsam sind, wie Regiomontanus, Copernicus, Kepler. Andere Männer ragen wieder aus den Kreisen der Philosophie herüber, so z. B. in dem zweiten, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts führenden Buche der große Leibniz, der als Entdecker des Algorithmus der höheren Analysis auch für die Geschichte der Mathematik einer der Sterne erster Größe ist. Das dritte Buch Gerhardt's führt bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und verweilt mit besonderer Bewunderung bei dem Andenken des genialen Steiner.

18) „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft.“ Von R. Stintzing. Erste Abtheilung. München 1880. — Roderich v. Stintzing wurde 1825 zu Altona geboren, studirte die Rechte, betheiligte sich 1848 an der Erhebung der Elbherzogthümer gegen Dänemark und habilitirte sich, nachdem er einige Zeit als Advocat in Plön prakticirt, im Jahre 1852 an der juristischen Facultät zu Heidelberg. Zwei Jahre später ging er als ordentlicher Professor nach Basel, siedelte 1857 nach Erlangen und 1870 als Geheimer Justizrath an die Universität Bonn über. Seine hervorragenden Werke sind juristisch-literargeschichtlichen Inhalts, und so war er in eminentem Sinne berufen, die Bearbeitung der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft zu übernehmen. Dies Werk ist bisher das einzige, welches in zwei Bänden erscheint, und von diesen liegt zunächst nur der erste vor. Stintzing beginnt mit Eike v. Repgow, dem Verfasser des Sachsenspiegels (1234), schildert zunächst die Rechtswissenschaft in Deutschland bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts, dann den Sieg des römischen Rechtes und den neuen Juristenstand, Humanismus und Reformation und die wissenschaftlichen Methoden bis in das siebzehnte Jahrhundert. Als höchst einflußreiche Charakterfigur aus dieser Zeit zeichnet er das Bild des Ulrich Zasius, der gleich hervorragend war als Humanist wie als Jurist. Das sechste Capitel ist wesentlich literargeschichtlichen Inhalts, insofern es die kritische Bearbeitung und Erweiterung des Quellenmaterials würdigt. Weiter schreitend, legt Stintzing die Anfänge der synthetischen Richtung dar, das heißt die methodologischen und systematischen Versuche sowie die Principienkämpfe bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und führt auch hier wieder einen echt deutschen Charakterkopf, den des Joh. Oldendorp, näher aus. Nun geht der Verfasser über zu einer Kennzeichnung der niederländischen, französischen und italienischen Schule und ihres Einflusses auf Deutschland, um dann, nach einer Würdigung der Systematiker in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ein Bild der juristischen Praxis jener Zeit zu entrollen: Reichskammergericht, Rechtsverfahren, Gesetzgebung und Strafrecht. Ein (fünfzehntes) Capitel über die Epigonen und Vorboten in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schließt den ersten Band von Stintzing's Werk, dessen zweite Abtheilung (dem Berichte über die einundzwanzigste Plenarversammlung der historischen Commission zufolge) im Jahre 1882 herausgegeben werden soll.

Das sind die bisher erschienenen Werke des großen Unternehmens, dessen Schlußbände in Vorbereitung sind. Und zwar werden noch erscheinen:

19) „Geschichte der Historiographie in Deutschland.“ Von Wegele. — Franz Xaver v. Wegele ist 1823 zu Landsberg in Oberbayern geboren, habilitirte sich 1849 als Docent der Geschichte zu Jena, wurde 1851 Professor, siedelte 1857 nach Würz-

burg über und trat 1858 in die historische Commission zu München ein Seine historischen Werke, welche theils mittelalterliche Stoffe behandeln (wie die „Thüringischen Geschichtsquellen", die „Monumenta Eberacensia", das „Leben Dante's" und „Friedrich der Freidige von Meißen"), theils modernen Männern gewidmet sind (wie „Karl August von Weimar", „Goethe als Historiker"), zeigen die Vielseitigkeit seiner Bestrebungen. Wegele's Werk liegt druckfertig vor.

20) „Geschichte der Geologie." Von Ewald. — Jul. Wilh. Ewald wurde im Jahre 1811 zu Berlin geboren, studirte zu Bonn und Berlin und lebt in seiner Vaterstadt als Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er veröffentlichte in der „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft" und in den „Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften" eine Reihe mineralogischer und geologischer Monographien von großem Werthe und gab im Auftrage des Ministeriums 1864 eine geologische Karte der Provinz Sachsen heraus. Dann übernahm er die Bearbeitung der „Geschichte der Geologie", und die Herausgabe dieses Werkes wird im Jahre 1882 erwartet.

21) „Geschichte der classischen Philologie." Von Bursian. — Konrad Bursian, im Jahre 1830 geboren, stammt aus Sachsen, habilitirte sich 1856 zu Leipzig, ging 1864 als ordentlicher Professor der classischen Alterthumswissenschaft nach Zürich, fünf Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Jena und lehrt seit 1874 als ordentlicher Professor der classischen Philologie an der Universität München. Sein berühmtestes Werk ist die „Geographie von Griechenland"; für die Geschichte der Wissenschaften aber zeigen ihn als besonders berufen seine „Jahresberichte über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft". Die Vollendung des Werkes über die „Geschichte der classischen Philologie" dürfte im Jahre 1883 zu erwarten sein.

22) „Geschichte der Medicin und Physiologie." Von Hirsch. — August Hirsch ist 1817 zu Danzig geboren, prakticirte zunächst als Arzt und wandte sich dann historischen Studien über die Krankheiten zu, als deren bedeutendste Frucht sein „Handbuch der historisch-geographischen Pathologie" erschien. Im Jahre 1863 wurde er als Professor der Geschichte der Medicin an die Berliner Universität berufen; seit 1866 ist er Mitherausgeber von Virchow's „Jahresberichten über die Fortschritte und Leistungen der Medicin". Der Abschluß seines Werkes über die Geschichte der Medicin wird für 1883 erhofft.

23) „Geschichte der Physik." Von Jolly. — Phil. Gustav v. Jolly ist 1809 zu Mannheim geboren und lehrte als Professor der Physik zuerst in Heidelberg und später in München. Ueber die Beendigung seines Werkes ist noch nichts bekannt.

24) „Geschichte der Kriegswissenschaften." Von Jähns. — Max Jähns wurde 1837 zu Berlin geboren, trat 1854 in ein rheinisches Infanterie-Regiment, absolvirte von 1860 bis 1863 die Berliner Kriegsakademie und fungirte dann als Regimentsadjutant in Aachen. Im Jahre 1867 wurde er in den damals neu eingerichteten „Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke des großen Generalstabes" versetzt, war 1870 in Frankreich als Liniencommissar des Generalstabes thätig und wurde 1873 auf den Lehrstuhl für die Geschichte der Kriegskunst an der Berliner Kriegsakademie berufen. Literarisch ist Jähns zuerst mit poetischen Werken aufgetreten; dann wandte er sich besonders culturhistorischen und militärgeschichtlichen Studien zu. So erschienen u. A. „Roß und Reiter in Leben, Sprache und Geschichte der Deutschen", „Das französische Heer von der Revolution bis zur Gegenwart", „Die Schlacht bei Königgrätz" und endlich das große „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance". Letztere Arbeit bewirkte die Berufung des Majors Jähns zur Mitarbeiterschaft an der „Geschichte der Wissenschaften", nachdem der bis dahin mit den Vorarbeiten für diesen Wissenschaftszweig beschäftigte Generallieutenant Frhr. v. Troschke gestorben war. Doch wird Jähns nicht die Anfänge der Troschke'schen Arbeit weiterführen, sondern ein selbständiges Werk liefern, von dem er hofft, daß es bis zum Jahre 1884 vollendet werde. Damit wäre das große Unternehmen der „Geschichte der Wissenschaften" überhaupt zum Abschluß gebracht.

Ueberblickt man die Gesammtheit der

bisher erschienenen achtzehn Werke, so ergiebt sich, daß dem ursprünglichen Programm, welches als Beginn der Bearbeitung den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts feststellte, nur drei Arbeiten genau gefolgt sind: Lotze's Aesthetik, Benfey's Sprachwissenschaft und Karmarsch's Technologie; ja selbst von diesen gestattet sich Benfey noch einen einleitenden Rückblick bis auf die Anfänge der Cultur. Die Mehrzahl aller Arbeiten, nämlich neun, beginnt mit der Betrachtung der Renaissancezeit; drei Arbeiten (Zeller's Philosophie, Gerhardt's Mathematik und Stintzing's Rechtswissenschaft) gehen in das Mittelalter, drei andere endlich bis in das classische Alterthum zurück (Peschel's Geographie, Carus' Zoologie und Wolf's Astronomie). — Ebenso verschieden wie diese zeitliche Begrenzung ist das Maß des Antheils an eingehender Würdigung, welches den Nichtdeutschen zugebilligt ist, und ist die Behandlungsweise in Bezug auf die Popularität der Darstellung. Die Stoffgruppirung hat jedoch überall (mit einer einzigen Ausnahme) nach dem chronologischen Gesichtspunkte stattgefunden.

Die vierundzwanzig Mitarbeiter erscheinen im Wesentlichen als ein wissenschaftlicher Seniorenconvent, insofern sieben derselben im ersten, neun im zweiten, sechs im dritten und nur zwei (Sachs und Jähns) im vierten Decennium unseres Jahrhunderts geboren sind. — Der Heimath nach stammen fünf aus Obersachsen, drei aus Niedersachsen (Hannover ꝛc.), je zwei aus Berlin, Niederösterreich, Oberbayern, der Schweiz, Schwaben, Schlesien und je einer aus Hessen, Oberfranken, Pfalz und Westpreußen. Diese Uebersicht lehrt, wie frei die Wahl der historischen Commission von jedem particularen Interesse war.

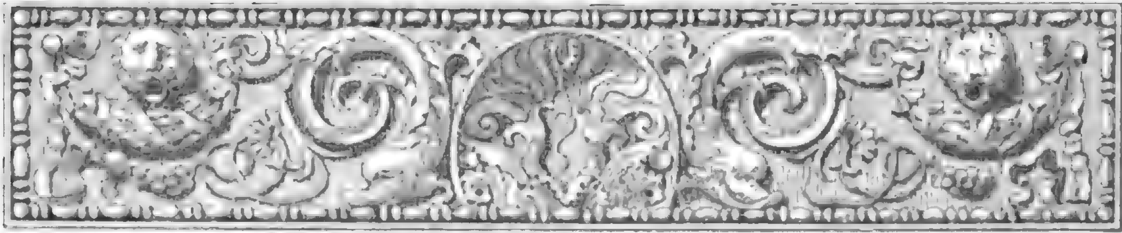
Der Preis der einzelnen Werke ist je nach dem Umfange derselben verschieden; für die Abnehmer des ganzen Cyklus oder einer Section desselben stellt er sich auf sechs bis sieben Mark für den Band. Das Gesammtwerk ist nämlich von der Verlagsbuchhandlung materienweise in drei Sectionen eingetheilt, welche sich folgendermaßen gestalten:

1. Section: Katholische Theologie, Protestantische Theologie, Philosophie, Aesthetik, Classische Philologie, Germanische Philologie, Orientalische Philologie.

2. Section: Geschichte, Kriegswissenschaft, Jurisprudenz, Allgemeines Staatsrecht, Nationalökonomie, Land- und Forstwirthschaft, Geographie.

3. Section: Technologie, Mathematik, Physik-Chemie, Astronomie, Geologie, Medicin, Zoologie-Botanik, Mineralogie.

Möge das großartige Werk, dem keine andere Nation etwas Gleichartiges zur Seite stellen kann, bald unter glücklichen Sternen vollendet werden zur Ehre und Freude des deutschen Volkes!

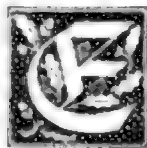


Correspondenzen.

Pariser Briefe.

Von

Max Nordau.

Evoe! Evoe! Zinken klingen, Pauken dröhnen, von jauchzenden Schreien hallt die Luft, der Boden bebt von stampfenden Fersen, ein toller Carneval hält die große Stadt in seinem Rausche gefangen, endlose Bacchantenzüge taumeln durch die Straßen, zwei Millionen Menschen schwellen und winden sich besessen in einem rasenden Tanze, und inmitten des wilden Getümmels erhebt sich unheimlich fahl und unbeweglich — das goldene Kalb. Der uralte kananäische Götze, der einst Moses zur Verzweiflung getrieben, ist an der Seine zu neuen Ehren gelangt und ganz Paris liegt seinem Dienste ob. Die Börse ist der Mittelpunkt des Pariser Lebens, sie ist der Inhalt der Zeitungen, der Gespräche, der Träume. Man liest den neuen Roman von Daudet — man verschlingt die Börsennotizen; man geht ins Theater — man stürmt athemlos nach der Place de la Bourse; die Kunstausstellungen interessiren — der Courszettel regt bis zum Wahnsinn auf. Ein neues Ministerium wird gebildet: bedeutet es Hausse oder Baisse? Soll man Renten kaufen oder verkaufen? Frankreich besetzt Tunesien — wie steht es um die tunesische Anleihe? Empfangsabend. Die schöne Hausfrau thront inmitten ihrer Gäste. Ein junger Herr nähert sich ihr und flüstert ihr rasch ein leises Wort ins Ohr. Sie wird feuerroth und dann blaß. Er hat ihr wohl eine Liebeserklärung gemacht? Nein. Er hat ihr gesagt: „Madame, Union sind um zweihundert gefallen.“ Jeder speculirt, Jeder handelt, Jeder träumt von der Million, die er erspielen will. Es giebt eine antike Camee, die mit komischer Drastik eine Gegend darstellt, in welcher Alles, Mensch und Thier, Lebendes und Todtes, von Liebesbrunst ergriffen ist. Schildern kann ich dieses Bild nicht. Wer es gesehen hat, wird sich bei dieser Andeutung daran erinnern, und wer es nicht kennt, dem kann ich die Anschauung nicht ersetzen. Nun denn, ganz Paris ist in diesem Augenblicke ein ungeheures Seitenstück zu jener Camee. Eine wahnsinnige Brunst nach Gold hat es ergriffen und regt alle seine Bewohner, vom Höchsten bis zum Niedersten, mit gleicher Leidenschaftlichkeit auf. Die vornehme Dame empfängt in ihrem Boudoir den Coulissier, der ihre Börsenaufträge vollzieht; im Vorzimmer erwartet ihn das Stubenmädchen und giebt ihm rasch eine Ordre für ihre eigene Rechnung; der Kammerdiener fragt ihn im Vorübergehen, ob er bereits sein Pöstchen Banque des pays verkaufen solle, und ehe er zum Thor hinausgelangt, faßt ihn noch der Pförtner an die Hand, zieht ihn in sein Stübchen und bittet ihn mit fliegender Stimme um einen Rath über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit eines Engagements in Türken.

Es ist nicht das erste Mal, daß dieses Fieber der Speculation sich der Pariser Gesellschaft bemächtigt. Um die Wahrheit zu sagen, ist es seit anderthalb Jahrhunderten ihr chronisches Uebel, das sich nur in gewissen Epochen zu grauenhaftem Paroxysmus steigert. Wir wissen, wie es zur Zeit Law's herging,

als die englische Beobachterin Lady Mary Wortley Montagu in ihren Reisebriefen davon sprechen konnte, daß die ganze Hofgesellschaft, den Regenten nicht ausgenommen, „abjecte Sclaven des Geldraffens" sei. Louis Blanc giebt in seiner „Geschichte der französischen Revolution" ein Bild jener Zeit, das Wort für Wort auf die Gegenwart paßt. „In die Rue Quincampoix stürmten, um sich in einem wunderbaren Durcheinander zu vermischen und herumzuwälzen, Hofleute, Kirchenfürsten, Handwerker, Parlamentsmitglieder, Mönche, Aebte, Ladenschwengel, Soldaten, Abenteurer von allen Ecken und Enden Europa's. Angesichts der Gleichheit der menschlichen Schwächen und Leidenschaften war diesmal die Ungleichheit der Stände verschwunden. Der Stolz der Großen dieser Erde wurde in die Oeffentlichkeit geschleift, um vor den Augen der Menge eine exemplarische Züchtigung zu empfangen. In Erwartung, daß es besser kommen werde, herrschte die Brüderlichkeit vorläufig in der Agiotage. Es geschah, daß Prälaten liefen, ihren römischen Purpur im Janhagel zu beschmutzen, und daß Prinzen von Geblüt sich zwischen Dirnen und Lakaien, Papiere kaufend und verkaufend, zeigten. Selbst fremde Souveräne hatten ihre Vertreter in dieser Menge, wo das Gedränge am dicksten war, in dieser gequetschten, in einander gekeilten, keuchenden Menge, die abwechselnd trunken von Hoffnung und starr vor Entsetzen war, die die Gezeiten des Spiels fortwährend aufwühlten und umtrieben, aus deren Mitte ein unheimliches Gebrüll aufstieg. Kein Haus in dieser berühmten Gasse, das nicht in Höhlen der Speculanten getheilt war. Die Habgier wußte auf den Dächern und in den Kellern ein Loch, eine Nische für sich zu finden. Man schwindelte am hellen Tage, doch auch bei Fackellicht. . . Damen erschienen und nahmen ihre Mahlzeiten inmitten dieses Tumults." So sah es 1719 aus. Man setze an Stelle der Rue Quincampoix Place de la Bourse und man hat das Bild des heutigen Paris!

Ein anderer berühmter Ausbruch des Speculationswahnsinns ereignete sich nach dem Staatsstreich vom 9. Thermidor, während des Directoriums. Diese Krise verhielt sich zu der Law'schen wie die rohe und gemeine nachjakobinische Gesellschaft zur zierlichen und glatten Welt der Regentschaft. Sie war ungleich brutaler und plumper. 1719 hatte man mit den hübsch gedruckten, vignettengeschmückten Actien der Mississippibank gehandelt, 1793 handelte man mit Rohproducten und Waaren in Natur — mit Wolle und Getreide, mit Hölzern und Steinen. Louis Blanc hat uns die Speculation zur Zeit der Regentschaft geschildert; die Brüder Goncourt malen in ihrer „Geschichte der Gesellschaft unter dem Directorium" das Bild der Speculation zur Zeit der Incroyables und Merveilleuses. „Es wurde nicht geplaudert, sondern gebrüllt; man rief aus, was man zu verkaufen hatte, und schmähte schreiend die Dinge, die man zu kaufen gedachte. Männer und Frauen waren daheim und auf der Straße bloß Händler. Ihre Hände und ihre Taschen waren gestopft voll mit Mustern der Waaren, die sie zu verkaufen hatten – Juwelen, Wein, Salz, Brot, Pulver, Tuch, Leinwand, Eisen, Butter, Kaffee, Kupfer, Spitzen, Seife, Talg, Oel, Pfeffer, Holzkohle. Jedes Haus war ein Laden, jede Wohnung ein Bazar. Im Vorzimmer standen etwa Salzfässer; in der Bibliothek konnte man sich vor Haufen Unschlittkerzen nicht rühren; in den Schlafzimmern lagen Stoffe umher; um in den Salon zu gelangen, mußte man über zwei Reihen Weinfässer hinwegklettern, und die Boudoirs waren vollgestopft mit Baumwollenballen; wenn die Gäste sich setzen wollten, hatten sie zuerst von den Stühlen und Sophas die Zuckerhüte und Tuchrollen wegzuräumen, die da aufgehäuft waren." Und wie zur Zeit Law's, wie in diesem Augenblicke, waren es auch unter dem Directorium die Frauen, in denen die Schacherwuth, die Goldlüsternheit die scheußlichsten Formen annahm und sich am widerwärtigsten kundgab.

Und die Ursache dieses Speculationsfiebers, das die Pariser Gesellschaft seit anderthalb Jahrhunderten schüttelt und in dem sie gerade wieder delirirt? Ich sehe sie in dem Materialismus, dem die hiesige Gesellschaft verfallen ist. Ihr gilt nur noch der Reichthum etwas; „la fortune", „faire fortune" ist das Zauberwort, das ihr Herz höher schlagen macht, das Ideal, dem sie nachstrebt; und da ihr die Speculation das bequemste Mittel scheint, rasch zu diesem Ziele zu gelangen, so stürzt sie sich in die Speculation, deren Wogen über ihrem Haupte zusammenschlagen. Die Million ist überall eine Standesperson; aber eine so große Dame wie hier ist sie dennoch nirgends, selbst nicht in dem Amerika, dessen Gott angeblich der „allmächtige Dollar" ist. Wo die Million erscheint, da sinkt Alles in die Kniee wie vor dem Allerheiligsten; ihr Glanz verdunkelt jedes Verdienst, jede Tugend, jede Schönheit. Gehen Sie ins Theater zu einer Première und belauschen Sie das Gespräch eines Parisers, der einem Fremden die Honneurs des Hauses macht. Mit gleichgültigem Tone sagt er: „Dieser kleine Herr mit dem Lockenkopfe da unten im Parket ist Daudet"; mit einem Gähnen: „Der dort in der Prosceniumsloge Gambetta"; plötzlich aber nimmt seine Stimme die feierlichsten Intonationen an, und mit tiefster Ehrfurcht in Blick und Geberde fügt er hinzu: „Und jener Herr ist der Director der sibirisch-tatarischen Bank,

der auf 60 Millionen geschätzt wird!" Kommen Sie in einen Salon, aber in einen Salon der Geisteselite! Renan wird gemeldet — die Hausfrau grüßt mit dem Kopfe und einem mechanischen Lächeln, von dem zwölf auf ein Dutzend gehen und dessen man an einem Empfangsabend einen so großen Vorrath verbraucht; einige decorirte Herren drücken ihm die Hand, einige alte Damen nehmen ihn zwischen sich in eine Ecke und schwärmen mit ihm über Italien. Jetzt tritt ein großer Industrieller aus dem Creuzot oder ein Agent de Change ein — die Hausfrau fliegt ihm entgegen; der Platz am Kamin wird ihm eingeräumt; die jungen und hübschen Damen umdrängen ihn, machen ihm den Hof, buhlen um sein Lächeln; die älteren Herren suchen mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, die jüngeren blicken aus der Ferne andächtig zu ihm hin und sagen sich im Inneren: „Das ist das Ziel! dahin muß ich streben!" Der Eine kann in die Wagschale der gesellschaftlichen Schätzung einen Namen werfen, der auf dem Titelblatt genialer Bücher steht, der Andere einen Namen, der einem Wechsel den Werth von Bargeld giebt; federleicht fliegt jene Wagschale empor, bleischwer sinkt diese, so tief sie sinken kann.

Schon unter dem Ancien régime hatte die Million hier ein Prestige wie nirgends sonst, aber sie war doch nicht allmächtig, gewisse Dinge konnte sie doch nicht erreichen. Der Savoyard Chambéry, ursprünglich Zimmerputzer bei einem Bankier, konnte durch den Lawschwindel vielfacher Millionär werden, sich den Adel kaufen, großen Grundbesitz erwerben, einen beneideten und weithin sichtbaren Platz in der Pariser Gesellschaft erringen; aber ein Tabouret im Spielzimmer des Königs, das rothe Band eines Sanct Louis-Ritters, das blaue des Heiligengeistordens waren ihm ewig unerreichbar. Das sind eitle Aeußerlichkeiten, Bagatellen für einen Menschen, der sich alles Wesentliche verschaffen kann — richtig; aber an nichts hängt bekanntlich das Herz des Menschen mehr als an solchen Aeußerlichkeiten, wenn sie von Hindernissen umgeben sind, die sie für gewisse Menschenkategorien unzugänglich machen. Die Million warf mit der Wucht ihres Rollens viele Standesschranken nieder, vor manchen mußte sie doch stillhalten. Ein Herzog von Lévis, ein Herzog von Montmorency konnte mit einem reichgewordenen Generalpächter spielen und sich herablassen, ihm sein Gold abzugewinnen; er konnte seine prächtigen Feste seines Besuches würdigen; aber der Abstand zwischen Beiden blieb doch ein ungeheurer, und ein reicher Emporkömmling, der nichts als reich war, hätte wahnsinnig sein müssen, um einen Platz an der Oberfläche des Gesellschaftslebens zu träumen. Dadurch, daß die Million als solche noch nicht hoffähig war und auf gewisse Ehren und Anerkennungen verzichten mußte, behielt auch die Aristokratie des Geistes das Recht, sich ihr überlegen zu glauben, sie von oben herab zu behandeln, sich über sie lustig zu machen. Die Literatur konnte den Typus des „Turcaret" schaffen, des protzigen und einfältigen Generalpächters, der von seiner ganzen Umgebung, seinen Freunden, seiner Maitresse, seiner Dienerschaft unbarmherzig ausgebeutet, betrogen und überdies verspottet wird, und die Vornehmen, die den Schein des Ansehens ohne die Wirklichkeit des Besitzes hatten, rächten sich durch ein Lächeln der Verhöhnung und Schadenfreude an den Reichen, die sich mit der erfreulichen Wirklichkeit über den nicht zu erlangenden Schein trösten konnten.

Die Revolution emancipirte die Million von ihren letzten Rechtsbeschränkungen; die schwere Walze der Egalité, die mit entsetzlichem Krachen über Feudalschlösser und gekrönte Köpfe hinwegrollte, ebnete der Million den Weg zu den Ehrenplätzen der französischen Gesellschaft. Jetzt gab es nichts Größeres mehr als Reichthum; jetzt gab es nichts mehr, was der Million den Vortritt streitig machen konnte. Wie ein Vermögen erworben wurde, fragte man nicht; der Eine hatte Emigrantengüter um Spottpreise gekauft, der Andere mit Assignaten geschwindelt, der Dritte den Armeen Carnot's Pappschuhe geliefert; etwas Blut und Koth hing an den Wurzeln all dieser Vermögen, und es war besser, nicht nachzusehen. Und wozu auch? Vergangenheit, Ursprünge, Stammbäume haben einen Werth in einer aristokratischen Gesellschaft. Die Demokratie verlangt keine Ahnenproben von der Million, die sie achtungsvoll grüßt. „Non olet" ist ein antikes Wort und mußte Enthusiasmus erregen in einer Zeit, die die Bewunderung und Nachäffung der Antike bis zur unleidlichsten Affectation trieb. So ging aus den umgewälzten, umgepflügten Trümmern der französischen Gesellschaft des Ancien régime das neue Egalitätsbürgerthum hervor, dem Pergament gar nichts gilt und Papier Alles, das sich vor dem „titre" nicht in seiner Bedeutung eines Adels-, sondern in dem eines Besitztitels verneigt und dem nur noch eins imponirt: der Erfolg, der sich in einer kolossalen Summe ausdrücken läßt. Napoleon I. zeichnete seine reichen Lieferanten fast ebenso aus wie seine Marschälle und Administratoren. Selbst die Restauration wagte angesichts der Million nicht mehr von „Emporkömmling" zu sprechen und ließ ihr stillschweigend den Platz, den ihr die Revolution gegeben hatte. Unter dem Bürgerkönigthum formulirte Guizot, der angeblich ein sittenstrenger Doctrinär und Principienreiter war,

die geheimsten Aspirationen der französischen Gesellschaft in dem bekannten cynischen Rufe: „Enrichissez-vous!“ „Bereichern Sie sich!“ — in diesem Rufe, der der gesammten Nation eine Richtung für ihre Thätigkeit, ein Ideal für ihr Streben vorschlug. Das zweite Kaiserreich trieb die Achtung vor der Million bis zur Anbetung; es machte aus ihr die Stützen seines Thrones; es demolirte fünfzehn Jahre lang Paris, ging unter die Gründer, führte Kriege, bloß um Strebern Gelegenheit zu geben, Millionäre und dadurch Säulen des Gesellschaftsbaues zu werden; die Million war während dieser Epoche ein ausreichender Titel zur Ehrenlegion, zur Abgeordneten- und Senatorswürde. Und selbst die Literatur hatte es verlernt, hierüber zu spotten, und es steht ganz vereinzelt da, das Wort Barrière's in einer seiner Komödien, wo ein Geldsack, den man fragt, wofür er decorirt worden sei, voll Würde antwortet: „Dafür, daß ich ein Beispiel des Reichthums gewesen bin — pour avoir donné l'exemple de la fortune!“

Die dritte Republik hat in diese Verhältnisse keine Aenderung gebracht. Ich weiß nicht, ob sie sie nicht sogar verschlimmert hat. Die Hofgesellschaft des Empire ist verschwunden und die Finanzgesellschaft hat ihren Platz eingenommen und tyrannisirt das Pariser Leben weit rücksichtsloser, als es die hochmüthigste und ausschließendste Aristokratie der Welt vermöchte. Der Mensch fängt hier nicht beim Baron, aber beim Millionär an; anderswo ist es guter Ton, in der Genealogie der vornehmen Leute bewandert zu sein und alle ihre „Allianceen“ bis ins zwanzigste Glied zu kennen; hier ist es ein Zeichen guter Salonerziehung, von jeder Persönlichkeit „aus der Gesellschaft“ zu wissen, wie viel Geld sie besitzt. Man ist nur, wenn man hat. Das ganze Pariser Leben hat einen solchen Zuschnitt bekommen, daß es dem „goldenen Mittelmaß“, der bloßen Wohlhabenheit, das anständige Durchkommen gar nicht mehr gestattet; das, was hier gute Sitte, gesellschaftlicher Anstand, Lebensart heißt, hat den Besitz der Million zur strengen Voraussetzung, und wer ihrer ermangelt, mit dem kann die Gesellschaft nichts anfangen, den muß sie ignoriren.

Dabei hat die Pariser Gesellschaft durchaus nicht die Verachtung der Armuth; noch mehr: sie treibt ihre Paradoxie so weit, für den Armen ein gewisses gerührtes Interesse zu zeigen. Aber wohlgemerkt: nur für eine bestimmte Kategorie der Armen, für die Armen, die daran arbeiten, reich zu werden. Die Pariser Million ist bonne fille; sie hat ihre Ursprünge nicht vergessen und ist herablassend; sie gewährt Anfängern, die kräftiges Wachsthum versprechen, bereitwillig Credit; der Reichthum erblickt eine besonders schmeichelhafte Form der Huldigung in dem verzweifelten Bemühen der Besitzlosen, ihn zu erwerben, und er ermuthigt sie durch Wohlwollen. Ein junger Romanschriftsteller, ein junger Bildhauer, ein junger Arzt oder Advocat darf vornehme, das heißt vergoldete Salons frequentiren, auch wenn er noch ein ganz armer Teufel ist; denn er hat Zukunft; es kann ihm gelingen; man weiß, daß Zola mit „Nana“, Roman und Drama zusammengerechnet, eine Viertelmillion verdient hat, daß Meissonier und selbst Carolus Duran in einem Jahre die doppelte Summe machen können, daß Charcot's und anderer Modeärzte Einkommen 300000 bis 500000 Francs beträgt und ein erfolgreicher Advocat, besonders wenn er sich auf die Politik wirft, ohne Anstrengung zur Million gelangt. Wehe aber dem Talent, das zu Jahren und nicht zugleich zum Reichthum gekommen ist! Wehe dem armen Dichter, dessen lange Locken zu ergrauen beginnen! Wehe dem Künstler, den die Mode nicht trägt! Wehe dem Gelehrten, dem Philosophen, der sich nicht auch ein wenig auf die Goldmacherkunst versteht! Für ihn hat die Gesellschaft keine Nachsicht und kein Erbarmen; sie stößt ihn mit dem Fuße von sich; sie zieht ihm den letzten Börsengalopin weit vor; und wenn er nicht genug Selbstbewußtsein und Weltverachtung hat, um es auf die leichte Achsel zu nehmen, daß sich die sogenannte „Gesellschaft“ vor ihm verschließt, so ist Verzweiflung und Wahnsinn sein Los, wie das des armen talentvollen André Gill, der fünfundzwanzig Jahre lang mit Pinsel und Stift, in Versen und Bildern, zuletzt auch noch mit Gründungsprojecten um die Million warb und verrückt wurde, als er sie zu fünfundvierzig Jahren nicht errungen hatte.

Und so rast denn die ganze Gesellschaft, das Weib so rücksichtslos wie der Mann, der Jüngling beim Eintritt ins Leben so gierig wie der Greis an der Schwelle des Grabes, hinter der runden, rollenden, capriciösen Million her und sucht sie zu haschen und festzuhalten; denn nur ihr Besitz macht das Dasein daseinswürdig, und ohne sie giebt es kein Glück, keine Macht, keine Ehre, kein Ansehen. Und darum wälzt sich der Bacchantenzug der Speculanten endlos, unaufhörlich durch alle Straßen und betet ganz Paris Tag und Nacht mit Ekstase zu seinem einzigen Idol: Zum goldenen Kalb.

Von den Berliner Theatern.

Von
Rudolf Genée.

In der deutschen Reichshauptstadt, welche in diesem Winter den Stempel der Weltstadt durch die Vollendung der wahrhaft großartigen Stadtbahn erhalten soll, existiren thatsächlich mehrere Straßen, und zwar ganz ansehnliche, welche noch kein — Theater haben! Es giebt wohl genug einsichtsvolle Männer, welche diese Calamität tief empfinden, und um so tiefer empfinden, als ihnen selbst die Befähigung zu einer anderen Existenz als zu der eines Theaterunternehmers mangelt. Diesen einsichtsvollen Leuten ist es zu danken, daß wohl zuweilen ein neues Theater entsteht, um dem bekannten dringenden Bedürfniß abzuhelfen. Es vergehen dann im günstigsten Fall ein paar Jahre, in denen man von dem Dasein eines solchen Kunstinstitutes wenigstens durch die Anschlagsäulen zuweilen frohe Kunde erhält. Aber es macht auch weiter kein Aufsehen, wenn die Firma eines solchen Theaters wieder gelöscht wird. Bei diesem wohlthätigen Ausgleich der Geburts- und Sterbefälle hat die Gesammtzahl der Berliner Theater seit einer Reihe von Jahren sich auf der Höhe von zwanzig und etwas darüber erhalten. Und doch werden in Berlin stets ein paar hundert Schauspieler sich aufhalten, welche außer Engagement sind und die deshalb mit Vergnügen bereit wären, zur Bildung eines neuen Kunstinstitutes jederzeit die Hand zu bieten. Leider ist nur das Publikum nicht ebenso bereitwillig, den Einladungen der Unternehmer Folge zu leisten.

Von allen Privattheatern Berlins, unter denen mindestens drei verschiedene Rangstufen zu unterscheiden sind, hat sich das Wallner-Theater seit vielen Jahren am festesten in der Gunst des Publikums zu erhalten gewußt. Sobald irgend ein Zugstück — von L'Arronge, Moser oder Jakobson — dort auf dem Repertoire steht, wird dies Theater aus allen Gegenden und von allen Gesellschaftsclassen Berlins besucht und macht daher sein sicheres brillantes Geschäft. Andere Theater — ich rede hier nur von den anständigeren — haben unaufhörlich zu ringen und fristen ihr Dasein mit immer neuen Experimenten, nach deren Gelingen oder Mißlingen das Barometer fortwährend steigt und fällt. Von diesen Theatern zweiten Ranges haben diesmal nicht weniger als drei die Herbstsaison unter neuen Directionen eröffnet: das Residenztheater unter sehr bedenklichen Aussichten; das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, welches die bisherige Operettenherrschaft zu erhalten bemüht ist, mit mäßigem Glück; und das schöne Victoria-Theater, sonst die Pflegestätte der Ausstattungsstücke, mit schwankendem Erfolg. Der neue Director dieses letzteren Theaters hat den guten Willen, in Berlin ein ordentliches Schauspiel zu Stande zu bringen, und da ein solches neben dem Königlichen Schauspiel bisher entschieden gefehlt hat, so müßte ein derartiges Unternehmen bei der großen Empfänglichkeit unseres Publikums um so mehr auf Erfolg rechnen können, als auch die Räumlichkeiten des Victoria-Theaters zu den angenehmsten und schönsten in Berlin gehören. Es ist daher zu bedauern, daß das Personal, mit welchem die neue Direction ihre guten Absichten zu erreichen strebt, nicht ganz dafür ausreicht. Die Hebekraft sollte deshalb zunächst durch einen Gast von außerhalb, Herrn Possart aus München, verstärkt werden. Aber es war kein glücklicher Gedanke, ein Stück wie „Der Kaufmann von Venedig" durch brillante Ausstattung zu einem Zugstück machen zu wollen. Das Berliner Publikum hatte hier ganz richtig gefühlt, daß für ein Shakespeare'sches Stück gute Schauspieler viel nöthiger sind als schöne Decorationen. Und so ertönte auch der Racheschrei des Possart'schen Shylock — denn es war in der That nicht der Shakespeare'sche, sondern es war ein heroischer Märtyrer — ein Dutzend Abende hinter einander vor einem nur kleinen Publikum.

Nicht ganz so schlimm, aber auch nicht um Vieles besser erging es dem Gastspiel der Frau Elmenreich im National-Theater. Die Directionen dieses unglückseligen Theaters werden mit allen ihren Bemühungen stets an der Ungastlichkeit des viel zu großen Hauses scheitern. So geschah es unter der früheren Direction von Buchholz, und so ist es auch seit drei Jahren unter der nicht weniger rührigen Direction des Herrn van Hell.

Zwischen den beiden zuletzt genannten Theatern war in diesem Herbst eine höchst eigenthümliche Rivalität entstanden, und zwar durch die Aufführung eines Shakespeare'schen Stückes. Die abnormen Witterungsverhältnisse dieses Jahres haben auch auf die Theater Einfluß geübt; sie haben eine *Sturmfluth* nach Berlin gebracht. Während schon seit dem vorigen Winter verlautete, daß das Königliche Schau-

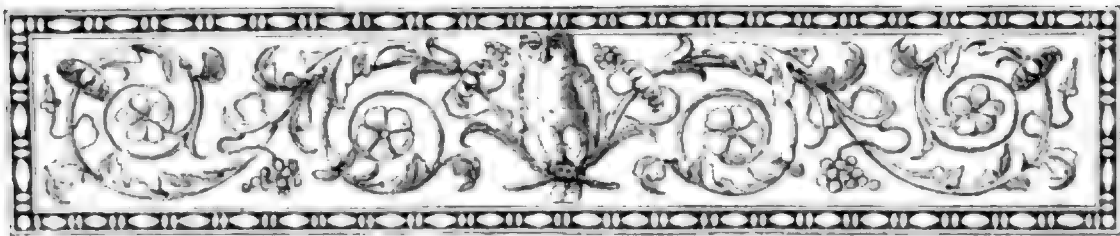
spielhaus die Aufführung von Shakespeare's „Sturm“ vorbereite, sind die beiden Privatbühnen dem Königl. Theater damit zuvorgekommen. Dadurch erleben wir in diesem Winter das seltsame Schauspiel, daß ein Shakespeare'sches Stück, welches bisher in Deutschland nirgends einen festen Platz hat erobern können, in Berlin aber bisher überhaupt nicht zur Darstellung gekommen war, jetzt an drei Theatern nach einander aufgeführt wird. Die im Victoria- und im National-Theater erfolgten Aufführungen haben auch hierbei wieder deutlich bewiesen, daß Shakespeare'sche Dichtungen nicht geeignet sind, zu Ausstattungskünsten gemißbraucht zu werden, wenn dabei so manches Andere und Wichtigere fehlt. Mit dem „Sturm“ hat es noch seine ganz besondere Bewandtniß, die eine Analogie mit dem „Sommernachtstraum“ entschieden abweist. Der „Sturm“ ist einestheils das tiefsinnigste und daher dem großen Theaterpublikum unverständlichste von allen Dramen Shakespeare's und andererseits von so überaus einfacher Handlung, so fern von allem wirklich dramatischen Gehalt, daß es darin eine höchst merkwürdige Ausnahmestellung unter allen Shakespeare'schen Dichtungen einnimmt. Das naive Theaterpublikum wird aus der bloßen Anschauung des Stückes nie im Stande sein, eine Gestalt wie Prospero zu verstehen; aber noch weniger hat es eine Ahnung von dem tieferen Sinn eines Caliban oder Ariel. Caliban, diese unvergleichliche Schöpfung dichterischer Phantasie, diese Individualisirung alles Schlechten, Niedrigen, Thierischen im Menschen, an welchem alle Besserungsversuche verschwendet sind, kann in seiner unmittelbaren äußeren Erscheinung nur abstoßend wirken, wenn man nicht die körperliche Erscheinung dieses Halbthiers stets auf den dichterischen Gedanken zurückzuleiten vermag. Vom Theaterpublikum darf man aber niemals verlangen, daß es während des Schauens eine solche geistige Arbeit verrichte. Mit Ariel ist es insofern dasselbe, als diese Gestalt wenigstens unverstanden bleibt. Diese zarte Symbolisirung der elementaren Freiheit oder der Freiheitssehnsucht in der Dienstbarkeit ist von einer solchen Phantastik, daß schon jede Verkörperung des dichterischen Gedankens das Wesen dieses Luftbildes zerstören muß. Ob Shakespeare's Zeitgenossen den Sinn dieser Dichtung verstanden haben, und zwar in der theatralischen Darstellung, weiß ich nicht. Mir scheint es, als ob der große Dichter am Ende seiner Laufbahn dies seltsame Werk mehr für sich selbst, zu seiner eigenen Befriedigung geschrieben hat als für ein großes Theaterpublikum. Beim Mangel einer wirklich dramatischen Bewegung und Action ist die Phantastik in diesem Märchen eine so kühne, daß keine Decorations- und Maschinenkünste ausreichen werden, den Sinn zum entsprechenden Ausdruck zu bringen. In den älteren deutschen Bearbeitungen dieser Komödie — ich kenne deren sieben verschiedene aus dem vorigen Jahrhundert — hat man stets den Charakter des Singspiels stark hervorgehoben. So hat es auch Tieck gehalten, und ihm ist zum Theil Dingelstedt gefolgt. Man möge aber für das musikalische und decorative Element dabei noch so viel thun: sobald dem Theaterpublikum die Vorgänge unverständlich bleiben, können auch alle dafür aufgewandten Hülfsmittel die Wirkung nicht heben. Von den beiden genannten Bühnen hatte das National-Theater den Vorzug besserer schauspielerischer Leistungen, während das Victoria-Theater ungleich mehr für die musikalische Ausführung und scenische Ausschmückung that. Die Wirkung war aber in dem zweiten Fall eine entschieden schwächere als im ersten. Das Königl. Schauspielhaus, welches noch in diesem Winter mit der Aufführung folgen wird, kann in beiderlei Hinsicht mehr leisten als seine Vorgänger. Ob es auch mehr im Sinne der Dichtung dabei erreichen wird, ist abzuwarten.

Vorläufig ist das Königl. Schauspiel sehr befriedigt von dem Erfolge auf einem ganz anderen Gebiete. Es hat das nach dem fesselnden Roman „Die Geier-Wally“ von der Dichterin, Frau v. Hillern, selbst für die Bühne eingerichtete Stück in prächtiger Ausstattung zur Aufführung gebracht und damit einen großen äußerlichen Erfolg, wenn auch keinen künstlerischen erzielt. Die aus mehr als einem Grunde unberechtigte Dramatisirung des genannten Romans demonstrirt den Unterschied zwischen Erzählung und Drama auf sehr empfindliche Weise. Die originelle und fesselnde Erzählung ist hier im Schauspiel der klaren Motivirung und der inneren Wahrheit beraubt worden. Wenn Wilhelmine v. Hillern diese Gewaltthat durch einen Anderen erfahren hätte, würde sie wahrscheinlich sehr böse darüber sein. Wer den Roman gebührend zu schätzen weiß, der wird bis auf Weiteres die epische Dichterin von der dramatischen Schriftstellerin scharf unterscheiden müssen. Uebrigens machen auch in dem Schauspiel einzelne Scenen eine starke Wirkung; aber das Ganze hinterläßt mehr den Eindruck des Wunderlichen als des Schönen. Wenn trotzdem das Stück ein großes Publikum angezogen hat, so thaten in diesem Falle die außerordentlich schönen Decorationen bei einem zwar verfehlten, aber doch ganz verständlichen Stück ihre Schuldigkeit. Nebenbei hatte es für das Berliner Publikum wohl noch ein apartes Interesse, unsere Königlichen Hofschauspieler als „falsche Tiroler“ zu bewundern. Was den von der Dichterin gezeichneten markigen Gestalten an Muskelkraft fehlte, das ersetzten sie durch

übermenschliche Anstrengungen in der Bewältigung des süddeutschen Gebirgsdialektes. Es steht aber zu hoffen, daß es im Königl. Hoftheater bei dieser einen Dialektstudie sein Bewenden haben wird und daß man die auf den Tiroler Dialekt angewendete Mühe künftig wieder dem reinen Deutsch zuwendet.

An Schauspiel-Novitäten ist übrigens diese Saison im Vergleich zu den letzten Jahren bisher ziemlich arm gewesen; es scheint kaum eine Mittelernte zu werden. Des bühnenkundigen G. zu Putlitz neuestes Schauspiel, „Die Idealisten", hat keinen allseitigen Beifall erringen können, obgleich es eine ganz solide Arbeit ist, die manche feine Züge enthält. Aber eine so breit ausgedehnte Detailmalerei wie in diesem Stücke gehört einer vergangenen Zeit an. Das heutige Publikum will schneller genießen, es will, daß sich an einem Theaterabend sehr viel ereigne, wenn es der Mühe lohnen soll, drei Stunden dafür theils von der Geschäfts-, theils von der Gesellschaftszeit sich abzusparen. Zu einer behaglichen Beschaulichkeit hat unser heutiges Publikum — nicht Zeit; es hat nicht einmal Zeit genug, um pünktlich im Theater zu erscheinen. Es ist geradezu empörend, daß durch diese Unsitte des Zuspätkommens die Expositionsscenen eines Stückes jeden Abend brutal gestört werden, und ich kann es nicht einsehen, daß eine Theaterleitung nicht das Recht haben sollte, solchen Störern im eigentlichen Sinne den Riegel vorzuschieben.

Man benutzt diesen Riegel der Absperrung lieber gegen neue und begabte Dramatiker, und man überläßt es gern den strebsamen Privattheatern, solche Störer des Friedens ans Licht, das heißt an das entscheidende Lampenlicht zu bringen. Es muß hier der Direction des vorher besprochenen Victoria-Theaters zu ganz besonderem Ruhme nachgesagt werden, daß sie sich auch in dieser Beziehung rührig zeigt. Dies Theater hat mit der für Berlin erstmaligen Aufführung von Ernst v. Wildenbruch's Tragödie, „Die Karolinger", nebenbei auch den Erfolg gehabt, daß nach der Sturmfluth nicht sogleich Ebbe eingetreten ist. (Das Drama ist soeben in eleganter Buchausgabe im Verlage von Freund & Jekel in Berlin erschienen.) Wildenbruch's dramatische Begabung ist eine so hervorragende, daß man die Mängel seines Stückes nicht zu verschweigen braucht. Ueberstürzende Handlung, mangelhafte Motivirungen und eine — von der Peripetie des Dramas an — sich bemerkbar machende Unsicherheit in der Composition: das sind die Schattenseiten seiner Tragödie. Aber diesen Mängeln gegenüber zeigt der Dichter eine solche Kraftfülle des wahren dichterischen Talentes und so viel Ursprünglichkeit sowohl in der kühnen Auffassung seines Stoffes wie auch in der gluth- und farbenreichen Diction, daß er durch diese Eigenschaften allen Anspruch auf Beachtung hat. Das lebhafte Temperament, das in diesem Dichter steckt, ist es in erster Linie, was die Zuhörer packt und fesselt. Wir sind es seit lange nicht mehr gewohnt, in den historischen Jamben-Tragödien so viel poetische Wärme zu finden, und deshalb wurde bei Wildenbruch auch das Uebermaß freudig acceptirt. — Den „Karolingern" auf den Ferien folgte Clara Ziegler auf dem römischen Kothurn einer „Patricierin" in der also genannten Tragödie von Richard Voß. Auch in diesem Drama zeigte sich ein gewisses „dichterisches" Talent, welches aber in eine sehr bedenkliche Richtung sich verirrt hat. Neben dem unerquicklichen Gemälde römischer Verwesung berührte Wildenbruch um so wohlthuender mit seinen kraftvollen, wenn auch mit dickem Pinsel gemalten Gestalten. Nach dem frappirenden Eindruck, den die „Karolinger" gemacht, hat sich das Hoftheater beeilt, das Versäumte nachzuholen, und schleunigst eine andere Tragödie des Dichters, „Harald", zur Aufführung angenommen. Das Publikum lechzt so sehr nach einem wirklichen dramatischen Dichter, daß es schon jetzt diesem Werke mit Spannung entgegensieht. Alle, denen die endliche Erhebung unseres Dramas in die Sphäre der Poesie am Herzen liegt, werden den lebhaftesten Wunsch hegen: der Dichter möge auf dem Schlachtfelde von Hastings halten, was er zu Worms versprochen hat.



Literarische Mittheilungen.

Otto Spamer's Neue Jugendbibliothek.

Seit mehr als zehn Jahren, seit der Schreiber dieser Zeilen kritisch thätig ist, naht ihm alljährlich als einer der ersten Boten des schönsten aller Feste ein Stoß von Büchern in allen Formaten und Einbänden — die Sendung der Weihnachtsnovitäten von Otto Spamer. Mit seltenem Geschick und großer Energie hat dieser Verleger die Herausgabe einer Jugendbibliothek zu seiner Specialität gemacht, einer Bibliothek von Schriften über alle Gebiete des Wissens und für alle Classen unserer jungen Welt, von dem kleinen Kinde bis zu der „reiferen Jugend", die Anspruch auf ernsthafte Beachtung und gerechte Würdigung, auch nachdem der Jubel des Festes verrauscht, und gerade dann erst vollauf zu erheben berechtigt ist. Wenn es wahr ist, daß für die Jugend nur das Beste gut genug, dann darf man von diesen Werken fast durchgängig sagen, daß sie auch der strengsten pädagogischen Prüfung gegenüber sich siegreich behaupten können. „Das Kind lebt in der Bilderwelt," sagt C. Vogel in der Einleitung zu einem Bande dieser „Jugendbibliothek" sehr richtig; „ja die Natur selbst ist ihm nur ein großes Bilderbuch, an welchem vorerst eben nur der äußere Sinn sich labt und kräftigt." Darum ist die Rückkehr zum Bilderbuche auch in der That eine Rückkehr zum Besseren, weil sie in der pädagogischen Berücksichtigung der Kindesnatur ihren vernünftigen Grund hat, — und die „Jugendbibliothek" von Otto Spamer bedeutet daher eine heilsame Reaction gegen die Ueberfluthung unseres Büchermarktes mit einer Fülle von Jugendschriften, die für ihren Zweck sowohl durch die Wahl und Bearbeitung des Themas als durch die Illustrationen zu demselben nichts weniger als geeignet erscheinen.

Wir können hier natürlich auf die einzelnen Schriften dieser Bibliothek nicht ausführlicher eingehen und müssen uns mit einer allgemeinen Uebersicht begnügen, die aber auch schon den Zweck dieser Edition allen Eltern und Erziehern klar machen dürfte. Für unsere Kleinen scheint das **Puppen-ABC** von C. Michael und das **Puppenmütterchen** von Pröpper sowie **Le livre d'or** von Le Bouc ganz vortrefflich zu passen, und wenn in Wahrheit „hoher Sinn im kind'schen Spiele" liegt, so wird auch das **Illustrirte Spielbuch für Mädchen** von Marie Leske seinen Zweck überreichlich erfüllen. Für die Lieblingslectüre der Kinder, für die herrlichste Märchensammlung der Wunderwelt des Orients, für **Tausend und eine Nacht**, braucht kein Wort des Lobes mehr gesprochen zu werden, ebenso wenig wie für den kühnen Helden aller deutschen Kinderträume, für **Robinson Crusoe**. Beide Werke erscheinen in vortrefflichen Ausgaben und reich illustrirt, herausgegeben von C. Michael und Franz Otto. Doch „die Jahre fliehen pfeilgeschwind", der Knabe wächst heran und sucht sich die Wunder der Welt und des Lebens in seiner Weise zu erklären. Dabei kommt ihm die „Jugendbibliothek" wieder zu Hülfe. Weinlandt's **Rulaman** und Franz Otto's **Buschjäger** suchen ihm die ethnographischen Forschungen der Neuzeit mundgerecht zu machen; B. Paul erklärt ihm in seinem trefflichen Buche **Vom Frühling zum Winter** das Walten der Natur; H. Lenz führt ihn **Aus dunklen Tiefen zum Sonnenlicht** und begeistert ihn für die in neuerer Zeit ausgegrabenen Schätze der Kunst, und Wilhelm Wägner endlich geleitet ihn in seinen beiden wahrhaft vorzüglichen Werken nach **Hellas** und **Rom**, um dort das classische Ideal hoher Kunstvollendung und männlicher Tapferkeit zu finden. So wird in dem Knaben ein historischer Sinn entwickelt, der natür-

sich vor Allem die Liebe zum Vaterlande zur Reife bringt. Das **Vaterländische Ehrenbuch** von Franz Otto trägt diesem patriotischen Empfinden Rechnung; in drei Bänden erzählt dieser vortreffliche Autor die Geschichte Deutschlands von den Freiheitskriegen bis zur Einigung Deutschlands in ebenso spannender wie anschaulicher und treffender Weise. Auch die Bücher desselben Schriftstellers über den **Großen König** und **Das Tabakscollegium** sowie die Erzählungen von Roth: **Burggraf und Schildknappe** und **Kaiser, König und Papst**, dienen dem gleichen Zwecke sicher mit Erfolg und werden in den Herzen der Jugend allwärts die Liebe zum Vaterlande wecken und nähren. Für das zarte mädchenhafte Empfinden sind die Erzählungen von C. Michael: **Rings um die Welt**, und von Clara Cron: **Evg**, vorzüglich berechnet. Die Essays von Ernst Pasque: **Aus der Welt der Töne**, und die reizenden **Musikanten-Geschichten** von Heinr. Pfeil sind gewiß eine willkommene und dankenswerthe Zugabe dieser „Jugendbibliothek", deren Werth und Bedeutung schon aus dieser kurzen Anzeige zu erkennen sein wird und die wir noch nach dem Feste zu ruhiger Beachtung und Würdigung der deutschen Familie warm und angelegentlichst empfehlen.

Geiger's Goethe-Jahrbuch.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Bd. 1 u. 2. (Frankfurt a. M., Rütten & Löning.) Es war ein glücklicher Gedanke des Prof. Geiger, für die vielfach zerstreute und an unzugänglichen Stellen verzettelte Goethe-Forschung ein Centralorgan zu schaffen, wie es in dem vorliegenden Jahrbuch sich darbietet; von allen Seiten ist ihm Zustimmung und Unterstützung in reichem Maße geworden, und das Resultat seiner und der Goethe-Philologen Bemühungen liegt in zwei prächtig ausgestatteten, umfang- und inhaltsreichen Jahrgängen vor uns. Der Herausgeber hat das Material, welches zu seiner Verfügung stand, in vier Abtheilungen unterschieden: Abhandlungen, Forschungen, Mittheilungen und Miscellen, von denen die beiden letzteren bisher die reichste Ausbeute gewährt haben. Allein siebenundsiebzig neue Briefe Goethe's hat das Jahrbuch von 1880 und 1881 seinen Lesern bieten können, darunter natürlich viele von geringerer Bedeutung, kleine Billets, inhaltslose Höflichkeitsepisteln und dergleichen, aber auch Briefe von dem höchsten Interesse, welche neue Thatsachen mittheilen, neue und wichtige Einblicke in die Natur und das Wesen unseres größten Dichters gewähren. Wir heben besonders den Brief an Windischmann hervor, über das Magische, und das äußerst charakteristische Schreiben an den Göttinger Professor Heyne, mit der tiefen Bemerkung über das realistische Wesen der griechischen Kunst, „daß die Götter der Griechen nicht im siebenten oder zehnten Himmel, sondern auf dem Olymp thronten, und nicht von Sonne zu Sonne, sondern allenfalls von Berg zu Berg einen riesenmäßigen Schritt thaten."

Für die selbständigen Aufsätze erweist sich die Scheidung von Abhandlungen, welche mehr allgemeine und große Fragen der Goethe-Wissenschaft erörtern, und Forschungen, welche kritische Untersuchungen über Textfragen, über Zusammenhang und Entstehung Goethe'scher Werke und Aehnliches bringen sollen, nicht sehr glücklich; beide Kategorien greifen fort und fort in einander über, und die Trennung würde wohl besser wieder aufgehoben. Alle bekannten Goethe-Forscher haben zu diesen Abtheilungen reichlich beigesteuert: Herman Grimm gab eine geistreiche und vornehme Charakteristik Bettina's v. Arnim (welche er inzwischen auch seiner bei Wilhelm Hertz neu erschienenen Ausgabe von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" als Einleitung vorangestellt hat), Wilhelm Scherer schrieb über „Satyros" und „Pater Brey", Georg Brandes gab eine lehrreiche Zusammenstellung von Goethe's Beziehungen zu Dänemark, Erich Schmidt handelte über Lessing's „Faust" im Verhältniß zum Goethe'schen. Jüngere Forscher, Bernhard Suphan, Daniel Jacoby, R. M. Werner, Otto Brahm, haben sich diesen Autoren angeschlossen. Daß nicht alle Arbeiten gleichmäßig Zustimmung gefunden haben, versteht sich wohl von selbst; Düntzer hat in zwei Aufsätzen über die Zuverlässigkeit Goethe'scher Angaben geschrieben und dabei mit allzu großer Zweifelsucht alle Zeitangaben in Verwirrung gesetzt; Julian Schmidt mit einer Abhandlung über Goethe's Christenthum, Woldemar Freiherr v. Biedermann mit einer Untersuchung über Goethe und Lessing haben einseitige Arbeiten zu Markte gebracht, denen scharfer Widerspruch nicht erspart blieb. Aber Alles in Allem hat das neue Unternehmen Gutes und Wissenswerthes in so reicher Fülle geboten, daß wir ihm den besten Erfolg für diese und alle folgenden Bände aufrichtig wünschen können.

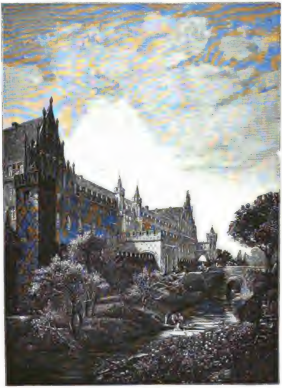
Neuigkeiten des Kunstverlags.

Wir haben bereits im vorigen Hefte das im Verlage von Fr. Bruckmann in München erscheinende Prachtwerk: **Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland** von Graf Stillfried und Bernhard Kugler mit besonderem Lob aus der Fluth der gegenwärtig unsere Literatur förmlich überschwemmenden Prachtwerke hervorgehoben. Nachdem nun der erste Band dieses vortrefflichen historischen Werkes, in dem sich Text und Illustration ergänzen, aber nicht verdrängen oder verdunkeln, abgeschlossen vorliegt, sehen wir uns veranlaßt, zur Motivirung jenes Urtheils nochmals auf dieses vaterländische Ehrenbuch zurückzukommen und die folgenden drei kleinen Illustrationen — die großen, echt künstlerisch ausgeführten Vollbilder sind natürlich für uns nicht reproducirbar — als Bildproben aus diesem Geschichtswerke vorzuführen. Sie umschließen das Leben Friedrich's des Großen, mit welchem dieser Band endet. — Das Piastenschloß zu Brieg war bekanntlich ehedem die Residenz der Herzöge von Brieg-Liegnitz, wurde aber wiederholt zerstört und wieder aufgebaut. Im ersten schlesischen Kriege, 1741, als Brieg nach heftigem Bombardement von den Preußen genommen wurde, brannte dieses Schloß ab. — Ein nicht minder interessantes historisches Gebäude ist die Marienburg, das Schloß der Hochmeister des deutschen Ordens, das schon im Jahre 1274 erbaut wurde. Als die Stadt Marienburg wie die ganze Provinz unter Friedrich dem Großen preußisch wurde, benutzte man das Schloß zu Magazinzwecken; später — nach den Befreiungskriegen — wurde es unter Leitung des Architekten Costenoble restaurirt, eine Arbeit, die bis zum Jahre 1842 dauerte. — Das dritte Bild zeigt uns nach einer Zeichnung von Schrader den großen König in einem der denkwürdigsten Momente seines thatenreichen Lebens — nach der Niederlage von Kollin. In gebeugter Haltung saß ihn die vorüberziehende Armee vor einem Bauernhause sitzen; sein sonst so glänzendes Auge war wie von einem Schleier verhüllt. Ein Reiter, der ihm einen Trunk Wasser brachte, soll ihn mehr noch mit den Worten erquickt haben: „Die Bataille ist verloren, aber unser Herrgott lebt noch.“ Der König raffte sich auf und sprach: „Jeder muß seine Unglücksfälle haben; die meinen fangen jetzt an; da muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem Herzen von Erz rüsten, um alle Empfindlichkeit zu verlieren.“ Die Erinnerung an solche Momente in Bild und Wort ist nothwendig und lehrreich, um die

Das Piastenschloß in Brieg.

Entwickelungsgeschichte der erhabenen Dynastie verfolgen und verstehen zu können, die dieses Prachtwerk in vortrefflicher Weise schildert.

Die deutsche Kunst in Bild und Wort. Von Ernst Förster. (Leipzig, T. O. Weigel.) Nur wenige Werke zeigen schon in ihrem Titel ihr Programm und ihren Inhalt so klar und deutlich an wie das vorliegende; die Absicht historikers über den gothischen Stil und über die Bedeutung der Renaissance nicht ganz einverstanden sein, jeder Kunstfreund wird doch die aufrichtige Liebe zur Kunst und die sichere Beherrschung des ganzen weitumfassenden Gebietes dankbar anerkennen und die Vorzüge des Buches vor vielen anderen früheren und späteren Compendien ähnlichen Inhalts zu



Die Marienburg.

war: die Entwickelungsgeschichte der deutschen Kunst in Bild und Wort allen Kreisen des deutschen Volkes zu schildern, und man darf wohl sagen, daß diese Absicht durchaus erreicht ist. Die Darstellung ist gediegen und übersichtlich; sie setzt nur die nöthigsten Vorkenntnisse voraus und führt den Leser in das Reich der Kunst geschickt ein, so daß er sich dort bald selbst orientiren kann. Mag Mancher auch mit den Ansichten des geschätzten Münchener Kunst- würdigen wissen. Mit großem Geschick hat Förster die ältere Kunst anziehend und interessant zu schildern verstanden, in der mehr schöpferischer Geist und nationale Elemente zu finden als in den späteren Perioden. Und nicht minder richtig war es, die Kunst der Gegenwart auszuschließen, weil der Streit der Meinungen über diese noch hin und her wogt und ein abschließendes Urtheil nicht ermöglicht. — Was uns speciell aber dieses Prachtwerk

Digitized by Google

besonders lieb und werth macht, sind die schönen und überaus fein ausgeführten Stahlstiche, die in großer Anzahl (140 Bildtafeln) dem Buche beigegeben sind und dasselbe wahrhaft schnitt und Photographie vervielfältigten zu vergleichen im Stande sind, so werden uns die großen Vorzüge des Stahlstichs von selbst und sofort in die Augen springen, der durch

Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kollin.

schmücken. Der Stahlstich hat zu Gunsten verschiedener moderner Erfindungen immer mehr aus unseren Prachtwerken weichen müssen; aber wenn wir die Darstellungen künstlerischer Werke auf diesen Bildtafeln mit anderen durch Holzseine Feinheit und Zierlichkeit jedes Bild klar heraustreten läßt. Wir empfehlen das Buch von Förster, welches die Verlagshandlung gediegen und ohne Ueberladung schön ausgestattet hat, aufs wärmste allen Denen, die sich

Digitized by Google

eines kundigen und zuverlässigen Führers in das Reich der Kunst bedienen wollen.

Der Berliner Congreß. Sechsundzwanzig Studienköpfe nach dem Leben von Anton v. Werner. (Berlin, Paul Bette.) Während die größeren Compositionen des Meisters als solche seitens der zeitgenössischen Kritik oft herben Tadel erfahren müssen, wird die Kunstvollendung seiner Porträts allenthalben immer mehr anerkannt und nach Verdienst gepriesen. A. von Werner ist einer der hervorragendsten Porträtisten; wer dies noch nicht aus seinen früheren Bildern und den Porträts der „Kaiserproclamation zu Versailles" weiß, der wird es aus diesen Studienköpfen der sechsundzwanzig zum Berliner Congreß versammelten Staatsmänner, die der Künstler für sein großes Bild: „Der Berliner Congreß" vorher in Kreide gezeichnet, freudig anerkennen, die, was Aehnlichkeit, Naturwahrheit und künstlerische Anmuth anbelangt, geradezu unübertrefflich sind. Wir heben nur die Porträts von Bismarck, Andrassy, Gortschakoff, Lord Odo Russel, Lord Beaconsfield, Lothar Bucher u. a. hervor, ohne deshalb die anderen gleich vollendeten nachstellen zu wollen. Die Reproduction ist ebenfalls vortrefflich gelungen.

* * *

Auf dem Gebiete der prächtigen und vor allen Dingen klaren Ausstattung architektonischer Werke nahmen bislang die Leistungen der Verlagshandlung von A. Morel in Paris den ersten Platz ein. Die prachtvoll gestochenen Blätter der Pfnor'schen Monographien des Heidelberger Schlosses und des Schlosses zu Fontainebleau und andere mehr legen dafür redendes Zeugniß ab. Nunmehr aber werden, schon nach der ersten uns vorliegenden Lieferung zu urtheilen, diese Publicationen weit übertroffen durch das großartige Unternehmen der Firma Lehmann & Wentzel in Wien, welche sich die verdienstvolle Aufgabe gestellt hat, die bekanntlich epochemachenden neuen **Wiener Monumentalbauten**, wie sie es verdienen, in glänzendster Weise ausgestattet herauszugeben. Der erste Band, welcher das „Hof-Opernhaus" von van der Nüll und v. Sicardsburg und den „Justizpalast" von A. v. Wielemans umfassen und in zwanzig Lieferungen à 12 Mk. erscheinen soll, verspricht eine Leistung zu werden, welche, wie die Bauten selbst, von bleibendem Werthe sein wird. Wir behalten uns vor, demnächst, wenn uns mehrere Lieferungen vorliegen werden, auf den Inhalt dieses Prachtwerkes und auf die vollendete Darstellungsart näher einzugehen. Schon jetzt aber können wir das Werk wärmstens empfehlen.

Literarische Notizen.

Schatten auf Höhen. Roman von Otto Müller. 2 Bde. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) Der bekannte Romanschriftsteller, dessen beste Arbeit ja in das Gebiet des theaterhistorischen Romans fällt, sucht in dieser neuesten, gleichfalls meist in Theaterkreisen spielenden Erzählung die alte Wahrheit zu erweisen, daß auch auf den Höhen des Lebens tiefe Schatten lagern, die die Sonne des Glücks verdunkeln. Zu diesem Beweise bedurfte es allerdings keines so großen Apparats, wie er hier aufgewendet wird; aber Müller weiß trotz mannigfacher ermüdender Abschweifungen doch immer wieder seine Leser für die Heldin der Erzählung und ihren Herzerkorenen zu interessiren. Auch die Misère der deutschen Kleinstaaterei versteht er trefflich zu schildern.

Neue Erzählungen. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. (Berlin, Franz Ebhardt.) Eine kühne, abgeschlossene und originelle Individualität spricht aus diesem Buche. Marie von Ebner-Eschenbach ist eine Dichterin von Beruf, die allein schon jeden Vorwurf gegen die Frauenschriftstellerei zu entkräften vermöchte. Es ist weniger die Phantasie, die Gabe der Erfindung — also eine vorwiegend weibliche Eigenschaft — als die scharfe Charakteristik, die psychologische Feinheit des Details, die in diesen Novellen fesselt und ergreift. Ein Meisterstück dieser feinsinnigen gemüthstiefen Charakteristik ist die Erzählung „Die Freiherren von Gemperlein", wohingegen die folgende Novelle, „Lotti, die Uhrmacherin", etwas zu sehr ins Breite geht und dadurch erheblich von ihrer Wirkung verliert.

Erzählungen. Von Caroline Deutsch. 2 Bde. (Hamburg, Otto Meißner.) Diesen Novellen gegenüber befindet sich der Kritiker einigermaßen in Verlegenheit. Er hat vor Jahren die Verfasserin derselben „entdeckt" und in die Literatur eingeführt und besitzt daher nicht die kühle Objectivität, deren Schöpfungen kritisch zu zerfasern. Seinem subjectiven Empfinden nach ist die kleine Erzählung „Jonke" eine der reizendsten und wahrsten Dorfgeschichten, die unsere Literatur aufzuweisen hat. Das ungarische Localcolorit scheint sehr glücklich getroffen zu sein, und die junge Dichterin versteht es, uns in dem fremden Zauberbanne mächtig zu fesseln. Auch „Die Tochter des Hirten" spielt auf magyarischem Boden, der Heimath der Verfasserin, die in der dritten

Novelle, „Besiegt", eine gelungene oratio pro domo zu Gunsten der Frauenschriftstellerei hält.

Gedichte. Von Alfred Friedmann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Ein Dichter, der schon in jungen Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, giebt in diesen ebenso formvollendeten wie gedankenreichen Gedichten sein Bestes und Reifstes. Während in den früheren poetischen Schöpfungen Friedmann's die Form zuweilen hinter dem Gedanken zurückstand und etwas kühn auftrat, stehen beide in diesen echt poetischen Wanderungen „durchs Leben" sowohl wie in den gelungenen Uebersetzungen aus französischen, englischen und italienischen Dichtern und in den Sonetten und Reisebildern auf der Höhe moderner Lyrik. Es geht durch diese Lieder ein origineller Zug kecker Minne, frohen Behagens und schöner Lebensfreudigkeit, der gegenüber dem pessimistischen Gedankenballast neuerer Dichter, welcher alle Poesie zu erdrücken droht, wahrhaft wohlthuend wirken muß.

Classische Novellenbibliothek aus der Literaturperiode 1750 bis 1850. (Berlin, A. Goldschmidt.) Literarische Ausgrabungen, die eigentlich mehr wissenschaftlichen Werth haben als ästhetischen! Es liegen uns mehrere Bändchen dieser Bibliothek vor, die wir nicht ohne Interesse gelesen haben, weil wir an denselben die Fortschritte der Romantechnik, des Stils und der Darstellungsweise studiren konnten. Ob aber auch ein weiterer Leserkreis diesen „Maculatur-Studien" gleiches Interesse entgegenbringt, vermögen wir nicht zu entscheiden. Wir fürchten aber doch, daß van der Velde's alte und gute Humoreske, „Das Liebhabertheater", oder Blumenhagen's „Schloß Leuenrode" und gar erst Houwald's „Todtenhand" nur geringem Verständniß seitens der lebenden Generation begegnen werden.

Der Triumph des 19. Jahrhunderts. Von Jules Verne. 2 Bde. (Wien, A. Hartleben.) In der Zeit der Entdeckungsreisen, wo die Eiswüsten des hohen Nordens wie der „dunkle Erdtheil" und andere unbekannte Länder eifrig durchforscht werden, muß dieser Roman des geistvollen und gelehrten französischen Schriftstellers von besonderem Interesse sein. Man staunt vor der Fülle überschäumender Phantasie, die aus seinen Werken sprüht und sich nie zu erschöpfen scheint. Daneben macht man ethnographische Studien in der angenehmsten Weise — ein Anschauungsunterricht, wie sich ihn unsere Pädagogen nicht besser wünschen können.

Gesammelte Romane, Novellen und Dramen. Von A. E. Brachvogel. (Jena, H. Costenoble.) Wir begnügen uns für dieses Mal, die empfehlenswerthe Ausgabe der „Gesammelten Werke" Brachvogel's anzuzeigen, und behalten uns eine ausführliche Besprechung vor, um den Dichter nach allen Richtungen seines Schaffens gebührend würdigen zu können. Brachvogel war eine eigenartige Erscheinung in unserer Literatur, und seine Romane verdienen trotz ihrer großen Fehler gekannt und gelesen zu werden. Namentlich der Roman „Benoni", der in dieser Ausgabe bereits fertig vorliegt, weist alle Vorzüge dieses phantasiereichen Schriftstellers auf. Der Sammlung geht eine gutgeschriebene Biographie Brachvogel's von Max Ring voraus.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Entweder — oder.

Erzählung

von

Heinrich Laube.

I.

Eine alte Dame, in schwarze Seide gekleidet, saß auf dem Sopha, ein Mops mit verdrießlichem Gesicht neben ihr. Das Gesicht des Mopses war übrigens nicht bloß verdrießlich, es war auch ausdrucksvoll; er hatte ersichtlich seine eigenen Gedanken. Er hörte ausschließlich auf den Namen Bums; die Dame hieß Euphemia Gräfin von Wartenstein.

Sie war schon achtzig Jahre alt und auch ganz blaß. Nur ihre schneeweißen Haare und ihre schneeweiße Halskrause waren weißer als ihre Gesichtsfarbe. Der Kopf machte den Eindruck einer Statue, tadellos schön geformt, mit hoher Stirn, feiner Adlernase, kleinem Munde, starkem Kinn und zierlichen Ohren. Er war jedoch belebt durch ein Paar große schwarze Augen, und wenn sie sprach, so bewegte sie eine wohlgestaltete, noch immer fleischige Hand in graziöser Weise. Dabei sah man auch, daß sie noch gut erhaltene Zähne besaß. Der Ton ihrer Stimme dagegen war etwas hart.

„Ich bin heute etwas heiser, Erlaucht," sagte ein junges Mädchen, welches vor ihr stand.

„So singe mit heiserer Stimme. Da kannst du recht zeigen, wie viel du gelernt hast. Bums, sei ruhig!"

„Bums ärgert sich, wenn ich singe."

„Das bekommt ihm gut. Fang an!"

„Es fängt mit Tanz an."

„Um so besser; tanze also!"

Diese Scene spielte in dem großmäch-

tigen Zimmer eines Schlosses in Böhmen. Hohe Glasthüren öffneten sich auf einen breiten Balcon, an dessen Seiten Orangenbäume standen. Zwischen den Orangenbäumen hindurch sah man über einen Park — das Zimmer lag in einem hohen ersten Stockwerk — auf weites, hügelan steigendes Getreidefeld, und ganz im Hintergrunde schloß ein Waldsaum den Ausblick.

Es war Frühsommer; das Getreide stand noch auf den Feldern und die Vögel sangen noch an diesem Vormittage. Die Sonne schien warm, in dem großen Zimmerraume aber war es kühl, denn er lag gegen Abend. Eine große Wanduhr, reich eingefaßt mit Metall, schlug eben zehn Uhr.

Das Mädchen, welches tanzen und singen sollte, war ein junges Blut von sechzehn Jahren, schlank gewachsen und biegsam wie eine Gerte. Ihr dunkelbraunes Haar war kurz gehalten und fiel in natürlichen Locken auf die Stirn und bis zu den Schultern. Ihr Antlitz war ebenfalls blaß, aber von einer lebensvollen Blässe, lebensvoll besonders durch die tiefblauen Augen, welche kräftig leuchteten. Bekleidet war sie wie die Landmädchen mit einem kurzen Röckchen von feinem Stoffe. Das kurze Röckchen ließ die Füße fast bis über den Knöchel frei, und rothe Strümpfe hoben das schlanke Bein anmuthig hervor.

Sie wurde Leni genannt und war ein Findelkind. Eine Stunde vom Schlosse entfernt hatte man es gefunden und zur Gräfin geführt. Dieser hatte das wilde Geschöpf von etwa zehn Jahren gefallen; sie hatte es aufgenommen, es aufziehen und unterrichten lassen.

Jetzt stellte sich Leni in die Mitte des Zimmers und nahm Stellung, um zu tanzen und zu singen, lief aber plötzlich wieder zur Gräfin hin und sagte: „Aber, Erlaucht, du hustest ja wieder!"

„Das braucht dich nicht zu kümmern, so wenig als es mich kümmert."

„Doch! Der Doctor aus der Stadt hat gesagt: das ermatte dich."

„Also ermuntere mich durch deine Kunststücke, junger Schnabel!"

„Ja!" — Und nachdem sie Bums über den Kopf gestreichelt, worauf er ein angenehmes Brummen verlautbarte, trat sie zurück, lief aber doch gleich wieder zum offenen Balcon und rief: „Da kommt endlich der Kurt! Darf ich nicht so lange warten, bis er hier ist?"

„Und zuhört und zusieht?"

„Ja."

„Du brauchst schon ein größeres Publikum und brauchst Beifall?"

„Ach, der Kurt spendet gar selten Beifall, der tadelt lieber."

„Und der Tadel gefällt dir nicht?"

„Nein, er ärgert mich. Aber er ist mir doch lieber, als wenn gar Niemand dabei ist; dann kommt mir mein Tanzen und Singen und Declamiren vor wie eine Suppe ohne Salz. Morgen ist Sonntag; darf ich morgen in der Capelle singen?"

„Hast du was Passendes?"

„Jawohl, eine rührende Arie, welche mir die Maruschka geschickt hat."

„Wo ist denn dies Musikantenkind jetzt?"

„In Prag, da studirt sie und singt. Dorthin möcht' ich auch, um zu studiren."

„Hörst du das, Kurt?" sagte die Gräfin zu dem eintretenden jungen Manne.

„Ich hör's alle Tage," antwortete dieser. „Leni will durchaus ein Geschäft aus ihren Anlagen machen."

„Was heißt das: ein Geschäft? Ich will vollkommen werden. Entweder etwas Vollkommenes oder gar nichts!"

„Du bist ein übertreibender Unband. Fang nur an. Kurt, setz dich."

Leni schüttelte mit dem Kopfe, dann aber rüttelte sie sich gleichsam zusammen, als ob sie ihren Körper ordnen wollte, sang leise eine Volksmelodie und tanzte

nach dem Tacte derselben, langsam, fast feierlich. Es war mehr ein Schreiten und zierliches Bewegen, welches ihre schlanke, biegsame Figur gefällig darstellte. Mitten darin brach sie ab mit einem lang gehaltenen Tone und ging stehenbleibend in den Vortrag der Arie über, welche sie für die Capelle angekündigt hatte. Sie trug dieselbe so rührend vor, daß die Gräfin und Kurt in die Hände klatschten, als sie schloß. Bums sogar brummte wieder befriedigt.

Das machte nun Leni große Freude; sie schlug selbst ihre Hände zusammen, sprang vergnügt umher, küßte der Gräfin die Hand, streichelte Bums und sagte: „Siehst du, Erlaucht, wie das schön ist, wenn die Zuhörer applaudiren! Nun noch den Monolog, welchen ich mit Kurt studiren werde!“ Und im Nu war sie wieder in der Mitte des Zimmers, machte mit den Armen eine große Bewegung als Einleitung und declamirte den ganzen Monolog aus der Jungfrau von Orleans „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften“ von Anfang bis zum Ende.

Die Gräfin klatschte wieder Beifall, Kurt aber nicht.

„Du bist nicht zufrieden, Kurt?“ sagte sie, Athem schöpfend, und lief zu ihm.

„Nein, Leni. Das ist nur auswendig gelernt, ist nur declamirt. Von dir selbst kommt da gar nichts zum Vorschein, man hört nur des Dichters Worte. Der Dichter selbst und du, ihr bleibt beide verborgen.“

„Das kann man aber lernen, und ich will's lernen! Entweder — oder! Ich sag's noch einmal, Erlaucht: Wenn ihr mir's verbietet, dann laufe ich fort. Ich werd's schon finden.“

Zunächst lief sie aus dem Zimmer.

„Was heißt denn das, Kurt? Der Unband wird immer toller.“

„Es steckt eine Komödiantin in ihr, Tante, und es wäre doch schade, wenn weiter nichts aus ihr würde.“

„Nichts weiter? — Wer wird denn überhaupt für sie sorgen, wenn ich nicht mehr da bin?“

„O!“

„Täuschen wir uns nicht, Kurt, ich bin alt und fühle, daß ich einmal plötzlich abscheiden kann. Deshalb will ich auch mit dir ein letztes Wort sprechen, und — ich bitte — bestelle mir für heute Abend den Wussinah herauf, ich will mein Testament machen.“

„Aber Tante!“

„Du hast die Güte, mich Tante zu nennen, obwohl ich dich verleugne als sogenannte Racegräfin. Erinnerst du dich meiner Worte, als du neulich beim Ausfahren meine beiden Lipizzaner Schimmel bewundertest? Ich sagte dir: Diese Gestütschimmel können dich belehren, was Race bedeutet. Sie sind durch die Habsburger aus Spanien eingeführt worden und stammen direct von jener maurischen Pferderace ab, welche durch die Araber nach Spanien gebracht worden ist vor vielen Jahrhunderten. Betrachte ihre feine Haut, ihre schlanken, elastischen Knochen, ihre reizenden Köpfe, ihr Feuer, ihre Ausdauer mit langem Athem und vergleiche sie nun mit den gewöhnlichen Pferden. Wagst du dann noch zu sagen: Blut vererbe sich nicht? Du schweigst. Sage mir jetzt: Hast du dich endlich eines Besseren besonnen und willst du den Namen meiner Schwester, deiner Mutter, annehmen?“

„Niemals! Mein Vater war ein ehrlicher Mann. Wie könnte ich ihm die Schmach anthun, seinen Namen abzulegen, weil er ein bürgerlicher Name ist und der Frau Reichsgräfin deshalb nicht gefällt!“

„Kurt!“

„Sie haben es durchgesetzt, ihn und meine Mutter aus Ihrer Familie zu weisen und sie gleichsam zu ächten, und das sollte ich gutheißen, indem ich den Namen mei-

nes Vaters verleugnete! Wie können Sie das von mir erwarten!"

„Ich habe dich ja dazu herberufen in mein Schloß und dich als meinen Verwandten behandelt."

„Hätten Sie mir vor einem Jahre, als ich Ihre Einladung erhielt, offen gesagt, daß ich zu solchem Zwecke hierher kommen sollte, ich hätte dies Schloß nie betreten. Ich kam in der Meinung, Sie wollten mir, dem Sohne Ihrer Schwester, gegenüber Ihrem Adelsstolze entsagen und dem Andenken meiner Mutter eine Genugthuung widmen, welche Sie ihr schuldig sind. In dieser Meinung bin ich das ganze Jahr hindurch verblieben, denn Sie haben während dieser Zeit immer mild und freundlich von meiner Mutter gesprochen und mich als Ihren Neffen liebevoll behandelt. Dafür danke ich Ihnen jetzt, aber die Entehrung meines Vaters weise ich nachdrücklich zurück und ich verlasse Ihr Schloß für immer. Mögen Sie in Ihren Grundsätzen, welche ich Vorurtheile nenne, glücklich weiter leben!"

Er verbeugte sich und ging. Die Gräfin blieb anscheinend ruhig sitzen und streichelte ihren Mops, der eingeschlafen war. Aber nur anscheinend, denn im Inneren war sie bewegt. Sie hatte ihre verstorbene Schwester geliebt, und sie liebte deren Sohn, diesen Kurt. Eigentlich gefiel ihr auch der Eigensinn des jungen Mannes, dieses Abweisen großer Vortheile aus Achtung für seinen Vater. Aber sie konnte ihm und konnte sich nicht helfen; ihre Grundsätze waren unerbittlich. Man nannte sie die Racegräfin, weil sie den höchsten Werth auf die Abstammung legte, Allem voraus auf die Abstammung des Edelmannes. „Es muß eine aristokratische Classe geben, und diese muß rein und in voller Macht erhalten werden!" so lautete ihr Hauptgrundsatz. Der Staat gehe unter, meinte sie, wenn daran gerüttelt, wenn darin nachgegeben werde.

Dabei war sie eine gute und edle Natur. Frühzeitig und kinderlos war sie Wittwe geworden und hatte ihre Herrschaften selbständig regiert, selbständig und sorgsam, so daß sie in bester Ordnung und sehr einträglich waren. Dieses Regieren hatte sie immer fester, immer unzugänglicher gemacht in ihren Grundsätzen; denn wer täglich, ja stündlich regiert und immer erfolgreich regiert, dem tritt kein Zweifel mehr nahe über die Berechtigung seiner Ansichten. So war sie denn auch jetzt keinen Augenblick im Ungewissen, daß sie den braven Kurt aufgeben müsse, obwohl ihr dies wehe that.

Das Mädchen, die Leni betreffend, war sie auch peinlich berührt von deren letzten Worten: „Ich laufe fort"; denn dies begabte Geschöpf war ihr ein wohlthuender Umgang geworden. Sie hielt es gar nicht für unmöglich, daß dieser „Unband" so was ausführen könnte. „Sie ist nicht ohne Race," sagte sich die Gräfin, „und vielleicht deshalb mag ich sie gern, und gerade deshalb kann sie wohl eines tollen Streiches fähig sein. — Ach, es ist traurig," fuhr sie fort, „wenn man beim nahen Tode kein eigenes Kind hat, das durch die Bande des Blutes an uns gebunden ist!"

Und dies sagend, wollte sie sich erheben; aber die Kräfte versagten. Was ihr noch nie begegnet war: sie fühlte sich zu schwach, um vom Sitze aufzustehen. Hatte der Schmerz über Kurt sie so angegriffen? „Nein," sagte sie, „es ist die hereinbrechende Unmacht des Alters, der Herzschlag wird matt, und einsam wirst du bald sterben."

Sie läutete mit einer kleinen Glocke, welche vor ihr auf dem Tische stand. Die Kammerfrau erschien. „Bring mir das Buch, welches auf meinem Nachttische liegt, und schick nach dem Wussinah hinunter, er soll sogleich zu mir kommen."

Das Buch, welches die Kammerfrau brachte, war ein Roman Walter Scott's.

Die Gräfin liebte diesen Schriftsteller; sie hatte überhaupt immer gern gelesen. Neuerer Zeit war ihr Augenlicht schwach, und Leni war ihre Vorleserin geworden. Bei diesem Vorlesen hatte es oft Streit gegeben: der Buchhändler in Prag schickte nämlich alle neuen Bücher heraus, und Leni wollte Alles vorlesen, sie war eben wißbegierig. Aber die Gräfin unterbrach sie oft schon nach den ersten Seiten eines neuen Buches, „fort damit!“ rufend, „die französischen Bücher sind nichts mehr werth. Es ist mir leid, daß ich dich diese Sprache habe lehren lassen, sie bringt jetzt nur Unheil.“

Mühsam hielt sie den Band Walter Scott's dicht vor ihre Augen; sie wollte auf andere Gedanken gebracht werden. Es ging nicht. Die Augen reichten wohl allenfalls zu, aber ihr Geist konnte nichts Fremdes aufnehmen. Sie ließ das Buch sinken, ihr ganzes Leben stieg auf vor ihrem Geiste und ging an ihr vorüber.

Vorwürfe hatte sie sich nicht zu machen, denn sie hatte alle guten aristokratischen Eigenschaften ihr Leben hindurch bethätigt. Sie war immer wohlthätig gewesen, auch oft großmüthig, wo sie einer edlen Regung begegnet war; sie hatte die Kunst gefördert, soweit sie in ihre Nähe gekommen; sie hatte die Wissenschaft unterstützt, soweit sie nicht — da hatte es eine Grenze gegeben: die Schulen für ihre Bauern. Sie hatte gesagt: Das jagt die Leute aus ihrer Sphäre hinaus, macht sie unruhig und unzufrieden! Nur da hatte sie wohl mitunter gezögert mit ihrer Zustimmung. Aber im Ganzen hatte sie es doch gehen lassen mit dem sogenannten Fortschritt des Unterrichts und den Caplan abgewiesen mit seinen Bedenken; denn obwohl sie religiös war, hegte sie Abneigung gegen das Pfaffenthum. Aber beim Unterricht der Bauern standen doch jetzt ihre Gedanken still, und sie fragte sich: Bist du da nicht unvorsichtig gewesen?

„Lieber Gott,“ sagte sie langsam, „bei aller Macht ist man doch unmächtig selbst für seine nächsten Kreise, der gute Herrgott mag's richten.“

Dabei schloß sie die Augen und sank in Schlummer — in einen halben —; denn als die Kammerfrau den Güterdirector Wussinah meldete und Bums bellte, da wurde sie sogleich vollständig wach und all ihrer geistigen Kräfte mächtig.

Wussinah trat mit tiefer Verbeugung ein und blieb an der Thürschwelle stehen. Sein demüthig unterworfenes Wesen hätte ihr ja gefallen sollen, aber es gefiel ihr nicht. Sie war nicht besonders eingenommen für ihre czechischen Unterthanen, obwohl sie die unterthänigsten waren, und diesen Mann, welcher aus ihrer Mitte stammte, liebte sie gar nicht. „Er betrügt dich überall da,“ sagte sie sich, „wo du mit deiner Controle nicht nachkommen kannst, und ist ein zweideutiger Patron. Aber du kannst ihm nichts Uebles nachweisen, und er verwaltet genau und mit großem Geschick.“

Er war ein kleiner Mann mit ungraziösen Bewegungen, aber mit einem Gesicht, welches Verstand, Schlauheit und Hartnäckigkeit verrieth. Seine kleinen Augen leuchteten mitunter überraschend hervor unter dicken schwarzen Augenbrauen. Er mochte ein Fünfziger sein; das Kopfhaar war noch dunkel, der Bart glatt abrasirt, die Kleidung unscheinbar, wenn er auch stets in einem Frack erschien, welcher schon lange gedient hatte.

„Hole Papier, Feder und Tinte,“ sagte sie, „du sollst hier auf dem Tische vor mir mein Testament schreiben.“

Er rückte ein wenig den Kopf in die Höhe, wendete sich aber lautlos und schritt hinaus, um das Verlangte zu holen.

Während dies mit und bei der Gräfin vorging, war Kurt in seinem Zimmer unter Beihülfe seines Dieners beschäftigt, all seine Habseligkeiten einzupacken. Er

übte besonders Malerei und war jetzt selbst besorgt, alles dazu Gehörige, Skizzen und angefangene Bilder, schicklich zu verwahren.

Konrad Wetter war sein Name, und er war nahezu dreißig Jahre alt. Sein Aeußeres zeigte nichts vom beliebten Malercostüm, keinen breitkrämpigen Hut, keinen Sammetrock, keine lange Haarfrisur nach Rafael. Dergleichen liebte er nicht. Sein Geschmack war nach allen Richtungen für das Schlichte und Einfache, sein Wesen überhaupt strenger, als einem jungen Manne wohl ansteht, sobald es auf das Urtheil junger Damen ankommt. Von kräftiger Mittelgröße, bewegte er sich jedoch leicht und ungezwungen, und sein ausdrucksvoller Kopf verrieth Geist und Charakter, wozu ein feiner Mund und ein fest blickendes Auge wesentlich beitrugen. Die Erziehung im elterlichen Hause hatte ihm einen dauernden Stempel aufgeprägt, den Stempel der Solidität.

Sein Vater, im Besitze eines kleinen Landgutes, hatte ihm bis in sein Jünglingsalter jeglichen Unterricht ertheilt, wozu er durch ausgebreitete gründliche Kenntnisse ausgerüstet gewesen war. Besonders im Bau- und Ingenieurfache war dieser Vater bewandert gewesen und hatte durch Preisarbeiten den mäßigen Betrag seines Besitzthums hinreichend erhöht. Bei fleißigem Zeichnen technischer Sachen für den Vater hatte Kurt frühzeitig malerisches Talent entwickelt, und von seiner Mutter, einer sinnigen Frau, war dieser Trieb gefördert worden. Von ihrer Familie und den Gütern derselben durch ihre harte Schwester, die Gräfin, ausgeschlossen wegen ihrer nicht ebenbürtigen Ehe, war diese Mutter Kurt's in herzlicher Liebe ihres Mannes eine stille, poetische Frau geworden, welche ihren Kurt mit weicher Hand in Literatur und Kunst eingeführt hatte, und Kurt war aus einem intimen Familienleben wie eine Jungfrau hinausgekommen in die größere Welt. Diese Welt war zunächst Akademie und Universität. Anfangs in Prag, dann in Wien, endlich in München. Seine künstlerischen Anlagen hatten sich allmälig ganz für Malerei entschieden, und in München hatte ihn die traurige Nachricht betroffen, daß Vater und Mutter binnen zwei Tagen gestorben seien. Da war er heimgereist, ihnen ein Grabdenkmal zu errichten, hatte einem Freunde die Verwaltung seines Landgutes übertragen, eine einfache Todesanzeige an die Gräfin gesandt und war auf weite Reisen gegangen — nach der Schweiz, nach Frankreich, nach Italien. Die Geldmittel, welche ihm der verwaltende Freund gesendet, waren knapp gewesen, er lebte aber auch knapp und anspruchslos. Erst nach Jahren war er einmal als gereifter Künstler auf sein Landgut heimgekehrt, und dort war er — die Gräfin mußte seine Heimkunft erfahren haben — von einem Briefe derselben überrascht worden, in welchem sie ihn zu einem Besuche auf Schloß Wartenstein einlud. Sie wünschte, hieß es in dem Briefe, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

So war er vor ungefähr einem Jahre auf dies Schloß gekommen, und er war da geblieben, weil ihn Mancherlei zu diesem Bleiben antrieb. Die Gräfin selbst interessirte ihn als eine geistvolle, gebildete Dame, welche an seiner Kunst großen Antheil nahm und ihm ein Atelier einrichten ließ. Von dem Zerwürfniß mit seinen Eltern sprach sie nie, wohl aber gedachte sie öfters ihrer Schwester, seiner Mutter, mit herzlicher Zuneigung. Mit keinem Worte wurde es berührt, ob seine Verwandtschaft ihm einen Anspruch verliehe. Er war viel zu stolz, um diese Frage zu berühren, und als die Gräfin einmal fragte, ob er nicht Geld brauchte, da erwiderte er trocken: „Nein!“ Die

Umgegend bot schöne Landschaftsbilder, und die wilde Leni war ihm eine angenehme Unterhaltung. Sie kam ihm zutraulich entgegen, und er unterrichtete sie mit Vergnügen. „Sie lernt Alles merkwürdig schnell," sagte er zur Gräfin, „und ist von einer reizenden Begabung; in der Musik ist sie erfinderisch, und in poetischer Literatur besonders verschlingt sie Alles. Goethe und Schiller kann sie bereits auswendig."

So standen die Dinge, als die Gräfin plötzlich mit der Eröffnung hervortrat: sie wollte ihn mit Geld und Gut bedenken, wenn er den Namen seines Vaters ablegte.

„Nun bestelle unten im Wirthschaftshofe einen großen Wagen," sagte er zu einem Diener, „damit wir Alles unterbringen. Sobald du aufgepackt hast, reisen wir ab."

Von Leni, welche er sehr lieb gewonnen, wollte er noch Abschied nehmen. Er wohnte in einem Flügel des Schlosses, Leni wohnte drüben im Mittelgeschoß nahe bei der Gräfin. Dahin ging er jetzt.

Er fand sie auch. Sie saß an einem kleinen Tische und schrieb eifrig an einem Briefe. Das Zimmer war von mäßiger Größe und sah ein wenig unordentlich aus. Auf einem Clavier lagen Notenblätter zerstreut umher, und es hatten sich deren auf dem Stuhle angesiedelt. Auf einem runden Tische lagen aufgeschlagene Bücher bunt über einander, und am Fenster stand eine kleine Staffelei mit einer Kohlenzeichnung, welche wohl den Kampf zweier Ritter darstellen sollte.

Kurt blieb vor diesem grimmigen Bilde stehen und lachte laut.

„Lache immerhin," sagte Leni, ohne im Schreiben innezuhalten, „ich weiß es schon selbst: mit meinem Malertalente ist's nichts. Du bist schuld, daß ich's versucht habe; ich muß eben Alles nachmachen."

„Was schreibst du denn da?"

„Ein Gesuch an Erlaucht. Sie soll mich nach Prag schicken, damit ich was Vollständiges lerne."

„Theater spielen willst du?"

„Kann sein. Ich weiß selbst noch nicht, was oder wie. Aber ich muß was Ganzes werden; entweder — oder!"

„Hör auf mit deinem kindischen Entweder — oder! Darin steckt nichts als die Sucht, Aufsehen zu erregen. Die Gräfin übrigens schlägt dir's ab; sie ist heute von härtester Gesinnung. Dich wird sie zurückhalten, mich treibt sie fort. Ich komme, Abschied von dir zu nehmen."

„Was?!"

„Binnen einer Stunde reis' ich fort."

„Das ist ja nicht möglich! Was soll denn alsdann aus mir werden?!"

„Komm her! Gieb mir die Hand, sieh mir ehrlich ins Auge und versprich mir, deine tollen Wünsche zu mäßigen."

Sie sprang zu ihm, ergriff seine beiden Hände und sah ihm starr in die Augen. Aus den ihrigen liefen Thränen, und fast schluchzend sagte sie: „Ums Himmels willen, Kurt, verlaß du mich nicht! Du bist ja mein Alles; was ich weiß und was ich kann, ich hab's ja von dir!"

„Du wirst mich ja auch behalten; ich gehe auf mein Gut, also nur ein paar Meilen weit. Dorthin wirst du mir schreiben: was du denkst, was du thust, was du willst, und ich werde dir immer ausführlich antworten."

Sie schüttelte ihre dunklen Locken, und ihr Blick wurde wieder starr. Endlich sagte sie halblaut: „Dann geh ich entweder verloren, oder ich muß einen heroischen Entschluß fassen."

„Immer wieder entweder — oder. Wenn du die Uebertreibung nicht unterlassen kannst, dann wird nichts aus dir als eine Komödiantin. Du bist erst sechzehn Jahre alt; lerne weiter und suche dich in Bescheidenheit zu sammeln, wenigstens noch

ein Jahr lang. Dann komme ich wieder, prüfe dich und gebe dir meinen Rath. Von der Gräfin fortzulaufen, die für dich wie eine Mutter gesorgt, die dich erzogen und dein ganzes Leben gebildet hat, das wäre eine abscheuliche Undankbarkeit."

„Ja," flüsterte sie, „aber du mußt da bleiben."

„Das kann ich nicht. Mich hat sie beleidigt."

„Beleidigt? Mich beleidigt sie auch, wenn sie immerfort nein sagt zu meinen Wünschen."

„Schon wieder eine Uebertreibung! Du bist ihr Dank schuldig, ich bin es nicht. Also, Leni, sei gut und werde ordentlich. Die Ordnung ist unerläßlich in jeglicher Kunst. Du magst dich für die eine oder für die andere Kunst entscheiden, Ordnung ist nothwendig. Mit Unordnung und Uebertreibung wirst du in mehreren herumfahren und in keiner Halt gewinnen. Also auf Wiedersehen in einem Jahre! Ich küsse dir das Wasser vom Auge und wiederhole dir: wende dich an mich, wenn es dir an Rath fehlt."

Er hatte sie aufs Auge geküßt und war nach der Thür gegangen. Da rief sie: „Kurt, nimm mich mit, sonst steh ich für nichts!"

„Das geht ja nicht, Kind. Uebers Jahr!" — Und die Thür schloß sich hinter ihm.

Leni blieb regungslos inmitten des Zimmers stehen. Nach einer längeren Pause sagte sie endlich mit heftigem Tone: „Nun erst recht nicht!"

Und sie setzte sich wieder zum Tische hin, zerriß den angefangenen Brief, welcher nur eine Bitte enthalten hatte, und schrieb nun unumwunden der Gräfin: Da ihr Lehrer Kurt fortgehe, so müsse sie auch fort. Das sei ihr Schicksal, das fühle sie, und dem könne sie nicht widerstehen. Dann kamen Versicherungen herzlicher Dankbarkeit, ja Zärtlichkeit. Und sie fand dafür in ihrer Aufregung die rührendsten Accente. Schließlich die Aussicht, Erlaucht in Prag wiederzusehen, wohin ja doch die Gräfin jeden Winter komme. Dort werde sie sich ihr vorstellen, und gewiß als ein vervollkommnetes Wesen, denn sie werde Tag und Nacht lernen, um etwas Tüchtiges zu werden.

Diesen Brief schob sie in ein Couvert, adressirte ihn an die erlauchte Frau Gräfin und ließ ihn auf dem Tische liegen.

Dann sah sie sich um im Zimmer, was mitzunehmen wäre. Eine artige Summe Geldes war vorhanden, welche ihr die Gräfin nach und nach geschenkt, immer nach einem Gesangsvortrage oder nach einer Declamation. „Das Geld," sagte sie, „hast du verdient, das darfst du mitnehmen. Sonst aber nur das Nöthigste."

Dann machte sie sich ein schmales Bündel zurecht mit etwas Wäsche, einem leichten Kleide und — einem Buche. Dies war die „Jungfrau von Orleans".

Die Dämmerung war unterdeß angebrochen, und sie ging unbeachtet den Hügel hinab zu den Wirthschaftsgebäuden. Da trat ihr ein Vogt entgegen mit den Worten: „Zu spät, Fräulein! Herr von Wetter ist vor einer Viertelstunde fortgefahren."

„Ich weiß es," antwortete sie schlagfertig, „und ich komme seinetwegen; er hat was vergessen." Dabei zeigte sie auf ihr Bündel und fuhr fort: „Laßt mir rasch ein leichtes Wägelchen anspannen, damit ich ihn einhole."

Dies geschah auf der Stelle, weil der hier unten gebietende Wussinah eben bei der Gräfin war. Er hätte sie nicht fortgelassen. So aber fuhr sie nach zehn Minuten von dannen und winkte ihren Abschied hinauf nach den Zimmern der Gräfin, wo gerade die Lichter angezündet worden waren.

Die Abfassung des Testamentes hatte dort lange gedauert. Wussinah war ein

Rechtsgelehrter, und zwar ein rabulistischer vollkommenster Sorte; er machte also bei jedem Satze Einwendungen und schrieb ihn erst nieder, wenn die Gräfin ungeduldig wurde. Sie war nicht mehr schwach wie Nachmittags, sondern formulirte ihre Sätze mit fester Klarheit.

Als das Instrument sorgfältig versiegelt vor ihr auf dem Tische lag, entließ sie Wussinah mit einer vornehmen Handbewegung.

„Ist Herr von Wetter im Schlosse?“ fragte sie die Kammerfrau.

„Nein, Erlaucht; er ist vor einer halben Stunde mit seinem ganzen Gepäck fortgefahren.“

Die Gräfin zuckte ein wenig und sagte dann leise für sich: „Er ist von der Race seines Vaters. — Leni soll herkommen!“ sagte sie laut.

Nach einigen Minuten kam die Kammerfrau mit dem Briefe Leni's und sagte: „Das Fräulein Leni ist nicht auf ihrem Zimmer, aber auf dem Tische lag dieser Brief, adressirt an Eure Erlaucht.“

Die Hand der Gräfin zitterte wohl ein wenig, als sie den Brief entfaltete; sie mochte sich wohl einer Tollheit versehen von dem überspannten Geschöpf, aber sie las doch den Brief genau, langsam bis ans Ende und sagte dann wiederum für sich: „Die Vagabondin ist auch von einer bestimmten Race, wahrscheinlich von der der Zigeuner.“ — Dann setzte sie laut hinzu: „Beim Herrn Pfarrer ist anzufragen, ob er mit mir zur Nacht speisen will.“

* *
*

Gräfin Euphemia von Wartenstein verbrachte den Rest des Sommers in besserer Verfassung, als man hätte erwarten sollen. Der Anfall von Lähmung wiederholte sich nicht; sie fuhr alle Tage mit ihren schneeweißen Lipizzaner Schimmeln spazieren, und ihre Kammerfrau versicherte Jedermann: Erlaucht sei jetzt viel milder und nachsichtiger als in früherer Zeit. Besonders an den Tagen, welche einen Brief von dem tollen Fräulein Leni brächten.

Das geschah alle vierzehn Tage. Die Briefe kamen aus Prag, und Leni erzählte, daß sie ganz hübsche Fortschritte in ihren Studien machte. Nur wüßte sie noch immer nicht, ob Gesang oder tragischer Vortrag ihr Beruf wäre. Sobald Erlaucht in ihr Prager Palais einrücken werde zu Anfang des Winters, da sollte die Frau Gräfin das Endurtheil fällen über diese Frage. Den Tanz hätte sie ganz aufgegeben; das sei doch nichts für ihr Gemüth.

Die Gräfin schickte ihr nach jedem Briefe eine kleine Summe Geldes unter der Bezeichnung „Taschengeld“.

Von Kurt kam direct keinerlei Nachricht ins Schloß. Die Gräfin erfuhr nur auf Nachfrage unter der Hand, daß er still auf seinem Landgut lebte, fleißig malte und zum Winter für längeren Aufenthalt nach Italien gehen wollte.

Da ereignete sich das Unerwartete: am letzten Septembertage kam die Gräfin in ihrem Wagen mit den Schimmeln von der Spazierfahrt zurück, und als der Diener den Wagenschlag öffnete und ihr wie gewöhnlich die Hand zum Aussteigen bieten wollte, da bellte Bums, der Mops, gegen seine Gewohnheit heftig, und die erlauchte Frau Gräfin rührte sich nicht. Sie war todt; eine Lähmung des Herzens hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Der Gutsdirector Dr. Wussinah traf nun alle die Anstalten, welche ihm für solchen Fall bei der Abfassung des Testamentes aufgetragen worden: er telegraphirte nach Wien an den Grafen Erwin von Wartenstein, den Aeltesten der jüngeren gräflichen Linie, und sendete auch einen Boten an Herrn Konrad Wetter,

beide Herren zum Begräbniß und zur Eröffnung des Testamentes einladend.

Beide Männer kamen rechtzeitig an und nahmen Theil an der Beisetzung der Leiche in der Schloßcapelle. Zahlreiche Beamte und Bauern aus der Umgegend hatten sich dazu eingefunden, und in würdiger Stille war die Ceremonie beendigt worden.

Graf Erwin und Kurt, bisher einander fremd, hatten sich gegenseitig mit kurzen Worten vorgestellt und gingen nun ins Schloß, wo Wussinah das Testament eröffnen und vortragen sollte.

Ein älterer Diener, des Namens Nepomuk, hielt Kurt ein wenig auf mit der Frage, ob er denn gar nichts von Fräulein Leni wüßte, Erlaucht hätte nie wieder von ihr gesprochen und würde wohl das arme Kind im Testamente vergessen haben.

„Ich weiß nichts von ihr," sagte Kurt und folgte dem Grafen Erwin in den großen Salon, wo er das letzte Mal bei der Gräfin gewesen war. Schweigend blickte er auf die Bäume, das Feld, den fernen Wald hinaus. Alles war verändert gegen damals: der Herbst hatte sich zeitig und rauh angekündigt, die Blätter fingen an sich zu verfärben, das Feld war leer.

Graf Erwin trat zu ihm und sagte: „Die Leute da unten bleiben noch immer bei der Capelle stehen; die verstorbene Gräfin war also wohl geliebt?"

„O ja," antwortete Kurt.

„Und doch nennt man sie spöttisch ‚die Racegräfin' und sagt ihr strenge Vorurtheile nach."

„Bei allen Vorurtheilen, welche sie Grundsätze nannte, hatte sie ein gutes Herz."

„Sind Sie Raucher?"

„Ja."

„Alter! Wie heißt du?"

„Nepomuk, zu Befehl."

„Also Nepomuk zu Befehl, hole mir die Cigarrentasche, welche auf dem Tische meines Zimmers liegt."

„Zu Befehl."

Und Nepomuk, ein kleines Männchen, das einen hohen Rücken und einen kahlen Schädel hatte, ging ab. Es war Verleumdung, wenn man ihn buckelig nannte, und vom Hinterhaupte fielen auch lichtblonde Haare auf seine nahen Schultern. Sein Gesicht hatte etwas Kindliches.

„Ein curioses Kerlchen," sagte Graf Erwin, ihm nachblickend, und zu Kurt gewendet, fuhr er fort: „Es nimmt sich frivol aus, wenn man, just vom Begräbniß kommend, nach einer Cigarre verlangt, nicht wahr?"

„Ja."

„Und doch ist's natürlich" — dabei setzte er sich — „ganz natürlich. Einst gab's ja sogar den Leichenschmaus hinterher. Die Ueberlebenden wollen darthun, daß sie noch leben. Dazu kommt zu meiner Entschuldigung, daß ich die verstorbene Gräfin gar nicht gekannt. Sie kam nie nach Wien. Dort findet mich ein Telegramm von ihrem Tode, welches mich hercitirt, um aus dem Testamente zu erfahren, was sie angeordnet. Ihre Herrschaften bilden kein Majorat, ich bin also neugierig, was sie mir, dem nächsten Wartenstein, etwa zugedacht hat. Denn als sogenannte Racegräfin war sie doch für Zusammenhalten des großen Besitzes. Nicht wahr? Sie haben sie ja persönlich gekannt."

„Jawohl."

„Trotz alledem hat mich die Ceremonie gerührt. Besonders als ich den kahlköpfigen Buckelinski, welcher mir Cigarren holt, weinen sah. Das steckt mich immer an; Scheiden und Meiden thut weh. Ihnen wird's wohl näher gehen, denn Sie sind ja, wie ich höre, quasi verwandt gewesen mit der Gräfin."

„Ja quasi. Meine verstorbene Mutter war die Schwester der verstorbenen Gräfin."

„Ah, diable!“ und dabei sprang der Graf auf, während Kurt sich setzte, „die Schwester?!“

„Nur die Stiefschwester.“

Verzeihen Sie, daß ich das nicht gewußt habe; ich bin ein leichtsinniger und unwissender Patron. Selbst um meine Verwandten hab ich mich nicht gekümmert.“

Dabei reichte er Kurt die Hand. Er war ein gutmüthiger, sehr liebenswürdiger junger Herr von schlanker Gestalt, mit dunkelblondem Kopfe und einem sehr angenehmen Gesichtsausdruck, welchen ein lebhaftes blaues Auge beherrschte.

„Dann ist ja,“ fuhr er fort, „dieses Testament für Sie sehr wichtig und Sie haben ein ansehnliches Legat zu erwarten.“

„Gewiß nicht.“

„Warum nicht?“

„Als Racegräfin hat sie die Verwandtschaft nie anerkannt, weil meine Mutter einen Bürgerlichen geheirathet hat.“

„Das ist hart.“

„Aber consequent.“

„Wie ich aber höre, haben Sie ja längere Zeit hier neben der Gräfin gelebt?“

„Vielleicht war sie eine Zeit lang unschlüssig.“

„Nun sind Sie jedoch officiell zur Testamentseröffnung herberufen worden — das sind Sie ja wohl?“

„Es scheint so.“

„Sie wird also schlüssig geworden sein. Da kommen Cigarren. Nepomuk zu Befehl präsentire dem Herrn —“

„von Wetter,“ sagte Nepomuk.

„Wetter, kurzweg, Herr Graf.“

„Dieser Nepomuk zu Befehl hat mir auch von einem jungen Mädchen erzählt, welches die Gräfin als Kind angenommen und dessen ich mich annehmen sollte, wenn es im Testamente vergessen wäre. Ist sie nicht da? Ich habe in der Capelle kein solches Mädchen bemerkt.“

„Sie ist fortgelaufen,“ sagte Kurt.

„Ach, Herr von Wetter!“ stöhnte Nepomuk.

„Du hast mir's ja selbst geschrieben, Nepomuk. Du wußtest nicht, wohin. Weißt du's jetzt?“

„Beinahe. Unser Portier in Prag hat gemeldet, daß er sie gesehen und daß sie bei ihm angefragt habe, wie es Erlaucht ginge. Die verstorbene Erlaucht hat ihre Adresse gewußt, hat sie aber nicht hinterlassen, und die Kammerfrau, welche sie von den Briefen hätte wissen können, hat sie vergessen.“

„Sie ist also in Prag?“

„So scheint's.“

„Und warum ist sie denn fortgelaufen?“ fragte Graf Erwin.

„Sie ist ein überspanntes Geschöpf; es sitzt ihr eine Komödiantin im Leibe.“

„O, Herr von Wetter!“ stöhnte wiederum Nepomuk.

„Das ist ja interessant!“ rief Graf Erwin. „Ist sie hübsch?“

„Schön, wunderschön!“ schluchzte Nepomuk.

„Ist das wahr, Herr von Wetter?“

„Wetter, einfach Wetter, Herr Graf. — Sie ist sehr hübsch.“

„Schau, schau! Und sie will zum Theater?“

„Sie ist eine geborene Künstlerin!“ sprach Nepomuk fast jauchzend.

„Sie, gefährlicher Narr, haben Sie redlich bestärkt in ihrer Ueberspanntheit, weil Sie immer in Entzückung geriethen bei ihren Spiegelfechtereien.“

„Ja, wir Alle!“ rief Nepomuk mit einem beseligten Ausdruck.

„Und warum sind Sie denn, Herr von Wetter — pardon! Herr Wetter — warum sind Sie denn so grimmig gegen die Schauspielerinnen? Das sind ja doch liebenswürdige, unterhaltende Damen.“

„Jawohl, unterhaltend für die Müßiggänger und eine unfehlbare Beute für dieselben.“

„O, o! Wie kann man so absprechend urtheilen über anmuthige Künstlerinnen!"

„Künstlerinnen! Das sind sie eben nicht. Kunst ist ein schöner, aber schwerer Beruf, und nichts beschädigt ihn mehr als das heutige Dilettantenthum mit seinen Liederlichkeiten. Eure sogenannte Schauspielerkunst nun gar ist nur eine Afterkunst."

„Ah?!"

„Eine Afterkunst. Sie ist ja nur eine Magd des Dichters und durchschnittlich eine schlechte Magd, welche die Dichtung verdirbt."

„Das ist mir zu hoch; oder, mit Ihrer Erlaubniß, zu niedrig. Ich liebe die Schauspielerinnen außerordentlich, und für mich sind sie reizende Geschöpfe, nicht bloß reizend im alltäglichen Sinne, wenn auch so, nein auch weiter. Sie erheben mich sogar mitunter, sie entzücken mich oft in absonderlicher Weise."

„Ja, ja!" murmelte Nepomuk.

„Und dies angenommene Kind der Gräfin, nach alledem eine Schauspielerinknospe, ist nicht berufen worden zur Testamentseröffnung?"

„Nein, allergnädigster Herr Graf, weil der Wussinah, der Director — na, ich darf's nicht sagen."

„Sag's nur!" riefen der Graf und Vetter.

Zögernd sprach Nepomuk: „Er ist eigentlich ihr Vormund. Ihm ist sie damals zugeführt worden im Walde, und Erlaucht hat ihn dazu gemacht. Aber er hat sie immer nicht leiden mögen, und die ganze Dienerschaft sagt: Jetzt hat er sie nicht hergerufen, damit's in seine Tasche fällt, wenn ein Legat für Fräulein Leni im Testamente steht. — Sie hassen ihn Alle, aber er ist steinreich und versteht Alles, auch die schwarze Kunst. Das sagt selbst der Herr Pfarrer nach dem Diner — still! da kommt er! Bitte, gnädige Herren, mich nicht verrathen!"

Wussinah trat ein und trug eine große Mappe unter dem Arme. Mit einer scharfen Armbewegung wies er Nepomuk hinaus, verbeugte sich dann tief vor den Herren und sprach: „Dero gehorsamster Diener. — Hinaus, Diener!" herrschte er dem Nepomuk zu, und als dieser achselzuckend das Zimmer verließ, trat er selbst näher und wies auf die Sessel am Tische inmitten des Salons. Erst als sich beide Herren gesetzt hatten, fuhr er stehen bleibend fort: „Die erlauchte, jetzt hochselige Frau Gräfin hat mir aufgetragen, am Tage ihres Begräbnisses ihr Testament zu eröffnen und zu dieser Eröffnung namentlich den hochgeborenen Herrn Grafen Erwin von Wartenstein herbeizurufen. Die hochselige Erlaucht ist heute Vormittag in der Gruft ihrer Väter zur Ruhe bestattet worden, die Sonne steht im Mittag, der hochgeborene Herr Graf Erwin von Wartenstein ist anwesend; ich komme also daher, um meinen geheiligten Auftrag zu erfüllen."

Jetzt setzte er sich und legte die Mappe vor sich auf den Tisch.

„Wer oder was beglaubigt Sie?" fragte Graf Erwin.

Wussinah nahm aus der Mappe ein Papier und sagte, indem er es dem Grafen überreichte: „Diese Vollmacht von der hochseligen Erlaucht eigenhändig unterfertigt."

Graf Erwin las und gab dann das Papier zurück, sprang aber sodann auf und lief ans Fenster, zurückrufend: „Ich höre ja da einen Lärm vor der Rampe, was kann denn das sein? Die Leute schwenken die Mützen; wird noch Jemand erwartet?"

„Nein."

„Also ans Werk! Lesen Sie, Herr Doctor — man sagt mir, Sie seien ein Doctor, doctor juris?"

„Und medicinae."

„Potz! So viel haben Sie studirt?"

„Man braucht's."

„Also lesen Sie, Herr Doctor juris und medicinae, den letzten Willen der Frau Gräfin!“

Da stolperte Nepomuk in großer Aufregung herein und schrie: „Sie kommt! sie kommt! sie ist da!“

„Wer denn?“ riefen die Herren.

„Die Leni! Fräulein Leni!“

„Leni?“ rief Kurt und sprang in die Höhe.

„Da ist sie!“

Und es war wirklich so: mit schnellen Schritten trat Leni ein.

„Leni, Leni!“ schrie der so ernsthafte Kurt wie in freudigster Aufregung und eilte ihr entgegen, beide Hände ihr zustreckend.

Leni drückte ihm heftig die Hände, nickte mit dem Kopfe und sprach athemlos: „Gott sei Dank, du bist da! Ist es wahr? Ich kann sie nicht mehr sehen, die gute Erlaucht? Sie ist schon begraben?“

„Ja, Leni.“

„O mein Gott, mein Gott! Ins Grab oder in die Gruft?“

„Der Sarg steht noch in der Capelle,“ sagte hastig Nepomuk.

„O, dann kann ich sie noch einmal sehen! Komm, Nepomuk, hilf mir den Sarg öffnen!“

Und sie nahm ihn bei der Hand und zog ihn, der sich wie ein Glückseliger geberdete, zur Thür hinaus.

„Das ist ja ein liebreizendes Geschöpf!“ sagte Graf Erwin.

„Nicht wahr?“ erwiderte Kurt, welcher unverwandt nachblickte.

Sie hatte auch sehr malerisch ausgesehen in ihrer Aufgeregtheit. Seit ihrer Abwesenheit vom Schlosse schien sie gewachsen und voller geworden zu sein, und der Ausdruck des großen dunklen Auges war gesteigert. Das volle braune Haar hatte sich ungeordnet über die Schläfe herabgedrängt, das sonst blasse, fein gelblich angehauchte Antlitz war leicht geröthet gewesen.

„Eine überspannte Närrin ist sie!“ schrie Wussinah respectlos den beiden Herren zu; „im Spinnhause wird sie enden oder als Selbstmörderin.“

„Sachte, sachte, alter Doctor,“ sprach Graf Erwin, „was schreien Sie da für arge Worte in die Welt hinein! Sie verstehen sich nicht auf Jugend und Schönheit.“

„O ja, ich kenne den Unband, wie ihn die Erlaucht nannte; ich kenne ihn von früh auf, wie ihn mir der lahme Wildmeister im Walde zuführte.“

„Im Walde?“

„Da hatte er sie aufgefunden, wie sie wilde Beeren suchte und halb verschmachtet war, ein gestohlenes Zigeunerkind, wie er sie nannte. Und die selige Erlaucht hat sie, mit Respect zu sagen, verziehen helfen. Die Vagabondenrace, wie sie sagte, machte ihr Spaß, und obwohl sie mich zum Vormund ernannte, entzog sie mir allen Einfluß auf das ungezogene Mädchen. Umsonst hab' ich gemahnt und gemahnt, die Erlaucht lachte. Und so ist denn ein Wildfang aufgewachsen, der in sein Verderben rennt; ich kann nicht mehr helfen.“

„Man wird schon helfen,“ sagte Graf Erwin, „man wird sich ihrer annehmen, vielleicht hat auch die Gräfin vorgesorgt; kurzum, Herr Doctor, das Testament öffnen!“

Da drang von unten melancholischer Chorgesang herauf, und Nepomuk, mit einem blauen baumwollenen Schnupftuche die Augen trocknend, wankte ins Zimmer und stammelte: „Kommen Sie doch, meine gnädigsten Herren, mit hinunter! So was sehen Sie Ihr Lebtag nicht wieder. Alles weint und stöhnt in der Capelle, und die Bauern singen ein Lied aus der Hussitenzeit. Sie hat richtig gleich unseren Schlosser erwischt, und der hat die Schrauben aufgedreht am Sarge. Da lag sie offen da, die Hochselige, und die Leni stürzte sich auf sie und küßte sie, und das Thränen-

wasser lief über das Leichengesicht. Die Mädchen haben sie wegreißen müssen von der Leiche, sie hätte sich verzehrt. Kommen Sie und helfen Sie trösten."

Da öffnete sich aber schon die Thür, und zwei Mädchen führten die schluchzende Leni herein. Nepomuk eilte zu ihr und geleitete sie zu einem Sessel, auf welchem sie zusammensank. „Geht, Kinder!" sagte er zu den Mädchen, und die Mädchen gingen ab. Der Choralgesang unten hatte aufgehört, und Bums, der Mops, ein treuer Freund Leni's, der mit ihr gekommen war, setzte sich still und bedachtsam neben ihr auf den Boden.

Kurt ging zu ihr, küßte ihr Kopfhaar und sagte leise: „Beruhige dich, Leni, da ist nicht zu helfen."

„Nicht zu helfen!" schluchzte sie.

„Du hättest früher so viel Liebe zeigen und die Pflegemutter nicht verlassen sollen."

„Ja wohl! ja wohl!"

„Ein bezauberndes Wesen!" flüsterte Graf Erwin — „una figlia dolorosa."

Rauh klang Wussinah's Stimme dazwischen: „Jetzt verhalte dich still! Du kannst hier bleiben. Wir gehen an die Eröffnung des letzten Willens."

„Des letzten Willens!" stöhnte sie.

Auf eine einladende Armbewegung Wussinah's hatten sich Graf Erwin und Kurt gesetzt.

Wussinah, ehe er sich niedersetzte, herrschte dem bei Leni stehenden Nepomuk zu: „Marsch!" Bums knurrte, Nepomuk zuckte wieder verächtlich die hohen Schultern, küßte Leni die Hand und ging, blieb aber hinten an der Thür stehen. Wussinah hatte sich unterdessen gesetzt und begann die Vorlesung des Testamentes:

„Der Wartenstein'schen Hausordnung in Treue folgend, erkläre ich zum Universalerben all meiner Herrschaften unseren würdigen Vetter, den Herrn Erwin Grafen von Wartenstein. Er ist gebeten, den Besitz der Familie streng zusammenzuhalten, damit das Ansehen unseres Hauses unverkürzt bleibe in zerstreuender Zeit. Auch bitte ich ihn, folgende Legate zu übernehmen: Erstens mein Pflegekind Leni betreffend. Er möge sie streng überwachen. Sie ist leichtsinnig, ja wild und rennt offenbar in ihr Unglück hinein. Er möge sie also nach Kräften in den Schranken des Herkommens halten und ihr alljährig zweitausend Gulden zum Unterhalt aussetzen, da sie ohne diese Hülfe wohl bis zur untersten Stufe des Elends sinken würde."

Als diese herbe Schilderung ihrer Person begann, war Leni zuerst mit dem Kopfe aufgefahren und im Verlaufe der Schilderung kerzengerade emporgesprungen. Jetzt unterbrach sie Wussinah in weiterer Vorlesung mit den heftig hervorgestoßenen Worten: „Ein so geschenktes Almosen weise ich zurück!"

„Du bist toll!" schrie Wussinah, und Bums bellte bös auf ihn los.

„Das bin ich nicht!" fuhr sie fort. „Ich bin voll Dankbarkeit für die Verstorbene, welche mich geliebt und in ihrer Art liebreich bedacht hat. Sie stellt mich aber und mein Leben unter die Aufsicht eines mir fremden Herrn. Er soll mich überwachen und mich in den Schranken des Herkommens halten. Ich weiß schon, was das heißt: überwacht und in Schranken gehalten werden. Das widerstrebt mir im Innersten. Ich bin ein freies Geschöpf Gottes wie Jedermann, und das will ich bleiben um jeden Preis. Ich lasse mich nicht binden und fesseln, gewiß nicht! Wenn ich in meinem Streben zu Grunde gehe, wie man mir in die Ohren schreit, so ist das meine Sache. Ich mache mein Glück allein, ich trage mein Unglück allein. Leb wohl, Kurt!"

Und sie ging. Kurt eilte ihr nach. Alle riefen ihr zu, Nepomuk stellte sich ihr in den Weg und Bums bellte.

„Welch neue Uebertreibung, Leni!"

rief Kurt, „welch undankbarer, kindischer Trotz!“

„Nein,“ erwiderte sie, zurückkommend, „das ist es nicht. Ich liebe sie ja herzlich, meine gute Pflegemutter, ich bin ihr aufrichtig dankbar; aber ich vertrag's nicht, wieder angebunden zu werden. Ich sterbe lieber, wenn ich nicht frei leben kann.“

„Frei leben!“ erwiderte Kurt, „welch einen Sinn hat das für ein junges Mädchen! Besinne dich doch, Leni, wohin du geräthst! Leichtsinn und Liederlichkeit ist Weg und Ende.“

„O Kurt, wie weh thust du mir! Du weißt am besten, was ich meine, wenn du mir auch immer widersprochen hast. Du hast mir die Dichter erklärt, welche mich begeisterten, du hast mir den Gesang und die Bilder gedeutet, welche mich fesselten, und nun willst du nicht begreifen, daß all das in mir aufstrebt und aufdrängt nach eigener Ausübung. Sei mild und laß mich gewähren! Unterm Zwange werd ich schlimm, peinige euch und verderbe mich. In der Freiheit aber, das fühle ich, können sich Fähigkeiten in mir entwickeln, welche mir und Anderen Freude machen. Glaube du mir doch! Du kennst ja mein Herz. Ich will ringen und arbeiten bis zum Hinfallen, daß etwas Tüchtiges aus mir werde, und ich will ja eher sterben, als dir und mir Schande bereiten!“

„Unglückliches Kind! Das Alles ist ja unklare Phrase. Was willst du denn werden? Was kannst du denn werden? Einem Mädchen stehen ja nicht die Lebensbahnen offen wie einem Jüngling.“

„Eine Künstlerin will ich werden!“

„Brava!“ rief Graf Erwin.

„Eine Schauspielerin?!“ rief Kurt.

„Vielleicht.“

„Eine Komödiantin!“

„Nein, ich kann singen, ich kann vortragen und es wird sich zeigen —“

„Daß eine Komödiantin mehr in der Welt herumläuft! Was du im Gesange und Vortrage vermagst, das kannst du in geordnetem häuslichen Kreise hinreichend ausbilden und zur Geltung bringen.“

„Nein!“

„Zur Freude der Deinen, zur Erhebung für dich selbst.“

„Nein, ich brauche die ganze Welt!“

„Das ist's! Applaus brauchst du, eitles Wesen! Und so wirst du an der geringsten Stufe kleben bleiben, bei der Schauspielerin, bei der leeren Kunst bloßer Nachahmung, welcher Inhalt und Wort geliehen werden muß, und wirst untergehen im wüsten Verkehr einer Schauspielerbande.“

„Wie deine Mutter!“ schrie Wussinah.

„Was wissen Sie denn von meiner Mutter! Was wißt ihr Alle von dem Drange, welcher mich treibt! Geld und Gold, gesichertes Wohlleben, das ist euer ganzes Trachten, und das ist was Rechtes, nicht wahr? Nein, ich brauche das Alles nicht, und so bin ich freier als ihr Alle, und diese meine Freiheit laß ich mir nicht rauben, auch von dir nicht, Kurt! Dabei bleib ich und dabei sterb ich im Nothfalle! Entweder — oder! Wie oft du mir auch dies Wort verwiesen hast! Ich will lieber untergehen, als mich verkrüppeln lassen. Leb wohl!“

Damit wendete sie sich und ging rasch von dannen. Der Mops unter lautem Bellen neben ihr her. Nepomuk mit einem curiosen Lachen ebenfalls. Kurt aber, wie in Verzweiflung, schrie: „Man sollte sie aufhalten!“ Und er folgte ihr.

Wussinah fluchte czechisch. Graf Erwin dagegen schien ganz entzückt und sagte: „Das ist ein bezauberndes Mädchen; die müssen wir unterstützen.“

* *
*

Was meinte Graf Erwin mit dem Worte „unterstützen“? Alles Mögliche. Zunächst wollte er wissen, wohin sie sich

gewendet. „Wissen Sie's, Herr Doctor?" fragte er Wussinah.

Dieser sah ihn zerstreut an und antwortete nicht gleich. Er überlegte wohl, ob es nicht sein Vortheil wäre, wenn dieses Mündel ganz und gar verschwände. Dann blieb das Legat von jährlich zweitausend Gulden ganz in seiner Tasche.

„Antworten Sie!" sprach Graf Erwin, welchem dieser Wussinah gar nicht gefiel, in einem ärgerlichen Tone.

„Was? — Ja so! — Nein, ich weiß nichts."

„Der Nepomuk wird's wissen, der schien ja ihr Vertrauter zu sein. Rufen Sie ihn her! — Und nehmen Sie doch das Testament nicht mit! Sie halten's ja noch immer in der Hand! Legen Sie's auf den Tisch."

Das geschah, und Wussinah ging fort. Graf Erwin sah ihm kopfschüttelnd nach und sagte: „Der Mensch gefällt mir gar nicht, den setze ich ab. Jetzt war er ja auch wie geistesabwesend."

Dann nahm er das Testament und las es zu Ende. Der letzte Theil desselben schien ihm einen guten Eindruck zu machen, wenigstens nickte er mit dem Kopfe. Nun zündete er sich eine Cigarre an und ging zur Thür. Er stieß sie auf, ungeduldig darüber, daß Niemand käme, und rief hinaus: „Heda! Herrn Wetter bitten, wieder hierher zu kommen!"

„Der ist fort!" lautete die Antwort. Sie kam von Nepomuk, welcher mit Wussinah zurückkehrte.

„Fort?"

„Ja, Allergnädigster, 's ist Alles so schnell gegangen, daß man gar nichts verstanden hätte, wenn nicht — Das Fräulein und Herr von Wetter haben sich so gezankt, so, so, wie sich unsere gemeinen Leute einander prügeln. So bitterböse klang's, bitterböse. Und bitterböse ist sie auf ihren Wagen gesprungen und Bums ihr nach. Früher hat der bequeme Mops nie so hoch springen können. Dann ist aber das Fräulein links davongefahren, und der Andere, der Herr von Wetter, hat seinen Kutscher gerufen zum Einspannen und gesagt: Nach Pilsen. Das ist rechts."

„Weißt du, wohin das Fräulein gefahren ist?"

„Zur Maruschka gewiß, nach Prag."

„Dorthin, Nepomuk, magst du mich begleiten. Schnüre dein Bündel. Und Herr Wetter ist auch wirklich fort?"

„Dort fährt er, sehen Sie! Hier vom Fenster aus sieht man's."

„Wissen Sie, Herr Doctor, seinen Aufenthaltsort?"

„O ja, sein kleines Landgut."

„Schreiben Sie mir die Adresse auf!"

„Aber nach der Seite ist er nicht gefahren!" bemerkte Nepomuk.

„Vorwärts, Kahlkopf! Sie, Herr Doctor, richten Alles zur Uebergabe der Acten und Rechnungen. Ich sende nächster Tage meinen Intendanten. Dem haben Sie Alles vorzulegen und zu übergeben. Vorwärts, Nepomuk, vielleicht holen wir sie ein, die junge Dame!"

Und er verließ das Zimmer, das Testament mit sich nehmend.

Wussinah blickte ihm nach und schien zu lächeln. Seine Zeit auf Wartenstein, wo er geherrscht, war zu Ende; das war ihm deutlich. Aber auch gleichgültig; er hatte sein Schäfchen im Trockenen und schon längst weitere Pläne. Geld, Geld im Großen wollte er gewinnen; er lechzte nach der Börse. Der kleine Kram, mit welchem er sich seit Jahrzehnten beschäftigte, genügte ihm nicht mehr. Außer der Güterverwaltung, welche er sich gründlich zu Nutze gemacht, war er auch sorgsam beflissen gewesen, seine juridischen und medicinischen Kenntnisse bei dem hülflosen Bauernvolke in weitem Umkreise zu verwerthen. Wo ein Besitzstreit auftauchte, da suchten die Bauern

von weit und breit den Dr. Wussinah auf, sich Rath zu erholen, und er ließ sich seinen Rath immer theuer bezahlen. Außerdem galt er auch für einen Wunderdoctor. Er hatte seine medicinischen Kenntnisse nie rasten lassen, besonders Chemie hatte ihn stets angemuthet, und die Bauern sagten ihm in der Stille nach: er könne Gold machen in seinem Laboratorium, welches kein Diener betreten dürfte. Pillen und Tränke aller Art waren stets bei ihm zu haben, allerdings für hohen Preis. Nur in dieser Richtung war er ein bemerkenswerthes Talent. Als Bauernsohn von früh auf mit allen Naturerscheinungen vertraut, ging er nie durch Feld und Wald, ohne auf Alles Acht zu haben, was an Pflanzen, Steinen und Gewässern Aufmerksamkeit verdiente.

Scharfe Auffassung juridischer Formeln — die Gesetzbücher kannte er auswendig — und rege Spürkraft für das Schaffen der Natur waren gleichmäßig bei ihm ausgebildet. Nur vom Gemüthsleben des Menschen war keine Spur in ihm vorhanden. Und doch sagten einige ältere Leute, welche ihn in seiner Jugendzeit gekannt, man habe ihn einmal eine kurze Zeit, als er in Pilsen bei einem Advocaten gearbeitet, im Verdachte einer Liebschaft gehabt. Aber über diese Geschichte lachte man, und man sagte nicht ohne Grund: Dieser Wussinah hat noch kein Menschenkind geliebt und wird nie eins lieben, das ist ein Teufelskerl, welcher nur das Geld liebt. Dies liebte er wirklich so, daß man's eine Leidenschaft nennen mußte. Besitz, großer Besitz war sein Lebenstrieb. Was damit anfangen, wenn er ihn errungen, davon verlautete kein Wort in seiner Seele. Deshalb war die Börse sein Ideal, und dem wollte er jetzt nahe kommen: nach Wien wollte er übersiedeln. „Hast du hier," sagte er, „Alles beherrscht durch überlegene Verstandeskraft, so wirst du auch dort in großem Stile deinen Schnitt machen."

Welch ein Gegensatz zu diesem Wussinah war Graf Erwin! Geld und Gut machte ihm keinerlei Sorge. Und nicht bloß darum nicht, weil er Beides besaß. Es hätte ihn wenig gekümmert, auch wenn er arm gewesen wäre. Leben und Lieben war seine Devise.

Er fuhr in die Nacht hinaus mit seinem Nepomuk, um das schöne Mädchen einzuholen, und baute sich ein hübsches Lustschloß aus, in welchem er dies reizende Geschöpf unterbringen und unterhalten wollte.

Die Straße war einsam, und es gab keinen Wagen vor ihnen bis in die nächste Station. Dort wurde gehalten, und es wurden Postpferde genommen. „Holla!" rief Graf Erwin, als er vor dem Posthause ausstieg, „schau, Nepomuk, dort drüben steht ein kleiner Wagen vor der Thür, und es scheint die Thür eines Wirthshauses zu sein. Am Ende ist sie dort und muß warten, bis die Pferde gefüttert sind. Flink, Nepomuk, hinüber! Und spionire! Ich warte hier in der Poststube."

Er hatte Recht; Leni war da, sie war kaum vor einer Viertelstunde angekommen und hatte sich eine Treppe hoch in ein Zimmer führen lassen, um einige Stunden zu schlafen.

Als Nepomuk ins Haus trat, kam ein verschlafenes Dienstmädchen die Treppe herunter, ein Licht in der Hand, ein brennendes Talglicht. Er fragte deutsch, ob nicht eine junge schöne Dame hier abgestiegen wäre. Sie sah ihn dumm an und antwortete nicht. Es stand zu fürchten, daß sie im Stehen einschlafen würde. Nun fragte er czechisch, und jetzt wies sie nach rückwärts hinauf mit dem czechischen Worte: Nummer Eins. Nepomuk nahm ihr das Licht aus der Hand und stieg hinauf. Sie setzte sich auf die unterste Treppenstufe und schlief nun wirklich ein.

Nepomuk klopfte an die Thür Nummer

Eins. „Was willst du noch?“ lautete es innen.

„Ich bin's, liebes Fräulein, der Nepomuk; darf ich hinein?“

„Nepomuk?!“ — Und die Thür war offen; Leni stand vor ihm und sagte: „Wie kommst denn du hierher?“

Nun erzählte er getreulich und schilderte den Grafen Erwin, welchem sie sehr gefallen und welcher sie unterstützen wollte. „Er ist ein freundlicher schöner Herr; soll ich ihm sagen, daß —“

„Dies wäre gerade das, was mir Kurt prophezeit hat — nein, Nepomuk, ich will nichts mit deinem Grafen zu thun haben. Sag ihm das.“

„Da wär's doch wohl besser, wenn ich ihm sagte: ich hätte Sie nicht gefunden. Können Sie mich nicht brauchen, liebes Fräulein? Ich bin jetzt frei.“

„Bei mir, braver Nepomuk, müßtest du ja hungern,“ entgegnete Leni lachend.

„So werd' ich hungern,“ lachte er zurück; „ich möchte so gern in Ihrer Nähe bleiben.“

„Das geht wirklich nicht, Alterchen,“ — und dabei klopfte sie ihm freundlich auf die Wange.

„Wer weiß, Fräulein, ob's nicht doch ginge! Sie wissen, ich bin der beste Hornbläser in der ganzen Umgegend; ich hab auch mein Horn mitgenommen. Nun denk ich mir: Sie gehen doch zum Theater, und beim Theater braucht man Musik, da gäb's doch einen Bissen Brot für mich, wenn auch einen kleinen. Ich brauch nicht viel — Herr Gott, da ist der Graf!“

Wirklich hörte man die Stimme des Grafen auf der Treppe. „Ihre Wohnung in Prag?“ fragte Nepomuk hastig. Sie nannte sie, und er schlug die Thür zu.

Es war die höchste Zeit, denn der Graf stand vor ihm. „Nun,“ sagte er, die Dienstmagd weist ja hier herauf!“

„Nix, nix, Allergnädigster, fix umkehren! 's ist eine Alte, ach und eine garstige Alte, puh, puh!“

Während sich der Graf nach der Treppe umwendete, machte aber Leni die Thür auf. Sie war doch neugierig, denn während der heftigen Auftritte bei der Testamentseröffnung hatte sie Niemand angesehen als Kurt. Sie wollte also jetzt den Grafen anschauen. Furcht hegte sie gar nicht.

Nepomuk gesticulirte rückwärts mit dem Arme; sie ließ sich jedoch nicht stören. Der Graf brauchte nur den Kopf zu wenden, so sah er sie und entdeckte, daß Nepomuk ihn belogen. Er hatte jedoch eine starke Scheu vor alten Weibern und wendete den Kopf nicht. Das Schlimmste kam aber noch: Bums, den allezeit getreuen Hüter spielend, fuhr bellend neben Leni heraus, auf die Treppe hinab und dem Grafen an die Beine. Diesen tapferen Mops mußte ja der Graf erkennen! Nepomuk dachte so und blies resolut das Licht aus. Dadurch, und weil ihm der Graf einen rücksichtslosen Stoß mit dem Stiefel angedeihen ließ, wurde Bums anderer Meinung und kehrte unzufrieden zu seiner jetzigen Herrin zurück.

Unaufgeklärt fuhr der Graf eine Viertelstunde später mit seinem braven Nepomuk weiter.

Drei Stunden später reiste Leni nach Prag. — Dort wohnte sie hoch oben auf der Kleinseite, dicht unter der Hradschinhöhe, mit der Maruschka in einem kleinen Zimmer, welches eine Aussicht auf Ziegeldächer und Schornsteine hatte.

Die Maruschka war die Tochter eines Vogtes, welcher seine Wohnung unter den Wartenstein'schen Beamten am Schloßhügel hatte. Sie war immer ein lustiger Vogel gewesen, der mit klarer Stimme fröhlich sang. Dieser Stimme wegen hatte die Gräfin erlaubt, daß sie an den Singstunden der Leni theilnahm. Dadurch war sie mit Leni näher bekannt

geworden, und weil sie wirklich den blanken Theaterteufel im Blute hatte, war sie für Leni wichtig geworden, insofern nämlich, als sie ausfindig machen konnte, wo auch für Leni Unterstand und Unterricht zu finden wäre, wenn diese einmal hinaus könnte in die Welt.

Maruschka war Czechin und hatte sich am czechischen Theater in Prag eine kleine Stellung verschafft. Das war ganz leicht gegangen, denn sie war auch hübsch: ein dunkelblondes Mädchen mit strammer, wohlgebauter Figur und stets vergnügten Augen.

Zu ihr also war Leni damals gegangen, als sie das erste Mal Schloß Wartenstein verlassen hatte. Neben ihr in dem unscheinbaren und sehr abgelegenen Zimmer hatte sie die Zeit verbracht, bis sie vom Portier des Wartenstein'schen Palais den Tod der Gräfin erfahren. Hierher hatte ihr Maruschka einen alten Gesangmeister vom czechischen Theater gebracht, damit Leni Opern- und Operettenpartien auswendig lernte. Denn an etwas Anderes als an eine Opernlaufbahn dachte Maruschka nicht bei Leni. Diese war auch zunächst damit zufrieden gewesen. Irgendwie und irgendwas Dramatisches wollte sie erlernen. Nur dramatisch! Das war ihr Losungswort. Die kleine Wohnung hatte sie gar nicht gestört; auf dergleichen achtete sie nicht im mindesten.

Hierher in dies Stübchen kehrte denn Leni jetzt zurück. Maruschka war gar nicht erbaut von ihrer Erzählung dessen, was vorgegangen. Die zweitausend Gulden Rente auszuschlagen, sei unglaublicher Unsinn, und dem schönen jungen Herrn, dem Grafen Erwin, aus dem Wege zu gehen, das sei albern. Bekanntschaften zu machen, sei ja gerade das Vortheilhafteste beim Theaterleben. Sie nahm sich also vor, da verbessernd einzugreifen.

So wurde Nepomuk's Versteckenspiel gefährlich bedroht. Graf Erwin war in seinem neuen Palais, dem Nachlaß der Gräfin, abgestiegen und hatte sich sogleich nach der Adresse Leni's erkundigt — das schöne Mädchen lag ihm sehr am Herzen. Der Portier jedoch hatte zu Nepomuk's Vergnügen erklärt, daß er diese Adresse nicht wüßte. Das Fräulein habe nur zuweilen im Vorübergehen angefragt und sei immer ohne weitere Mittheilung fortgegangen. Der Portier und Nepomuk erhielten nun den Auftrag, Alles daranzusetzen, daß Fräulein Leni aufgefunden würde.

Nepomuk lachte sich ins Fäustchen und schlängelte sich sogleich hinauf nach dem Hradschin. Er hatte ja die Adresse, er fand die Wohnung und fand Leni allein. Von Graf Erwin's dringender Nachfrage sagte er ihr kein Wort, sondern er sprach nur von dem Lebensplane Leni's und ob er ihn fördern könnte. Beim czechischen Theater sei ein Chormeister aus seiner Gegend, den habe er im Vorübergehen angesprochen und um Auskunft gebeten. Die Auskunft sei folgende: Ihm selbst, dem Nepomuk, werde er ein Probespiel auf dem Horn verschaffen, da eben der erste Hornist wegen steter Betrunkenheit unbrauchbar geworden, und für das Fräulein wisse er einen alten verarmten Musiker, welcher für wenige Kreuzer Opernrollen einlernen helfe, und zwar deutsche, obwohl der arme Kerl ein Czeche sei. Dies wäre wohl für Fräulein Leni die richtige nächste Thätigkeit. Der verarmte Musiker kenne auch einen bescheidenen Theateragenten, welcher im Stande sei, bei kleinen Bühnen Engagements zu verschaffen. Dies sei von Prag aus ganz leicht, weil Prag einen außerordentlichen musikalischen Ruf habe. „Wir sind eben geborene Musikanten!“ schloß er.

„Also Opernsängerin?“ fragte Leni.

„Zuerst, ja. Ihre schöne Stimme macht das am leichtesten.“

Da trat Maruschka ein. Sie kam von

der Probe und erzählte, daß vor dem Wartenstein'schen Palais eine prächtige Equipage stände, der neue Graf also angekommen sein müßte.

Dadurch ließ sich Nepomuk verleiten, Leni vor einem Verkehr mit dem neuen Grafen zu warnen. Das fand Maruschka ganz thöricht, denn der Herr Graf würde Geld hergeben für Leni's Theaterlaufbahn und —

„Und Küsse und Umarmungen verlangen!“ sagte Nepomuk.

„Warum denn nicht? Er soll ein junger, schöner Herr sein,“ entgegnete lachend Maruschka.

Leni verhielt sich ganz still, und erst als Maruschka einen Augenblick hinausging, fragte sie Nepomuk rasch: „Du glaubst, der Graf würde sich's bezahlen lassen?“

„Freilich! Maruschka taugt nichts. Sie müssen weg von ihr! Ich gehe auch gleich, eine andere Wohnung zu suchen für Sie, Fräulein, und für mich, wenn Sie's erlauben.“

Leni nickte mit dem Kopfe, und da Maruschka wieder eintrat, ging Nepomuk fort.

Was bewegte den älteren Knaben? War er verliebt in Leni, daß er sie aus Eifersucht vom Grafen fern halten wollte? Es war wohl etwas davon, aber es war mehr. Er war der Sohn eines armen Häuslers vom Lande und hatte von Jugend auf Verspottung erlitten. Der weiße Zwerg war er verhöhnend genannt worden, weil er lange klein geblieben, der dicke Kopf nicht genügend aus den Schultern herausgewachsen war und spärliches weißblondes Haar ihm ein cretinartiges Ansehen verliehen hatte. Dieser Verhöhnung wegen hatte er sich abgesondert von den Bauernjungen und war frühzeitig nachdenkend geworden. Der alte Schulmeister hatte das bemerkt, und hatte auch bemerkt, daß er gut pfeifen konnte mit dem Munde. „Wenn du fleißig sein willst, sollst du Orgelspielen lernen,“ hatte er gesagt, und Zwerg Nepomuk war sofort Diener des Schulmeisters geworden, hatte alle Unterrichtsstunden mitgemacht, bis er zuweilen den faulen Schulmeister bei den kleinen Rangen vertreten durfte, und vor Allem Musik gelernt, bis er auch für den Schulmeister, wenn dieser betrunken war, die Orgel spielen konnte. Die wenigen Bücher des Schulmeisters hatte er alle gelesen, und am Ende war er einmal dem Doctor Wussinah begegnet im Walde, als dieser botanisiren ging. Mit allen Feld- und Waldgewächsen wohl vertraut, hatte er dem Doctor ein seltenes Kraut nachweisen können, welches an einem versteckten Quell wüchse, und infolge dessen war ihm von Wussinah aufgetragen, gewisse Pflanzen zahlreich für ihn zu pflücken und in seine Wohnung zu bringen. So war er in die Nähe des Schlosses gekommen, und der Glanz vornehmer Haushaltung hatte ihn geradezu geblendet. An solcher prächtigen Welt theilzunehmen, wäre es auch nur als Ofenheizer, war sein Ziel geworden. Er hatte sich Wussinah in jeder, auch in der widerwärtigsten Beschäftigung dienstbar erwiesen und dadurch die Gelegenheit erobert, in dessen Laboratorium und Bücherei aus- und einzugehen und in den Büchern zu lesen. Jahre lang hatte das gedauert; er war etwas gewachsen, aber die Haare waren ihm ausgefallen, vielleicht von den Dünsten in Wussinah's Laboratorium, so daß er zwar nicht mehr Zwerg, aber von aller Welt der „alte Nepomuk“ genannt wurde, obwohl er noch gar nicht alt war.

Eigentlich war es eine schwere Zeit für ihn neben dem geizigen und undankbaren Wussinah. Aber er hatte einen Trost. Unter den musikalischen Anstrengungen beim alten Schulmeister hatte er sich auch im Hornblasen geübt und sich von geringen Ersparnissen ein kleines

Horn angeschafft. Das war sein Schatz, und an Sommerabenden ging er gern in den waldigen Theil des Parkes hinaus, von wo er im Mondenschein das stolze Schloß auf dem Hügel erblickte, den Inhalt seiner herrlichsten Welt, und da blies er melancholische Weisen, welche seine Phantasie beflügelten. Und das wurde sein Glück. Die Gräfin hörte ihn auf einer Spazierfahrt, ließ ihn rufen, fragte ihn aus und interessirte sich für den kleinen Gnom. Sie ließ ihm nicht nur ein besseres Horn kaufen, sondern wies ihn auch ein kleines Plätzchen an in der Capelle, welche sie hielt — vorzugsweise auf Bitten Leni's, welche damals ein zwölfjähriges Mädchen und seit etwa zwei Jahren bei der Gräfin war. Denn Leni gefiel dieser kleine curiose Nepomuk über die Maßen. Sein Pfeifen namentlich unterhielt sie so, daß sie's gern nachgeahmt hätte, wenn ihr dies nicht von der Gräfin verboten worden wäre, weil es den Mund entstellte. Sie verkehrte auch gern mit ihm, weil er so gescheidt wäre und ihr im Parke, auf den Feldern und im Walde Alles erklären könnte, alle Pflanzen und alle Steine. „Du glaubst gar nicht, Erlaucht," sagte sie, „was der Nepomuk Alles weiß!"

Dadurch wurde er weiter und weiter gefördert, und weil er wirklich auch der Gräfin gefiel durch sein sinniges Wesen, wurde er endlich Leibdiener und saß nun mitten drin in den Idealen seiner Träume. Das beglückte ihn höchlich und entwickelte wie Sonnenschein all seine Anlagen und Fähigkeiten. Bei den Unterrichtsstunden Leni's wußte er sich immer einzuschleichen, um zuzuhören, und bei den musikalischen Uebungen gab er oft den Ausschlag, denn er besaß das feinste Gehör. Leni gab ihm auch alle Bücher, um die er bat, und so wurde er fast ein gebildeter Mensch. Einseitig allerdings, denn künstlerische Ueberschwänglichkeit war ihm die Hauptsache. Beim Musiciren und Singen Leni's stieg er in alle Himmel auf, und das ging ihm über Alles. Dies brachte denn neben einem aufwachsenden jungen Mädchen wie Leni, dessen reizende Jungfräulichkeit sich Tag um Tag vor seinen Augen entwickelte, ganz natürlich eine Neigung mit sich, welche namenlos war. Namenlos, weil man sie wohl nicht sinnliche Liebe nennen durfte. An den Reichthum der Welt, welcher ihm früher so außerordentlich schien, war er durch jahrelangen Verkehr im Schlosse allmälig so gewöhnt worden, daß derselbe keine Rolle mehr bei ihm spielte, und wenn Leni von ihren Plänen künstlerischer Laufbahn leidenschaftlich zu ihm sprach, da war er Feuer und Flamme und die Geldfrage bedeutete ihm nichts mehr. Er war also reif für jegliches Abenteuer, als die Katastrophe eintrat und Leni in die Welt hinausflüchtete.

Dem also gearteten Nepomuk mußte denn auch jetzt in Prag die hitzige Bewerbung des Grafen Erwin unter allen Gesichtspunkten verdächtig erscheinen, und er nahm sich vor, alle Maßregeln dagegen aufzubieten. Zunächst also suchte er eine andere Wohnung.

Aber Maruschka war ein gefährlicher Feind. Sie hatte zu viel gehört, und während Nepomuk eine andere Wohnung suchte, ging sie geraden Weges in das Palais des Grafen Erwin. Sie besaß alle Instincte einer leichtsinnigen Theatersoubrette und lief zum Portier, nach Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen fragend, welchem sie eine wichtige Nachricht zu bringen habe. — „Ausgefahren!" — „O!" — Aber da kam eben sein Wagen, er stieg aus, betrachtete neugierig die knixende Soubrette, frisch wie eine Feldblume, und hatte gar nichts dagegen, daß sie ihm auf sein Zimmer folgte, um ihm etwas ganz Besonderes mitzutheilen.

Er war ein lebenslustiger junger Ca-

valier, der gar keinen Grund wußte, das frisch dreinschauende Landeskind nicht auf Backen und Schulter zu klopfen. Daß sie eine Wartenstein'sche sei, diente zum Eingange des Gesprächs, und es war ganz in der Ordnung, daß er der hübschen Unterthanin freundlich entgegenkam.

Die Mittheilung der Adresse Leni's schien gar nicht die Hauptsache zu sein, aber sie wurde doch ausgesprochen. Und sie wirkte außerordentlich. „Wo? wo?" rief der Graf und: „Führe mich sogleich zu ihr!" setzte er hinzu.

Maruschka hatte Verstand genug, einzusehen, daß sie eine Dummheit gemacht mit dieser Adresse, indem sie sich in aller Geschwindigkeit eine Nebenbuhlerin verschafft hätte. Aber das war nicht mehr zu ändern: sie mußte vorausgehen und dem hinter ihr schreitenden Grafen den Weg zeigen zur Wohnung Leni's.

Leni saß auf einem Strohsessel im Winkel des Zimmers ganz in Gedanken versunken und zwar in zornige Gedanken. Kurt war der Gegenstand dieses Zorns. Was er ihr Alles gesagt, ehe sie auf den Wagen springen konnte, das wiederholte sie sich eben voll Grimms gegen den garstigen Mann, welcher bis dahin ihr Stern und ihre Hoffnung gewesen, und sie hatte just beschlossen, daß sie ihn ihr Lebelang nicht wiedersehen wollte — da bellte Bums, und Graf Erwin trat ein.

Sie blieb sitzen, denn sie war ein verzogenes stolzes Ding und betrachtete ruhig den jungen eleganten Herrn mit freundlicher Miene, ganz vergessend, daß sie nach Ablegung des Reisekleides noch in einer Art Negligée dasaß, welches die feinen Arme unverhüllt gelassen. Aber ihr forschender Blick und ihre ganze Haltung veranlaßten doch den Grafen zu einer ganz anderen Begrüßung, als er Maruschka gewidmet hatte. Er nannte sich und bat höflich um Erlaubniß, das ihm testamentarisch vererbte Pflegekind der Gräfin Tante unter seinen Schutz nehmen zu dürfen.

„Was verstehen Sie unter solchem Schutze?" fragte Leni.

„Ihnen all das zu gewähren, was Sie für Ihren Lebenszweck brauchen, der ja wohl ein künstlerischer ist. Also sogleich eine bessere Wohnung, entsprechende Bedienung, Herbeiziehen all der Lehrer, welche ins Theaterleben einführen, und Unterhandlung mit Directionen, um das Auftreten der Novize passend vorzubereiten."

Leni war aufgestanden, als er so aufzählte.

„Und Sie werden mir in nichts hineinreden?" fragte sie.

„In gar nichts! Glücklich nur, wenn Sie was Neues verlangen. Schöne Kunst braucht freie Bewegung."

Leni nickte zustimmend. Dies kam ihrem Grolle gegen Kurt zu statten. Gerade weil Kurt so garstig gewesen, wollte sie jetzt dem Grafen die Hand reichen. Wenn er's erführe, sollte er sich gehörig ärgern.

Da trat Nepomuk ein und sah mit Schrecken, daß er sein Spiel verloren. Ein Blick auf die lachende Maruschka zeigte ihm auch, woher der Schlag gekommen. Der Graf aber begrüßte ihn mit einem Tone, welchen er bisher nicht gehört hatte: „Du braver Nepomuk hast mich also frech belogen, als du diese Wohnung nicht kennen wolltest!"

Nepomuk versuchte zu stottern: daß er sie eben jetzt erst entdeckt habe; Leni jedoch kam ihm wirksam zu Hülfe, indem sie sagte: „Ich hatte es ihm verboten. Nepomuk gehört zu mir, und ich behalte ihn bei mir, auch wenn ich die freundlichen Anerbietungen Eurer Erlaucht annehme."

„Dann ist Nepomuk auch gerechtfertigt," erwiderte der Graf, „und ich eile jetzt hinweg, um die Wohnung — aber nicht doch! Wozu hab ich denn das große Palais! Dort werden Zimmer für Sie

eingerichtet, und ich hoffe, daß Sie, mein Fräulein, noch heute Abend einziehen."

Er hielt ihr die Hand hin; sie schlug ein, und er ging fort. Maruschka hielt's für nöthig, ihm die Treppe hinab das Geleit zu geben.

Nepomuk war wie zusammengebrochen und hielt sich an einer Stuhllehne fest.

„Was ist dir denn, Nepomuk? Du hast nicht gewollt, daß mich der Graf finde. Warum denn nicht? Er scheint ja ein liebenswürdiger Mann zu sein."

„Das mag wohl sein. Um so schlimmer für Sie!"

„Ach was! Kurt soll sich ärgern."

„Er wird sich nicht bloß ärgern, es wird ihn auch sehr betrüben."

„Wie so?"

„Fragen Sie nur die Maruschka, ob der Herr Graf galant ist!"

„Galant? Das heißt?"

„Zärtlich heißt's. Heirathen wird der erlauchte Graf das Fräulein Leni nimmermehr, aber Zärtlichkeit wird er verlangen für seine Wohlthaten, und das soll ja auch so Mode sein bei den Theaterdamen."

Maruschka unterbrach das Gespräch und bat Leni, sie als Kammerjungfer mitzunehmen ins Palais. „Der Graf," schloß sie, „wird nichts dagegen haben; er mag mich."

Nepomuk hustete. Leni blickte auf ihn und dann auf Maruschka, welche anfing, die Habseligkeiten einzupacken. Leni aber war zu unerfahren, um zu verstehen, was dies bedeutete, und Nepomuk selbst hatte nur eine Ahnung, daß dies Mädchen verdächtig wäre und dem unschuldigen Fräulein zur Warnung dienen sollte.

Gegen Abend kam Graf Erwin mit seinem Wagen, um Leni abzuholen, brachte sie in zwei schöne Zimmer des Palais und fragte, ob sie mit ihm ins Landestheater fahren wollte, wo die Oper „Der Freischütz" gegeben würde.

„Ach, wie gern! Ich singe schon die Arien der Agathe."

Es war eine interessante Unterhaltung für den Grafen, Leni während dieses Theaterabends zu beobachten. Sie hörte gar nichts von seinen Bemerkungen, sie war nur Auge und Ohr für die Bühne; ihr Auge und Ohr schienen die ganze Vorstellung zu verschlingen, und wenn ein Act zu Ende war, da holte sie tief Athem, erwiderte aber kein Wort auf Kritik und Aeußerungen des Grafen. Ihr Antlitz glühte, Hand und Arm zuckten öfters, ja sie stöhnte mitunter leise.

So schön hatte Graf Erwin sie noch nicht gesehen, und er überschüttete sie mit Schmeichelei und Liebenswürdigkeit. Zu seinem Erstaunen schien das Alles spurlos an ihr vorüberzugehen, und als sie nach Hause kamen, lehnte sie das Abendessen ab und bat nur dringend, ihr am nächsten Morgen Rollen, Gesangslehrer und Agenten zu schicken. „Ich kann's nicht mehr erwarten; gute Nacht, Herr Graf, ich danke."

Graf Erwin fand sich auch in den nächsten Tagen eigentlich nicht zurecht in dem Wesen dieses Mädchens. Es kam ihm manchmal der Gedanke: dies ist gar kein weibliches Geschöpf, dies ist ein geschlechtsloses Ding. Besonders wenn er die recht weibliche Maruschka neben ihr ansah.

Nach acht Tagen hatte er indessen diese Art satt, und er beschloß, einen Sturm zu wagen auf das unaufmerksame Mädchen. Sie war jeden Abend mit ihm ins Theater gegangen und hatte sich nun, namentlich bei Lustspielen, gesprächiger erwiesen. Sie lachte da fröhlich und erwiderte auch die spaßhaften Bemerkungen, welche der Graf vorbrachte. Sie war überhaupt zugänglicher, weil ihre Rollenstudien gut von Statten gingen und Nepomuk's Unterhandlungen mit Theateragenten Erfolg versprachen. Nepomuk war darin von größtem Eifer, weil er die Courmacherei des Grafen an und

für sich höchst ungern sah und auch die künstlerische Laufbahn Leni's für gefährdet erachtete durch diesen Grafen.

So schien es auch wirklich zu werden. Der Verkehr mit einem liebenswürdigen jungen Manne erweckte sichtlich das noch im Schlummer liegende sinnliche Leben Leni's. Der leidenschaftliche Spieltrieb in ihr, der künstlerische Drang hatten die weibliche Entwickelung zurückgedrängt, im ernsten Umgange mit Kurt war gar nichts Derartiges entzündet worden. Jetzt schien das zu geschehen unter dem immer lebhafteren Zudrängen des Grafen, welcher dabei stets anmuthig blieb. Sie fing an, zerstreut zu werden in ihren Studien, sie fuhr täglich mit ihm spazieren, sie wurde lustiger, als sie sonst gewesen, sie gestattete sein Dableiben, auch wenn das Nachtmahl vorüber war, sie zog die Hand nicht mehr zurück, auch wenn er sie lange und warm küßte.

Nepomuk gerieth in Verzweiflung. Er wußte nicht genau warum, aber sein Instinct trieb ihn dagegen an, und zur Erklärung sagte er sich: so geht die Hoffnung auf die Wunderwelt mit der Leni verloren!

Eines Abends — er hatte beim Souper servirt — fand er Leni neben dem Grafen noch lustiger als bisher, und da faßte er einen herzhaften Entschluß: er belog den Grafen, um ihn — wenigstens auf kurze Zeit — fortzusprengen aus der Nähe Leni's. Maruschka, sagte er, verlange dringend mit dem Herrn Grafen zu sprechen; sie weine und schreie, daß man sie im ganzen Hause mißhandle, bloß darum, weil der Graf seine Scherze mit ihr treibe, und daß er — der Nepomuk — sie mit Mühe abhalten könne, hierher zu kommen. Am Ende käme sie doch noch, wenn der Herr Graf sich nicht selbst ins Mittel lege.

Der Graf, welcher sich schlimmer Dinge bewußt war, sprang auf und eilte hinaus, um Maruschka abzuhalten. — Nepomuk und Leni waren also allein.

„Was ist das?“ fragte Leni.

„Erinnern Sie sich nicht, daß diese Maruschka damals sagte: der Herr Graf mag mich.“

„Das heißt?“

„Herr Gott, mit der Soubrette wird die Liebschaft auf kurzem Wege abgemacht, mit — einer Anderen, welche höher hinaus will, schlängelt man sich auf längerem Wege zum —“

„Nepomuk!“

„Woher hätte denn Maruschka, seit wir hierher gezogen sind, alle Taschen voll Zehnerscheine? Womit kaufte sie denn all den Putz, mit welchem sie sich jetzt behängt? Herr Kurt war anders, der war für ernste Dinge.

Leni stand vom Sessel auf. Es folgte eine Pause. Draußen hörte man des Grafen Stimme. „Kurzum,“ fuhr Nepomuk halblaut fort, „fragen Sie doch den Grafen, ob er sie heirathen will, denn er behandelt Sie doch so.“

Da trat der Graf ein, sehr zornig, und sprach: „Es ist ja nicht wahr, was du von der Maruschka gesagt!“

„Ja, sie wird's nicht eingestehen, wenn der Herr Graf selber kommt.“

„Du wirst morgen mein Haus verlassen. Verstehst du mich?“

„O ja.“

„Einen Augenblick, Herr Graf!“ sagte Leni hastig, „ich höre, daß Sie mich heirathen wollen.“

„Wie?“

„Wird's da nicht im Wege stehen, daß ich aufs Theater will?“

„Was soll denn das?“

„Bitte, antworten Sie mir, Herr Graf. Wollen Sie mich heirathen?“

„Aber, Leni, wozu die Frage?“

„Sie fragen also statt zu antworten. Beruhigen Sie sich! Ich bin viel zu jung zum Heirathen, ich muß erst was wer-

den. Jetzt bitte ich nur, mich allein zu lassen."

„Aber Leni!"

„Ich bitte. Morgen Mittag sprechen wir weiter über dieses Thema."

Etwas betroffen und mit einem grimmigen Blicke auf Nepomuk ging der Graf. Sobald er hinaus war, reichte Leni dem Nepomuk die Hand und sagte: „Der Agent hat erklärt, daß in Pilsen ein Platz offen wäre für eine Sängerin?"

„Ja."

„Hilf mir zusammenpacken! — Nein, vorher bestelle einen Wagen zu morgen früh um Fünf. Wir fahren nach Pilsen."

* *
*

Konnten Nepomuk und Leni glauben, sie wären sicher davor, daß sie nicht in kurzer Frist eingeholt würden vom Grafen Erwin? Maruschka, mitten im Theatergetriebe steckend, wird ja mit Leichtigkeit den Agenten ausfindig gemacht haben, welcher das Engagement nach Pilsen vermittelt hat, und der reiche, verliebte Graf wird nicht säumen, in Pilsen zu erscheinen und seinen Ansturm fortzusetzen.

Nepomuk dachte so und verhehlte seine Besorgniß nicht vor seinem vergötterten Fräulein.

Sie gab keine Antwort darauf, sondern machte nur eine wegwerfende Handbewegung. Sie war von Scham erfüllt, daß sie eine Zeit lang ihr Ziel aus den Augen gelassen und der Tändelei des Grafen nachgegeben hatte. Was müßte Kurt dazu sagen! Er würde sagen: Dich reichlich zu unterhalten und die gefeierte Schöne zu spielen, das ist dein absonderlicher Beruf! — „Das ist nicht wahr," sagte sie, „und ich werd's ihm beweisen!"

Sie meldete sich also sofort beim Director in Pilsen, welcher höchlich erstaunt war, eine so feine junge Dame mit einem Livréediener hinter sich — Nepomuk hatte noch seine Wartenstein'sche Livrée — in seinem nicht eben eleganten Büreau vor sich zu sehen als ein bei seiner Truppe engagirtes Mitglied.

Betroffen fragte er nach dem Repertoire. Es bestand aus sechs ersten Opernrollen. „Alle schon gespielt?" — „Nein, aber mit einer Probe zu spielen." — „Also," sagte er resolut, „morgen Freischütz, um elf Uhr Orchesterprobe für die Agathe." — „Können Sie ein leidliches Horn für Ihr Orchester brauchen?" fragte Nepomuk mit Zuversicht. — „O ja, aber ohne Bezahlung."

Leni ließ sich noch in den dunklen kleinen Musentempel führen, um orientirt zu sein, wie sie sagte. Und das geschah: es wurde auch eine Laterne dazu beigestellt, eine Laterne mit Hornscheiben. Dennoch stolperte Nepomuk über eine Latte und erlitt einen Fall von übler Vorbedeutung. Leni jedoch ließ sich durch nichts stören, weder durch die Dürftigkeit des Ortes noch durch einen unklaren Geruch. „Es ist gestern ein Volksstück gewesen," sagte der Director zur Entschuldigung. Eine Stunde vor Eröffnung wird gelüftet und ausgekehrt, und zwar gründlich."

Es störte sie nichts, sondern sie fing an, mit voller Stimme die Cavatine der Agathe zu singen; ja sie kniete dabei auf den unausgekehrten Boden nieder, sie war begeistert von dem endlich thatsächlichen Beginn ihrer Kunstlaufbahn.

Der Director war entzückt von dieser Stimme, von diesem dramatischen Wesen, welches er genialisch nannte, und er sorgte dafür, daß dies außerordentliche Ereigniß sogleich mit allen Mitteln in Pilsen bekannt gemacht würde. Placate wurden angeschlagen, zunächst nur geschriebene Placate, daß morgen Außerordentliches vorgehen werde im Theater. Die Debütantin — war in diesen Placaten durchsichtig angedeutet — sei offenbar eine junge Fürstin, welche sich noch erhöhen wolle durch die hohe Kunst der Bühne.

Leni probirte im Gasthofzimmer das Costüm der Agathe, welches neben fünf anderen in Prag vorbereitet worden war, und eine derbe Kellnerin des Gasthofes war ihr dabei behülflich. Sobald die letzte Nadel gesteckt war, sang, sprach und spielte sie die ganze Rolle mit allem Aufwande von Stimme und Gesten durch und wurde gar nicht gewahr, daß die Kellnerin erschrocken aus der Thür eilte und Nepomuk herzurief mit der Frage: ob die Dame verrückt wäre?

Nepomuk lächelte überlegen und sah und hörte mit Entzücken zu. Vor dem Gasthofe sammelten sich Zuhörer, und Pilsen wurde unruhig bewegt. Den fragenden Pilsenern berichtete die Kellnerin auch noch, daß die verrückte Dame gar nichts esse und nichts trinke. Ihr Diener besorge das allein und für sie mit.

Bei dieser Costümprobe entwickelte übrigens auch Bums, welcher natürlich mitgekommen war von Prag, eine bemerkenswerthe Theilnahme. Vor den stürmischen Bewegungen seiner dramatischen Herrin war er auf einen niedrigen hölzernen Schemel geflüchtet, und nachdem er in respectvollem Schweigen eine Weile zugeschaut, erhob er sein schwarzgerändertes Haupt zum Himmel und heulte in weichen Tönen, welche man wohl sentimentale nennen durfte. Wenn Leni im Vorüberschreiten ihm einen Klapps auf die Nase gab, dann unterbrach er zwar seinen Gefühlsausdruck einen Augenblick, aber nur einen Augenblick. Er sollte dem Kunsttreiben, wie sich bald zeigen wird, auch noch näher treten.

Der Abend kam auch in Pilsen wie anderwärts; das Theater war brechend voll, der erste Auftritt Agathens stand unmittelbar bevor. Leni sollte aus der Coulisse hinausschreiten, Nepomuk stand neben ihr — seine Thätigkeit mit dem Horn war noch nicht angeordnet — und sein Herz schlug hörbar. Ein Hauptmoment seiner Ahnungen war ja da. Welcher Schrecken erfaßte ihn, als Leni plötzlich zu ihm sagte: „Ich fürchte mich!"

Sie, welche so leidenschaftlich nach theatralischer Action gestrebt, dies tapfere Mädchen fürchtete sich im entscheidenden Augenblicke!

„Hinaus! hinaus!" rief der Inspicient, welcher mit dem Buche hinter den Coulissen umhertrabte, „hinaus!"

„Um Gottes willen!" flüsterte Nepomuk.

„Still!" sagte sie ganz laut und trat hinaus.

Ein donnernder Applaus empfing Fräulein Lina — so hieß sie auf dem Zettel — und das stärkte und ermunterte sie. Tief Athem schöpfend, begann sie, wenn auch noch etwas unsicher, ihren Gesang und wurde sicherer und sicherer, so daß sie klar und nachdrücklich schloß. Neuer Applaus. Nun fühlte sie sich wie zu Hause. Ihr Tanzen auf dem Schlosse hatte sie in den Körperbewegungen ausgebildet, die gewöhnliche Ungelenkigkeit der Anfänger war bei ihr gar nicht vorhanden, sie stand und ging wie im Salon und sprach auch die Prosa sehr gut. Der Eindruck im Publikum übersprang rasch die Stimmung leerer Reclame, er wurde echt und günstig. Nicht bloß die schöne Stimme, der glockenreine Gesang, das natürliche Sprechen und Spielen bewirkten das, auch das günstige Aeußere dieses Fräuleins Lina wirkte ungemein. Ihr feines Antlitz, obwohl es recht schlecht geschminkt war, ihr dunkles Lockenhaar, ihr leuchtendes großes Auge, ihre schlanke Gestalt machten den Eindruck von etwas Edlem und Vornehmem, und als der Vorhang zum ersten Male gefallen war, kam der Hervorruf wie aus einem Munde, und das Geschwirr der Reden im Publikum während des Zwischenactes flog von Erstaunen zu Lobeserhebungen respectvoller Art.

Das war aber auch nöthig, um eine

triviale Störung zu überwinden, welche später eintrat. Bums war im Wirthshauszimmer eingesperrt worden; aber die Kellnerin war ins Zimmer gekommen, um aufzuräumen, und bei dieser Gelegenheit war er entwischt. Die Möpse gelten für dumm; er widerlegte diese Verleumdung. Zur Probe war er mitgewesen im Theater, und jetzt fand er mit weisem Instinct den Weg dahin, wo er, ebenso weise, seine Herrin vermuthete. Er erschien hinter den Coulissen. Nepomuk entdeckte ihn mit Entsetzen und wollte sich seiner bemächtigen. Umsonst! Bums hörte die Stimme seiner Herrin draußen, sie sang eben: „Und ob die Wolke sie verhülle — sie sang „sie", nicht „sich", wie fehlerhaft im Textbuche stand — und diese Stimme wurde für Bums Signal. Er trabte vergnügt auf die Scene. Lina-Agathe ließ sich eben auf die Kniee nieder, als er ankam; er achtete das mit gebührendem Ernst und setzte sich anständig neben sie. Es stand zu fürchten, daß er auch hier sentimental heulen würde, aber die geräuschvolle Bewegung im Publikum, stoßweises Lachen und dazwischen die Rufe „Ruhe! Ruhe!" schienen seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; er schwieg, betrachtete die Pilsener ruhig wie ein vornehmes Geschöpf und wendete dann den Kopf aufmerksam nach seiner singenden Gebieterin.

Leni hatte ihn gar nicht bemerkt und sah ihn erst, als sie aufstand. Applaus für die Arie erfolgte, und während desselben nahm sie erbarmungslos Bums beim Kragen und warf ihn Nepomuk zu, welcher ihn glücklich auffing und sogleich forttrug, nicht ohne harte Behandlung, da Bums auch noch schreien wollte.

Diese Familienscene hatte Leni gar nicht aus der Stimmung gebracht und übte auch gar keine Nachwirkung beim Publikum. Die Vorstellung schloß mit einem außerordentlich günstigen Erfolge für den neuen Theaterstern.

Nepomuk wußte sich also das Betragen seiner Herrin nicht zu erklären, als sie in ihr Gasthofzimmer zurückkehrte, wo das Abendessen aufgetragen wurde unter Zeichen großer Bewunderung von Seiten der Kellnerin, welche bereits durch Gäste unterrichtet war von dem Triumphe. Er selbst bebte vor Entzücken über den großen Beifall und noch mehr über die himmlischen Heldenthaten seiner Göttin. Und sie? Sie sprach kein Wort, ging aber wild und stürmisch umher, als ob sie nachträglich noch eine Schlacht zu liefern hätte. Plötzlich sank sie wie gebrochen auf einen Stuhl und erwiderte auch von da kein Wort auf Nepomuk's Lobpreisungen und auf seine Einladung, sich mit Speise und Trank zu stärken.

Was ging in ihr vor? Sie war unbefriedigt von ihrer Leistung, unbefriedigt von dem ganzen Vorgange. Sie sagte sich: das ist nichts; du bist auf einem Irrwege; Kurt hat Recht: du wirst nichts als eine Komödiantin.

Endlich stand sie langsam auf, strich mit der Hand über die Stirn und sagte vor sich hin: „Da ist nicht zu helfen; er ist fort, und du mußt das Handwerk forttreiben, welches du selbst eigensinnig erwählt."

Und nun setzte sie sich an den Tisch und aß und trank, wie eine hungerige Person ißt und trinkt. Sie sagte sogar trocken zu dem staunenden Nepomuk: „Dies Pilsener Bier ist gut."

Nepomuk's Staunen ging in Schrecken über, als sich jedoch plötzlich die Thür öffnete und Graf Erwin eintrat. Er drohte auch wirklich dem erschrockenen Nepomuk mit der Hand.

Leni sah gleichgültig auf und aß und trank weiter.

„Sie Schelmin sind mir durchgegangen!" sprach der Graf lächelnd.

„Ihnen? Gehöre ich denn Ihnen?“

„Ich möchte es, und es betrübt mich, daß Sie nicht wollen.“

„Der brave Nepomuk hat mir gesagt, wie das heißt, was Sie suchen. Maitresse nennt man's.“

„O, dieser Nepomuk ist mein Feind!“

„Jedenfalls ist er mein Freund.“

„Lassen wir das! Ich setze mich zu Ihnen und drücke Ihnen mein Entzücken aus über Ihre Agathe. Ich habe die ganze Vorstellung gesehen und gehört und weiß jetzt, daß Sie ein großes Talent sind. Aber das Pilsener Theater ist nicht Ihr Spielraum. Sie müssen in würdige Umgebung kommen und mich dafür sorgen lassen.“

„Wenn ich nur selbst wüßte, wofür zu sorgen ist! Vielleicht hat wirklich der kleine Spielraum Schuld an meiner Niedergeschlagenheit.“

„Niedergeschlagenheit?“

„Ja. Meine ideale Vorstellung vom Zauber dramatischer Kunst ist zersplittert. Nicht bloß wegen des kleinen Pilsener Theaters. Wenigstens nicht ausschließlich. Ich selbst bin mir vorgekommen wie ein Instrument, das gespielt wird. Ich habe nicht gespielt, ich bin gespielt worden, von dem auswendig gelernten Text und von dem auswendig gelernten Gesange bin ich gespielt worden. In mir selbst ist gar nichts vorgegangen, ich war eine dressirte Puppe, und nun steh ich vor der Frage: Was weiter?“

„In bessere Gesellschaft kommen, da wird die Puppe verschwinden.“

„Kaum. Wenn's mir nicht von innen zukommt, dann bin ich verloren, und Kurt behält Recht. Aber ergeben will ich mich nicht sogleich. Ich will's weiter treiben und zunächst traurig das Handwerk üben. Wenn ich es endlich beherrsche und der Zauber, welcher mich verführt hat, auch dann noch ausbleibt, dann — ach Gott, ich weiß kaum was jetzt, viel weniger was dann! Das aber, lieber Herr Graf, das weiß ich, daß ich Ihre Nähe zurückweisen muß. Ich muß mindestens ein ehrliches Mädchen bleiben. Verlassen Sie also mich und Pilsen schon morgen früh! Sie schädigen, wie Nepomuk sagt, meinen Ruf.“

„Diesen Nepomuk soll der Teufel holen, und —“

„Ich bin todmüde, Herr Graf, verlassen Sie mich!“

Dies wurde so traurig nachdrücklich gesprochen, daß er gehorchen zu müssen glaubte. Er ging.

Am anderen Morgen reiste er ab. Ehe er jedoch in den Wagen stieg, ließ er Nepomuk zu sich rufen und sagte ihm: „Du beträgst dich zwar wie ein Schlingel gegen mich, aber du handelst, wie ich höre, getreu nach dem Willen deiner Herrin. Das ist was Gutes. So übernimm denn auch meine Aufträge, welche deiner Herrin zu Gute kommen sollen. Bei diesen kleinen Theaterverhältnissen wird sie bald in Noth kommen. Hier hast du fünfhundert Gulden; verwende sie, ohne deinem Fräulein davon zu sagen, zu ihrem Besten und schreibe mir nach Wien, wenn sie verbraucht sind und eine neue Beisteuer nöthig ist.“

Dies sagend, legte er die Banknoten auf den Tisch und ging zu seinem Wagen.

Nepomuk stand rathlos da. Durfte er das annehmen ohne Einwilligung seiner Herrin? War es nicht doch ein Angeld auf künftige Gunst? — Er eilte nach kurzer Ueberlegung ins Zimmer Leni's und erzählte ihr Alles getreulich. „Lauf, lauf,“ rief sie, „und gieb ihm das Geld zurück!“

Nepomuk lief, aber der Wagen rollte eben von dannen, als er vors Haus kam, und er schrie umsonst hinterher: man möge halten! Er hielt nicht.

Nepomuk war arm aufgewachsen, eine solche Geldsumme war ihm ein großes Ding; die Baarschaft Leni's — das wußte

er — war nur noch klein, und dem Theaterwesen in Pilsen traute er nicht über den Weg; kurz, er entschloß sich, die Banknoten für den Nothfall zu behalten. Vielleicht fragte Leni nicht weiter.

Sie fragte in der That nicht. Innerlich niedergeschlagen, richtete sie sich doch pflichtgemäß ein und that Alles, was der Director von ihr verlangte. Sie studirte neue Gesangspartien mit stillem Fleiße; ja, sie übernahm auch, wenn der Director in Verlegenheit war, kleine Rollen im Lustspiel und in der Posse, um theatersicherer und für die Prosa in den Opernrollen geübter zu werden.

Mit den Mitgliedern verkehrte sie wenig, aber sie war gegen alle freundlich. Der geringe Bildungsgrad der meisten und manche Rohheit erschreckten sie wohl, aber sie betrachtete ihre Aufgabe wie ein Opfer, das eben gebracht werden müßte. Ist's ein Irrthum, sagte sie sich, in welchen du hineingesprungen bist, so mußt du ihn bezahlen, bis dir kein Zweifel mehr übrig bleibt, daß es ein Irrthum war.

Erleichtert wurde ihr die zweifelvolle Lage durch einen jungen Schauspieler des Namens Siegismund, welcher wie sie aus Passion zum Theater gegangen und gegen den Willen der Seinigen, angesehener Leute in München, die Schauspielerlaufbahn erwählt hatte. Er war ein Student, welcher sein Examen gemacht und dann ausgerissen war — wie sie von Schloß Wartenstein. Seine Bildung brachte ihn Lina rasch näher; er war auch persönlich ein angenehmer blonder Mann mit guter Figur, gutem Organ und guter Laune, also dem Anschein nach mit allen nöthigen Mitteln ausgerüstet für die Bühne. Dennoch machte er gar kein Glück beim Pilsener Publikum: er wurde gewöhnlich ausgelacht. Sentimentale und tragische Rollen waren sein Fach, und er beklagte es täglich, daß seine Rollen classischer Dichter, welche er alle studirt und welche ihm vorzugsweise gelängen, bei solch einem Provinztheater nicht an die Reihe kämen.

Bei der Primadonna Lina fand er Verständniß, und er declamirte ihr zu eigener Herzstärkung oft seinen Mortimer vor und seinen Ferdinand von Walter. „Ich bin überzeugt," sagte er dann immer, „daß Sie, Fräulein Lina, die Maria Stuart und die Luise Millerin gut spielen würden. Versuchen wir's und bringen wir endlich einmal eine classische Tragödie zu Wege!"

Lina sah voraus, daß er auch als Mortimer oder Ferdinand ausgelacht werden würde, und verhielt sich in ihrem bekümmerten Zustande ablehnend. Der ganze Ton beim Theater ließ den so natürlichen Gedanken nicht aufkommen: ob sie nicht im Schauspiel ein besseres Genüge finden werde als in der Oper. Eine Jungfrau von Orleans erschien ihr im Ensemble des Pilsener Theaters wie eine Ungeheuerlichkeit, und das Buch, welches sie aus Wartenstein mitgenommen, blieb im Koffer liegen.

Endlich brachte es Siegismund, der keine Gage verlangte, beim Director doch dahin, daß Deborah gegeben und er den Joseph spielen sollte. Eine Deborah fand sich nicht in der Gesellschaft, Fräulein Lina sollte sie spielen. Er brachte ihr die Rolle. Sie scheute sich anfangs, aber ihm zu Gefallen — er war ein so anmuthiger, heiterer und gebildeter Kamerad! — ging sie daran und lernte die Rolle.

Das Erlernen der Rolle brachte ihr ein gewisses Genüge. Es that ihr wohl, sich mit solcher Leidenschaft breit aussprechen zu können. Das — meinte sie — stimme wirklich besser zu ihrer früheren Begeisterung als das Singen, viel besser, das mache ihren Geist frei und wieder kühn.

Doch einmal wieder erhoben, ging sie

ans Probiren, ging sie Abends ans Spielen. Ach, die Täuschung blieb wieder nicht aus! Auf der Probe fehlte es an allen Ecken und Enden, an der Scenerie wie an den Requisiten, und Niemand außer Siegismund konnte seine Rolle. Das war ein immerwährendes Unterbrechen; mitten im Sturme mußte sie aufhören, weil Jemand nicht auftrat, und falsche Antworten machten sie im Dialog irre; kurz, sie gewann gar keine Stimmung. Des Abends aber, mit voller Leidenschaft spielend, gerieth sie ins Schreien, und jegliches Echo im Publikum blieb aus. „Das ist eben nicht das Fach einer Sängerin!“ hörte sie hinter den Coulissen sagen, und dazu kam nun der unglückliche Joseph Siegismund's! Er wollte es gründlich zeigen, daß man ihn bisher verkannt habe, und ging los wie ein Heerrufer, welchen man ärger als je auslachte. Unter diesem Gelächter wurde die ganze Vorstellung begraben und Lina mit ihr.

Lina war tief niedergeschlagen; Siegismund durchaus nicht. Er schimpfte auf das dumme Publikum in Pilsen, und zwar so ausgiebig und so unverschämt, daß Lina, welche von seiner Talentlosigkeit überzeugt war, endlich doch zu lachen anfing. Ein wunderliches Lachen. War's Ironie, welche stachelte, war's Humor, welcher Erholung suchte? Ach, sie war auf einem Punkte, ihr Entweder — oder verloren zu geben. „Du bist wohl beim Oder angekommen,“ sagte sie, „das heißt: beim Nichts. Beuge dich also und bekenne! Bekenne dem Kurt und bitte um Verzeihung.“

Sie setzte sich hin und schrieb einen langen Brief an Kurt, in welchem sie all ihre Enttäuschungen erzählte und ihre Unzulänglichkeit eingestand. Nichts sei ihr übrig geblieben als ihre musikalische Gesangskunst, das wolle sagen: die nackte Schulbildung im Gesange. Für dramatische Anwendung derselben fehle ihr das Talent. Was bleibe ihr also übrig, als Gesangsunterricht zu geben, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Dies Gewerbe müsse sie nun ergreifen und jetzt auch das Legat der guten Erlaucht annehmen, tief dankbar annehmen, die Selige ebenfalls um Verzeihung bittend, denn die Gräfin und er hätten vollständig Recht behalten gegen sie, die eingebildete, überspannte Thörin. Er möchte ihr schreiben, wo sie ihn finden könnte.

Diesen Brief, auf das Landgut Kurt's adressirt, sollte Nepomuk auf die Post tragen. Er ahnte, was er enthielt, denn er kannte die Stimmung seiner Herrin. Deborah war auch ihm peinlich gewesen, denn ins gewöhnliche deutsche Sprechen wollte er sie nicht übergehen sehen. Bewundert hatte er sie zwar auch hierin, aber an ihrer Verzweiflung merkte er deutlich, daß sie die ganze Theaterherrlichkeit aufgeben wollte. Das soll sie um Gottes willen nicht, sagte er, das wäre ja wie Sterben für ihn und für sie. Er überlegte also ernstlich, ob er nicht auch mit diesem Briefe wie mit den fünfhundert Gulden des Grafen Erwin handeln sollte. Denn dieser Brief riefe wahrscheinlich den so widerwärtig gestrengen Herrn Vetter herbei, und der werde allem Theaterspiele jählings ein Ende machen.

Er legte den Brief in seinen Mantelsack mit den Worten: „Morgen ist auch noch ein Tag.“

Und so wurde es auch: der tragische Herr Siegismund brachte eine neue Wendung in das stockende Element. Er kam triumphirend mit einem Telegramm aus Nürnberg. Dort in Nürnberg besaß er einen Freund, mit welchem er studirt hatte. Diesen Freund hatte er gebeten, ihm beim Nürnberger Theater ein Engagement zu verschaffen, und dieser Freund hatte jetzt telegraphirt: „Komm sogleich! Der erste Liebhaber ist mit der

ersten Sängerin durchgegangen. Es kann kaum noch gespielt werden; ich habe dich angekündigt."

„Auch die erste Sängerin fehlt; auf nach Valencia, Preciosa, zu deutsch: nach Nürnberg!" Mit diesen Worten stürzte er in Lina's Zimmer.

Sie lächelte wehmüthig, denn sie glaubte nicht mehr an sich und gab die ausweichende Antwort: „Ich bin ja hier engagirt."

„Hindert nicht. Der Director hat schon gestern erklärt, er müsse bei der unwirthschaftlichen Zeit, welche unzureichende Einnahmen verursache, die Oper aufgeben. Er ist also froh, wenn er Ihre weitere Gage los wird. Ich habe auch bereits nach Nürnberg telegraphirt, daß erste Sängerin und erster Held wie Liebhaber noch heute abreisen und kriegsbereit nach Nürnberg kommen."

Nepomuk hob bittend die Hände auf zu seiner Herrin: sie möchte ja sagen! Sie war willenlos.

Als aber Siegismund — er war ja ein gebildeter Mann — auseinandersetzte, daß man in so ungenügender Umgebung wie in Pilsen sich nicht entfalten könnte, auch wenn man das größte Genie in sich trage, und daß ein künstlerisches Theaterpublikum wie in der alten Kunststadt Nürnberg ihren Gesang ganz anders aufnehmen und fördern würde als das unreife Pilsener Publikum, da blitzte ein kleiner Schimmer der unverwüstlichen Hoffnung, wie in jedem Künstlernaturell, auch in Lina empor, und sie entgegnete nur noch: „Ich habe ja kein Reisegeld!"

Da faßte sich Nepomuk ein Herz und wollte vortreten mit seinen fünfhundert Gulden vom Grafen Erwin, aber Siegismund ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern declamirte: „Gemeines Geld ist mir niemals Hinderniß! Ich habe dieses Mammons genug und bestreite die Reisekosten. Wenn Sie darauf bestehen, können Sie mir dieselben in kleinen Raten von der Nürnberger Gage abzahlen. Punktum und nochmals: Auf nach Valencia!"

Und es geschah: sie reisten. Nepomuk war aufgetragen worden, auf der Post die Adresse Nürnberg anzuzeigen, wenn Briefe ankämen. Wozu? dachte er, da ja Leni's Brief noch in seiner Tasche war. Er unterließ es also. Diesen Herrn Kurt fürchtete er eben gründlich. So reisten sie und fanden schon unterwegs ein Abenteuer. Auf der Station bei einer kleinen Stadt gab's einige Stunden Aufenthalt, weil auf einen Anschluß gewartet werden mußte. Da kam Siegismund, der immer bewegliche und mit aller Welt sprechende zu der still im Wartesaal sitzenden Lina mit der Nachricht: „Denken Sie, hier in dem Neste spielt eine kleine Theaterschmiere. Die Direction ist bankerott und die armen Leute spielen auf Theilung. Dort steht der Regisseur. Er weiß, daß wir Künstler sind, und er bittet: wir möchten heute Abend für die hungernden Mitglieder spielen. Sie haben Deborah auf ihrem Repertoire. Verschaffen wir den armen Teufeln Brot. Wenn fremde Künstler angekündigt werden — es ist jetzt erst neun Uhr Morgens — da giebt's ein volles Haus. Auf, auf, Johanna, hebe deine Fahne, die Oriflamme ruft das Volk herbei!"

Lina mußte wieder beinahe lachen. Wenn ihre Unzulänglichkeit wohlthätig wirken könne, antwortete sie, dann sei sie bereit.

Das Theater war in einer Scheune aufgeschlagen und von der kläglichsten Unvollkommenheit. Wenn Kurt das sähe! seufzte sie, spielte aber tapfer, denn die Scheune war wirklich voll geworden. Der Erfolg war etwas günstiger als in Pilsen: ihre schöne Erscheinung und ihr wohllautendes Organ erweckten einigen Beifall, und als bei Siegismund's Unge-

stüm wieder ein bedenkliches Geräusch hörbar wurde, da sagte er ihr zum Troste hinter den Coulissen: „Das kommt von der Judenwirthschaft in dem Stücke. Die Leute hier mögen die Juden nicht leiden."

Die armen Mitglieder, denen die gute Einnahme wirklich eine Erleichterung gewährte, küßten der schönen Fremden dankbar die Hand, und das rührte Lina. Nepomuk bemerkte tröstlich, daß die Fahrkarten morgen auch noch gültig wären, und so kam man denn in mäßiger Stimmung nach Nürnberg.

* *
*

Dem ersten Anscheine nach sollte es in Nürnberg günstiger ergehen. Ein Gang durch die eigenthümliche Stadt, welche in ihrer Bauart das leibhaftige Mittelalter darstellt, brachte auch wieder einmal Stimmung in Leni's Seele. Sie erinnerte sich, wie ihr Kurt den Maler Albrecht Dürer geschildert und die damalige Künstlerschaft dieser Stadt gepriesen. Lieber Kurt, dachte sie, wärst du bei mir! Vielleicht wäre ich vom Untergange zu erretten!

Ein zweiter Vortheil war, daß Siegismund mit seiner anmuthigen Suada offenen Zugang fand bei dem gebildeten Theaterdirector und daß Lina's Auftreten dem Auftreten Siegismund's vorangehen sollte. Denn, wenn er zuerst auftrat mit seinem Mortimer, dann konnte die sichere Verstimmung des Directors auch gegen Lina verstimmen.

Zuletzt noch machte Lina schon am ersten Abend eine Bekanntschaft, welche ihr wohlthat. Sie ging ins Theater, wo ein einfaches bürgerliches Schauspiel aufgeführt wurde, und war freilich nicht besonders angemuthet durch das etwas düstere und nicht eben saubere Haus, aber die Darstellung einer feinen Bürgersfrau gefiel ihr ungemein. Seit ihrem Eintritt in die Theaterlaufbahn hatte ihr ja noch nichts gefallen! Aufgeweckt dadurch, ließ sie sich auf die Bühne führen, um dieser Schauspielerin — Clarissa nannte sie der Zettel — ihr Wohlgefallen auszudrücken. Dies fiel auf einen günstigen Boden. Frau Clarissa war sehr erfreut darüber; es fand sich auch, daß sie eine Oesterreicherin war wie Lina. Das war ein willkommenes Bindemittel. Am anderen Morgen besuchte Clarissa die junge Landsmännin, und die gegenseitigen Mittheilungen wurden schon bei dieser ersten längeren Unterredung vertraulich, ja intim. Lina war so bedürftig, sich über ihr verfehltes Los auszusprechen, und es zeigte sich sogleich, daß sie bei Clarissen ein volles, ja ein überlegenes Verständniß fand. Clarissa nannte sich auch eine Ruine, klagte aber nur wenig darüber. Sie stammte aus einer guten Familie aus Deutsch-Böhmen und war gegen den Willen dieser Familie zum Theater gegangen. In Prag hatte sie den ersten Liebhaber und Heldenspieler kennen gelernt, er hatte sie entzückt, sie hatte ihm auch gefallen, und sie hatten sich leichthin geheirathet. Beide waren voll poetischer Pläne gewesen, Beide gebildet und von edler Gesinnung, Beide begeistert für ihre Kunst. Und doch waren sie gescheitert. Ihr Mann war ihr durch einen plötzlichen Tod entrissen worden, sie selbst war im Schreck über den jähen Verlust in eine Nervenkrankheit verfallen und hatte durch diese Krankheit die Kraft ihres Organs verloren.

Das erzählte sie Lina recht einfach und mit dem Schlusse: „Ich bin dennoch nicht ganz unzufrieden geworden, der Sinn fürs Schöne ist mir treu geblieben und der Antheil an unserer Schauspielkunst, wenn auch oft erschüttert, lebt doch noch immer in mir. Sie aber, Fräulein Lina, mit Ihrem gewinnenden Aeußeren, mit Ihrem klangvollen Organ und mit Ihren

ausdrucksvollen Augen, Sie brauchen nicht zu verzagen, wenn's Ihnen auch bis jetzt nicht gelungen ist, das auszudrücken, was Sie ausdrücken wollten. In unsere Kunst fällt manchmal erst spät das Licht, welches den richtigen Weg zeigt; ich weiß das aus Erfahrung."

So sprach Clarissa, eine Frau von vierzig Jahren, mit einer Gestalt von kräftigem Gefüge, mit fast zu strengen Gesichtszügen, welche ein kleines Auge belebte. Sie hat noch einen schönen Arm! pflegte man ihr nachzurühmen.

Leni war durch solche Rede wirklich ein wenig beruhigt und trat am folgenden Abend mit einiger Zuversicht auf, wiederum als Agathe. Dennoch errang sie keinen eigentlichen Erfolg. Man lobte ihre Erscheinung und ihre Stimme, aber eigentlich gewirkt hatte sie nicht.

Das empfand sie und klagte es bitterlich ihrer neuen Freundin nach der Vorstellung. Diese war mit ihr nach Hause gegangen und verhielt sich anfangs schweigend zu Lina's Klagen, ja sie sagte endlich: „Sie haben Recht; es fehlt etwas, und, um es platt herauszusagen: es fehlt die Hauptsache."

„Was ist die Hauptsache?"

„Die Seele."

„Freilich. Aber die Musik bindet mich, bindet mich fest, ich werde nicht frei. Wenn ich mich hingeben will, da steht vorgeschrieben: diese und diese Noten müssen noch pünktlich gebracht werden, und so —"

„Alsdann sollten Sie vielleicht gar nicht singen, sollten Ihr Talent gar nicht innerhalb der musikalischen Fesseln versuchen, sollten zum Schauspiel übergehen, wo es viel mehr Freiheit giebt."

„Ach Gott!" klagte Lina und erzählte von ihrer Deborah, die ja auch mißlungen wäre.

Clarissa schwieg nachdenklich. Es entstand eine drückende Pause. Lina weinte still vor sich hin. Endlich sagte Clarissa: „Ich kann mir's nicht denken, wenn ich Sie so vor mir sehe und Sie sprechen höre. Was meinen Sie dazu, wenn ich Ihnen vorschlage: studiren wir einmal eine Rolle zusammen!"

Lina hoffte nichts mehr; aber dies freundliche Anerbieten konnte und wollte sie doch nicht ausschlagen. Den nächsten Vormittag also sollte es geschehen, und die Jungfrau von Orleans sollte die Rolle sein.

Es kam nicht zu Stande. Für den folgenden Tag wurde Maria Stuart eingeschoben zum Debüt Siegismund's als Mortimer. Vormittags war Probe, und Frau Clarissa, welche die Hannah Kennedy spielte, mußte auf die Probe.

Abends ging auch Lina hin, um die Vorstellung anzusehen, nicht ohne Besorgniß. Sie verlebte denn auch einen gar traurigen Abend. Ja, die peinlichen Eindrücke waren so stark, daß sie wieder dem Entschlusse nahe kam, das ganze Theaterspiel aufzugeben. Freund Siegismund wüthete mehr denn je, und das zuerst erstaunte Publikum erleichterte sich im dritten Acte durch eine störende Heiterkeit. Ergrimmt darüber, steigerte Siegismund seine Angriffe auf die schottische Königin so handgreiflich, daß nun das Publikum seinerseits ergrimmte und drohende Rufe der Mißbilligung ausstieß. Ja, als er den Act mit den Worten schloß: „Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten," da schrie Jemand: „Wär's nur schon so weit!"

Am nächsten Vormittage fand Clarissa die arme Lina ganz gebrochen. Ein Mißerfolg erschreckt ja immer alle Schauspieler, denen dabei ihre Kunst in verzerrtem Lichte erscheint. Wie viel mehr mußte das Lina treffen! Traurig gefaßt kündigte sie Clarissa an, daß sie dieser unglückseligen Laufbahn entsagen und in einen stillen Winkel ihrer Heimath zurückkehren wollte.

Clarissa schwieg. Da trat Siegismund ein und lachte über sein Mißgeschick. „Ich muß die Methode ändern," sagte er; „weniger Hingebung und mehr geistige Ueberlegenheit. Da ist die Sache gemacht."

„Mit der geistigen Ueberlegenheit haben Sie ganz Recht," sagte Clarissa, „aber in einem anderen Fache. Ich glaube, Sie sollten komische Rollen spielen."

„Komische? Das ist eine Beleidigung. Aber Sie sind eine Dame —" und mit großen Schritten ging er zornig ab.

„Den haben Sie ja getödtet!" sagte Lina erschrocken.

„Den? O nein. Der ist nicht todt zu machen. Der glaubt an sich, und — das ist viel werth. Ich hab es übrigens ganz im Ernste gesagt: er hat komisches Talent, und das wird er auch noch entdecken. Das heißt, man wird es entdecken. Darauf kommt Alles an in unserer Kunst, daß man entdeckt, was man Besonderes kann. Entdeckt man das nicht und wählt man die Rollen nicht nach seiner ganz persönlichen Fähigkeit, so bringt man's zeitlebens nicht über das Mittelmaß. — Und nun zu Ihnen! Kopf in die Höhe! Und sprechen wir einmal die Jungfrau durch."

Lina machte eine ablehnende Bewegung. Clarissa ließ aber nicht nach, und endlich sprach Lina den ersten Monolog ohne Kraft und mit halber Stimme.

„Nicht übel," sagte Clarissa, „jedoch fürchte ich: nur darum nicht übel, weil Sie keine Kraft einsetzen."

Das verdroß Lina und sie sprach sogleich den Monolog mit allem Aufwande der Stimme.

„Richtig, 's ist so! Sie sprechen auf den Ton, nicht auf den Sinn, wie mein verstorbener Mann zu sagen pflegte. Er hatte auch kein besonders starkes Organ, aber er sprach äußerst wirksam, weil er den geistigen Inhalt hervorhob. Den muß man dem Publikum wie auf einem Präsentirbrett vorlegen. Die Leute müssen verstehen ohne Anstrengung. Der Schauspieler, welcher so spricht, wird ein Liebling des Publikums und der gefällt überall."

„Etwas Aehnliches hat Kurt auch gesagt, aber ich war zu jung dafür."

„Wer ist Kurt?"

Lina schilderte ihn und wurde dabei lebendig. „Sprechen Sie einmal den Monolog!" schloß sie.

„Das kann ich nicht genügend. Nicht bloß meines geringen Organs wegen, sondern weil ich den inneren Schwung verloren habe, welchen ich einst hatte und welcher für Schiller'sche Rollen, für die Jungfrau aber vorzugsweise, erforderlich ist."

„Immerhin!"

„Gut, ich will's thun. Sie werden dadurch erfahren, was mir dazu fehlt, vielleicht aber auch, was Ihnen fehlt."

So sprach sie denn diesen Monolog ohne irgend welchen Aufwand der Stimme, aber mit großer Klarheit, indem sie den Gedankengang deutlich hervorhob.

Lina hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und schwieg völlig, ihre Augen mit der Hand bedeckend, als Clarissa zu Ende war.

„Das ist ein bloßes Gerippe, was ich da hervorgebracht," sagte Clarissa nach einer Pause. „Aber das Gerippe," fuhr sie fort, „müssen Sie haben, sonst verschwimmt der Dichter ins Ungewisse, sonst wird's eine Malerei ohne Zeichnung, wie mein Mann sagte."

Lina athmete endlich tief auf, reichte ihr die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen. Es ist ungefähr das, was mir Kurt immer gesagt hat und was ich damals noch nicht verstanden habe. Mein wüster Ungestüm hat wohl immer das Denken übersprungen. Sie haben gewiß Recht, und ich will's versuchen. Aber vermögen werd ich's wohl nicht, ich bin verdorben; ja, ja, ich bin verdorben durchs Singen —"

„Ohne Vortrag!"

„Durch eitles Hinausdrängen in leidenschaftliches Wesen, durch — o Gott! o Gott! was für ein unglückliches Mädchen bin ich geworden durch Ansprüche, welche mir gar nicht zustanden; ich bin verloren!"

„Nein."

„Doch, doch! Ich ahne den Lichtstrahl, welchen Sie mir geschenkt, aber er wird mir nicht mehr helfen können; ich bin zu tief verdorben."

„Thorheit! Sie sind jung und begabt. Fester Wille und Arbeit wird Sie bald auf die Höhe bringen. Wenn es so stand wie jetzt bei Ihnen, da sagte mein Mann immer: Prosa lesen! Prosa lesen! Clavigo lesen! Thun Sie das! Morgen komme ich wieder, und Sie lesen mir eine Scene aus Clavigo vor. Ich lasse mir das Buch vom Regisseur geben und schick's Ihnen sogleich. Adieu! Und die Jungfrau von Orleans zunächst ganz liegen lassen!"

Sie ging. In Lina arbeitete es wie eine innere Gährung, welche der Chemiker vornimmt. Kurt's Reden, welche sie früher nicht verstanden, traten vor sie hin, deutlich, wörtlich. Sie stimmten zu Clarissens Worten. Aber die Gährung war so groß, die Peinigung war so empfindlich, die Hoffnung war so gering, daß das arme Mädchen die Verwirrung nicht aushielt im engen Zimmer. Sie warf ein Tuch um ihre Schultern und eilte auf die Straße hinaus. Die altdeutschen Giebelhäuser blickten sie an wie Fratzen, sie mußte ins Freie. Und draußen vor der Stadt, in die reizlose Ebene blickend, welche der Schnee bedeckte, stand sie still. Sie stand lange still und es wurde am Ende ruhiger in ihr. Ruhe, sagte sie vor sich hin, Ruhe vor allen Dingen! Damit dein Verstand erwacht, wenn er überhaupt noch vorhanden. Denn du hast ohne Verstand eine Künstlerin werden wollen und bist darum, wie Kurt gesagt, eine Komödiantin geworden. Sammle das Bischen Verstand, welches du besitzest, das ist die nächste Aufgabe. Dann erfährst du wenigstens, woran und warum du so elend zu Grunde gegangen bist.

Nach Hause kommend, fand sie auch gleich Nachrichten, welche Ruhe und Fassung in Anspruch nahmen. Nepomuk überreichte ihr ein Schreiben und eine kleine Summe Geldes. Beides kam vom Director. Er könne sie nicht engagiren und sende anbei das Honorar für den Gastspielabend.

Nepomuk sah sie ängstlich an.

„Wie lange leben wir noch davon?" fragte sie.

„O, das hat keine Noth. Und Frau Clarissa hat dies Buch geschickt." — Es war der Clavigo.

Am anderen Morgen bei Zeiten kam Clarissa, und Lina mußte vorlesen. Stockernsthaft hörte Clarissa zu, und als Lina schloß, lachte Clarissa laut auf. Warum? Lina hatte den Sinn gleichsam buchstabirt. Jede winzige Nebensache hatte sie betont, es klang die ganze Scene wie ein abgelesenes Schulexercitium.

„Zu sehr Gerippe! und bloß Gerippe!" lachte sie. „Aber so ist's schon recht mit dem Anfange. Wir werden schon Fleisch und Blut finden."

Nach einer Woche eifrigsten Studiums — Clarissa war eitel auf ihre Weisheit und wollte durchaus Recht behalten — war die Rolle der Jungfrau nach dem neuen System eingeübt. Fertig war sie nicht, es schwankte noch gar Vieles, aber Schauspieler haben immer Eile: die Jungfrau sollte ans Lampenlicht.

Nepomuk bemerkte das Alles, ohne viel zu verstehen, aber er merkte, daß etwas Außerordentliches vorginge, und ihn faßte die Angst, seine herrliche Lina würde durch die überkluge Frau Clarissa verderbt. Der letzte Thaler des Geldvorrathes war an der Reihe und er auf dem Punkte, die fünfhundert Guldennoten des Grafen Erwin umzuwechseln.

Er hielt nur noch inne, weil er hörte: Frau Clarissa wollte es zu einem neuen Auftreten Lina's bringen.

„Der Director wird's nicht bewilligen," sagte Lina.

„Er wird," entgegnete Clarissa; „ihn interessirt nur die Oper, ums Schauspiel kümmert er sich nicht. Er sieht's auch nie an. Da läßt er den Regisseur walten, und mit dem hab ich schon gesprochen. Ich gehe also zum Director und bringe Ihnen binnen einer halben Stunde Bescheid. Er ist ein sanfter Herr und ist nur böse, wenn ein heftiger Vorfall ihn aufregt. Dann brennt er plötzlich lichterloh. Unsere Sache aber hat ja gar keinen Zündstoff."

Sie ging ins Theater, in welchem der Director wohnte, und fand den wohlbeleibten Herrn im Gespräch mit dem Regisseur. Er hörte ihr Verlangen nach einer Jungfrau-Vorstellung freundlich an — denn er schätzte Frau Clarissa — und blickte auf den Regisseur. Dieser nickte. „Sonntag?" sagte der Director; „dafür paßt die Jungfrau von Orleans, und die Oper braucht eine Pause. Dies Fräulein Lina ist auch ein schönes Mädchen und wird schon deshalb nicht durchfallen wie der heillose Herr Siegismund, der jetzt überall gegen uns räsonnirt und in kleinen Blättern räsonniren läßt. Ist er endlich fort?" — „Ja." — „Gott sei Dank! Also was sagt der Herr Regisseur zur Sonntags-Jungfrau?" — Der Regisseur sagte ja, und Clarissa eilte zu ihrer Schülerin.

Also Sonntag Abend sollte Lina als Jungfrau von Orleans auftreten! — Dieser Plan fand einen scheinbar unbedeutenden, aber in seinem Stillschweigen fest entschlossenen Gegner.

Dieser Gegner war Nepomuk. Er besaß alle Eigenschaften eines Spions, und er hatte, aus- und eingehend in Lina's Zimmer, all die Streitigkeiten, Studien und Beschlüsse aufmerksam beobachtet. Er wußte genau, um was es sich handelte. Das Aufgeben der Oper, der Uebergang zum Schauspiel und letzteres obenein im Sinne der trockenen Frau Clarissa, also in Unterdrückung jeglichen Schwunges — das war ihm ein Gräuel. Gerade der musikalische Schwung, die zaubervolle Erregung seiner Einbildungskraft durch die schöne Stimme Leni's, das war sein Hoffen, sein Träumen, sein Leben. An abgelegener Stelle blies er auf seinem Horn die Melodien nach, welche Lina gesungen, und nun — gewöhnliches Schauspiel? Nimmermehr!

Vielleicht spielte dabei auch der geborene Czeche eine Rolle. Dieser mochte das deutsche Schauspiel nicht. Und jedenfalls gestattete ihm sein Charakter, auch in lügenhafter Weise dagegen zu wirken. Sonst ein ganz guter Mensch und in Bezug auf Lina jeder Aufopferung fähig, war er doch auch zu Lug und Trug bereit, wo ihm ihre Existenz, wie er sie brauchte, gefährdet schien. So hatte er die fünfhundert Gulden des Grafen Erwin gegen den Willen Leni's angenommen und behalten — Leni konnte ja einmal einen Nothpfennig brauchen! — so hatte er den Brief an Herrn Kurt nicht abgeschickt, sondern unter seinen Habseligkeiten verwahrt, weil er von diesem Herrn Kurt fürchtete, er werde Leni ihrer Theaterlaufbahn entziehen und für sich allein behalten, und so wollte er jetzt ihren Uebergang zum Schauspiel verhindern.

Mit Absicht wartete er den Morgen des Sonntags ab, ehe er die Störung ins Werk setzte. Am Sonntag selbst sollte erst die Vorstellung abgesagt werden. Das erbittert den Director gründlich wegen der verlorenen größeren Einnahme — so viel wußte er bereits vom Theatergeschäft —, und der erbitterte Director werde kurzen Proceß machen mit der störsamen Dame und jedes spätere Debüt rundweg abweisen.

So ging er denn Sonntag Morgens um neun Uhr ins Theater und suchte den Herrn Director auf. Diesem machte er mit kläglicher Miene kund: „Fräulein Lina ist durch Furcht und Aufregung schwer erkrankt und kann heute Abend nicht spielen."

„Was? Eine Schauspielerin will abändern?! Das muß man sich wohl von einer Sängerin gefallen lassen, welche all ihre Stimmmittel braucht, aber eine Schauspielerin!" — Nepomuk zuckte die hohen Schultern bis zur Nase und stöhnte: „Das Fräulein kann nicht aufrecht stehen, viel weniger gehen und sprechen." — „Himmel und Hölle! Der Regisseur! — ah, da kommen Sie gerade, gut. Wer kann die Rolle der Jungfrau übernehmen, damit uns die Abänderung erspart wird?" — „Niemand, geradezu Niemand." — „Es ist ja noch Zeit zu einer Probe!" — „Niemand, geradezu Niemand." — „Himmel und Hölle! So machen Sie eine andere Vorstellung zurecht. Das Schauspiel ruinirt uns."

Der Regisseur traf seine Anordnungen, Nepomuk hatte gesiegt, die Jungfrau von Orleans, Lina's großer Schritt, war vernichtet.

Sehr zufrieden kehrte Nepomuk heim, sagte aber kein Wort von der Absage. Wozu sie vorzeitig stören! Sie sah und hörte ja ohnehin nicht, was um sie her vorging. Sie schritt im Zimmer umher und sprach ihre Rolle, unglücklich darüber, daß sie an vielen Stellen den neuen Ton nicht traf.

Der verwegene Nepomuk sagte ihr darum kein Wort, weil dann seine Lüge aufgedeckt und die Vorstellung der Jungfrau erhalten werden konnte. Erst wenn die neuen Zettel angeklebt wären, wollte er reden. Wie es ihm da ergehen würde, wenn der Betrug zum Vorschein käme? Er war ein Dickkopf und sagte zu der Frage: „Einerlei! Und wenn sie mich fortjagt, ich geh nicht. Sie hat ja auch keinen Kreuzer Geld, sie braucht mich. Und am Ende muß sie doch einsehen, daß ich zu ihrem Besten gehandelt habe. Mit ihrer Stimme bloß Schauspielerin werden — Unsinn!"

So gefaßt verließ er die Wohnung und ging in den Straßen spazieren, überall die Orte aufsuchend, wo die Theaterzettel angeschlagen waren. Er wartete auf den neuen Zettel.

Clarissa sorgte dafür, daß er vergeblich wartete. Sie kam in großer Aufregung zu Lina und rief: „Was heißt das? Soeben wird mir angesagt, daß ich heute Abend zu spielen hätte, weil Sie erkrankt wären und deshalb die Jungfrau nicht sein könnte. Sind Sie krank oder fürchten Sie sich bloß?"

Lina verneinte Beides — sie standen vor einem Räthsel. „Das soll gleich gelöst werden," sagte Clarissa und lief ins Theater.

Es war noch Zeit, die neuen Zettel waren noch nicht ausgegeben, die „Jungfrau" blieb bestehen und Clarissa brachte die unglaubliche Nachricht, der ganze Spuk rühre von Nepomuk her, welcher die falsche Meldung zum Director gebracht.

Er ließ sich nicht sehen; man konnte ihn nicht zur Rede stellen. Als bis Mittag keine neuen Zettel erschienen, da ward ihm klar, daß seine Lüge aufgedeckt sein müßte, und er hielt es für rathsam, in die einfache Landschaft hinaus spazieren zu gehen trotz des regnerischen Wetters.

Dieser feindliche Zug Nepomuk's war freilich nicht geeignet, die ohnehin unruhige Stimmung Lina's zu beschwichtigen. Im Gegentheil. Aber Clarissa schob die quälenden Gedanken: was den sonst treuen Diener veranlaßt haben könnte, energisch bei Seite. „Ich habe in meiner Jugend," sagte sie, „einmal in Pilsen gastirt und erinnere mich, daß mich dort ein ähnlicher Charakterzug eines Mannes be-

fremdet hat. Eine Collegin wurde in einem entscheidenden Augenblicke unbegreiflich und schmählich von einem Manne aus dortiger Gegend verlassen. Dieser Nepomuk stammt ja von dort. Es scheint Landesart zu sein. Fort mit ihm morgen, fort! Heute gilt's der Jungfrau. Wir gehen Sie noch einmal durch, und dann legen Sie sich schlafen. Um Fünf hole ich sie ab und helfe Ihnen beim Ankleiden."

Dies Ankleiden, diese Zeit vor dem Aufziehen des Vorhanges war das Schlimmste, was Lina bis dahin erlebt hatte. Sie erschien der besorgten Clarissa wie eine Automatin und setzte diese in Verzweiflung. Aber kein Zureden, kein Bitten half, Lina brachte kein Wort hervor. Warum? Es fielen ihr all ihre Sünden ein, wie man landläufig sagt. Die Festigkeit im Gesange hatte sie früher gewappnet, jetzt aber flüsterte es in ihrem Inneren unaufhörlich: Du bist schuld an Allem und du bist am Ende. Berauscht und unklar hast du die gute Pflegemutter und deinen einzigen Freund, den geliebten Kurt, gemißhandelt und verlassen, hast dich hochmüthig in ein wüstes Treiben hineingestürzt und von Schritt zu Schritt deutlicher erfahren, daß du nichts kannst und nichts bist, daß dir alle Grundlagen dramatischer Kunst fehlen, daß du darin wechselst und wechseln mußt, wie man ein Hemd wechselt, kurz, daß du haltlos und verloren bist. Verloren für immer, denn dein geliebter Kurt, den du um Hülfe angerufen, läßt dich ohne Antwort, er mißachtet dich und überläßt dich deinem traurigen Schicksal, sogar dein treuer Diener verleugnet dich.

In solcher Verfassung stand sie endlich draußen neben dem Schwesternpaar, als der Vorhang aufging. — Clarissa in der Coulisse rang die Hände und fürchtete, das geistesabwesende Mädchen werde ihr Stichwort gar nicht hören und verstehen, werde kein Wort hervorbringen und der Vorhang nach der ersten Scene wieder fallen müssen.

Trotzdem machte der Anblick Lina's als Johanna d'Arc einen günstigen Eindruck beim Publikum: wie sie abseits von den Schwestern stand, sich auf den Hirtenstab und an die Coulisse lehnend. Ueber dem weißen Kleide der Schäferin trat doch der Kopf charakteristisch hervor mit dem gelblichen Anhauch, mit dem dunklen Haar. Der feine Schnitt des Angesichts, das große Auge, halb bedeckt von den Augenlidern und ersichtlich ganz nach innen gekehrt, die Außendinge gar nicht sehend, all das entsprach so ganz dem verschlossenen, geheimnißvollen Wesen Johanna's, daß alle aufmerksamen Zuschauer sich innerlich getroffen fühlten. Die wirkliche Geistesabwesenheit lieh hier ihren Ausdruck der verlangten theatralischen Erscheinung. Das hielt vor, als die Schwestern die Unbewegliche umarmten und sie allein ließen. Aber nun näherte sich der Augenblick, welcher Bewegung, welcher Sprache heischte: Bertrand trat auf mit dem Helme. Beim Anblick des Helmes muß Johanna erwachen — und mit Erstaunen sah Clarissa, daß Lina's schlanker Körper zuckte, daß während der langen Rede Bertrand's Bewegung über diesen Körper lief wie ein Schauer. Es war so. Der ursprüngliche dramatische Nerv, welcher in diesem Mädchen von Jugend auf gebebt, erhob sich jetzt wie elektrisirt, und als Bertrand mit den Worten schloß: „Der Helm blieb mir in Händen," da schritt sie vor und sprach in einem Tone, der aus dem Innersten kam: „Gebt mir den Helm!" Und als Bertrand entgegnete: „Das ist kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt," da reckten sich all ihre Glieder wie im Kampfe, und ihm den Helm entreißend, rief sie mit so unwiderstehlicher Ueberzeugung: „Mein ist der Helm und mir gehört er zu!" daß eine Bewegung durchs Publikum rauschte.

Clarissa faltete die Hände und sagte leise vor sich hin: „Das ist ein echter dramatischer Beruf, und ich muß vorsichtig sein, ihn nicht abzuschwächen.“

Diese Stimmung steigerte Leni aufs wirksamste bis zum Monologe „Lebt wohl, ihr Berge“ und hatte die volle Theilnahme des Publikums für sich. In dem Monologe freilich erschienen die Uebergänge, welche Clarissa sie gelehrt, mehrmals lückenhaft, und die Declamation flog unklar darüber hin; aber der Schluß bot wieder Gelegenheit zu heftigem Schwunge. Den besaß sie von jeher, das Organ leistete auch vollen Dienst, und sie wurde rauschend applaudirt und hervorgerufen.

Als sie dem Publikum für die Auszeichnung gedankt — sie hielt sich kaum noch aufrecht — und der Vorhang wieder gefallen, stürzte sie fast bewußtlos in die Arme der herbeieilenden Clarissa, und erst ein hervorbrechender Thränenstrom brachte sie wieder zu sich.

Damit war die Krisis überstanden, und sie spielte die Rolle durch mit unversiegender Kraft. Die Lücken in den verstandesmäßigen Uebergängen wurden von Act zu Act geringer, weil ihre Ruhe von Act zu Act wuchs, und das Endresultat war ein günstiger Erfolg. Clarissa flüsterte ihr zu, als der Vorhang zum letzten Male gefallen war: „Nun wissen wir's, Lina kann eine erste Schauspielerin werden.“

Sie wurde wirklich Tags darauf mit einer mäßigen Gage engagirt; aber Nepomuk hatte sich auch am nächsten Tage nicht wieder eingefunden.

* *
*

Die schöne junge Schauspielerin, welche als Sängerin unbeachtet geblieben, hatte mit ihrer Jungfrau Aufsehen gemacht. Man äußerte vielfach den Wunsch, die Vorstellung möchte wiederholt werden; ja, es verlautete infolge dessen: der Herr Director selbst werde diese Wiederholung von seiner vergitterten Loge aus ansehen. In den ersten Coulissen nämlich links und rechts gab es zwei schmale, vergitterte Logen: die linke für den Theaterdirector, die rechte für den Theaterarzt. Die links war immer leer, weil der Director zeitig zu Bette ging, die rechts immer besetzt, weil der Theaterdoctor ein wohlwollender Schöngeist war. Wenn also auch die Loge links einmal nicht leer sein sollte, so war dies das Zeichen eines wichtigen Ereignisses.

Clarissa rief: „Das ist der wahre Segen, wenn man eine Rolle wiederholen kann; alle Fehler werden dann ausgemerzt!“

Lina sagte: „Ja, ja!“ Sie war wie in einem glücklichen Traume und studirte die Rolle neuerdings. Nepomuk fehlte immer noch.

Am Donnerstag fand wirklich die Wiederholung statt. Das Haus war zwar nicht voll und die Loge links blieb leer, aber der Doctor rechts applaudirte und das Publikum that desgleichen.

Als Lina, immerhin ein wenig enttäuscht, nach Hause kam, fand sie Nepomuk in ihrem Zimmer. Er sah ganz zerrüttet aus, und als Lina kein Wort sprach, fiel er ihr zu Füßen und schluchzte.

„Warum?“ fragte sie endlich.

„Weil ich glaubte, Sie retten zu müssen.“

Und nun schilderte er ihr, allerdings recht unklar, aber für sie doch verständlich, daß er allen Zauber und Schwung, alle Himmelsluft, wie er es nannte, verloren gesehen habe, als sie den Gesang aufgegeben und nun gar durch Frau Clarissa ins trockene Sprechwesen hineingefallen sei — da habe er sie durch Verhinderung der Vorstellung zur Besinnung bringen wollen.

„Zur Besinnung?“ unterbrach sie ihn und sah an die Decke, als müßte sie sich

selbst besinnen, ob nicht allerdings ihre Laufbahn zu weit abgelenkt sei von den Träumen und Idealen, welche sie in die Welt gezogen; denn auch der poetische Inhalt dieser Jungfrau von Orleans, dieser bloße Wunderglaube, das gestand sie sich jetzt, sei ihr nicht recht zum Herzen gegangen, nein. „Aber," sagte sie endlich, „steh nur auf! Ich selbst bin nicht frei von deiner Furcht."

„Nein, nein! Seien Sie getrost! Die zweite Vorstellung der Jungfrau hab ich angesehen und —"

„Und — nun?"

„Ich bin gerührt worden. 's ist was übrig geblieben vom „Hinauf, hinauf!" und ich hab's bereut, daß ich's verhindert, und drum komme ich, um Gnade zu bitten. Ich glaube, ich hab Unrecht gehabt, und es könnte noch Alles gut werden."

Das war natürlich eine Labung für Leni, und sie ließ sich lachend erzählen, wo er sich die fünf Tage umhergetrieben habe. Selbst Clarissa, welche hinzukam, vermochte Leni nicht zu bewegen, den ihr innerlich befreundeten Diener zu entlassen. Er versprach hoch und heilig, nie wieder so frech einzugreifen, wenn auch seinem himmelstürmenden Geschmacke wieder etwas gefährlich vorkommen sollte.

So ebnete sich für eine Zeit lang Lina's Leben. Sie studirte mit Clarissa Rolle für Rolle, sie wurde eine beliebte Schauspielerin in Nürnberg, aber sie fand doch keine eigentliche Befriedigung. Zuweilen war sie geradezu melancholisch. Clarissa sah sie oft besorgt an und fragte sie endlich geradezu, ob die allerdings noch nicht vollendete künstlerische Ausbildung die Ursache wäre? Dann allerdings rief Lina echt österreichisch: „Es geht mir nicht zusammen, es geht mir nicht zusammen!" Das Verständige nämlich und das Begeisternde. War es dies allein? Oder war es das erwachende und unbefriedigte Liebessehnen des jungen Mädchens, welches durch Aufregungen aller Art gesteigert worden? Lina selbst wußte es am wenigsten. Sie war sich wohl bewußt, daß sie in jedem einsamen Augenblicke, besonders vor dem Einschlafen, an ihr unauslöschliches Vorbild, an ihren Kurt, denken mußte, und dann fiel ihr der Brief, welchen sie in Pilsen an ihn geschrieben, wie eine Centnerlast auf die Brust. Daß er auf diesen Nothschrei gar nicht geantwortet, war ein Todesurtheil für sie.

Clarissa wußte wohl von diesem Kurt, Lina hatte ihr oft von ihm erzählt. Aber die letzte, die innerste Frage war dabei von Lina doch nicht enthüllt worden, sie war darüber ja selbst nicht im Klaren. Clarissa also dachte bei den melancholischen Anwandlungen Lina's vorzugsweise an den Liebesdrang des jungen Mädchens und fürchtete für Lina. Eine Liebschaft, ach ja! die hätte sie wohl gestattet, wenn sie in Schranken blieb. Wie schwer war das aber bei der leidenschaftlichen Natur Lina's! Und eine Heirath hielt sie für ein künstlerisches Unglück. Das wußte sie aus eigener Erfahrung: vom Tage an, da sie die Ehe geschlossen mit ihrem verstorbenen Manne, waren sie Beide einige Schritte zurückgegangen in ihrer Kunst. Befriedigte Menschen sind ihren Idealen gegenüber flaue Menschen.

Da ereignete sich eine Abwechselung. Eines Abends spielte Lina die Luise in „Kabale und Liebe", ihre beste Rolle, und gefiel sehr. Gefühl und Verstand gingen ihr da zusammen, und sie nahm eben nach dem vierten Acte kopfnickend und freudig die Lobsprüche Clarissens in Empfang; da stellte sich ihr ein Fremder hinter den Coulissen vor, ein äußerst eleganter Herr. Er habe erfahren, daß Fräulein Lina eine Oesterreicherin sei; er selbst sei aus Wien, und es dränge ihn, der so zauberisch talentvollen Landsmännin auszusprechen, daß sie ihn als Luise entzückt habe. Sie

müsse nach Wien kommen; er werde dafür sorgen.

„Das wird nicht so leicht sein," antwortete sie lächelnd.

„Ganz leicht, wenn ich's in die Hand nehme. Bin Baron Heinzeles und bedeute was in Wien an der Börse und deshalb auch bei den Theatern. Geld regiert die Welt, und die Kunst, schönes Fräulein, die Kunst verschönert die Welt. Also! Und das verstehen wir in Wien. Ich komme von Paris und bin nur auf vierundzwanzig Stunden — man kann nur mit dem Courierzuge kommen und gehen — in Nürnberg; ich war mir in dieser sonst wohl merkwürdigen Stadt solch einer Luise Millerin nicht im Traume gewärtig. Ich reise nun morgen noch nicht; ein Wunder ändert Alles. Es geschehen noch Wunder, wie Schiller's Jungfrau von Orleans declamirt, selbst in Nürnberg. Darf ich morgen meine Aufwartung machen, schönes Fräulein? Ich bringe Wien in der Tasche mit."

Sie hatte nichts dagegen; ein Landsmann war ihr willkommen; und er kam am nächsten Vormittage.

Er war, wie gesagt, elegant, tadellos elegant. Die Kleidung von feinstem Tuch und letztem Schnitt, die Wäsche blendend weiß, die Handschuhe exquisit und, wenn er sie auszog, Ringe an den Fingern, Ringe mit Diamanten besäet, der kostbarsten Perle in der Busennadel gar nicht zu erwähnen. Die Figur war ziemlich groß, die Bewegungen von angenehmer Geschmeidigkeit, den Kopf eingeschlossen, welcher eine stete Glückseligkeit zur Schau trug. Wenn man ihn geckenhaft nennen wollte, so hielt man doch dies Wort einen Augenblick zurück, weil er immer wieder durch Gutmüthigkeit erfreute und durch heitere Rede belebte.

Er ist von verliebter Natur, dachte Clarissa, welche bei der Antrittsvisite zugegen war und seine Wiener Manier des Handküssens beobachtete. Und ferner dachte sie: Es ist immerhin bemerkenswerth, daß sich Lina dies feurige Handküssen gefallen läßt.

„Sie haben die Wahl unter zwei Theatern in Wien," sagte Baron Heinzeles, indem er den Handschuh mit Anstrengung abzog und sein dünnes Haar auf dem Kopfe streichelte; „beide bringen nur Schauspiel, das Burgtheater und das Stadttheater. Zum Burgtheater würde ich für den Anfang nicht rathen. Auch das größte neue Talent kommt da schwer in die Höhe, denn da giebt's immer eine alte Garde, und diese alte Garde hält krampfhaft fest an ihrem Posten. Das Stadttheater dagegen ist für Sie, Fräulein, ganz außerordentlich für Sie. Die Dame, welche dort Ihre Rollen spielt, hat bereits dreimal Fiasco gemacht, und im Stadttheater wird gewagt, wird unablässig Neues vorgeführt. Ich kenne den Director. Er ist etwas Bär und eigentlich nicht zu haben. Selbst uns von der Börse, denen er sonst wohl entgegenkommt — man weiß warum — selbst uns behandelt er oft rauh. Aber er ist wie der Satan auf neue Talente, und ganz des Satans, wenn sie schön sind. Also, schönstes Fräulein, kommen, sehen — das heißt gesehen werden — und siegen, ich sage siegen! Mein Wort darauf, das Wort eines Millionärs." Dabei lachte er herzlich.

„Eines Millionärs?!" riefen Lina und Clarissa bewunderud und doch lächelnd.

„Und eines wirklichen!" fuhr er fort. „Mein Freund, der alte Königswarter, ein Archimillionär, obwohl von kleiner Gestalt, hat das entscheidende Wort gesprochen: der Mensch da soll bloß eine Million haben und ein paar Nullen drüber, wie kann sich der einen Millionär nennen?! Das ist Aufschneiderei. Mit einer lumpigen Million ist man doch noch nicht Millionär! — Sie verstehen, meine

Damen? Ja. Nun, in diesem Sinne nenne ich mich einen Millionär, und zwar mit Aplomb. Nicht um zu prahlen, o nein! Aber man ist doch, was man ist. Wozu sein Licht unter den Scheffel stellen! Besonders in der Fremde, wo's Einem nicht alle Leute ansehen. Nur zu Ihnen sag ich's übrigens, nur zu Ihnen, damit Sie Zutrauen fassen in meinen Einfluß. Ich bringe Sie ans Stadttheater, verlassen Sie sich darauf. Contract hier? Kleinigkeit! Den kaufen wir ab. Darauf kommt's eben nicht an, und gar hier. Das Nürnberger Theater hat kleine Preise. Uebermorgen bin ich in Wien, fahre auf die Seilerstätte, spreche den brummigen Tyrannen und schreibe Ihnen umgehend. Abgemacht?"

Er war übermorgen noch in Nürnberg; denn er war geschossen, war ins Herz getroffen, wie er's nannte. Ach, sein Herz war so empfindlich, so entzündlich! Die Weiber, die Weiber, pflegte er zu sagen, sind das Salz des Lebens, mitunter zu scharf, aber immer reizend. Was ist der Genuß des guten Essens und Trinkens daneben! Wie kurz! Und, wenn man sich betrinkt, unanständig obendrein. Vom Katzenjammer gar nicht zu reden. Ansehen, vornehmes Ansehen, ja, das ist auch etwas, aber es streift Einen doch nur und kostet immerwährende Anstrengung. Alle Augenblicke hat man nicht ordentlich aufgepaßt und macht eine Dummheit — kladderadatsch, da prasselt das ganze Ansehen zusammen auf lange Zeit — aber die Weiber, die Weiber, die sind immerfort da. Das allein ist Leben, Leben, Leben!

So philosophirte er in Nürnberg, und die Abreise wurde verschoben. Lina übertraf ja Alles, was ihm bisher nahe gekommen war. „Diese Gestalt so graziös; nein," rief er, „souple! So elastisch wiegt sich nur Aglaja — er liebte antike Ausdrücke, ohne ihrer ganz mächtig zu sein — Aglaja selber, oder wie sie sonst heißen mag. Man streckt unwillkürlich die Arme aus, um dies geschmeidige Leben zu fühlen, zu genießen. Dieser Arm, weiß wie Alabaster, frei von plumper Fleischmasse und so reizvoll. Ganz wie Büste und Nacken, welche ein Bildhauer modellirt haben könnte. Makart selbst hat so was noch nicht gemalt. Und dieser Teint in seiner blassen Frische, gelblich angehaucht, sagt das grobe Wort; es ist nicht richtig, das Wort, es ist nur ein gelblicher Schatten wie bei der Lilie, und wie geht er über in einen Hauch von Röthe, in einen Hauch! Und das Alles ist bloß auswendig. Wie spricht sie dazu, wie lächelt sie und was soll man von diesem großen, dunklen Auge sagen, was? Das leibhaftige Geheimniß lockt da ins Unergründliche. Tragisch nennen sie's; dummes Zeug, das Wort tragisch stört Einen, meerestief muß man's nennen, meerestief, wenn der kleine Mund seine feinen Lippen öffnet und die kleinen prächtigen Zähne zeigt —"

Kurz, Baron Heinzeles schwur bei all seinen Erfahrungen — und sie waren zahlreich —: „Diese Lina ist das Urbild eines Weibes, welches du, glücklicher Josef, im alten Nürnberg entdeckt hast. Dein muß sie werden!"

Dergleichen sprach er ihr gegenüber aus mit der Suade eines Verliebten, er sprach es aus des Morgens und des Abends, und sie — lachte. Sie lachte wirklich, und Clarissa freute sich, daß die melancholische Stimmung endlich einmal überwunden sei. Auf wie lange? „Ach," sagte sich Clarissa, „man muß auch nicht zu weit sehen wollen! Am Ende ist eine Heirath mit diesem Millionär der Frage werth. Dieser Leichtfuß wird sie nicht abbringen von ihrem Berufe."

Die Frage trat auch wirklich vor Clarissen hin. Baron Heinzeles erhielt von Lina keine ernste Antwort auf seine Liebes-

fragen, er wendete sich also an die Freundin. Er ging in ihre Wohnung und verlangte ihr Gutachten wie ihre Hülfe. „Es soll Ihr Schade nicht sein," flüsterte er zwischen die laute Einleitung, „was meinen Sie schließlich?"

„Ja, was wollen Sie denn?" fragte Clarissa. „Wollen Sie eine Liebschaft oder wollen Sie Lina heirathen?"

„Diese Fragstellung," erwiderte er, „kommt mir zu grell vor, zu akademisch."

„Das heißt: heirathen will ich nicht. Nun denn, Herr Baron — Sie sind doch ein Baron?"

„Parbleu! Seit drei Jahren!"

„Nun denn, für Liebschaften ist eine Luise, welche Lina heißt, nicht geschaffen."

„Sie behaupten zu viel auf einmal."

„Vor allen Dingen müßten Sie erst ihre Neigung gewonnen haben. Sind Sie so weit?"

„So weit! Sie behandeln die Sache zu mathematisch. Lina hat allerdings gesagt: noch nicht. Aber sie lachte dabei. Das Lachen sagt viel."

„Aber nicht genug. Ich muß auf die Probe, also kurz und bündig: so lange Sie nicht Lina's Neigung gewonnen haben, ist alles Reden müßig. Gewinnen Sie ihre Neigung, so kann es sich nur um eine Heirath handeln, und danach sehen Sie nicht aus."

„Wie so?"

„Sie scheinen ein leichter Lebemann zu sein, welchen die Frauenzimmer unterhalten sollen. Und das erreichen Sie wohl auch, weil Sie viel Geld zu haben scheinen und das Geld nicht schonen."

„Schonen? Eine Million ist die Lina werth und später noch mehr."

„Nichts ist sie werth in Ihrem Sinne. Umsonst ist sie zu haben, wenn sie liebt. Gewinnen Sie ihr Herz, und Sie können all Ihre Banknoten in der Tasche stecken lassen. Aber ich muß fort."

„Eine Secunde noch, würdige Frau Clarissa; denn Sie sind offenbar würdig. Sie müssen mich näher kennen lernen, dann werden wir leichter mit einander sprechen. Das jetzige Gespräch verliert sich in eine Sackgasse. Nur eine Secunde noch! Ihre Probe läuft ja nicht fort. Näher kennen, näher! darum handelt sich's. Allerdings, Frau Clarissa, bin ich ein leichtes Blut und lebe leicht, aber nicht schlecht, wahrhaftig nicht! Und wenn ein Engel wie Lina neben mir wäre, Frau Clarissa, ich fange an überzeugt zu werden — Frau Clarissa, ich bin nicht bloß gutmüthig, ich bin wirklich ein guter Mensch, ich kann mir denken, daß ich mit einer Lina an der Seite zeitlebens —"

„Sie denken also ans Heirathen? Gut. Sagen Sie das der Lina und warten Sie's ab. Jetzt wird sie nein sagen. Werben Sie wie Jakob —"

„Wie kommen Sie bei mir auf Jakob?"

„Jakob warb lange."

„Sieben Jahre! Damals hatten die Leute nichts zu thun, aber jetzt!"

„Es wird auch nicht sieben Jahre dauern. Zeigen Sie sich solid."

„Sie kennen das Haus Heinzeles nicht, das solideste!"

„Zeigen Sie sich treu, vielleicht kommt einmal die Zeit."

„Sie sind für lange Wechsel!"

„Ja. Adieu, ich muß gehen."

Clarissa nahm den stärksten Antheil an Lina's künstlerischer Ausbildung. Sie schrieb sich selbst einen großen Theil derselben zu als Lina's Lehrerin, und man weiß, wie stolz, wie anspruchsvoll Lehrer sind, wenn ihre Schüler Aufsehen erregen. Aber bei alledem hatte sie doch einen echt schauspielerischen Tic. Dieser Tic der Schauspieler besteht darin, daß sie Geldheirathen nie aus dem Auge verlieren, wie sehr sie auf dieselben schelten als Verleugnung künstlerischen Sinns. Das Alter ist ihr Schreckbild! Was wird aus uns, wenn die Schönheit vergan-

gen, wenn die Gestalt verfällt, wenn das Organ versagt oder gar wenn ein Unfall ein Glied vernichtet, was? Ein Bettelgeschöpf! Darum muß man sich vorsehen zur Zeit der Blüthe, darum machte der Baron Heinzeles der Freundin Lina's zu schaffen. Man kann doch darin, sagte sie sich, seine Schuldigkeit thun, daß man näher zusieht, ob dieser Millionär echt ist oder vielleicht ein Schwindler.

Und sie ging nach der Probe zu einem Nürnberger Bankier und fragte ihn, ob er den Baron Heinzeles aus Wien kenne? — „O freilich!" — „Ist er wirklich reich?" — „Ausnehmend! Ein echter Millionär." — „Ist er wohl ein Jude?" — „Scheint nicht. Sein Vater mag einer gewesen sein. Er gilt für einen Cavalier, fährt eigenhändig seinen Viererzug, ist ein Sportsmann, aber dabei doch solid, über allen Zweifel solid." — „Sie kennen ihn persönlich?" — „Persönlich. Komme oft nach Wien. Jetzt ist er hier. Ein angenehmer Mann. Auch im Geschäft; hat einen leichten Zug über Nebensachen hinweg. Mit einem Worte: angenehm. Leben und leben lassen." — „Und von Charakter?" — „Brav, durchaus brav. Sehr wohlthätig. Darin sogar zuweilen excentrisch, weil er ehrgeizig ist."

Während Clarissa diese Auskunft empfing, saß Baron Heinzeles bei Lina, um endlich doch Abschied zu nehmen. Er wollte mit dem Courierzug um zwei Uhr nach Wien, und es war schon nach Eins. Er konnte nicht endigen, er konnte nicht fort. Himmlisch fand er sie in ihrem Morgenneglig ée mit den weiten zurückfallenden Aermeln, mit den beweglichen Falten um die Büste, ach, aber vor Allem mit dem lächelnden Munde und den tiefsinnigen Augen. Sie lächelte wirklich. Die gleich Meereswogen daherrollenden Liebeserklärungen — er sprach ohne Rückhalt — unterhielten sie. Ohne Rückhalt? Ja. Er hatte eingesehen, daß alle Uebergänge aussichtslos wären gegenüber dieser stolzen Künstlerin, er sprach unumwunden von dauerndem Besitz, von Ehe, von baldiger Heirath.

„Ach nein, lieber Baron, ans Heirathen denke ich nicht. Ich habe nur meinen Beruf vor Augen und leider nicht mit tröstlicher Hoffnung."

„Die kühnste Hoffnung wird sich blitzschnell in Wien erfüllen. Nur bei uns in Wien ist Theaterleben, nur bei uns entwickelt sich ein Talent im Handumkehren, weil wir Alle, Christen, Juden und Heiden — denn die letzteren haben wir auch — beitragen durch Rath und That, durch Beifall und Ermunterung. Und Kenner haben wir, geprüfte Kenner, o! Mein erster Gang morgen in Wien bringt mich ins Stadttheater drei Treppen hoch zum alten Tyrannen, und morgen Nachmittag schon schreib ich Ihnen, daß Sie mit Ungeduld erwartet werden, von mir mit Sehnsucht. Sehnsucht ist das Wort. Nur einen grünen Zweig der Hoffnung sollen Sie mir mitgeben, wenn's auch nur ein Weidenzweig ist, sonst verschmachte ich — ich verschmachte."

„Das werden Sie nicht. Ihr lustiges Leben in Wien wird Sie rasch wieder aufrichten, auch ohne Weidenzweig. Uebrigens sagen Sie mir doch, kümmern Sie sich um neue Bilder?"

„Neue Bilder? Versteht sich. Bin jeden Monat einmal im Künstlerhause und im österreichischen Kunstverein. Man muß ja mitzureden wissen."

„Ist in letzter Zeit nicht ein neuer Maler aufgetaucht des Namens Wetter?"

„Wetter? — Donnerwetter kenne ich, gutes und schlechtes Wetter auch, aber einen Maler Wetter? Nein. Was soll er denn malen?"

„Vorzugsweise Landschaften."

„Nein. Ich will den Grafen Erwin fragen, der kümmert sich näher um Bilder."

„Graf Erwin von Wartenstein?"

„Jawohl. Kennen Sie den? Liebenswürdig. Sehr Schmetterling. Mein guter Freund.“

„Lieber Baron, Sie versäumen den Zug! ’s ist halb Zwei.“

„Ach was! Im Nothfalle nehme ich einen Extrazug, um den Courier einzuholen. Einen grünen Zweig, irgend einen Zweig für die Reise! Himmlisches Mädchen! Und wenn keinen Zweig, dann doch ein grünes Blatt Hoffnung! — Unausstehlich, da kommt die Duenna, die weise,“ sagte er leise und stand auf.

Clarissa war eingetreten. Lina lachte, reichte ihm aber doch die Hand zum Abschiedskusse, und er schied mit einer Pantomime, über welche auch Clarissa lachte. Er war nämlich von außerordentlicher Beweglichkeit des Körpers und Stillhalten war ihm fast fremd. Seine Arme und seine langen, wohlgepflegten Finger waren Redner. Dazu ein plötzliches Niedersenken der sonst immer lustigen kleinen Augen, als er an der Thür noch einmal umblickte. — „’s ist ein guter Narr,“ sagte Clarissa, als er hinter der Thür verschwand.

* *
*

Baron Heinzeles, im Alltagsleben oft flatterhaft, war im Geschäftsleben ein prompter, praktischer Mann. Sein erstes Geschäft, als er in Wien ankam, war die Berufung des Fräulein Lina ans Stadttheater. Zwei Stunden nach seiner Ankunft stieg er also schon die steile Treppe hinauf, welche von der Schellinggasse ins Directionslocal des Stadttheaters führt.

Zu seiner Ueberraschung kannte man dort Fräulein Lina bereits. Der umherreisende Berichterstatter des Directors hatte kürzlich geschrieben: „Endlich die heutzutage so seltene Aussicht auf Tragik. Eine Lina in Nürnberg. Fräulein. Interessante, fast schöne Persönlichkeit. Wundervolles Organ. Der ganze Körper spielt mit. Man sieht die Nerven des Rückens beben. Hat auch bereits einige tragische Accente. Sind aber noch einzeln. Zusammenhang fehlt noch. Uebergänge unausgeglichen. Kann nach einem Monat Studiums eine Nummer Eins werden. Hero. Leider Mangel an Selbstvertrauen, daher trübe Stimmung. Möglicher Untergang, wenn nicht rasch Stütze geboten wird.“

So lautete das Signalement, welches dem staunenden Baron Heinzeles mitgetheilt wurde. „Woher? woher?“ fragte er offenen Mundes. — „Geheime Polizei!“ antwortete stockernsthaft der Director.

Die Einigung erfolgte rasch. Lina könne sogleich eintreten, zunächst bis Ostern. Diese Zusage werde sogleich aufgesetzt, aber sie müsse legaliter frei werden in Nürnberg.

„Das wird sie, Nürnberg besorge ich,“ sagte Heinzeles, und mit der schriftlichen Zusage ging er im Siegerschritte nach Hause. Dort dictirte er einen Brief an einen Bankier in Nürnberg — es war derselbe, bei welchem Clarissa nachgefragt — mit dem Nürnberger Director zu unterhandeln und um jeden Preis abzuschließen. Er habe unbeschränkte Vollmacht vom Hause Heinzeles. Dann schrieb er selbst einen flammenden Brief an Lina. Nachschrift: „Sogleich packen lassen und Courierzug nehmen. Die Wohnung in Wien steht bereit. Die Zusage des Directors liegt bei.“

Nach so wohlverbrachtem Vormittagswerk machte er Toilette und ging flaniren — auf der Ringstraße nach dem Stadtparke. Ehe er diesen erreichte, sah er trotz nebelriesenden Wetters — es war ja Winter — einen offenen Wagen dahersausen im beliebten Wiener Renntrab, welcher in der Stadt verboten ist. Zwei elegante Männer saßen auf dem Kutschbocke, und der die Zügel führende war Graf Erwin von Wartenstein.

Baron Heinzeles machte drohende Zeichen mit seinem zierlichen Spazierstöckchen; Graf Erwin sah fragend herab und hielt die schaumbedeckten Jucker an. „Was giebt's?" fragte er. — „Beim Casino steht eine Sicherheit, um Erlaucht in die Zügel zu fallen wegen verbotenen Renntrabtempos." — „Dummes Zeug! Aber da wir einmal halten, Bela, steigen wir aus, um zu frühstücken."

Der Bela genannte Graf Rakiji war ein junger Mann von mittelgroßer, fester Figur mit unbeweglichem Antlitz. Er wartete ruhig, bis der hinten sitzende Diener die Zügel übernommen, und stieg dann langsam vom Wagen. Graf Erwin war heruntergesprungen und hatte Baron Heinzeles gefragt: wie ihm die Jucker gefielen? — „Superb! Ah, à propos," sprach Heinzeles, „ich soll mich erkundigen — Sie sind ja ein Bildernarr — soll mich erkundigen; wie war's doch? Ja so! Nach einem Maler. Kennen Sie ihn zufällig? Wetter soll er heißen, richtig: Wetter."

„Wetter? Alle Wetter, wie kommen Sie denn auf den? Ich suche ihn seit vielen Monaten und kann seiner nicht habhaft werden. Habe nach seinem Landgut schreiben lassen und keine Antwort erhalten. Wie kommen Sie auf den?"

„Eine Dame hat mich nach ihm gefragt."

„Eine Dame? Doch nicht —? Heinzelmännchen, wären Sie des Teufels und hätten Sie die Leni entdeckt?"

„Leni? Nein."

„Richtig: Lina hieß sie zuletzt. Sie Tausendsappermenter, wo denn?"

Heinzeles sah ihn betroffen an. Der kennt sie? Dieser Don Juan! — Das war ihm unangenehm.

„Na, so reden Sie doch, Heinzelchen! Wo? wo?"

Am Ende, sagte sich Heinzeles, wenn sie hier auftritt, sieht sie ja Jedermann. Er sagte also getrost: „In Nürnberg."

„In Nürnberg! Und Sie haben sie spielen sehen? Wie spielt sie, wie ist sie jetzt? Sie war ein Charme."

„Nicht übel."

„Pah, Heinzel, nicht übel! Ein Charme erster Classe war sie, sage ich Ihnen. Komm, Bela! Mich hungert. Bedanke mich, Heinzelchen, für gute Nachricht. Auf Wiedersehen!"

Graf Bela nahm Erwin's Arm und fragte langsam: „Wer? Was?" Und Erwin schilderte ihm nun mit prasselndem Feuer, daß er in dies Mädchen verliebt sei bis über die Ohren und daß er sogleich nach Nürnberg zu ihr wollte.

„Nimm mich mit!" sagte Bela trocken.

„Nein, Bela, dabei wärst du mir im Wege. Potz tausend, sie denkt immer noch an den bärbeißigen Wetter, da ist keine Zeit zu verlieren. Bela, frühstücke allein! Mich treibt's fort. Ade!"

Bela blieb stehen und rührte sich nicht. Er war ein ruhiger Mensch, der nichts zu thun hatte und sein Geld nicht hinreichend verzehren konnte. Nach mehreren Minuten des Nachdenkens sagte er: „Da fahre ich auch nach Nürnberg! Erst aber frühstücken." — Und er trat in das geschmackvolle Gebäude, Ecke des Kolowratrings und der Fichtegasse, welches Casino heißt und wo die Cavaliere ihren Club haben.

Graf Erwin aber fuhr noch denselben Abend nach dem Westbahnhofe, um mit dem Pariser Eilzuge nach Nürnberg zu reisen. Er sagte jetzt auch wie Lina, aber in einem anderen Sinne: Entweder — oder! Das bedeutete: Dein muß sie werden um jeden Preis.

Den nächsten Abend saß er im Nürnberger Theater. Sie spielte und entzückte ihn mehr als je. Er hatte einen Wagen gemiethet, welcher wartete. Als er nach Schluß der Vorstellung herauskam, fragte er seinen Kutscher: „Durch welche Thür kommen die Schauspieler?" — „Durch diese da!" — „Dort fahre hin."

Nach einer Viertelstunde hatte er die erstaunte Lina bei der Hand, führte sie zu ihrer Wohnung und begleitete sie auf ihr Zimmer. Nepomuk war starr und wollte Frau Clarissa rufen. Aber die ging zeitig schlafen.

Und wie liebenswürdig war er, der schöne junge Mann! Wie weich, wie gut! — Er hatte sie auf dem Theater gesehen im antiken Costüm der Creusa — ein Gast hatte die Medea gespielt — er hatte sie noch unvergleichlich schöner und reizender gefunden als vor Monaten in Pilsen, ja anbetungswerth. All seine Herrschaften hätte er hingegeben für ihren Besitz. Konnte das ohne Eindruck bleiben auf Lina?

„Sie wissen, meine Holde,“ sprach er, „daß ich zum Rückhalt genöthigt war wegen meiner beinahe achtzigjährigen Mutter, welche eine Verheirathung mit Ihnen nicht gebilligt hätte. Nun, meine Mutter ist bald nach meiner damaligen Rückkehr von Pilsen gestorben. Ich habe sie herzlich beweint und werde sie mein Lebtag vermissen. Aber ihr Tod hat den sogenannten Standesunterschied zwischen uns mit ins Grab genommen; es hindert mich jetzt nichts mehr, Ihnen meine Hand als Gatte zu bieten. Werden Sie mich auch jetzt noch zurückweisen?“

In jedem Menschen ruht das Bedürfniß des Glückes. Es lag auch in Leni. Ob sie ihren Beruf als tragische Schauspielerin — denn so nannte sie jetzt ihr Ziel — je erreichen würde, darüber quälte sie noch immer banger Zweifel, und auch Clarissa nahm ihr diesen Zweifel nicht vom Herzen. Denn Clarissa selbst, die verständige, hegte ihn ebenfalls. Das ahnte, ja das wußte Lina, ob auch Clarissa das letzte Wort nicht aussprach. Mußte es nun dem gepeinigten Mädchen nicht wie eine endliche Erleichterung vorkommen, einen leichten, bequemen Lebensweg vor sich geöffnet zu sehen? Sie war einer frohen Stimmung so sehr bedürftig. Und würde sich diese ihr je schöner nahen als in der Liebe dieses mit allen Gaben ausgestatteten zärtlichen Erwin?

Was Wunder, daß sie jetzt nicht mehr wie in Prag und Pilsen entschlossen nein sagte, sondern daß sie weich und sanft bat: „Kein Ungestüm, lieber Freund! Lassen Sie mir Zeit. Bleiben Sie einige Tage hier. Die Frage ist zu groß, als daß sie so rasch entschieden werden könnte. Morgen Abend spiele ich in Fürth die Luise. Fahren Sie mit hinaus! Uebermorgen sprechen wir weiter über die große Frage. Jetzt gute Nacht!“

Sie drückte ihm leise die Hand, welche er zärtlich küßte, und glücklich ging er hinweg; er erwartete das Beste.

Betäubt legte sich Lina nieder. Sie konnte nichts denken; es war ihr, als ob sie im Meere geschaukelt würde von leichten Wellen. Weit, weit hinten zogen dunkle Wolken abwärts — Wolken, in denen der Sturm ruhte, die tragische Frage, welche so viel einschloß.

Der nächste Vormittag brachte eine neue Wendung: das Schreiben des Barons Heinzeles mit der Engagementszusicherung. Aber unerfreulich war ja auch diese Wendung nicht, jedenfalls war sie schmeichelhaft und zerstörte ihre lebensfrohe Stimmung nicht. Hinhalten! meinte sie und schrieb flugs an Heinzeles: „Sie haben Clarissa vergessen; ohne Clarissa komme ich nicht.“

Clarissa trat eben ein. Nepomuk hatte sie gerufen wegen des Grafen, sie fragte also nach ihm. Lina erzählte heiter, daß er liebenswürdiger als je wäre, daß seine Mutter gestorben und daß er ihr nun seine Hand zur Ehe geboten. „Was sagen Sie dazu?“

„Und läßt er Sie beim Theater?“

„Das ist noch gar nicht zur Sprache gekommen. Und, sagen Sie, ist dies durchaus wünschenswerth, so lange ich

noch nicht die Sicherheit vor mir sehe, ein echtes tragisches Talent zu entwickeln? Habe ich diese Sicherheit? Sprechen Sie!"

Clarissa schwieg.

„Sehen Sie, Sie schweigen. Der ganze übrige Theaterkram ist nichts für mich. Eine mittelmäßige, vielleicht auch eine achtbare Schauspielerin zu werden, lockt mich nicht im mindesten. Ein idealischer Trieb hat mich zur Bühne gebracht; kann er nicht befriedigt werden, was soll mir die Bühne?! — Noch eins. Baron Heinzeles schreibt auch, daß kein Mensch etwas wisse von einem Herrn Wetter oder Maler Wetter. Auch in seinem Wohnhause in Böhmen, in Stein am Bache, habe man gar keine Nachricht von ihm. Er ist dahin für mich. Sie wissen aus meinen Schilderungen, was er mir bedeutete. Ich bin nicht mehr vorhanden für ihn, er erwartet also nichts von meiner Schwärmerei für dramatische Kunst. Dahin, dahin ist Alles, was auf den Ursprung meiner Kunstneigung als etwas der Rede Werthes zurückweisen könnte, dahin der einzige Mann, welchem ich vertrauen, welcher mich halten, stützen, fördern könnte, und — Sie schweigen auch. Bin ich denn verurtheilt, weil ich keine Künstlerin werden kann, ewig unglücklich zu bleiben?"

Clarissa schwieg immer noch, sie nickte nur ein wenig mit dem Haupte. Konnte, durfte sie abrathen von einer Heirath des reichen, glänzenden, liebenswürdigen Grafen Erwin? Nein, das durfte sie nicht.

„Sie nicken mit dem Haupte, Sie sind meiner Meinung. Also! Gestern habe ich in einem Buche gelesen: Heiterkeit macht tapfer, Melancholie macht feig. Jagen wir einmal die Melancholie, die tragische, in die Flucht und werden wir heiter und tapfer, da sich so hübsche Veranlassung bietet!"

So fuhr sie denn gegen Abend nicht in dem Eisenbahnwaggon, welcher die Schauspieler aufnahm, sondern im Wagen des Grafen Erwin nach Fürth hinaus, den Grafen neben sich, und erfreute sich an dessen Liebesbetheuerungen.

Graf Erwin wurde dadurch so hoch erregt, daß er seinem Naturell die Zügel schießen ließ. „Nimm den Augenblick wahr!" rief er im Uebermuth eines vom Glück begünstigten Menschen, und er bestellte, während Lina in dem dürftigen Theater spielte, einen Extrazug, welcher eine Viertelstunde vor zehn Uhr von Nürnberg kommen und auf ihn warten sollte.

„Eine Entführung! eine Entführung!" lachte er in sich hinein, „damit mein Engel nicht wieder rückgängig werden kann."

Bald nach halb Zehn war das Schauspiel zu Ende. Lina kleidete sich um, entledigte sich der Schminke und war allerdings gewärtig, den Grafen wieder mit seinem Wagen an der Thür zu finden. Sie fand ihn auch sammt dem Wagen und stieg ein. Lachend sagte er: „Ich möchte Sie doch einmal in einer Lustspielrolle sehen!" und unter Fragen und Antworten über dies Thema kam der Wagen zum Bahnhofe.

„Steigen wir aus," sagte der Graf, „es ist stockfinster, und wir thun besser, mit der Eisenbahn zu fahren."

Sein Diener, welcher unterrichtet war, erwartete ihn und führte das Paar stumm zu dem bereitstehenden Extrazuge.

Graf Erwin hob Lina in den Waggon, die Locomotive pfiff und es ging pfeilschnell von dannen. Nicht nach Nürnberg, sondern nach Westen.

Lina ahnte nichts. Erst nach einer halben Stunde fragte sie: „Aber wo bleibt denn Nürnberg? Wir fahren rasch und sind noch nicht da?!"

„Wir fahren in den Himmel!" erwiderte er lachend und setzte hinzu: „Ich habe hier in der Gegend, bei der dritten Station, einen fröhlichen Freund, Baron Adalbert geheißen, der hat eine kleine Waldherr-

schaft zwei Stunden seitwärts der Bahn. Dort sitzt er in einem allerliebsten Schlosse und vertreibt sich die Zeit mit der Jagd. Dem habe ich telegraphirt: ich würde ihm morgen früh meine Auserwählte vorstellen, er sollte uns eine Treibjagd veranstalten, da das Winterwetter trocken sei und meine Auserwählte auf Schloß Wartenstein schießen gelernt. Sie werde gewiß einen Hirsch erlegen."

Lina sah ihm erstaunt ins Gesicht beim Schein der Lampe, welche oben an der Decke des Waggons hin und her wankte. Er streckte ihr beide Hände entgegen und sagte: „Bitte, bitte!"

Es war ihr nicht augenblicklich klar, was das Alles bedeutete, aber daß es —

„Wort halten!" rief er, „Wort halten! Als wir aus Nürnberg herausfuhren, haben Sie mir erzählt, daß Sie zu Clarissen gesagt: Heiterkeit macht tapfer, und Sie wollten von jetzt an heiter sein. Also müssen Sie unsere heitere Extrapartie zur Jagd beim Baron Adalbert mit Lachen ansehen und mit Lachen durchführen! Das ist die Parole. Morgen ist Oper in Nürnberg, und morgen Abend bringe ich Sie wieder nach Nürnberg."

Und nun wußte er die verwirrt gewordene Lina mit der unerschöpflichen Suade eines verführerischen Liebhabers so ausgiebig zu bereden, daß sie wirklich die Gefahr vergaß, in welche sie gerieth. Sie dachte auch dazwischen: Gefahr? wenn ich ihn heirathe? Und was sonst, wenn ich nicht heirathen wollte? Das große Spiel meines Lebens ist ja doch verloren; kindisch wäre es, auch das heitere, das anmuthige Spiel zu verwerfen.

Der Zug stockte nicht in seiner sausenden Schnelligkeit; die bestimmte dritte Station war erreicht, der Zug hielt und das Liebespaar stieg aus.

Die Winternacht war rauh, der Wind stürmte. „Rasch in das Wartezimmer! Bon, es ist geheizt und hat ein Sopha!" rief Graf Erwin, „ich bestelle Kaffee und hole einen geschlossenen Wagen im nahen Städtchen. In einer halben Stunde bin ich wieder da."

Rasch ging er zur kleinen Restauration des Bahnhofs hinaus, wo eine verschlafene Frau bei einer kümmerlichen Kerze zu wachen versuchte, weil ein Nachtzug von Würzburg her erwartet wurde. Er gab ihr ein goldenes Markstück mit dem Bemerken, daß sie alles Ersinnliche thun solle, um die Dame im Wartesaal gut zu versorgen. Dann ging er nach der Stadtseite hinaus, wo zwei gebrechliche Einspänner auf unwahrscheinliche, aber doch mögliche Passagiere warteten. Sein Diener hatte auf den einen schon Beschlag gelegt, und der Graf trug ihm jetzt auf, ihn nach dem Städtchen zu demjenigen Lohnkutscher zu bringen, welcher einen geschlossenen Wagen besäße.

„Es giebt doch einen?"

„Ja, der da!" sagte der gedungene Kutscher und wies auf den zweiten, welcher trotz des kalten Windes schlief.

„Weck ihn auf," sagte der Graf zu seinem Diener, „und komm uns nach!"

In der Einsamkeit des Wartezimmers löste sich allmälig die Verwirrung der Sinne, in welcher Lina befangen gewesen. Sie blickte auf die schläfrige Frau, welche Kaffee brachte, als wollte sie fragen.

„Ja, ja," lallte diese, „der Konrad bringt Gebäck. Frisch ist's freilich nicht."

„Konrad?"

„So heißt mein Sohn. Es wird wohl dem armen Jungen sauer, in der Nacht aufzustehen, aber es geht nicht anders."

„Konrad!" murmelte Lina vor sich hin; „so nannte die Gräfin den Kurt. Kurt ist die Abkürzung von Konrad."

Und sie fuhr vom Sopha auf und stand einige Minuten still, ohne sich zu regen. Draußen läutete die Glocke für den von Würzburg kommenden Zug, und der Wirthin Sohn Konrad, ein hübscher Bursch

von etwa zwölf Jahren, trat ein und brachte trockene Semmeln.

„Du heißest Kurt?“ fragte sie wie geistesabwesend.

„Nein, Konrad. — Da kommt der Zug!“ und er wollte fort.

„Wohin geht der Zug?“

„Nach Nürnberg.“ Und der Junge ging.

Immer noch stand sie unbeweglich. Da schien ein Ruck durch ihren ganzen Körper zu zucken, und mit den leise gemurmelten Worten: „Nein, Kurt!“ schritt sie hastig nach der Thür, riß sie auf, ging durch heftigen Wind zu dem still stehenden Zuge und winkte einem Schaffner, die Waggonthür aufzumachen.

„Erste Classe?“ fragte er. Sie nickte und stieg in ein leeres Coupé. Nach ein paar Minuten ging der Zug weiter, und der Schaffner erschien an der Waggonthür, sich die Fahrkarte ausbittend.

„Ich habe noch keine, aber —“ sie griff nach der Tasche. Hatte sie wie gewöhnlich ihr Portemonnaie vergessen? Was nun? Der Schaffner sah ihr verwundert zu und trat nun ins Coupé herein. Sie griff nach der Brosche, welche oben am Kleide hing, und wollte fragen, ob — da war indeß die andere Hand in die andere Tasche gefahren und brachte das Portemonnaie heraus. Der Schaffner lachte.

„Nehmen Sie's und machen Sie sich bezahlt, wenn's reicht, und ein Trinkgeld.“

„Bis —?“

„Bis Nürnberg.“

„Es reicht!“ sagte er dankbar lachend und empfahl sich.

Nach Verlauf einer starken Stunde stieg sie in Nürnberg aus, und vor ihr stand — Nepomuk, traurigsten Aussehens. Thränenwasser lief ihm über die Wangen. Als sie nicht heimgekommen am Abend, war er auf den Bahnhof gelaufen und hatte gefragt. Natürlich umsonst. Aber bei dieser Gelegenheit hatte er von einem Extrazuge gehört bis zur vierten Station von Nürnberg, und zwar daß dieser Extrazug von Fürth aus bestellt worden. Da war ihm das Blatt geschossen. Und jetzt war er da, um mit dem nächsten Zuge bis nach dieser vierten Station zu fahren.

„Fräulein sind —?“

„In einen falschen Zug eingestiegen. Sprich nicht davon! Bin ich vermißt worden?“

„Von mir; sonst von Niemand.“

„Also komm! Ich will zu Fuß gehen; mir ist kalt.“

Sie sprach kein Wort weiter, und als sie zu Hause angekommen war, legte sie sich ins Bett.

Zur Mittagszeit trat Clarissa in ihr Zimmer und ging leise an ihr Bett.

„Ich schlafe nicht mehr,“ sagte Lina, „und ich will Ihnen erzählen, was mir begegnet ist.“

Sie erzählte Alles.

„O!“ rief Clarissa und schlug die Hände zusammen, „o! früh ein Heirathsantrag und zur Nacht eine Entführung! Das ist ein sicheres Mittel, ein Mädchen zu compromittiren, damit es zum Belieben des gnädigen Herrn vorhanden sei.“

Lina sprang mit einem Satze aus dem Bette, eilte zum Waschtisch, wusch sich, ordnete ihr Haar, kleidete sich an und sprach zu alledem kein Wort. Als sie fertig war, trat sie nahe zu Clarissa, welche sich auf einen Stuhl gesetzt hatte, und sprach mit fester Stimme: „So ist mein Uebergang zur Heiterkeit ausgefallen. Habe ich nun Recht behalten, daß man eine höhere Bestimmung in sich festhalten muß, auch wenn es arge Schmerzen kostet und zur Verzweiflung führen kann? Nun weiß ich doch, wofür man lebt, und kann nicht zerflattern. Man hat doch Respect vor sich selber. Ja?“

„Ja.“

„Und nun bleib ich unverrückt bei dem

Lebenstraum der kleinen Leni: daß es eine Leiter giebt in den Himmel und daß man hinaufsteigen kann. Ich habe mir heute ein festes Ziel vorgesetzt. Kurt hat mir und der seligen Erlaucht zwei Stücke vorgelesen, die mir unvergeßlich sind. Das erste war ‚Die Braut von Messina‘. Wie er im letzten Acte die entschlossene Verzweiflung des Don Cesar vortrug, da ist es mir wie heiliger Schauer über den Rücken gelaufen, und als ich ihm später diesen Schauer schilderte, da hat er mir gesagt: Dies ist die tragische Höhe, welche vernichtet und doch erhebt. Den Tag darauf las er Grillparzer's ‚Des Meeres und der Liebe Wellen‘, und da ist im letzten Acte die Verzweiflung der Hero geradezu über mich hingeströmt, mich ins Herz treffend und mich doch erhebend, daß ich meinte: Dies ist das Höchste, das mußt du fürs Leben dir erhalten, und dies mußt du einmal den Menschen darstellen. Die Erlaucht empfand nicht so; aber Kurt und ich, wir waren einig, und diese Empfindung, dieser Drang hat mich zur Bühne getrieben. Jetzt soll's mein Grenzstein werden. In dem Briefe des Barons Heinzeles stehen die Worte, welche der Wiener Director gesprochen. Unter diesen das Wort ‚Hero‘. Also, Freundin, die Hero will ich in Wien spielen, und dies soll über mein Schicksal entscheiden. Ja?"

„Ja."

„Wir sind heute frei. Lesen wir das Stück zusammen. Ich habe mir gestern das Buch gekauft. Hier ist es."

Und sie lasen.

Unterdessen war auch Graf Erwin wieder nach Nürnberg gekommen. Als er Lina nicht mehr im Wartezimmer gefunden und der kleine Konrad mühsam herbeigeschafft war — weil kein Nachtzug mehr zu fürchten stand, war der Kleine zu Bett gegangen —, da hatte der Graf die Auskunft erhalten: die Dame sei mit dem Zuge von Würzburg nach Nürnberg gefahren. Unangenehm verblüfft stand er eine Weile vor dem kleinen Burschen und heftete seine Blicke auf Konrad.

„Der nächste Zug nach Nürnberg kommt?" schrie er plötzlich so arg, daß Konrad zurückprallte.

„Acht Uhr dreiundvierzig," lallte der erschrockene Kleine.

Acht Uhr dreiundvierzig! Das war die nächste Strafe. Stundenlang mußte er auf dem öden Bahnhofe bleiben und konnte nicht schlafen. „Verscherzt hast du dummer Geck dein nahes Glück!" stöhnte er, indem er sich auf das harte Sopha hinwarf. „Geh zum Teufel, Junge," schrie er, „ich brauche dich nicht mehr! — Jetzt mißtraut sie dir gründlich," fuhr er klagend fort. Aber bei einem natürlichen Menschen zögert die Natur niemals: er schlief doch ein, und der kleine Konrad mußte ihn am Morgen wecken, sonst hätte er den ankommenden Zug verschlafen.

So war er Vormittags wieder nach Nürnberg gekommen und hatte auf seinem Zimmer einen Mann gefunden, welcher vor einem großen Stoß Zeitungen lesend saß und eine lange Cigarre rauchte.

„Bela!" hatte er gerufen, „welcher Satan führt denn dich daher auf mein Zimmer?"

„Du."

Bela sprach sehr wenig. Es dauerte also eine Zeit lang, ehe Erwin erfuhr, daß seine Schilderung der schönen Schauspielerin, welche er vor dem Casino auf dem Kolowratringe hingeworfen, den beschäftigungslosen Edelmann nach Nürnberg geführt hatte.

„Du bist einzig!" lachte Erwin.

„Sollst mich vorstellen. Sie gefällt mir."

„Gefällt dir! Du hast sie ja noch gar nicht gesehen."

„Doch! Gestern in Fürth."

„Da warst du auch? — Vorstellen kann

ich dich nicht, weil sie wahrscheinlich mir selbst die Thür weist. Sie ist böse auf mich."

„Dann gehe ich allein zu ihr."

„Du bist im Stande, gleich beim Eintritt ihr einen Heirathsantrag zu machen!"

„Ja."

Erwin traute ihm das wirklich zu. Dieser schweigsame Mann machte nie einen Umweg, wenn er was wollte. Er war keineswegs blasirt, er war nur einfach, und seine Einkünfte gestatteten ihm Alles. Wenn er einmal klagte — und das geschah fast gar nicht — so klagte er darüber, daß er auch im verflossenen Jahre wieder das Geld nicht habe aufzehren können, welches ihm sein Güterdirector eingeschickt.

Nach einiger Ueberlegung fand Graf Erwin, daß dieser neue Bewerber ein Schild für ihn werden könnte beim Wiedersehen Lina's, ein ableitender Schild für die Vorwürfe, welche sein Entführungsversuch auszuhalten haben würde. In Gegenwart eines Fremden würden sie verzögert werden. Wenn's nur Vorwürfe sind! sagte er sich, wenn's nur nicht schlimmer wird! Das Mädchen ist verzweifelt stolz, sie spricht am Ende kein Wort darüber und nimmt gar keine Notiz mehr von dir.

Jedenfalls meinte er, bis Nachmittags warten zu müssen, da Lina die verlorene Nachtruhe einholen würde, und erst um zwei Uhr sagte er zu Bela: „Komm also! Vorwärts! Ich fürchte, wir finden die Thür verschlossen. Höre auf zu rauchen, sonst machst du gar kein Glück."

„Erst vor der Hausthür!" sagte Bela. Und wie das Ergebniß reifen Nachdenkens setzte er hinzu: „Wie eine Zigeunerin!"

„Wer? Lina eine Zigeunerin?"

„Die schönste."

Nepomuk trat ihnen in den Weg. Die Damen studirten, und er wüßte nicht, ob —. Bela reichte ihm die kaum angerauchte lange Cigarre, Upmann prima Qualität, und Graf Erwin schob ihn kurzweg zur Seite.

Sie konnten zu keiner unpassenderen Stunde eintreten. Lina hatte eben die große Scene Hero's, als der Leichnam Leander's fortgetragen wird, vorgetragen, und zwar mit dem ganzen Aufwande entschlossenster Verzweiflung. Clarissa war geradezu erschrocken vor diesem Ausdruck, der aus dem tiefsten Inneren kam, wie sie ihn nie von Lina gehört, und war vom Sessel aufgestanden — da traten die beiden Herren ein.

Lina, noch hoch aufgerichtet, sah sie an und schien sie doch nicht zu sehen. Sie ließ die Arme sinken und setzte sich auf den Stuhl am Bette. Sie sprach kein Wort. Clarissa mußte die Wirthin spielen, nachdem Graf Erwin den Grafen Bela Rakiji als seinen Freund und als lebhaften Verehrer des Fräuleins Lina vorgestellt hatte. Bela selbst sprach natürlich auch kein Wort, und das Gespräch nahm eine bedenkliche Wendung an, da auch der sonst so behende Graf Erwin betroffen war von der Haltung Lina's, welche sogar die Augen geschlossen hatte.

Da kam ein erlösender Lärm aus dem Vorzimmer zu Hülfe und der laute Eintritt eines neuen Gastes. Dies war der Baron Heinzeles.

Die Aeußerungen des Grafen Erwin vor dem Casino auf der Ringstraße waren ihm nachträglich verdächtig erschienen. Er hatte die Wohnung des Grafen aufgesucht und vom Portier erfahren, der Herr Graf hätte dem Fiaker zugerufen: Nach dem Westbahnhofe! — Holla! hatte sich Heinzeles gesagt, der ist nach Nürnberg, nun mußt du auch dahin; und — da war er.

Er brachte hinlängliche Bewegung in das Gespräch: Spitze Verwunderung, die beiden Wiener Cavaliere dazufinden, und vor allen Dingen die Nachricht, daß Alles fertig und in Ordnung sei zur Ueber-

siedelung der beiden Damen nach Wien. Der Nürnberger Director sei einverstanden mit der Entlassung, die Wohnung der Damen sei eingerichtet Kolowratring Nummer sieben im zweiten Stocke, da der erste durch Wagengeräusch leide, und spätestens morgen Mittag mit dem Pariser Eilzug könne die Abreise vor sich gehen.

Da erhob sich auch Lina und sagte zu Clarissen: „So viel sind wir unserem Director werth! Er entläßt uns von heut zu morgen!“ und sich zu Baron Heinzeles wendend, setzte sie hinzu: „Wir werden bereit sein, Herr Baron. Ich wünsche aber über Pilsen zu fahren und Schloß Wartenstein wie einen benachbarten Ort zu besuchen. Den Herren sage ich also Adieu.“

„Nein! o nein! nein!“ riefen alle Drei. „Wir bitten, Sie auch über Pilsen begleiten zu dürfen.“ Als der Lärm schwieg, hörte man noch Bela's Aeußerung: „Ueber Pilsen.“

Darauf trat Lina einige Schritte zurück und machte eine nicht mißzuverstehende Abschiedsbewegung, so deutlich, wie man sie auf dem Theater macht.

Sie verstanden sie auch, verbeugten sich zum Abschiede und gingen. Nur Heinzeles ergab sich nicht ganz, sondern wendete sich an der Thür noch um und sagte leise zu Clarissa: „Ich darf doch aber heute oder morgen noch einmal vorsprechen?“

Clarissa nickte.

Kopfschüttelnd wollte er noch eine Erklärung über die offenbare Verstimmung Lina's und über solche Feierlichkeit; Clarissa drängte ihn aber hinaus, und als sie draußen die Herren Grafen, bedient von Nepomuk, schon in den Ueberröcken der Treppe zugehen sah, da flüsterte sie dem gespannt blickenden Heinzeles zu: „Nichts von einer Wohnung in Wien! Dergleichen nimmt sie nicht an. Und sie bedarf der größten Schonung. Ich habe soeben eine Scene mit ihr erlebt, welche mich tief erschreckt hat. Das volle Talent, an welchem sie immer zweifelt, es ist da! Aber es kommt aus einer Seele, welche dies Mädchen der größten Gefahr aussetzt: der Lebensgefahr!“

„O!“

„Sie stirbt uns in Wien, wenn sie in Verwirrung gesetzt wird.“

„Gerechter —!“

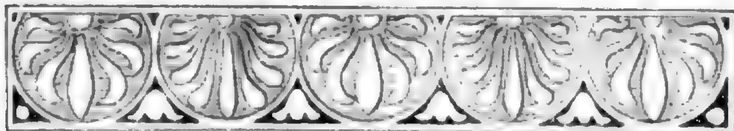
„Ich bin eine nüchterne Frau, und was ich Ihnen da sage, ist keine Phrase. Sagen Sie also den Herren Grafen, daß sie ganz bescheiden auftreten müssen. Der eine hat sie durch sein Betragen so irre gemacht, daß ihr ohnehin gespanntes Innere neuerdings überspannt worden ist. Auf Wiedersehen!“

Baron Heinzeles kam sich zum ersten Mal in seinem Leben dumm vor; er verstand kein Wort und sagte zu Nepomuk: „Haben Sie's verstanden?“

„Nicht ganz; sie hat zu leise gesprochen.“

„Zu leise, Alles zu leise!“ wiederholte Heinzeles, und er ging nicht, sondern er stolperte die Treppe hinab.

(Schluß folgt.)



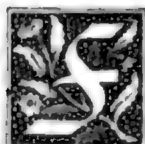
Berthold Auerbach.

Ein Gedenkblatt zu seinem siebzigsten Geburtstage

von

Wilhelm Goldbaum.

Geist und Natur, so spricht man nicht zu Christen.
Goethe.



Für die Bedeutung hervorragender Schriftsteller und Poeten innerhalb des geistigen Lebens ihrer Nation hat in der Regel jeder kritische Beurtheiler einen anderen Maßstab. Dem einen drückt sie sich in den Ziffern des Verlagscontos aus, der zweite ermißt sie an dem nationalen Citatenschatze, ein dritter hält in den Leihbibliotheken Umfrage und der vierte schließt von der Wirkung, die er selbst empfunden, auf die allgemeine Wirkung, welche der Autor ausgeübt hat. Es ist schwer zu sagen, wer von diesen am sichersten geht, denn die Summe von Zufälligkeiten und berechenbaren Consequenzen, welche zur Erlangung einer unanfechtbaren Volksthümlichkeit mitwirkt, setzt sich in jedem einzelnen Falle anders zusammen. Da hat ein Poet in glücklicher Stunde just einen Ton getroffen, der in der Seele der Nation ein lautes Echo fand, weil andere Töne verbraucht und ausgesungen waren; ein anderer erzählte Geschichten aus dem Pharaonenlande oder aus dem Mittelalter zu einer Zeit, da die allgemeine Stimmung auf einen Anstoß wartete, um sich von der Gegenwart abzuwenden; dazwischen ist wohl auch einer populär geworden, der dem Volke heimliche Wünsche ausdrücken half, für die es selbst noch nicht das rechte Wort gefunden hatte. So sind Niklas Becker und Rouget de Lisle durch ein einziges Lied ihren Nationen theuer geworden, so hat Georg Ebers für seine uralten Romanstoffe ein ungeheures Lesepublikum gefunden, so ward Victor Scheffel zum Sänger der akademischen Jugend, welche in ihrem Inneren das Bedürfniß empfand, den Idealen der Burschenschafterzeit zu entsagen und in heiteren Liedern dem naturwissenschaftlichen Materialismus einen Cultus zu schaffen. Wenn aber die äußeren Merk-

male literarischer Volksthümlichkeit sich fast immer mit Genauigkeit feststellen lassen, so hat es dagegen mit ihren inneren Motiven eine eigenthümliche Bewandtniß; ihnen ist auf kritischem Wege überhaupt nur beizukommen, wenn man für die nationale Stimmung und Empfänglichkeit ein nationales Urtheil substituirt, das in Wahrheit nicht vorhanden ist. Für Auerbach, den Collaborator aus dem Schwarzwalde, schwärmt vor vierzig Jahren ein Geschlecht, dessen ganzes Leben in der Beschäftigung mit der Literatur aufgeht; an Auerbach, dem spinozistischen Leibarzte, der „auf der Höhe" einen König beräth, erbaut sich zwei Jahrzehnte darauf eine Generation, welche durch das Studium Schopenhauer's für eine Weile zur Philosophie zurückgeführt worden; gegen Auerbach, den „Forstmeister", verhält sich nach weiteren zehn Jahren das deutsche Lesepublikum kühl und gleichgültig, weil ihm unter seinen politischen Sorgen das Kunst- und Naturgefühl verloren gegangen; für Auerbach, den Juden, kommt schließlich eine Zeit, welcher ein häßlicher Zug die Physiognomie zu verzerren droht, dabei auch ihn selbst bedrohend, der als Dichter immer nur ein Deutscher und nie ein Jude war, als Mensch aber nimmer verleugnen will, daß ihm eine jüdische Mutter die deutsche Sprache gelehrt. Wo ist in diesem Wechsel der Motive ein fortlaufender Faden, wo eine Ueberlegung, von welcher man zu sagen vermöchte, daß sie die willkürlichen Impulse der Stimmung beherrsche?

Wie es sich nun aber auch mit dem wandelbaren Geschmack verhalte, der die Innigkeit des Zusammenhanges zwischen einem Volke und seinen Dichtern bestimmt, gewiß ist, daß es einen Punkt giebt, wo die Bedeutung des hervorragenden Poeten für seine Nation und deren geistiges Leben auch durch die Wendung der allgemeinen Geschmacksrichtung nicht mehr in Frage gestellt werden kann. Es ist wie mit einem aufgesparten Capital, das, zu einer gewissen Höhe gelangt, nicht kleiner wird, auch wenn nichts mehr dazuwächst. Ob Gustav Freytag durch seine „Ahnen" den Ruhm vermehrt hat, den ihm der Roman „Soll und Haben", das Lustspiel „Die Journalisten" eingetragen, das will Manchem streitig erscheinen; gleichviel, die Stelle, welche Gustav Freytag in der Geschichte des nationalen Schriftthums erklommen, ist sein dauernder und unanfechtbarer Besitz. Was Iwan Turgenjew durch sein letztes Buch „Die neue Generation" zur Summe seiner nationalen Volksthümlichkeit hinzugethan, ist so viel wie nichts; gleichwohl wäre es thöricht, zu meinen, er habe durch einen späten Mißerfolg an seiner Bedeutung eine Einbuße erlitten. Es kommt eben darauf an, daß das Charakterbild eines Dichters sich in allen seinen wesentlichen Zügen feststelle und dann in einem bedeutsamen Momente den Augen des Volkes als ein fertiges einpräge; ist dies einmal geschehen, so bleibt es für alle Zukunft entscheidenden Modificationen entrückt, wie etwa ein historisches Porträt, welches für die Vorstellung des Volkes eine geschichtliche Persönlichkeit ein- für allemal fixirt hat. Das Volk hat sich zu einer bestimmten Zeit für eine politische, literarische, militärische Individualität besonders lebhaft interessirt, sich mit ihr gern beschäftigt, und gleichsam, um sie im Gedächtniß zu behalten, hat es sich ein Bild von ihr geschaffen mit jenem Spürsinn, welcher, das Wesentliche erfassend und das Unwesentliche ausscheidend, ein kostbares Gut nationaler Vorstellungsweise ist. Photographische Treue ist dabei sehr nebensächlich; der Bart kann nachträglich einen anderen Schnitt bekommen, das Haar ergrauen, das Antlitz sich furchen: die allgemeine Vorstellung bleibt unverändert, denn für sie ist es das Wesentliche, daß einmal ein Punkt vorhanden war, wo die Seele der Nation und diejenige ihrer Lieblinge in einander flossen, wo die erstere in den letzteren sich widerspiegelte. Das Bildniß George Washington's, welches den Helden an seinem Schimmel lehnend wiedergiebt, hat in der Vorstellung der Nachwelt alle übrigen Bildnisse des Feldherrn verdrängt, obwohl nur der Oberkörper auf demselben derjenige Washington's ist, während dem Maler, als er den Unterkörper zeichnete, ein Oberst der Unabhängigkeitsarmee, Namens Smith, zum Modell diente, weil in Bezug auf seinen Unterkörper Washington von der Natur zu sehr verkürzt worden war. Aber es war der Tag von Yorktown, den man sich zu diesem Bildniß hinzudachte, der glänzendste Tag in

Washington's Leben und zugleich ein Ehrentag für sein Volk. Berthold Auerbach's literarische Physiognomie war in diesem Sinne schon vor dem Jahre 1870, nach den beiden großen Romanen „Auf der Höhe“ und „Das Landhaus am Rhein“, eine abgeschlossene; sein Können hatte sich nicht erschöpft, aber es hatte seine Grenzen gezeigt. Und seitdem gehört er in unsere literarische Nationalgalerie, er hat eine wohlerworbene Stelle in ihr, was immer auch neumodische Kritiker aus abseits liegenden Motiven dawider sagen mögen. Talis honos tributus est, sagt Cornelius Nepos, indem er erzählt, das Bildniß des Miltiades sei in jener Halle zu Athen, welche die Poikile hieß, angebracht worden. Wer daran zweifelt, daß Berthold Auerbach bei dem deutschen Volke solcher Ehre genießt, der hat sich augenscheinlich die Zeichen entgehen lassen, welche es bezeugen. Eines dieser Zeichen war deutlich bei dem letzten Schriftstellertage in Wien wahrzunehmen; da hörte man immer wieder aus der Mitte der Theilnehmer wie aus der Mitte des Publikums die Frage: „Wo ist Berthold Auerbach? Ist Berthold Auerbach nicht gekommen?“ Wenn man von deutschen Schriftstellern spricht, so drängt sich dieser Name eben immer wieder auf die Zunge; er ist nicht mehr auszulöschen, und darin liegt der sicherste Beweis, daß das deutsche Volk ihn nicht missen mag in dem Register seines literarischen Nationalvermögens.

Die Aufgabe ist es nun, zu untersuchen, welches die wesentlichen Züge in Auerbach's schriftstellerischer Physiognomie sind, wie sie einander ergänzen und sich zu einheitlicher Wirkung mit einander verschwistern. Die ganz äußerlichen Versuche, zwischen dem Dichter der Dorfgeschichten und dem Herausgeber des Spinoza, zwischen dem Verehrer und Bekenner Hebel's und dem Verfasser großer socialer Romane Brücken zu schlagen, sind verlorene Mühe, denn es giebt kaum einen Dichter, dessen Anlagen von Jugend auf sich trotz ihrer scheinbaren Mannigfaltigkeit so organisch entwickelt haben, wie es bei Auerbach der Fall war. Gegensätze erscheinen hier ausgeglichen, zwischen denen es sonst einen Ausgleich nicht zu geben pflegt, Bestrebungen und Tendenzen vereinigt, die anderwärts weit aus einander gehen, ja sogar einander ausschließen. Auerbach ist kein Lyriker, aber bei seinem hochentwickelten Naturgefühl findet er als Erzähler die traulichsten lyrischen Töne; er ist kein Dramatiker, aber sein dialektisch gerichteter Geist schafft mitten im epischen Gange Scenen von ergreifender dramatischer Gewalt. Er geht von der jüdischen Theologie aus, welche den klaren Monotheismus predigt, und gelangt zu Spinoza, der den Pantheismus lehrt. Er redet zum Volke in dessen Sprache, weil er unter dem Volke aufgewachsen ist, aber das Volk redet durch seinen Mund wie ein Philosoph, weil es ihm die tiefsten Geheimnisse seiner Seele offenbart hat. Hier liegen ersichtlich die Punkte, welche ins Auge zu fassen sind, wenn man der literarischen Individualität dieses Schriftstellers gerecht werden will. Im Sinne einer pragmatischen Geschichtsdarstellung ist es ja sicherlich wohlbegründet, zu sagen, Berthold Auerbach habe als Dorfgeschichtenschreiber an Jeremias Gotthelf einen Vorläufer, wenn auch ganz gewiß kein Vorbild gehabt, seine Dorfgeschichten seien gleichsam ein Protest des allgemeinen Geschmackes gegen den Salonroman gewesen, seine großen Romane hätten in ihrer Zusammenfassung gewissermaßen den Drang des deutschen Volkes nach zusammenfassender Einigung kurz vor deren Erlangung vorausreflectirt. Aber was ist mit solchen allgemeinen Kriterien gewonnen? Sie zeigen höchstens, was der Schriftsteller seiner Nation zu verschiedenen Zeiten gewesen, aber nicht, wie er es geworden und wodurch er befähigt war, ihr etwas zu sein. Sie kommen dem Geschichtschreiber der Literatur vielleicht als chronologische Merkzeichen zu Statten, aber wenn man der Geschichtschreiber des Schriftstellers sein möchte, hemmen sie mehr als sie fördern.

Jede hervorragende Menschennatur ist im letzten Grunde nur durch die Widersprüche interessant, welche sie in sich faßt, und die Art, wie diese Widersprüche sich zu einander verhalten, wie sie einander bekämpfen, ausgleichen, aufheben, ist das Zeichen ihrer Originalität. Bei dem Schriftsteller ist dies ganz besonders ersichtlich, weil es hier zuerst darauf ankommt, ob Stil, Kunstgefühl, Weltan-

schauung unter der Herrschaft aufgelöster oder unvermittelter Widersprüche stehen. Eine Menge von bedeutenden deutschen Schriftstellern ist bloß deshalb nicht zu classischem Schaffen durchgedrungen, weil die Contraste der eigenen Natur sich unausgeglichen und ungeklärt auf ihre literarische Production übertrugen; man denke an Jean Paul und an Bogumil Goltz. Dagegen steht Goethe in der gesammten Weltliteratur so ganz einzig da, weil alle Widersprüche seines Wesens sich in lauterste Harmonie auflösten. Berthold Auerbach ist so zu sagen in Widersprüchen geboren. Er ist ein Dorfkind, das den Kopf zeitig in den Talmud stecken muß; ein Naturmensch, der in die Philosophie geräth; ein Schwabe, der genöthigt ist, vor dem vierzigsten Lebensjahre klug zu sein; ein Lehrersohn, in welchem die didaktischen Erinnerungen des Vaterhauses nicht ablassen, den Flug des poetischen Genius heimtückisch zu erschweren.

Das Dorfkind von Nordstetten ist naiv und schaut mit großen neugierigen Augen in die Naturwunder des Schwarzwaldes hinein; aber es ist ein jüdisches Dorfkind, dem der Natursinn nicht bedingungslos von der Vorsehung verliehen ward. Im Ghetto, wo er haften und erwerben mußte, hat der Jude nicht Zeit gehabt, vor Blumen stille zu stehen, ihren Duft zu athmen, ihren Farbenglanz anzustaunen; er war gezwungen, auch die Blume auf ihren Zweck anzuschauen. Das ist die Naivetät des Schwarzwälder Dorfkindes, die immer wieder der Reflexion in die Arme läuft. Mit wunderbarer Anempfindung hat Karl Gutzkow in seinem „Uriel Acosta“ an dem kleinen Baruch

Berthold Auerbach.

Spinoza diesen merkwürdig zwischen Naivetät und Speculation getheilten Natursinn der Juden demonstrirt; der kleine Baruch hat Blumen in der Hand, er steckt sie nicht freudig an das Hütlein, sondern übt daran seinen Tiefsinn:

... Und wißt ihr, wie ich beide unterscheide,
Die Blumen da am Stiel und hier die welken?
Die sind Gedanken dort und die Begriffe!
Dort denkt der Schöpfer! Hier begreift der Mensch.
Und da der Unterschied der Duft nur ist,
Die frische Farbe, das lebend'ge Sein,
So nenn ich Gott das Leben und das Sein.
Und ohne Leben, ohne Sein sind hier
Die welken Blumen auch nicht Blumen mehr,
Nur der Begriff noch hat an ihnen Werth,
Sonst sind sie nichts und mögen ruhig sterben.

Das Dorfkind kommt in die Talmudschule nach Hechingen; da muß es lernen, was Rabbi Akiba behauptet und Rabbi Eliezer bestritten, Rabbi Josua vermuthet und Rabbi Tanchum verworfen hat, tausend Wenn und Aber und Trotzdem, Schluß auf Schluß, Syllogismus auf Syllogismus, ein Labyrinth von Gedanken, in das die Sonne niemals hineinscheint, just wie sie auch nie in die winkeligen Gassen des Ghettos hineinschien. Das Dorfkind kann den heimischen Wald nicht vergessen, dessen Rauschen es bis in die Talmudschule hinein vernimmt; es möchte fort, aber der Talmud hält es fest. Ach, und daran hat es hinfort immer zu tragen, manchmal zu seinem Vortheil, aber oft auch zu seinem Nachtheil. Wenn es so recht aus der Seele heraus sprechen will, frei und gerade wie daheim in Nordstetten die Bauern sprechen, da legt ihm der Talmud seine knöcherne Hand auf die Schulter und die Zunge wird zaghaft, vorsichtig; der Satz, den sie spricht, wird spitz, scharf, pointirt, eine leibhaftige Sentenz. „Es ist einem Christgeborenen schwer,“ sagt dasselbige Dorfkind, da es bereits neunundfünfzig Jahre alt geworden, in seiner Vorrede zur Spinoza-Ausgabe, „in die eigenthümlichen jüdischen Zustände, zumal in den Bildungsgang eines aus dem Talmudismus sich emporringenden Juden einzudringen und mit geschichtlicher Freiheit darüber zu berichten.“ Ja, es ist sehr schwer; aber schwerer noch scheint es zu sein, den Kampf zu verstehen und zu würdigen, wenn eine Seele sich aus dem Talmudismus zu moderner, zu deutscher Anschauung emporringt, da es heutzutage so Viele giebt, welche diesen Kampf gering schätzen, obwohl das bloße Dasein eines Berthold Auerbach sie eines Anderen belehren sollte. Lest Auerbach's ersten Roman „Spinoza, ein Denkerleben“, wenn ihr begreifen wollt, wie diese Selbstbefreiung sich vollzieht, Faser um Faser, stündlich von einem anderen Weh begleitet, aber endlich doch ans Ziel gelangend, wo als Kampfespreis der Schatz humaner Geistesklarheit wartet. Sub specie aeternitatis schaute Benedict Spinoza die Welt an, nachdem dieser Sieg ihm gelungen war — sub specie aeternitatis, das heißt aus dem Gesichtspunkte der Ewigkeit...

Aus der Talmudschule zur Theologie! Das Dorfkind soll nach dem Wunsche der Seinigen ein Rabbi, eine Leuchte in Israel werden. Da unten im Süden und Südwesten Deutschlands, von Worms bis Regensburg und von Fürth bis Hohenems, haben die Juden am längsten und am zähesten die Continuität mit der Vergangenheit festgehalten; da führt der Weg direct von der Talmudschule auf die Kanzel. Aber das Dorfkind aus Nordstetten mag diesen Weg nicht wandeln. Ja, wenn es in den Dörfern Synagogen gäbe, daß frischer Tannenduft die Kanzel umfächelte und Vogelgesang den Prediger umzwitscherte! Aber die Synagogen sind nur in den Städten, fern von Wald und Wiese, von Tannenduft und Vogelsang. Und dann — wie sagt doch „Ivo der Hajerle“! „Ich möcht wohl Pfarrer sein, aber nur des Sonntags; so die ganze Woch' mit nichts als mit unserem Herrgott und von dem leben, was man von ihm weiß, in der Kirche so daheim sein wie in seiner Stub', da hat man gar keine Kirche und keinen Sonntag mehr. Ach, lieber Himmel, wie schön war mir's, wenn ich des Morgens in die Kirche gekommen bin und hab ‚Guten Morgen, Gott' gesagt; die Sonne hat ganz anders geschienen, die Häuser haben anders ausgesehen und die Welt war ganz anders wie an einem Werktag. Das lutherische Pfarrleben gefällt mir auch nicht. Vom Predigen eine Frau und einen Haufen Kinder ernähren, nein, nein! Die Theologie verdirbt die Religion. Was braucht's da viel? Liebe Gott und liebe deinen Nächsten, Punktum.“ Die Theologie also wird verschmäht. Und führt denn, so

man's recht bedenkt, der Weg aus der Talmudschule nothwendig zur Theologie? Warum nicht auch zur Philosophie? Rabbi Akiba war ein Ketzer, und Rauch kam, als er gestorben war, Tag und Nacht aus seinem Grabe; er hatte es gewagt, bei den Griechen das Geheimniß der Schönheit zu ergründen, und „hellenische Lieder troffen immerdar von seinen Lippen". Der Weg ist dornig, aber der Knabe aus Nordstetten betritt ihn sonder Furcht. Und er wandelt durch die Lehre Schelling's hindurch, welche zuerst seinen Natursinn angezogen, zu der Lehre Spinoza's, der selbst wie jener Rabbi Akiba ein „Acher" gewesen, im Verein mit David Friedrich Strauß, den sie ebenfalls als „Acher" ausschreien. Das ist eine böse Zeit für die deutsche Theologie. Die Bibelkritiker sind aufgestanden in Tübingen, und die Zeloten in ihrem blinden Eifer schlagen wüthend um sich. Das Dorfkind aus dem Schwarzwalde muß mit hinein in den Kampf, in diesen und in jeden anderen. Es hat die Feder unlängst schon gerührt, um unter angenommenem Namen — als Theodor Joubert, wenn ich nicht irre — eine Geschichte Friedrich's des Großen anzufertigen; jetzt geht es dem Heidelberger Kanzelhelden Daub zu Leibe, der über die Juden seinen Groll ausgeschüttet. Ist man nicht Jude nach dem Sinne des Talmuds, so ist man doch Mensch nach dem Sinne Spinoza's. Und das will fast so viel bedeuten, daß man nothwendig auch mit dem deutschen Bundestage in Conflict gerathen muß, der die Burschenschafter verfolgt und allerorten Demagogen wittert. Damals war an den deutschen Universitäten Niemand so jung, daß er nicht den Herren in der Eschenheimergasse zu Frankfurt gefährlich erschien, und auch der kleine, bewegliche Jüngling aus Schwabenland mußte Gefängnißluft kosten.

Das ist von Neuem eine Wendung. Die Philosophie hat ihre Schuldigkeit gethan, die Literatur kommt an die Reihe. So war es in jenen dreißiger Jahren mit ihnen Allen, mit Karl Gutzkow und Heinrich Laube, mit Gustav Kühne und Ludolf Wienbarg. Die Philologie, die Philosophie, die Theologie gab sie los; sie sollten anders ihrem Volke dienen. „Jungdeutsch" hieß man dies, aber es war im Grunde nichts als deutsch.

Nun aber ist Berthold Auerbach das Dorfkind nicht mehr, die Welt hat ihm ihre Pforten aufgethan. Wo wird er sich seine Stoffe suchen, woran seine Feder erproben?

Viele Spuren, hat man von Spinoza gesagt, führen in die Höhle des Löwen hinein, aber keine führt hinaus. Fast scheint es so zu sein, denn Spinoza's Leben und Lieben ist Auerbach's erster dichterischer Stoff. Und der zweite liegt nicht allzu weit ab; Moses Ephraim Kuh, der „Kaufmann und Dichter", der Freund Lessing's, der zu Breslau im Wahnsinn starb, liefert ihn dem jungen Poeten. Judenthum und Spinozismus streiten noch um Auerbach's Seele; er will von beiden sich befreien, aber doch auch beide nicht verleugnen. Giebt es kein höheres Drittes, darin beide sich auflösen?

Der Philosoph hätte es nicht gefunden und der Theolog noch weniger; der Dichter findet's: es ist der Cultus des Volksthums.

Man ist heutzutage geneigt, den literarischen Inhalt des vierten Decenniums in unserem Jahrhundert ungebührlich herabzusetzen. Man nimmt Gutzkow's „Maha Guru" und „Wally", Laube's „Junges Europa", Kühne's „Quarantäne im Irrenhause" her und legt daran den steifen ästhetischen Maßstab, den sie nicht vertragen, weil er für sie nicht paßt. Aus politischen und socialen Gesichtspunkten muß man dieses „Junge Deutschland" betrachten, denn damals ist, was man auch dagegen einwenden mag, die zweite Hälfte des Befreiungskrieges geführt worden, der Krieg um die Befreiung der Geister. Eine Schuld sollte eincassirt werden, welche das deutsche Volk von seinen Fürsten einzufordern hatte, und jene kecken „Jungdeutschen" sind nur die ungestümen Sollicitatoren ihrer Nation. Neben ihnen, über sie hinaus geht dann David Friedrich Strauß mit seinem „Leben Jesu", gehen die „Halleschen Jahrbücher", welche die Forderungen der „Jungdeutschen" lediglich in eine wissenschaftliche Terminologie einkleiden. Jahn, der Turnvater, hat das Wort „Volksthum" glücklich gefunden; nun verlangt das Wort nach seinem Inhalt. Laube, Gutzkow, Kühne streifen ihn, indem sie

die Emancipation in den verschiedensten Gestalten fordern; die Schriftsteller und Schriftstellerinnen des Salons, die Pückler, Sternberg, Gräfin Hahn-Hahn, verhüllen ihn, indem sie nur für die privilegirten Stände Freiheit und Selbstbestimmungsrecht in Anspruch nehmen. Wo ist das Volk und wie beschaffen? Wie lebt und liebt, wie sinnt und empfindet es? Wird das Volk nicht endlich selbst sprechen, nicht endlich den Inhalt des Volksthums durch und an sich selbst demonstriren? Ist es überhaupt literaturfähig? Das ist die Frage, welche Beantwortung verlangt und empfängt, zuerst freilich eine unbefriedigende durch den Schweizer Pfarrer Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), der den Charakter des Bauernthums vergröbert, dann aber eine befriedigende durch Berthold Auerbach, der seine Schwarzwälder Bauern als Gleichberechtigte in die Dichtung einführt und ihnen ein- für allemal ihren Platz erobert neben jenen Figuren der Salon- und Emancipationsbildung, neben den „Wally", „Gräfin Faustine", „Seraphine" und „Jenny".

Den deutschen Bauer literaturfähig gemacht zu haben, das ist Berthold Auerbach's großes Verdienst. „Sie haben," sagt Wilhelmine v. Hillern in den Widmungsworten an Auerbach, welche sie ihrer „Geyer-Wally" voranschickt, „mit starker Hand den schweren Boden deutschen Bauernlebens poetisch urbar gemacht. Wenn nun auch wir Anderen auf dem durch Sie bestellten Felde ernten, so ist es die erste Pflicht, Ihrer dankbar zu gedenken und dem die Ehre zu geben, dem sie gebührt." Und Ferdinand Freiligrath rief ihm schon im Jahre 1843 zu:

Aus deines Schwarzwalds tannendunkeln Wiesen
Mit seinen Kindern kommst du froh geschritten,
Und setzest ein das Tuchwamms und die Flechte
In ihre alten dichterischen Rechte!

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab gebissen
Und wieder dann hell auf hab lachen müssen!

Das Alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen.

Indem aber Berthold Auerbach — und zwar nicht nur episodisch, wie es vorher von Karl Immermann im „Münchhausen" geschehen — den deutschen Bauer zum Kunstobject erhebt, bereichert er nicht bloß die Literatur um eine neue Charakterfigur, wie etwa Cervantes mit dem Don Quixote oder Holberg mit dem Bramarbas es gethan, sondern er eröffnet dem vaterländischen Schriftthum ein neues echt nationales Stoffgebiet, er vervollständigt das literarische Bild des deutschen Volkes. Andere wandern seinen Spuren nach; Joseph Rank in den Böhmerwald, Melchior Meyr in das bayerische Ries; Charlotte Birch-Pfeiffer verpflanzt eigenmächtigerweise sein Lorle auf die Bühne, Riehl präparirt auf culturhistorischem Wege den deutschen Bauer zu einem Reactionär, Gustav Freytag geht hin, das Volk „bei seiner Arbeit zu suchen". Aber als der Pfadfinder — non cuivis licet adire Corinthum — bleibt er unbestritten; wenn man von der Dorfgeschichte spricht, so muß man auch von Berthold Auerbach reden, und von ihm vor allen Uebrigen, die seine Nachfolger waren.

Das Schwarzwälder Dorfkind hat also zu seinem Heile nach vielen Irrfahrten den Weg in das Dorf zurückgefunden, aber es ist inzwischen seltsam gescheidt geworden, ein Doctor, der dicke Bücher drucken läßt und große Worte im Munde führt, obgleich er selbst ein kurzes, flinkes Menschenkind ist. Und dieser Doctor hat auch ganz eigene Schnurren im Kopfe, bringt das Lorle mit dem städtischen Maler zusammen, wobei keines von beiden gedeihen mag, macht den Ivo rebellisch wider die Kirche und die Theologie, redet von „Sträflingen" und dem Fluch der Zellenhaft, von freier Forschung — ja, ist denn das noch derselbe kleine Berthold aus dem Lehrerhause in Nordstetten? „Das ischt ja Alles verloge und verstunke," sagt zornig seinen Kopf schüttelnd der Bauer. Und es ist doch ganz und völlig wahr. Nur hat der Berthold, seitdem er in der Stadt gewesen, ein doppeltes Gesicht, ein Dorf- und ein Stadtgesicht. Und die beiden Gesichter gehen in einander, Stadt und Dorf vermengen sich, der Bauer sieht in die Stadt, der Städter in das Dorf hinein.

Das wird auch schwerlich mehr anders

werden. Denn der Bauer wird von jetzt ab, da einmal das Auge der Welt auf ihn gerichtet ist, nicht mehr starr und unbeweglich an dem Urväterbrauche kleben bleiben, sondern er wird sich — schlecht oder gut — mit der übrigen Welt fortentwickeln müssen. Und der Dorfgeschichtenschreiber wird selbst mit vorwärtsschreiten, in gleichem Schritte mit dem Bauer, der von nun ab vielleicht alle zehn Jahre ein Anderer ist, so halblich ein Bauer nach der Mode, wenn auch schwerfälliger, obstinater, eigensinniger als der behende, leichtfüßige Stadtherr.

Wie nun Berthold Auerbach diesem Processe der allmäligen Annäherung zwischen Stadt und Land dichterisch folgt, das ist ein gar merkwürdiges Stück seiner Entwickelungsgeschichte.

Er bescheidet sich nicht, auf seiner Domäne zu ackern, sondern nimmt an dem öffentlichen Leben im Vaterlande rührigen Antheil. Die Juden in Deutschland verwandeln sich in ihrer Reformbedürftigkeit in deutsche Juden; das ist von jeher ein Wunsch seiner Seele gewesen. Die deutschen Lyriker rufen im Volke die Sehnsucht nach der Freiheit wach; auch das erfüllt ihn mit Freude und Stolz. Aber die Revolution, welche folgt, ist nur eine Revolution des Städters; der Bauer steht kühl, verständnißlos beiseite. Auerbach selbst hat nicht gezögert, in die Reihe zu treten; er wendet seine Beredsamkeit auf, und in Breslau spricht man wohl heute noch den ersten Satz einer dieser Reden nach, welcher lautete: „Ich kenne Niemanden über mir und Niemanden unter mir.“ Aber nach der Revolution kommt wie immer die Reaction, und als der Dorfgeschichtenschreiber zu seinem „Gevattersmann“ zurückkehrt, da findet er, daß manches Stück Arbeit umsonst gewesen ist und daß der Bauer inzwischen von der Stadt mehr Schlimmes als Gutes gelernt hat. Ja wohl, den Bauer hat die Cultur beleckt. Er ist habsüchtiger, starrsinniger, heimtückischer geworden, schlägt draußen im Walde unbarmherzig die Stämme nieder, um sie zu schnödem Geld zu machen, betrügt den Städter bis über die Ohren, wenn er ihm seine Wolle und sein Korn verkauft. Ach, es war immer „so süß und so trübe“, sich mit dem Volke zu beschäftigen! Und der Dichter, der das Lorle und den Ivo in seinem Geiste geschaut, der längst gemeint, die „Grundzüge eines volksthümlichen Schriftthums“ entwerfen zu sollen — was thut er? Bleibt's für ihn eitel Sonnenschein und Menschenliebe draußen im Schwarzwalde? Nein, auch er wird unbarmherzig gegen seine Bauern, wie sie es gegen seinen Wald sind, ja er wird beinahe ein Pessimist. Vielleicht hat er gar bei dem modisch gewordenen Arthur Schopenhauer einen Besuch gemacht, von dem er ein wenig weltfeindlich heimkehrte. Genug, dieser „Furchenbauer“, der lieber das Leben der Seinigen als die Untheilbarkeit seines Vermögens preisgiebt, dieser „Diethelm“, der raffinirte Mordbrenner, der unter der Last seiner Verbrechen zusammensinkt, da er zu richten sich unterfangen will, sie und zahlreiche andere Gestalten in der „Neuen Folge der Dorfgeschichten“ bezeugen die Wandlung, die sich in den Bauern vollzogen hat und auch im Gemüthe des Dichters. Sie bezeugen aber auch, daß Auerbach nicht genügsam an dem Ruhme früherer Tage zehrt, da er sich das Problem des Zusammenhanges zwischen Dorf und Stadt immer wieder von Neuem und immer wieder unter den veränderten Gesichtspunkten der Gegenwart zur Lösung stellt. Wenn es einen „Furchenbauer“, einen Diethelm draußen auf dem Dorfe giebt, was ist zu machen? Genügt es dann noch, in Hebel's alemannischen Gedichten zu schwelgen und auf sie ein „volksthümliches Schriftthum“ zu begründen? Nein, der Dichter ist auch ein Erzieher, er lehrt, indem er schafft. Und Auerbach, der sich dieses doppelten Berufes allezeit bewußt bleibt, zeigt in der Erzählung „Neues Leben“, daß man das Volk erziehen müsse, bringt in „Barfüßele“, in „Edelweiß“ mit Vorliebe Kindergestalten, aus deren Augen die Verheißung einer besseren Zukunft leuchtet.

Die Zukunft wird Gegenwart; das allgemeine Thema „Dorf und Stadt“ verengert sich. Die Bäuerin Walpurga erscheint „auf der Höhe“, am Königshofe, als der Gegensatz zur Gräfin Irma. Und das Naturkind, das sich schnell am Hofe heimisch macht, ist besser als die Gräfin. Walpurga fragt nicht: „Was sind die Menschen für mich?“ sondern: „Was sind sie für sich?“ Irma aber

wird davon elend, daß sie, weil sie Verstand, Bildung und etwas Talent besitzt, sich für höher geartet hält und sich das Recht zuerkennt, über die gewohnten Schranken und den geschlossenen Pflichtenkreis hinauszugehen. Der Dorfgeschichtenschreiber triumphirt, denn er hat Recht behalten. Interessanter ist diese Gräfin Irma, aber sie muß an sich selbst zu Grunde gehen, bei Walpurga Ruhe und Einsamkeit suchen, die Gesellschaft reinigt sich von ihren Schlacken durch die Flucht zur Natur.

Das ist der Höhepunkt der schriftstellerischen Entwickelung Auerbach's. Was nachher kommt — „Das Landhaus am Rhein", „Waldfried", „Forstmeister" — ist voll von einzelnen Schönheiten, voll weiser Abklärung, voll nationaler Gesinnungstüchtigkeit, aber in der Geschichte der Entwickelung Auerbach's könnte man es missen; es bildet mehr einen Besitz der deutschen Literatur als eine Besitzvermehrung in dem Eigenthumsbestande des Dichters. Die Frage der Beziehung zwischen Dorf und Stadt hat zurücktreten müssen hinter die schicksalsvollere Frage nach der Einheit und Größe Deutschlands. Da mußten die Kanonen Antwort geben bei Königgrätz, bei Sedan, vor Paris. Und den Dichtern dünkte es, daß diese Antwort wie Sphärenharmonie töne. Nach „Waldfried", in dem es wie Echo des Schlachtendonners und des nationalen Jubels fortklingt, wird Berthold Auerbach für eine Weile der Vorleser der deutschen Kaiserin. Das Echo verhallt; war's eine schöne Täuschung nur, der nüchternes Erwachen folgte? O über diese vorwitzige Frage! Forscht nicht nach Antwort bei Gutzkow, bei Spielhagen, bei Auerbach. Nur denkt vielleicht ein wenig darüber nach, wie es gekommen, daß unsere Dichter so schnell der nationalen Jubelaccorde sich entschlugen. Berthold Auerbach kehrte zur Dorfgeschichte zurück; er nahm im „Landolin", in „Brigitta" das alte Problem wieder auf und setzte es mit kunstfertiger Hand abermals neu zusammen. Es drängte auch seinen Geist, danach zu forschen, wie die Enkel seiner Bauern aus früheren Tagen „nach dreißig Jahren" mit dem Leben sich auseinandersetzten, da die Welt seitdem so wesentlich ihr Gesicht verändert hat und auch in das Dorf der Draht und die Schienen hineinmünden, auch im Dorfe die Luft von Kohlendunst geschwängert und der geistige Horizont durch Politik und Industrie erweitert ist. So ist Auerbach immer der getreue Dolmetsch unseres Volksthums geblieben; wie es sich vor der Revolution und wie es sich nach derselben verhielt, wie es emporklomm bis zur Höhe des Königshofes und seine socialen Fäden hineinspann in die höchste Gesellschaftsschicht, wie sein idyllisch abgeschlossenes Stillleben durchsetzt wurde von dem Geräusch und den Erscheinungen einer neuen Zeit — das hat er mit beharrlicher Liebe geschildert durch vierzig Jahre hindurch. Er ist in der Geschichte der deutschen Literatur gleichsam ein Patriarch; der Schwarzwald ist sein, sagt Freiligrath.

So wäre denn der Weg durch die Geschichte dieses Dichterschaffens vollbracht; es ist ein Weg fast um die ganze moderne Gedankenwelt, der von Nordstetten ausläuft und nach Nordstetten zurückmündet. Aber nun, nachdem der Gang zu Ende und der Wanderstab in die Ecke gestellt ist, kommt die Erinnerung geschlichen und haftet sich fragend an dies, an jenes, was bei dem hastigen Ausschreiten nur obenhin mit dem Blicke gestreift werden konnte. Warum gerade ist es ein jüdisches Dorfkind, welches die Welt des deutschen Bauernthums erschließt? Wo sind in diesem Dichterleben die Spuren des Talmud und diejenigen der Philosophie? Wie kommt Einer, dem kaum jemals ein Lied, ein lyrisches Gedicht aus der Seele geströmt, dazu, mit der Natur so tief vertraut zu sein, daß er nimmer verlegen ist um Worte, ihren Zauber zu predigen und ihre Geheimnisse zu deuten?

Nun, das sind eben jene Widersprüche, welche in jeder hervorragenden Menschennatur sich bergen, aber nicht in jeder ihre Ausgleichung finden.

Daß Heinrich Heine, der Jude, den Ton des deutschen Volksliedes getroffen wie kein Anderer unter unseren Kunstpoeten, darüber hat schon Mancher tiefsinnig geräthselt. Was aber Heine unserer Poesie gewesen, das ist Berthold Auerbach unserer Prosa. Es mag eine lohnende völkerpsychologische Aufgabe sein, an diesen beiden Thatsachen einen tiefversteckten Zusammenhang zwischen germani-

schem und jüdischem Wesen aufzuzeigen, einen Zusammenhang, der vielleicht darauf zurückgeht, daß das Christenthum aus dem Schoße des Judenthums emporkeimte und das Germanenthum sich am frühesten mit dem Christenthum identificirte. Doch für unseren Zweck genügt es, auf einem weniger gewundenen Wege der Frage nachzugehen, weshalb es just der Sohn des jüdischen Dorflehrers war, dem sich das innerste Wesen des deutschen Bauers offenbarte. Der Dorfjude hat allemal ein höheres geistiges Niveau als der Bauer; das jüdische Dorfkind steht nicht mitten unter den anderen Dorfkindern, sondern neben ihnen. Der Bauernknabe tummelt sich wild in der Natur umher, tagaus, tagein, kein Baum ist ihm zu hoch, kein Wasser zu tief, kein Pferd zu störrig; am Ende wird ihm die Natur etwas Alltägliches. Dem jüdischen Dorfkinde sieht eine zaghafte Mutter über den Weg; es darf nicht barfuß gehen, damit es sich keinen Splitter in den Fuß trete, keinen Baum erklettern, damit es sich die Haut nicht ritze, keinem Bach zu nahe kommen, damit es nicht in den Wellen versinke. Und muß seine Kleider schonen für den Sabbath, an dem der Vater unter den Seinen ist, nachdem er die Werktage hausirend umhergekeucht. Der Bauernknabe hütet seines Vaters Vieh, wenn die Schulstunde vorüber ist; des Judenkindes wartet daheim noch der Privatlehrer, um es einzuweihen in die Religion seiner Väter. Beiden, dem Bauernknaben wie dem Judenknaben, zeigt die Natur ihre Wunder, sie sehen in fern verschwimmendem Dufte die Berge, sehen die Saat in Halme aufgehen, die Blume ihre Kelche erschließen, hören das geheimnißvolle Rauschen des Waldes und am Bach die trauliche Melodie der Wellen. Aber der Judenknabe sieht und hört Alles wie von fern, er schaut die Natur mit feierlichen Augen an. Und wenn dann Beide das Dorf verlassen und in die Stadt wandern, wenn die Welt sich ihnen erschließt und die Lust über sie kommt, ihr von der Heimath und den Leuten im Dorfe draußen zu erzählen, so steht der Judenknabe über seinem Stoffe wie ein Künstler, der Bauernknabe aber mitten im Stoffe, durch nichts von ihm geschieden als durch die Jahre der Trennung. Berthold Auerbach ist in dieser Weise der Künstler unter den Dorfgeschichtenschreibern, er steht den Bauern gegenüber, nicht zwischen ihnen. Wahr und gut beobachtet ist das Dorfleben auch in Melchior Meyr's „Ludwig und Annemarie“ und in Joseph Rank's „Achtspännig“, wahrer noch in den Geschichten Jeremias Gotthelf's; aber diese Wahrheit ist nicht die künstlerische Wahrheit, sondern nur die Wirklichkeit. Wie roh kann sich dieser selbe Jeremias Gotthelf gegen den Vorwurf künstlerischer Ungleichmäßigkeit vertheidigen! „Holz läßt sich nach Schuhen messen, Copistenarbeit nach Seitenzahlen; aber wie lang sein Kind werden wird, weiß kein Vater, und wenn ein Mädchen zu groß wird, wird er es weder oben noch unten verkürzen.“

Freilich, das Künstlerische mag bisweilen zum Künstlichen, das Naive zum Koketten, das Milde zum Süßlichen werden, aber das ist im Grunde nur der Preis, welchen der Judenknabe dafür bezahlt, daß die Natur ihn zu ihrem Verkündiger ausersehen. Denn wenn im „Barfüßele“ zwei Dorfkinder sich stets in Räthseln und Sentenzen unterhalten und dann doch, hinter dem Sarge ihrer Eltern einhergehend, sich nicht vorzustellen vermögen, daß die Eltern nun nicht mehr daheim in der Stube sind; wenn die Amme Walpurga ihren Gatten Hans, den Holzknecht, „symbolisch füttert“ mit den Worten: „Wie ich dir hier zu essen gebe und es mir besser schmeckt, als wenn ich es selbst genieße, so denk auch, daß ich in der Fremde keinen Bissen über die Lippen bringen werde, den ich nicht lieber dir und dem Kinde geben möcht'“ — dann allerdings zeigt es sich, daß der Sohn des jüdischen Dorflehrers am Ende doch bei seinen Beobachtungen der Natur so viel schuldig geblieben ist, als daheim an Unmittelbarkeit im Verkehr mit der Natur der Bauernknabe vor ihm voraus hatte. In solchem vereinzelten Falle steht Jeremias Gotthelf, der barfuß geht, seinem Stoffe näher. Es klingt voller, wahrhaftiger, wenn er, an Uli's und Vreneli's Liebe anknüpfend, fragt: „Wenn Jemand einen lieben Brief erhält, wie oft fährt seine Hand in die Tasche und liest ihn von Neuem! ‚Wenn Jemand einen Acker gekauft hat, wie oft geht er hin des Tages und beschaut seinen Kauf! Wenn Jemand

eine liebe Seele gefunden und an sich gebunden, nicht nur für diese Zeit, sondern auch für die Ewigkeit, soll es ihn dann nicht hin zu dieser Seele ziehen mit Himmelsgewalt?"

Ist etwa hier bei Auerbach der Mangel jener höchsten dichterischen Subjectivität wirksam, welche den Lyriker ausmacht? Und wenn er es ist, welchen Zusammenhang hat er mit dem Talmudismus, mit dem Spinozismus? Wir haben bereits angedeutet, wie der Jude — selbstverständlich der Altersgenosse Auerbach's, der aus dem nämlichen Erdreiche stammt — der Natur gegenübersteht; es fehlt ihm die volle Freiheit der Naturbetrachtung. Die Natur bietet ihm nicht Bilder, sondern Sinnbilder. Wenn der Frühling einkehrt, streut er Schilfrohr und Gräser auf die Fußböden seiner Wohnungen und Tempel. Zum Herbstbeginn hält er ein Fest in einer luftigen Hütte, die er mit grünem Laubwerk bedeckt. Sein Natursinn ist Naturverstand. Das Sinnliche ist durch das Sinnreiche, die Anschauung durch die Vorstellung ersetzt. Das Malerische bleibt fast ausgeschlossen; es giebt keinen jüdischen Landschafter von Bedeutung. Man könnte sich Calame schwer als Juden denken und ebenso schwer Adalbert Stifter; das Naturbild wird zum Menschenbilde in der Natur. Das führt zweifellos auf die Einwirkung der jüdischen Bibelexegese und auf die des Talmuds zurück, welcher das Denken auf Kosten der Empfindung entwickelt. Und zwar eine bestimmte Form des Denkens, nämlich die dialektische. Das talmudische Denken ist manierirtes Denken. Eindrücke, welche von außen kommen, werden durchgedacht, bevor sie empfunden werden. Hat man nun an Auerbach zuweilen die Manier getadelt, so kann es nicht schwer sein, ihre Quelle zu entdecken. Er denkt in der That mitunter seinen Bauern die Empfindungen vor. Man lese z. B. das Gespräch im „Ivo" über das, was Emmerenz sich beim Dinkelschneiden gedacht hat. Und es ist fast immer dieselbe Form des Denkens und des Ausdrucks. Der Satz ist knapp und enthält trotz seines kurzen Athems eine Antithese: „Das best' Leben hat doch so ein Pfarrer. Er kriegt keine Schwiele in die Hand vom Pflügen und kein Rückenweh vom Schneiden, und die Pfarrscheuer ist doch voll Frucht" ... „Der zehnte Mensch weiß nicht, wie der elfte lebt" ... „Wie man mit Gott redet, sollte man auch mit den Menschen reden" ... „Wie viel Jahre braucht so ein Ast, um zu wachsen, und ein einziger Sturmwind, ein einziger Axthieb knackt ihn in einem Augenblick ab. Was thut's? Wenn nur der Stamm gesund bleibt, der Saft strömt der Krone zu." Das ist in Form wie in Anschauung didaktisch, aus Beobachtung mehr als aus der Empfindung hervorgegangen. Und man kann auch so weit gehen, zu behaupten, daß Auerbach aus demselben Grunde sich weder zum Lyriker noch zum Dramatiker zu entwickeln vermochte. Zum Lyriker nicht, weil bei diesem Alles auf die Unmittelbarkeit der Empfindung ankommt, zum Dramatiker nicht, weil die Wurzeln und Motive der Handlung nicht vor dem Eintritt der Handlung dialektisch durchspeculirt werden dürfen. Wie viel von den in den Dorfgeschichten eingestreuten Versen Auerbach dem Volke abgelauscht, wie viele er selbst dem Volke nachempfunden, ist unentschieden. Aber das „Lied der deutschen Soldaten im Elsaß", welches aus dem August 1870 stammt, ist ein überaus lehrreiches Zeugniß für die Art, wie Auerbach als Lyriker sich in den volksthümlichen Ton hineindenkt, anstatt ihn aus sich herausklingen zu lassen. Die ersten beiden Strophen dieses Liedes lauten:

Im Elsaß überm Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein;
Es thut das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

Mein armer guter Bruder,
Bist du denn schon verwelscht,
Geraubt von den Franzosen,
Trägst du die rothen Hosen —
Hast du dich auch verfälscht?

Ja, das Tagebuch der Gräfin Irma ist schließlich auch ein Ausdruck jener ascetisch-speculativen Gedankenrichtung, als deren hervorragendes Denkmal in dem Geistesleben der Menschheit der Talmud angesehen werden kann.

Indessen wäre es durchaus verfehlt, wenn man meinen wollte, es sei hier ein völlig fremder Tropfen in deutsches Blut gerathen. Das Philosophiren und Spe-

culiren ist auch germanische Art. An den Juden Spinoza knüpfen Kant und Goethe und Lessing, Schelling und Hegel an. Und erst durch Schelling hindurch kommt Auerbach zu dem großen Denker von Amsterdam. Bildet das Talent sich im freien Spiel der Kräfte, in der Anlehnung an das Volksthümliche, so gewinnt dagegen der Charakter des Schriftstellers Berthold Auerbach durch die Versenkung in die spinozistische Philosophie jene hohe, nach den edelsten humanen Zielen hingewendete, von einem ernsten Selbstbewußtsein getragene Milde, welche sich auf jeder Seite seiner Schriften offenbart. Der Spinozismus ist mehr wie jedes andere philosophische System eine Schule des Charakters. Wer diese Thesen von der ausgedehnten und der denkenden Substanz, von dem Willen, der sich selbst bejaht, bis in ihre letzten Consequenzen durchgedacht hat, der wird immer dem Leben mehr geben als von ihm empfangen wollen. Und für Auerbach's geistige Entwickelung hat der Spinozismus noch eine andere Bedeutung; er bildet ihm das Gegengewicht gegen den Talmudismus und lehrt ihn, sich unter allen Umständen vom Besonderen ins Allgemeine zu erheben. Der Begriff des Volkes erweitert sich zum Begriffe der Menschheit. Wenn diese Anschauung der Welt von dem Dichter auf Gestalten, die er schafft, sich überträgt, ohne deren Lebenswahrheit zu beeinträchtigen, so geschieht es sicher nur zu ihrem Vortheil; zu sagen, der Auerbach'sche Bauer sei ein Spinozist, er spreche spinozistische Ethik, das ist ein merkwürdiges Mißverständniß. Ja freilich, dieser Lehrer Adolf Lederer z. B. (im „Lauterbacher") ist ein junger Philosoph, und die „Feldweisheit" in seinem Taschenbuche strotzt von klugen Sentenzen. „Wenn ich von ferne die bald sich erhebenden, bald sich niederbeugenden Schnitter ansehe, ist es mir oft, als ob sie ein ceremoniöses Gebet verrichteten" ... „Aus der Haut des einen Thieres schneidet man das Riemenzeug für Zaum und Zügel und die Einjochung des anderen" ... „Auf der schwankenden Blume, die vom Winde geschüttelt wird, klammert sich die Biene fest und saugt emsig den Honig: so auch genießt der Mensch des schwankenden Erdenlebens und der Boden zittert unter ihm." Doch dafür ist Adolf Lederer auch der Lehrer im Dorfe. Hingegen fällt es dem alten Jakob, dem blinden Konradle, dem Schackerle von der Steingrub, dem Soges, dem Sauerbrunnenbasche und dem Maurizele vom Hungerbrunnen, kurz den sämmtlichen Nordstettenern gar nicht ein, gescheidter zu reden oder edler zu denken, als es just in ihrer Art liegt; nur kommt dabei freilich mitunter sehr viel Weisheit zu Tage, denn der Bauer hat auch in der Wirklichkeit Momente der Reflexion, und es ist frischer Erdgeruch, der ihr einen seltsamen Reiz verleiht. Im Uebrigen ist der Auerbach'sche Bauer je nach Bedarf auch ein knifffiger, selbstsüchtiger Geselle; der Holzknecht Hans in „Auf der Höhe" ist sehr gerührt, da er einen schweren Geldbrief von Walpurga empfängt, so gerührt, daß er dem Pfarrer beinahe einen Kronthaler davon hergeben möchte; aber er bedenkt sich und zieht es vor, den Thaler dem Pfarrer zu — versprechen. Als ihm sein erstes Kind geboren wird, füttert derselbige Hans aus Dankbarkeit die Hühner, dann steigt er auf einen Kirschbaum und fängt zu essen an. „Es ist ihm dabei, als wenn er gar nicht selbst äße, sondern Anderen zu essen gäbe." Dabei ist nichts von Spinozismus, aber sehr viel Naturwahrheit, auch wenn sie der Dichter ins Sentimentale kleidet. Und darin, daß der Leibarzt Günther philosophirt, wird doch auch der fanatischste Parteigänger der sogenannten realistischen Poesie keine Aufdringlichkeit finden wollen! Es muß wohl an dem Eklekticismus unserer Tage liegen, daß wir den Gedankenballast in der Dichtung so energisch ablehnen, dagegen uns mit großer Begehrlichkeit auf den Wissensballast stürzen, auch wenn er uns auf Kosten der Poesie dargeboten wird.

Nicht unterlassen durfte es werden, zu zeigen, wie die heterogenen Elemente in dem Wesen Auerbach's einander befehdeten, wie der Dorfknabe mit dem Judenknaben, der Spinozist mit dem Talmudisten, die Naivetät mit der Bildung im Kampfe lagen, wie bald dort und bald hier ein Gegensatz aus der Natur des Dichters störend die Harmonie der Dichtung durchbrach. Wenn Iwan Turgenjew von Auerbach sehr treffend der „Romantiker

des Realismus" genannt wurde, so hätte Auerbach wohl von Turgenjew mit einer ähnlichen Antithese als der Repräsentant des „Verstandes der Naivetät" bezeichnet werden können. Aber dafür darf auch mit Genugthuung constatirt werden, daß Auerbach die Widersprüche in seinem Wesen zumeist glücklich gebändigt hat, weil er ein echter Dichter ist und neben dem Bewußtsein des Philosophen die Instincte des Poeten besitzt. Als er im Jahre 1870 die deutschen Truppen vor Straßburg aufsuchte, setzte er sich, wie man erzählt, eine preußische Feldmütze auf den Kopf. Das war der Dichter, welcher bei der Nation sein wollte, die damals im Felde lag, welcher dem kriegerischen Geiste des Volkes, der damals der nationale Geist war, seine Huldigung darbrachte. Ueber alle individuellen Specialitäten erhob sich in dem literarischen Entdecker des deutschen Bauernthums das Deutschthum. Wie Constantin auf die Frage Ivo's, was er werden möchte, antwortet: „Ein Nordstetter Bauer und weiter nichts," so bezeugt Auerbach wiederholt, daß er ein Deutscher sein will und weiter nichts, am schönsten in jener Stelle, wo es in einer der Dorfgeschichten nach der Absingung deutscher Volkslieder heißt: „Die tiefe Urkraft des Volksliedes erschloß sich unserem Freunde in ihrer ganzen Herrlichkeit, er sah sich liebend umfangen von der edlen, majestätischen Herrlichkeit des deutschen Volksgemüthes. Wohl hatte er schon früher die kindlich-zarte Empfindungs- und Denkweise des Volksliedes kennen gelernt, aber er hatte sie nur gekostet, wie man an reichbesetzten Tafeln die Walderdbeeren ihres eigenthümlichen Duftes wegen den künstlich gehegten und gepfropften vorzieht, die aber doch mit Zucker und Wein verzehrt; hier aber war er selbst in den Erdbeerenschlag gekommen, und nicht in Haufen genossen, sondern einzeln frisch vom Strauche gepflückt, schmeckte die Frucht noch ganz anders." Die nationale Begeisterung ist das Zaubermittel, welches in Auerbach's dichterischem Wesen alle Dissonanzen löst, die Begeisterung für das heimische Volksthum, welche doch wiederum nicht den Blick blendet, daß er sich den Vorzügen eines anderen Volksthums verschließe.

Ich lieb, was fein ist,
Wann's gleich nicht mein ist;
Wann mir's gleich nicht werden kann,
Hab ich doch Lust und Freud daran.

Die Charakteristik des Dichters mag hier abgeschlossen sein. Was immer auch an dem Bilde fehlen möchte, derjenige, der es entworfen, empfindet seine Unzulänglichkeit am meisten darin, daß er den Reiz des Persönlichen nicht wiederzugeben vermag, der in letzter Linie bei jedem Dichter die Quelle der Poesie ist.

Von Berthold Auerbach's Persönlichkeit geht eine eigenthümliche Anziehung aus; er ist ein Bild zusammengefaßter Kraft. Kurz, untersetzt, mit einem scharf modellirten Kopfe zwischen breiten Schultern. Als ich einst ganz unzutreffend, wie ich bekenne, sein Aeußeres als dasjenige eines Bankiers bezeichnete, blickte er mich aus seinen kleinen hellen Augen halb vorwurfsvoll an. „Ich meinte wie ein Forstmann auszuschauen!" sagte er. Und genauer betrachtet, ist er allerdings wie eine Figur aus Feld und Wald draußen, wie eine Figur aus dem Volke, die im ununterbrochenen Verkehr mit der Natur aufgewachsen. Der Denker blickt nur aus den Augen, von der mächtigen Stirn.

In verschiedenen Momenten sehe ich ihn vor mir. Wie er in einem Garten draußen im Berliner Westend behaglich auf einer Bank hockt und in rapidem Fluß der Rede lustige Anekdoten und Erinnerungen aus seinem Leben erzählt; der gemüthliche Süddeutsche verleugnet sich nicht, und die Sprache fällt immer wieder in den schwäbischen Dialekt zurück. Dann wie er, seiner achtundsechzig Jahre unerachtet, auf der Potsdamerstraße mit der Leichtigkeit eines Jünglings auf das Trittbrett der vorübersausenden Pferdeeisenbahn springt. Wie er, als Gast der Wiener „Concordia", bei einem zu seinen Ehren veranstalteten Bankett eine Tischrede hält, sonor, gemessen, die Sinnsprüche und Tropen wie ein Zauberkünstler aus dem Aermel schüttelnd. „Es ist eine Freude zu leben, denn die Geister sind wach"; an dieses Wort Ulrich v. Hutten's knüpft er seine Rede an. Vorher hat er im Bösendorfersaale auf der Wiener Herrengasse Erinnerungen an Nikolaus Lenau vorgetragen, den er von Schwaben

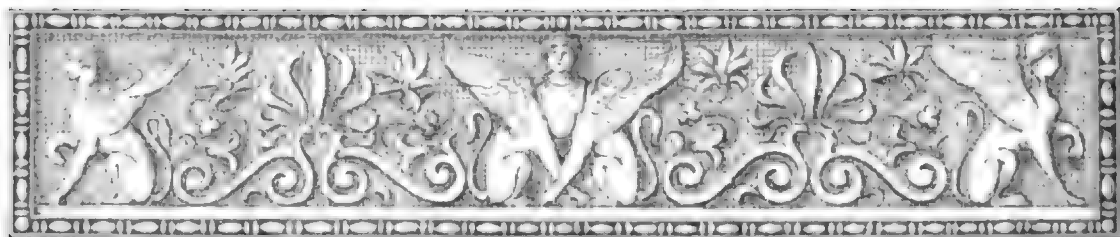
her gekannt, aus Uhland's oder Justinus Kerner's Hause. „Gedenken an Lenau.“ Dunkel färbt sich die Rede des Nordstetters, da er dem trüben, zerrissenen Deutsch-Ungar auf den Grund der unglücklichen Seele sieht; es ist, wie wenn er die Thränen gewaltsam zurückhielte. Zu gleicher Zeit haben sie sich eingeschmeichelt in das Herz des deutschen Volkes, aber wie lange ist's her, daß der Eine von ihnen düsterem Geschicke zum Opfer gefallen!

Am liebsten aber wandert meine Erinnerung zurück zu einem Sonntagnachmittag im Juni, den ich in seinem Arbeitszimmer auf der Hohenzollernstraße verbrachte. Draußen auf der Gasse ist's still und „einödig“; die Sonne sendet heiße Strahlen zur Erde nieder. Pan schläft. Nur vom nahen Thiergarten kommt Vogelgezwitscher und Kinderjubel. Es ist ein großes rechteckiges weißtapezirtes Gemach, in dem wir sitzen. Fenster auf die Gasse und Fenster auf den Garten, aus dem dichtbelaubte Bäume zu uns hereinspähen. An den Wänden stehen einige Bücherkästen, durch deren Glasscheiben die besten Autorennamen in zierlicher Goldpressung hindurchglänzen. Dort an der Wand hängt eine Zeichnung von Ludwig Knaus, hier eine von Paul Meyerheim. Vorn in dem weitläufigen Studio steht der Schreibtisch; der Dichter hat die Gartenfenster rückwärts, die Bäume lugen ihm über die Schultern; sie reden ihm dazwischen mit ihrem Rauschen und Schauern, denn sie gehören zu ihm wie nächste Verwandte. Das Gespräch schweift lässig weite Gebiete ab: Literatur, Politik, Philosophie. Auerbach's Personenkenntniß ist erstaunlich, sein Erinnerungsvermögen enorm, seine Mittheilsamkeit unerschöpflich. Und es ist wie ein fortwährendes Aufquellen und Aufschäumen in seinem Geiste. Das Wort kommt ihm rund und fertig von den Lippen, der Satz ist Gleichniß, Sentenz. Man spricht von einem jungen Schriftsteller, der durch einige schimmernde aber unsolide Eigenschaften eiligst die Gunst des Publikums erhaschte. „Das ist eine literarische Ballschönheit,“ sagt Auerbach. Von einem anderen, dessen Begabung solid, verläßlich, ursprünglich erscheint. „Das ist ein Brunnenmensch, kein Cisternenmensch,“ resumirt er. Er rührt auch sich selbst an und spricht von Manchem, was die Welt ihm schuldig geblieben, von Einigem, das er sich selbst schuldig blieb. Es ist, als denke er an die Verse seines Freundes David Friedrich Strauß:

> Wer Vieles empfangen,
> Der darf nicht verlangen,
> Daß nun sich der Traum ins Unendliche dehnt.

Und bei alledem empfindet man nicht einen Augenblick das Bedürfniß einer Einwendung, einer polemischen Zwischenrede; man hat das Gefühl, einem Lehrer, einem Weisen gegenüberzusitzen. Gewiß, wenn man morgen das Gespräch von heute durchdenkt, wird Manches, was der Dichter sagte, mehr schön als richtig oder mehr richtig als schön erscheinen. Aber das ist ja eben der unmittelbare Zauber seiner Persönlichkeit, daß man die Wirkung derselben verspürt, ohne sich gegen sie aufzulehnen. Gedämpfter Humor, gedämpfte Leidenschaftlichkeit, Alles auf ein weises Maß zurückgeführt. Und auch im Aeußeren von einer gewissen koketten Peinlichkeit, so daß man daran denken kann, was von Spinoza erzählt wird: „Er war säuberlich und exact im Anzuge. Nicht unordentliche und nachlässige Haltung, pflegte er zu sagen, ist es, was uns zu weisen Männern macht, vielmehr ist jene affectirte Nachlässigkeit das Kennzeichen einer niedrigstehenden Seele, der die Weisheit nicht innewohnt.“

An jenem Sonntagnachmittag im Juni hat mir Berthold Auerbach ein zierliches Exemplar seiner „Frau Professorin“ als Erinnerungszeichen geschenkt; auf das Titelblatt schrieb er: „Zu gutem Gedenken.“ Ich schrieb diese Charakteristik des Dichters, während der Draht die betrübende Kunde seiner schweren Erkrankung in Kannstatt durch die Welt trug, und es war mir, als dürfte ich in der lebhaften Hoffnung, daß er die Krankheit überwinden werde, meine Arbeit schließen mit dem beruhigenden Glauben, daß sie vollendet ward „zur guten Stunde“.



Die neuesten

Entdeckungen auf den Pyramidenfeldern von Memphis.

Von

Heinrich Brugsch.

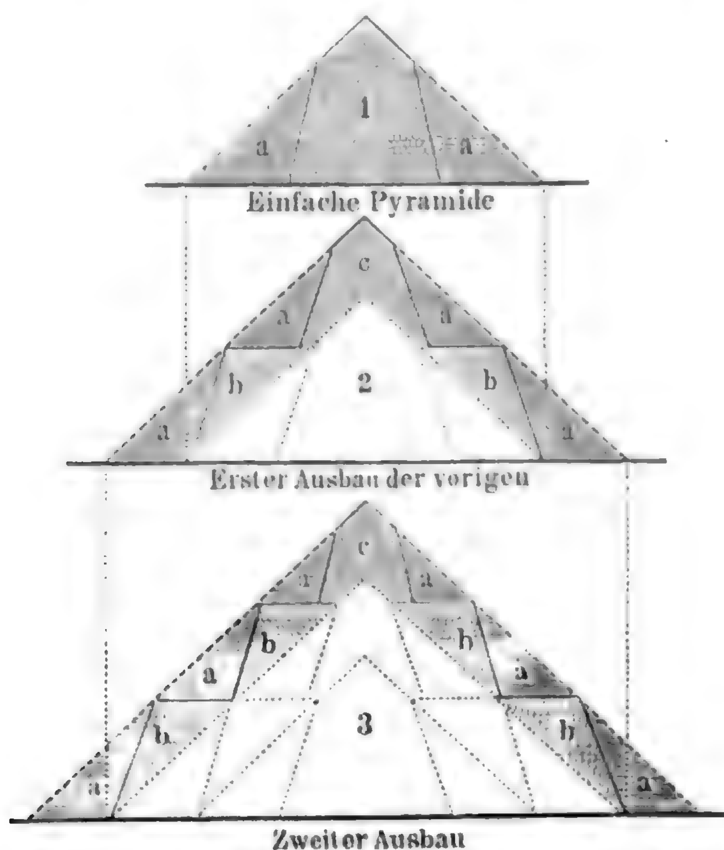
Zeichen und Wunder geschehen in unseren Tagen, denn die Todten stehen auf und reden zu uns mit Worten längst vergangener Zeiten. Während das Geschlecht der Gegenwart athemlos dahinstürmt und im unaufhörlichen harten Kampfe und Ringen um das Dasein den Lohn seiner Arbeit und seines Schaffens in der Zukunft zu erringen hofft, erheben sich urplötzlich aus ihren Gräbern die ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit, und die Vergangenheit tritt in faßbarster Gestalt vor unser junges Menschenthum, um ihm mitten in seinem Jagen nach dem Glücke der Zukunft ein vernehmbares Halt zuzurufen und ihm zu singen und zu sagen von dem, was einst vor langen, langen Zeiten ein längst verschollenes Menschengeschlecht erdachte, erstrebte und errang! Die märchenhaften Sagen und Fabeln, in denen die Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums die Helden aus der Ferne einer nebelhaften Vorzeit in die Erinnerung ihrer Zeitgenossen zurückgerufen haben, verschwinden heutzutage vor den leibhaftigen Gestalten, die aus der dunklen Nacht einer unberechenbaren Vergangenheit in das Licht der erstaunten und verwunderten Gegenwart eingetreten sind. Was die kühnste Phantasie zu hoffen und zu träumen kaum gewagt hätte, ist zur Wirklichkeit geworden. Die Leiber und die Werke der Urahnen unserer Cultur halten ihren triumphirenden Einzug durch das Thor der Gegenwart, und es beginnt fast an Raum zu fehlen in den Hallen unserer Museen, um zu bergen und zu fassen, was die Fügung des Schicksals unseren Tagen so gnädig erhalten hat.

Dank der Begeisterung und der unermüdlichen Thätigkeit und Opferfreudigkeit unseres berühmten Landsmannes Dr. Schliemann hat die vom Mythos umwobene Stätte der Troer ihren Schoß geöffnet, und Tausende der werthvollsten Denkmäler sind den tiefen Schichten der Trümmerhaufen entstiegen, um die alten verklungenen Sagen in geschichtliche Thatsachen umzuwandeln. An den Ufern des Euphrat tauchen wie vom Zauberbann erlöst die wunderbaren Paläste und Denkmäler eines uralten Culturvolkes vorsemitischer und semitischer Abstammung an das Tageslicht empor, und ganze Bibliotheken, auf Thontafeln niedergeschrieben, füllen die Säle der Museen an den Ufern der Themse. Die Schöpfungsgeschichte, der Garten Eden mit seinem Lebensbaum und seiner verführerischen Schlange, die Sintfluthsage erscheinen auf diesen gebrechlichen Platten, wieder und wieder erzählt mit aller Deutlichkeit, und weisen bis in die Einzelheiten hinein auf einen nothwendigen Zusammenhang mit den entsprechenden biblischen Ueberlieferungen hin. In Aegypten öffnen sich die Gräber der Könige, und die gefundenen

Leiber der größten Pharaonen der altägyptischen Geschichte mit ihrer inschriftlichen Beglaubigung treten uns als beredte Zeugen ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung gegenüber. Ein Zeitraum, mehr als fünf Jahrtausende umfassend, scheint nur durch einen Tag von unserer Zeit getrennt gewesen zu sein. Voll und wahr bestätigt sich an ihnen der Spruch eines altheiligen Buches der Aegypter, daß „die längste Zeit ein Tag und die Ewigkeit eine Nacht ist“.

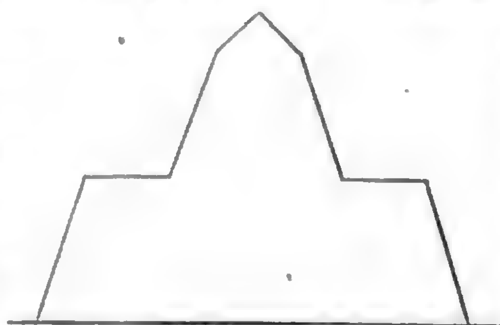
Den Anfang der großartigen Funde und Entdeckungen, welche in unseren Tagen in Aegypten einen so erfolgreichen Fortgang genommen und die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gerichtet haben, bildete die Eröffnung der Pyramiden zweier altägyptischen Könige aus der sechsten Dynastie, folglich aus dem Ende des vierten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung. Da ich unmittelbar dabei betheiligt war, so darf der Leser meine nachstehende Schilderung als eine glaubwürdige betrachten.

Bekanntlich beobachteten die ältesten Könige der ägyptischen Geschichte die Sitte, in der Nähe ihrer Residenzstadt Memphis auf den westlichen Felsabhängen der libyschen Wüste steinerne Pyramiden aufführen zu lassen, deren innerste Kammer zur Aufnahme der wohleinbalsamirten königlichen Leichen bestimmt war. Der Name Pyramide, nebenbei bemerkt uns von den Griechen her überkommen, ist echtägyptischen Ursprungs, da die Aegypter in ihrer Sprache mit dem Worte pir-am-us (d. h. aufsteigend, pir; aus, am; einer breiten Grundfläche, us) einen mathematischen Begriff verbanden. Sie bezeichneten damit jede der vier aus der Basis nach der Spitze zulaufenden Kanten des stereometrischen Körpers der Pyramide. Die unter dem Namen der Pyramiden wohlbekannten Grabbauten der erwähnten memphitischen Könige zeigen bei näherer Vergleichung unter einander große Verschiedenheiten sowohl was ihre architektonische Aufführung als ihre Dimensionen in Bezug auf Höhe und Grundfläche betrifft. Nur darin stimmen sie alle überein, daß sich die Grabkammer genau in der Mitte des steinernen Baues befindet und daß ein nach Norden gerichteter erst schräger, dann wagerechter langer Gang den Zutritt zu der Grabkammer eröffnete.

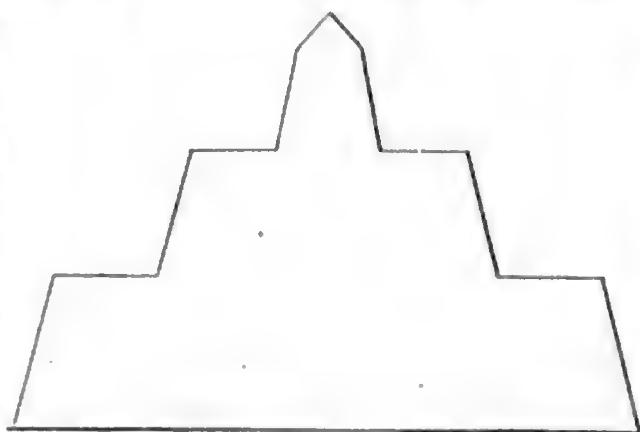


Eine Pyramide in ihrem Wachsthum.
(1 Kern; 2 mit einem Mantel; 3 mit zwei Mänteln.)

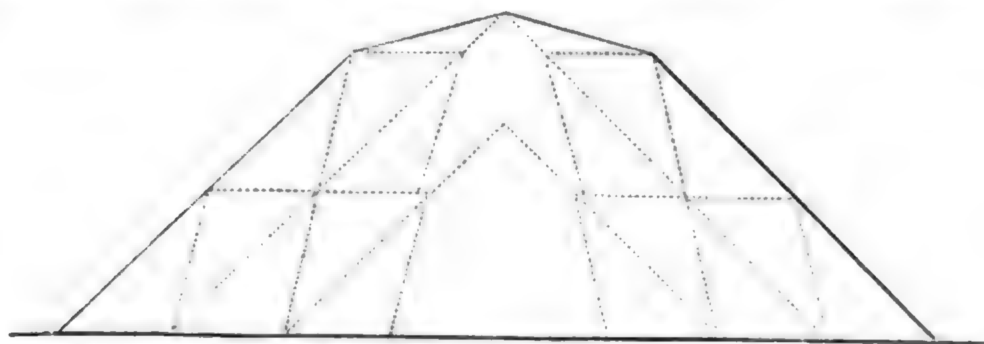
Richard Lepsius war der Erste, welcher dem Studium der Pyramidenbauten seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und in sehr scharfsinniger Weise die Höhen- und Massenunterschiede der einzelnen Pyramiden zu erklären versuchte. Er läßt sie nämlich abhängig sein von der längeren oder kürzeren Regierungsdauer der einzelnen königlichen Erbauer. Nach seiner Theorie wurde zuerst eine Pyramide (nebst der Grabkammer im Inneren) als Kern des ganzen späteren Ausbaues aufgeführt und darüber Mäntel gelegt, deren Zahl mit der zunehmenden längeren Regierungsdauer des Erbauers stetig zunahm, so daß ein horizontaler Durchschnitt der Pyramide (etwa wie die Zahl der Ringe eines Baumstammes) nach der Anzahl der vorhandenen Mäntel auf die Dauer der Regierung des betreffenden Erbauers, wenigstens im Allgemeinen, einen ziemlich richtigen Schluß ziehen ließe. Die Abbildung Seite 621 wird das Gesagte klarer stellen. Die Pyramide 1 zeigt den durch schraffirte Linien angedeuteten Kern derselben sammt dem zugehörigen spitzen Aufbau. Die Seiten a a bezeichnen die nächste Erweiterung des Grundbaues zu einer vollständigen Pyramide durch Anfügung von Steinfüllungen. Nr. 2 macht die demnächstige Vergrößerung der eben beschriebenen Pyramide deutlich. Die Stufen b b wurden der Grundpyramide angefügt, darauf der Aufbau c gesetzt und schließlich die Füllungen a a a a eingeschoben. Die darauf folgende Vergrößerung der zweiten Pyramide stellt sich in der Abbildung 3 dar. Die Stufen b b b b wurden an die Pyramide 2 gelehnt, der Aufbau c darauf gestellt und die Füllungen a a a a a a schließlich zur Herstellung der eigentlichen Pyramidengestalt in die Winkelecken der Stufen eingelassen. Somit war die eigentliche Urform der späteren Pyramide ein treppenartiger Bau, der sich ohne die Füllungen in nebenstehenden Abbildungen darstellt. Herodot's Bericht (II, 125) über die große Pyramide des Cheops wird somit vollständig bestätigt. „Gebaut ward diese Pyramide,“ sagt er, „gleichsam in Treppenstufen oder Kragen, wie etliche Andere es nennen, oder Altärchen. Nachdem sie dergestalt gebaut war, hob man die übrigen Steine mit gewissen Hebezeugen, die aus



Aelteste Gestalt der Pyramide ohne Füllung.

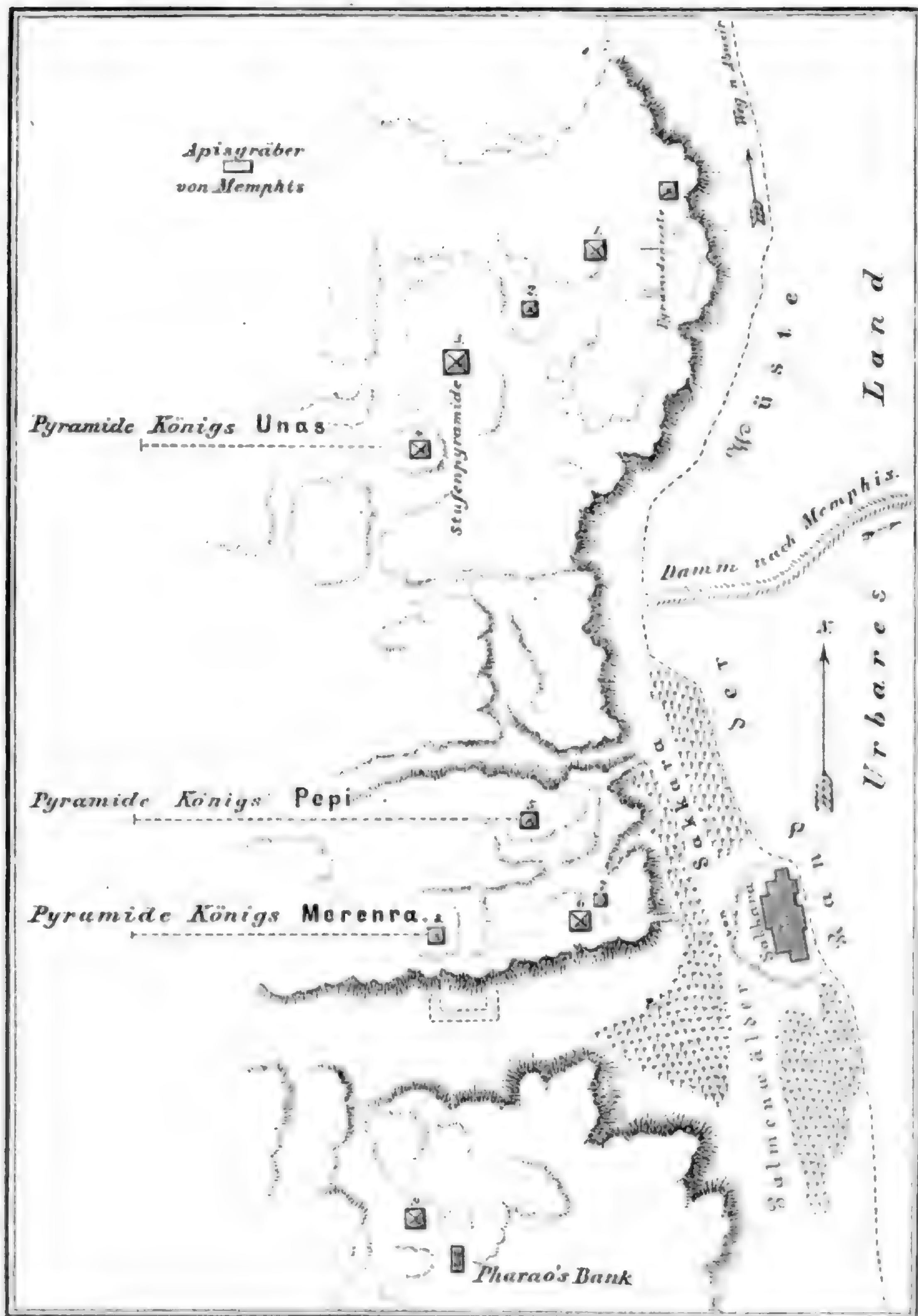


Stufenpyramide in erweiterter Gestalt.



Entstehung der sogenannten Knickpyramide.

kurzen Hölzern gefertigt waren, zunächst vom Boden auf die erste Stufenreihe. Dort legte man ihn in ein anderes Hebe-



Situationsplan der Pyramidenfelder von Sakkara.

zeug, das auf dem ersten Absatz stand, und zog ihn weiter auf die folgende Stufe empor. Denn so viel der Stufenreihen waren, so viel Hebewerke wurden angewendet, oder auch sie hatten nur ein einziges leicht tragbares Werk, das sie, nachdem der Stein herausgenommen, auf die nächste Stufe hinaufbrachten. Mögen sie es nun so oder so gemacht haben: ich berichte, wie es erzählt wird."

Die bisher untersuchten Pyramiden bis

zu der sogenannten Knickpyramide (S. 622) haben das von Lepsius zuerst nachgewiesene Princip des Baues dieser merkwürdigen Denkmäler vollständig bestätigt und die verschiedenen Formen derselben (Pyramiden mit einer, zwei, drei und mehreren Stufen, letztere vertreten in der sogenannten Stufenpyramide von Sakkara, siehe die Abbild. S. 625, sämmtlich ohne die Füllungen a) auf das schlagendste nachgewiesen.

In den zahlreichen Pyramiden, welche sich am Rande der libyschen Wüste von Abu-Roasch an bis zu der Landschaft des Fajum ausdehnen, theils wohlerhalten, theils halb oder ganz zerfallen, sind von den Zeiten des Alterthums an bis auf unsere Tage hin vielfache Versuche gemacht worden, die ehemals wohlverschlossenen und durch Steinlagen verdeckten Eingänge zu den Grabkammern aufzufinden. Habgier nach den darin verborgenen Schätzen auf der einen Seite, wissenschaftlicher Forschungseifer auf der anderen scheuten nicht vor den Kosten und unglaublichen Mühen zurück, die Pyramiden zu öffnen. Nahe an zwanzig sind dadurch in der That zugänglich geworden, aber in keiner derselben haben Inschriften oder sonstige redende Zeugen aus dem Alterthum den Wissensdurst der Gelehrten voll und ganz befriedigt. Die auf einzelnen Blöcken von ehemaligen Bauschreibern mit rother Farbe schnell hingeworfenen Namen von Königen waren das Werthvollste, was die geschichtliche Forschung aus den Durchsuchungen der Pyramiden bisher gewonnen hat. Die Wissenschaft ist dadurch wenigstens in den Stand gesetzt, die Erbauer von fünf Pyramiden ihren Namen und ihrer Zeit nach genauer zu bestimmen. Um so überraschender mußte die Kunde wirken, daß im vorigen Jahre mehrere Pyramiden geöffnet worden sind, deren Gänge und Grabkammern hieroglyphische Inschriften in unbeschreiblicher Fülle schmücken. Den Anfang der glücklichen Entdeckungen machten zwei Pyramiden, deren Eröffnung ich als Augenzeuge beigewohnt habe.

Dieselben gehören zur südlichen Gruppe der nach dem nahegelegenen arabischen Dorfe Sakkara benannten Pyramiden von Sakkara (s. den Situationsplan S. 623). Schon aus weiter Ferne sichtbar, erheben sie sich auf dem Plateau der nahegelegenen Wüste. Die Stufenpyramide von Sakkara (Nr. 3 auf dem Plane) bildet den auffälligsten Mittelpunkt der Umgebung. Sie ist den Reisenden, welche ihren Weg nach den nordwestlich davon gelegenen Apisgräbern zu nehmen pflegen, sehr wohl bekannt. Weniger bekannt dürfte es sein, daß aller Wahrscheinlichkeit nach dieser merkwürdige Bau in den ältesten Zeiten der ägyptischen Geschichte als Bestattungsort der heiligen Apisstiere von Memphis gedient hatte. Die südlichste Gruppe der genannten Pyramiden bilden vier Pyramiden, die auf dem Plane mit 5, 6, 7 und 8 näher bezeichnet sind. Die Pyramide 5 soll zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Von Weitem gesehen, stellt sie sich als ein gewaltiger unförmlicher Steinhaufen dar (Länge jeder Seite an der Basis 250 engl. Fuß, jetzige Höhe 40 Fuß), der sich am Nordrande des Plateaus erhebt, welcher den erwähnten vier Pyramiden als gemeinschaftliche Basis dient. Trümmerhaufen von roh zubehauenen Kalksteinen versperren den Weg und machen das Aufsteigen schwierig. Zur Zeit, als ich zum ersten Male meine Wanderung nach dieser Stelle antrat, waren etwa sechzig Araber damit beschäftigt, die weißen Blöcke vor dem alten Eingange der Pyramide zu einem regelmäßigen bequemen Gang aufzubauen, welcher in die Tiefe zu einer kleinen dunklen Oeffnung führt. Der neu gebahnte Weg befindet sich auf der (ehemaligen) äußeren Nordseite der Pyramide. Hier lag der Gang, welcher durch die nicht mehr vorhandene erste Thür von außen her in schräger Richtung in die Grabkammer geleitete. In der Abbildung S. 627, welche im Durchschnitt das Bild der Pyramide (nebst ihrer Ergänzung zur Zeit ihrer vollständigen Erhaltung) vorstellt, ist derselbe als Gang 1 näher bezeichnet. Die aus einem mächtigen Granitblock bestehende Fallthür ist von früheren Eröffnern der Pyramide zerstört worden und daher der Eintritt in den niedrigen Gang 2 ohne jede Beschwerde freigelegt. Letzterer ist auf seinen beiden Wandseiten der ganzen Länge nach auf eine Ausdehnung von 18 m mit hieroglyphischen Inschriften bedeckt, welche in die platten Kalkwände eingegraben und mit grüner Farbe ausgefüllt sind. Der Name eines Königs tritt fast in jeder Zeile dem Be-

Die Stufenpyramide von Sakkara. (Nr. 3 auf dem Situationsplane.)

Digitized by Google

schauer entgegen und belehrt uns sofort, daß die Pyramide das Grab eines hochberühmten Pharao der ägyptischen Altzeit war, dessen Königsname Meri-ra und dessen Familienname Pepi lautete. Es ist der König Phiops der sechsten Dynastie nach manethonischer Zählungsweise. Wenn der Zeit nach der Bau seiner Pyramide um etwa fünfhundert Jahre später fällt als die Aufführung der größten Pyramide von Gizeh, der des Königs Cheops, so ist dennoch das Alter dieses Denkmals respectabel genug, denn über fünftausend Jahre sind seitdem bis zu unseren Tagen hin verflossen. Phiops-Pepi selber war einer der hervorragendsten Pharaone jener Epoche. Die aus seinen Zeiten herrührenden und noch vorhandenen zahlreichen Denkmäler sowie eine große Reihe von Felseninschriften in fast allen Theilen Aegyptens wissen von ihm zu erzählen. Selbst eine Felswand auf der Sinaihalbinsel (im Wadi Maghara) hat sein Andenken verewigt, denn sie giebt Zeugniß, daß unter seiner Herrschaft Kämpfe der Aegypter gegen die damaligen Bewohner der Sinaihalbinsel stattgefunden und daß die Aegypter bereits in so fern gelegenen Zeiten in dem genannten Wadi sich des Grubenbaues befleißigt hatten. Ein Zufall hat die alte Grabinschrift eines ehemaligen Hofbeamten des Königs Pepi, Namens Una, bewahrt (gegenwärtig im Museum zu Bulak), in welcher derselbe seine Biographie der Nachwelt mittheilt und bei dieser Gelegenheit auch in alterthümlichster Sprache seiner Verdienste um den König und das Land Aegypten gedenkt. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch von einem gewaltigen Kriege, welchen Pepi gegen die im Osten von Aegypten wohnenden Asiaten und Beduinen semitischen Stammes unternommen hatte. Viele Myriaden von Kriegern wurden in Aegypten „von Elephantine an bis zum letopolitischen Nomos hin“ (im Norden von Memphis) ausgehoben zum Felddienst und fünf größere Negerstämme, welche an der Südgrenze Aegyptens wohnten, als Hülfstruppen verwendet. Unter der Anführung Una's errangen die Aegypter einen vollständigen Sieg über ihre Gegner. Nach den manethonischen Königslisten soll Pepi hundert Jahre regiert haben. Da Una drei Pharaonen seine Dienste gewidmet hatte, den Königen Teta, Pepi und dessen Sohne Merenra, so ist eine so lange Regierungsdauer wenig wahrscheinlich. Angenommen, er sei als fünfzehnjähriger Knabe in den Dienst Teta's getreten und dieser sei gleich darauf mit Tode abgegangen, so hätte unser Una bereits ein Alter von hundertundfünfzehn Jahren erreicht gehabt, als er dem Könige Merenra die Treue schwor. Mit einer so langen Regierungsdauer von hundert Jahren läßt sich weder dies vereinigen, noch stimmt dazu die unbestreitbare Thatsache, daß die Pyramide Pepi's, deren Beschreibung uns beschäftigt, verglichen mit den großen Pyramiden von Gizeh, ein sehr gewöhnliches Werk aus dem denkbar schlechtesten Material ist.

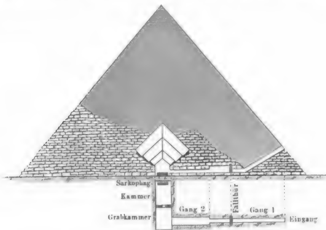
Die Inschriften in dem oben erwähnten Gange sind rein religiöser Natur. Nach altägyptischen Vorstellungen erscheint darin der König als ein neuer Horus, der nach seinem Dahinscheiden zu einem Osiris wird und im himmlischen Aegypten, mitten in der Sternenwelt, die Freuden des Jenseits genießt.

Am Ende des Ganges, also in der Richtung nach Süden, öffnet sich eine weite dunkle Halle, durch eine Seitenwand in zwei besondere Abtheilungen getrennt, deren Decke die Gestalt eines Spitzdaches hat, das aus gewaltigen Kalksteinmonolithen gebildet wird. Sie dienen zur Entlastung als Träger der darauf ruhenden Steinmassen bis zur Spitze der Pyramide hin. Die Innenseite ist mit gelben fünfstrahligen Sternen auf schwarzem Grunde bemalt, um in möglichst getreuer Weise die Vorstellung des Nachthimmels wachzurufen. Die ersten Eröffner der Pyramide, durchaus keine Männer der Wissenschaft, sondern Räuber gewöhnlichsten Schlages, haben in diesen Räumen furchtbar gehaust. Die Wandseiten mit ihren Inschriften sind vollständig eingeschlagen und nur die oberen Theile der letzteren wegen der Höhe der Wand erhalten geblieben. Offenbar haben die Räuber hinter den Wandseiten verborgene Schätze vermuthet und gewaltsam die unteren Steine durchbrochen. In der zweiten nach Westen zu gelegenen Abtheilung lagen die Steine und das Geröll meterhoch auf dem Fußboden. Sie füllten bis zur ganzen Höhe die Verbindungsthür aus und machten daher jedes weitere Vor-

dringen zur Unmöglichkeit. Die Araber versicherten mich, daß ich dennoch die Kammer in wenigen Tagen besuchen könnte.

Thatsächlich erfüllten sie ihr Versprechen. Ich muß bemerken, und ein Blick auf die Zeichnung wird dies bestätigen, daß die Pyramide in sich zusammengestürzt ist, so daß sich unterhalb der ehemaligen Spitze, nach der Grabkammer zu, eine Art von Krater gebildet hat, aus dessen Tiefe die Kalksteinmonolithe des Spitzdaches über der Grabkammer deutlich sichtbar waren. Durch Beseitigung der geborstenen und daher gefahrdrohenden Monolithe über am Sarkophag und die langen Texte an der Westwand dieser eigentlichen Grabkammer lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß einst in der steinernen Truhe die Ruhestätte der Mumie des Königs gewesen sei. Wir haben somit in der eingestürzten und zerfallenen Pyramide Nummer 5 von Sakkara den Grabbau Königs Pepi ohne jeden Widerstreit zu erkennen.

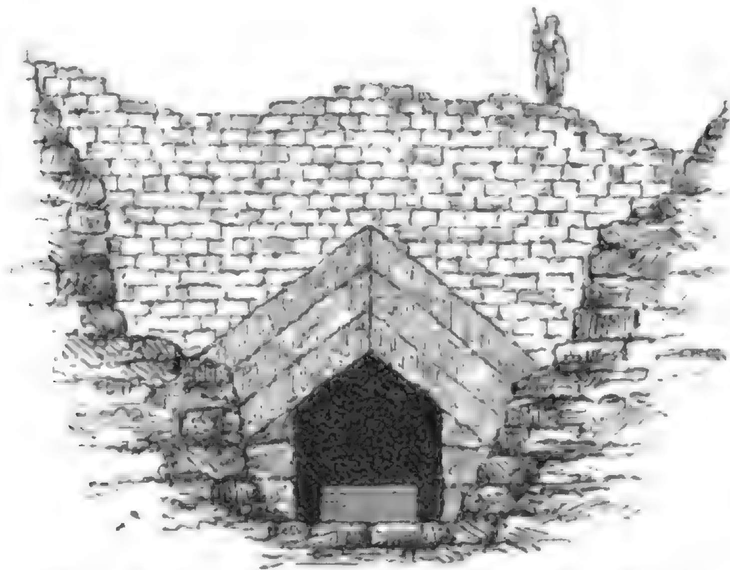
Ich habe oben bereits erwähnt, daß sich die Denkmäler, welche den Namen dieses Herrschers tragen, ungemein häufig in Aegypten vorfinden. Auf der Insel Elephantine, in El-Kab, in Abydus, in



Gänge und Grabkammer im Innern der Pyramide Königs Pepi-Phiops. (Nr. 5 auf dem Situationsplane.)

der zweiten Abtheilung hatten die Araber einen wenn auch unbequemen Zugang in die Tiefe der Grabkammer geschaffen. Oben an dem östlichen Rande des Kraters stehend, hat der Beschauer ungefähr das Bild vor sich, das sich auf S. 628 befindet. Es zeigt die dreifache Lage der Monolithe, welche das Dach bildeten, über einander und in der Tiefe, nach der westlichen Wand der Kammer hin, einen (gegenwärtig zertrümmerten) Sarkophag aus einem schlechten dunkelfarbigen Stein. Daneben lagen auf dem Fußboden Fetzen einer sehr feinen Mumienleinwand und die einzige, aber werthvolle Reliquie von dem ausgeplünderten und zerstückelten Körper des Königs Pepi: eine Hand. Die Inschriften Dendera u. s. w. zeigt sich sein Name, und es muß, nach dem Umfang dieser Erinnerungen zu schließen, die Dauer der Regierung dieses mächtigen Herrschers wenn auch nicht hundert Jahre, so doch ziemlich lange gewährt haben. Einer der in Abydus aufgefundenen Denksteine giebt uns das vollständige Material zur Herstellung der genealogischen Beziehungen in seiner unmittelbaren Familie. Danach vermählte sich Merira-Pepi mit einer vornehmen Aegypterin aus königlichem Geblüt, Namens Merira-anchnes, d. h. „Ihr Leben ist Merira.“ Dies war offenbar ihr Name nach ihrer Erhebung zur Königin. Die Inschrift giebt ihrem Vater den Namen Chua und ihre Mutter heißt Nebt.

Aus dieser Ehe entsprossen dem Könige zwei Söhne, die ihm später in der Regierung folgten, der ältere Merenra und der jüngere Noferkara. Beide ließen sich, der Gewohnheit ihrer Vorfahren entsprechend, zwei besondere Pyramiden bauen. Die des ersteren führte die Bezeichnung Cha-nofer. Es ist die auf dem Situationsplan unter Nr. 8 aufgeführte Pyramide, welche gleichfalls in unseren Tagen wieder eröffnet worden ist, denn auch zu ihr hatten Räuber bereits in früheren Zeiten den gewaltsamen Zugang gefunden. Nicht in dem Grade zerstört als die oben beschriebene Pyramide und offenbar ehemals sorgfältiger ausgeführt als die letztere, bietet sie dennoch heutzutage das Bild eines gewaltigen formlosen Steinhaufens dar, dessen Länge an den vier Seiten der Basis 240 Fuß, die Höhe 87 Fuß beträgt. Auch zu ihr geschieht die Einfahrt mitten durch Geröll, Schutt und Steinmassen nach der Tiefe zu, von der Vorderseite her. Der schräge Gang 1 verrieth die Spuren seiner ehemaligen Anlage nur in den Resten zerschlagener, zum Theil noch beschriebener Wandstücke. Die beiden Seitenwände des Ganges sammt der darüber befindlichen Decke sind nicht mehr vorhanden. Der alte Gang mündete in eine Thür, welche noch heutzutage durch einen kolossalen Fallblock aus rothem Granit von Syene versperrt ist. Da die ersten Zerstörer und Räuber nicht im Stande waren, den Monolith weder zu heben noch zu sprengen, so durchschlugen sie rechter Hand die daranstoßenden Kalksteinblöcke der Pyramidenfüllung, beseitigten die dahinterliegenden Steinmassen und umgingen bei ihrem Vordringen die Fallthür, indem sie zunächst aufwärts dann abwärts einen engen Schacht öffneten, der schließlich zu dem Gange 2 der Pyramide führte. Dieser Umweg mit Hindernissen ist leichter beschrieben als gethan. Auf dem Bauche in dem engen, von Kalksteinstaub erfüllten Raume vorwärts kriechend, über mir die gewaltigen, frei in der Luft schwebenden, meist geborstenen Steinmassen, schöpfte ich erst wieder Athem, als ich den freien Gang endlich erreicht hatte.

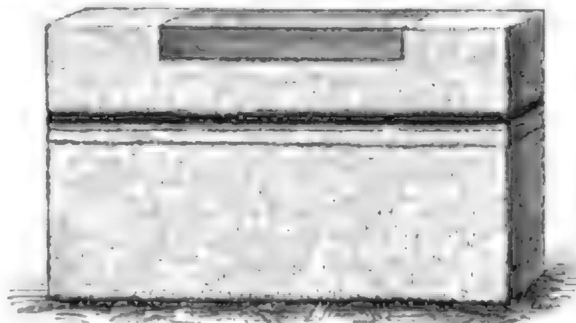


Offene Grabkammer in der Pyramide Königs Pepi-Phiops.

Aber der Anblick desselben lohnte reichlich die Mühen und Anstrengungen der seltsamen Einfahrt. Wohin ich sah, rechts und links, waren die glatten Kalksteinwände mit unzähligen Inschriften bedeckt, welche bald in horizontalen, bald in verticalen Streifen dahinlaufen und sofort den schönen Hieroglyphenstil der sechsten Dynastie erkennen lassen. Ihr Inhalt deckt sich vollständig mit den in der Pyramide Pepi's enthaltenen Texten. Als redende Person nennt sich ein König: Pepi's ältester Sohn Merenra mit dem Familiennamen Hunemsaf. Der Gang öffnete sich endlich nach der inneren Grabkammer hin, deren Anlage der oben geschilderten in der Pyramide seines königlichen Vaters durchaus entspricht, d. h. Doppeltheilung durch eine Zwischenwand

mit Thüröffnung und Spitzdach aus Monolithen gewaltigster Dicke und Länge. Die nach Osten gelegene Abtheilung zeigt wiederum den Schmuck hieroglyphischer Inschriften. Auch hier haben die Räuber wild gehaust und auf ihrer Suche nach verborgenen Schätzen die unteren Wandseiten durchbrochen.

Bei dem Eintritt in den dunklen zweiten Raum, größer und geräumiger als der vorige, überraschte mich der Anblick zweier hellblinkender polirter Sarkophage aus gesprenkeltem röthlichen Granit. Sie stehen, ein größerer und ein kleinerer, in der Südwestecke der Kammer, in der Längsrichtung von Süd nach Nord, der Deckel des größeren zurückgeschoben, der des kleineren am Boden liegend (s. nebenstehende Abbildung). Die Länge des ersteren beträgt 2,72 m, die Höhe 1,12 m, die Höhe seines Deckels 0,36 m. Die hieroglyphischen Inschriften, welche beide Theile bedecken, enthalten die vollen Namen und Titel des Königs. Sie beseitigen auch den letzten Zweifel über den Erbauer dieser Pyramide. — Als die Araber zum ersten Male wieder in unseren Tagen bis zu dieser Grabkammer vorgedrungen waren, entdeckten sie im Inneren des oben beschriebenen steinernen Sarges, auf einer Steinunterlage liegend, eine wohlerhaltene Mumie, welche ehemals in eine sehr feine Leinwand eingewickelt war. Sie nahmen den Körper heraus, fanden aber bei näherer Untersuchung weder einen Schmuckgegenstand noch eines der gewöhnlichen Amulete auf demselben vor. Die ersten Räuber hatten ihn vollständig ausgeplündert und zum Zeichen ihrer Verachtung auf Steinen in den Sarkophag zurückgelegt. Die Mumie, dem ehemaligen König Merenra angehörend, ist auf das beste erhalten. Die Haut liegt glatt und straff an, die Züge des Gesichtes sind noch heute kennbar, die Augen geschlossen, die Nasenspitze etwas eingefallen, das Haar gekräuselt. Der Körper, von mittlerer Größe, weist auf den sehr zarten Gliederbau einer jüngeren Person hin. Nachdem ich die nothwendigen Anordnungen für den Transport der königlichen Mumie nach dem Museum getroffen hatte, verließ ich die Pyramide, von tiefen Eindrücken erfüllt über das Los ihres königlichen Erbauers. Auf meinen Armen den Leib eines Königs tragend, welcher fünftausend Jahre vor unseren Tagen in Aegypten geherrscht hatte, empfand ich die ganze Gewalt des Schauers, welchen die Erinnerung der Vorzeit in so faßbarer Gestalt auf den Sohn der Gegenwart ausübt. Mein Herz schlug höher, und ich pries mich selber glücklich, eine Stunde erlebt zu haben, die nur wenigen Menschen beschieden ist und deren Angedenken für ein ganzes Leben unvergeßlich sein muß.


Granitsarkophag in der Pyramide Königs Merenra.
(Nr. 8 auf dem Situationsplane.)

Derselbe Hofbeamte Una, von dem ich oben erzählt habe, hat in seiner Biographie auf dem Steine von Bulak auch seines Schaffens und Wirkens unter der Regierung Königs Merenra gedacht. Wir erfahren dabei die merkwürdige Thatsache, daß er es war, welcher den Sarkophag des Königs Merenra sowie mehrere andere zur Pyramide gehörige Stücke aus Granit von weiter Ferne herholen ließ. Er nennt außer anderen ein (Neger)Land Abhat, im Süden von Aegypten, dessen Steinbrüche ein werthvolles Material für Grabdenkmäler jeder Art lieferte. Ich kann nicht besser schließen als durch sinngetreue Uebertragung desjenigen Theiles der schwierigen Inschrift, welcher sich auf die Ausführung des königlichen Auftrages bezieht. Una, damals Gouverneur des Südens, erzählt darüber Folgendes:

„Es entsendete mich Seine Majestät nach dem Lande Abhat, um herbeizuschaffen einen königlichen Sargkasten sammt seinem Deckel und sammt einer kleinen Pyramide mit dem Bilde für die Pyramide Cha-nofer, die Gebieterin des Westens, des Königs Merenra.

„Und es entsendete mich Seine Majestät nach dem Lande Elephantine (d. h. zu den

Steinbrüchen von Syene), um herbeizuschaffen eine Capelle von Granit sammt ihrer Schwelle und granitene Fallthüren(?), und um herbeizuschaffen die Thore und die Schwellen des oberen Ganges der Pyramide Cha-nofer, der Gebieterin des Westens.

„Und ich fuhr abwärts damit (auf dem Nilstrom) zur Pyramide Königs Merenra auf sechs Breitschiffen, drei Schleppschiffen, drei Achtern und einem Kriegsschiffe für die Mannschaft. Niemals ist solches geschehen, daß das Volk von Abhat und von Elephantine ein Kriegsschiff gebaut hätte zur Zeit irgend eines der Könige. Und Alles, was geschah und was befohlen hatte Seine Majestät, das geschah so, wie es Seine Majestät befohlen hatte.

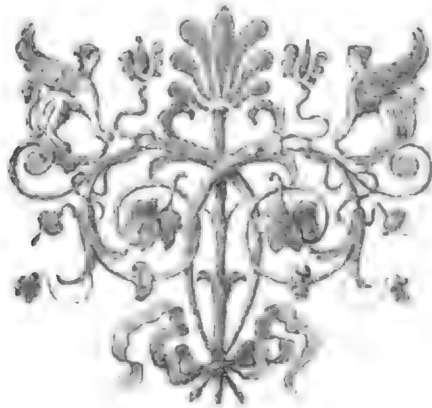
„Und es entsendete mich Seine Majestät nach dem Alabasterlande, um herbeizuschaffen eine mächtige Platte von Alabaster; und ich ließ für ihn diese Platte in siebzehn Tagen fortbewegen, nachdem sie in dem Alabasterlande herausgeschlagen war. Ihre Versendung geschah flußabwärts auf einem Breitschiffe. Ich ließ (deshalb) für sie ein Breitschiff zimmern aus Akazienholz, 60 Ellen lang, 30 Ellen breit. Die dazu nothwendige Zeit von fünfzehn Tagen fiel in den dritten Monat des Sommers. Zu der Zeit war kein Wasser in den Canälen, aber die Landung an der Pyramide Cha-nofer des Königs Merenra wurde glücklich ausgeführt.

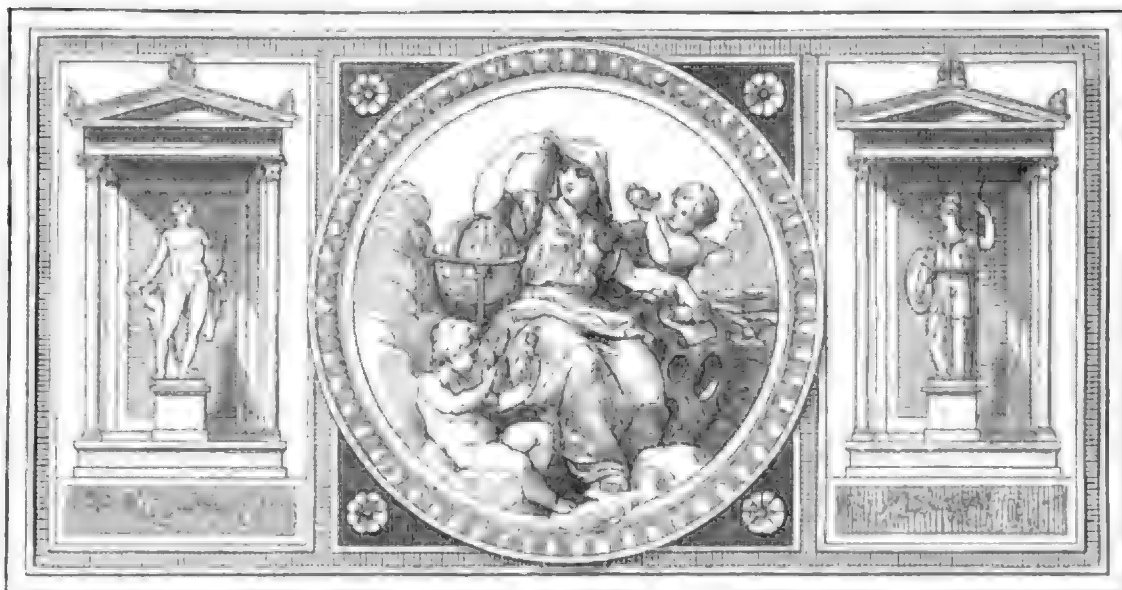
„Das Alles geschah solchergestalt vor den Augen des Göttlichen, wie es Seine Majestät befohlen hatte.

„Und es entsendete mich Seine Majestät, um fünf Canäle graben zu lassen in dem Südlande und um drei Breitschiffe und vier Schleppschiffe aus Akazienholz vom (Neger)Lande Wawat bauen zu lassen. Da ließen die Fürsten der Länder Arthet, Wawat, Am, Maza das Holz dazu fällen. Und es war solchergestalt ein Jahr darüber verflossen. Die Fluth trat ein und die Verladung einer sehr großen Menge von Granit fand statt nach der Pyramide des Königs Merenra."

Die hierin oft genannte Pyramide ist wieder geöffnet, wie wir gesehen haben, und wenn auch von ihren Werkstücken in Granit und Alabaster der bei Weitem größte Theil zerstört und weggeschleppt ist, so hat dennoch der Sarkophag „aus dem Lande Abhat" den Sturm der Zeit überstanden, und seine Anwesenheit ist ein Zeugniß mehr für die Angaben in der Inschrift des Hofbeamten Una, dessen Person bei dem Bau der Pyramide eine so hervorragende Rolle gespielt hatte.

Mit Recht müssen wir die wunderbare Fügung des Schicksals anerkennen, welches uns durch den Zusammenhang der oben beschriebenen Denkmäler so unerwartet tiefe Blicke in das Leben und Treiben einer längst vergangenen Vorzeit zu thun gestattet. Aber wenn Menschen schweigen, fangen die Steine an zu reden.





Streifzüge an den oberitalischen Seen.

Von

Karl Vogt.

III.

Der Canton Tessin hat zwei berühmte Künstler erzeugt, welche Lugano mit Werken ersten Ranges geschmückt haben. — Alle Reisehandbücher sprechen von dem großen Passionsbilde, dem größten Frescogemälde den Dimensionen nach, welches überhaupt existirt und womit Luini im Jahre 1529 die kleine Kirche geschmückt hat, die neben dem Hotel du Parc steht, das früher das zugehörige Kloster war. Jedermann spricht auch von der Statue der „Desolazione", welche der noch lebende Bildhauer Vela für die Grabstätte der Familie Ciani gemeißelt hat, die in dem Parke der Villa gleichen Namens in Form eines kleinen Rundtempels sich befindet. Seitdem ich das letzte Mal in Lugano war, haben die Medaillons an dem Postament der Statue sich um zwei vermehrt — die beiden Brüder Ciani, welche ihren Eltern das Monument errichten ließen, sind seitdem als hochbetagte Greise kinderlos gestorben. — Ich stand mit Liebig und einigen anderen Bekannten an dem Thore des Hotel du Parc, als zwei Reiter langsamen Schrittes die Straße daher zogen. „Guten Tag, College Vogt!" rief der Aeltere, gab den Zügel seinem Begleiter und schwang sich vom Rosse. Ich stellte ihn vor: „Herr Nationalrath Ciani!" Man plauderte einige gleichgültige Worte, dann bestieg Ciani wieder sein Pferd und ritt weiter. „Ein schönes Roß," sagte Liebig, „der Mann muß wohlhabend sein, um sich ein so edles Thier halten zu können!" — „Welches Alter geben Sie ihm?" — „Hm!" antwortete Liebig, „etwa sechzig. Dafür ist er noch recht rüstig." — „Herr Béha," sage ich, „wie alt ist Ihr Hausherr?" (Das Hotel ist Eigenthum der Familie Ciani.) — „Jedenfalls," antwortete dieser, „ist er den Neunzig näher als den Achtzig. Vielleicht hat er sogar die Neunzig schon über-

schritten!“ — „Warum haben Sie mir das nicht gesagt, als Sie den Mann vorstellten,“ brauste Liebig auf. „Ich hätte mir ihn näher angesehen! Das ist ja ein Phänomen!“ — „Aufgeschoben,“ sage ich lachend, „ist nicht aufgehoben! Wenn Sie wollen, machen wir ihm morgen einen Besuch in seiner Villa und lassen uns im Schatten der Bäume seines kühlen Parkes ein Glas Champagner schmecken. Sie sollen sehen, daß der Alte Ihnen noch einige Punkte vorgeben kann!“

Ich halte die „Desolazione“ für das beste Werk Vela's. Es ist unmöglich, den Schmerz der Verzweiflung besser und packender darzustellen als in dieser jugendlich-weiblichen Figur, die mit entblößtem Oberkörper dasitzt und mit den Fingern in ihren Haaren wühlt. Man erzählt, Vela habe, als er den Auftrag erhalten, lange Zeit vergebens nach einer passenden Gestaltung der Idee gesucht, die ihm vorschwebte. Er schwamm damals im Glücke, denn er war mit einem schönen und trefflichen Mädchen verlobt, das ihn innig liebte. Wie hätte er unter solchen Verhältnissen den Schmerz und die Verzweiflung bilden können? Er quält sich mit hundert Entwürfen ab, ohne das Richtige treffen zu können. Da kommt ihm ein rettender Gedanke. Er bricht einen Streit mit der Geliebten vom Zaun, steigert den Zank in unerhörter Weise und erklärt ihr endlich, ihr Verhältniß sei gelöst. Das Mädchen ist außer sich, und als sie schließlich im Uebermaße ihres Schmerzes stumm vor sich hinstarrt und in ihrem gelösten Haare wühlt, ohne zu sehen, was um sie vorgeht, zeichnet sie Vela mit einigen schnellen Strichen und sagt dann: „Machen wir Frieden! Jetzt können wir heirathen mit dem, was du mir heute einbringst!“ So, sagt man in Lugano, sei die „Desolazione“ entstanden, und man darf der Legende wohl einigen Glauben beimessen, denn die vollendete Naturwahrheit des Ausdruckes im Gesicht und in der Bewegung des Körpers und der Arme beweist, daß der Bildhauer den wirklichen Schmerz gesehen haben muß, den er so ergreifend darstellte.

Ich werde endlich von meinem diplomatischen Alp erlöst. Ministerialdirector Romanelli kommt aus Rom herbei, um in fliegender Eile den Tractat zu erledigen. Sie haben furchtbar viel zu thun in diesen Ministerien, deren Chefs schnell wechseln! Kaum daß diesen italienischen Ministern ein Verständniß der Geschäfte aufzudämmern beginnt, müssen sie den Platz einem Anderen räumen, mit welchem die Unterbeamten die Sisyphusarbeit von Neuem beginnen müssen. Der Minister geht, aber der Beamte bleibt — wenn er mit dem Minister Platz wechseln müßte, so könnten schließlich gar keine Geschäfte mehr erledigt werden. Der politische Sturm wüthet nur in den höchsten Zweigen des büreaukratischen Baumes; die Aeste halten fest am Stamme. Aber zu thun giebt es immer, und nicht einen geringen Zuwachs der Geschäfte bereitet dem geplagten Handelsministerium der Schmuggel über die Grenzen des Cantons Tessin. Je mehr die Zölle in Italien erhöht werden, desto lebhafter wird der Schmuggel betrieben. Das geht so weit, daß jetzt, nach Erhöhung des Zolles auf Petroleum, das aus Amerika kommende Oel von Genua aus auf dem Transitwege durch Italien in das Tessin geschickt und dann wieder über die Grenze nach Italien hineingeschmuggelt wird! Die Grenzen sind in solcher Weise abgesteckt, daß man ein Belagerungsheer wie um Paris im Jahre 1870 aufstellen müßte, um sie zu bewachen. Die Kosten dieser Ueberwachung würden den Zoll, um welchen der Fiscus betrogen wird, um das Zehnfache überschreiten. Aber doch muß man den Ertrag der Zölle haben, um den Staatshaushalt zu decken. Und so dreht man sich beständig im Kreise herum, ohne einen Ausweg zu finden. Saures Handwerk! Wir armen Spittelleute, was haben wir zu thun!

Wir Beide, Pavesi und ich, haben wacker vorgearbeitet, denn ein gütiges Geschick hat uns einige Gewitter in den Nachmittagen beschert, so daß wir zu Hause bleiben und eine Menge Artikel des Vertrages feststellen konnten. „Wie,“ sagt Romanelli lachend, „Sie sind schon acht Tage beisammen, ohne daß der Eine hierhin, der Andere dorthin ausgerissen ist? Ich falle aus den Wolken! Als wir das italienische Fischerei-Reglement beriethen, hatte ich alle Hände voll zu thun, um die Ausreißer wieder einzufangen, die im höchsten Zorne über irgend eine Ab-

stimmung die Papiere auf den Tisch warfen und zur Thür hinausstürmten. Pavesi sitzt ruhig am Tische und raucht eine Brissago zu Ende, ohne sie zweimal zu zerstampfen! Diese Schweizerluft muß etwas ungemein Beruhigendes haben! Werden wir morgen zu Ende kommen? Ich könnte dann, während man die Expeditionen fertig stellt, einen Abstecher nach dem Monte Generoso machen. Aber Halt! Ehe wir anfangen, müssen wir wissen, wer von uns den ‚ehrlichen Unterhändler‘ zu spielen hat? Ohne einen solchen geht es heutzutage nicht mehr!"

Die Tugend der Diplomatie ist Schweigen.

Ich werde bis zum Exceß tugendhaft sein.

Aber dem Lieutenant werde ich den Schlotter, den er mir einjagte, nachtragen bis ins kühle Grab, um so mehr, als ich ihn vergebens hatte!

Es war eigentlich gar keine diplomatische Verhandlung. Alle Requisite zu einer solchen gingen unseren Besprechungen gänzlich ab. Wir hatten keinen grünen Tisch, sondern zwei gewöhnliche Tischlein von nußbrauner Farbe. Ob gebeizt oder natürlich, habe ich vergessen zu notiren.

Unser Tintenfaß war nicht monumental, sondern ein gewöhnliches Reisetintenfaß, auf dem mit großen Buchstaben „Ink“ stand und an welchem zur Verstärkung des gewöhnlichen Federschlosses noch ein Haken angebracht war, durch „Patent“ gegen Nachahmung geschützt. Einer meiner Freunde fand diesen Haken so reizend, daß er expreß nach London reiste, um in demselben Laden auch ein „Ink“ mit „Patent“ zu kaufen. Das Patent war erloschen!

Keine goldene Feder, von einem begeisterten Verehrer gestiftet; auch keine Adlerfeder, dem Flügel eines unglücklichen Käfigbewohners eines zoologischen Gartens entrissen, sondern gewöhnliche Stahlfedern mit Holzgriffen, zu zwanzig Centimes das Stück.

Keine Sessel mit Lederpolsterung für Staatshämorrhoidarier und Lehnen für schwächliche Rücken, sondern gewöhnliche Rohrstühle.

Kein Papier aus Holzstoff, den berühmten Forsten entnommen und durch Schutzzoll gegen Entwerthung geschützt; das unsere mußte seinen Werth in sich haben. Es sah ganz wie gewöhnliches Papier aus.

Kein Buffet mit kalten Speisen, feurigen Weinen und feinsten Cigarren — Wasser und Brissagos war die Losung neben der Table d'hôte.

Hat man je die Mitglieder eines diplomatischen Congresses an Table d'hôte gesehen? Die Ehre des Staates wäre im höchsten Grade compromittirt! Wir compromittirten nichts und speisten doch ganz gut.

Aber auf republikanischem Boden ist Alles erlaubt. Man deckt sich durch eine edle Einfachheit gegen die Kritiken der Budgetcommissionen. Die Nachwelt staunt nicht, aber die Mitwelt zahlt auch nicht mehr als nöthig.

Wir waren ihrer Drei in der Küche des Belvedere am See, wie die drei Männer im Grütli — aber wir erhoben keine Hände zum Schwur, weil dies immer sehr unästhetisch aussieht. Hätte man uns gemalt, so würden wir nicht, gleich den drei Tellen, ausgesehen haben wie ein Leuchter mit drei Armen.

Wir verhandelten französisch, erläuterten italienisch und hätten deutsch dazu geflucht, wenn es nöthig gewesen wäre. Pavesi kam gerade von der Fischerei-Ausstellung in Berlin und hatte von dort recht hübsche Kenntnisse in deutscher Sprache mitgebracht. Aber gegen meine angeborenen Gießener Ideen und Ausdrücke hätte er doch nicht aufkommen können.

Dieses ist die Geschichte des internationalen Vertrags von Lugano vom 15. September 1880. Könnten die Fische reden, so würden sie uns ihr Zeugniß nicht versagen.

Wir haben versucht, ihnen zu predigen, wie der heilige Antonius von Padua; aber wir haben nicht bemerkt, daß sie mit besonderer Inbrunst herzugeschwommen wären. Die Frömmigkeit nimmt leider! überall ab, selbst bei den Fischen.

Aber andere Wasserbewohner kamen herzu, auch ohne daß man sie rief, und von diesen wollen wir noch Einiges sagen.

Ein geheimnißvolles Leben webt in den Gewässern der Landseen aller Länder, unter dem Aequator wie in der Nähe des ewigen Eises, in den zuweilen unter dem Meeresspiegel gelegenen Niederungen wie

auf den höchsten Sätteln der Gebirge. Wie in dem Meere, so ist man in den Süßwasserseen diesem Leben nachgegangen, mit dem Schleppnetz auf dem Boden, mit dem feinen Netze in dem Wasser und an der Oberfläche desselben, und hat staunenswerthe Resultate zu Tage gefördert, welche auf die Lebensbedingungen der größeren Wasserthiere ein helles Licht werfen. Nichtsdestoweniger birgt die Tiefe noch manche ungelöste Räthsel.

Wir kennen keine Thatsache, welche darauf hindeuten könnte, daß die thierischen Organismen die Fähigkeit besitzen, unmittelbar aus den unorganischen Elementen und Verbindungen organische Zusammensetzungen zu bilden, welche zu dem Aufbau ihres Körpers nöthig sind. Unseren heutigen Kenntnissen zufolge ist das Pflanzenreich das große Laboratorium, welches den lebensfähigen organischen Stoff zubereitet; das Thier wandelt die ihm durch das Pflanzenreich gebotenen Stoffe nur nach seinem Bedürfnisse um. Das pflanzliche Leben kann demnach für sich allein bestehen; das thierische ist von der Entwickelung des pflanzlichen Lebens abhängig. Mit anderen Worten: es kann nur so viel Thiersubstanz bestehen, als Pflanzensubstanz vorhanden ist.

Blicken wir aber in das Wasser, aus welchem doch alles Leben stammt, so scheint auf den ersten Blick das Verhältniß um so mehr umgedreht, je ausgedehnter und tiefer die Becken sind, welche wir in das Auge fassen. Das pflanzliche Leben erscheint nur an den Uferzonen, nur bis in eine geringe Tiefe hin entwickelt, und hier überwiegt in der That der in den Pflanzen aufgehäufte Stoff weit die Menge des Stoffes der in der Uferzone lebenden Thiere; aber je tiefer man kommt, desto mehr dreht sich das Verhältniß um, und in den größeren Tiefen scheint nur thierisches Leben zu herrschen.

Unaufhörlicher Raub, Mord und Todtschlag ist dort das Gesetz des Umschwungs des thierischen Stoffes, der hundert und tausend Umwandlungen und Veredlungen eingeht, bis er endlich in Gestalt von Wasser, Kohlensäure und stickstoffhaltigen Verbindungen den unorganischen Elementen zurückgegeben wird. Millionen, Milliarden von kleinsten und kleinen Thieren müssen vertilgt und gefressen werden, durch Tausende von Individuen muß der stets umgewandelte und modificirte Stoff hindurchgehen, bevor er in einem größeren Fisch sich concentrirt. Man hat interessante Berechnungen darüber angestellt, die ich hier nicht mit ihren Einzelheiten wiederholen will — Karl Ernst v. Baer hat nachgewiesen, daß ein Hecht von drei bis vier Pfunden Gewicht, den der frommste Kirchengläubige zur Fastenzeit auf seine Tafel bringen darf, Millionen von Weißfischen gefressen haben muß, um seine Größe zu erlangen, und daß jeder dieser Weißfische wieder Millionen von kleinen Würmchen und Krebschen verzehrt haben mußte, bevor er dem Hecht als Speise dienen konnte.

Wir wollen von dem Meere nicht reden, über dessen Oekonomie in dieser Hinsicht Paul Möbius in Kiel bemerkenswerthe Winke gegeben hat;* aber in den Süßwasserseen geht es ganz in gleicher Weise zu, und wenn man die Resultate der Tiefenforschung sowie der Oberflächenfischerei vergleicht, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob denn auch das pflanzliche Leben der Strandzone genügend sei, den Stoff zu liefern, der in thierischer Gestalt in dem Grunde sein Wesen treibt und in dem Gewässer umherschwimmt?

Es ist dies keine müßige Frage der Wissenschaft. Ihre Lösung schneidet tief in die menschliche Oekonomie ein, denn das Fleisch der größeren Wasserbewohner, der Fische und Krebse, ist eine Ernährungsquelle, die nicht unberücksichtigt bleiben kann. Der Mensch kann nicht von der Luft und der Fisch nicht vom Wasser leben; die große Mehrzahl der Fische sind Raubfische, und damit sie leben können, muß ihnen kleiner geformter thierischer Stoff geboten werden. Je weniger dessen vorhanden ist, desto weniger Fische können gedeihen.

Vor zehn Jahren untersuchte ich den See auf Engstlen-Alp im Canton Bern, der auf nahezu 2000 m Höhe über dem Meere liegt und direct nur von Gletscher- und Schneewassern gespeist wird. Ich fand ihn wenig tief, nur etwa 30 m; also fast ausgefüllt von den zu einem

* Aus der Feder dieses rühmlichst bekannten Forschers werden die „Monatshefte“ demnächst einen interessanten Artikel über „Austernbänke“ bringen. Die Red.

zähen Schlamme zerriebenen Gesteinstheilen, welche ihm die Gletscherwasser zuführen. In diesem graublauen Lehm war kein thierisches Leben zu finden, auch mit dem Mikroskop nicht. Nur hart am Ufer lebten Würmchen und Insectenlarven nebst kleinen Krebsflöhen. Man hat schon vor Jahren diesen See mit Aalquappen (Trüschen im schweizerischen Idiom; Gadus lota) besetzt. Sie führen ein kümmerliches Leben und werden kaum spannenlang. Der Wirth meinte, wenn er die Fische einige Jahre hindurch hegte, so würden sie größer werden, sich ansehnlich vermehren und so einen Zuwachs zu seiner Tafel bilden. Er wollte mir nicht glauben, als ich ihm sagte, seine Hoffnung sei nicht auf Sand, sondern auf Schlamm gegründet. Aber es kann nicht anders sein. Auf Hungerdiät gesetzte Fische können weder wachsen noch sich reichlich vermehren. Dr. Asper von Zürich hat neuerdings die gleichen Verhältnisse in dem auf 1829 m Seehöhe im Piorathale am Gotthard gelegenen Ritomsee gefunden. Am Ufer fand sich noch reiches Thierleben, kleine Schnecken, Polypen, zahlreiche Larven von Insecten — aus einer Tiefe von 55 m brachte die Dretsche nur einen fauligen Torfschlamm ohne Spur von Leben herauf. Die in dem See lebenden Forellen können sich nur von der Uferfauna kümmerlich nähren. In dem höher (bei 2114 m) gelegenen See am Hospiz des Gotthards fand sich dagegen eine reiche Tiefenfauna mit kleinen Würmern, Insectenlarven, Krebsflöhen, Muscheln und diesem Reichthum entsprechend auch schwimmende Thiere in Menge. Der granitische, nicht schlammige, sondern mehr sandige Grund und die mit organischen Stoffen aus den Ställen und der Wirthschaft geschwängerten Zuflüsse dieses Sees, der neun Monate im Jahre von einer Eiskruste bedeckt ist, begünstigen ohne Zweifel diese Entwickelung thierischen Lebens.

Fischreiche Seen müssen auch eine reiche Tiefen- und Oberflächenfauna niederer Thierformen besitzen, auf deren Kosten die Fische sich nähren. So hat es sich bei den Untersuchungen von Dr. Asper in den Schweizer Seen, bei denjenigen von Professor Pavesi in den italischen Seen stets gezeigt. Die hochgelegenen Engadiner Seen, so reich an Forellen, zeigten sowohl eine große Anzahl von Tiefenformen als auch von kleinen pelagischen Krebschen; ebenso der Lago maggiore und der Comersee; arm sind dagegen die mit zähem Schlamm erfüllten Becken, wie der Klönsee und Wallensee.

Die Tiefenfauna zeigt fast überall dieselben Formen. Zahlreiche kleine Erbsmuscheln und Teichhornschnecken; Würmer, welche den Regenwürmern mehr verwandt sind; Larven von Insecten, unter denen solche von Schnaken und Florfliegen, welche sich Röhren bauen, die erste Rolle spielen; Wassermilben, ähnlich denjenigen, deren Brutstätte ich im Fischbrot fand; Flohkrebse, meist in größeren Tiefen blind, neben Krebsflöhen (Cyclops), Ruderkrebsen (Daphnia) und Schalenkrebsen (Cypris); nackte Polypen (Hydra) und in zarten Gehäusen lebende Moosthierchen (Fredericella). Diesen Thierchen gehen die Grundfische nach; die mit dem Maule im Schlamm bohrenden Weißfische, die Aalquappen, die Groppen und ähnliche schwerfällige Schleicher auf dem Grunde. Auch Forellen und Felchen (Coregonus) verschmähen solche Beute nicht. Für alle diese Thiere ist jedenfalls die Beschaffenheit des Grundes in erster Linie maßgebend, weniger andere Verhältnisse; der Tiefenfischer wird überall, wo er nicht zähen Schlamm oder grobes Geröll antrifft, in allen Jahreszeiten ziemliche Ausbeute finden. Daß zäher Grundschlamm, welcher die Poren verstopft und die Kiemenathmung unmöglich macht, der Entwickelung des Thierlebens hindernd im Wege steht, hatte früher schon das Mittelmeer bewiesen; Forbes fand in seiner Tiefe keine lebenden Wesen, und unrichtiger Weise, wie die späteren Untersuchungen bewiesen, hatte man diese Thatsache auf alle Meere ausgedehnt. Wenn der feine Lehm aber mit zartem Sande gemischt ist, so giebt dieses den günstigsten Boden für die Entwickelung der Tiefseefauna.

Weit mannigfaltiger sind die Bedingungen, welchen das Leben der Hochseethiere unterstellt ist. Aus dem Meere her wissen wir schon, daß alle diese schwimmenden Thiere mehr oder minder durchsichtig und farblos sind und daß selbst bei denjenigen Typen, bei welchen die Structur des Körpers und der Or-

gane eine solche Farblosigkeit und Durchsichtigkeit nicht zuläßt, die dunklen Töne möglichst abgeschwächt sind. Man braucht nur einen am Boden kriechenden Tintenfisch mit dem stets schwimmenden Kalmar zu vergleichen, um diesen Unterschied auf den ersten Blick zu erfassen. Kommen Farben vor, so sind es meist feine, gewöhnlich blaue, seltener rothe oder gelbe Tinten, in solcher Weise punktförmig auf dem Körper vertheilt, daß sie in einiger Entfernung dem Auge verschwinden. Man sieht leicht ein, daß diese Eigenthümlichkeit zur Erleichterung des Lebens wesentlich beiträgt. Die durchsichtige Beute entgeht in dem Wasser leichter ihrem Feinde; der durchsichtige Räuber wird von dem Thiere, dem er nachstellt, nicht leicht entdeckt. Wenn an einzelnen dieser Thiere brennende und leuchtende Farben auftreten, wie z. B. bei den Siphonophoren an den Nesselkapseln, so helfen diese gewiß zum Anlocken der Beute, zu deren Fang die Nesselkapseln dienen.

Ganz dasselbe Gesetz ist maßgebend für das süße Wasser. Die jungen Fische, die sich ihrer Feinde noch nicht erwehren können, die Krustenthierchen, welche die Hochseefauna zusammensetzen, sind durchsichtig; die letzteren meist in solchem Grade, daß sie der Laie gar nicht zu erblicken vermag und der Naturforscher schon einige Uebung haben muß, um sie zu erkennen. Die Raubthiere unter ihnen zeigen keine Spur von Farbe; nur im Gardasee will Pavesi einen leichten bläulichen Schimmer an ihnen bemerkt haben, welcher der herrlichen blauen Farbe dieses Sees sich anschmiegt. Nur wenige Beutethiere zeigen rothe oder gelbe Punkte, die nur da zu einer satteren Färbung zusammenschießen, wo die Räuber in geringer Zahl vorhanden sind oder ganz fehlen. Zuweilen ist aber die Nahrung den friedlichen Schwimmern verderblich; wenn sie von grünen oder rothen Algen sich nähren, schimmert der vollgepfropfte Darm durch die Leibeswände hindurch.

Für die Existenz dieser Thiere scheint eine gewisse Tiefe nöthig; für ihr Leben ist das Licht maßgebend.

Seichten Seen, wie denjenigen von Candia, Biandrone und Trasimeno in Italien, fehlen, wie Pavesi nachgewiesen hat, diejenigen Arten gänzlich, welche in tieferen Seen sonst allgemein verbreitet sind. Wahrscheinlich hängt dieses aber auch mit dem Lichte zusammen; die Thiere können in solchen Seen die Tiefe nicht erreichen, welche wegen Lichtmangels ihnen allein zusagt.

Am Tage halten diese Thiere sich in einer gewissen Tiefe, die mit der Durchsichtigkeit des Wassers zunimmt; im Gardasee, der das reinste, durchsichtigste Wasser besitzt, muß man schon auf zehn Meter und mehr bei Tage mit dem feinen Netze hinabgehen, um sie zu finden, während in anderen Seen fünf Meter genügen. Bei Nacht aber kommen sie alle an die Oberfläche in dichtgedrängten Scharen, und wer keine complicirte Apparate mitschleppen, sondern sich einfach mit Handnetzen begnügen will, die einen zwei oder drei Meter langen Stiel haben, der muß die Nacht zu seinen Explorationen wählen. Selbst das Mondlicht scheucht schon einige Arten in die Tiefe; nicht minder gehen sie den Wellen und Windbewegungen aus dem Wege; stille Nächte ohne Mondlicht oder mit wolkenbedecktem Himmel, glatter See, windstille Luft sind also die wesentlichsten Bedingungen für einen reichlichen Fang. In der Woche vom 7. bis zum 14. September 1880 bin ich keinen Abend auf dem See von Lugano gewesen, ohne reiche Beute einzusammeln. Anfangs war Neumond; später, als der Mond sich zu zeigen begann, war sein Licht noch zu schwach, um große Wirkung zu äußern; aber doch konnte man schon bemerken, daß in der Tiefe von zwei Metern die Thiere reichlicher waren als an der Oberfläche.

Wenn sich dieses so verhält (und nach den bisherigen Beobachtungen ist es nicht erlaubt, daran zu zweifeln), so darf es billig Wunder nehmen, daß die meisten dieser Hochsee- oder pelagischen Thiere, wie man sie genannt hat, erst in den Seen die lichtscheuen Gewohnheiten angenommen haben, während sie dieselben in Bächen und Tümpeln, wo sie außerdem in Menge vorkommen, nicht bethätigen. Diese Gewohnheiten sind jedenfalls von äußerster Wichtigkeit für die Oekonomie der übrigen Seebewohner, welche sich von ihnen nähren, und namentlich der Fische — man kann sagen, daß mit Ausnahme der Grundfische alle übrigen mit diesem Nahrungsstocke der pelagischen Thiere je

nach dem Wechsel des Lichtes in größere Tiefen tauchen oder zu der Oberfläche sich erheben. Die kleinen Fische und diejenigen mit zahnlosem Maule jagen nach diesen pelagischen Thieren, und ihnen stellen wieder die größeren Raubfische nach, so daß das Schlachtfeld beständig mit dem Stande der Sonne und des Mondes das Niveau innerhalb des Wassers ändert. Die Fischer haben das durch die Erfahrung kennen gelernt; den Grund, warum sich die Verhältnisse so gestalten, konnte erst die genauere wissenschaftliche Forschung mit Hülfe des Mikroskops feststellen. Aber es läßt sich nicht über das Ganze im Allgemeinen absprechen; die einzelnen Gruppen, ja selbst die einzelnen Arten zeigen ihre besonderen Eigenthümlichkeiten.

Die Krustenthiere niederen Ranges, welche die pelagische Fauna der Seen in ganz Europa bilden, gehören zwei sehr verschiedenen Ordnungen an: den Krebsflöhen (Copepoda) und besonders der Familie der Cyclopiden und den Büschel- oder Ruderkrebsen (Cladocera), von welchen ebenfalls verschiedene Familien betheiligt sind.

Krebsflöhe und namentlich Cyclopiden finden sich in allen süßen Gewässern, Tümpeln und Bächen oft in erstaunlicher Menge. Sie tragen ein einfaches, embryonales Auge auf der Stirn; ihre beiden Fühlhornerpaare (Antennen) sind Tastwerkzeuge geblieben, nur zuweilen das eine beim Männchen zugleich zu einem Greiforgan gemodelt; ihr Körper ist gestreckt, mit zahlreichen Ruderfüßen am Bauche versehen und in einen mehr oder minder langen, geringelten Hinterleib auslaufend, an dessen Basis das Weibchen die Eier in zwei äußerlich angeklebten Säcken während einiger Zeit bis zum Ausschlüpfen herumträgt.

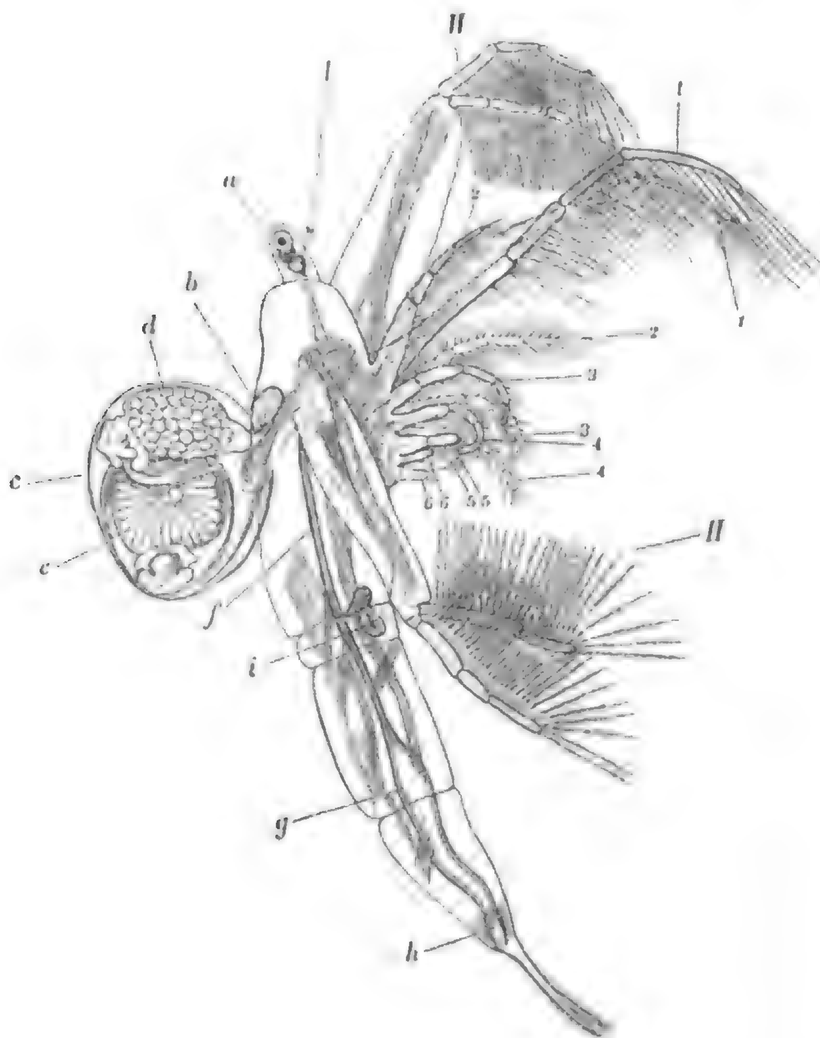
Wie gesagt, diese Krebsflöhe finden sich überall, und wenn Pavesi acht Arten davon aufzählt, die zwei wenig unterschiedenen Familien angehören, so kann man sagen, daß alle diese acht Arten nicht ausschließlich pelagisch sind, sondern daß sie alle in Bächen, Tümpeln geringster Tiefe beobachtet werden und daß sie nur in den Seen sich einigermaßen der lichtscheuen Lebensweise angepaßt haben, wenn auch in geringerem Grade. Denn als ich im Luganer See bei Mondschein fischte, fand ich die Oberfläche hauptsächlich von Krebsflöhen und Büschelkrebsen bewohnt, während die Raubkrebse erst in einiger Tiefe sich aufhielten.

Die Ordnung der Büschel- oder Ruderkrebse (Cladocera) scheidet sich in Beziehung auf unseren Gegenstand in zwei sehr verschiedene Gruppen. Alle haben mit einander gewisse auszeichnende Charaktere gemein. Ihre beiden Fühlerpaare haben sich differenzirt; die vorderen Antennen, sehr klein, oft nur rudimentär, sind reine Tastorgane geblieben, während die hinteren mächtige Ruderarme geworden sind, die sich gegen ihr Ende hin in zwei Aeste spalten, auf welchen zahlreiche geschaftete Federborsten sitzen, die, ähnlich wie die Federn des Vogels zum Fliegen in der Luft, zum Schwimmen im Wasser dienen. Das embryonale einfache Auge wird rudimentär oder verschwindet ganz; dagegen entwickelt sich ein oft ungeheures, aus zahlreichen Krystallkegeln zusammengesetztes Auge, welches durch Muskeln und Springfedern ähnliche Haltbänder bewegt und gerollt werden kann. Der Körper ist in sehr mannigfaltiger Weise entwickelt und geringelt; allgemein findet sich ein großes centrales Herz mit Schlitzen, in welche das Blut eindringt und das man leicht pulsiren sieht, während bei den Krebsflöhen dasselbe in seiner Bedeutung sehr zurücksinkt und bei den meisten noch gar nicht aufgefunden werden konnte; die Eier entwickeln sich nicht in freien, dem Körper anhängenden Säcken, sondern werden in einer eigenen Bruttasche auf dem Rücken getragen. Selbst mit bloßem Auge unterscheidet man leicht diese Büschelkrebse von den Krebsflöhen.

Die eigentlichen Büschelkrebse oder Wasserflöhe (Daphnida), von welchen Pavesi zwölf in vier Gattungen vertheilte Arten als in den italienischen Seen gefunden verzeichnet, haben alle eine doppelklappige Schale, welche den ganzen Mittelkörper mit seinen fünf Beinpaaren und dem hakenförmig gebogenen Hinterleib einhüllt. Sie hängt mit einem helmartig gebogenen und meist in eine Spitze ausgezogenen festen Kopfstück zusammen, welches die vorderen Fühler, das große zusammengesetzte Auge und die Mundwerkzeuge trägt. Aus einem zwischen

Schale und Kopfstück befindlichen Ausschnitt treten die mächtigen Ruderarme hervor, die dem Thierchen, wenn man es in dem Wasser stoßweise schwimmen sieht, etwa das Aussehen eines Hirschkopfes mit vorgestreckten Geweihen geben. Die Eier werden auf dem Rücken zwischen Schale und Hinterleib in einem Brutsacke getragen.

meinen Diener nach dem nächsten besten Bache oder Weiher wo er mit dem Netze die Wasserpflanzen durchfischt. Er kommt nicht ohne Tausende von Wasserflöhen zurück, von denen man in einem großen Glasgefäß eine Nachzucht anlegt, indem man ihnen grüne Algen zur Nahrung hineinthut. Nun wimmelt es beständig in dem Gefäße, und stets erzeugt sich



Leptodora hyalina. Weibchen.

I Erste Antenne, Tastwerkzeug. II Zu einem Ruderorgan umgewandelte zweite Antenne. 1 bis 6 Fußpaare. a Auge. b Herz. c Brutsack. d Embryo von der Seite. e Embryo von vorn. f Vorderdarm. g Mitteldarm. h Afterdarm. i Eierstock.

Alle diese schalentragenden Wasserflöhe stehen in demselben Verhältnisse wie die Krebsflöhe. Sie finden sich in allen Bächen und Tümpeln, in Sümpfen und Teichen, verschiedentlich den gegebenen Lebensbedingungen durch abweichende Gattungs- und Artcharaktere angepaßt, aber stets nach gleichem Typus gebaut. Wenn ich junge Brut von Fischen, Molchen, Fröschen, die man ja immer in Laboratorien zieht, füttern will, so schicke ich

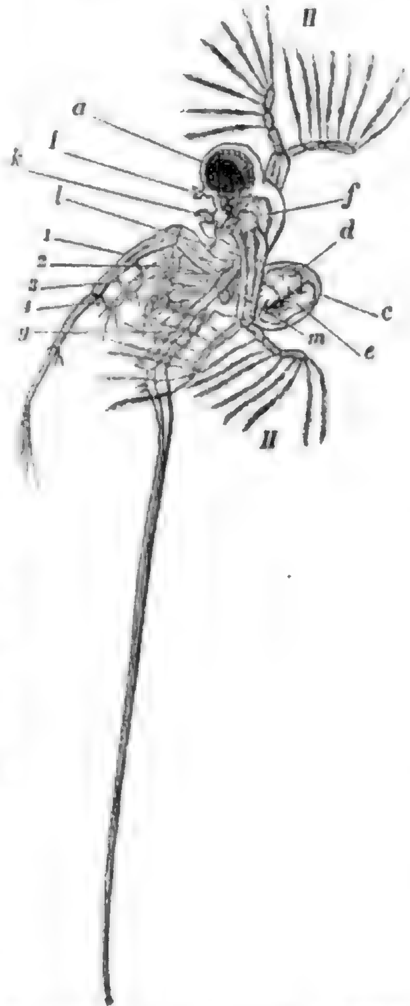
frischer Nachwuchs. Die Thierchen bequemen sich also allen Lebensbedingungen leicht an: in unseren Glasgefäßen, in Bächen und Teichen sieht man keine große Empfindlichkeit gegen das Licht; in den Seen dagegen tritt dieselbe deutlich hervor. Sie schweben je nach Licht und Oberflächenbewegung durch Wind und Wellen herauf und herab, oft in so dichtgedrängten Scharen, daß sie im Netze eine schleimige Masse bilden und das

Wasser, in welchem man das feine Netz ausspült, dicht bedeckt ist von Wasserflöhen, welchen eine Luftblase zwischen die Schalen gekommen ist, so daß sie sich nun vergeblich bemühen, in die Tiefe zu tauchen.

Für diese Thiere, Krebsflöhe wie Wasserflöhe, existirt also keine specielle Frage hinsichtlich der Herkunft, wie man dieselbe wohl für die andere Gruppe aufgeworfen hat. Da sie in allen süßen Gewässern existiren, so verschwindet diese Frage in der allgemeinen nach der Herkunft der Süßwasserthiere überhaupt, die wir hier nicht eingehender behandeln wollen.

Anders verhält es sich mit der zweiten Gruppe der Ruderkrebse, die nur in Seen oder in dem Meere vorkommen und aus zwei Familien zusammengesetzt werden, den Polyphemiden, die mehrere Gattungen und Arten begreifen, und der zweiten Familie, welche nur eine, von Italien bis hoch in den Norden verbreitete Art des süßen Wassers enthält, die Leptodora hyalina von ihrem Entdecker Lilljeborg genannt wurde. Sehen wir uns diese etwas näher an.

Man kann keine seltsameren Gestalten sehen als die diesen beiden Familien zugehörenden Formen, und da der Leser sich trotz aller Beschreibung doch keine richtige Vorstellung von ihnen machen könnte, so gebe ich hier zwei in gleichem Maßstabe der Vergrößerung und in etwa gleicher Lage des Körpers gezeichnete Figuren, den den Polyphemiden zugehörenden Bythotrephes longimanus einerseits und die Leptodora hyalina andererseits. Beide sind trächtige Weibchen und tragen Embryonen in ihrem rückenständigen Brutsacke; bei beiden sind dieselben Theile auf dieselbe Weise bezeichnet, die Antennen mit römischen, die Fußpaare mit arabischen Ziffern von vorn nach hinten, die übrigen Körpertheile mit Buchstaben.



Bythotrephes longimanus. Weibchen.
I und II, 1 bis 4, a bis i wie bei Leptodora. k Oberlippe. l Kiefer. m Schalendrüse.

Der gemeinsame Typus der ganzen Organisation tritt bei genauerer Betrachtung unmittelbar hervor. Der blasig vortretende Kopf beherbergt das Auge (a) mit dem ihm zugehörenden Nervenknoten und trägt das erste Fühlhörnerpaar (I); aber während bei Bythotrephes, wie bei allen Polyphemiden, das Auge im Verhältniß zum Körper eine ungeheure Größe hat und namentlich das schwarze Centrum, in welchem die Krystallkegel stecken, kolossal ist, tritt es bei Leptodora mehr zurück, während die Fühlhörner bei letzterer etwas größer sind. Die Ruderantennen (II) sind bei Leptodora weit dichter mit Ruderfedern besetzt als bei Bythotrephes. Bei beiden Gattungen ist das erste Fußpaar (1) ein die anderen Fußpaare an Größe weit überragender Raubfuß; aber während derselbe bei Leptodora dicht mit langen Borstenhaaren besetzt ist, trägt er bei Bythotrephes nur wenige Stacheln und am Ende steife Borsten. Die Zahl der Fußpaare ist sehr verschieden; Bythotrephes hat wie alle Polyphemiden nur vier, Leptodora hingegen sechs Paare. Der Körper von Leptodora ist langgestreckt, der Darm im Inneren (f) anfangs sehr eng, erst in der hinteren Hälfte erweitert (g) und der Leib mit zwei zangenartigen Fortsätzen geendet, an welchen zarte Borsten sitzen. Das Thier beugt diesen Theil öfter nach vorn, um die Füße und Mundwerkzeuge zu putzen. Der Körper von Bythotrephes dagegen ist kurz, wie zusammengestaucht, so daß er hinter dem Kopfe einen Buckel bildet; der Darm ist fast von gleicher Weite, und der Körper endet in einen ungemein langen, steifen,

allmälig an Dicke abnehmenden Stiel, welcher mit zwei ganz feinen Borsten als Vertreter der Zange der Leptodora endet. Welchen Nutzen dieser Stiel dem Thiere gewährt, habe ich bis jetzt nicht ergründen können; er scheint ihm nur hinderlich zu sein, denn es bleibt überall damit hängen und schleppt allerlei Wust daran herum. Uebrigens wächst ihm der Stiel erst mit dem Alter; der Embryo im Ei zeigt eben so wenig eine Spur davon als die eben geborenen Jungen.

Auf die übrigen, zum Theil bedeutenden Verschiedenheiten der beiden Thiere kann ich nicht eingehen. Die Gestalt des gestreckten Körpers, die Zahl der Beinpaare, die Verschiedenheit im inneren Bau bedingen gewiß die Nothwendigkeit der Sonderung der Leptodora von den Polyphemiden, von welchen zwei marine Gattungen, Podon und Evadne, durchaus stiellos sind, während von den beiden Süßwassertypen Polyphemus einen kurzen Stiel mit zwei sehr langen Endborsten und Bythotrephes einen sehr langen mit kurzen Endborsten besitzt.

Bei diesen specifischen Bewohnern der Seen kann man sich nun wohl die Frage vorlegen: Wie gelangten diese Thiere in die Seen? Sie können nicht durch Flüsse und Bäche hineingewandert sein, denn niemals hat man welche darin gefunden, während eine solche Einwanderung bei Krebsflöhen und Wasserflöhen sehr wohl angenommen werden kann, ohne daß man Vögel oder andere Vehikel anzurufen brauchte. Aber hier bei den Polyphemiden haben wir nur einerseits das Meer, andererseits die Seen und bei Leptodora gar nur einzig und allein die Seen, denn bis jetzt wenigstens hat man noch keine Krustenthiere im Meere gefunden, welche mit Leptodora in irgend welche genetische Beziehung gebracht werden könnten. Bei den Polyphemiden dagegen ist dieses leicht, denn die beiden Süßwassergattungen Polyphemus und Bythotrephes stehen mit dem marinen Podon in engster Verwandtschaft, so daß man wohl eine successive Entwickelung beider aus der marinen Urform annehmen kann, während Evadne mit ihrem sonderbar aufgeblasenen Rücken allerdings etwas bei Seite steht. Aber Leptodora?

Vielleicht giebt uns die geographische Verbreitung einigen Aufschluß?

Leptodora ist wohl am weitesten verbreitet; in Europa, abgesehen von Nordamerika, einheimisch von Norwegen und Rußland bis in das südliche Italien hinein. In den Grenzbezirken, nördlich wie südlich, hat sie ohne Zweifel das Uebergewicht. Ich erinnere mich nicht, einer anderen Gattung aus dem Norden erwähnt zu sehen. In Italien herrscht sie fast allein. Nur in den tiefsten Seen von Iseo, Como und Garda will Pavesi neben ihr noch einige höchst seltene Bythotrephes gefangen haben, die einzigen auf dem südlichen Abhange der Alpen; im Luganer See habe ich nur Leptodora und keinen Polyphemiden gefischt. Im Genfer See dagegen wie überhaupt in den Seen auf der nördlichen Seite der Alpen herrscht der Bythotrephes vor; auf etwa hundert Bythotrephes, die ich bei Morges oder Montreux fischen lasse, kann ich etwa eine Leptodora rechnen; zuweilen kommt sogar nicht eine einzige in das Netz, während es von Bythotrephes wimmelt. Möglich, daß der Bythotrephes in größeren Tiefen heimischer ist; wurde er ja doch zuerst in dem Magen der Grundfelchen entdeckt und erst später im Freien gefischt; aber das ist doch Thatsache, daß in dunklen Nächten ohne Mondschein der See in Lugano von Leptodora, in Morges von Bythotrephes ohne Mischung wimmelte. Polyphemus dagegen ist bis jetzt nur von den mehr östlichen Alpenseen angeführt, von Gmunden, Chiem u. s. w.; im Bodensee scheint er selten zu sein; im Genfersee habe ich ihn vergebens gesucht, und Pavesi führt ihn in seiner Liste von einundzwanzig italienischen Seen nicht auf. So hätte denn Polyphemus den engsten, Leptodora den weitesten Verbreitungsbezirk, und Bythotrephes stände in der Mitte.

Offen gestanden, paßt das wenig zu den bis jetzt vorgebrachten Meinungen.

Forel meint, die Eier der Cladoceren überhaupt seien von Wasservögeln in die Becken verpflanzt worden, und stützt sich darauf, daß A. Humbert an Federn von Wasservögeln Wintereier von Büschelkrebsen gefunden habe. Ich muß hier zum Verständniß eine Parenthese öffnen. Die meisten dieser Thiere bringen weichschalige Sommereier, die sich schnell entwickeln, und hartschalige Wintereier her-

vor, die häufig noch von besonderen Schalenbildungen umhüllt werden und einen Puff aushalten können. Solche Wintereier halten der Kälte und der Trockenheit Stand und bilden die Garantie für die Fortdauer der Art über die rauhe Jahreszeit hinaus. Es lohnte sich freilich der Mühe, einmal zu untersuchen, ob die Leptodoren Italiens, die nie zufrierende Seen bewohnen, ebenfalls Wintereier legen? Ich möchte es fast bezweifeln.

Wie dem aber auch sei, so schiebt die Forel'sche Ansicht, wie Pavesi richtig bemerkt, die Frage nur hinaus, ohne sie zu lösen. Wie kamen denn die Leptodoren in denjenigen See, aus welchem die Wasservögel die ersten Wintereier, ohne es zu wissen und zu wollen, an ihren Federn und Füßen wegtrugen? Schließlich, wenn wir nur diese Hypothese gelten lassen wollen, kommen wir dann zu einem speciellen Schöpfungsact in irgend einem ersten See, und für solche Lösungen haben wir den Geschmack verloren.

Jede ausschließliche Hypothese fehlt darin, daß sie sich nicht allen Fällen anpassen läßt. Die Verbreitung eines Thieres kann auf vielfache Weise geschehen. So mag es auch mit der Leptodora gegangen sein.

Ich kann der von Professor Weißmann aufgestellten Ansicht, daß in der Leptodora gewissermaßen eine Ur-Daphnide, ein Abbild des Stammtypus der Cladoceren zu erblicken sei, nicht beipflichten. Die Streckung und Verlängerung des Körpers, auf welche sich dieser Forscher beruft, der die Leptodora in so ausgezeichneter Weise behandelt hat, scheint mir eher ein Charakter der Fortbildung als der Ursprünglichkeit zu sein. Bythotrephes und Leptodora haben Junge mit verkürztem Leibe, der bei dem ersteren verkürzt bleibt, während er bei der letzteren sich nach und nach streckt; die Verlängerung ist also eine weitere Entwickelung. Ebenso entspricht die größere Zahl der Füße dieser Ansicht; alle Krustenthiere besitzen ursprünglich nur sehr wenig gegliederte Anhänge, deren Zahl sich theils im Ei, theils während successiver Häutungen mehrt. Die Polyphemiden mit vier Fußpaaren wären also auch in diesem Punkte hinter den Leptodoren zurückgeblieben. Endlich finden wir als allgemeines Gesetz, daß Süßwasserthiere sich aus entsprechenden Typen von Meerthieren hervorgebildet haben, letztere also vorausgegangen und nach gewissen Richtungen hin weniger entwickelt sein müssen; die Polyphemiden zeigen noch verwandte marine Typen, während die Leptodora keine mehr besitzt.

Aus allen diesen Gründen schließe ich, daß die Leptodora einen höher entwickelten Typus darstellt als die Polyphemiden und daß ihre Ausbildung früher begonnen haben muß.

Die weite Verbreitung unterstützt diese Ansicht. Man kann im Allgemeinen behaupten, daß ein Thier als Typus um so älter sein muß, einen je größeren Verbreitungsbezirk es gegenwärtig behauptet — natürlich abgesehen von der Mächtigkeit seiner Bewegungswerkzeuge.

Alle diese pelagischen Süßwasserthiere sind zu zart, zu klein, als daß sie uns bemerkbare Spuren in den Ablagerungen der Seen älterer Formationen hinterlassen haben könnten. Aber aus anderen Erscheinungen, deren Analyse uns hier zu weit führen würde, können wir vermuthen, daß die Seen der Tertiärzeit mit Wesen ähnlicher Art, mit den Voreltern der jetzt lebenden pelagischen Thiere bevölkert waren. Wahrscheinlich würden die Ursprungslinien in noch entferntere geologische Formationen zurückführen, wenn wir dieselben an der Hand von Thatsachen verfolgen könnten.

Diese Ansicht von der alten Abstammung der Leptodoren hindert nicht, anzunehmen, daß einzelne Seen, die neueren Ursprungs sind, durch Uebertragung bevölkert wurden. Eins schließt das Andere nicht aus. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß der See von Albano, der einen wahrscheinlich noch in historischer Zeit thätig gewesenen Krater erfüllt und in welchem Pavesi die Leptodora nachgewiesen hat, in anderer Weise als durch mittelbare Uebertragung bevölkert worden sei. Es wäre gewiß sehr verdienstlich und würde wesentlich zur Erläuterung dieser Frage beitragen, wenn einmal ein mit diesen Untersuchungen vertrauter Forscher die Kraterseen von Toscana und Neapel untersuchen wollte, welche nicht direct mit dem Meere in Verbindung stehen, süßes Wasser enthalten und in welchen bis jetzt noch keine Leptodoren nachgewiesen wurden.

Doch genug mit diesen Speculationen. Sie sollten nur zeigen, wie jede, selbst die kleinste Frage in die Höhen und Tiefen der Wissenschaft sich weiter zieht, wenn man ihr bis in ihre letzten Folgerungen nachgehen will. Kehren wir zu unseren Leptodoren und ihren Genossen im Luganer See zurück.

Ulysse, der Hausknecht im Belvedere, hat unverhohlenes Staunen über den Inhalt meiner Kisten geäußert. Das Mikroskop, das ich sorgfältig in einem Schranke berge, beunruhigt ihn nicht weniger als die feinen Netze, zu denen ich lange Stiele durch seine Vermittelung fertigen lasse. Als nun gar aus einem Magazin ein halbes Dutzend großer Glasgefäße, in welchen sonst Confitüren eingemacht werden, herbeigeschleppt wird, kennt seine Neugierde keine Grenzen mehr. Er will mir bei dem Auspacken der Uhrgläser, der kleinen Glasfläschchen, der Scalpelle und Pincetten hülfreiche Hand leisten, und als ich diese Hülfe zurückweise, macht er mir den Antrag, bei mir in Dienst zu treten; denn, meint er, bei einem Herrn, der Alles selber mache, müsse der Dienst leicht sein. Aber er hat ohne Zweifel mit den Matrosen geplaudert, die neben dem Belvedere bei dem Brunnen lungern, welcher mit einer nicht sonderlich zu rühmenden Statue Wilhelm Tell's von Vela geschmückt ist.

„Excellenz," sagt einer der Fischer, „wollen Sie nicht auf den See hinaus, um zu fischen? Heute Nachmittag beißen sie gewiß an, denn am Abend werden wir wohl ein Gewitter haben. Soll ich Angeln in Bereitschaft setzen?"

„Ein Gewitter, sagst du? Das wäre recht ärgerlich, denn ich wollte erst nach Sonnenuntergang ausfahren!"

„Ganz recht, Excellenz!" Der Matrose zieht den Finger durch den Mund und hält ihn in die Luft. „Ich habe mich doch wohl geirrt," sagt er. „Der Wind hat sich gedreht. Das Gewitter wird erst gegen Morgen kommen! Also bereite ich Angeln?"

„Nichts als eine kleine Laterne. Für das Uebrige will ich schon sorgen."

Pavesi und der Sohn des Hotelbesitzers sind mit von der Partie. Es ist des Lachens kein Ende, als wir mit den feinen Netzen, den Glasgefäßen, einer mehrere hundert Meter langen Leine, an der ein Blechkübel und ein Gewicht befestigt sind, erscheinen und uns an Bord der Barke einrichten. Die Matrosen unterhalten sich lachend in ihrem Dialekt; Pavesi und der junge Béha übersetzen mir ihre Späße. „Die Agoni sind freilich sehr dumm," sagt der eine, „aber so dumm sind sie doch nicht, daß sie in dem Blechkübel sitzen bleiben, wenn er heraufgezogen wird!" — „Die Schmetterlinge möcht' ich sehen, die sie mit den feinen Netzen im Wasser fangen wollen! Wo hinaus, Excellenz?" — „Haltet gerade auf die Mitte des Sees, gegen Caprino hin!"

Wir gleiten langsam über die spiegelglatte Fläche. In einiger Entfernung von dem Ufer tauchen wir die feinen Netze ein. „Hier," sagt Pavesi, „habe ich im August 1877 einen solchen Schwarm von Leptodoren gefunden, daß sie am Grunde des Netzes eine schleimige, durchsichtige Masse bildeten, wie Fischrogen. Ich denke, es soll uns auch heute, am 7. September 1880, nicht fehlen."

Die Gläser werden sorgsam ausgespült und mit Wasser gefüllt. Wir leeren die Netze, indem wir sie umkehren und durch wiederholtes Eintauchen abspülen.

Herbei mit der Laterne!

Sie wird hinter die Gläser gehalten, die von durchsichtigen Thieren wimmeln. „Leptodoren in Menge!" ruft Pavesi. „Unzählige Daphniden und Cyclopiden! Sie sehen jetzt selbst, daß ich Recht hatte gegenüber anderen Forschern, die nichts gefunden haben! Eh! Bravi!"

Die Matrosen schütteln die Köpfe. „Das Zeug soll in dem krystallklaren Wasser sein? Unmöglich! Die Herren haben die Bestien wohl in den Netzen mitgebracht?"

Als ich vor dreißig und mehr Jahren, einer der Ersten, in der Bucht von Villafranca in ähnlicher Weise fischte, glaubten manche meiner Bekannten aus Nizza, das ginge nicht mit rechten Dingen zu. Waren sie doch hundertmal über die Bucht gefahren, ohne jemals Aehnliches gesehen zu haben.

„Excellenz," sagt ein Pfiffikus, „darf ich wohl selbst einmal mit dem Netze fischen?"

„Da hast du es!"

Er spült ein Gefäß sorglich aus, füllt es selbst mit Wasser, wäscht und windet das Netz aus und hält es dann wie wir

in das Naß, während der Andere langsam rudert. Nach einiger Zeit spült er es ganz so, wie er es von uns gesehen hat, in dem Gefäße aus. Es wimmelt ebenso wie in unseren Gläsern.

„Mein Lebtag trinke ich kein Wasser mehr aus dem See!“

„Das ist ein Unglückstag!“ ruft der Andere. „Mein Kamerad hat nun einen Grund mehr, in der Kneipe zu sitzen!“

„Seid keine Thoren! Die Thierchen werden euch kein Loch in den Magen beißen!“

„Sie haben gut reden, Excellenz. Sie brauchen kein Seewasser zu trinken. Aber wir armen Kerle, die wir oft Tage und Nächte hindurch auf dem See liegen müssen, womit sollen wir unseren Durst stillen?“

„Mit Wasser! Da seht!“ — Ich spüle ein Glas, fülle es im See und trinke es aus.

„Schon recht, und jetzt wollen wir glauben, daß es nicht schädlich ist. Aber das ist einerlei — ich möchte doch lieber, daß ich nicht wüßte, was da in dem Wasser sich umhertummelt!“ Adam, der von dem Baume der Erkenntniß genossen hat!

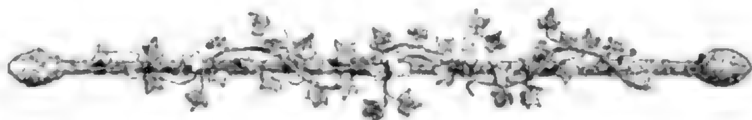
Wir kehren mit reicher Beute heim, und Tags darauf geht es ans Mikroskop mit all den Herrlichkeiten. Die meisten Leptodoren tragen Junge in ihren Brutsäcken, und nach langem Suchen wird auch ein Männchen zwischen den zahllosen Weibchen entdeckt, das sich durch längere, mit vielen Tastborsten versehene vordere Fühlhörner auszeichnet. Ach, wer Zeit und Muße hätte!

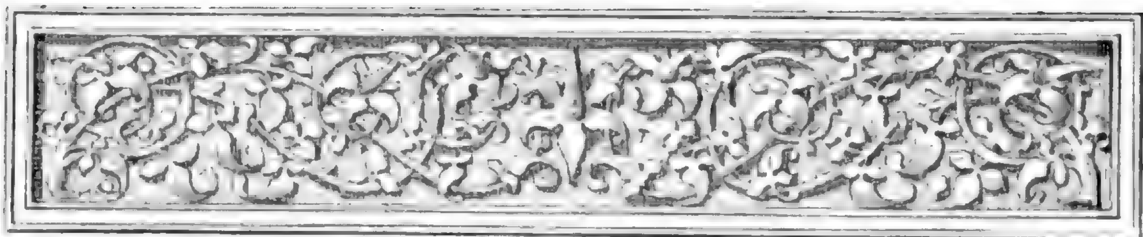
* * *

Die Stunde der Abfahrt aus dieser paradiesischen Gegend hat geschlagen. Die Freunde geben uns das Geleite zur Post, die uns über den Monte Cenere nach Bellinzona, von da mit der Eisenbahn nach Biasca und dann weiter nach Airolo führen soll, wo wir nächtigen wollen, um Morgens früh unsere Reise über den Gotthard fortzusetzen. So weit die Kastanienbäume reichen, bleibt uns das schöne Wetter, dann beginnt der Nebel und weiterhin der Regen. Aber bei dem Aufstiege nach Airolo, wo wir erst um elf Uhr Abends anlangen, zeigen sich durch die Nacht Bilder, welche einem Höllen-Breughel würdigen Stoff hätten liefern können. Ueberall hämmert, klopft und pocht es; an den Felswänden huschen Lichter hin und her; aus dem Thale dröhnt das Rollen der Wagen, gellt der Pfiff der Locomobilen; hier und da bricht aus dem Dunkel ein heller Lichtstrahl, — es ist das Thor eines Tunnels, der schraubenförmig durch den Felsen sich windet. Ueberall tosender Kampf des Menschen gegen die starre Natur!

Dieselben Scenen wiederholen sich auf der anderen Seite unterhalb Göschenen. Endlose Wagenzüge, mit Holzwerk, Maschinen, Baumaterial, Waaren beladen, sperren den Weg, so daß sich die Post nur mühsam durchwindet; lange Reihen von Arbeitern, jeder mit seinem Grubenlicht, kommen zur Ablösungszeit aus den Zugangstunneln heraus; die hier und da schon fertiggestellte Eisenbahn zieht sich bald in luftiger Höhe, bald in schwindelnder Tiefe unter der Chaussee hin; riesige Brückenpfeiler wachsen dem Niveau entgegen, in welchem sie beschient werden sollen. Das Alles verschwimmt im Nebel eines feuchten und kalten Sprühregens, der uns bis nach Luzern begleitet; denn wir zählen den 20. September, und der Winter, der ungastliche, beginnt in den Hochregionen, während drüben die Sonne noch warm scheint und der Mensch sich seines Lebens freuen kann, ohne künstlicher Erwärmung zu bedürfen.

Das Leben nährt sich von Contrasten. Aber die Kälte ist doch ein unbehaglich Ding, und das Braun des Herbstes wie das Weiß des Winters halten nicht Stand gegen das Grün des immerwährenden Frühlings der drei oberitalischen Seen, des Verbano, Ceresio und Lario, die ursprünglich nur ein vielfach verästeltes Becken gebildet haben mögen.





Eine feste Burg.

Von

Rudolf Genée.

Wenn man von der hohen Bastei der stattlichen Feste Koburg hinabblickt in die strahlend grüne und heitere Landschaft, welche hier von den koburgischen, meiningischen und fränkisch-bayerischen Waldungen umsäumt ist, so kommt Einem kaum in den Sinn, daß von diesen Mauern und Basteien einst die Feuerschlünde donnerten, um den belagernden Feinden Verderben zu bringen; und daß eben jenes freundliche Land viele Jahre hindurch immer wieder zertreten, verwüstet und verbrannt wurde von der Furie des unglückseligsten aller Kriege. Diese liebliche Landschaft mit ihren sanft aufsteigenden Waldungen, breiten Wiesen, gesegneten Kornfeldern und freundlichen Dörfern ist so ganz und gar das Bild des Friedens, daß es der Phantasie nicht leicht wird, dies Bild zu zerstören und in jene Zeit des Schreckens zu übertragen.

Die Feste Koburg hat aber nicht allein ihre kriegerische Epoche gehabt als ein Bollwerk der protestantischen Partei, sondern sie war auch hundert Jahre früher eine Zeit lang der Wohnsitz jenes großen Mannes, um dessen Schöpfung willen jener spätere Krieg sich entzündete. Auch die Feste Koburg hat den Ruhm, gleich ihrer thüringischen Schwesterburg, Martin Luther in ihren starken Mauern beherbergt, ihm ein halbes Jahr Schutz gewährt zu haben. Luther's Aufenthalt auf der Wartburg hat beim deutschen Volke eine größere Berühmtheit erlangt; zum Theil wohl durch die romantischen Umstände, unter welchen dort seine Einquartierung geschah, zum Theil auch durch die größere Popularität der Wartburg selbst. Aber wenn wir uns die geistige Thätigkeit vergegenwärtigen, welche Luther auf der Koburger Feste entwickelte, so erscheint sein dortiger Aufenthalt nicht weniger bedeutungsvoll und ruhmreich. Neben allem Uebrigen, was er hier schuf, soll auf dieser Burg auch das gewaltige Lied entstanden sein, welches unvergänglicher ist als der berühmte Tintenfleck in der Wartburg; denn das Tintenfaß, welches Luther hier gegen den Teufel schleuderte, war sein frommer Schlachtgesang: Ein' feste Burg ist unser Gott! Dies Lied entspricht nicht allein der Situation, in der er sich hier — während des Augsburger Reichstages 1530 — befand, es entspricht auch der Stimmung seines Gemüthes, über welche wir aus dieser Zeit Berichte von seinen Freunden haben. Und nicht nur hierin ist der Grund zu erkennen, daß man, trotz mancher gegen die Richtigkeit jener Annahme sprechender Zeugnisse, immer wieder mit Vorliebe zu dem Glauben an diese Geburtsstätte des Liedes zurückgekehrt ist. Das wuchtige Lied stimmt auch vor Allem ganz zu dem Charakter der Feste Koburg, welche mit ihren schweren, massigen und einfachen Mauern und Basteien zur Wartburg sich verhält wie ein schlichter und ernster, mit schwe-

rem Eisen gepanzerter Ritter zu einem blondlockigen, in schöne Farben gekleideten Minnesänger.

Auch mit der Feste Koburg ist wie mit der Wartburg in neuerer Zeit eine gründliche Restauration vorgenommen worden. Auch dieses Bauwerk hatte jene Zeit überdauern müssen, in welcher von der jetzt herrschenden Pietät für derartige steinerne Geschichtsmonumente und für deren Conservirung nichts zu spüren war. Aber die alten und gewaltigen Steinwälle dieser Burg haben sie vor einer tiefer gehenden Zerstörung besser geschützt, als es bei der Wartburg der Fall war. Die Renovation, welche nach Heideloff's Plänen 1838 begonnen hatte, wurde seit dem Jahre 1846 durch seinen Schüler Rothbart allein durchgeführt. Die werthlosen und schlechten Häuser wurden entfernt, die Hauptgebäude aber: der Fürstenbau, das ehemalige Zeughaus mit den hohen Giebelfaçaden, der Thurm an der Westseite u. s. w., stilmäßig ausgebessert, andere Theile ganz erneuert. Neben dem Neuen aber, was hierbei geschaffen wurde, ist noch genug von den altersgrauen Mauern vorhanden, um uns aus der ereignißreichen Vergangenheit Vieles erzählen zu können.

Die „hohe Bastei" der Burg liegt 520 Fuß oberhalb der Stadt Koburg und 1410 Fuß über dem Meeresspiegel. Drei der Wege, welche durch den mit prächtigen Bäumen und sauberen Anlagen geschmückten Hofgarten hinauf zur Höhe des Festungsberges führen, der nach Südosten hin mit den waldbedeckten Bausenbergen in Verbindung steht, finden sich am Fuße einer langen und ziemlich steil aufsteigenden Steintreppe zusammen. Die alte Fahrstraße hingegen steigt nach der Westseite hinauf, wo man den älteren der beiden Thürme mit seinen breiten Basteien gerade vor sich hat (s. beifolgende Illustr.). Von den alten schweren Geschützen auf der Festung ist jetzt nicht mehr viel vorhanden. Die meisten wurden nach der im Jahre 1635 erfolgten Uebergabe an die Kaiserlichen hinweggeführt; andere wurden 1801 verkauft und kamen nach Bamberg. In der Waffensammlung, die sich in den inneren Räume der Feste befindet, stehen noch zwei der alten Orgelgeschütze. Auch ist die Bärenbastei noch mit einigen alten Kanonen besetzt, von denen namentlich die eine von großem Interesse ist. Sie wurde 1570 in Freiburg gegossen, und die darauf befindlichen Verse wie eine bildliche Darstellung beziehen sich auf den damaligen Flacianerstreit. Die Figuren am Bodenstück des Geschützes haben die Umschrift:

Die Flacianer und Zeloten
Seint des Teufels Vorboten.

Auch die beiden sich in den Haaren liegenden Figuren, welche als Henkel (Delphine) dienen, haben gleiche Beziehung.

Der Thurm an der Westseite der Feste Koburg.

Digitized by Google

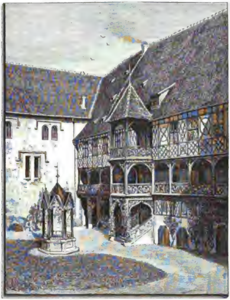
Hat man jenen neueren Weg mit den hohen Staffeln zurückgelegt, so schreitet man oberhalb des Walles über eine steinerne Brücke, welche erst bei der im Jahre 1838 begonnenen Restaurirung der Feste hier an Stelle der alten hölzernen Zugbrücke erbaut worden ist. Von der Brücke gelangt man durch das mit schweren Sculpturen, Pulvertonnen, Granaten etc. gekrönte Thor, bewacht von den Thüringer Löwen, nach rechts und nach links zu den unteren Basteien der Festung und tritt durch das dunkle innere Burgthor in den ersten — und vermuthlich ältesten — der beiden großen Festungshöfe. Hier stehen wir sogleich vor dem malerischen sogenannten „Fürstenbau“, unter den fünf umfangreichen Gebäuden der Feste das interessanteste, da erstens in diesem Fürstenbau nach der anderen Seite der Landschaft zu die Wohnung Luther's war, und da ferner die anderen Gemächer der in rechtem Winkel zu einander stehenden Seitenflügel dieses Baues alle jetzt auf der Festung befindlichen Sammlungen enthalten. Eine Beschreibung derselben wie auch der zum Theil kostbaren Decorirungen der verschiedenen Gemächer liegt nicht im Zwecke dieser Mittheilungen. Es genüge hier ein Hinweis auf die werthvolle Handschriftensammlung, auf die Gewehrkammer und den inhaltvollen Rüst- und Waffensaal. Letzterer enthält außer der umfangreichen Sammlung von Stahl- und Eisenwaffen, seit dem Mittelalter, auch einen Harnisch des Herzogs Bernhard von Weimar.

Der genannte „Fürstenbau“ (s. Illustr. S. 647), dessen dunkles, von wildem Wein reich umranktes Holzwerk besonders vom Hofe aus einen malerischen Anblick gewährt, mußte auch in neuerer Zeit vielfach ausgebessert werden. So ist das schöne Holzgeländer, welches die Galerie und den Treppenbau schmückt, erst in diesem Jahrhundert hergestellt worden, da das alte Holzwerk während der langen Belagerung im dreißigjährigen Kriege abgebrochen und zur Feuerung benutzt wurde. Aber in seinen wesentlichen, jetzt noch stehenden Theilen stammt dieser Bau aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Wann an dieser Stelle die ältere Burg erbaut wurde, ist nicht mehr festzustellen. Die ältesten Nachrichten, in denen Koburg als Ort erwähnt wird, sind aus dem elften Jahrhundert. Später, im Jahre 1122, ist einmal von einem Berg des Namens die Rede, auf welchem jedenfalls die Burg schon gestanden hat; und in einer Verordnung des Bischofs von Würzburg aus dem Jahre 1265 wird die Burg als castrum erwähnt. In den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens ist die Feste im Besitze verschiedener Gaugrafen gewesen, bis das Geschlecht der Grafen v. Henneberg seine Macht außerordentlich erweitert hatte und zu seinem bereits sehr umfänglichen Gebiete auch endlich Stadt und Land Koburg erhielt. Nach dem Tode der Gräfin Jutta von Henneberg kam das koburgische Gebiet an den Markgrafen zu Meißen, wonach aber wieder seiner Wittwe die Pflege Koburg als Erbland zufiel. Zahlreiche Fehden mit fränkischen Grafen hatten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert das Land beunruhigt und wiederholte Kämpfe um die Feste herbeigeführt. Noch in den Jahren 1450 bis 1452 führten die Gebrüder Grafen Vitzthum Krieg gegen den Herzog Wilhelm. Die Feste wurde vom Herzog belagert und endlich zur Uebergabe genöthigt. Die Geschichte Koburgs als eines selbständigen Fürstenthums beginnt eigentlich erst mit der Landestheilung von 1572, durch welche die weimarischen Lande dem Herzoge Johann Wilhelm verblieben, die koburgischen Lande aber den Söhnen Friedrich's des Mittleren, den Herzögen Johann Casimir und Johann Ernst, zufielen. Aber seit jener Theilung sind so zahlreiche Zerreißungen der Thüringer Fürstenthümer erfolgt, daß fast mit jedem neuen Herrscher auch die Landesgrenzen wieder geändert wurden. Es gewährt ein trauriges Interesse, in welcher Weise damals im Herzen des deutschen Reiches Fürsten mit ihren Völkern schalten durften. Bei allen den zahlreichen Landestheilungen war von einem Staatsinteresse keine Rede; die Völker aber galten nur als Heerden, welche bald da bald dorthin, je nach dem persönlichen Interesse der fürstlichen Machthaber, zur Vertheilung kamen.

Als im Jahre 1525 Johann der Beständige, der zweite Sohn des Stifters der Sachsen-Ernestinischen Linie, seine Regierung über die thüringischen und fränkischen

lischen Lande angetreten hatte und die Schrecken des Bauernkrieges besonders über Franken hereinbrachen, hatte die Feste Koburg dem gesammten koburgischen Adel Schutz gewährt, bis der Kurfürst Johann der Beständige das Heer der die Feste belagernden Bauern vertrieb. Die Reformation hatte gleich nach ihrem Beginn in Koburg die eifrigsten Anhänger gefunden; schon 1518 hatte die Stadt



Der erste Festungshof mit dem Fürstenbau der Feste Koburg.

einen lutherischen Prediger, und die Mönche und Nonnen mußten die Klöster des Landes verlassen. Als mit Beginn des Jahres 1530 der Kaiser den Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben hatte, war Kurfürst Johann der erste der protestantischen Fürsten, welcher sich entschloß, nach Augsburg zu gehen. Am 3. April trat er seine Reise von Torgau zunächst nach Koburg an, in Begleitung von Melanchthon, Jonas, Spalatin und Martin Luther. In Koburg wollte der Kurfürst erst nähere Nachrichten vom Kaiser und über den Zeitpunkt seines Eintreffens in Augsburg erwarten, und während dieses Verweilens in Koburg hatte Luther in mehreren Orten des Landes wie auch in der St. Morizkirche der Stadt gepredigt. Als endlich am 22. April der Kurfürst nach Augsburg aufbrach, ließ er Luther auf der Feste Koburg zurück. Luther blieb nicht gern dort, denn er wäre lieber selbst auf dem Kampfplatz erschienen. Das aber schien dem Kurfürsten nicht rathsam. Abgesehen davon, daß er hoffte, die Verhandlungen über das Schicksal der protestantischen Sache würden ohne Luther's Gegenwart leichter zum erwünschten Ziele führen, schwebte auch über Luther's Haupt noch drohend die Reichsacht. In seinem ersten aus Koburg datirten und lateinisch geschriebenen Briefe äußerte sich Luther über sein Zurückbleiben kurz: „Der Fürst hat mir befohlen, während Andere auf den Reichstag gehen, in Koburg zu bleiben; ich weiß nicht warum."

Gleich nach dem Abzug des Kurfürsten und seiner Begleiter hatte Luther die

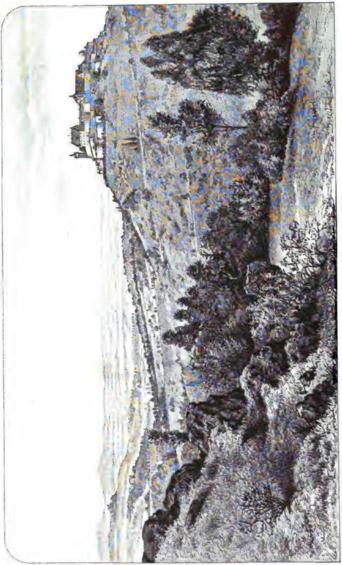
äußerliche Ruhe, die er auf der Feste genoß, sich zu Nutze machen können, um verschiedene seiner umfänglichen Arbeiten, zu denen auch seine Uebersetzung des Aesop gehörte, wieder aufzunehmen. Er selbst schrieb darüber in seiner bilderreichen Sprache (wieder lateinisch) am 22. April an Melanchthon:

„Wir sind endlich, mein theuerster Philipp, in unserm Sinai angelangt, aber wir werden ein Zion aus diesem Sinai machen und daselbst drei Hütten (tabernacula) bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Aesop eine; doch dies ist weltlich. Der Ort an sich ist fürwahr sehr angenehm und zum Studiren ganz bequem, nur daß ihn eure Abwesenheit traurig macht."

Die geistige Thätigkeit, welche der merkwürdige Mann an diesem zum Studiren so angenehmen Ort entwickelte, grenzt ans Wunderbare. Obgleich er von körperlichen Leiden gequält war, über Sausen im Kopfe und Schwindel wie über Zahn- und Halsschmerzen klagte, so hatte er doch außer der schon früher begonnenen Uebersetzung des alten Testamentes und den Uebertragungen äsopischer Fabeln noch eine beträchtliche Anzahl seiner hervorragendsten theologischen Schriften hier verfaßt, darunter auch seine „Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstage zu Augsburg". Diese Schrift wurde im Mai nach Wittenberg zum Druck befördert; eine andere wichtige Schrift: „Die Bekenntniß Martin Luthers auf den jetzigen angestellten Reichstag zu Augsburg einzulegen", wurde in Koburg gedruckt. Und neben diesen und zahlreichen anderen Arbeiten führte er noch eine so eifrige Correspondenz mit seinen Freunden, daß wir in der de Wette'schen Sammlung nicht weniger als hundertundneunzehn Briefe aus Koburg datirt finden.

Wie Luther schon früher auf der Wartburg seine Briefe in den mannigfachsten Umgehungen des Ortsnamens datirt hatte, wie: aus der Luft, aus Patmos, aus der Wüste, unter den Vögeln ꝛc., so hatte er auch hier auf der Feste Koburg wieder zu dieser Methode gegriffen; doch scheint es mehr zum Scherz als aus Gründen der Vorsicht, denn unter sehr zahlreichen Briefen steht auch der einfache wirkliche Ortsname. Wo er in den lateinischen Briefen denselben umging, schrieb er in den meisten Fällen: Ex Eremo. Mehrmals hatte er den Namen in Gruboc umgekehrt; in anderen Briefen heißt es: aus der Wüste, aus dem Vogelreiche u. s. w. Besonders hatten die Vögel, welche in den zu seinen Fenstern emporragenden Bäumen hausten, ihn beim Datiren der Briefe zu den beliebten humoristischen Spielereien angeregt. So datirte er einmal seinen Brief: „Vom Reichstag der Dohlen", einen anderen „Aus dem Reiche der Malztürken". Dieser letztere Brief giebt eine so humoristische und lebendige Schilderung von dem Leben der Vögel unter seinen Fenstern, daß die bezügliche Stelle darin hier im Wortlaute folgen möge. Der vom 28. April datirte Brief ist deutsch geschrieben und an seine Tischgenossen in Wittenberg gerichtet. Er schildert darin seinen einsamen Wohnsitz auf der Feste, und nachdem er seine Freunde in Wittenberg benachrichtigt hat, daß er nebst Magister Veit und Cyriacus nicht mit zum Augsburger Reichstag gegangen sei, fährt er fort:

„Wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag kommen. Es ist ein Rubet gleich für unserm Fenster hinunter, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimm und Odem so lang währen möge. Und möchte gern wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hier versammlet. Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer für unseren Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig, in einerlei Farben, aber gleich schwarz und alle gleich grauaugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Pallast und Saal, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen, grünen Zweigen. So sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach



Die koburgische Landschaft mit der Feste von der Südseite.

Digitized by Google

Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn entsitzen können. Es sind große, mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gersten, Hafern, Malz und allerlei Korn und Getraidig, und wird mancher hie werden und große Thaten thun" 2c.

Daß Luther in diesem Briefe sich so eingehend mit den Dingen beschäftigte, die er von seinem Fenster aus beobachten konnte, giebt uns schon den Beweis, daß sein eigentliches Wohnzimmer in dem nach Norden gelegenen Flügel des sogenannten Fürstenbaues lag; denn nur hier ist der Berg so dicht mit Buschwerk und mit Bäumen besetzt, daß sie über die hohen Mauern hinaus bis zu den Fenstern emporragen. Das „Rubet" — Buschwerk —, von welchem er hier schreibt, lag damals jedenfalls noch tiefer. Jetzt sind die Bäume so hoch hinaufgewachsen, daß sie die Fenster dieses hervorspringenden Flügels der Gebäude zum großen Theil verdecken, wie man aus der beigefügten kleinen Abbildung dieses Theils der Feste ersehen mag (s. Illustr. S. 651.)

Als „Lutherzimmer" wurde bisher auf der Feste ein kleines Gemach bezeichnet, welches im mittleren Stockwerk des Fürstenbaues liegt und in welchem sich noch die von Luther benutzte Bettstelle befindet, nebst einer Sammlung verschiedener Gegenstände, die erst in neuerer Zeit dort aufgestellt wurden. Daß aber dies kleine und nur wenig erhellte Gemach nicht sein einziges Wohnzimmer war, dafür spricht schon der Umstand, daß Luther hier als großer und gefeierter Mann, als hochgeehrter Gast des Kurfürsten wohnte. In einem seiner ersten Briefe schreibt er selbst: „. . . Uebrigens fehlt mir nichts, was zu dem einsamen Aufenthalt gehört. Das große Gebäude, das am Schlosse hervorragt, ist mir gänzlich eingeräumt, und ich habe die Schlüssel zu allen Gemächern in Händen. Man sagt, es würden hier über dreißig Mann unterhalten, darunter zwölf zur Nachtwache und zwei Thurmwart auf den verschiedenen Thürmen." — Es ist denn auch erwiesen, daß das eigentliche Wohnzimmer Luther's jenes im oberen Stockwerk desselben Flügels gelegene schöne, helle Gemach war, welches als das „Hornzimmer" bezeichnet wird. Dies Gemach hat einen besonderen Werth durch die kunstvolle Decoration der Wände und der Decke erhalten, welche mit einem sehr complicirten Holzmosaik, Scenen aus dem Jagdleben des Herzogs Johann Casimir enthaltend, bedeckt ist. Dieser Schmuck hatte aber zu Luther's Zeit noch nicht existirt und wurde auch ursprünglich nicht für diesen Platz, sondern für die in der Stadt Koburg befindliche „Ehrenburg" verfertigt und erst 1632 vollendet. Zu Anfang dieses Jahrhunderts ist dann dies ganze Holzwerk aus der Ehrenburg entfernt und auf die Feste gebracht worden; es dient seitdem als Decoration für das ehemalige Wohnzimmer Luther's. Dadurch ist aber nicht allein die Erinnerung an Luther's damaligen Aufenthalt verwischt worden, sondern es wurden damit auch leider die an den Wänden jenes Zimmers von Luther's Hand niedergeschriebenen Sprüche beseitigt. Dem Jagdvergnügen hoher Herren hat ja ehedem so Manches zum Opfer fallen müssen. Hier aber geschah die Zerstörung — mag sie auch durch einen noch so kunstvollen Schmuck verdeckt sein — ohne ersichtlichen Zweck.

Außer den Nachrichten, welche Luther in seinen ersten Briefen von der Feste über seinen dortigen Aufenthalt giebt, wissen wir über sein Leben daselbst nicht viel. Im September kam Prinz Johann Friedrich (der spätere Kurfürst) nach Koburg, um Luther zu besuchen, und beschenkte ihn dabei mit einem schönen Ringe. Daß der Reformator die Verhandlungen in Augsburg mit Spannung und größter Erregtheit verfolgte, braucht kaum gesagt zu werden. Von seinen Briefen aus Koburg während des Reichstages sind die meisten an Melanchthon gerichtet, außerdem an Jonas, Spalatin, Joh. Agricola, an Wenzel Link und Lazarus Spengler in Nürnberg und an den Kurfürsten Johann. In einem Briefe vom 26. August (an Melanchthon) spricht er sein Mißtrauen gegen das Vergleichungswerk aus. Zwei Tage später schreibt er an Spalatin, warnend vor der Hinterlist der Katholischen. Aber in einem anderen Briefe an denselben beruhigt er ihn wieder wegen

Blick auf die Lutherwohnung an der Nordseite der Feste Koburg.

des Gerüchtes, daß die Evangelischen zu viel nachgegeben hätten, und schließt mit dem Wunsche, er möge sein Herz wegen der Befürchtungen zufrieden geben, denn „wir wollen nichts nachgeben wider das Evangelium; geben aber die Unsern etwas nach wider das Evangelium, so soll der Teufel jenes Theil betreten, das sollt ihr sehen!“ In einem vom 8. September datirten Briefe an seine herzliebe Hausfrau Katherine in Wittenberg seufzt er bereits: „daß nur des Reichstages ein Ende werde! Wir haben genug gethan und erboten; die Papisten wollen nicht ein Haar breit weichen“ rc. Und als Kurfürst Johann den Reichstag verlassen hat, schrieb Luther an ihn: „Ich bin von Herzen erfreut, daß Euer Kurfürstliche Gnaden aus der Höllen zu Augsburg mit Gottes Gnaden kommen sind.“

Das gewichtigste und älteste Zeugniß über die Entstehung des Liedes „Ein' feste Burg“ auf der Feste Koburg rührt von Hieronymus Weller her, der in eben dem Jahre 1530 Erzieher von Luther's Sohn Hänschen war. Nach Geffken's Mittheilung („Die Hamburger und niederdeutschen Gesangbücher des sechzehnten Jahrhunderts“, 1857) habe derselbe sich darüber geäußert: „Dies Lied hat Lutherus gemacht zu der Zeit, da die Feinde des Evangelii ihn sammt allen christlichen Lehrern auf dem Reichstage zu Augsburg wollten auffressen.“ Als ein unbestreitbares historisches Zeugniß kann nun allerdings eine solche erst später gethane Aeußerung nicht gelten. Der Glaube an die Richtigkeit jener Annahme ist denn auch schon im vorigen Jahrhundert stark erschüttert worden, indem nämlich über ein Gesangbuch vom Jahre 1529 berichtet wurde, welches bereits das große Lied enthalten hat. G. Waldau, der dies Buch besaß, hat davon im Jahre 1788 eine ganz genaue Beschreibung gegeben. Aber jenes ältere Gesangbuch hat trotzdem bis heutigen Tages nicht wieder entdeckt werden können. Obwohl später von anderer Seite nachzuweisen versucht worden ist, daß das Lied sogar schon 1527 gedichtet sein müsse, so ging doch diese Beweisführung nur von „inneren Gründen“ aus, ohne durch ein positives Zeugniß unterstützt zu werden.* Die älteste bis jetzt entdeckte handschriftliche Wiedergabe des Liedes, und zwar mit der Gesangweise versehen, rührt in der That aus dem so vielfach angefochtenen Jahre 1530 her. Sie ist nicht von Luther selbst, sondern von dem ihm befreundeten Musiker Johann Walther in Torgau und befindet sich in einem handschriftlichen Notenheft, welches der genannte Musiker im Jahre 1530 in Torgau Luthern geschenkt hat. Dieser Schatz befindet sich im Besitze des Musikverlegers H. Klemm in Dresden und ist neuerdings von O. Kade herausgegeben

* Dies ist ganz neuerdings durch eine Autorität in der Luther-Literatur, den Pastor Knaake in Potsdam, versucht worden, dessen Abhandlung über diese Frage sich im 1. Heft der „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft“ (Leipzig 1881) befindet. Knaake unterstützt die Annahme für das Jahr 1527; aber seine Darlegung ist ein so complicirtes Netz von Indicien und Wechselbeziehungen, daß ich hier nicht näher darauf eingehen kann.

worden. Auf dem ersten Blatte dieses Notenbandes befindet sich von Luther's eigener Hand das Zeugniß: „Hat mir verehret mein guter Freund Herr Johann Walther Componist Musice zu Torgau 1530, dem Gott gnade — Martinus Luther."

Sollte nun wirklich Luther das Lied auf der Feste Koburg geschrieben haben, so müßte man annehmen, daß er es von dort an Walther nach Torgau geschickt hat, mit Angabe der Melodie, und daß Walther danach das Lied in diese Sammlung von Kirchenliedern eingetragen hat. Daß von Luther auch die Melodie herrührt, wäre darum immer möglich. In seiner Lobrede auf die Frau Musica rühmt er, wie auch eine einfache bloße Melodie, wenn sie „durch die Kunst geschärft und polirt wird", an Bedeutung gewinne. Luther war in Torgau nicht nur vor dem Augsburger Reichstag, sondern auch nachher, und zwar in demselben Jahre 1530 zweimal.

Es ist nicht meine Sache, die Frage wegen der Entstehungszeit des Liedes zu erörtern. Sollte aber der Text früher als 1530 gedichtet sein, so wäre es immer noch möglich, daß die Melodie, die ja gerade bei diesem Liede von so außerordentlicher Bedeutung, erst in diesem Jahre entstanden ist; denn eine frühere mit der Sangesweise versehene Niederschrift kennt man nicht, und auch das fragliche Gesangbuch von 1529 giebt den Text ohne Beifügung der Noten.

Uebrigens hielt auch noch Ranke, der ausgezeichnete Geschichtschreiber des Zeitalters der Reformation, mit Vorliebe an der Feste Koburg, als dem Geburtsort des Liedes, fest. Und es ist das begreiflich, wenn man die Stimmung Luther's während dieses Aufenthaltes berücksichtigt. Ranke sagt, das Lied „Ein' feste Burg" sei ein echter Ausdruck dieser Stimmung, und berichtet u. A.: „Luther sprach mit Gott wie mit einem gegenwärtigen Herrn und Vater. Sein Amanuensis in Koburg hörte ihn einst unbemerkt, als er einsam betete: ‚Ich weiß, daß du unser Gott bist, daß du die Verfolger der Deinen zerstören wirst; thust du es nicht, so gäbst du deine eigene Sache auf; sie ist nicht unser, wir sind nur gezwungen dazu getreten, du mußt sie auch vertheidigen!'"

Die Klagen Luther's über sein körperliches Befinden müssen seiner Frau von den Freunden mitgetheilt worden sein, denn in einem Briefe vom 8. September beruhigt er sie darüber: „Wer dir gesagt hat, daß ich krank sei, wundert mich fast, und du siehest ja die Bücher vor Augen, die ich schreibe. So habe ich die Propheten alle aus, ohne Ezechiel, darin ich jetzt bin" &c.

Der letzte Brief, den er von der Feste schrieb, war am 4. October an einen Hofmusikus Senfel in München gerichtet, und er preist darin die Macht der Musik, welche das Gemüth beruhigt und erhebt. Oft wohl mochte er in solchen Stimmungen, in welchen er dieser Trösterin bedurfte, auf der Höhe seiner Feste mit inbrünstigem Tone sein gewaltiges Lied gesungen haben, das „Bannerlied" der protestantischen Kirche, wie es Knaake schön und treffend bezeichnet.

Der Kurfürst Johann, welcher schon Ende September Augsburg verlassen hatte, kam auf der Rückreise wieder nach Koburg, von wo er am 6. October mit Luther abreiste, zunächst nach Altenburg, dann nach Torgau.

Von dieser Zeit ab ist aus den folgenden hundert Jahren nichts von Bedeutung über die Feste zu berichten. Erst im dreißigjährigen Kriege wurde ihr Gelegenheit, zu zeigen, daß auch sie den Namen einer „festen Burg" verdiente. Und sie hatte in zwei Belagerungen, welche sie in dem Zeitraum von 1632 bis 1635 auszuhalten hatte, ihrem Berufe als einem Bollwerk des protestantischen Deutschland Ehre gemacht.

Die erste dieser Belagerungen, welche Wallenstein persönlich leitete, mußte bald wieder aufgegeben werden. Der Commandant der Feste war damals der schwedische Oberst Taubadel. Nachdem die Stadt Koburg erst beschossen, dann von den kaiserlichen Truppen besetzt und geplündert worden war, ließ Wallenstein gegen die Ostseite der Festung, wo die hohe Bastei liegt und wo das ganze Bild der Feste (s. Illustr. S. 653) am meisten den Eindruck kriegerischen Trotzes macht, eine starke Schanze, seitdem der „Fürwitz" genannt, errichten und die Feste mit Granaten bewerfen. Eine Aufforderung zur Uebergabe wurde vom Commandanten

kurz abgewiesen. Am 3. October setzte der Feind Sturmleitern in die Gräben, um gegen die Basteien vorzudringen, mußte aber mit beträchtlichem Verlust sich wieder zurückziehen. Die kaiserlichen Truppen entschädigten sich dafür durch neue Plünderungen und Brandstiftungen in Stadt und Umgegend. Aber das schwere Unglück der Koburger sollte wenigstens diesmal nicht lange dauern, denn die Schweden unter Herzog Bernhard von Weimar rückten von Schweinfurt her zum Entsatz der Festung heran, und nachdem einige ihrer Abtheilungen in erfolgreichen Gefechten die isolanischen Reiter geschlagen hatten, fand es Wallenstein gerathen, die Belagerung aufzugeben. Der Feind wurde von schwedischen Dragonern verfolgt und erlitt großen Schaden; aber aus der befreiten Stadt stieg das Lied zum Himmel auf: Ein' feste Burg ist unser Gott!

Aus den Tagen dieser Belagerung ist ein interessantes Document in der Handschriften-Sammlung auf der Feste aufbewahrt: ein eigenhändiger Brief Wallenstein's an Clam-Gallas. Er berichtet diesem, daß er von Koburg aus seinen Weg über Hof nach Meißen nehmen wolle, und legt ihm ans Herz, er möge aufs strengste darauf halten, daß den Bauern nicht noch mehr genommen werde, damit sie selbst in ihren Winterquartieren zu leben hätten.

Nicht so schnell und glücklich für Koburg endete die zweite Belagerung, welche nahezu fünf Monate dauerte, von Anfang November 1634 bis Ende März des folgenden Jahres. Ein Unglück war es zunächst bei dieser Belagerung, daß zwischen den beiden sächsischen Commandanten der Festung Zwiespalt, ja offene Feindseligkeit herrschte, indem der bisherige interimistische Commandant v. Görtz sich anfänglich geweigert hatte, den zur Leitung der Vertheidigung neu eingesetzten Commandanten v. Zehmen anzuerkennen. Trotz dieser mißlichen Verhältnisse hatte die Festung der Macht des feindlichen Belagerungsheeres, das jetzt vom kaiserlichen Generalwachtmeister Lamboy befehligt wurde, lange Zeit tapferen Widerstand geleistet. Auch als in der Besatzung schon Noth herrschte und nachdem auf eine erneute Aufforderung des Feindes zur Uebergabe dem Obrist v. Zehmen gestattet worden war, die gegen die Festung angelegten Minen selbst zu besichtigen, um sich von der Aussichtslosigkeit weiterer Vertheidigung zu überzeugen — auch dann noch blieb man entschlossen, dem Feinde Trotz zu bieten. Da nun dieser sah, daß mit Gewalt nichts zu erreichen war, ergriff er das Mittel eines feigen Betrugs, indem Lamboy einen

Die Ostseite der Feste Koburg mit der hohen Bastei.

Brief in die Festung sandte, den man einem von einer Streifpatrouille erschossenen Boten wollte abgenommen haben. In diesem mit dem Namen des Herzogs Johann Ernst (in Eisenach) unterzeichneten und mit dem herzoglichen Siegel versehenen aber gefälschten Briefe wurde Obrist v. Zehmen ermahnt, die weitere Vertheidigung aufzugeben, indem der Herzog ihm keine Unterstützung schicken könne, die völlige Zerstörung der Feste aber sehr beklagen würde. Auch hiernach erhob sich unter den Befehlshabern der Belagerten Zwist, indem Zehmen gegen die Echtheit des Briefes Verdacht schöpfte. Aber die Meinung für Uebergabe gewann die Oberhand und die Capitulation erfolgte. Nach fünfmonatlicher Belagerung war es also diesmal nicht die „große Macht“, sondern die „viele List“ des Feindes, die den Sieg gewann.

Die von Wallenstein errichtete Schanze vor der östlichen Seite der Feste ist noch jetzt vorhanden, aber sie ist traulich mit Buschwerk und Bäumen umfriedet. Und umfriedet im eigentlichen Sinne erscheint Alles, was man von hier aus überschaut: nicht allein die grüne, von sanften Höhen umsäumte Landschaft, sondern die mächtige Feste selbst, die auch für Belagerungen heute nicht mehr dasteht. Aber in dem bösen „Reichstag der Dohlen“, in den Bäumen und dem Gemäuer unter den Luther-Fenstern ist's bis heute noch nicht ruhig und friedlich geworden. Den Ruf der Eule kann man Abends heute wie damals von dort vernehmen; — „doch fürchten wir uns nicht so sehr,“ können wir auch heute noch mit Luther singen. Und wenn er gleich das Bannerlied dort oben nicht geschrieben haben sollte, so schrieb er doch von seinem dortigen hohen Sitze manches andere kräftige und tröstliche Wort. Als er hier, in einem Briefe an Lazarus Spengler, diesen über seine Bedenken wegen der bösen Anschläge auf dem Augsburger Reichstag beschwichtigte, schrieb er im Vertrauen auf das Evangelium in seiner herzigen Weise: „Ob sich Christus gleich ein wenig würde schwach stellen, so ist er doch darum noch nicht vom Stuhl gestoßen.“

In der That überragt die Erscheinung Luther's alle anderen Erinnerungen, welche im Anblick der Feste Koburg in uns wachgerufen werden. Und in diesem Gedenken möge sie für alle Zeit als eine „feste Burg“ in das Land des Friedens schauen.

Der thierische Magnetismus.

Von

Prof. Dr. Richard Rühlmann.

II.

Englische und französische Beobachter berichten, daß manchmal Leute in der Hypnose mit großer Lebhaftigkeit lange und zusammenhängend gesprochen haben. Es wird unter Anderem berichtet, daß Hypnotisirte gelegentlich, auch ohne besondere äußere Anregung, sie selbst und Andere sehr compromittirende Dinge ausgeplaudert hätten. Ich selbst habe nie ähnliche Zustände so kräftiger geistiger Thätigkeit in der Hypnose beobachtet. Ich zweifele jedoch nicht an der Correctheit jener Berichte, sondern vermuthe, daß ich Gleiches selbst nur deshalb nie erlebt habe, weil unter all den zahlreichen von mir verwendeten Personen sich keine befand, welche sonderlich lebhaften Temperamentes und sehr gesprächig gewesen wäre. Beachtenswerth ist es ferner, daß es nicht immer nothwendig ist, einen Befehl wirklich auszusprechen. Auch die bloße Andeutung eines solchen durch Geberden genügt vollkommen, eine bestimmte Handlung bei in sogenanntem magnetischen Schlafe Befindlichen zu veranlassen.

Stellt man sich vor eine in Hypnose befindliche Person und deutet durch Bewegungen der Arme und Hände, eventuell unterstützt durch Vorwärts- oder Rückwärtsschreiten, an, daß die betreffende sich entfernen oder nähern soll, indem man sie gleichzeitig scharf ansieht, so geschieht dies selbst auf ziemlich große Entfernungen hin.

Dieser Versuch, welcher von Hansen selbst und den Anhängern einer besonderen biomagnetischen Kraft mit so vieler Ostentation als ein Beweis für die Wirksamkeit dieser angenommenen geheimnißvollen Kraft auf große Entfernungen hin bezeichnet worden ist, entpuppt sich somit nur als eine besondere Form der vorhin beschriebenen Befehlsautomatie.

Selbst leise Andeutungen eines Befehles, die gar nicht als solche beabsichtigt und von Anderen aufgefaßt worden sind, bewirken häufig spontane Bewegungen der Hypnotisirten. Wiederholt habe ich bemerkt, daß, wenn ich ganz hochgradig Empfindliche durch einen Blick, durch einen Zuruf oder sonstwie in experimentelle Katalepsie versenkt hatte und das Zimmer verließ, in dem sie sich befanden, dieselben mir bald mit unsicheren Schritten durch die geöffneten Thüren, selbst durch mehrere Zimmer hindurch folgten, bis sie an mich anstießen und dann regungslos stehen blieben. Hindernissen, die man ihnen in den Weg gestellt hatte, Stühlen, Tischen 2c., wichen sie dabei ganz zweckentsprechend aus, oder sofern dies nicht thunlich war, überkletterten sie dieselben dabei mit ziemlicher Sicherheit, ohne zu fallen.*

* Die große Aehnlichkeit dieser Vorgänge mit dem, was von sogenannten Mondsüchtigen berichtet wird, fällt wohl Jedem auf. Wahrscheinlich ist die sogenannte Mondsucht nur spontan auftretende Hypnose hochgradig Empfindlicher, welche dadurch her-

Eine nicht minder überraschende Erscheinung ist die besonders deutlich bei größerer Tiefe der Hypnose auftretende, zuerst von Heidenhain beobachtete Nachahmungssucht, welche bei manchen, jedoch nicht bei allen in experimentelle Katalepsie versetzten Personen zu bemerken ist.

Als ich zuerst von diesen interessanten Versuchen hörte, bemühte ich mich längere Zeit hindurch vergeblich, dieselben zu wiederholen. Schließlich jedoch, als ich die bis zur vollkommenen Unempfindlichkeit und Bewußtlosigkeit gesteigerte Hypnose durch Auflegen der warmen Hand auf den Scheitel der Hypnotisirten allmälig erleichterte, gelangen dieselben oftmals vollkommen.

Ich rieb mir die Hände, als ob es kalt sei, und die mit geöffneten Augen bis dahin regungslos und starr vor mir stehende Versuchsperson that, anfangs zögernd und unvollkommen, allmälig immer treuer nachahmend, dasselbe. Ich hob meine Arme in die Höhe, wiegte den Oberkörper hin und her, und alles dies wurde nunmehr mit sclavischer Treue wiederholt. Klatschen in die Hände, Oeffnen und Schließen des Mundes, die Pantomine des Gähnens, Kauens, Schluckens, kurz alles Mögliche wurde wie von einem Automaten nachgeahmt. Ich schloß hierauf die Augen, die Versuchsperson hatte dasselbe gethan. Sie öffnete dieselben nunmehr jedoch nicht wieder freiwillig, und alle Bemühungen, durch hörbare Geräusche die Nachahmung wieder anzuregen, blieben erfolglos. Der hypnotische Schlaf war so tief geworden, daß nichts übrig blieb, als durch Anblasen und Anrufen mein Versuchsobject zu wecken und eine neue Beobachtungsreihe mit ihm zu beginnen.

Bei öfteren Wiederholungen habe ich alsdann fast alle jene interessanten Nachahmungserscheinungen gesehen, welche Heidenhain beschreibt. Ich hypnotisirte mehrere Metallarbeiter gleichzeitig dadurch, daß ich sie auf eine lauttickende Uhr, einen Secundenzähler, hören ließ. Nach wenigen Minuten waren bei allen die charakteristischen Symptome der tiefen Hypnose eingetreten. Ich begann nunmehr hinter dem Rücken der in Schlaf Versenkten mit den Füßen abwechselnd auf den Boden zu stampfen, zu „trampeln“, wie der akademische Ausdruck dafür lautet. Zuerst folgte der eine, dann der andere, schließlich alle meinem Beispiel, und selbst als ich still stehen blieb, setzten meine lebenden Automaten die eingeleitete Uebung fort, bis ich durch plötzliches lautes Klatschen in die Hände und den Ruf „Wach!“ alle gleichzeitig weckte. Auch sonst ist dieses selbstthätige Fortsetzen durch Nachahmung oder auf andere Weise eingeleiteter Bewegungen vielfach an Hypnotisirten constatirt worden.

Nicht alle Empfindlichen, wie schon erwähnt, zeigen diese Nachahmungserscheinungen. Bei manchen treten sie gar nicht, bei anderen erst dann ein, wenn man dieselbe Bewegung ihnen mehrmals vorgemacht hat, und sie ahmen dann oft nur unvollkommen und undeutlich nach. Einige hingegen sind für solche Versuche ungemein geeignet und copiren, zumal wenn man öfter mit ihnen dergleichen angestellt hat, den Experimentator mit einer Treue, die nicht selten höchst komisch wirkt.

Selbst in Zuständen ganz leichter Hypnose, in welchen das Bewußtsein fast vollkommen ungetrübt bleibt, so daß noch eine geordnete Unterhaltung mit der Versuchsperson möglich ist, gelingen gelegentlich Nachahmungserscheinungen in überraschender Weise. Prof. Heidenhain zeigte uns bei einem Besuche in Chemnitz einen äußerst gelungenen derartigen Versuch mit einem jungen Ingenieur, der schon oft freundlicher Weise gestattet hatte, mit ihm hypnotische Versuche anzustellen. Nachdem er kurze Zeit fixirt hatte und einige Male überstrichen worden war, schlug ihm Prof. Heidenhain vor, mit ihm ein Spielchen zu machen. Beide legten den zweiten und dritten Finger der rechten Hand auf die äußere Fläche der linken und trillerten mit den beiden Fingern, dieselben abwechselnd hebend und senkend. Die Versuchsperson wurde gebeten, nichts Anderes als unausgesetzt dies zu thun, und versprach auch, sich durch nichts in dieser Beschäftigung stören zu lassen. Nachdem diese Bewegung einige Zeit lang fortgesetzt worden war, fuhr der Experimentator

herbeigeführt wird, daß helles Licht der Mondscheibe durch die Lidspalte oder durch die dünne Wand der geschlossenen Lider hindurch auf die Netzhaut des Schlafenden als dauernder monotoner Sinnesreiz wirkt.

plötzlich mit der rechten Hand nach dem Oberarme. Der Hypnotisirte folgte unmittelbar, corrigirte sich jedoch sofort selbst und nahm die alte Thätigkeit wieder auf, noch ehe man ihn erinnert hatte, daß er sich nicht habe stören lassen wollen. Auch nachdem er nunmehr aufmerksam gemacht worden war, daß er wider Willen nachgeahmt habe und dies doch vermeiden solle, ahmte er plötzliche Stellungsänderungen jederzeit unmittelbar nach, corrigirte sich jedoch alsbald selbst wieder. Späterhin, in vollkommen wachem Zustande, ließ er sich durch nichts in seiner Beschäftigung irre machen und ahmte durchaus nicht nach.

Solche überraschende Erscheinungen machten mir anfänglich wie Jedem, dem sie neu entgegentreten, den Eindruck, als habe man es gelegentlich doch vielleicht mit mehr oder minder bewußten Täuschungen der Versuchspersonen zu thun, als seien manche, die wir für Hypnotisirte hielten, Simulanten. Da derartige Vermuthungen leicht auch Solchen aufsteigen können, welche einen Bericht über diese Erscheinungen lesen, halte ich es für nöthig, zu bemerken, daß jederzeit von allen gewissenhaften Forschern auf diesem Gebiete in sorgsamster Weise Vorkehrungen getroffen worden sind, um sich vor Täuschungen durch Schauspielerkünste zu schützen. Nur solchen Versuchen ist Werth beigelegt worden, die mit Personen gelungen sind, welche das Resultat des Versuches nicht im Voraus wissen konnten. Nur dann hält man eine Thatsache für ausreichend constatirt, wenn sie wiederholt und mit verschiedenen noch ganz Unbefangenen geglückt ist. Um von der vollkommenen Unverdächtigkeit der Betreffenden sich zu überzeugen, sind oftmals unmittelbar vor und nach dem eigentlichen Versuche den Hypnotisirten Nadeln in die empfindlichsten Stellen des Körpers tief eingestochen, Federn drei bis vier Centimeter tief in die Nasenhöhle eingeführt worden. Kein Zucken, keine Veränderung des Gesichtsausdruckes verrieth je eine Spur von Schmerz. Wiederholt hat man, wie bereits oben erwähnt, solche Hypnotisirte in diesem Zustande veranlaßt, Dinge zu thun, zu welchen man sie im wachen Zustande durch kein Zureden hätte bestimmen können.

War angesichts der im Vorhergehenden mitgetheilten Versuche über Hallucinationen und Nachahmung von Bewegungen durch Hypnotisirte schon eine Auseinandersetzung darüber nothwendig, daß bei solchen Versuchen eine Täuschung ausgeschlossen sei, so ist dies in noch höherem Grade mit dem zuerst von Prof. Berger beobachteten Phänomen des Nachsprechens der Fall.

Auch für gewisse Gehörseindrücke existirt eine überraschend weitgehende Nachahmung. Nicht nur imitiren manche Hypnotisirte, zumal wenn man ihnen die warme Hand auf die Nackengegend legt, einen mäßigen Druck gegen die untere Halspartie ausübt oder die Gegend unter dem Brustbein unmittelbar vor der Magenwand gestrichen hat, im Zustande experimenteller Katalepsie Husten, Niesen, Lachen ꝛc. sehr genau, sondern sie sprechen selbst lange Sätze in ihnen vollkommen unverständlichen Sprachen ganz deutlich nach. Die Hypnotisirten werden in lebende Phonographen verwandelt, welche alles ihnen Vorgesprochene mit monotoner Stimme wiedergeben.

Ich habe oft Leute, welche vorher bei klarem Bewußtsein nicht im Stande waren, auch nur zwei Worte in den ihnen fremden Sprachen ohne Verwechselungen und Incorrectheiten zu wiederholen, lange Sätze in englischer, lateinischer, griechischer, polnischer Sprache ohne Anstoß laut, deutlich und correct nachsprechen hören. Jedes sinnlose Geplärr copiren die Hypnotisirten mit großer Treue.

Auch bei diesen Versuchen bemerkt man bald eine überraschende Mannigfaltigkeit. Die Meisten sprechen im Zustande der Hypnose sofort deutlich nach, wenn man die Nackengegend mäßig drückt oder erwärmt. Bei Anderen hat die Fortdauer der Erwärmung und eines Druckes auf den Nacken den Erfolg, daß sie unaufhörlich, so lange die Wirkung dauert, das Vorgesprochene von selbst wiederholen. Bei Manchen genügt es, leise gegen den Nacken oder gegen die Magengrube zu sprechen, um das Nachsprechen hervorzurufen. Wenn man Anderen eine tönende Stimmgabel auf den Nacken oder auf die empfindliche Stelle unterhalb des Brustbeines aufsetzt, ahmen sie singend den Stimmgabelton nach. Einige sprechen nach und singen, wenn man nur über-

haupt in ihrer Nähe das nachzuahmende Geräusch hervorbringt. Viele hingegen sind wahrscheinlich nur deshalb nicht im Stande nachzusprechen, weil die Krampferscheinungen einzelner Muskeln sich bei ihnen bis auf die oberen Stimmorgane erstrecken und einen zweckmäßigen Gebrauch derselben verhindern.

Auch diese Art der Nachahmungserscheinungen gelingt nur in einem Zustande der Hypnose, welcher weder zu leicht noch zu schwer sein darf. Im ersten Falle existirt ein deutlich wahrnehmbarer Nachahmungszwang bei den Meisten überhaupt nicht, im anderen Falle hindern Lähmungen derjenigen Partien des Centralorgans, welche zur Ausführung der betreffenden Muskelbewegungen in Thätigkeit gesetzt werden müssen, den Eintritt der Nachahmung.

Nahezu am merkwürdigsten und für die Nervenphysiologie vielleicht am wichtigsten ist der weitere Verfolg der auch schon von Braid bemerkten Thatsache, daß man sogar im Stande ist, eine Körperseite allein zu hypnotisiren, die andere hingegen frei zu lassen.

Wir können hier von einer Reihe vorzugsweise von Heidenhain herrührender Versuche über halbseitige Hypnose berichten, durch welche die auch anderweitig gewonnene Ueberzeugung der Physiologen bestätigt zu werden scheint, daß einestheils gewisse Thätigkeiten des Gehirns an örtlich beschränkte Partien dieses Organes gebunden sind und daß man anderentheils im Stande ist, durch rein mechanische Einwirkungen auf die Oberhaut, zumal des Kopfes, einzelne Theile dieses Centralorganes sowohl außer Thätigkeit zu setzen, als auch durch anderweitige Einflüsse, zumal durch Anwendung von Wärme oder einen plötzlichen Wechsel des Reizes, von den künstlich herbeigeführten Hemmungen wiederum willkürlich zu befreien.

Wenn manche Personen, welche sich zu hypnotischen Versuchen eignen, unter Ausübung eines mäßigen Druckes auf die vordere linke Kopfseite etwas oberhalb der Stirn gestrichen werden und man sie gleichzeitig wiederholt die Arme aufheben und niedersenken läßt, so bleibt bei den meisten bald der linke Arm zurück und kann selbst bei größter Anstrengung nicht mehr so hoch gehoben werden als der rechte. Ebenso zeigt sich bald, daß die Herrschaft über das rechte Bein und die freiwillig bewegbaren Muskeln der rechten Seite überhaupt erheblich herabgesunken ist. Die rechte Wange bleibt beim Lachen unveränderlich starr, bei manchen wird sogar das Reden unmöglich, weil einzelne zum articulirten Sprechen nothwendige Muskeln der rechten Körperhälfte in Krampfzustand versetzt sind und nicht functioniren können. Das Bewußtsein bleibt hingegen bei solchen halbseitigen Versuchen meist nahezu ungetrübt. Die Versuchspersonen wissen hinterher ganz genau anzugeben, was mit ihnen vorgegangen ist und was für Empfindungen sie gehabt haben. Auf Fragen, welche während des Versuches an sie gerichtet werden, geben sie durchaus correcte Antworten. Rechtsseitiges Streichen des Kopfes bringt die nämliche Bewegungsunfähigkeit auf der linken Körperhälfte hervor, jedoch werden alsdann die Sprachorgane meist nicht außer Dienst gesetzt. Wenn gleichzeitig beide Kopfhälften oder die eine nach der anderen gestrichen werden, so gerathen beide Körperhälften in kataleptischen Zustand. Bei einzelnen Personen gelangt jedoch merkwürdigerweise nicht die der gestrichenen Körperhälfte entgegengesetzt liegende, sondern die gleichliegende Körperhälfte in den Zustand der Muskelstarrheit. Ueberhaupt sind die Resultate über Versuche mit halbseitiger Hypnose nicht sehr übereinstimmend. Die Thatsache jedoch, daß man durch Streichen der Oberhaut und Druck auf gewisse Schädelgegenden derartige Wirkungen hervorrufen kann, ist für die Nervenphysiologie von Bedeutung, denn sie gestattet vielleicht nahe Zusammenhänge zwischen gewissen oberflächlich gelegenen Nervenfäden und den unterhalb der starkwandigen Knochendecke des Schädels liegenden Gehirnpartien nachzuweisen, die bis jetzt noch wenig oder gar nicht bekannt gewesen sind.

Auch die Nervenpartien, welche Sinnesreize nach dem Centralorgane fortpflanzen, werden bei halbseitiger Hypnose in nicht unwesentlich anderer Weise in ihrer Wirkungsfähigkeit gehemmt, als dies bei totaler beiderseitiger Hypnose der Fall ist. Auf der kataleptisch gewordenen Seite ist die Empfindlichkeit der Oberhaut wesentlich herabgesetzt, dafür nicht selten auf der

nicht hypnotisirten Körperhälfte merklich erhöht.

Von ganz besonderem Interesse ist jedoch die Thatsache, daß auch bei einseitig Hypnotisirten auf der kataleptisch gewordenen Seite nicht nur, wie fast immer beim Eintritt des sogenannten magnetischen Schlafes überhaupt, eigenthümliche Krämpfe des Accommodationsapparates des Auges eintreten, welche sich durch eine äußerst rasch an Intensität wechselnde Kurzsichtigkeit äußern, sondern es treten, ganz wie dies auch sonst bei Hysterischen und Kataleptikern beobachtet worden ist, bei einigen Versuchspersonen auf dem hypnotisirten Auge eigenthümliche Beeinträchtigungen des Farbensinnes auf, ähnlich denjenigen, welche man gelegentlich bei manchen Menschen als angeborene Farbenblindheit kennen gelernt hat. Auch hier sind jedoch außerordentliche Verschiedenheiten zu bemerken. Einzelne verlieren auf dem Auge der hypnotisirten Seite überhaupt alle Fähigkeit, Farben zu sehen. Alle Farben erscheinen grau, und nur mehr oder minder hell und dunkel wird sicher unterschieden. Andere verlieren, wenn man die eine vordere Kopfhälfte leicht streicht oder mäßig mit der warmen Hand drückt, auf dem auf der anderen Körperhälfte gelegenen Auge die Fähigkeit, eine oder mehrere Farben zu sehen; auf dem Auge aber, welches auf der nicht hypnotisirten Körperhälfte liegt, sehen sie hingegen vorzugsweise diejenigen Farben, welche auf der anderen nicht empfunden wurden. In neuester Zeit hat Prof. Cohn in Leipzig gezeigt, daß man an solchen für hypnotische Versuche geeigneten Personen ähnliche Störungen des Farbensinnes des einen Auges schon dadurch bewirken kann, daß man das andere Auge erwärmt. Einige Male haben von Geburt Farbenblinde in der Hypnose Farbennüancen richtig unterschieden, die zu unterscheiden ihnen sonst absolut unmöglich war.

Auch bei halbseitig Hypnotisirten sind gelegentlich unzweifelhafte Spuren von Nachahmung beobachtet worden, jedoch corrigiren sich die Versuchspersonen fast unmittelbar; ähnlich wie wir dies schon früher bei den Nachahmungen bei nicht ganz aufgehobenem Bewußtsein erwähnt haben.

Einige schreiben, wenn sie linksseitig hypnotisirt sind, mit der rechten Hand unabsichtlich Spiegelschrift, corrigiren sich jedoch, wenn man sie fortwährend daran erinnert, von selbst und schreiben normal rechtsläufig, wenn auch in sehr viel gedrängteren Schriftzügen als sonst, weil die Fähigkeit, die Hand beim Ziehen der Haarstriche beliebig nach rechts zu bewegen, vermindert zu sein scheint. Bekanntlich hat man auch bei manchen Personen, deren linke Körperhälfte durch einen Blutaustritt im Gehirn (Schlaganfall) gelähmt worden war, beobachtet, daß sie mit der rechten Hand unwissentlich Spiegelschrift schrieben.

* * *

Je reicher das Beobachtungsmaterial auf dem Gebiete dieses sogenannten thierischen Magnetismus geworden ist, je interessanter die einzelnen Erscheinungen für die Beurtheilung der Wechselwirkungen zwischen den eigentlich geistigen Functionen und den die Sinneseindrücke und Willensacte vermittelnden Partien des Nervensystems erscheinen, um so mehr wächst das Bedürfniß danach, eine Erklärung zu finden, welche einen verständnißvollen Einblick in den ursächlichen Zusammenhang der so räthselhaften Vorgänge gewährt.

Als gemeinsames charakteristisches Merkmal, welches trotz aller individuellen Verschiedenheiten bei allen in sogenanntem magnetischen Schlafe Befindlichen uns entgegentritt, ist die Herabsetzung oder vollkommene Außerdienstsetzung des Willens der Versuchsperson infolge einer abnorm einseitigen Concentration des Bewußtseinsprocesses anzusehen und die damit zusammenhängende Unfähigkeit, die geistige Aufmerksamkeit willkürlich von einem Object zum anderen zu richten.

Da der Wille unzweifelhaft als eine der charakteristischsten Aeußerungen des Bewußtseins anzusehen ist, müssen wir vorzugsweise diejenigen Partien des Centralorgans unseres Nervensystems, welche dem Bewußtsein dienen, als in der Hypnose eigenartig verändert annehmen. Wir werden also zu dem Satze geführt: Die Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus haben ihre Ursache in Veränderungen des Gehirns und Rückenmarkes der Versuchspersonen.

Daß es sich bei den hypnotischen Erscheinungen in erster Linie um Willenshemmungen, um die Unfähigkeit, die geistige Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Vorgang zu richten, handelt, tritt besonders deutlich bei den Versuchen über Muskelstarrheit hervor. Häufig bleibt, wie bereits erwähnt, das Bewußtsein und der gesammte geistige Zustand bei derartigen Versuchen scheinbar nahezu ungetrübt. Hat man nun durch Ueberstreichen oder durch bloßes Hinlenkenlassen der Aufmerksamkeit ein bestimmtes Glied, sagen wir beispielsweise die Hand, in den Zustand der hypnotischen Starrheit versetzt, so ist der Betreffende nicht im Stande, durch seinen Willen die Muskeln, welche zum Hervorbringen einer Bewegung dieses Gliedes dienen, in Thätigkeit zu setzen. Der Wille kommt noch zu Stande, aber es fehlt die Möglichkeit, ihn durch die betreffenden Nerven auf die Muskeln wirken zu lassen, welche die Bewegung herbeiführen würden.

Als entsprechende Ergänzung dazu bemerkt man, daß zumeist in solchen starr gemachten Gliedern Schmerz entweder gar nicht oder nur sehr vermindert empfunden wird. Es ist also auch die Fähigkeit verloren gegangen oder sehr herabgesetzt, Nervenreize der in krampfartiger Starrheit befindlichen Glieder in bewußte Empfindung umzusetzen.

Man erkennt somit, daß bei manchen Menschen durch sehr energisches Hinlenken der Aufmerksamkeit auf eine Muskelpartie oder auf Hautreize diejenigen besonderen Theile des Centralorgans unseres Nervensystems, welche die Bewegungen dieses Gliedes veranlassen und welche Tastempfindungen vermitteln, außer Thätigkeit gesetzt werden können.

Aber auch die geistigen Phänomene des Hypnotismus lassen sich leicht unter dem Gesichtspunkte betrachten, daß die Psyche der in magnetischem Schlafe Befindlichen die Fähigkeit verloren hat, den Verlauf der Gedanken zu steuern.

Die Thatsache, daß man gewissen Hypnotisirten in einem bestimmten Stadium ihres Zustandes jede beliebige Wahnvorstellung einreden kann, deutet darauf hin, daß die Vorstellungen derselben lediglich durch den Inhalt der ihnen vorgeredeten Worte geleitet werden. Die Versuchsperson ist nicht im Stande, die einseitig concentrirte geistige Aufmerksamkeit, das Bewußtsein willkürlich auf den Eindruck ihrer Sinne zu richten und einen Vergleich des Sinneseindruckes mit der eingeredeten Vorstellung vorzunehmen. Die dargereichte Zwiebel bringt zwar ein Bild auf der Netzhaut hervor, die charakteristischen chemischen Bestandtheile der Zwiebel reizen zwar die Geschmacksnerven der Versuchsperson, diese Sinnesreize aber werden nicht in bewußte Vorstellungen umgesetzt, weil ihnen die geistige Aufmerksamkeit nicht zugewendet ist und zugewendet werden kann, sondern infolge der Einflüsterung des Experimentators einseitig auf die Vorstellung: Apfel concentrirt ist.

Auch das automatische Ausführen bestimmter Befehle kann als eine Außerdienstsetzung des Willens der Versuchsperson angesehen werden. Die eingeredete Vorstellung, du mußt dies thun! den Fuß heben! das Messer schleifen! rc. ist in der Hypnose Zwangsursache für Ausführung des Befehles, während sich im normalen Zustande die Ueberlegung und der eigene Wille der Ausführung des Befehles eines Anderen hemmend in den Weg stellen.

Die Nachahmungs- und Nachsprecherscheinungen sind von diesem Gesichtspunkt aus ebenfalls nicht so unerklärlich, als sie anfänglich erscheinen. Das vom Auge wahrgenommene Bild der Bewegung oder das im Ohr erzeugte Klangbild des Wortes wirkt in gleicher Weise wie ein Befehl. Die Nachahmung ist in der Hypnose zumeist viel vollkommener, als sie es im normalen Zustande sein würde. Auch dies ist leicht erklärlich, weil anderweitige sinnliche oder psychische Eindrücke nicht wahrgenommen werden und daher nicht im Stande sind, die Aufmerksamkeit störend abzulenken.

Vielleicht ist die Beobachtung, die ich mehrfach angestellt habe, daß es bei Vielen erst allmälig gelingt, die Nachahmung von Bewegungen oder von gesprochenen Sätzen herbeizuführen, dahin zu verstehen, daß das Bewegungsbild, das Lautbild zunächst nicht als Befehl empfunden wird und daher nicht als solcher sich geltend macht, daß diese Versuche erst dann gelingen, wenn infolge der Tiefe der Hypnose lediglich die Form der Worte oder der Bewegung, nicht mehr

ihr Inhalt wie ein Befehl auf die Versuchsperson wirkt.

Die hier angedeutete Auffassung des hypnotischen Zustandes, welche in ihren wesentlichen Umrissen ähnlich bereits vom englischen Psychologen Carpenter gegeben worden ist, steht meiner Ansicht nach mit der mehr mechanistischen Erklärung dieser eigenthümlichen Zustände, welche von Heidenhain herrührt, durchaus nicht im Widerspruch, sondern ich meine, beide ergänzen sich gegenseitig und befriedigen erst in ihrer Vereinigung gleichzeitig den Psychologen und den Physiologen.

Auch Heidenhain leugnet die überwiegende Bedeutung psychologischer Momente für den Eintritt hypnotischer Zustände durchaus nicht. Die Auffassung der wesentlichen Aeußerungen des hypnotischen Zustandes als Willenshemmungen ist jedoch keine Erklärung, sondern ein Gesichtspunkt, von dem aus die reiche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gesetzmäßig geordnet erscheint. Die Ursache dieser Unfähigkeit, den Willen auf bestimmte Partien des Nervensystems oder von gewissen Vorstellungen abzuwenden, muß in Veränderungen des Centralorgans des Nervensystems gesucht werden, die beim Eintritt der Hypnose sich vollziehen.

Wahrscheinlich ist es, daß eine ungewöhnliche Anspannung und Erregung gewisser Partien dieses Centralorgans durch gewisse psychische oder mechanische Reize eine Verminderung der Erregbarkeit für anderweitige Eindrücke nach sich zieht. Ob dies ein Fortbestehen der Exaltation ist, welche schwächere Reize nicht zur Geltung kommen läßt, oder eine Ermüdung, welche mit einer Unfähigkeit, auf innere oder äußere Reize zu reagiren, verknüpft ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Nach den Erfahrungen der Physiologen erscheint es, wie schon früher erwähnt wurde, sehr wahrscheinlich, daß gewisse Aeußerungen der Gehirnthätigkeit, auch solche, welche mit dem Bewußtsein und dem Willen zu thun haben, an bestimmte Oertlichkeiten des Gehirns gebunden sind. Das Bewußtsein und die damit zusammenhängenden Vorgänge sollen vorzugsweise von der regelrechten Thätigkeit der grauen Rinde des großen Gehirnes abhängen. Vorzugsweise die Thätigkeit dieses Gehirntheiles scheint somit beim Eintritt der Hypnose wesentlich herabgesetzt oder ganz lahm gelegt zu werden.

Dafür scheinen andere benachbarte Gehirntheile, von welchen die automatischen und Reflexbewegungen vorzugsweise ausgehen, deren Functionen im bewußten, normalen Geisteszustande von untergeordneter Bedeutung und Wirksamkeit sind, in der Hypnose gewaltig erregt zu sein und einen Theil der Functionen zu übernehmen, welche sonst von der Großhirnrinde aus, also bewußt vollzogen werden.

Es geschehen auch zweckmäßige Bewegungen unseres Körpers ohne deutliche Mitwirkung des Bewußtseins und des Willens. Diesen sind die in der Hypnose ausgeführten Handlungen ungemein ähnlich.

Es existiren Gehirnpartien, von welchen nicht die vom bewußten Willen ausgehenden Bewegungen, sondern die automatischen oder Reflexbewegungen veranlaßt werden. Auch diese stehen mit den Sinnesnerven in Verbindung, und von ihnen aus werden die complicirtesten Bewegungen ohne directe Einmischung des Willens vollzogen. Selbst das orthographische Schreiben, das Greifen bestimmter Tasten auf dem Clavier mit dem Finger, das Gehen, Springen 2c. wird gewöhnlich von diesem Organ aus geleitet.

Als Ursache des hypnotischen Zustandes würde man nach dem Auseinandergesetzten somit eine Herabminderung der Thätigkeit der Großhirnrinde und eine gleichzeitige erregte Thätigkeit dieses den automatischen und Reflexbewegungen dienenden Theiles des Gehirnes und Rückenmarkes anzusehen haben.

Uebernimmt in der Hypnose die den Reflexbewegungen dienende Gehirnpartie die Stelle der Großhirnrinde, des lahm gelegten Organes des Bewußtseins und Willens, so werden auch alle Bewegungen vom ersten Organ aus mit automatischer Correctheit, gelegentlich aber auch mit den Unvollkommenheiten eines automatisch wirkenden Apparates vollzogen.

Ein Sinnesreiz, z. B. eine bestimmte Bewegung, eine bestimmte Folge von Lauten, bringt in gewissen Ganglienzellen des Gehirns eine mechanische Veränderung hervor, und diese erregt in der Hypnose unmittelbar, ohne Mitwirkung der Ganglienzellen der dem Bewußtsein die-

nenden Großhirnrinde, diejenigen Ganglienzellen, welche ihrerseits dann die Bewegung der betreffenden Muskeln veranlassen, durch die eine Nachahmung der Bewegung, der Laute, eine Ausführung eines Befehles herbeigeführt wird. Heidenhain sagt hierüber sehr treffend: „Denn während im Normalzustande von der Großhirnrinde aus Bewegungen nicht bloß eingeleitet, sondern auch gehemmt werden können, fällt für den Hypnotischen diese Hemmung fort. Im Normalzustande kann, wenn das Bild einer Bewegung in dem Bewußtsein vorgestellt wird, die Bewegung eingeleitet oder unterlassen werden; im hypnotischen Zustande wird wegen Mangels der Willenshemmung das der unbewußten Wahrnehmung zugeführte Bild der Bewegung zur Zwangsursache für den Eintritt derselben, — ein dem Reflexvorgange durchaus analoger Vorgang."

Ob die Ursache dieser Veränderungen in den Functionen der Gehirntheile, in einer Ermüdung der Großhirnrinde oder in einer durch gestörte Blutcirculation veränderten Vertheilung des Blutdruckes und Gefäßumfanges zu suchen ist, darüber wird wohl erst der weitere Verlauf der anatomischen und physiologischen Untersuchungen und insbesondere der Verfolg hypnotischer Versuche mit Thieren die gewünschte Aufklärung bringen.

Ausführliche Auseinandersetzungen darüber, wie sich in ziemlich einleuchtender Weise alle Erscheinungen, welche bei ganz- oder halbseitiger Hypnose beobachtet worden sind, aus dieser Grundannahme über die Ursache des hypnotischen Zustandes erklären lassen, erfordern ein tieferes Eingehen in die anatomischen Beziehungen und physiologischen Functionen der einzelnen Nervenpartien und Gehirntheile und eine genaue Kenntniß von deren Namen und Lage. Dieselben würden daher die Grenzen dieses Artikels überschreiten.

Die Beobachtungen auf dem Gebiete des sogenannten thierischen Magnetismus scheinen uns zu nöthigen, gewissen materiellen Vorgängen im Gehirn eine größere Bedeutung für die geistigen Thätigkeiten zuzuschreiben, als dies gemeinhin bisher geschehen ist. Es scheint beispielsweise, daß gewisse Sinneseindrücke materielle Veränderungen in gewissen Hirnpartien erzeugen können, welche sogar eine gewisse Dauer haben. Manche Personen, bei welchen in der Hypnose das Bewußtsein vollkommen unterdrückt schien, haben nach dem Wiedererwachen gewisse Spuren von Erinnerung an die Vorgänge, welche während ihres hypnotischen Zustandes sich vollzogen hatten. Durch Nennung gewisser Stichworte oder durch Anregung verwandter Vorstellungen kann man unter Umständen diese Erinnerung zu einer ziemlich deutlichen machen. Auch der Umstand dürfte hierher zu rechnen sein, daß gelegentlich Solche, welchen im magnetischen Schlafe tolle Wahnvorstellungen eingeredet worden waren, hinterher im natürlichen Schlafe dieselbe Geschichte noch einmal träumten und dann den Inhalt ihres Traumes berichten konnten.

Es scheint somit, als ob der sogenannte thierische Magnetismus, nachdem er seines geheimnißvollen Zaubers durch die wissenschaftliche Untersuchung entkleidet worden ist, in der Hand der Physiologen noch die Bedeutung einer neuen Beobachtungsmethode gewinnen könnte, durch welche Aufschlüsse über die Functionen und Zusammenhänge gewisser Theile des Nervensystems, des Gehirns und Rückenmarkes erhalten werden können, auf welche bisher weder die Zergliederung des Organismus durch den Anatomen noch die Beobachtungen des Physiologen am lebenden Organismus aufmerksam gemacht hatten. Dem Psychologen aber sind die hypnotischen Vorgänge ein unschätzbares Hülfsmittel geworden, um tiefer in die Probleme des Willens und des Bewußtseins einzudringen, als dies vorher auf irgend einem anderen Wege möglich gewesen ist.

So sind die Vorstellungen des dänischen Magnetiseurs Hansen, welche anderwärts nur als Wunder angestaunt oder als Schwindel kritiklos verdammt wurden, in Deutschland das Ferment zu einer energischen wissenschaftlichen Thätigkeit geworden, welche gewiß nicht ohne Nutzen für unsere Kenntniß von den Wechselwirkungen zwischen Geist und Körper bleiben wird.

Aus Arkadien.

Von

Arthur Milchhöfer.

I.

Tripolitza, den 12. Juli.

Schon vier Tage lang weile ich (fast müßte es heißen: langweile ich mich) hier in Tripolitza, der arkadischen Landeshauptstadt, welche uns von außen so deutsch und von innen so orientalisch anmuthet. „Orientalisch“ nenne ich, um von Weiterem abzusehen, zunächst nur das Tempo, in welchem sich Menschen und Dinge hier bewegen und wir nothgedrungen mit ihnen. Geduld ist das unentbehrlichste Requisit für Jeden, der hier zu Lande Zwecke erreichen will, ohne an Würde einzubüßen oder die Leute kopfscheu zu machen.

Ueber dieser Erfahrung und dem Warten reifte unter der brütenden Julisonne auch der Entschluß, dir nach langem, höchstens durch die Aphorismen der Postkarte unterbrochenem Schweigen wieder einmal etwas im Zusammenhange zu berichten; am bequemsten natürlich von dieser meiner wissenschaftlichen Expedition — denn um nichts Geringeres handelt es sich — und, wenn ich nicht zu viel verspreche, von ihren bevorstehenden Resultaten. Ich habe nämlich die Empfindung, als müßte schon ein derartiger Vorsatz die Ereignisse vorwärts treiben und mich vor einem Fiasco bewahren, nur damit dem guten Anfang der befriedigende Schluß nicht fehle.

„Gewiß ein neues Ausgrabungsproject!“ wirst du ahnungsvoll ausrufen; „als ob wir nicht schon über Olympia und Pergamon, Troja und Mykene so viel zu hören bekommen, daß man sich vor lauter ‚Fundberichten‘ kaum mehr zu retten weiß und die Thaten der Curtius und Conze, der Schliemann und Humann sich in den Köpfen selbst der eifrigsten Leser bereits zu verwirren anfangen! Ist denn in Griechenland noch nicht bald das Untere zu oberst gekehrt?“ Diese und ähnliche Expectorationen, welche ich deinem unbeständigen Laiengemüth durchaus zutrauen darf (habe ich doch bereits derartige Stoßseufzer aus der fernen Heimath herüberschallen hören!), sollen übrigens an mir nicht verloren gehen. Allerdings betrifft es wieder eine Ausgrabung (was konntest du von einem Archäologen auch anders erwarten!), aber du sollst nicht zum Opfer dieses vielbehandelten Themas werden, für welches ich mich eigentlich, wie gesagt, mehr um meiner selbst willen verpflichte. Ich sinne darauf, dich für alles das, was du von Spitzhaue und Spaten, von Gräben und Schachten mit in den Kauf erhältst, auf andere Weise zu entschädigen. Bleibt mir doch viel Versäumtes nachzuholen! Seit 1876 habe ich Griechenland auf Wasserstraßen, auf Fuß- und Saumpfaden hinlänglich durchkreuzt und mit den stummen Zeugen der Vorzeit wie mit der geflügelten Sprache der Neugriechen Fühlung gesucht; vielleicht gelingt es mir, in dem Rahmen auch bescheidener Ereignisse allmälig ein allge-

meineres Bild nachzutragen, welches dir Land und Leute in zwangloser Weise näher bringt.

Dank unseren classischen Traditionen darf ja Alles, was Griechenland und die Griechen betrifft, daheim immer noch auf entgegenkommendes Interesse rechnen, und die jährlich wachsende Zahl der Reisenden verfehlt selten, sich nach der Rückkehr an diesem frischen Stoffe schriftstellerisch zu versuchen. Doch es scheint mir, als theilen diese Reminiscenzen nur zu oft das Schicksal aller rasch empfangenen südländischen Eindrücke: vom Wechsel der Stimmung und der Beleuchtung abhängig zu sein. Dem Einen gilt als ertödtetes Leben, was dem Anderen keimende Entwickelung ist; dieser sieht von den Eigenheiten des Volkes nur die Schattenseite, jener findet selbst an den nationalen Fehlern noch die Vorzüge der Urahnen heraus. Und ebenso ist's mit der Landschaft. Wem der Himmel nicht lächelte, sieht nichts, wo Andere hundertfältigen Reiz empfinden.

So entläßt Griechenland die Einen voll Mißmuth, die Anderen voll unvergeßlich dankbarer Erinnerung; nur Wenige hatten Zeit, den allgemeinen Werth ihrer Erlebnisse an längerer Erfahrung zu controliren.

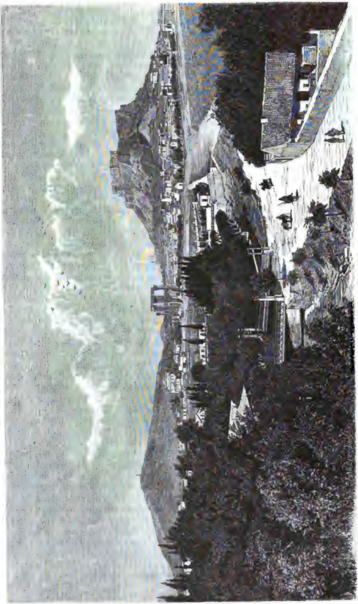
Da ich indessen als Briefsteller das Vorrecht genieße, von mir selber reden zu dürfen, so sehen wir einstweilen von allen glücklichen und unglücklichen Griechenlandfahrern ab und kehren in das Kaffeehaus zu Tripolitza zurück, wo ich dieses Schreiben vielleicht mit einem etwas unfreundlichen Seitenblick auf meinen gegenwärtigen Aufenthaltsort eröffnete.

Und doch bezeichnet er das Ziel monatelang gehegter Wünsche; ja noch mehr: bereits zum dritten Mal führt es mich auf längere Zeit in diese Umgebung zurück.

Laß dir den scheinbaren Widerspruch erklären.

In den gleichen Sommermonaten vorigen Jahres betrat ich zuerst die geschlossenen Hochebenen Arkadiens. Ich war diesmal nur mit Compaß und Karte, dem unvermeidlichen „antiken Bädeker" Pausanias und einigen Excerpten in der leichten Touristentasche über Megara und Korinth, Mykene und Argos herübergekommen. Zu Fuß und allein — zwei Dinge, die dem griechischen Gastfreund zumal bei der heißen Jahreszeit schier unbegreiflich dünken und ihm manchen Ausruf komischer Verwunderung oder aufrichtigen Mitgefühls abnöthigen. Dir brauche ich die Vorzüge meiner Methode nicht anzupreisen, namentlich für ein Land, in dem sich der Zweck des Pilgers, welcher zu den geheiligten Stätten classischer Geschichte wallfahrtet, mit dem des Forschers — wenn du willst, mit dem des Jägers verbindet, der den versprengten und versteckten Schätzen des Alterthums nachspürt. Es ist auch vor Allem diese Freude am Finden, die Aussicht, als Erster unbekannte Denkmäler alter Schrift und Kunst zu begrüßen, welche sich zu einer Passion, einer Art von „Sport" im guten Sinne des Wortes steigern und für zahlreiche Entbehrungen reichlich entschädigen kann.

Heute liegt es nicht in meinem Plan, dir die einzelnen Phasen und Ergebnisse dieser Reise vorzuführen. Als ich endlich von meiner letzten Hauptstation Argos aus über den Klimax- oder Leiterpaß des Artemisiongebirges in die große fruchtbare Doppelebene von Tripolitza herabgestiegen war, widmete ich meine Zeit vorzugsweise den Resten der alten Stadt Tegea, welche sich einst mit Mantinea in die Herrschaft des Bodens theilte. Unter den achtzehn Dörfern, welche heute das engere und weitere Stadtgebiet von Tegea bezeichnen, fesselte am meisten die Aufmerksamkeit Piali; denn abgesehen von zahlreichen Sculptur- und Inschriftresten umschließt es die Tempelstätte der Athena Alea, einer Haupt- und Schirmgöttin nicht bloß der Stadt, sondern der gesammten Landschaft. Dieser Tempel war in mehr als einer Hinsicht das bemerkenswertheste Heiligthum Arkadiens. Hatte doch kein Geringerer als Skopas, der ebenbürtige und vielleicht vielseitigere Zeitgenosse des Praxiteles, in den jüngeren Jahren seiner Meisterlaufbahn dieses religiöse Landescentrum nach dem Brande des alten Tempels aus Marmor neu erbaut, zugleich auch die Giebelfelder mit den Bildgruppen der kalydonischen Jagd und der Kämpfe des Telephos gegen Achilleus geschmückt. Noch mehr: die Beschreibung, welche der alte Reisende Pausanias von dem Bauwerke mit seinen dorischen, ionischen und korinthischen Säulenordnungen giebt, mußte längst die Wiß-



Athen, vom Thal des Ilissos gesehen.

begier des Kunsthistorikers wie des Architekten reizen.

An Ort und Stelle hatten schon von jeher mächtige Trommeln dorischer Marmorsäulen und andere Baustücke, welche die Dorfbewohner gelegentlich aus Erdgruben hervorholten, die Nähe und den einstigen Glanz des Tempels ahnen lassen, ohne daß bisher zusammenhängende Spuren desselben entdeckt wären.

Auch ich konnte damals mit gesteigerten Wünschen neueste Entdeckungen an überaus reichem und fein empfundenem Architekturschmuck notiren, der nur mit dem Schatzkästchen antiker Baukunst, dem Erechtheion zu Athen, vergleichbar war.

Bestimmtere Pläne knüpften sich erst an einen zweiten Aufenthalt im Winter dieses Jahres, zu welchem eine Vertretungsreise nach dem deutschen Ausgrabungsfelde von Olympia die Veranlassung bot. Es war damals eine unfrohe Zeit in Olympia, sehr verschieden von den Eindrücken, die alle Besucher und ich selber früher empfangen hatten. Ein winterlicher Geist der Depression schwebte über dem Thal des Alpheios und über dem „deutschen Hause“ auf der Höhe von Druwa. Unten hielten Regengüsse, oben Fieberschauer das sonst so rührige Leben gebannt. Zum Glück lichteten sich die trüben Wolken bald nach meiner Ankunft unter der siegreichen Macht der Sonnenstrahlen und dem Eintreffen des deutschen Expeditionsarztes. Nach kurzen zwei Wochen konnte ich wieder an die Rückkehr denken. Diesmal ging es quer durch den Peloponnes, anfangs den Alpheios hinauf, dann von dem malerischen Gebirgsneste Dimitzana durch den rauhesten und unwirthlichsten Theil Arkadiens, durch unendliche Fichtenbestände, schmelzenden Schnee und angeschwollene Bäche, bis wir endlich im Dunkel der zweiten Nacht von der Paßhöhe des Mänalosgebirges die Lichter von Tripolitza zu unseren Füßen schimmern sahen. Wiederum zog es mich nach Piali, und noch dringender, verlockender klang diesmal der Mahnruf, die Reste des Tempels nicht ihrem Schicksal zu überlassen. Was ihnen bevorstand, zeigten zur Genüge die frischen Gruben und Löcher, aus welchen die Bauern von Neuem gewaltige Marmorplatten, gezierte Wand- und Gesimsstücke, sowie einen mit Stierschädeln in Relief geschmückten Altarblock hervorgeholt hatten. Das Material diente theils der frommen Bestimmung, in den neuen Glockenthurm neben der Kirche des Hagios Nikolaos verbaut, theils in schwungvoll betriebenem Handel an die nächstliegenden marmorarmen Dörfer verkauft zu werden. Sah man doch dort schon längst an den Kirchen und Privathäusern, in Fenster- und Thürlaibungen, in Schwellen und Brunneneinfassungen den Marmor des Tempels glänzen. Wenn noch etwas zu retten war, so mußte schnell gehandelt, namentlich aber der schmählichen Zerstörung ein Ziel gesetzt werden.

Du fragst nach Gesetzen, welche die Reste des Alterthums schützen sollen? Ich kann dich wenigstens insofern beruhigen, als dieselben in wünschenswerthester Vollständigkeit, wohl paragraphirt und registrirt — in den Gesetzbüchern ein bescheidenes Dasein fristen; aber hier hat Niemand ein Interesse daran, sich ihrer „ohne besondere Veranlassung“ zu erinnern; das Schwert bleibt in der Scheide, und diese „arkadischen Zustände“ sind oder waren bis vor Kurzem leider nicht bloß auf unsere Provinz beschränkt.

Darauf gestützt, durfte ich wenigstens in einer Beziehung des Erfolges sicher sein. Die Griechen haben für fremden Tadel ein empfindliches Ohr; es konnte nicht schwer fallen, hier einmal zu Gunsten des gefährdeten Heiligthums einige Prohibitivmaßregeln durchzusetzen. Aber wie lange würden diese erfahrungsmäßig vorhalten?

Ganz anders, wenn durch irgend eine Unternehmung die Aufmerksamkeit der Behörde dauernder an diesen Ort zu fesseln wäre. Und entsprach die Möglichkeit, selbst die Schwierigkeit einer solchen praktischen Leistung nicht meinen innersten Wünschen? Wie sehnsuchtsvoll schweifte noch jüngst in Olympia der Blick von dem Hermes des Praxiteles hinüber bis zu dieser einzigen Stätte Griechenlands, deren Schoß originale Werke des zweiten Dioskuren jener Blüthezeit hellenischer Marmorplastik, des Skopas, bergen konnte!*

* Gegenwärtig, da diese Briefe an die Oeffentlichkeit treten, mag gleich hinzugefügt werden, daß Schreiber dieses bereits einen Sommer früher, ohne es zu ahnen, Reste von den Giebelgruppen des Skopas: zwei Heldenköpfe und den Kopf des Ebers

Die Schwierigkeit, hier eine wirkliche Ausgrabung ins Werk zu setzen, durfte sich der mit griechischen Verhältnissen einigermaßen Vertraute freilich nicht verhehlen. Du erinnerst dich des Widerstandes, welchen der für Griechenland so überaus günstige Olympiavertrag bei den leitenden Persönlichkeiten und noch mehr bei den griechischen Gelehrten erfahren hat. Es war weniger Mißtrauen in die reinen Absichten der Deutschen — und wenn solches bestand, so ist es längst bis auf den letzten Rest geschwunden —, aber es war der Ausdruck eines sensiblen Nationalgefühls, dem es widerstrebte, daß Fremde die Werke der Vorfahren aus der Erde erlösen sollten; es war in engeren Kreisen auch die unbehagliche Ahnung erwachsender Verpflichtungen unter auswärtiger Controle — kurz, die etwas bedenkliche, orientalisch angehauchte Vorliebe für das bestehende laissez aller, welche sich bereits durch die Zumuthung des laissez faire unangenehm gestört fühlt.

Ich will dich in diesem Falle mit Berichten über die Verhandlungen, welche nach meiner Rückkehr in Athen eingeleitet wurden, nicht ermüden. Das deutsche archäologische Institut bot bereitwillig die Mittel zu einer sondirenden Ausgrabung dar, aber es bedurfte des ganzen Einflusses und unermüdlichen Eifers eines Radowitz, unseres Gesandten bei der griechischen Regierung, um dieselbe dem Unternehmen einigermaßen geneigt zu machen.

Herr v. Radowitz durfte es sogar wagen, diesem ersten Wunsche einen zweiten hinzuzufügen. Bereits im Herbste vorigen Jahres nämlich hatte ich, von einem Freunde, Dr. K., begleitet, in einer unterirdischen Höhlung bei dem attischen Dorfe Menidi den Kuppelbau eines uralten Grabes erkannt, welches der Construction nach durchaus den alten Königsgräbern von Mykene entsprach. Die Aufräumung dieser Anlage nun wurde ebenfalls beantragt und schließlich durch ein Rescript des Ministers gleichzeitig mit einer „Untersuchungsausgrabung in Tegea" genehmigt. Die Griechen hatten es sich zu ihrer Beruhigung ausdrücklich vorbehalten, daß das letztere Unternehmen durchaus „nur einen vorbereitenden Charakter tragen und sich lediglich auf Feststellung der Lage und Ausdehnung des Tempels beschränken dürfe". Bei loyaler Ausführung dieser Vorschrift ist allerdings das Suchen nach den zerstreuten Tempelsculpturen, die stets nur in einiger Entfernung vom Tempel zu erwarten sind, ein starker Damm entgegengesetzt. Immerhin werde ich mich glücklich schätzen, auch nur den ersten Theil der Aufgabe gelöst zu haben.

Die Eröffnung des unterirdischen Rundgemaches bei Menidi, welche ich übrigens nicht selber leitete, ging voran und nahm volle sechs Wochen in Anspruch. Wie zu erwarten war, ergab dasselbe eine interessante Ausbeute an Schmucksachen aus Glasschmelz, Elfenbein, geschnittenen Steinen und edeln Metallen, die sich Schliemann's Entdeckungen in Mykene zwar nicht an Reichthum, aber fast an Alter und jedenfalls an Mannigfaltigkeit der Ornamentik zur Seite stellen können.

Montag, den 7. Juli, also zu Beginn dieser Woche, trat ich in Begleitung eines mir als Regierungscommissar beigegebenen jungen griechischen Archäologen K. die Reise nach Tegea an.

Ich konnte dir diese lange Vorrede nicht ersparen, ehe ich in meinem nächsten Briefe — denn für heute ist's genug — zu behaglicherer Schilderung übergehe.

* *
*

Tripolitza, den 20. Juli.

Wundere dich nicht, diesen Brief wiederum von Tripolitza aus datirt zu sehen, während du ein Recht hattest, mich in Tegea zu vermuthen. Es ist Sonntag heute und Piali nur anderthalb Stunden entfernt. Doch will ich dir nicht verbergen, daß mich auch Unterhandlungen mehr diplomatischer Natur hierher führten, an denen das Schicksal fernerer Ausgrabungen schwebt.

Um es gleich vorauszuschicken: ich habe in verflossener Woche zwar Mancherlei

aus der kalydonischen Jagd, aus dem Schmutz eines feuchten, der Tempelstätte benachbarten Kellers hervorgezogen und in einem Verzeichniß der neuentdeckten Bildwerke Arkadiens beschrieben hatte. Erst als im Sommer 1880 die Stimmen durchreisender kunstverständiger Freunde sich immer lauter für die Zugehörigkeit dieser Stücke zum Tempel erhoben und er selber Gelegenheit gehabt hatte, sie von Neuem zu sehen, konnte auch er sich freudig zu dieser Thatsache bekennen.

gefunden, aber nicht den Tempel der Athena; ihn nicht an der Stelle gefunden, wo ihn bisher alle Topographen seit dem Engländer Leake und unserem Roß voraussetzten. Nun verfolge ich andere Spuren unter Schwierigkeiten und Verzögerungen eigenthümlicher Art, aber mit guter Laune und Zuversicht.

Doch ich kehre zum Anfang zurück, und wie du siehst, erwächst auf dem classischen Boden des Idylls neben der That auch genug beschauliche Muße, um den epischen Ton der Erzählung nicht verletzen zu müssen.

An den Montagen früh zwischen fünf und sechs Uhr gehen die Dampfer der „griechischen Gesellschaft“ von Piräus, dem Hafen Athens, nach Nauplia, der Seestadt des Golfes von Argos, ab. Das bedeutet während des Sommers für den mitreisenden Athener nichts Geringeres als einen fortgesetzten schlaflosen Tag oder erbarmungsloses Hinmorden des allerersten Schlafes, denn die Jahreszeit hat gegenwärtig den werthvollsten Theil des Tages in die Stunden vom Eintritt der Dämmerung bis nach Mitternacht verlegt und den Mond zu seinem belebenden Gestirn erhoben. Erst um Sonnenuntergang öffnen sich die grünen Holzjalousien der Häuser, welche vorher jeden Lichtstrahl ängstlich verbannt hielten, dem milden Hauch der Abendluft und die Pforten den herausdrängenden Insassen, welche nun auf den Promenaden oder wenigstens auf den Steinsitzen vor ihren Wohnungen den Tag zu genießen anfangen. Der Bazar füllt sich zur „Abendbörse“, vor den Kaffeehäusern sitzen dichtgedrängte buntfarbige Menschenmassen und auf dem „Constitutions-“ und „Concordiaplatze“ spielen Musikchöre. Vor Allem aber wird es lebendig unter den Riesensäulen des Zeustempels und in dem angrenzenden idyllischen Thal des Ilissos. Hier locken aus dem dichten Grün der Gärten des „Apollo“, der „Musen“, der „Nymphengrotte“ die leicht erbauten Sommertheater der neugriechischen Volksbühne oder die regellosen gellenden Klänge türkischer Musik, nicht zu vergessen die wohlbekannten, von den Eingeborenen stürmisch applaudirten Weisen böhmischer Damencapellen.

Die „fashionable“ Welt aber belebt den sonst so öden Strand von Neu-Phaleron; hier entwickelt sich, genährt von den unablässig rollenden Zügen der kaum zehn Minuten langen athenischen Miniatureisenbahn, ein völlig modernes Badeleben, dessen Genüsse in den Melodien der italienischen Oper ihren Abschluß finden.

Was gelten diese freilich gegen das farbensatt athmende Meer, die unendliche Klarheit der Fernen, das flammende Abendroth auf dem Hymettosgebirge, wie es allmälig in zartesten veilchenblauen Tönen erstirbt; gegen den nächtlichen Himmel, dessen aufziehende Sterne über dem Rücken der Berge wie Hirtenfeuer leuchten, dessen Mond sich verdoppelt zu haben scheint, wenn er endlich nach vornehmem Zögern in den lichten Halbkreis tritt, dessen Schein ihn schon längst vorherverkündigte!

Wer entzieht sich dem Reiz attischer Sommernächte, um daheim, selbst wenn es gelang, die Schwüle des Tages aus den Zimmern zu vertreiben, desto sicherer der blutdürstigen Schar der „Kunupia“ zu verfallen, jener Mosquitoplage, welche eben wieder nur durch ein Mittel Beelzebub's — den Qualm venetianischer Räucherkerzchen — zu bannen ist. Gegen Morgen erst verziehen sich die Plagegeister der Nacht, der Schlaf wird bedingungsweise möglich, aber wehe dem, den ein frühzeitiges Geschäft aufrüttelt, wenn er nicht bereits Tags vorher die Stunden der Siesta ausnutzte, in welche die südliche Natur so unzweideutig den Nullpunkt aller Lebensthätigkeit verlegt hat.

So verlangt denn die Aufgabe, in der Morgenfrühe den anderthalb Stunden entfernten Piräus und den abgehenden Dampfer zu erreichen, schon ihre besonderen Vorsichtsmaßregeln. Die Eisenbahn zu benutzen, ist nicht rathsam; der erste Zug käme zwar gerade noch rechtzeitig, aber bis zur Station ist's schon eine kleine Reise, die Gepäckbeförderung ist ungeregelt und vor Allem — ich habe zu überzeugende Proben von dem gesunden Schlaf unseres treuen Georgios, Hausdieners und Portiers in einer Person, um das Schicksal der Reise auf seine Augenlider zu setzen.

Dagegen giebt es, um sicher fortzukommen, ein weit unfehlbareres und bequemeres Mittel: ich accordire Abends

vorher mit einem unserer biederen athenischen Rosselenker und lasse mir nach Landessitte die „Kapara“ ausliefern. Diese wohlthätige Einrichtung des Handgeldes ist das wirksamste Mittel gegen eine Cardinaluntugend der modernen Griechen, aus welcher ich mir getraue, die Hälfte aller übrigen Fehler herzuleiten — die Unzuverlässigkeit. Da ebendieselben im Geldpunkte sehr empfindlich sind, so kann ich mich getrost zur Ruhe begeben; der Kutscher wird sich wohl hüten, seinen schmutzigen Schein — eine halbirte Zehndrachmennote, welche nach jüngster Verfügung eine Sonderexistenz zur Hälfte des Werthes beanspruchen darf — verfallen zu lassen.

Mindestens eine halbe Stunde vor der verabredeten Zeit hält der übrigens trefflich bespannte Wagen vor der Hausthür. Es gilt zunächst die übrige Reisegesellschaft einzusammeln: K., den Vertreter der griechischen Regierung; aus dem „Olymp“ und aus der „Stadt Athen“ einen jungen deutschen Professor mit Gemahlin, welche sich bis Argos anschließen wollten, um dann die Rückreise über Mykene und Korinth zu machen (die dreitägige „kleine Peloponnestour“, wie wir das hier mit dem technischen Ausdruck nennen).

Im hallenden Trabe geht's durch die Boulevardstraßen Neu-Athens, der „Neapolis“. In den Quergassen sieht man noch Gruppen schlafender Menschen, ganze Familien in ihre Wolldecken gehüllt, die während des Sommers aus sehr triftigen Gründen die Trottoirs dem Inneren ihrer Häuser vorgezogen haben.

Endlich ist die Gesellschaft vollzählig; der Wagen umkreist in weitem Bogen die südlichen und westlichen Stadthöhen, welche den directen Weg nach dem Meere zu verlegen, den „Nymphenhügel“ mit der Sternwarte, die Erhebung des „Theseion“ und den letzten Ausläufer, an welchen sich bei dem Kirchlein der „heiligen Dreieinigkeit“ jener wunderbar erhaltene antike Friedhof lehnt. Erst außerhalb der Stadt hinter der Gasfabrik nimmt der staubige, vielbenutzte Fahrweg die schnurgerade Richtung auf den Piräus an.

Die Sonne ist soeben in dem blauen, seit Wochen wolkenlosen Aether aufgegangen; selbst die zerklüftete Nordseite der parthenonbekrönten Akropolis fängt in dieser Zeit der längsten Tage einige ihrer Morgenstrahlen auf und erwidert sie mit röthlichem Glanze. Aber jenseits des noch dunklen Oelwaldes, der vor uns wie ein stahlfarbener Strom dem Meere entgegenzuwallen scheint, hat sie bereits ihre ganze Lichtfülle ausgegossen; hell schimmert das Kloster des „Hagios Elias“ auf der Höhe der „heiligen Straße“ von Eleusis herüber, hell flackern, von tiefen Schatten getrennt, die Kuppen des Aegaleos- und Korydallosgebirges auf. Bald färben sich auch die Gipfel der Oelbäume, und schon beginnt jenes leise Zittern der Luft, welches den heißen Tag vorherverkündigt. Plötzlich, als erhielte dieses Vibriren Töne, setzt die Cicadenschar unter dem graugrünen Blattwerk wie auf ein gegebenes Zeichen zu ihrem tausendstimmigen Gesange ein, jenem schnarrenden Cri-Cri, welches manchen empfindlichen Culturmenschen zur Verzweiflung bringt und welches die Alten, die noch gesunde Nerven hatten, so sehr liebten. Im Aristophanes kannst du gelesen haben, daß die Grillen nur zwei Monate im Jahre — es sind die heißesten — auf ihren Bäumen singen; für unser Gefühl identificirte sich ihr Lied allmälig ganz und gar mit der Vorstellung von Sonnengluth und regungsloser dürstender Landschaft.

Auch unser Kutscher ahnt wohl bereits den Durst des kommenden Tages, und soeben bietet sich ihm die beste Gelegenheit, frühzeitige Vorkehrungen dagegen zu treffen. Wir haben nämlich die „Bakalia“ erreicht, eine Reihe von Schenken auf halbem Wege zwischen Athen und Piräus, wo nach fünfzehn Minuten Fahrens unweigerlich „die Pferde getränkt werden müssen“. Zur Rechtfertigung unseres Wagenlenkers muß übrigens angeführt werden, daß ich nach langer Beobachtung denjenigen unter seinen Collegen kennen lernen möchte, der an den „Bakalia“ wie überhaupt an einer Kneipe vorübergefahren wäre.

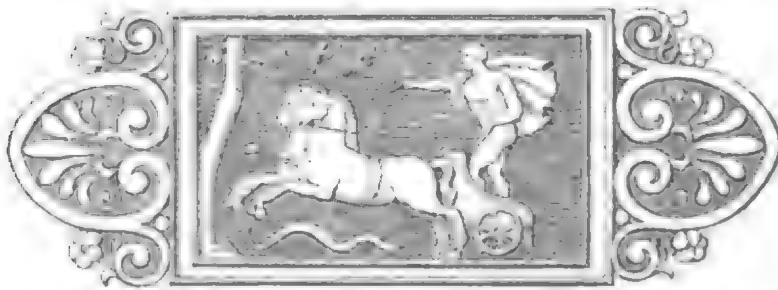
Interessant ist es hier noch besonders, die Wahlverwandtschaften zwischen Kutschern und Schankwirthen zu studiren; da es hier eine Menge von beiden giebt, so hält man bei jeder Durchfahrt vor einer anderen Baracke.

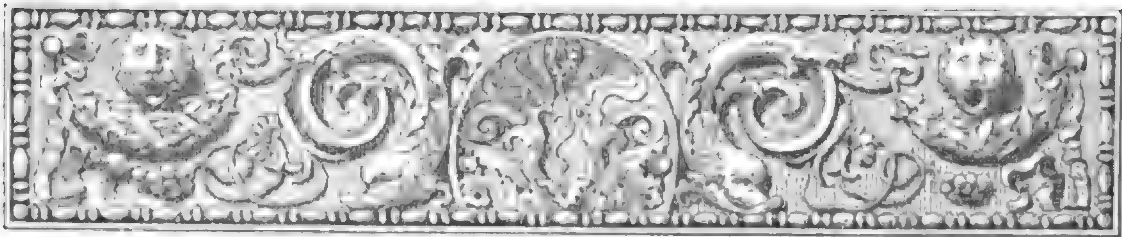
Während des Geschäftes der Tränkung

tritt der Herr des mit einer bunten Schlacht bei Marathon al fresco bemalten Restaurants grüßend an den Wagenschlag. Er hält es mit dem Kutscher für selbstverständlich, daß auch wir bereits Bedürfnisse haben. Wir kennen seine Herrlichkeiten, die Auswahl ist nicht groß: „Lukumia“ (eine gallertartige Masse aus Mandeln, Mehl, Zucker und Rosenwasser), „Krasi“ (den berüchtigten Harzwein), „Masticha“ (Mastixschnaps) und den kleinen türkischen Kaffee. - „Nur dem Kutscher zu Liebe“ schlürft Jeder mit ihm eine Masticha, deren krystallhelle Flüssigkeit durch Wasserzusatz eine milchige, opalisirende Farbe erhält, und — wir brauchen uns über die Wirkung derselben auf den Rosselenker wenigstens und mittelbar auf seine Thiere nicht zu beklagen. Mit ihren eisenbesohlten Hufen (gegen das scharfe Gestein der griechischen „Communalwege“ genügen unsere Hufeisen nicht) schlagen sie nun wie entfesselt den Boden. Es steckt noch jene gedrungene, kurzhalsige und kleinköpfige Race in ihnen, welche wir im Paradezug an dem Relief des Parthenonfrieses einhergaloppiren sehen, und als in diesem Augenblick der athenische Bahnzug in kurzer Distanz auf dem parallelen Schienenwege hinterhersaust, da ergreift Lenker und Thiere sogar noch etwas von dem Ehrgeiz der olympischen Wettfahrer: der Kampf mit dem Ungethüm der Neuzeit wird übermüthig aufgenommen und bis zur Barriere, am Schnittpunkt des Geleises, ehrenvoll bestanden.

Wir befinden uns vor der Hafenstadt Piräus, dem eigentlichen Lebensnerv Alt-Athens. Der Weg, welcher uns herführte, bezeichnet ebenfalls eine Hauptader des ehemals so blühenden Organismus: er läuft auf den Resten der nördlichen jener „langen Mauern“, vermittelst deren Hauptstadt und Hafen zu einem großen Ganzen verkettet waren. Jetzt erkennen wir auch vor uns in geschichteten Quadern die Trümmer der Ringmauer und gewaltiger oblonger Thürme, welche das Hauptthor schützten. Dieser weite, stolze Mauerring, der die wunderbar gegliederte Halbinsel noch heute von der Meer- und Landseite umspannt, ist die Schale der „großen hohlen Nuß“, mit welcher ein alter Komödiendichter nach dem Verfall der athenischen Seemacht den zusammengeschrumpften Piräus verglich. Heute ist der Kreis beinahe wieder ausgefüllt und zum Theil überschritten durch das erstaunliche Wachsthum der jungen, erst nach Decennien zählenden Stadt.

(Fortsetzung folgt.)





Correspondenzen.

Aus München.

Das deutsche Kunstleben der Gegenwart.

Von

Friedrich Pecht.

München, im Januar 1882.

Untersucht man die dermalige Entwickelung der Kunst in ganz Deutschland, so werden Einem alsbald zwei große Veränderungen auffallen: erstens die starke Präponderanz der Architektur und Kunstindustrie und dann die allmälige Bildung localer Kunstschulen und Richtungen, wie selbe ja auch zur Zeit der Renaissance in Italien und Deutschland ziemlich gleichmäßig existirten. — Beide durchaus erfreuliche Erscheinungen hängen vor Allem mit dem ungeheuren Aufschwung zusammen, den die Gründung des deutschen Reiches mehr oder weniger auf allen Gebieten der nationalen Thätigkeit, vorab aber auf dem der Baukunst, weckte. Wer unsere großen Städte besucht, wird alsbald bemerken, daß sie alle fast ohne Ausnahme sich in den letzten zehn Jahren völlig umgewandelt haben, daß überall der Stil der Bauten größer und reicher, vor Allem aber lebendiger und unabhängiger von fremden Vorbildern, nationaler geworden ist. Nicht nur wurde fast überall die deutsche Renaissance bei den Privatbauten mit Vorliebe adoptirt, sondern selbst, wo es nicht vorherrschend geschah, wie in Wien und Berlin, wurden die angewendeten Bauformen doch so selbständig behandelt, daß sie wiederum ein nationales Gepräge erhielten. Ob Neureuther und Hauberrisser in München, Burnitz, Mylius und Bluntschli, Sommer in Frankfurt, Raschdorf in Köln, Hitzig, Kaiser und Großheim, Ende und Böckmann in Berlin, Leins in Stuttgart, Durm in Karlsruhe sich an die Spitze der Bewegung stellten, das Resultat blieb immer dasselbe: eine Architektur, die weit lebendiger und selbständiger als jemals in diesem Jahrhundert nicht nur einen specifisch deutschen, sondern auch entsprechend den jeweilig vorhandenen Bedingungen einen wesentlich local gefärbten Charakter hatte, weil sie eben diese örtlichen und zeitlichen Bedingungen überhaupt mehr auf sich einwirken ließ, als die früheren Romantiker und Classicisten es thaten, die eine fertige gothische oder griechische Schablone gleich mitbrachten.

Im Allgemeinen läßt sich diese überaus wohlthätige Veränderung in unserer Baukunst, nächst der bedeutsamen Hebung des Selbstvertrauens durch die großen politischen Erfolge, auf die Anregungen zurückführen, die Semper theils durch sein eigenes Vorgehen, theils durch sein epochemachendes Werk über den Stil gegeben. Er hat endlich gesundere Ansichten über die Gesetze der Stilbildung überhaupt verbreitet, während seine späteren Bauten, so das Dresdener Museum und Theater, ganz besonders aber die Hof-Museen in Wien, mit den besten der classischen Zeit concurriren können, jedenfalls das weitaus Bedeutendste darstellen, was unsere moderne Architektur überhaupt geleistet hat. Wie zwingend aber der im Ganzen lebende Geist bereits auf den Einzelnen zurückwirkt, beweisen am besten die Gothiker wie Schmidt und Raschdorf, von denen der

Letztere bald ganz zur deutschen Renaissance überging, der Erstere in seinem Wiener Rathhaus etwas ausführte, das man auch nicht anders denn als einen Uebergangsstil zu ihr bezeichnen kann.

Was indeß all diese neueren Bauten von den älteren am gründlichsten unterscheidet, ist die weit lebensvollere und zierlichere Gestaltung der Innenräume. Ihre Herstellung brachte unser Kunsthandwerk, welches vor zehn Jahren sich noch in einem sehr traurigen Zustand befand, so rasch empor, daß es alle Besucher unserer neueren Ausstellungen mit immer wachsendem Erstaunen erfüllen mußte. Besonders wenn sie sich an die Niederlagen erinnerten, welche diese Kunstindustrie 1867 in Paris, ja noch 1873 in Wien erlitten. Der Beginn des großen Umschwungs manifestirte sich auf jener denkwürdigen Ausstellung in München 1876, wo die neuen nationalen Kunstbestrebungen sich zum ersten Male mit glänzendem Erfolge producirten, den sie allerdings noch mehr dem überaus geschickten Arrangement durch die Münchener Künstler als ihrer inneren Gediegenheit verdankten, die einstweilen nur bei der Wiener Kunstindustrie, der Münchener Metalltechnik und etwa bei dem berühmten Meubelfabrikanten Pallenberg in Köln zu finden war.

Dagegen erwarb sich die Münchener Kunstindustrie das Verdienst, Allen voraus zum ersten Male eine wichtige Anregung durch ihr entschlossenes Zurückgreifen auf die Formen der deutschen Renaissance gegeben zu haben, wie sich durch deren allgemeine Einführung in Deutschland auf allen seitherigen Ausstellungen mit immer steigendem Erfolg erwiesen hat. Die Adoptirung dieser nationalen Spielart der Renaissanceformen war von der Münchener Kleinkunst schon in den sechziger Jahren ausgegangen und hing mit der Einwirkung so specifisch nationaler Künstler wie Schwind, Eug. Neureuther, Dyk, Fr. Seitz, Gedon &c. zusammen. Der Letztere baute schon 1872 das Haus und die Galerie des Grafen Schack in diesem Stile um, der sich nun mit großer Raschheit in ganz Deutschland verbreitete. Jede neuere Ausstellung, 1880 in Düsseldorf wie voriges Jahr in Stuttgart, Karlsruhe und Frankfurt, hat nur aufs Neue gezeigt, daß die ganze schaffende Kraft der Nation sich nach dieser Seite hin geworfen und einen einheitlichen Zug in diese ganze Production, eine Kühnheit und Originalität in dieselbe gebracht, ihr eine Menge junger Talente zugeführt hat. Von dem Allen war vor zehn Jahren noch keine Spur zu finden. Merkwürdigerweise hielt die Consumtion mit der Production vollkommen Schritt, besonders in der am meisten entwickelten Industrie der Meubel und ganzen Zimmer, so daß z. B. noch eben auf der Stuttgarter Ausstellung das kleine Württemberg allein mehr solche Gemächer vorführen konnte als 1876 in München das ganze Deutschland; nichtsdestoweniger wurden gerade die zwei kostbarsten Cabinette von Brauer nicht nur vorher verkauft, sondern sollen auch bereits dreimal nachbestellt worden sein.

Es hat sich da aber auch herausgestellt, daß in Düsseldorf wie in Frankfurt, Karlsruhe und Stuttgart die Production alsbald entsprechend dem jeweiligen Stammescharakter und den socialen Verhältnissen sich modificirt; daß die deutsche Renaissance darum in dem reichen üppigen Frankfurt ganz anders behandelt wird als in dem ärmeren, derberen und humoristischeren München, in der Kaufmannsstadt Köln anders als in der Residenz Berlin oder dem höflichen und zierlichen Dresden.

Unstreitig haben die Sculptur und besonders die Malerei länger gebraucht, um in diesen Proceß einzutreten, den die Baukunst und in ihrem Gefolge die Kunstindustrie begonnen hatten: eine Erscheinung, die man übrigens im Laufe der Kunstgeschichte überall bemerken kann. Ist es doch schon ein ungeheurer Vortheil, daß die Architektur, wie das ja ihr Beruf ist, wieder die Chorführerin der Künste geworden und so der fast ein Jahrhundert lang unterbrochene Zusammenhang derselben allmälig wiederhergestellt ward. Ohnehin liegt es in der Natur aller großen politischen Veränderungen, daß sie zunächst auf die Baukunst einwirken, ihr neue Aufgaben stellen durch die Modification der socialen Verhältnisse, die sie im Gefolge haben. — So bestanden sie diesmal, entsprechend der gewaltigen Vermehrung der Armee, der kolossalen Erleichterung aller Communicationen und dem Ueberfluß an Capital durch die französische Kriegsentschädigung, in Casernen, Befestigungsbauten, Palästen für die Commandanten, Militärcasinos; in Bahnhöfen, Post- und Telegraphengebäuden; herrlichen Gasthöfen, Banken, einer wahren Unzahl von Privatbauten und Villen für die reich gewordenen Börsenmänner, Fabrikanten, Bauunternehmer &c.; endlich in Museen und Schulen aller Art. Es waren also durchweg Profanbauten mit ganz bestimmten praktischen Zwecken, welchen die monumentale Kunst Ausdruck zu geben hatte und wozu sie, entsprechend der größeren Opulenz und der erhöhten Verzierungslust der Nation, die Hülfe der Schwesterkünste in weit höherem Maße in Anspruch nehmen konnte, als es seit der Spätrenaissance und der Barockzeit jemals der Fall gewesen. Hatten diese aber Fürstenpaläste, Klöster und Kirchen gebaut, weil die Fürstenmacht nur durch die der Geistlichkeit einigermaßen compensirt wurde, so fielen jetzt gerade diese Aufgaben ganz weg und es waren der Staat, die Gemeinden oder der dritte Stand, die sogenannten gebildeten

Classen überhaupt, die der Baukunst ihre Aufgaben stellten.

Die Sculptur beschäftigte nächst einer Anzahl decorativer Arbeiten an den Bauten vor Allem die zahllose Masse der Siegesdenkmale und Monumente für die Gefallenen des letzten Krieges, dann eine Menge Standbilder für verdiente Männer aller Art, welche das erhöhte Selbstgefühl der Nation zu setzen nicht müde wird. Es ist gar keine Frage, daß manche dieser Arbeiten, vorab die weitaus bedeutendste derselben, das große Siegesdenkmal am Niederwald, zu höchst erfreulichen Ergebnissen geführt haben, wie denn Schilling's kolossale Germania für dasselbe wohl die beste Idealfigur sein dürfte, welche unsere moderne Plastik hervorgebracht. Die große Rauch'sche und die Dresdener Schule haben hier unstreitig am meisten geleistet, eben weil sie den nationalen Charakter viel schärfer ausprägen als die eine Zeit lang durch Begas in Berlin und Wagmüller in München Mode gewordene, aber bereits wieder sehr im Rückgang begriffene malerische d. h. barocke Plastik. Der Dresdener Schule gehört auch der Münchener Ferdinand v. Miller an, der sich durch seine Standbilder Shakespeare's, Alex. v. Humboldt's und neuerdings des Albertus Magnus nahezu auf den ersten Platz unter seinen Münchener Collegen geschwungen.

Weitaus am spätesten hat sich das Jahr 1870 in der Malerei fühlbar gemacht und aus guten Gründen. Neue Ideale brachte es nicht, es wäre denn das eines durch die Kunst veredelten Genußlebens, wie es Makart am glänzendsten predigt. Das mußte aber auf die verzierenden Künste weit mehr wirken als auf die Historienmalerei. Für diese brachte es nur kriegerische Triumphe. Die Schlachtenmalerei aber, wie sie heute betrieben wird, ist viel zu einförmig und uninteressant, um nicht rasch an Interesse zu verlieren, wenn man nicht so eitel ist wie die Franzosen, die es allerdings nie müde werden, ihre rothen Hosen leuchten zu lassen. Da sie aber, die sich bisher immer als Sieger glorificirt, diesmal sehr gründlich geschlagen waren, so erwuchs ihrer Kunst die Verpflichtung, sie im Einzelnen über das zu trösten, was sie im Ganzen an gloire eingebüßt. Sie erhielt also wirklich neue Aufgaben und hat sie mit bemerkenswerthem Geschick gelöst.

Das konnte man nun von der deutschen anfänglich keineswegs sagen; obwohl eine Menge junger und alter Maler den Feldzug mitgemacht, wußten sie ihm anfangs absolut nichts erheblich Neues abzugewinnen, wozu auch eine gewisse Ungeschicklichkeit der officiellen Bestellungen allerorten nicht am wenigsten beitrug. Natürlich hatte es aber die Nation sehr bald gründlich satt, immer nur den Generalstab mit diesem oder jenem Prinzen oder General an der Spitze in irgend ein brennendes Dorf oder gesprengtes Thor einreiten zu sehen, überdies in so kleinen Figürchen, daß das Bild schon darum jeden imponirenden Eindrucks absolut unfähig war. Die Schlachtenmaler waren daher bald bei der friedlichen Gesinnung unseres Volkes und ihrer eigenen Unfruchtbarkeit allerorts am Ende. Denn welcher Privatmann ließe sich gern durch Mord und Todtschlag in seiner Stube unterhalten? Unsere reich gewordenen Bankiers doch sicherlich am allerwenigsten! So mußten denn die Künstler zuletzt sich selber helfen, indem sie neue Wege suchten und die Schlachtenmalerei zu einer Charakteristik der verschiedenen deutschen Volksstämme im Kampf umschufen. Dadurch haben nun Franz Adam mit seiner Darstellung der Thüringer im Gefecht von Floing, der Bayern vor Orleans, Bleibtreu mit der des deutschen Kronprinzen und seines Generalstabs bei Sedan, Faber du Faur mit den Württembergern bei Champigny, die er in Lebensgröße ausgeführt hatte, verdienten großen Beifall geerntet. Weitaus am wirksamsten aber erwies sich die vollkommen neue Form der Panoramen. In ihr hat der Düsseldorfer Hünten mit seiner in Berlin ausgestellten Schlacht von Gravelotte in der That etwas Erstaunliches geleistet: er hat uns die Poesie eines solchen modernen Massenkampfes zuerst in wahrhaft packender und erschütternder Weise versinnlicht, uns die ganze ungeheure Spannung eines entscheidenden Momentes nachfühlen, uns völlig vergessen lassen, daß wir nicht vor der Wirklichkeit, sondern nur vor einem Kunstwerk stehen. Gleichzeitig haben auch die Münchener, zunächst Louis Braun, ein solches Panorama von der Schlacht bei Sedan in Frankfurt vollendet, und Faber du Faur malt eben jetzt in Hamburg eines von der bei Wörth. Interessant ist dabei noch, daß es eine internationale Actiengesellschaft war, die diese kolossalen Verherrlichungen deutscher Großthaten lediglich aus Speculation und, wie es scheint, mit gutem materiellen Erfolg ausführen ließ.

Solche Besteuerung der Schaulust ermöglicht jetzt überhaupt eine Menge von größeren Kunstunternehmungen, wie sie früher niemals von Privatpersonen gemacht wurden. Hat doch z. B. Makart seine großen Bilder nur darum malen können, weil die Kunsthändler, ihre Besteller, sie nachher für Geld sehen ließen und so einen großen Theil ihres dafür ausgelegten, sehr bedeutenden Capitals wieder hereinbekamen. — Alle Ausstellungen aber sind mit Lotterien verknüpft, durch welche den Künstlern und Kunstindustriellen ebenfalls große Summen zufließen, die sie sonst nie bekommen hätten, abgesehen davon, daß es ihnen den Muth giebt, Arbeiten zu unternehmen, an welche sie, wegen der großen Vorauslagen, sonst nie hätten den-

ken können. Da bei den Ankäufen der vielen städtischen und Staatsgalerien meistens ebenfalls nur der absolute Kunstwerth berücksichtigt wird und man sich um den Stoff, den der Künstler gewählt, nur so weit kümmert, als er geeignet ist, das Gemüth oder die Sinne zu fesseln, so giebt dies natürlich der Kunst eine wesentlich andere Richtung, als wenn sie bloß von den Launen einzelner vornehmer Mäcene abhinge. Sie wird damit erst volksthümlich, denn vor Allem drängt es die Künstler dahin, nur solche Stoffe zur Ausführung zu wählen, welche die größte Masse der Beschauer anziehen könnten, da die ganze Nation, ja die ganze Welt ihr Abnehmer ist und ihre Bilder alle für die „Ausstellung" berechnet sein müssen. Daraus folgte nun zunächst ein ganz unverhältnißmäßiges Betonen des coloristischen Elements, weil Niemand sich der Magie der Farbe zu entziehen vermag. Eine weniger angenehme weitere Folge, die mit der Weltanschauung des größten Theiles unserer gebildeten Classen aufs engste zusammenhängt, ist das fast gänzliche Aufhören aller religiösen, nicht nur der christlichen Kunst, ja aller Vertiefung des Gemüths und der Beschäftigung mit den letzten Fragen des Daseins, deren sinnige Erwägung freilich der Lärm einer Ausstellung am wenigsten begünstigt. Dafür aber, entsprechend der gesteigerten Freude der Nation an sich selber, eine fast ausschließliche Hinwendung der Malerei zur Darstellung des deutschen Lebens, sei's der Gegenwart oder der Vergangenheit. Hatte die Romantik die Poesie und das Schöne immer nur in der Ferne gesucht, so findet man beide jetzt in nächster Nähe, womöglich sogar in der Gegenwart. Makart und Max, Defregger und Knaus oder Vautier, Menzel, A. v. Werner oder Scholz sind sich darin ziemlich gleich. Am ausgesprochensten treten diese Tendenzen bei der Münchener Schule hervor, die das schönste Volksleben um sich sieht. Daher konnten auch Productionen wie Fr. Aug. Kaulbach's „Schützenliesel" einen so durchschlagenden Erfolg davontragen, während ihn Piloty's eben ausgestellte „Kluge und thörichte Jungfrauen" nicht zu erringen vermochten — obwohl das Bild in technischer Hinsicht überaus achtbar ist, aber freilich das theatralische Wesen, welches Wilhelm v. Kaulbach und Schnorr ganz gleichmäßig unserer Schule aufgedrückt, ebenso wenig los werden konnte. Obwohl nun bei uns ziemlich viel Historie gemalt wird, die Regierung und Gemeinden beständig Aufträge dazu ertheilen — wie man denn eben jetzt die Rathhäuser von Landshut und Kaufbeuren mit solchen Bildern verziert —, so hat doch in München noch kein Künstler mit jenen ererbten conventionellen Traditionen so gründlich gebrochen, als es Menzel in seinen alten und neueren Bildern, A. v. Werner in seiner Kaiserproclamation zu Versailles und dem noch vorzüglicheren Berliner Congreßbild gethan haben: zwei epochemachenden Leistungen, die man sonderbarerweise eben deshalb, weil sie einmal so gründlich mit allem Conventionellen aufräumten, bis jetzt bei Weitem nicht nach ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt hat. Und doch kommen daneben nur noch die von ähnlichem gesundem Realismus getränkten Historienbilder des Düsseldorfer Jansen im Erfurter Rathhaus, und die auch coloristisch hochbedeutenden Scenen aus der sächsischen Geschichte von Julius Scholz auf der Albrechtsburg in Meißen ernsthaft in Betracht. Denn nur bei ihnen hat die bisher herrschende akademische Modellmalerei, die nicht weit über gut sitzende Hosen und Röcke hinausging, endlich einem wirklichen Verständniß historischer Charaktere und des ganze Geschichtsperioden durchdringenden Geistes Platz gemacht.

Leider kann man das unserer Münchener Historienmalerei noch kaum nachsagen, denn selbst Lindenschmidt, der hier unstreitig noch am meisten geleistet, hat in neuerer Zeit seine früheren Arbeiten kaum mehr erreicht. Ohne Zweifel trägt dazu die Vernachlässigung der geistigen Bildung bei der jüngeren Münchener Malerschule am meisten bei; wenn Menzel oder A. v. Werner unsere moderne Zeit und ihre Helden so vortrefflich malten, so hängt das eben aufs genaueste damit zusammen, daß sie dieselben zu verstehen ernstlich bemüht gewesen sind.

Es ist das auch zweifelsohne der Grund, daß ein Defregger seine Tiroler Bauern so vortrefflich malt: weil er eben selber einer war, ja mit allen Fasern seines Herzens noch an dieser Welt hängt. Aber einen Mommsen oder Helmholtz so wahr darzustellen, wie es der hochgebildete Knaus thut, dazu wäre er völlig unfähig; ist doch schon sein Schmied von Kochel auf dem kürzlich vollendeten Bilde des Untergangs der Oberländer Bauern 1705 über eine bloße Genrefigur nicht hinausgekommen. Neben und an ihm hat sich indeß nach und nach eine ganze Reihe anderer Künstler in diesem Fache herausgebildet, so Matthias Schmidt, ebenfalls ein Tiroler; und, ganz besonders witzig und geistvoll, der Hamburger Hugo Kaufmann. Schildert er die oberbayerischen Bauern artistisch noch vollendeter, so legt auch Anton Seitz den Hauptaccent auf diese miniaturartige Ausführung seiner liebenswürdigen Idyllen. Im Ganzen imponirt die Münchener Schule aber doch unstreitig mehr durch eine gewisse durchschnittliche Tüchtigkeit als durch besonders hervorragende neue Talente. Nachdem uns Schönleber und Baisch verlassen, sind diese selbst in der Landschaft ziemlich selten, wo Willroider jetzt fast allein noch neben Lier über ein anstän-

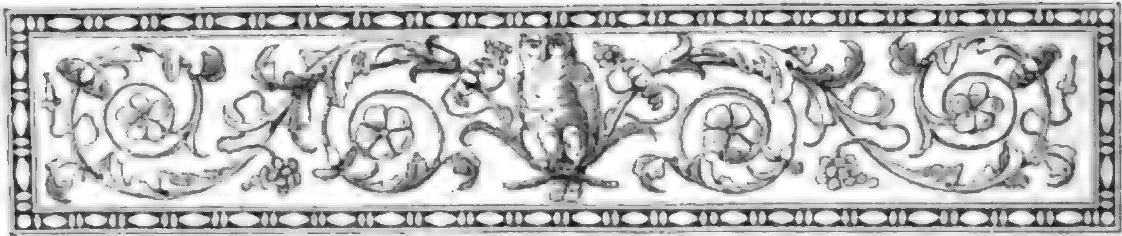
diges Mittelmaß hinausragt. Es wäre denn der Thiermaler Braith, der seinen Schilderungen der Hausthiere ein großartig dramatisches Leben, verbunden mit hoher artistischer Vollendung, zu geben weiß, so daß sie sich den besten alten Werken an die Seite stellen.

Eine Ausnahme in dieser wie in jeder anderen Beziehung bildet nun der letzte Romantiker unserer Schule: Gabriel Max. Dieser merkwürdige Künstler ist von allen Münchenern allein eine einsame, in sich abgeschlossene, tief innerliche Natur und zugleich voll Gehaltes modernster Bildung, den er zu ebenso wunderbar vollendeten als seelenvollen Kunstwerken ausprägt. Der Reichthum seines Geistes zeigt sich gerade darin am meisten, daß es fast keine neuere sociale Frage, keine hervorragende Culturerscheinung des Alterthums, keine großen Dichter giebt, die ihm nicht einmal den Stoff zu einem Bilde geliefert hätten, wo er denn allemal den rein menschlichen Kern seiner Aufgabe mit Sicherheit herauszufinden verstand. In dieser Beziehung haben seine Gemälde in ihrer immer lyrischen, nie dramatischen Auffassung eine gewisse Aehnlichkeit mit Lingg's Gedichten, da ihm gelegentlich selbst die feinste Ironie nicht fehlt, wenn auch seine Richtung im Ganzen eine mehr sentimentale ist und er vor Allem die Leiden der Frauen zur Darstellung wählt. — Aber welche Fülle von rührenden Aufgaben hat er dem neuen Testament, der Geschichte der ersten Christen, Legenden und Mythen aller Art, dann den großen Volksdichtungen wie Faust bis herab auf die Poesien eines Heine, Freiligrath, Uhland u. A. abgewonnen! Ganz neu ist er endlich in der so ergreifenden Darstellung der Opfer unseres heutigen socialen Lebens, wie der Kindesmörderin, der Künstlerswittwe, der barmherzigen Schwester, der Novize, des Freudenmädchens, der Verlassenen u. A. m., wo er das Unglück dieser schiffbrüchigen Existenzen mit einer hinreißenden Gewalt schildert, mit einem poetisch stimmungsvollen Zauber umgiebt, der seinen außerordentlichen Erfolg mehr als rechtfertigt.

Obwohl aber selbst die technische Vollendung seiner Bilder eine ebenso große ist als ihre Eigenthümlichkeit und er in beiden vollkommen unerreicht dasteht, so hat er dennoch keinen irgend erheblichen Einfluß auf die Schule geäußert, bis jetzt weder Nachahmer noch begabte Schüler gefunden, steht als eine vollkommen isolirte Erscheinung inmitten seiner Genossen da, deren frischem Naturalismus seine ganze Geistesrichtung unsympathisch blieb, wie hoch er auch persönlich geachtet sei. Ist das doch anderen Künstlern, ja dem Haupt der Schule, Cornelius, selber nicht besser gegangen, dessen großartige Werke dem heutigen künstlerischen München ebenso fremd und unverständlich geworden sind als seine ganze aufs Erhabene und Große gestellte Geistesrichtung. Das Alles ist dem demokratischen Zuge der Zeit, ihrem nur mit sich selbst beschäftigten, jede Vertiefung, alles Pathos hassenden Wesen zuwider.

Ist also die Abneigung gegen alles Große und Edle wie gegen jede Vertiefung des Gemüths, gründlichste Nüchternheit die Signatur unserer Kunst ganz so wie unseres öffentlichen Lebens und stecken wir noch mitten in jener Erschlaffung, wie sie großen Anstrengungen immer zu folgen pflegt, so gilt das übrigens für ganz Deutschland, nicht nur für München.

Immerhin wird man das Gesammtresultat also zusammenfassen können, daß die Münchener Schule wie alle anderen einen auffallenden Rückgang an geistigem Gehalt nur theilweise durch größere technische Vollendung zu ersetzen vermag, daß sie eben mehr und mehr auf Herausbildung eines provinzialen, specifisch süddeutschen Charakters hingewiesen zu werden scheint. Ja, obwohl ihr Personal das bunteste ist, das man sich, Paris und Rom ausgenommen, nur immer denken kann, so wird dasselbe doch regelmäßig ziemlich rasch und vollständig acclimatisirt. Daß dieser provinzielle Charakter sich aber auch in Karlsruhe, Frankfurt, Dresden, Düsseldorf immer auffallender ausprägt, kann man nur als ein Zeichen wachsender Gesundheit begrüßen — jener Gesundheit, die wir im Mittelalter finden und der speciell die Kunst in Italien, wo jede größere Stadt ihre Malerschule hatte, ihren unermeßlichen Reichthum verdankte. Da diese Erscheinung Hand in Hand mit dem großartigen Aufblühen der Kunstindustrie geht und sich so die Kluft mehr und mehr schließt, welche Kunst und Handwerk zur Zeit des Classicismus wie der Romantik, zum größten Nachtheil beider, trennte; da überdies die Nation sich täglich mehr an Kunstgenuß gewöhnt, so dürfen wir wohl mit Sicherheit einem ähnlichen Zustande entgegensehen, wie er in der Renaissance bereits einmal bestand: daß das ganze häusliche und öffentliche Leben durch die Kunst wieder geadelt werde, da die gegenwärtige moralische Erschlaffung doch wohl nicht ewig dauern kann.



Literarische Mittheilungen.

Karl Frenzel's neuester Roman.*

Der ungeheure Vortheil, welchen dem antiken Epiker Göttermythus und Heroensage gewährten, kann von Niemandem so völlig gewürdigt, so schmerzlich entbehrt werden als von seinem modernen Bruder, dem Romandichter. Wenn der Sinn und die Kraft jenes von vornherein auf ganz bestimmte Stoffe sich richten durfte, ja richten mußte — Stoffe, die ihm überdies von langer Hand, zum unmittelbaren Gebrauch schicklich, vorbereitet waren — und er so gewissermaßen einem fast fertigen Kosmos gegenüberstand, dessen letzte poetische Ornamentirung ein günstiges Geschick seinem Genius und seiner Kunst vorbehalten, — muß im schroffsten Gegensatz zu ihm der moderne Romandichter, bevor er an sein eigentliches Geschäft gehen darf, mit höchstem Scharfsinn und Aufbietung einer gewaltigen Kraft erst einmal ein unermeßliches chaotisches Material prüfen, entwirren, sichten, ordnen, bis es ihm gelingt, einen Stoff zu finden — ein Fragment, dem er eine Form geben, an dem er den Inhalt der Zeit auf seine Weise demonstriren kann.

Selten, sehr selten, daß ihm die Zeit selbst die Last dieses Vorgeschäfts bis zu einem gewissen Grade abnimmt, indem sie die in unendlichen Wirbeln ununterbrochen dahinwallende Masse ihres Inhalts hier oder da zu einer krystallenen Kugel gleichsam ballt, welche der gespannte Blick des Suchers erspäht und mit rasch entschlossener Hand aus der Fluth herauszuheben vermag, in die sie bereits im nächsten Moment unterschiedslos wieder verrinnen würde.

Oder, um es anders auszudrücken: es treten in dem Verlauf der Entwickelung jener Ideen, die in einer bestimmten Zeit zum Durchbruch drängen, Krisen ein, wo in dem bis zur höchsten Höhe entfachten Streit und Widerstreit der sich bekämpfenden Mächte das oft bis zur Unkenntlichkeit verschleierte Object und Ziel dieses Kampfes auf Momente klar hervortritt; und nicht bloß das Ziel, sondern auch die Art und Weise des Kampfes, indem die Kämpfer im Augenblick der Entscheidung gezwungen werden, voll und ganz Farbe zu bekennen und ihre Waffen offen zu zeigen, sie mögen nun ehrliche oder unehrliche sein, siegreich aufblitzen oder zerbrochen in den Staub des Blachfeldes sinken.

Nicht jede solcher Krisen freilich, als wie tief einschneidend sie sich auch später in der Weltgeschichte ausweisen mag, ist ohne Weiteres ein günstiges Object für den zeitgenössischen Romandichter, dem es immer schwer, ja unmöglich fallen wird, äußerlich große Massen, wie z. B. Kriegsheere, in die rechte Bewegung zu bringen und in die rechte Beleuchtung zu stellen. Soll er zu seinem Zwecke kommen, darf der Kampf, um dessen Darstellung es sich für ihn handelt, nicht über ein räumlich zu großes Blachfeld sich verbreiten; müssen vor Allem die geistigen Potenzen sich nicht in ein diplomatisches Dunkel hüllen, oder in ein paar eminenten Strategenköpfen concentriren, oder aber als das ganze Volksgemüth durchlodernde Flammen bis zum Himmel schlagen — auf das Geistige gerichtet, wie es die moderne Kunst, auch die epische, einmal ist, erreicht sie ihre Absicht leichter und besser, wenn der Schwerpunkt des Kampfes in die geistige und gemüthliche Sphäre fällt, die materielle Sphäre freilich: in Peripetien des Glückwechsels Einzelner, in Verschiebungen des Besitzstandes, der

* „Die Geschwister." Roman in vier Büchern von Karl Frenzel. (Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.)

socialen Lage vielleicht ganzer Classen participirt — immer aber doch in einem Grade, der sich noch berechnen, übersehen und — was für den Dichter das Entscheidende — darstellen läßt an dem Schicksal von Individuen, das für das Schicksal von Hunderten oder Tausenden typisch ist.

Nur wer diese Bedingungen und Einschränkungen der modernen epischen Kunst wohl erwägt, wird begreifen, warum der gewaltige Völkerkampf von 1870 und 1871 in dem deutschen Roman der Gegenwart kaum eine Spur hinterließ, während die in den Jahren 1872 und 1873 eintretende social-ökonomische Krisis unsere Romandichter wieder und wieder anreizt, dem krausen Urbild ein poetisch verklärtes Abbild zu geben.

Trat doch in dieser merkwürdigen Zeit die treibende Tendenz, die „ruling passion“ der modernen civilisirten Menschheit: mit Hintansetzung aller transcendentalen Ideale das actuelle Leben in materieller Hinsicht nach Möglichkeit auszubeuten, bei uns gleichsam verkörpert hervor. Berauscht von dem kolossalen Erfolge, den die Nation, weil sie ausnahmsweise einmal einig gewesen, auf den Schlachtfeldern errungen, glaubte jeder Stand, ja glaubte jeder Einzelne in dem Kampf um ein Dasein, wie es ihm jetzt allein noch menschenwürdig schien, auf eigene Faust die holde Basileia, die Göttin des Erdenglücks und der Erdenfreuden, erobern zu können. Vergessen war der bescheidenen Väter mahnendes Beispiel, in den Wind geschlagen der Dichter, der Weisen hochsinnige Lehre; Jeder hatte nur den Vordermann in der rasenden Jagd nach dem Glück im Auge; für Tugend galt nur die Kraft, sich an dem Mahl des Lebens einen guten, womöglich den besten Platz zu erobern. Hier und da tauchte einer aus der Menge auf, an welchen sich der Ruf dieser Tugend in eminentem Grade heften durfte; man wies auf die Auserwählten mit staunenden Fingern, verfolgte mit athemloser Spannung ihren Aufflug zu schwindelnder Höhe, wünschte sich Flügel, es ihnen nach- und gleichthun zu können.

Dann kam der Rückschlag; kam, obgleich vorbereitet und von den wenigen Besonnenen vorausgeahnt und verkündigt, für die gedankenlose Menge mit der blitzartigen Schnelle und betäubenden Gewalt eines urplötzlich hereinbrechenden furchtbaren Naturereignisses. Der Milliardenplatzregen schien aufgesogen wie der Tropfen auf einem glühenden Stein; der aus Schwindelwerthen aufgebaute Reichthum war zusammengestürzt wie ein Kartenhaus; infolge der Entwerthung des Geldes der früher wirklich Reiche nicht mehr reich, der Arme ärmer als je. Als schnödes Unkraut, nicht werth ins Feuer geworfen zu werden, erwies sich, was man für in alle Zukunft nutzreichen Samen gehalten und angepriesen; das eben noch glorreich aufblühende Land glich einem Trümmerfeld, die Sieger in so viel rühmlichen Schlachten einer geschlagenen Armee, die den Rückzug antreten muß und bei der der Rückzug zur schmählichen Flucht ausartet. Und das Alles: der Hochmuth und der Fall, die Aspiration und die Ernüchterung, der Wahnsinn und die Douche — so nahe neben einander, daß der Causalnexus mit Händen zu greifen war, die grausame Folgerichtigkeit dem kurzsichtigsten Auge klar werden mußte. Und welch ein Feld nun für den Nationalökonomen, für den Moralisten, den Geschichtsforscher; welch ein Stoff vor Allem für den epischen Dichter, dem sich endlich einmal die Gesellschaft, die er schildern soll und deren kaleidoskopisch bunten Wechsel er nicht zu fixiren vermag, in ihrer wahren Gestalt gezeigt: ein Titane, der den Himmel stürmen will und von Zeus' Blitzen auf die platte Erde zurückgeschmettert wird!

Zwar das Bild scheint herzlich falsch, wenn wir in den Romanen, welche diesen Stoff behandeln, die Menschen in ihrem Thun und Treiben beobachten. Man glaubt da eher mit Pygmäen zu thun zu haben. Aber mit dem tertium comparationis: der unermeßlichen Gier nach einem Unerreichbaren — vielmehr nach einem Etwas, das, selbst wenn es erreicht werden könnte, der rasenden Anstrengung nicht werth ist — hat es doch seine volle Richtigkeit. Und uns zum anderen Male in eigenthümlicher Auffassung und Beleuchtung jenen seltsamen, in der drastischen Wirklichkeit des Anfangs der siebziger Jahre vorgebildeten tragi-komischen Himmelssturm an dem Beispiel einiger besonders typischer Stürmer zur klaren übersichtlichen Darstellung gebracht zu haben, ist das hohe Verdienst der Dichtung, deren Titel diesen Zeilen voransteht.

Wegen dieses Titels freilich möchte ich gleich mit dem Dichter rechten. Nach meiner Ansicht haben nur zwei Arten von Titeln — ich spreche selbstverständlich nur von Romantiteln — eine Berechtigung: diejenigen, welche, meistens nicht ohne Hülfe einer gewissen Symbolik, den Kreis der Ideen, in welchem sich der Roman ausschließlich oder vorzugsweise bewegt, einigermaßen (ganz können sie es nie) decken oder doch ungefähr andeuten; sodann jene, welche aus nichts als aus dem Namen des Helden bestehen. Die letztere Art ist jetzt ein wenig aus der Mode gekommen, was ich bedaure, trotzdem ich selbst der neuen: der der symbolisirenden Titel, beinahe ausschließlich zu huldigen scheine. Denn wenn man es recht bedenkt, ist sie doch die einzig sachgemäße, die freilich nichts andeutet, aber auch nichts verräth, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig sagt. Schon die Zusätze: Lehrjahre, Wanderjahre zu Wilhelm Meister, so fein und sinnig

sie auch gewählt sind, thun des Guten zu viel, während der bloße Name des Helden als Titel den Dichter nirgends compromittirt, niemals dem kritischen oder unkritischen Leser zu einer schielenden Auffassung des Inhalts Veranlassung giebt. Nun scheint ja allerdings unser Titel: „Die Geschwister", das Richtige zu treffen, indem er wenigstens die Helden — auf den nackten Namen kommt es am Ende nicht an — klar heraushebt und herausstellt. Ich sage: die Helden, und muß wohl so sagen, und nach dem Sprachgebrauch ist a priori zu schließen, daß es ihrer zwei sein werden. Aber wie? Kann denn ein und derselbe Roman zwei Helden haben? ich meine: ein guter Roman — und der Frenzel'sche ist ein solcher und sogar ein sehr guter. Ich glaube: nein; so wenig, wie er gar keinen Helden haben kann. Ich glaube, daß, wenn das Letztere, und wäre es von dem Dichter selbst, z. B. von Thackeray in seinem Vanity fair, behauptet wird, es auf einen Scherz hinausläuft; und wo das Erstere, wie in unserem Fall, es auf einem Irrthum beruht.

Glücklicherweise hier auf einem nachträglichen, unschädlichen, wie er leicht aus der Befangenheit, mit welcher der Dichter seinem vollendeten Werke gegenübersteht, resultirt; keineswegs auf einem fundamentalen, ich meine einem solchen, der schon in der ersten Conception des Werkes gelegen hätte und dann freilich durch die ganze Construction desselben in seinen schädlichen Folgen nachweisbar sein würde. Davon kann hier nicht die Rede sein; im Gegentheil, mir ist keinen Augenblick fraglich, daß es in des Dichters Kopfe, wie gebührlich, nur einen Helden für seinen Roman gab und daß Magda Tarnow in jeder ästhetischen Bedeutung des Wortes dieser Held oder — was auf dasselbe herauskommt — diese Heldin ist. Sie ist der Mittelpunkt des Kreises, welchen die Handlung des Romans umschreibt und ausfüllt; die Centralsonne, um welche die anderen Existenzen entweder planetarisch sich bewegen oder von der doch die kometischen Naturen in ihrer schweifenden Bahn alterirt werden; sie ist der Maßstab, an dem wir unwillkürlich die Anderen und an dem sie sich selber, bewußt oder unbewußt, messen; ihre Augen sind es, durch welche der Dichter uns Welt und Menschen sehen läßt, weil er selbst sie durch eben diese Augen gesehen hat, und durch welche wir gerade deshalb auch wieder in die Seele des Dichters sehen können.

Klare, kluge Augen, die kein Schein, und wäre er noch so glänzend, blendet; vor denen keine Inconsequenz, und geberdete sie sich noch so logisch, keine Unwahrheit, und hüllte sie sich noch so dicht in das Gewand der Wahrheit, Gnade findet; Augen, die nichts Anderes sehen wollen und zuletzt, durch lange Uebung geschult, auch nichts Anderes sehen als „das, was ist"; Augen, die mit gütigem, zur Verzeihung geneigtem Blick auf dem Thun und Treiben der irrenden Brüder und Schwestern ruhen, aber sich mit grausamer Schärfe nach innen kehren und jede Selbstbeschönigung niederblitzen, jedes Pactiren mit den eigenen Schwächen und Fehlern verzehren wie die Sonne den Nebel; Augen, durch die eine Seele schauen muß, die begreifen will, daß „nicht im Erwerben, sondern im Bewahren die Lebenskunst beruht"; — daß, wenn „dem Ganzen der Einzelne mit seinem Wohl und Weh nur einer von Millionen Punkten, ohne Namen, in den meisten Fällen ohne Werth ist, doch für den, der wahrhaft wirken will, das Leben erst bei diesem Einzelnen anfängt"; — nur „wieder die Güte, das Mitleid, die Menschlichkeit der Einzelnen die Elenden und Sclaven vor dem Staat schützt, wenn er, wie es der nothwendige Verlauf, eine Beute jener Herrennaturen geworden, die im Namen und zum Nutzen Aller die Freiheit fordern, obwohl sie wissen, es werden nur ihnen allein die Vortheile derselben zufallen"; — und, um Alles zusammenzufassen: „allein die Liebe, nicht das Gesetz, sollte denn wirklich die Masse der Menschen zu ewiger Dienstbarkeit bestimmt sein, das Joch und Verhängniß derselben erleichtern kann."

Ich habe diese Aussprüche, unter anderen aus dem Munde der Heldin, excerpirt, weil sie mit besonderer Genauigkeit den Standpunkt derselben fixiren, welcher Standpunkt wiederum genau der des Dichters ist und gegenüber der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, sein mußte.

Denn mag auch einmal ein Dictator in grimmem Zorn über den Abfall des Volkes ihm die Tafeln des Gesetzes zertrümmert vor die Füße werfen — des Dichters, zumal des epischen, fromme Aufgabe wird es immer sein, diese Trümmer wieder zusammenzusuchen, zusammenzustellen, auf daß die verwilderte Menge das heilige Gebot wieder lesen und lieben und an einem hinzugefügten, gut gewählten Beispiel den geheimnißvollen Sinn verstehen lerne.

Ist dieser Sinn von dem Dichter, wie jeder Verständige zugeben wird, richtig gedeutet, so ist — womit denn freilich der Dichter steht und fällt — das Beispiel, will sagen: die Fabel, nicht minder gut gewählt. Mit fester Hand ist zuerst ein nicht allzu großes, leicht übersichtliches Terrain umrissen, in welchem wir uns — zu unserem großen Vortheil — mit den Personen nur selten von einer Stelle zur anderen zu bewegen brauchen, eigentlich nur zwischen zweien: der schlesischen Provinzialstadt mit ihrem Bahnhof, der „weißen" Villa der „Geschwister" im Thal, dem Schloß des Fürsten Rybnik auf dem Hügel und Berlin mit dem alten fürstlichen Palais, dem neuen Pracht-

bau Egon's auf dem ehemaligen gräflich Roß'schen Terrain und etwa noch dem Häuschen der treuen Dienerin Marthe Lebrecht in der Vorstadtstraße. Von langathmigen Beschreibungen dieser wenigen verschiedenen Locale keine Spur; ein paar scharfgezogene Linien, ein paar klare charakteristische Farben genügen, um uns Alles, was wir sehen sollen und zu sehen brauchen, auch wirklich voll sehen zu lassen. Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten die große Kunst, mit welcher Karl Frenzel diesen so überaus wichtigen Theil einer epischen Aufgabe behandelt, rühmend hervorgehoben und finde dieselbe hier auf einer noch höheren Stufe als z. B. in der „Silvia", wo die Auswanderung in die Provinz, zu welcher uns der letzte Theil zwang, ein wenig unvermittelt kam, während diesmal die Erzählung in schönem Kreislauf uns wieder zu dem uns längst vertrauten Ausgangspunkt zurückführt.

Es ist kein Zufall, daß der klaren Anordnung und Eintheilung des zweckmäßig berechneten Raumes der (bis auf ein Zuviel, von dem später die Rede sein wird) nicht minder klare Umriß und sichere Ausbau der einfachen Fabel entspricht. Verhältnißmäßig wenige Personen, die sämmtlich (mit einer einzigen Ausnahme) zu diesem Ausbau nöthig und deren Schicksale ebenso, wie es sich ziemt, je nach ihrem Werth und ihrer Wichtigkeit, mehr oder weniger fest an die Geschicke der Heldin geknüpft sind. Zuerst — und zwar so fest, daß der Dichter dadurch zu dem Zwei-Helden-Titel verleitet werden konnte — das Schicksal Egon's, ihres leichtlebigen Bruders, der, wenn er nun schon einmal kein Künstler werden durfte, wenigstens ein „königlicher Kaufmann" sein und nach Allem, was köstlich auf dieser Erde ist, unter Anderem auch nach seines Nachbars, des alten Fürsten Rybnik, schönem Weib, die kecke Hand strecken will; sodann der ritterliche Kürassierlieutenant a. D. und jetzige Bahnhofsinspector Fritz v. Barnim, der die tollen Sünden und Schulden seiner Jugend in langjähriger Selbstverbannung abgebüßt und abgezahlt hat und sich durch seine Treue und Liebe, seine charaktervolle Festigkeit und edle Selbstlosigkeit zum Geliebten und Gatten der Heldin durchaus qualificirt; ebenso wie der kalte, schlaue, habgierige, in der Verfolgung seiner selbstischen Pläne vor keinem Verbrechen, incl. des Mordes, zurückschreckende Jesuitenzögling Edmund v. Rodenschildt für das Zuchthaus, welches ihn der Dichter mit geistreicher Wendung freilich nicht in der landläufigen Form, wohl aber in dem ehrlosen Dienst einer gewissen, aller Welt feindlichen, nur sich selbst freundlichen Gesellschaft finden läßt; schließlich Ada, die rothhaarige Mignon des Romans, deren zwischen Kunstreiterlust und bürgerlichem Frieden schwankendes Seelchen leicht hätte verloren gehen können, nur daß sie sich noch zur rechten Zeit in den sicheren Schutz Magda's retten darf, um aus der Hand der Guten, Edlen die Hand des Geliebten zu empfangen, den die Großmuth der Schwester ebenso erst vor dem Verderben salviren mußte.

Weniger straff und leicht ersichtlich, aber noch immer fest und deutlich genug ist der Bezug, in welchem die anderen wichtigeren Personen zur Heldin stehen. Marthe Lebrecht stirbt in der Vertheidigung von wichtigen Familienpapieren, die sie Niemand anvertrauen will als ihrer einstigen angebeteten Herrin; den lustigen Maler Gustav Kraus muß Magda erst durch die Vermittelung von Aufträgen ökonomisch so stellen, daß er mit einiger Aussicht auf Erfolg sich um die muntere Clarissa Kronheim bewerben kann; Clarissa selbst weiß für ihre intentirte, glücklicherweise durch den „Wiener Krach" unnöthig werdende Jessika-Flucht kein Ziel als eine Dachkammer bei Porzia-Magda; Leonie selbst, die kokette Gemahlin des Fürsten Rybnik, obgleich sich ihre Bahn sichtbar mit der Magda's selten kreuzt, vergleicht sich innerlich immer mit dieser, und Magda ist es auch, von welcher sie in dem Moment, wo sie „allen irdischen Wünschen" entsagt, schriftlichen Abschied nehmen muß, und wäre es auch nur, um zu guter Letzt noch ein bischen „Komödie zu spielen". — In noch loserem Verhältniß stehen zu ihr der Fürst Alexander und Monsieur Villon; ja, wenn man will, sind die gegenseitigen Beziehungen nur indirect, nichtsdestoweniger aber die beiden Gestalten (ganz abgesehen von ihrem speciellen hohen ästhetischen Werth) nothwendige Personen des Dramas, das ohne ihre Mitwirkung und ihr Eingreifen eben einen ganz anderen Verlauf nehmen würde, während sich das letztere entscheidende Kriterium auf Gerhard Schling nicht anwenden läßt. Gerhard Schling ist für den Roman nicht nothwendig, und das ist sehr schade, denn er ist an und für sich eine vortreffliche Figur aus der weitverbreiteten Familie der Schlurk. Er war auch — wenn ich eine Vermuthung aussprechen darf — vielleicht einmal nothwendig in einem gewissen Stadium des Entwurfes, als der Dichter den Freiherrn Edmund v. Rodenschildt noch nicht zum Kloster pardonnirt hatte, sondern der irdischen Gerechtigkeit ausliefern wollte, welche bereits im ersten Capitel durch die goldene Brille des Staatsanwaltsgehülfen v. Haydebruch nach dem Verbrecher späht — vergebens, wie die Sache jetzt liegt, die auch wohl sonst in jenem früheren Entwurfe anders und in einer Hinsicht besser lag. Ich müßte mich nämlich sehr irren, oder der Dichter trug sich ursprünglich mit einem größeren Plan, in welchem auch die Darstellung der fürchterlichen

Folgen einbegriffen war, die das Delirium der Herrscher für die Argiver hat: die Speculationswuth des „königlichen Kaufmanns“ für die armen Fabrikleute, das fürstliche Gründungsfieber für die elenden polnischen Erdarbeiter an der neuprojectirten Eisenbahn. Man kann die Fundamentlinien dieses umfassenderen Grundrisses noch jetzt deutlich erkennen an gewissen Stellen, wo die Mauern bereits bis zur Oberfläche gediehen waren, und man kann vielleicht bedauern, daß die größere und bedeutendere Intention schließlich nicht zur Ausführung und infolge dessen u. a. die prächtige Gestalt Gerhard's, dieses geborenen Wühlers und Agitators, zu ihrer wahren Geltung kam. Jetzt treibt er sich durch den Roman wie durch das Leben: ziellos, zwecklos; liefert Edmund mit dem gefundenen perlgrauen Handschuh nicht ans Messer; greift auch in die von diesem Bösewicht gegen Magda gesponnene Intrigue nur mit unsicherer Hand ein; seine Ahnung oder seine Wissenschaft von Magda's Unglück nützt ihm nichts und schadet Niemandem, denn „einzig Egon's Erzählung von Richard Groß' Stellung im Tornow'schen Hause ist für Edmund der Grund, dem Heimgekehrten seine Theilnahme zuzuwenden“ — mit einem Worte: Magda's Geschichte, d. h. der Roman, kann erzählt werden ohne die Hinzuziehung und Einmischung von Gerhard Schling.

Welches diese Geschichte ist?

Ich setze sie, wie der Leser längst gemerkt haben wird, als ihm bekannt voraus; aber auch anderenfalls würde es mir nicht beikommen, sie ihm erzählen zu wollen. Ich würde es für ein Unrecht gegen den Autor halten, auf ein paar Seiten eine Geschichte zu comprimiren, zu deren Bericht er ebenso viele Bände brauchte — Bände, in welchen, wenn er gut künstlerisch berichtet hat, kein Satz, kein Wort zu viel ist. Ich würde es für ein Unrecht gegen das Publikum halten, welchem ich, im Falle es das Buch bereits kennt, mit meiner sogenannten Analyse, d. h. mit der nothwendig jämmerlich verstümmelten Inhaltsangabe, nichts Neues sage oder dem ich im anderen Falle das Vergnügen an der Lectüre wesentlich beeinträchtige; und ich wünschte dringend, daß die Kritik sich überall zu dieser Ansicht bekennen, überall danach verfahren und ihren ohnehin schon meistens allzu kurzen Athem für ihr wirkliches Geschäft zu Rathe halten möchte.

Unser Geschäft würde in dem vorliegenden Falle, nachdem wir dem Dichter bezeugen konnten, daß er seine Grundidee in dem von ihm beliebten bescheideneren Umfange völlig zur Darstellung gebracht — vermittelst einer gut d. h. zweckmäßig erfundenen, einfachen, leicht verständlichen und doch verhältnißmäßig reichen, bunt gegliederten Fabel, die sich an den in einander verschlungenen Schicksalen einer Reihe lebensfähiger und lebensvoller charakteristischer und interessanter Gestalten abspielt — ich sage: unser Geschäft würde jetzt noch sein, zu untersuchen, ob er sich zur Erreichung seiner trefflichen künstlerischen Zwecke in jedem Punkte ebenso trefflicher künstlerischer Mittel bediente.

Ich hatte bereits oben Gelegenheit zu rühmen, in wie vorzüglicher Weise der Dichter das Local — den Hintergrund, vor welchem sich die Gestalten bewegen und den der epische Meister immer zugleich mit den Gestalten sieht — zur Anschauung bringt: ohne sich in weitläufige Schilderungen zu verlieren, wie sie wohl der sinnige Reisende in sein Skizzenbuch schreibt, zu denen aber der Dichter, der seine Kraft zur Herausarbeitung seiner Menschen zusammenhalten muß, weder Zeit noch Lust noch Veranlassung hat.

Ich kann im Ganzen und Großen, was nun die Herausarbeitung dieser Menschen, d. h. das dichterische A und O, betrifft, jenes obige Lob mutatis mutandis wiederholen. Im Ganzen und Großen kommt die Darstellung der Menschen durch das einzig und allein legitime dichterische Mittel zu Stande: dadurch, daß der Dichter sie sich selbst darstellen läßt, indem er sie in Bewegung, d. h. in Handlung bringt, wo sie ja dann, sie mögen wollen oder nicht, durch ihr Thun und Lassen, ihr Reden und ihr Schweigen ihr natürliches Wesen, das weder Kern noch Schale, sondern Alles mit einem Male ist, offenbaren müssen. Das Lob würde unbedingt sein, wenn der Dichter nicht aus einem gewissen schädlichen Mangel an Vertrauen in die Wirksamkeit seiner Kunst und Kraft jezuweilen zu jenem leidigen prosaischen Mittel der abstracten Charakterschilderung griffe, die sich zu der dichterischen Darstellung verhält wie ein Generalstabsblatt mit den darauf markirten Positionen der beiderseitigen Armeen zu einem Schlachtenbilde von Adam oder Bleibtreu. Ich habe es längst aufgegeben, über diesen Cardinalpunkt mit dem Gros unserer und der ausländischen Romanschreiber zu rechten — man muß eben schließlich einen Unterschied zwischen Romanschreibern und Romandichtern machen —, aber bei einem Romandichter wie Karl Frenzel will ich nicht Sätze lesen, wie: „Magda war eine festhaltende Natur, ein Kind der Gewohnheit“ ... „Zu einem vollkommenen Müßiggange, zu einem dauernden Nichtsthun und Verträumen der Zeit und des Daseins war sie freilich nicht geschaffen“ ... „Des Armen Wesen sind Anschläge: um sich durch das Leben zu bringen, hatte Edmund zwei Waffen, seinen Kopf und seine Geburt, gehabt“ ... „Wie sehr er die Freiheit liebte, er schreckte noch mehr vor der Entbehrung zurück. Eher vermochte er sich in die Dienstbarkeit zu schmiegen, als die Armuth zu ertragen“ ... „Edmund war nie der Mann der unbedingten Wahrheit ge-

wesen" ... Nicht allein die Gewißheit seines Reichthums, auch das Gefühl seiner Kraft gaben ihm (Egon) diese Sicherheit des Auftretens, den raschen Gang, die leichte Haltung" ... „Dankbar und leicht hingerissen, wie er von Natur war" — ich sage: bei einem echten und rechten Romandichter will ich solche und ähnliche Sätze nicht lesen, weil er mit dergleichen Auseinandersetzungen sich selbst und dem Leser Unrecht thut: sich selbst, der sich so ein poetisches Armuthszeugniß ausstellt, dessen Ungehörigkeit er schon auf der nächsten Seite widerlegt, wo er mit barem dichterischen Golde bezahlt; dem Leser, der verlangen kann, daß, wenn er zum Genuß eines dichterischen Werkes eingeladen wird, man ihm auch die Phantasie zutraut, welche zu diesem Genuß erforderlich ist. Ich weiß sehr wohl: der Schein epischer Objectivität und Ruhe wird durch solch ein verstandesmäßig-prosaisches Beiwerk bei ästhetisch ungebildeten Lesern leicht erweckt; aber dem Wesen der epischen Dichtkunst ist es schnurstracks zuwider und muß deshalb durchaus wegbleiben auf die Gefahr hin, daß die von den müßigen Zuthaten befreite Erzählung eine Lebhaftigkeit und Lebendigkeit gewinnt, die man mit Unrecht dem Drama ausschließlich vindicirt.* Wenn man eine erzählende Dichtung deshalb unepisch finden will, weil sie, ohne sich je durch demonstrirende und reflectirende Einschiebsel zu unterbrechen, ihre Menschen in Action zeigt, und die Action, weil die Charaktere danach sind und die Situation es erfordert, eine rastlose ist, in der Zug um Zug, Schlag auf Schlag erfolgt, so wird man sich entschließen müssen, ganze Gesänge in der Ilias, ja die Ilias in Bausch und Bogen unepisch und etwa dramatisch zu nennen. Nur daß seltsamerweise jene weder dramatischen noch epischen erratischen Prosablöcke immer da am häufigsten gefunden werden, wo die Erzählung noch nicht oder gerade nicht im rechten Fluß ist, und sofort verschwinden, sobald dieselbe im vollen Strome dahinrauscht. Es ist gewiß bezeichnend, daß ich die gerügten Stellen sämmtlich dem ersten Bande der „Geschwister" entnehmen mußte, weil mir die drei übrigen kein passendes Material zur Substanziirung meiner Klage boten, die sich also weniger gegen eine specielle Schwäche des Dichters als gegen eine landläufige ästhetische Unart richtet, von welcher ich ihn ein- für allemal frei zu sehen wünschte.

Nicht als eine Schwäche oder Unart, eher vielleicht als eine Unvorsichtigkeit möchte ich es bezeichnen, wenn er, was er häufig thut, die Ueberraschungen, welche er für den Leser in petto hat, allzu früh preisgiebt. Es kommt das wiederum auf eine Unterschätzung der Phantasiethätigkeit und Combinationsfähigkeit des Lesers hinaus. Wenn z. B. von Magda's gelegentlichem Hang zur Einsamkeit berichtet und erzählt wird, daß sie einst von der Haushälterin über der Lectüre von Briefen überrascht sei, die sie beim Eintreten der letzteren erschrocken und mit einem zornigen Blick auf die Ungeschickte in den Kasten wirft, so ist das gut; wenn wir aber sofort weiter erfahren, daß sie immer mit besonderer Spannung zugehört, so oft von den Handelsbeziehungen Deutschlands zu überseeischen Ländern die Rede war, und — als Vermuthung der Beobachter — die Frage sich anschließt: „Konnte da nicht irgend ein unglückliches, unseliges Liebesverhältniß über Erdtheile und Oceane hinweg spielen?" so ist das des Guten zu viel. Abgesehen von der hohen Unwahrscheinlichkeit, daß eine Dame von der vollendeten Haltung Magda's ihr schmerzliches Geheimniß so deutlich affichiren würde — lasse doch der Dichter den Leser vorläufig einmal über die Bedeutung der Briefscene grübeln; weshalb ihm die Freude vorwegnehmen, die für ihn in dem aufmerksamen Verfolgen einer leise angedeuteten Spur liegt? — Ein anderer Fall: Egon trifft auf einem nächtlichen Gange durch die Felder den Kunstreiter Poninski im geheimnißvollen Tête-à-Tête mit einer Frau, von der er, bevor sie, erschrocken über sein Nahen, entflicht, die Worte vernimmt: „Also Sie werden der Fürstin gehorchen." Poninski verräth in dem folgenden kurzen Zwiegespräche durch nichts, um was es sich handelt; Egon sucht beim Fortgehen nach der Lösung der Frage: „Welche Verbindung kann zwischen einer Fürstin Rybnik und dem Führer einer kleinen Kunstreitertruppe bestehen? Was kann sie durch die Botschaft einer Dienerin in der Nacht von ihm verlangen?" — also genau das, was der Leser sich ebenfalls fragt. Sehr schön. Nun aber hält uns der Dichter bei dem zurückbleibenden Poninski fest. „Es flimmert und nebelt ihm vor den Augen. Was hatte der Andere gehört? hatte er selber zu viel gesagt? war das Geheimniß der Fürstin verrathen worden?" ... das ist wiederum zu viel; dadurch wird dem Fall eine Wichtigkeit beigelegt, die er in den Augen des Lesers vorläufig noch nicht haben darf. „Verwünscht, brummte er und schlug mit der Peitsche durch die Luft. Wären so leicht verdient gewesen, diese fünfhundert Thaler!" Das ist das einzig Richtige für den derben Poninski, der ein schlechter Kunstreiter wäre, wenn es ihm bei solcher Gelegenheit gleich vor den Augen

* Ebenfalls mit Unrecht spricht Schiller dem Roman eine andere Eigenschaft ab: das Ahnungsvolle, Unbegreifliche, subjectiv Wunderbare, und vindicirt dieselbe dem Drama so ausschließlich, daß er infolge dessen im Wilhelm Meister „zu viel von der Tragödie" finden muß. (S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I, S. 383.)

flimmern und nebeln wollte, der ja überdies das wirkliche „Geheimniß“ der Fürstin gar nicht kennt; und das einzig Richtige auch für den Leser, der nicht mehr zu wissen und zu ahnen braucht als Egon.

Noch eine ganze Anzahl ähnlicher Stellen habe ich notirt, und dabei ist mir aufgefallen, daß das Abweichen von der guten alten Regel: sein dichterisches Spiel mit verdeckten Karten zu spielen und seine Trümpfe nicht vor der Zeit zu zeigen, fast jedesmal mit einer psychologischen Unrichtigkeit coincidirte.

Ich muß meine Kritik beschließen, obwohl ich noch keineswegs zu Ende bin, weder mit meinem Tadel noch mit meinem Lob. Besonders nicht mit dem letzteren. Aber lobt nicht der Umstand, daß es uns zu einer eingehenden Kritik anreizt, ein Buch besser als alles Andere? Mit den schlechten ist man so bald fertig! Friedrich Spielhagen.

Musikalische Literatur.

Mozartiana. Herausgegeben von Gustav Nottebohm (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) lautet der Titel einer 139 Seiten starken Schrift, mit der es die folgende Bewandniß hat. Friedrich Rochlitz, der Verfasser des ehedem viel gelesenen Buches „Für Freunde der Tonkunst“ hegte die unausgeführt gebliebene Absicht, eine Mozart-Biographie zu schreiben. Auf seinen Wunsch ersuchte die eben genannte Verlagshandlung nicht lange nach dem Tode des Meisters dessen Wittwe und Schwester um die Mittheilung geeigneten Materials, die auch Beide dem Verlangen bereitwillig entsprachen. Als fünfzig Jahre später Otto Jahn Hand an sein großes Werk legte, waren die von jenen eingesandten Beiträge spurlos verschwunden, und erst in der jüngsten Zeit ist eine fast vollständige Abschrift wieder zu Tage gekommen. Da der Fund zu wichtig schien, um der musikalischen Welt entzogen zu werden, übernahm der treffliche Wiener Musikgelehrte Nottebohm die Herausgabe. Er mußte sich freilich mit einer wortgetreuen Reproduction der Schriftstücke begnügen, ihre Verwerthung dem Leser anheimstellend. Durch eine Reihe kurzer, meist auf die Jahn'sche Biographie verweisender Anmerkungen ist er indessen unserem Verständniß zu Hülfe gekommen. Dargeboten werden unter Anderem einige dreißig bisher ungedruckte Briefe Mozart's, fast alle entweder an seine Frau oder an den Freund und Logenbruder Puchberg gerichtet. Jene geben Zeugniß von der überquellenden Liebe und Zärtlichkeit wie von der unzerstörbaren Heiterkeit, die in dem Gemüthe des Schreibers gewohnt; diese, die kaum etwas Anderes enthalten als dringendste Bitten um die Gewährung von kleineren oder größeren Darlehen — oft handelt es sich nur um wenige Gulden — und bewegliche Entschuldigungen wegen noch nicht geleisteter Rückzahlung, sind überaus traurige Belege für die wirthschaftlichen Sorgen und Bedrängnisse, mit denen der Meister Zeit seines Lebens gekämpft.

Robert Schumann. Eine Biographie von Wilhelm Josef v. Wasielewski. Dritte, wesentlich vermehrte Auflage mit einer Porträtradirung. (Bonn, F. Strauß.) Diese treffliche Lebensbeschreibung — sie trat vor etwa zwanzig Jahren ihren ersten Weg in die Welt an — ist fast von allen späteren Schumann-Biographen aufs emsigste ausgenutzt worden. Liebe und Bewunderung haben gewiß dem Verfasser die Feder geführt; aber wie sehr auch an seiner Arbeit das Herz betheiligt gewesen, von verschönerungssüchtiger Lobrednerei ist nichts in ihr zu finden, immer bleibt sie des Wahlspruchs eingedenk: Amicus Plato, magis amica veritas. Eben so zuverlässig wie erschöpfend ist der Bericht, den wir empfangen. Der werthvolle Anhang enthält zahlreiche Auszüge aus Schumann'schen Briefen. Sie bilden gleichsam die Illustrationen zur Lebensgeschichte, lassen uns deren Helden von Angesicht zu Angesicht schauen. Durch eine wesentliche Erweiterung und Vertiefung der den Werken des Tondichters gewidmeten ästhetisch-kritischen Betrachtungen unterscheidet sich die neue Auflage von ihren beiden Vorgängerinnen.

Fr. Chopin. Von Fr. Liszt. Frei ins Deutsche übersetzt von La Mara. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Das französische Original hat es bereits zu einer zweiten Auflage gebracht. Auch nach der 1877 erschienenen, im Thatsächlichen weit reicheren und zuverlässigeren Chopin-Biographie von Moritz Karasowski behält das Liszt'sche Buch seinen Werth. Von neidloser Bewunderung eingegeben, die ganze Wärme eines begeisterungsbedürftigen Gemüthes ausstrahlend, ist es vor Allem charakteristisch für den Verfasser. Am meisten ehren ihn selber die Kränze, die er auf das Haupt des genialen Berufsgenossen gehäuft.

Der moderne musikalische Zopf. Eine Studie von Emil Naumann. (Berlin, R. Oppenheim.) Sieben Aufsätze journalistischen Ursprungs und überwiegend polemischen Inhalts — sie kehren meist ihre Spitze gegen die neudeutsche Schule — sind hier zu einem 176 Seiten starken Bändchen vereinigt. Die in ihnen dargelegten Anschauungen stimmen zum

großen Theil überein mit dem ästhetischen Glaubensbekenntniß aller besonneneren Musiker und Musikfreunde. Ein minder wortreicher, mit geistigem Gemeingut sparsamerer Vortrag würde freilich dem löblichen Zweck noch förderlicher gewesen sein. Besonders hervorzuheben sind die Abschnitte: Hinter den Coulissen (eine Charakteristik des heutigen musikalischen Parteitreibens), das Leitmotiv und Programmmusik. Otto Gumprecht.

Literarische Notizen.

Vor den Coulissen. Von Josef Lewinsky. (Berlin, A. Hofmann.) — **Das Decamerone der Verkannten.** (Berlin, Freund & Jeckel.) Eine eigenartige seltsame Bewegung hat sich in den letzten Monaten der deutschen Theaterwelt bemächtigt: der Drang nach literarischer Bethätigung. Die Helden der Bretter sind urplötzlich alle Schriftsteller geworden. Tenoristen und Liebhaber, junge Naive und komische Alte fühlen das unabweisliche Bedürfniß, das deutsche Volk von der Geschichte ihres Lebens, von ihren Fährnissen und Abenteuern zu unterhalten. Eine zu wohlthätigen Zwecken unternommene Sammlung von Skizzen der Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters hat dieses Unheil angerichtet, dessen Ende noch gar nicht abzusehen ist. Vorläufig ist dem Wiener ein Dresdener, ein Hamburger „Decamerone“ bereits nachgefolgt, und Josef Lewinsky hat seinen „Theatralischen Charakteren“ rasch sein Buch „Vor den Coulissen“ nachgesandt. Der Zweck derartiger Publicationen ist uns nicht recht klar geworden. Nur die wenigsten „Menschendarsteller“ besitzen das Talent, zu schreiben. Sie bedürfen dessen ja auch gar nicht, und das deutsche Publikum ist zufrieden damit, wenn seine Künstler gut sprechen und die Gebilde dichterischer Phantasie verkörpern. In dem Buche „Vor den Coulissen“ finden sich unter mehr als vierzig Beiträgen kaum vier, die über das gewöhnliche literarische Dilettantenthum hinausragen. Es sind dies die Skizzen von Ludwig Barnay, Hugo Müller, Heinrich Franke und Friedrich Haase. Alles Uebrige ist Mittelgut oder noch weniger. Größeres Interesse bieten dagegen die Beiträge dramaturgischer Schriftsteller, wie Laube, Wolzogen und Werther. — Es war darum eine sehr glückliche Idee, in einem „Decamerone der Verkannten“ diese literarische Manie der deutschen Schauspielerkreise zu parodiren. In dem kleinen Büchlein eines ungenannten aber wohlbekannten Schriftstellers ist die Idee zu humoristisch wirksamer Ausführung gekommen. Einzelne Skizzen des „Decamerone der Verkannten“ sind von höchst ergötzlicher Ironie, andere voll scharfer Satire gegen unsere Bühnenzustände. Das ganze Büchlein, das auch gut illustrirt ist, verdient gelesen zu werden. Die Lectüre gewährt für jeden Fall einige angenehme Stunden.

* * *

Belgien und die Belgier. Von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebr. Paetel.) Unter diesem Titel hat Rodenberg seine Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier Belgiens im Sommer 1880 gesammelt und herausgegeben. Etwas von dem Glanz der Festtage ist auch in seine Darstellung übergegangen; er sieht Menschen, Zustände und Gegenden im sonnigsten Lichte, und es verbreitet sich dadurch eine wohlige, anheimelnde Stimmung über das ganze Buch, die sich unwillkürlich auch dem Leser mittheilt Von großem Interesse sind die Unterhaltungen mit Frère-Orban, Hendrik Conscience, Charles Potvin und anderen hervorragenden belgischen Politikern und Schriftstellern; von literarhistorischem Werth sind die Studien zur vlamischen Literatur und über die neuere belgische Malerschule. Rodenberg's Talent für Schilderung von Ländern und Städten ist allgemein bekannt und mit Recht sehr geschätzt — es bewährt sich auch in diesem Buche in glänzender Weise.

Pariser Leben. Bilder und Skizzen von Ludwig Kalisch. (Mainz, Victor v. Zabern.) Der Autor dieser Bilder aus dem reichbewegten Pariser Leben kennt das Seine-Babel wie wenige deutsche Schriftsteller, da er seit Jahrzehnten sein Domicil dort aufgeschlagen hat. Seine Schilderungen tragen den Stempel der Wahrheit und einer herzlichen Sympathie für Frankreich und die Franzosen, ohne daß darum Deutschland verspottet oder gar verleugnet wird, wie wir dies von deutschen Autoren, die in Paris leben, wiederholt erfahren haben. Neu sind die Mittheilungen Kalisch's über Heine und Madame Strauß, über Béranger, Paul de Kock und Offenbach; besonders wohlthuend wirkt in allen Skizzen dieses Buches eine gewisse Anspruchslosigkeit und ein frischer Humor.

* * *

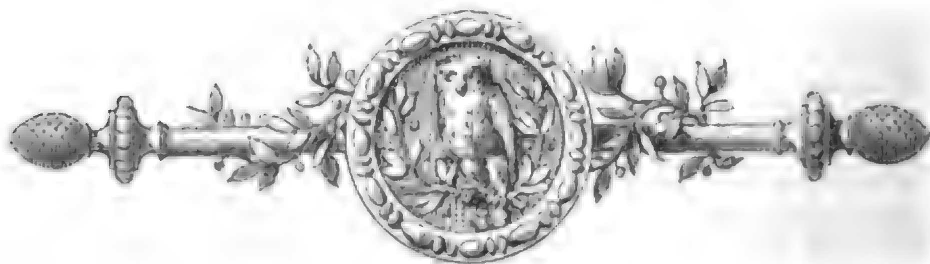
Memoiren zur Zeitgeschichte. Von Oskar Meding. 2 Bde. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Der unter dem Pseudonym „Gregor Samarow“

vielgenannte Autor historischer Zeitromane giebt in diesem Buche die Memoiren seines Lebens, welches fast ausschließlich dem Dienste des hannoverschen Welfenhauses gewidmet war. Das Werk ist von hohem zeitgeschichtlichen Interesse und verdient in jedem Falle unbefangenere und objectivere Würdigung, als ihm bisher seitens der Kritik zu Theil geworden. Allerdings trägt der Verfasser selbst die Schuld daran, daß seine Memoiren einer gewissen kühlen Ablehnung begegnen. Er hat so oft seine Romane für Geschichte ausgegeben, daß man sich leicht versucht fühlen kann, seine Geschichte für einen Roman zu halten. Das ist aber durchaus nicht der Fall, und wer das Buch erst zu Ende gelesen, der wird sich von dem Inhalt desselben lebhaft gefesselt fühlen. Die Darstellung Meding's trägt entschieden das Gepräge der Glaubwürdigkeit an sich, und es sind bis jetzt gegen die Wahrheit seiner Mittheilung Einwendungen nicht erhoben worden. Einen fast dramatischen Charakter hat natürlich die Schilderung der Katastrophe von 1866, die den Sturz des Welfenthrones herbeiführte. Mit der Bildung der Welfenlegion schließt Meding seine Mittheilungen, die für die Zeitgeschichte von großem Werthe sind.

Die deutsche Kaiserstadt Berlin. Von Ernst Friedel. (Leipzig, Otto Spamer.) Ein wohlgetroffenes Bild der Reichshauptstadt nach allen Richtungen hin fehlt bis jetzt noch. Auch das vorliegende Buch ist nur eine Vorstudie zu einem solchen großen Bilde, allerdings aber eine treffliche Vorstudie und eine sehr werthvolle Materialiensammlung. Der auf dem Gebiete der Berliner Localgeschichte bereits vortheilhaft bekannte Verfasser führt uns in bunten Bildern Berliner Stadtgeschichten, Berliner Künstler und Dichter, Handel und Wandel, Gewerbe und Verkehr, die Pflegestätten der Wissenschaft sowie die Umgebung Berlins vor. Eine Schilderung des Berliner Volkscharakters und — des deutschen Reichstags schließt das Buch wirksam ab, dem auch viele Illustrationen, darunter einige recht gelungene, beigegeben sind.

* * *

Der verlorene Sohn. Roman von J. J. Kraszewski. 2 Bde. (Wien, A. Hartleben.) Man muß dem rührigen Wiener Verleger dankbar sein, daß er uns durch eine gut übersetzte Ausgabe der „Gesammelten Werke“ des berühmten polnischen Dichters die interessante Bekanntschaft mit diesem vermittelt hat. „Der verlorene Sohn“ ist eine der hervorragendsten Arbeiten Kraszewski's, dessen Stärke auf dem Gebiet des historischen Romans liegt. Natürlich ist es vorzugsweise die Geschichte seines unglücklichen Vaterlandes, aus der sich der patriotische Dichter seine Vorwürfe holt. Und da diese Geschichte so überreich ist an romantischen wie dramatischen Gebilden und Gestalten, so erwecken auch seine Schöpfungen ein lebhaftes Interesse und eine ungewöhnliche Spannung. Darüber hinaus aber zeigen sie uns Kraszewski noch als einen Menschenkenner und Schilderer von Seelenzuständen, der in der Schule großer heimischer Meister seine Studien gemacht hat und durch seine eigene Begabung sich diesen würdig anreiht. Von besonderem Reiz sind in dem vorliegenden Roman die Frauengestalten Dosia, Bialinska und Pepita.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Entweder — oder.

Erzählung

von

Heinrich Laube.

II.

So saßen sie denn, Lina, Clarissa, der Mops Bums und die drei Liebeswerber, in einem Coupé erster Classe, welches sechs Sitzplätze bot. Den sechsten nahm Bums ganz selbständig ein. Er saß ernsthaft zwischen Lina und Clarissa und ließ sich's nicht gefallen, daß man ihn dem Schaffner verheimlichen wollte. Wenn nämlich der Schaffner eintrat, breitete Clarissa hastig ein Tuch über ihn, damit er als unberechtigter Passagier nicht gesehen würde. Sein rechtlicher Sinn aber empörte sich dagegen und er bellte dann immer. Dies Bellen klang unheimlich dumpf unter dem Tuche, der kluge Schaffner erkannte es jedoch. Auf einen Wink des stets praktischen Heinzeles versuchte er indeß zu lachen und machte eine Armbewegung, welche sagen wollte: sei's darum! „Sei's darum!" sprach Heinzeles laut.

Bei dieser Gelegenheit lachten alle drei Freier, was sonst nicht vorkam, denn Baron Heinzeles hatte den beiden Grafen die Räthselworte mitgetheilt, welche Sibylle Clarissa ihm zugeflüstert hatte. Er nannte sie ausdrücklich Sibylle bei seiner ausgesprochenen Vorliebe für Mythologie und antike Worte.

Sie saßen sämmtlich in recht unsicherer Stimmung da. Zum Theil auch darum, weil ihnen Lina bestimmt erklärt hatte, daß sie ihre Begleitung nur bis Pilsen annähme. Von da wollte sie nur in Clarissa's Gesellschaft nach Schloß Wartenstein und dann nach Wien reisen.

Dieser gedrückte Zustand verbesserte sich jedoch von Station zu Station und zwar durch Lina selbst. Sie war mild und freundlich und sprach mit Jedem sanft und entgegenkommend. Am wenigsten mit dem Grafen Erwin. Ein Schleier hing wohl noch über ihr, aber er schien leicht zu sein.

Zu Baron Heinzeles' Beredsamkeit, welche durchaus Munterkeit erzwingen wollte, lächelte sie sogar einmal, und an den Grafen Bela stellte sie mehrere Fragen. Vielleicht nur, um seine Stimme kennen zu lernen, denn er sprach sonst kein Wort. „Das sind ja lauter Zeitungen," sagte sie, „welche Sie da neben und hinter sich haben. Sie lesen also wohl viel Zeitungen?"

„Alle."

„Ah! Und dabei lieben Sie doch auch das Theater?"

Nach einer Weile antwortete er: „Sehr."

„Die Oper, das Lustspiel oder das Trauerspiel?"

Zögernd erwiderte er: „Alles."

„Aber doch eins mehr als das andere?"

„Ja."

„Was denn also am stärksten?"

„Das Trauerspiel."

„Ah?!"

„Er schmeichelt!" rief Heinzeles.

Bela sah ihn lange an — er hatte gute Augen — und sagte endlich: „Nein." — Und dabei näherte er sich mit der Hand dem starr dreinschauenden Bums, welcher ihm gegenübersaß, und wollte ihn streicheln. Bums brummte und blickte rechtshin auf zu seiner Herrin. Diese nickte mit dem Haupte, und Bums ließ sich die Vertraulichkeiten des Grafen Bela gefallen.

Dem Baron Heinzeles stieg der Gedanke auf: Graf Bela gewänne Oberwasser bei Lina und man müßte dagegen wirken. Den schweigsamen Ungar in ein Gespräch hineinzutreiben, schien ihm daher das wirksamste Mittel zu sein, und er fragte deshalb kurzweg: „Warum lieben Sie denn besonders das Trauerspiel, Graf Bela?"

Nach kurzer Pause kam die Antwort: „Wegen Fräulein Lina."

„Wieder eine Schmeichelei! Weinen Sie denn so gern?"

Graf Bela sah ihn an, schüttelte sein Haupt kaum merklich und blickte auf Lina, ohne ein Wort zu sagen.

„Es ist Ihnen nicht ums Weinen zu thun," sagte Lina, „sondern um erhöhte Stimmung?" Und da er weiter schwieg, fuhr sie fort: „Sie wollen über das Alltagsleben hinaus, wollen dem Himmel näher kommen? Das Alltagsleben ist Ihnen langweilig?"

„Gleichgültig," sagte er langsam.

„Wie stimmt das zu Ihrem Zeitungslesen!" rief Heinzeles. „Wer alle Zeitungen verschlingt, ist ja doch gar nicht gleichgültig gegen die alltäglichen Dinge. Graf Bela ist ein Schalk. Außen stellt er sich, als ob er kein Wässerchen trüben könnte, und inwendig betet er freventlich zur Aphredite."

„O!" sagte Bela rascher als gewöhnlich, „o! Aphrodite!" Und er betonte das o nachdrücklich.

Allgemeines Gelächter, in welches Bums hineinbellte, weil ihn das Geräusch aufregte. Baron Heinzeles lachte mit, obwohl er nicht wußte, warum die Anderen lachten, und er benutzte die plötzlich entstandene Heiterkeit, um allerhand Späße und Witze vorzutragen, welche er gesammelt hatte. Er liebte über Alles die Witzblätter, hielt sie alle und hatte seit Jahren den besten Theil derselben auswendig gelernt. Da er nun wirklich ein fröhlich anmuthendes Naturell war, so gelang es ihm auch, die Gesellschaft munter zu unterhalten, und man war allgemein überrascht, als es plötzlich hieß: „Station Pilsen!"

Hier fand die Trennung statt: die drei

Herren sollten mit der Franz-Josef-Bahn nach Wien, Lina und Clarissa mit Bums und Nepomuk nach Wartenstein vermittelst einer Kutsche, welche Nepomuk rasch herbeischaffte. Ihm lag daran, die Herrengesellschaft los zu werden.

Lina ließ sich vom Grafen Bela an den Wagen führen. Er war erstaunt über die Auszeichnung, verhielt sich aber auch bei dieser Gelegenheit schweigsam. Den beiden anderen Herren nickte sie freundlich zu und sagte: „Auf Wiedersehen in Wien!"

Diese beiden anderen Herren, Graf Erwin und Baron Heinzeles, hielten Clarissa fest und drängten sie um Aufschluß.

„Worüber?"

„Ueber Lina. Sie ist freundlich geworden; ist sie wirklich ruhig? Und was haben wir zu erwarten?"

„Nichts, meine Herren, bis sie die Hero gespielt."

„Wie?"

„Grillparzer's Hero. Da liegt die Entscheidung ihres Schicksals. Die jetzige Ruhe Lina's ist Täuschung."

„Täuschung?"

„Nein, das ist auch nicht das richtige Wort. Sie hat einen Eindruck erlebt, welcher sie ganz beherrscht. Gestern Nachmittag, als Sie, Herr Graf, und bald darauf auch Baron Heinzeles zu uns kamen, da hatte sie eben den letzten Act der Hero gesprochen. In meinem Leben vergeß ich das nicht. Sie fand Töne, fand Accente, welche mir, einer alten Schauspielerin, die Haut schauern machten. Tragisch, wie ich's in meinem Leben nicht gehört. Da kamen Sie, und sie fiel wie zum Tode erschöpft auf den Sessel. Sie weiß jetzt, und das hat sie beruhigt, daß sie des vollen tragischen Tones mächtig ist, und auf die Darstellung dieser Rolle in Wien ist ihre ganze Seele gespannt. Wie die Darstellung dieser Rolle ausfällt, davon hängt ihr Leben ab. Ihr Leben. Glauben Sie mir's, ich kenne sie. Gelingt es ihr, so wird sie das glücklichste Geschöpf, und dann, meine Herren, aber erst dann kann ernsthaft von Ihrer Bewerbung die Rede sein. Bis dahin wird sie ruhig mit Ihnen verkehren, aber keinerlei Entschluß fassen."

„Aber, Clarissa, wo bleiben Sie denn?" rief Lina aus dem Wagen.

„Ich komme! — Ade, meine Herren, und bitte! keine Anordnungen in Wien, welche man Bestechung nennen könnte! Das verstimmt Lina. Ade!"

Sie stieg in den Wagen, und dieser fuhr fort. Bela kam zu den Beiden und sah sie fragend an. Mit Recht fragend, denn auf ihren Gesichtern lag ein völlig unklarer Ausdruck.

„Verblüfft sind wir, glücklicher, offenbar begünstigter Graf aus Ungarn," sagte Heinzeles; „verblüfft. Wissen Sie, was tragisch ist? Ich nicht. Wie hieß die Hexe in Griechenland oder Aegypten, welche einen unverständlichen Spruch kreischte und sich dann ins Wasser stürzte? Pinx oder so —"

„Pinx ist Pinsel — Sphinx!" sagte Bela.

„Richtig. Auf dem ungrischen Globus steht doch Alles."

„Alles!" sagte lächelnd Erwin.

„Alles!" sagte ernsthaft Bela.

„Na also," fuhr Heinzeles fort, „mit dieser Pinx- oder Sphinx-Person haben wir's zu thun. Die soll gewußt haben, was tragisch ist. Ja? Mir scheint, wir segeln als Freier direct auf den Krach los. Wie? — Das dritte Zeichen! Ins Coupé, meine Herren Grafen!"

Es war dunkel geworden über alledem, und der Mond ging auf voll und hell, die Schneedecke beleuchtend, welche auf den Feldern lag. — Der Wagen mit Lina fuhr langsam, und der Kutscher meinte: vor Mitternacht könnten sie nicht nach Wartenstein kommen.

Das war ein Irrthum, denn schon nach

einer Stunde begegnete ihnen eine Kutsche mit vier Pferden und hielt still. Ein Diener in Livrée lud die Damen ein, in die vierspännige Kutsche zu steigen. Herrn Grafen Erwin's Erlaucht habe telegraphirt, den Damen entgegenzufahren.

Als sie vor dem Schlosse ankamen, standen Fackelträger da, und der neue Intendant hieß sie willkommen im Namen Seiner Erlaucht. Wussinah war ja nach Wien übergesiedelt.

Die Zimmer waren erwärmt und beleuchtet, und im großen Salon war der Theetisch servirt wie zur Zeit der verstorbenen Gräfin. Bums sprang aufs Sopha, wo er so oft neben ihr gesessen, und winselte; ja, er heulte.

Lina war gerührt, und als sie in ihr früheres Zimmer kam und Alles fand, wie es gewesen, und in das Bett sank, welches sie jahrelang aufgenommen, da weinte sie sanft und flüsterte: „Selige Zeit ohne Sorge. ohne Angst, und wenn ein Zweifel auftauchte, da war er da und löste ihn."

Musik wiegte sie in den Schlaf. Nepomuk's Dienerzimmerchen war in der Nähe, und er blies auf seinem Horn in sanften Tönen ein Lied, welches sie früher oft gesungen.

Auf Clarissen machte dieser Empfang einen außerordentlichen Eindruck. Wenn Schauspieler einen festen, schönen Besitz in der Nähe sehen, da nicken sie mit den Häuptern und sagen: Das ist doch viel werth, am Ende mehr als —; den Satz führen sie aber nicht aus.

Clarissa führte ihn aus. Sie war von einer tiefen Angst beherrscht hinsichtlich Lina's. Sie fürchtete ein unheimliches Element in diesem Mädchen. Dies Element könnte zu einem entsetzlichen Ausbruch kommen, wenn die idealen Forderungen, welche Lina an sich selbst stellte, nicht erfüllt würden. Und die Abwendung drohender Gefahr, meinte sie, liege ja hier vor. Herrin von Wartenstein könnte sie sicherlich werden. Clarissa zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß Graf Erwin Lina sofort heirathen würde, wenn Lina zustimmte. Sein Benehmen nach dem Entführungsversuche hatte ihr diesen Glauben erweckt. Sie hielt es für ihre Schuldigkeit, auf Lina in diesem Sinne einzuwirken.

Das that sie am nächsten Morgen, als sie im großen Salon beim Frühstück saßen. Die Wintersonne schien hell durch die großen Balconfenster, und die Landschaft draußen bis zum fernen Walde glitzerte wie Silber im weißen Schnee. Hungrige Sperlinge hatten sich auf dem Balcon eingefunden, als Lina eine bewegliche Fensterscheibe geöffnet und Brosamen hinausgestreut hatte. „Ob es dieselben sind?" sagte sie, „denn so waren diese zänkischen Spatzen immer."

„Dieselben!" sagte Clarissa. „Die regelmäßige Wiederkehr aller angenehmen Dinge, wenn man in einem gefestigten Besitze ruhig lebt, ist doch eine sichere Lebensfreude. Sie, Lina, brauchen solch ruhige, angenehme Sicherheit ganz besonders bei Ihrem Naturell, welches drängt und stürmt."

„Ach ja!"

„Und mit einem herzhaften Entschlusse können Sie hier in dem Schlosse Ihr Lebelang als Herrin walten wie die verstorbene Erlaucht."

„Sie meinen, ich sollte —?"

„Dem Grafen Erwin Ihre Hand reichen. Ich bin jetzt überzeugt: er führt Sie morgen zum Altar. Haben Sie nicht bemerkt, wie offenbar ehrlich er den leichtsinnigen Streich bereute, und doch war ja auch dieser Streich ein Beweis seiner lebhaften Neigung zu Ihnen. Sie kennen ihn länger als ich; Sie müssen also besser als ich beurtheilen können, ob sein Benehmen in den letzten Tagen nicht wahrhaft rührend war und von einem ehrlichen Wunsche Zeugniß ablegte."

„Ja."

„Und die Fürsorge für Ihre Aufnahme hier im Schlosse, zeigt sie nicht, daß er Sie als Herrin und Gebieterin hier sehen will?“

Da bellte Bums, weil Jemand eintrat, den er nicht kannte. Es war der Intendant. Er brachte die testamentarische Jahresrente für Fräulein Leni. Seine Erlaucht der Graf Erwin habe im Telegramm aufgetragen, daß sie dem Fräulein Lina eingehändigt werde.

Lina dankte einfach und fragte höflich, ob sie nach Verlauf einer Stunde einen Wagen zur Abreise haben könnte.

„Zu Befehl,“ erwiderte der Intendant, „wir bedauern nur, daß wir nicht länger die Ehre haben sollen —“

„Wir müssen nach Wien.“

Der Intendant verbeugte sich und ging. Lina aber sagte lächelnd zu Clarissa: „Damals habe ich poetisch das Geld zurückgewiesen, jetzt bin ich prosaisch geworden und nehme es an.“

„Es wird uns für die Einrichtung in Wien sehr zu statten kommen. Uebrigens, Lina, sind Sie mir noch die Antwort schuldig, ob Sie nicht den Grafen Erwin erhören wollen. Er ist Ihnen ja doch angenehm.“

„Das ist er. Sie haben auch Recht. Aber wir müssen warten, so lange der Drang in mir — ich gebe es zu: er ist tief beunruhigend — nicht eine entscheidende Antwort gefunden. So lange giebt es keine Befriedigung für mich, auch hier nicht für den Herrn von Wartenstein.“

„Nein, jetzt und gerade hier sollen Sie sich entschließen.“

„Gerade hier? Wohin wir aus Pilsen gekommen sind? Sie wissen nicht, daß gerade dadurch etwas Anderes in mir aufgeweckt worden ist. Der Gedanke an ein geheimnißvolles Schicksal, welches nicht besonders passen will zu einer vortheilhaften bürgerlichen Heirath. Ich habe Ihnen nie gesagt, daß nicht nur mein Komödienspiel, daß meine ganze Existenz von Pilsen stammt. Erst während ich dort engagirt war, bin ich zur Kenntniß folgender Thatsachen gelangt: In Pilsen bin ich geboren worden, und meine erste Heldenthat ist's gewesen, daß ich meiner Mutter den Tod gegeben. Sie war eine arme Schauspielerin. Mehr erfuhr ich nicht von ihr. Meine Mutter war nicht verheirathet gewesen.“

„Wie hat sie geheißen?“

„Warum fragen Sie so rasch?“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich einmal in Pilsen gastirt habe. Dort ist mir von einer schmählich verlassenen Schauspielerin erzählt worden — wie hieß Ihre Mutter?“

„Lauban.“

„Richtig! Um Gottes willen! Deren Kind sind Sie?!“

„Bin ich. Arme Handwerksleute hatten mich in ihre Familie aufgenommen und aufgezogen. Hart, recht hart. Ich habe viel Schläge bekommen und oft Hunger gelitten. Da hieß es eines Tages: ein Bauer hielte vor dem Thore, der wollte mir was schenken. Schenken! ein unerhörtes Wort für mich. Ich lief eilends hinaus. Er wollte eben fortfahren und sagte: ‚Kriech herauf!‘ Ich kroch auf den Wagen, und er gab mir eine Semmel mit Butter bestrichen, und während ich aß, fuhr er, und als ich satt war, da sagte er: ‚Bleib nur sitzen! am Wartensteiner Walde kriegst du wieder zu essen bei einem Jägersmann.‘ Mir war's recht: ein Märchen! Als wir an den Wald kamen, hielt er still und sagte: ‚Siehst du den Weg da?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Auf dem Wege geh langsam hin, dort stehen reife Beeren, die kannst du essen, und auf dem Wege wird der Jägersmann kommen und dich weiter führen.‘ So geschah's, und der Jägersmann, ein alter, garstiger Patron, kam und sagte: ‚Komm nur mit!‘ Und so gingen wir und begegneten nach einer

Weile einem gut gekleideten Herrn. Der nahm mich bei der Hand und sah mir ins Gesicht. Dann sagte er: ‚Allerdings!‘ und ging mit mir weiter. Der Jägersmann war verschwunden, und wir kamen hierher da unten zu den Wirthschaftsgebäuden. Der Mann war der Wirthschaftsdirector Wussinah, und er brachte mich zur Gräfin, die mich aufnahm. Als ich in Pilsen spielte, habe ich den Ort meiner Jugend erkannt und mich nach jenen Handwerksleuten erkundigt. Es war Alles todt. Nur ich, die man auch das Zigeunerkind nannte, bin übrig mit dem Zigeunertriebe im Herzen, welchen wir jetzt ‚tragischen Sinn‘ getauft haben, und mit diesen wüsten, wunderlichen Erinnerungen soll ich mich ruhig hineinfinden in stille bürgerliche Verhältnisse? Einer nur konnte mich in jeden Lebenskreis führen, und in dessen Haus wollen wir jetzt. Rüsten wir uns! Wir fahren nach Stein am Bache, dem Landgute Kurt's, und die Zukunft lassen wir kommen; sie kommt von selbst."

Sie standen auf. „Denken Sie," sagte Clarissa, „ich habe damals in Pilsen den Mann gesehen, welchen man für Ihren Vater hielt."

„Ah!? War's ein Zigeuner?"

„Nein. Aber Ihre Mutter hat er verleugnet und schmählich verlassen. In Noth und Jammer hat die arme Frau Sie geboren."

„Gehen wir! Fahren wir nach Stein am Bache. Dorthin sehne ich mich."

Stein am Bache war Kurt's Landgut. An einem klaren Bache stand sein Haus, ein einstöckiges Gebäude. Im oberen Stock wohnte er, wenn er zu Hause war, im Erdgeschoß wohnte der Verwalter. Dieser war ein armer Bauernjunge gewesen und als Gesellschafter mit Kurt erzogen worden. Bruder Klaus nannte ihn Kurt. Er empfing die Damen, welche des Abends mit einem vierspännigen Wagen vor dem Hause hielten. Lina stellte sich vor als die Jugendfreundin Kurt's, als die Leni vom Wartensteiner Schlosse, und fragte, ob Herr Kurt zu Hause wäre? — „Nein." — Dann, ob er ihnen Herberge gewähren wollte über Nacht? — „O ja." — Ob er wüßte, wo sich Herr Wetter aufhielte und wann er wohl heimkehren würde? — „Aus Rom war sein letzter Brief, es ist lange her. Von der Heimkehr stand darin kein Wort, wohl aber der Auftrag: ihn ganz in Ruhe zu lassen und ihm keine Briefe mehr zu schicken. Da liegt, was für ihn angekommen."

„Ah!" rief Lina freudig, „da wird auch mein Brief dabei sein, auf welchen ich keine Antwort erhalten."

„Sehen wir nach!" Er war nicht dabei. „Vielleicht," sagte Bruder Klaus, ein Mann mit grobem, gutem Gesicht, „vielleicht ist er noch mit der letzten Sendung nach Rom gegangen."

Und nun ließ er ihnen unten im weiten Wohnzimmer ein Abendessen vorsetzen und unterhielt sie über die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landgutes, welche recht günstig wären, wenn man nur den Wald jenseits des Baches dazu kaufen könnte. „Er geht da drüben am Hügel hinauf bis zum Schlosse am Berge, und dort Holz zu schlagen, thäte uns noth. Herr Kurt hat mir auch den Kauf aufgetragen, aber seit dem Tode der Gräfin erfährt man gar nicht, wer jetzt da oben Koch und Kellner ist. Die kleine Herrschaft Stein am Berge war ein Privatbesitz der Gräfin und hat mit zu Wartenstein gehört. Seit ihrem Tode kümmert sich Niemand darum. Ich habe alle Tage vor, einmal nach Schloß Wartenstein hinüberzufahren, um beim Intendanten, wie er jetzt heißen soll, mich zu erkundigen. Aber es giebt eben alle Tage zu thun. Herr Wetter wird doch endlich auch einmal heimkehren und dann die Sache selber in die Hand nehmen."

Er führte sie nun in den ersten Stock hinauf; dort sei ein Gastzimmer mit zwei Betten.

Lina bat, ihr doch alle Zimmer zu zeigen, namentlich das Wohnzimmer des Herrn Wetter. Das that er gern. Dies Wohnzimmer war ein weiter Raum. Darin ein großer Schreibtisch, eine Staffelei, auf welcher eine angefangene Landschaft melancholischer Stimmung mit einem See im Mittelgrunde, ein großer Flügel, mächtige Schränke von Buchsbaumholz, in denen Rüstungen, Waffen, Costüme, endlich altmodische Lehnstühle und in einem Winkel Bilder ohne Rahmen, die Gemälde nach der Wand gekehrt. Lina kehrte sie um und stieß plötzlich einen Schrei aus. — „Ja, das sind Sie wirklich!“ rief Clarissa, und Bruder Klaus sagte: „Ja, das sieht der jungen Dame ähnlich. Kurt ist ein großer Künstler. Leider! Darum bleibt er nicht zu Hause. Morgen bei Tage müssen Sie noch einmal hierher kommen, dort vom Fenster ist eine schöne Aussicht auf den Waldberg und das Schloß Stein am Berge.“

So hatte Clarissa diese Lina noch nie gesehen wie an diesem Abend, als sie in ihr Schlafzimmer gelangt waren. Lina umarmte und küßte sie und schien selig zu sein. Sie sprach nicht, sie kleidete sich still aus und legte sich ins Bett.

Clarissa jedoch wurde auffallender Weise durch diese glückliche Verwandlung Lina's nur noch bestärkt in ihrer Angst um das Schicksal der Freundin. Das tiefe Verhältniß zu diesem Kurt, sagte sie sich, birgt offenbar den Schlüssel zu dem unruhigen Wesen dieses Mädchens. Dieser unheimliche Maler, welcher sie verlassen und welcher die gespannten Kunstforderungen in ihre Seele gepflanzt, treibt und jagt sie zu den äußersten Dingen. Was werden wir da noch erleben!

Lina's Schlaf war ein immerwährender Traum, ein wohlthuender. Sie stand neben Kurt am Fenster, sah über den Wald nach Schloß Stein hinauf und sagte leise zu ihm: „Dort oben sollten wir wohnen und auf die Lande schauen weit, weit hinaus.“ Dann erhob sich ein Wehen in der Luft, und sie wurden Beide in die Höhe getragen aus dem Fenster hinaus hoch über das Schloß hinweg und niedergesetzt zu Wien im Theater, wo eben gespielt wurde und wo sie inmitten des Stückes die Hero übernahm und spielte. Kurt blieb in der Coulisse und sah zu, und als sie im letzten Acte ihren Schmerz aufschrie, nein aufjauchzen ließ zu allen Himmeln, da nickte Kurt Beifall, und sie selbst sagte sich zwischen den Worten: „Ueberwundener Schmerz ist Seligkeit.“

Als der Tag graute, erwachte sie, stand auf, schlüpfte in den Pelz und ging in Kurt's Zimmer, trat ans Fenster und blickte unverwandt in die aufsteigende Sonne. Silbernes Gold! flüsterte sie, als der Schnee schimmerte unter den goldenen Strahlen, welche einen milden Wintertag heraufführten wie einen schüchternen Boten des Frühlings. Dann ging sie im Zimmer umher, betrachtete Alles genau und fand Alles zufriedenstellend, auch den Hofraum, auf welchen man von der anderen Seite hinabblickte. Stallungen und Dienstwohnungen schlossen ihn rings ein, der steinerne Brunnen stand in der Mitte und Mägde kamen, Wasser zu schöpfen tief von unten, wohin der Frost nicht reichte. Alles, Alles fand sie so einfach ansprechend, friedlich, schön, und mit einem tiefen Athemzuge setzte sie sich an den Schreibtisch. Da lag auf der Schreibmappe ein leeres weißes Blatt Papier, daneben ein Bleistift. Sie nahm ihn und schrieb auf das Blatt: „Warum antwortest du nicht? Ich warte voll Sehnsucht und sitze auf deinem Sessel. Du aber fehlst in deinem ruhigen Heim. Komm nach Wien! Dort spiele ich die

Hero um dein Lob oder um mein Leben. Mein verhängnißvolles Entweder — oder! Lina heißt jetzt deine Leni."

Clarissa überraschte sie auf dem Sessel, wo sie mit geschlossenen Augen sitzen geblieben war. Die geängstigte alte Freundin trieb zur Abreise. — „Jawohl, jawohl!" sagte Lina, „kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude! was ich in Nürnberg ohne Verständniß declamirt habe. Scheiden wir!"

Der Viererzug aus Wartenstein war angewiesen, sie zur nächsten Eisenbahnstation gen Prag zu bringen. Er harrte im Hofe; das Frühstück neben Bruder Klaus unten im großen Zimmer war zu Ende, und Lina dankte ihm für die wohlwollende Gastfreundschaft. Der Dank freute ihn und würde auch, sagte er, Kurt freuen, wenn er einmal zurückkehrte. Vielleicht geschähe das bald, denn er hätte keine neue Geldsendung verlangt. Daß der Diener des Fräuleins — Nepomuk höre er ihn nennen — nicht zufrieden gewesen mit Speise, Trank und Lagerstatt, möge sie entschuldigen, der Mann sei ein Czeche und scheine mürrischen Temperaments zu sein. Lina bat erstaunt um Verzeihung, und von dannen sauste das Viergespann.

„Was ist das mit Nepomuk?" fragte Lina im Wagen.

„Ich hab's schon lange bemerkt," antwortete Clarissa, „der Mensch hat sich ungünstig verändert. Die Geschichte mit der Jungfrau-Aufführung war schon arg genug, es ist aber immer ärger mit ihm geworden: er ist scheu, grob, anmaßend. Sie werden ihn entlassen müssen, denn auf Wien schimpft er alle Tage."

Es war leider so: Nepomuk hatte sich übel entwickelt. Die Liebe, ach, die Liebe war schuld! Wie schüchtern hatte er zu ihr aufgesehen, als er im Schlosse aufgenommen wurde. Wie hatte er sie angebetet als einen fernen, fernen Stern. Daß er jemals erreichbar, dieser Stern, das wäre ihm nicht im Traume eingefallen. Aber das Verlangen wächst so schnell bei den begehrlichen Menschen! Er war in ihre Nähe gekommen, in ihre vertrauliche Nähe; Sprosse für Sprosse war sein Drang abwärts gestiegen, aus seiner Anbetung war begehrliche Verliebtheit geworden. Wenn er ihr Kleid, wohl gar ihr Haar berühren konnte, war eine Flamme in ihm aufgeschossen, und wer in Flammen steht, fragt nicht mehr nach Stand und Rang, der Verstand verliert seine Macht. Ob, was, wie? alle nüchternen Fragen wurden ihm widerwärtig, und wenn er darauf antworten sollte, so erwachte wilder Zorn in ihm. Neid und Eifersucht erfüllte ihn allmälig ganz. Diese Grafen und Barone, welche ihr kühn die Hand küßten, waren ihm ein Gräuel, er hätte sie alle zur Thür hinauswerfen mögen, und weil er das nicht durfte und nicht konnte, so wurde sein Wesen immer ingrimmiger, und damit sank auch seine moralische Kraft immer tiefer. Mit der Unterschlagung des Briefes hatte er angefangen. Nicht ohne Besorgniß und Gewissensdrang, als er's in Pilsen gethan. Jetzt lachte er über diesen Gewissensdrang und hätte Kurt als einen Bösewicht geschildert, wenn ihn Leni nach ihm gefragt hätte. Die fünfhundert Gulden vom Grafen Erwin hatte er behalten und verleugnet in der guten Absicht, sie auszugeben für die Bedürfnisse seiner Leni. Jetzt behielt er sie für sich. In der Armuth aufgewachsen, hielt er sie für eine hohe Summe und sagte sich: sie können noch einmal deinem Leben einen Halt geben. Was bedeuten sie dem steinreichen Grafen! Und sie sollten ja doch für ihn werben bei Leni — nein, das sollen sie nicht, und im Entdeckungsfalle kann ich ja ruhig behaupten, daß ich sie allmälig in Pilsen und Nürnberg für die Herrin ausgegeben, denn da hat's oft genug im

Haushalt an Geld gefehlt. Jawohl, die fünfhundert Gulden behält man.

So weit war er gesunken, als er jetzt mit nach Wien fuhr. In der dritten Classe! Das hatte die unausstehliche Komödiantin, die Clarissa, so angeordnet! Den langen Weg von Prag nach Wien konnte er seine Leni nicht sehen, und diese Clarissa saß neben ihr in der ersten Classe! Ein grenzenloser Neid verzehrte ihn. Und nach Wien! Jetzt erinnerte er sich, daß man in der czechischen Heimath dies Wien haßte, weil von da die Unterdrückung durch die Deutschen käme. Er hatte nichts gewußt von czechischem Hasse, als er aufs Schloß gekommen; aber als Neid und Eifersucht in ihm aufloderten, da bemerkte er, daß es ja lauter Deutsche wären, welche sich zwischen ihn und Leni drängten, und nun wurde auch er czechisch gesinnt und haßte die Deutschen.

Clarissa hatte eine Ahnung von den schlimmen Eigenschaften Nepomuk's, und im Waggon drängte sie jetzt endlich Lina, den unheimlichen Diener fortzuschicken. Lina schwieg dazu. Sie war nicht in der Stimmung, Jemand weh zu thun. Sie lebte unter den Eindrücken von Stein am Bache und meinte, der Erfüllung ihres Schicksals entgegenzufahren. In Wien werde diese Erfüllung eintreten.

Sie kannten Wien nicht, und die Einfahrt durch die breite Praterstraße, der Stephansthurm im Hintergrunde, überraschte sie günstig. Sie stiegen in dieser Vorstadt, Leopoldstadt genannt, im „Goldenen Lamm“ ab, wie Baron Heinzeles Clarissa gerathen, und wurden von Wirth und Kellnern mit einem großen Aufwande von Höflichkeit empfangen. Das hatte Baron Heinzeles bestellt, ebenso, daß ihm die Ankunft der Damen sofort angezeigt würde. Sie hatten auch kaum Toilette gemacht, da kam er freudestrahlend, begrüßend, glückwünschend. Der Director erwarte sie mit Ungeduld, die Primadonna des Schauspiels sei krank, schulkrank, Fräulein Lina werde sofort auftreten können. „Auf, schönste Lina, den Augenblick ergreifen und mir folgen! Ich führe Sie zum Siege, zunächst zum Director.“

Und auch für sich wollte er in der Geschwindigkeit den Augenblick ergreifen und Lina zu der Entscheidung drängen, daß sie seine Hand und seine Millionen annähme. Die beiden Grafen waren nicht unterrichtet von der Ankunft Lina's, er konnte ihnen zuvorkommen. Und das that noth, denn er gestand sich ein, daß namentlich dieser Graf Erwin ein gefährlicher Nebenbuhler sei. Mit Widerstreben gestand er sich's ein und rang dieses Geständniß seiner Eitelkeit ab. Nein, nicht seiner Eitelkeit, sondern seiner Erfahrung, sagte er. Diese Erfahrung beweise eben doch leider, daß eine alte Grafenkrone ein heilloses Lockmittel sei für interessante Damen.

Also während Lina sich zum Ausgehen rüstete, holte er tief Athem und stürmte auf sie ein mit allen möglichen Versicherungen, Versprechungen und Betheuerungen, daß er wirklich ein acceptabler Ehemann wäre und daß die geliebteste, ja verehrteste Sterbliche sich entschließen möchte, kurzweg ja zu sagen, kurzweg, denn —

Da flog die Stubenthür mit einem heftigen Knall ins Schloß — Baron Heinzeles prallte erschrocken zurück. Er war etwas nervös. Und nun beging er den Fehler, sich dadurch unterbrechen zu lassen und zur Thür zu laufen. Er riß sie zornig auf. Es war Niemand da. Etwa zehn Schritte von der Thür war die Treppe, und über diese lehnte sich Nepomuk hinab, als ob er eine Bestellung nach unten vorhätte. Er wendete sich nach dem zornig prustenden Baron um und fragte aus der Entfernung mit starker Stimme: „Befehlen der Herr Baron seinen Wagen?“

„Ja, er soll unter der Thorfahrt halten!“

Lina lachte und sagte: „Das war ein Wink des Schicksals. Die Unterirdischen rufen: man soll der Zeit nicht vorgreifen. Meine Zeit ist eben noch nicht da. Erst wenn die Hero gelungen oder mißlungen, bricht sie an. Zunächst also Ihren Arm, Baron, nicht Ihre Hand!“

Verstimmt geleitete er sie an die Ecke der Schelling- und Himmelpfortgasse, wo an der Hinterseite des Theaters hoch oben die Direction waltete, und auf die Treppen scheltend, brachte er sie hinauf.

Der Director war so artig, die Cigarre wegzulegen und sich angelegentlich mit ihr zu unterhalten, Fragen auf Fragen stellend.

„Sie interessirt ihn!“ sagte Baron Heinzeles, welcher neben dem Regisseur am Fenster stand. — „Sehr!“ erwiderte dieser, „sehr! ich kenne den alten Herrn.“

Das Resultat der Unterredung war aber nicht gerade erfreulich. Die Hero als erste Rolle sei nicht möglich. Sie sei im Besitze der höchst anspruchsvollen Primadonna. Wenn man, auf das Vorrecht eines Gastes fußend, sie ihr abnehme für eine Gastvorstellung, so sei dies wohl correct in Bezug auf die Theatergebräuche, aber man befahre dann von vornherein Opposition, welche unfehlbar von den Anhängern der Primadonna ins Werk gesetzt würde. Kurz vor Ostern habe jedoch die Primadonna ihren Urlaub, und während dieses Urlaubs solle Fräulein Lina die Hero spielen. Was aber bis dahin? Und worin auftreten?

„Die Jungfrau von Orleans habe ich zweimal gespielt.“

„Die Jungfrau? Nein, die ist zu kostspielig. Die Ausstattung des Krönungszuges fiele uns da schwer auf die Schultern.“

„Man könnte ihn vereinfachen!“ meinte der Regisseur.

„Was sind Sie für ein Regisseur! Kennen Sie denn nicht einmal Wien? Ausstattung ist ja neuerdings herrschende Mode geworden durch die reichen Hoftheater. Man will sehen und nicht hören. Oder doch viel sehen und wenig hören. Es heißt ja, sagen sie, Schauspiel und nicht Hörspiel. Das ist die neueste Entdeckung. Und mit dem Krönungszuge hat sogar Schiller selbst diese Entdeckung verschuldet. Schiller! Was hilft es uns, daß er außer sich darüber gewesen, als ihn Iffland darauf aufmerksam gemacht; was hilft es uns, daß er dem Berliner Hoftheaterdirector Iffland umgehend geantwortet hat: er möchte doch ja diesen äußeren Kram gründlich einschränken. Nichts hilft es uns. Den Briefwechsel zwischen Schiller und Iffland liest unser Publikum nicht, und wenn die Schaulust durch den Krönungszug nicht gesättigt wird, so zuckt man die Achseln und klagt über den Verfall des deutschen Theaters. — Uebrigens, Fräulein, lieben Sie die Jungfrau von Orleans besonders?“

„Nein.“

„Das freut mich. Declamation allein thut's nicht im Tragischen. Und wenn man nicht wundergläubig ist als Jungfrau, so declamirt man doch nur. Also Menschlicheres. Das Gretchen, eine unschätzbare Rolle, haben Sie noch nicht gespielt, nehmen wir also die Luise. Der bürgerliche Schmerz in Kabale und Liebe ist echt. Auf Wiedersehen!“

„Nun wird die Hero auch noch hinausgeschoben,“ stöhnte Baron Heinzeles beim Fortgehen, „das ist ja zum Verzweifeln!“

Diese Verschiebung brachte auch wirklich Unheil für Lina. Sie wurde aus ihrer sanften und wohlthätigen Spannung herausgerissen, sie wurde zerstreut. Nebensachen drängten sich an sie heran, auch auf Kabale und Liebe mußte gewartet werden, weil der Ferdinand heiser geworden, und die vornehmen Freier, welche natür-

lich ihre Ankunft bald erfahren, traten ernsthaft und ausdrucksvoll auf. Namentlich Graf Erwin. Und seine liebenswürdige Weise machte Lina immer befangen.

Auch Clarissa hielt den Augenblick für gekommen, das nun kräftig ins Werk zu setzen, was sie Lina im Wartenstein'schen Schlosse vorgeschlagen: die Verheirathung mit dem Grafen Erwin.

Lina, sagte sie sich, verhält sich ja jetzt ganz ruhig, und ihr Bedürfniß einer tragischen Entscheidung ist offenbar eingeschlummert. Sorgen wir also dafür, daß die Darstellung der Hero immer weiter hinausgeschoben wird und am Ende ganz unterbleibt. Graf Erwin wird für das Uebrige sorgen.

Sie unterrichtete von diesem Plane den Grafen, und dieser traf alle äußeren Vorbereitungen zu seiner Hochzeit.

* * *

Es verbreitete sich bald die Kunde: die junge und schöne Debütantin werde nicht im Stadttheater als Luise, sondern sie werde in der vornehmen Welt als Gräfin von Wartenstein auftreten.

Graf Erwin that alles Ersinnliche, um diese Kunde zu bestätigen. Er fuhr sie täglich in seinem Wagen umher und zeigte ihr alle Merkwürdigkeiten der Stadt; er fuhr sie im Prater spazieren, sobald nur ein paar Sonnenblicke das zuließen; er erschien mit ihr im Opern- und im Burgtheater, kurz, er lachte den ruhig zuschauenden Grafen Bela aus und brachte den Baron Heinzeles in Verzweiflung.

Ach Heinzeles! Was hatte er nicht Alles vorsorglich gethan! Das reizende Appartement im „Goldenen Lamm" ließ er alle Tage vergrößern, und dem verständigen Wirthe hatte er klar gemacht, daß er nur einen ganz niedrigen Miethpreis auf die Rechnung zu setzen, den Rest aber von ihm zu empfangen habe. Er überschwemmte dies Appartement täglich mit den kostbarsten Blumen und sonstigen Aufmerksamkeiten, er fand sich täglich zum Frühstück ein und war charmant, geradezu charmant. Alle Neuigkeiten der Stadt und des Theaters erzählte er in möglichst witziger Form, und alle Witzblätter wie illustrirten Zeitungen brachte er mit, um sie allerliebst zu erklären. Auch ein Porträt Lina's in einer kleinen Zeitung brachte er eines Tages mit, und es hatte wirklich einige Aehnlichkeit mit Lina. Der Rest mußte hinzugedacht werden, der Zeichner hatte die Dame nur aus der Ferne unten beim Speisen skizziren können. Er hatte auch, wie er meinte, immer Erfolg, denn Lina lachte und war freundlich, sie mochte ihn ersichtlich. Und wenn dann ebenso täglich nach dem Frühstück der ungarische Graf vorsprach — nein, vortrat in achtungsvoller Artigkeit, da wurde Heinzeles stets sehr guter Laune. Jenes hartnäckige Schweigen konnte doch unmöglich gefährlich werden, nein! es war für ihn eine nützliche Folie: er sprach dann um so mehr und unterhielt um so angenehmer. Aber — o Heinzeles — dann kam wieder Graf Erwin fröhlich und heiter und holte die Göttin ab zu seinen unaufhörlichen Rundfahrten — das war verstimmend für den Baron, unzweifelhaft verstimmend. Ueble Ahnungen stiegen auf in dem sonst glücklichen Gemüth, und sie machten ihm deutlich: es sei ein großer Coup nöthig. Aber was für einer? fragte er sich eines Morgens, als er vom Frühstückempfange herauskam und nach der Treppe ging. Da stand wieder dieser Nepomuk. Sollte man sich des curiosen Kerls nicht bedienen können zu einer waghalsigen Unternehmung? Geld mußte ja doch bei solch einem verhungert aussehenden Diener Wunder wirken. Freilich! Er zeigte ihm Geld, und Nepomuk hatte gar nichts da-

gegen, sich bestechen zu lassen. Da ließ sich ja ein Freier durch irgend einen tollen Streich beseitigen. Er erzählte also zum Zwecke der Nachahmung den Entführungsversuch des Grafen Erwin, welcher in Fürth einen Extrazug genommen, und sofort schrie Baron Heinzeles: „Ha! das war eine Idee oder doch die Richtung zu einer Idee!"

An demselben Vormittage ereignete sich aber etwas Neues. Graf Erwin führte Lina ins Künstlerhaus. Dort sei ein großes Bild aus Italien angekommen von einem unbekannten Maler, das Aufsehen errege. Man kenne auch jetzt den Namen des Malers noch nicht. Ein Wiener habe das Bild aus Rom eingesandt mit dem Bemerken, er werde später das Nähere mittheilen. Es sei eine Landschaft im Stile Salvator Rosa's.

So war es auch: ein enges Felsenthal; Steinwände ringsum, auf ihren Spitzen mit dunklem Gesträuch bewachsen. Im Mittelgrunde ein brauner See, im Vordergrunde üppiger Rasenboden. An dem See stand ein Kranich, welcher schlafen mochte, sonst im ganzen Bilde kein lebendes Wesen — nein, doch! Man entdeckte es langsam: oben in dem dichten Gesträuch auf der Felsenkante ein Mensch, ein Mann, die Beine über die Felsenwand herabhängend, in gefährlicher Stellung, kaum erkennbar. Das Colorit des Bildes tief dunkel, die ganze Stimmung tief ernst.

„Schauen Sie," sagte Graf Erwin, „wie poetisch mächtig, wie ergreifend in seiner stillen Einfachheit!"

Lina war wunderbar betroffen von dem Bilde. Es war ihr, als kenne sie's schon lange, als hätte sie's oft gesehen. „Wie tragisch!" sagte sie leise. „Ah!" rief sie lauter, und ihr Auge haftete an der kleinen Figur des Mannes hoch oben am Felsenrande in der gefährlichen Lage; „das ist der Maler!"

„Vielleicht," sagte Erwin.

„Das ist der Maler! Und das ist —"

Sie schwieg. Die angefangene Landschaft, welche sie in Stein am Bache gesehen, trat vor ihr Auge. Plötzlich rief sie: „Ah, da!"

„Was denn?"

„Da unten im hohen Grase, ist das nicht ein Buchstabe? Ist das nicht ein W?"

„Ungefähr."

Das ist, Alles das ist Kurt! dachte sie und zitterte am ganzen Körper.

Sie war lange nicht wegzubringen von dem Bilde, wurde ganz still und bat, bei der Rückfahrt vor dem Stadttheater zu halten; sie wollte den Director sprechen, sie müßte spielen.

Alles in ihr rief: das ist Kurt, und da er sein Bild hierher gesendet, so kommt er selbst nach Wien, und du mußt auftreten, mußt vorbereitet sein, um die Hero vor ihm zu spielen! Die Entscheidung deines Lebens steht vor der Thür; versäume keinen Schritt!

So drängend, stand sie vor dem Director, und — sie fand Gehör. Morgen sollte Probe sein von Kabale und Liebe, übermorgen sollte sie die Luise spielen. Noch mehr; er sei mit der Primadonna übereingekommen, daß dieselbe binnen acht Tagen ihren Urlaub antrete, am achten Tage also könne Lina auch die Hero spielen.

Der Morgen des nächsten Tages war da; es war dreiviertel auf Zehn, und sie wollte zur Probe fahren, da präsentirte ihr der Oberkellner einen Brief in großem Couvert mit dem Bemerken, es sei ihm Eile anbefohlen. In dem großen Couvert steckte ein kleines Billet. Darin stand geschrieben: „Ich spreche wenig und schreibe sonst gar nicht. Da ich aber höre, daß Sie sich vor dem Auftreten fürchten, so schreibe ich auch. Sagen Sie ab im Theater. Hier meine Hand. Als meine Frau machen Sie, was Sie wollen. Meine

Einkünfte kann ich nie ganz verzehren; helfen Sie mir! Ihr Graf Bela."

„Antwort später!" sagte sie zu dem harrenden Kellner. Dieser verbeugte sich tief und taumelte zur Seite, weil ein hastig eintretender Mann mit ihm zusammenstieß. Dieser hastige Mann war Baron Heinzeles. Er meldete: „Meine schönste Carosse harrt, die Gebieterin ans Theater zu fahren."

„Ums Himmels willen, laßt mich doch heute und morgen in Ruhe, ich brauche ja Sammlung! Uebermorgen, übermorgen, Baron!" rief sie und eilte fort. Clarissa konnte ihr kaum folgen.

Heinzeles blieb stehen, ein wenig verstört. Nach einigem Besinnen rief er Nepomuk.

Auf der Treppe begegnete Lina noch dem Grafen Erwin. „Uebermorgen, übermorgen!" rief sie und eilte vorüber. Graf Erwin lachte, er war seiner Sache gewiß.

Der Director saß vorn, und es wurde äußerst sorgfältig probirt. Das ganze Schauspielerpersonal saß in dem dunklen Parterre und in den Logen, um zuzuhören.

Ohne Aufenthalt, ohne irgend eine Einwendung ging es von Act zu Act. Nichts regte sich im ganzen Hause, und erst beim letzten Worte des Stückes stand der Director auf und näherte sich Lina. Alles horchte. Er ging aber vor mit ihr bis an die Rampe und sprach leise: „Alles beinahe in Ordnung. Die Scene im vierten Acte, die Entsagung Luisens mit ihrer schwer verständlichen Logik, kann durch überspannte Verzweiflung noch wirksamer gemacht werden. Das Publikum lechzt hier nach starker Rührung. Wie lange spielen Sie schon Komödie?" — „Ein halbes Jahr." — „Nur? Können ans Ziel kommen, wenn Sie guten Muthes bleiben, der ist unerläßlich. Alle Kräfte einsetzen, alle! Der Weg zur Tragik, welchen Sie suchen — ich seh's am Verlangen nach der Hero — ist undankbar für halbe Hingebung, ist aufreibend, wohl auch zerstörend für volle Hingebung, jedoch beseligend, wenn er gelingt. Sie sind gesund, sind jung, können ans Ziel kommen, was heutigen Tages höchst selten gelingt. Die Tragik stirbt aus. Also Ende der Woche die Hero!"

Nach den Aeußerungen der Schauspieler, welche der Probe beigewohnt, wußte man nicht, was zu erwarten stände von der Debütantin. Schauspieler äußern sich immer sehr vorsichtig, wenn ein neues Mitglied unter großen Ansprüchen auftritt. Man kann nicht wissen! Die Männer sagten: „Sie ist jung und schön, das thut viel." Die Damen schwiegen und zuckten die Achseln.

Eine von ihnen, eine recht geputzte, drängte sich mit überschwänglicher Lobpreisung herzu, als Lina fortging. Zum Erstaunen Lina's war es Maruschka, welche auf Empfehlung des Grafen Erwin im Stadttheater engagirt worden war als derbe Naive. Mehr derb als naiv, pflegte der Director zu sagen; aber sie galt bei der Männerwelt für beachtenswerth.

„Gott behüte mich vor meinen Freunden!" Dies Wort gilt beim Theater vollständig. Baron Heinzeles schadete am Abend der Vorstellung seinem Engel beträchtlich. Er hatte eine ganze Cohorte von Klatschern hineingesendet, und er ließ Sträuße wie Kränze auf die Bühne werfen. Das ist leise verstimmend, wenn es anerkannten Bühnengrößen gilt, und es ist gefährlich und nachtheilig, wenn man neu Auftretende, die ja erst geprüft werden sollen, solchergestalt auszeichnet. Man erkennt daran die vorgefaßte Meinung, welche aufgedrängt werden soll, und man nimmt es übel.

Trotzdem hatte Lina gefallen oder richtiger: sie hatte interessirt.

Sie selbst schien von diesen Blumen

und Kränzen gar nicht berührt zu werden; sie überließ Alles nach dem Actschlusse Clarissen und antwortete keine Silbe auf deren preisende Bemerkungen. Aber auf dem Heimwege wurde sie redselig, gab zu, daß ihre Luise jetzt viel besser sei als in Nürnberg, und sprach vom Spielen aller möglichen Rollen. Sie war wie im Rausche oder vielmehr wie auf der Flucht, bei welcher man noch Dies und Jenes, bei welcher man noch Alles retten müßte.

Baron Heinzeles empfing sie im „Lamm", als sie aus dem Wagen stiegen, und führte sie in den Speisesaal, wo ein glänzendes Souper und eine ausgesuchte Gesellschaft ihrer harrte. Sie bestand vorzugsweise aus Schriftstellern, Journalisten und Kunstfreunden, welche dort im „Lamm" jeden Abend an einem sogenannten Stammtische zuzubringen pflegten. Darunter waren wohlerfahrene Theaterkritiker und geistvolle Männer, und das Gespräch entwickelte sich bald mannigfaltig, anziehend, ja bedeutend. Natürlich zumeist über dramaturgische Fragen. Diesmal hatte es Heinzeles glücklich getroffen: Lina's aufgeregte und — was bei ihr höchst selten — redselige Stimmung paßte vortrefflich zu dieser Gesellschaft. Sie machte vollständiges Glück bei diesen gescheidten Leuten und erwarb sich einen gewichtigen Anhang für die Zeitungen.

Freilich brachte der Theaterdiener, der nach elf Uhr mit einem Billet des Directors erschien, eine Störung hervor. Das Billet lautete: „Die Primadonna hat ihr Gesuch um früheren Urlaub zurückgezogen. Sie bleibt und spielt, bis der contractliche Zeitpunkt ihres Urlaubs eintritt. Das ist erst in vierzehn Tagen. So lange müssen Sie also mit der Hero warten."

„Das ist der heutige Erfolg! Die Lorbeern des Miltiades lassen den Themistokles nicht schlafen!" rief man ringsum an der Tafel, als Lina diese Nachricht mitgetheilt hatte, und mehrstimmig, fast einstimmig setzte man hinzu: „Um so besser! Sie werden nun mehrere Rollen vor der Hero spielen, dadurch dem Publikum vertrauter werden und noch größere Theilnahme für die Hauptrolle, für die Hero, gewinnen." Baron Heinzeles erhob sich mit vielem Ungestüm zu einem Toaste, welcher zu allgemeiner Ueberraschung, bei seinen Freunden zur Bestürzung, lateinisch anfing: „Per aspera ad astra!" rief er, erholte sich lächelnd einen Augenblick und schaute befriedigt umher, denn die Worte waren untadelhaft gerathen. Einige Bösewichter flüsterten zwar: Die Aspernbrücke drüben hat ihn verführt, er aber wollte seinen Treffer ausnutzen und fuhr fort: „Also per aspera ad astra! Die Kabale wird sich ohnmächtig erweisen gegen das Genie unserer einzigen, sagen wir getrost unserer gottbegabten Lina. Vierzehn Tage hat sich die Kabale erobert zur Intrigue, pfui! Wir sind aber auch da, nicht wahr, meine Herren? Das glaub ich, wir sind. Und wie die Myrmidoner" — wenig betont zwar, aber ohne wesentlichen Schaden bis auf den letzten Buchstaben schlüpfte auch dies kühne Wort hervor, aber er unterließ doch das Wagniß einer Wiederholung und fuhr fort: „Mit einem näher liegenden Worte: wie Helden werden wir Troja erobern für Lina, und so rufe ich mit Selbstgefühl: Troja für unsere Lina in alle Ewigkeit. Hoch!"

Dieser Aufschub schien aber sehr nachtheilig zu werden für Lina. In zahlreichen kleinen Journalen erhoben sich abfällige Stimmen über die Darstellerin der Luise in Kabale und Liebe; und was vielleicht noch schlimmer war, es hieß in diesen Artikeln: das Publikum möge sich nicht in Unkosten setzen für diese von einer Junkerclique in die Höhe geschraubte Komödiantin, welcher es nicht im min-

besten Ernst sei um die dramatische Kunst. Ihr Auftreten solle nur ein Feuerwerk sein zur Hochzeit mit einem reichen Grafen. Sobald sie die Hero „absolvirt", verlasse sie die Bühne, welche ihr zum Fußschemel gedient, und werde thatsächlich Gräfin Soundso.

Dieser Schachzug war wohl berechnet, denn das Publikum läßt immer in seinem Interesse nach, sobald es erfährt, daß eine erste Liebhaberin sich verheirathet, und nun gar, wenn sie um einer reichen Heirath halber ihre ganze Kunst aufgiebt.

All diese „Sächelchen" wurden ihr ins Zimmer geschickt und von Clarissa beseitigt. Die würdigen Kritiken großer Journale aber las sie ihr vor, und Lina hörte aufmerksam zu. Sobald jedoch der Artikel zu Ende gelesen war, wendete sich Lina wieder ab zu ihren Rollen, ohne eine Silbe zu äußern. Sie war wie vom Sturmwinde getragen. „Das Bild ist von Kurt, Kurt kommt, Hero entscheidet." Das war der Sturmwind. Sie hatte gar keine Berechtigung zum Glauben an Kurt's Ankunft; es war eben ein Glaube.

In dieser Stimmung spielte sie eine zweite Rolle, das Clärchen im Egmont, und wurde es gar nicht gewahr, daß der Beifall einer leisen Opposition begegnete und daß nur die große Marktscene, der Aufruf der Bürger zu den Waffen, vollen Erfolg hatte. Sie war nur froh, daß sie wieder eine Rolle geübt, daß sie wieder um einige Tage ihrem Ziele näher gerückt war und daß der Tag der Hero nun endlich anbrechen werde. Wenn Jemand an die Thür klopfte, sprang sie auf mit der Hoffnung: da ist Kurt!

Ach, es trat aber eine ganz andere Zusammenkunft an sie heran. Ein kurzes Schreiben von Wussinah wurde ihr übergeben. Er forderte sie auf, um die Mittagsstunde in seine Kanzlei zu kommen, wo ein wichtiges Geschäft auf sie wartete Ihre fixe Idee von Kurt's Rückkunft schoß wie ein Irrlicht auf. Kurt kennt hier Niemand, er hat sich an Wussinah gewendet um Nachricht — so dachte sie und kleidete sich sogleich an, um der Einladung zu folgen. Es war halb Zwölf.

„Bleiben Sie nicht zu lange aus," rief Clarissa, „es soll Unruhe im Theaterbüreau herrschen, weil eine Abänderung des Repertoires drohe! Man schickt vielleicht nach Ihnen; lassen Sie mir die Adresse des Dr. Wussinah zurück, damit ich Sie zu finden weiß, wenn etwas passirt."

Lina gab ihr den Brief, welcher die Adresse enthielt.

„Noch eins!" sagte Clarissa, „Ihre Freier werden um die Mittagsstunde kommen. Graf Bela wartet auf Beantwortung seines Briefes, und die Zeitungen nennen den Grafen Erwin Ihren Bräutigam. Sie aber gönnen seit ein paar Tagen Keinem ein ernstes Wort; was soll ich denn sagen?"

„Nichts, liebe Clarissa, als daß mein Kopf und mein Herz mit ganz anderen Dingen erfüllt sind und daß mich die Herren in Ruhe lassen mögen."

„Auch Graf Erwin?"

„Auch er." Und sie ging fort und sagte unten dem Kutscher die Nummer in der Taborstraße, zu welcher er sie fahren sollte. „Zu Wussinah," sagte sie vor sich hin, als sie in den Wagen steigen wollte. Sie blieb aber plötzlich stehen und stieg nicht ein. Ein Schauer hatte sie überfallen bei dem Namen Wussinah. Er war die widerwärtigste Prosa ihres Lebens, und der Zweifel krampfte sich an ihr Herz bei diesem Namen. Der Glaube an das Bild als an ein Werk Kurt's, der Glaube an seine Ankunft in Wien fiel plötzlich zu Boden wie ein Nichts.

Verlegen stand der Portier dabei, welcher die Wagenthür geöffnet hatte, und fragte: „Befehlen?" — „Ja," sprach sie

herzhaft, „zum Künstlerhause zunächst will ich fahren." Und sie stieg ein.

In der Taborstraße war Wussinah seit seiner Uebersiedelung in einer geräumigen Wohnung eingerichtet, wo er eine Kanzlei mit zahlreichen Schreibern hielt und Kauf- wie Verkaufsgeschäfte mit Landgütern und Herrschaften betrieb. Diese Gütergeschäfte betrafen vorzugsweise Böhmen, welches er auf und nieder kannte in allen Besitzverhältnissen. Seine czechische Herkunft, seine langjährige Verbindung mit den nationalen Führern in Böhmen verschafften ihm eine reichliche Clientel, und er war eine Art von Mittelpunkt für die Landsleute, welche nach Wien kamen. Sogar die Erzeugnisse seines Wartenstein'schen Laboratoriums fanden auch hier in der Fremde noch ihren Anwerth, und die Landsleute kauften immer noch nebenher bei ihm für hohe Preise den berühmten Wartenstein'schen Balsam sowie die untrüglichen Tropfen gegen alles Weh der Erde. Er hatte dies einträgliche Nebengeschäft besonders darum nicht aufgegeben, weil ihn seine Hoffnung auf Börsengewinn bitter getäuscht. Er hatte bald einsehen müssen, daß er diese großstädtische Berechnung nicht verstände, und sich nach einigen Verlusten ärgerlich davon zurückgezogen. Das hatte ihn tief verstimmt, und er war mürrischer als je. In dieser Verstimmung war er rasch gealtert; sein Haar war weiß geworden, seine Hand zitterte.

Auch in dieser Stunde, als er sein Mündel Leni erwartete, war er schwer verdrießlich. Ein Mann war bei ihm, welcher eine Mönchskutte trug. Ruhig saß derselbe neben dem unruhigen Wussinah und erwiderte auf eine abweisende Verneinung desselben mit sanfter Stimme: „Sie lehnen also ab, Herr Doctor?"

„Ja. Sagen Sie Ihrem Obern: ich möchte nichts mehr zu thun haben mit diesen politischen Dingen. Sie bringen nur Unruhen zu Wege, und Unruhen untergraben den Credit. Der Kaufpreis der Güter in Böhmen sinkt, weil man sich fürchtet. Man nennt uns Nachkommen der Hussiten; die waren Zerstörer, und das macht mißtrauisch. Wenn ich dem Grafen von Wartenstein, welcher so große Herrschafften in Böhmen hat und mein Mündel heirathen will, euer Programm mittheilte, so zeigte er mich bei der Polizei an, und ich riskirte, ausgewiesen zu werden aus Wien."

„Der reiche Graf will wirklich die arme Schauspielerin heirathen?"

„Er war erst gestern hier bei mir, um die amtlichen Papiere zu bestellen für Aufgebot und Trauung."

„Die Schauspielerin gehört wohl wie gewöhnlich zu den Ketzern?"

„Was Ketzer! Viel schlimmer. Wir wissen nicht einmal, ob sie getauft ist. Da zeigt sich's übrigens, daß Ihr Oberer nicht einmal gefällig ist gegen mich. Weil ich das Heirathsgesuch des Grafen kommen sah, habe ich ihm geschrieben, daß der Taufschein des Mädchens fehle und daß er mir einen geistlichen Permiß schicken möge; aber Sie —"

„Halt, halt! Das habe ich vergessen. Er läßt Ihnen sagen, die Taufe ließe sich ja nachholen."

„Was? Die großgewachsene Person soll sich nachträglich taufen lassen?"

„Warum denn nicht? In der ersten Zeit des Christenthums geschah das immer."

„Hei, das wäre was für die Komödiantin! Das thäte sie am Ende. Bleiben Sie da, ich erwarte sie jetzt. Machen Sie ihr den Vorschlag."

„Fräulein Lina!" meldete ein Schreiber.

„Das ist sie. Also ans Werk, Pater Anselm."

Lina trat ein. Sie war des heitersten Sinnes, denn sie hatte beim Castellan des Künstlerhauses erfahren, daß jenes Salvator Rosa-Bild aus Rom gekommen und

von einem Maler mit Namen „Wetter" sei. Es sei kein Preis angegeben, weil der Maler selbst nach Wien kommen wolle. Ihr Glaube hatte sich also vollständig bewährt, und der Anblick des alten, ihr sonst widerwärtigen Wussinah that jetzt ihrem fröhlichen Herzen nichts mehr.

„Was wünschen Sie von mir?" fragte sie.

„Papiere."

„Papiere?"

„Die wir brauchen. Du bist ja — pardon! ich darf wohl nicht mehr du sagen?"

„Es paßt nicht mehr."

„Also nehmen Sie Platz. Das wird sich bald ändern. — Dieser Herr heißt Pater Anselm, und die Papiere, welche wir brauchen, betreffen seinen Stand. Sie sind, wie ich gehört habe, eine Zeit lang in Pilsen wohnhaft gewesen; haben Sie sich vielleicht dort erkundigt — als Sie durch den Wald nach Wartenstein kamen, da sah es aus, als ob Sie aus der Pilsener Gegend kämen — also, haben Sie gefragt, ob vielleicht dort in Pilsen ein Taufschein von Ihnen im Kirchenbuche vorhanden wäre?"

„Nein."

„Das ist ein Mangel. Der Herr Graf Erwin von Wartenstein hat sich an mich als Ihren Vormund gewendet um die Papiere, welche zu Aufgebot und Trauung nöthig sind."

„Ich brauche keine Papiere, denn ich heirathe den Grafen nicht. Ist das Alles, um deswillen Sie mich hierher gesprengt?"

Wussinah wollte auffahren über diese Abweisung des Grafen, aber Wesen und Blick Lina's trafen ihn scharf, und die Altersschwäche lähmte ihn ersichtlich.

„Sie wollen also wohl," sprach der Pater, „die gefahrvolle Laufbahn einer Schauspielerin fortsetzen?"

„Vielleicht."

„Und es macht Ihnen keine Sorge, daß Sie vielleicht gar nicht getauft sind?"

„Gar keine. Verzeihen Sie! Sie haben Recht: man muß achten und ehren, was eine gläubige Gemeinschaft zum Gesetz erhoben hat. Und man muß auch einen wahren Priester ehren, wie Sie wahrscheinlich sind, denn sein Beruf ist ein hochwürdiger. Aber ihr seid selbst schuld, daß ihr so vielen Widersprüchen begegnet."

„Wie meinen Sie das, liebes Fräulein?"

„Sehen Sie, wir spielen Stücke aus allen Zeitaltern und Weltgegenden. Darin herrschen auch verschiedene Religionen. Der Priester in der Sakuntala lehrt andere Vorschriften als der Priester in Des Meeres und der Liebe Wellen oder gar als Domingo im Don Carlos. Es giebt also ganz verschiedene Systeme, Gott zu suchen und zu finden. Die Priester sollten deshalb, wenn sie wirklich fromm wären, einander dulden und unterstützen, das wäre — meinen wir Komödianten — Gott gefällig, denn ihr zum Beispiel lehrt ja doch: Gott ist die Liebe. Nicht wahr, das lehrt ihr?"

„Allerdings."

„Ist es aber liebreich, sein System für allein berechtigt zu erklären und den anders Denkenden zu verfolgen?"

„Die Wahrheit kann nur eine sein."

„Aber sie braucht nicht überall dasselbe Kleid zu tragen. Die verschiedene Witterung gestattet das nicht. — Was geschieht denn nun, wenn ich am Ende gar nicht getauft bin?"

„Man tauft Sie nachträglich."

„Und wenn mein Glaube keine Taufe braucht und ich mich nicht nachträglich taufen lasse?"

„Dann kann keine Ehe eingesegnet werden, welche Sie schließen wollen."

„Und ich bin zur Ehelosigkeit verurtheilt?"

„Ja."

„Bravo! Früher habt ihr uns Komödianten auch nicht beerdigt. Das ist anders geworden —"

„Nicht überall!" rief Wussinah.

„Guter Herr Pater," fuhr Lina fort, indem sie aufstand, „helfen Sie sorgen, daß die Liebe nicht bloß gepredigt wird."

Der Pater stand ebenfalls auf und bat Wussinah um den Balsam für seinen Obern.

„Ja so!" sagte dieser und ging zu einem großen Schrank mit Glasthüren, in welchem eine Reihe von Flaschen und kleinen Töpfchen aufgestellt war. Es waren ihnen geschriebene Etiketten aufgeklebt, und Lina, schon auf dem Wege zur Thür, blieb einen Augenblick vor dem Schranke stehen, diese Etiketten lesend. Der wunderliche Hausrath, welcher an eine Apotheke erinnerte, schien sie zu interessiren.

Während Wussinah zum Pater ging und ihm einen kleinen Napf überreichte, trat sie näher an den Schrank und ergriff, da die Glasthür noch offen stand, einen kleinen Flacon von Porzellan. „Da steht," rief sie, „venenum geschrieben, das ist also —"

„Gift!" schrie Wussinah und humpelte herzu, um es ihr aus der Hand zu nehmen.

„Ein starkes?" fragte sie.

„Das allerstärkste. Gieb her!"

„O nein!" — Und sie lief weg. — „Das wünsche ich mir schon lange, ich bezahle es."

„Geben Sie's her, Leni!"

„Spielen Sie nicht mit der Sünde, Fräulein!" sprach der Pater.

„Mit welcher Sünde?"

„Sich oder Andere zu tödten."

„Andere? O! — Sich? Ist das wirklich Sünde? Wenn die Natur hundert Wege öffnet, aus dem Leben hinauszugelangen, ist denn das ein Zeichen, daß sie dies Hinausgelangen verbietet?!"

Wussinah ging nun entschlossen auf sie zu, um ihr das Fläschchen zu entreißen. Sie aber steckte es in die Tasche und flüchtete nach der Thür.

Diese öffnete sich in dem Augenblicke, und der Theaterdiener, Aurikel genannt, stürzte herein, freudig ausrufend: „Da ist sie noch, unser Engel!" und küßte ihr die Hand.

Er war ein hellblondes Bürschchen, dünn wie ein Bleistift, und hieß beim Personal „die Schwindsucht". Sie erwartete ihn wohl, weil er so viel laufen mußte. Er war in alle Damen des Theaters verliebt bis zur letzten Statistin und sprach immer nur von Engeln. Hinter ihm rauschte, mit kecker Sorgfalt gekleidet, Maruschka herein und stieß den alten Wussinah zur Seite, welcher es nicht aufgeben wollte, seiner Mündel Leni das Giftfläschchen abzugewinnen. Er wurde endlich ganz beseitigt, denn auch der Director kam und trat dazwischen.

„Clarissa schickt uns hierher, süßeste Lina," sagte fast athemlos Maruschka; „du allein kannst — Verzeihung! — Sie allein können helfen. Und Sie werden, Sie waren ja immer gut für mich."

„Womit denn?"

„Es droht eine Abänderung!" stöhnte Aurikel und hob bei dieser traurigsten Meldung sein Köpfchen gen Himmel.

„Abänderung ist das nichtswürdigste Wort beim Theater, denn es kostet immer viel Geld!" sprach der Director mit Nachdruck und blickte verwundert auf den Pater Anselm, welcher sich an die Wand zurückgezogen.

„Denken Sie nur," rief Maruschka jetzt mit vollem Athem, „die boshafte Wallbach will heute nicht spielen! Sie hätte Neuralgie, Nervenweh! Die dumme Person hat gar keine Nerven."

„Sagen wir nicht zu viel!" schaltete der Director ein.

„Und nun kann," fuhr Maruschka fort, „das heutige Stück nicht gegeben werden,

und an dem Stück hängt mein Wohl und Wehe. Denn wenn's heute ausfällt, so kommt's für mich gar nicht mehr dran; übermorgen ist mein Contract aus. In dem Stück ist meine beste Rolle, mit dem Stück stehe und falle ich."

„Sie fallen," sagte der Director.

„Hören Sie's?! Um aller Heiligen willen, helfen Sie mir, beste Lina! Die Quita ist meine dankbarste Rolle, ich werde da immer applaudirt, und unser Tyrann da, unser Herr Director, hat gesagt: er erneuert meinen Contract nur, wenn ich noch einmal applaudirt werde. Der Kummer und die Schande, wenn ich wieder nach Böhmen zurück muß! Erbarmen Sie sich meiner und übernehmen Sie die Rolle der Wallbach, Sie haben sie ja in Pilsen gespielt!"

„Sogar zweimal."

„Also! also!"

„Die Hauptsache ist," sprach der Director, „und deshalb bin ich mitgekommen: wenn das Stück heute abgesagt wird, dann können wir heute gar nicht spielen."

„Schaudervoll!" stöhnte Aurikel mit erhobenem Köpfchen.

„Gestern," fuhr der Director fort, „ist der Concordiaball gewesen, nach welchem die Schauspieler alle lechzen; dort haben sie sich wie immer sträflich übernommen, und heute liegt ein Halbdutzend da und schnauft und nennt sich krank und unfähig zu spielen. Die meisten sind auch, leider Gottes! unfähig. Wir müssen schließen, und das gilt für eine Schmach."

„Schmach, Schmach!" schluchzte Aurikel.

„Wirklich schließen?" fragte Lina.

„So habe ich gesagt. Sie leisten in der That dem Ganzen einen Dienst, wenn Sie die Rolle übernehmen."

„Sie ist nicht viel werth."

„Nein, aber das Publikum weiß das und wird für die Gefälligkeit dankbar sein."

„Retten Sie mich, Lina!" Und jetzt weinte Maruschka wirklich, als sie hinzusetzte: „Auch mein Liebhaber läßt mich sitzen, wenn ich mein Engagement verliere!"

„Ein schöner Liebhaber!"

„Sie sind ja alle so. Wenn wir auf der Bühne nicht mehr gefallen, da gefallen wir auch ihnen nicht mehr."

„Also, Fräulein Lina," rief jetzt der Director, „die Stunde drängt! Wollen Sie das Ansehen unseres Theaters stützen und die Vorstellung retten?"

„Freilich will ich das!" rief Lina geradezu heiter, denn sie war in bester Stimmung.

Maruschka und Aurikel küßten ihr die Hand, und der Ruf Clarissens, welche ins Zimmer trat, kam zu spät. Clarissa rief nämlich: „Lina, machen Sie keine Dummheit!"

„Ich habe sie schon gemacht," lachte Lina und wendete sich zum Fortgehen. Da stürzte Wussinah vor, um sie aufzuhalten und seinen Flacon zu erobern. „Den Flacon!" rief er, aber Clarissa war zwischen ihn und Lina gerathen, und als sie Auge in Auge mit Wussinah stand, stieß sie einen leisen Schrei aus und hielt ihm den ausgestreckten Arm entgegen.

„Was ist Ihnen?" rief Lina, welche bis zur Thür gelangt war.

„Nichts, nichts!" antwortete Clarissa, indem sie ihr folgte, dabei aber immer zurückblickte auf den händeringenden Wussinah. Er konnte vor der Schauspielerclique nicht von Gift sprechen, das hätte Lärm verursacht und ihm vielleicht die Polizei auf den Hals gezogen.

Die Schauspieler selbst eilten nach dem Theater, weil eine Scenenprobe für Lina nöthig war. Nur Clarissa ging zum „Goldenen Lamm" in ihre Wohnung und erfuhr dort vom Portier zu ihrem Staunen, daß ein fremder Herr im Appartement des Fräuleins Lina säße. Er habe sich dem Wirthe als ein eben aus der Fremde ankommender Verwandter des

Fräuleins vorgestellt und gebeten, die Rückkunft des Fräuleins Lina in deren Vorzimmer erwarten zu dürfen.

* *
*

Das ist er! Lina's Ahnung geht in Erfüllung, sagte sich Clarissa, zwischen den beiden jungen Leuten waltet ein Zauber, wie ich vermuthet habe, vielleicht ein Verhängniß — es ist Kurt.

Sie war einen Augenblick zweifelhaft, ob sie hinaufgehen sollte. Sie hegte eine gewisse Scheu vor diesem Manne und sie schwankte in ihrem Vorurtheil: ist er ein Pedant, welcher durch seine strengen Einschränkungen schadet, oder ist er eine Künstlernatur, welche tiefer gefestigt ist als der Schauspielergeschmack. Die weibliche Neugier siegte, sie stieg hinauf.

Im schmalen Vorzimmer, welches ihr Gemach von den Zimmern Lina's trennte, saß er am Fenster und las eine Zeitung. An sein Bein gelehnt, saß Bums neben ihm und begrüßte Clarissen durch ein heiteres Gebell: ein seltenes Ereigniß bei der sonst stockernsten Stimmung des würdigen Mopses. Daran erkannte Clarissa, daß ihre Vermuthung richtig gewesen: es war Kurt.

Er stand auf und ging ihr entgegen, eine schlanke, mittelgroße Gestalt mit einem ausdrucksvollen Kopfe, in welchem ein großes Auge ruhig herrschte.

Clarissa nannte sich als die Freundin Lina's und fragte —

„Ah," unterbrach er sie mit wohllautender Stimme, „mein Bruder Klaus hat mir von Ihnen erzählt. Ich komme von Stein am Bache, welches Sie mit Leni besucht haben, und bin Konrad Wetter, der alte Freund Leni's. Kommt sie nicht heim?"

„Sehr bald, sie hat eine kurze Probe." Und nun forderte sie ihn auf, in den Salon zu treten. Er war einfacher und freundlicher, als sie erwartet hatte, und fragte antheilsvoll, ja warm nach Leni's Entwickelungsgange; denn Klaus habe ihm mitgetheilt, daß Frau Clarissa seit langer Zeit Leni's Lebensgefährtin sei.

Mit einiger Scheu und nicht ohne Stocken schilderte nun Clarissa Leni's Zweifel und Schicksale im Kunststreben, seit sie in Nürnberg eingetroffen. Seine kurzen Zwischenreden ermuthigten sie jedoch bald, denn er schien Alles, was sie sagte, zu billigen. Dadurch wurde Clarissa freier und muthiger und rief: „Ich habe mir den Herrn Kurt viel strenger gedacht!"

Er lachte und sagte: „Leni hat übertrieben. Einem jungen Wildfang gegenüber muß man auch die strengsten Forderungen aufrecht erhalten. Uebrigens habe ich mich selbst gemildert durch künstlerische Praxis. Ich kam als Dilettant nach Rom, ein überspannter Theoretiker, der sich ärgerlich absperrte von der Heimath, und bin da wohl etwas gebessert worden durch den steten Verkehr mit ausübenden Künstlern. Da erfährt man, was gehen und stehen, blühen und gedeihen kann; in Wahrheit, man lernt leben und nicht bloß denken und wird dadurch fröhlicher. So kam's, daß ich dem Drängen eines frischen Wieners neben mir Folge leistete und ein Bild hierher nach Wien schickte; daß ich mich endlich nach den Stätten und Menschen meiner Heimath sehnte, vor Allem nach dem begabten Kinde Leni. Ich hielt dies Mädchen immer für gefährdet, weil ihr Drang so groß war, daß sie die höchste Form gewinnen mußte, wenn sie nicht unglücklich werden sollte. Ich brach also eiligst auf von Rom, als mir Bruder Klaus Ihren Besuch in meiner Behausung meldete und einen Zettel Leni's beilegte. Wie steht es jetzt mit ihr? Wie steht's mit ihrem tragischen Drange? Hat sie Aussicht, ihn durch Kunstgebilde auszufüllen?"

„Da ist sie!" sagte Clarissa.

Lina trat ein.

„Leni!" sagte Kurt mit leisem, herzlichem Tone.

„Kurt!" schrie sie auf und flog zu ihm, ihr Haupt an seine Brust lehnend. Das Hütchen fiel dabei nach rückwärts, und er küßte sie aufs Haar. Dann hob er ihr Antlitz in die Höhe und sah ihr tief in die Augen, in welchen Thränen tropften.

Clarissa wollte sich entfernen, aber Kurt bemerkte es und sagte: „Bleiben Sie nur da, wir sind kein gewöhnliches Liebespaar."

„Doch, doch! Ich muß die Anzüge ordnen, Lina spielt heute Abend."

„O! also sehe ich dich gleich in deinem Amte."

„Um Gottes willen nicht heute! Das ist eine schlechte Rolle, welche ich aus Gefälligkeit übernommen. Darin darfst du mich durchaus nicht sehen, die spiele ich ganz schlecht. Uebermorgen aber, da spiele ich die Hero.

„Uebermorgen schon?" fragte Clarissa.

„Ja. Mein geringer Erfolg als Clärchen hat die Primadonna beruhigt, sie reist heute ab."

Und nun waren sie allein und saßen neben einander auf dem Sopha, und Lina mußte erzählen, erzählen vom Augenblicke an, da sie sich zankend in Wartenstein getrennt. Alles, Alles mußte sie berichten, auch das Geringste. Und das that sie auch redlich, ausführlich, da er lieb und gut seine Bemerkungen dazwischen machte und immer neu fragte. Auch die Freier kamen an die Reihe, ja sogar die Entführung mit dem Extrazuge.

„Und dieser Graf Erwin ist wirklich liebenswürdig?" fragte er da recht ernsthaft, und sein von der italienischen Sonne gefärbtes, sonst blasses Gesicht wurde geröthet.

„Ja, er ist liebenswürdig," antwortete sie, „aber sein Sinn ist leicht wie eine Flaumfeder, und mit meiner Kunst hat er eigentlich gar nichts zu schaffen. Wenn ich ihn heirathete, dann müßte ich Allem entsagen, was mir die Seele bewegt hat seit unserer Jugend in Wartenstein."

„Und das könnte eintreten, meinst du?"

„Ich weiß nur, daß die Hero über mein Leben entscheiden wird, sonst weiß ich nichts. Darüber hinaus ist die ganze Welt für mich verschleiert."

„Ja, ja, das stammt von meiner Lehrerdogmatik her in Wartenstein, welche durch dein Entweder — oder geboren wurde. Nein, mein Kind, die Welt ist weit und die Kunst ist geschmeidig. Das habe ich in Rom gelernt. Ein Duell zwischen Leben und Tod soll man nicht suchen. Am wenigsten du sollst es. Wie bist du, damals die schmächtige Leni von Wartenstein, eine volle, schöne Lina von Wien geworden! Mit Staunen und Freude schaue ich dich an. Du wirst noch viel Freude schaffen und finden."

„Auch Kurt, der gestrenge Herr, schmeichelt?!" und sie sprang auf, seine beiden Hände ergreifend.

„Nein, Leni, ich freue mich ehrlich und herzlich, daß du so schwere Prüfungszeit tapfer und glücklich durchgekämpft hast."

„Du hättest sie mir erleichtern können, harter Mensch. Daß du mir auf meinen Schmerzensbrief nicht geantwortet, das hat mich am tiefsten gequält."

„Schmerzensbrief? Ein Brief?"

„Den ich dir von Pilsen geschrieben, bogenlang. Warum ließest du mich —"

„Ich habe keinen Brief von dir erhalten."

„O!"

„Wohin hast du ihn denn adressirt?"

„Nach Stein am Bache bei Stein am Berge."

„Jede Zeile so adressirt ist an mich gekommen durch Sorgfalt meines Bruders Klaus. Und von Pilsen bis Stein am

Bache gar, die kurze Strecke! Wer hat ihn auf die Post gebracht in Pilsen?"

„Nepomuk."

Bei diesem Worte trat Nepomuk ein. Er erschrak sichtlich, als er Kurt sah, den er augenblicklich erkannte, und er brachte seine Meldung nur stockend heraus: ob das gnädige Fräulein nicht zu Tische kommen wolle, es sei im Nebenzimmer servirt, da Fräulein ja heute Abend spiele und die Speisestunde deshalb vorgerückt werden müsse.

„Tritt näher, Nepomuk!" sagte Kurt.

Unsicheren Trittes kam Nepomuk einige Schritte näher. Ebenso unsicher war sein Blick, welchen er von unten herauf nach dem höher gewachsenen Kurt richtete.

„Hast du in Pilsen einen Brief des Fräuleins auf die Post tragen sollen?"

„Einen Brief? — O ja."

„Hast du das redlich gethan? — Antworte!"

„Natürlich."

„Wem hast du ihn übergeben?"

„Niemand — Niemand. In den Briefkasten habe ich — habe ich ihn geschoben."

„Der Brief hatte ja keine Marke."

„Keine? Das weiß ich nicht mehr."

„So? — Lina, darin hat er Recht: du mußt speisen. Komm!"

Er gab ihr den Arm und führte sie ins Nebenzimmer, wo Clarissa harrte. Lina hatte wenig Verlangen nach Speise und Trank, die Mahlzeit war also kurz, und als sie vorüber und er mit den Damen allein war, sagte Kurt: „Ich traue deinem Nepomuk mit dem Briefe nicht; ich traue ihm überhaupt nicht. Er war verliebt in dich, als du kaum erwachsen warst, und er steckt voll czechischer Tücken. Nicht, daß ich das czechische Volk anklagen wollte! Im Gegentheil. Das ist ein Volksstamm voll Kraft und Talent, ein geradezu bevorzugter slavischer Stamm. Auch für deine Kunst, für die dramatische, sind sie begabt. Das habe ich im Prager czechischen Theater zu wiederholten Malen erfahren. Aber mitten unter uns Deutsche geworfen und neuerdings durch nationale Eifersucht aufgestachelt, haben sie Neigungen und Züge in sich entwickelt, welche ihren Kern beschädigen. Wir tragen wohl auch unseren Theil Schuld daran: wir hätten entweder positiv germanisiren müssen, wie es Kaiser Josef wollte und wie man's in Deutschland consequent gethan, oder wir hätten ihnen freundlich entgegenkommen sollen. Vielleicht hätte das — doch nein! es hätte wohl nur ihre Ansprüche gesteigert. Eingesprengte Nationalitäten können nur gedeihen, wenn sie sich der Culturnation anschließen, wie es in allen Großstaaten geschehen ist. Sonst verkümmern sie sich ihr Leben und entziehen ihren Kindern die gedeihliche Zukunft. Jetzt haben sie sich in eine Feindseligkeit gegen uns hineingeeifert, welche Dienstleute wie diesen Nepomuk vergiftet und zu heimtückischem Betragen gegen uns verleitet. Eine gewisse Mischung der Nationalitäten, wenn sie naturgemäß in einander aufgehen, erzeugt obenein die stärksten Völker. Siehe England; siehe Preußen, welches durch Mischung mit slavischen Stämmen herrschend geworden ist in Deutschland."

Clarissa erzählte Nepomuk's Streich in Nürnberg, wo er eigenmächtig eine Theatervorstellung abgesagt, und Lina gestand ein, daß die ihr zugewandte Neigung Nepomuk's sie zuweilen unheimlich angemuthet habe. „Kurz," schloß Kurt, „ich bin der Meinung, der Bursche hat deinen Brief in Pilsen unterschlagen. Warum? Vielleicht aus Eifersucht. Er hat mich immer böswillig angesehen neben dir. Ich werde versuchen, der Sache auf den Grund zu kommen; du aber, Lina, wirst gut thun, einen anderen Diener aufzunehmen. Der Schaden, welchen der Verlust des Briefes angerichtet, ist für uns Beide empfindlich. Ich hatte auf Briefe von dir gerechnet und gehofft. Ich wollte

Stufe für Stufe deiner Ausbildung folgen und sie mit Rath begleiten, ich wollte dir nahe bleiben, denn mein Herz war bei dir. Jetzt muß ich mich ganz von deiner Kunst überraschen lassen."

„Und mir ist angst und bange vor dieser Ueberraschung."

„Sei getrost! Du bist ehrlich geblieben, wie ich aus Allem ersehe, und Ehrlichkeit entschädigt auch für Umfang, wenn dir Umfang noch fehlen sollte. Jetzt verlasse ich dich. Und wann darf ich dich wiedersehen?"

„Nach dem Theater hier. Aber gehe um Gotteswillen heute nicht ins Theater!"

„Und muß ich hier deine Freier begrüßen?"

„Nein, nein! Clarissa läßt Niemand eintreten."

Er ging und wandelte durch den Corridor nach der Treppe. Da stürmte ihm ein jugendlicher Kellner entgegen und riß neben ihm die Thür eines Hinterzimmerchens auf, hineinschreiend: „Herr von Nepomuk, es ist servirt!" Er ließ die Thür offen und rannte weiter.

In dem Zimmerchen stand Nepomuk, mit dem Rücken gegen die Thür. Er hatte auf einem Sessel seinen ledernen Mantelsack vor sich und hielt zwei Briefe in der Hand. Die strenge Nachfrage Kurt's hatte ihm wohl Angst gemacht, und er wollte entweder Lina's Brief gründlich beseitigen oder nachträglich abliefern unter irgend einer Entschuldigung. Er war also wie vom Schlage getroffen, als er hinter seinem Rücken — Kurt war eingetreten — die gefürchtete Stimme hörte: „Was sind das für Briefe?"

Sie fielen ihm aus der Hand. Kurt hob beide auf und sagte, hineinblickend: „Das ist Leni's Handschrift! Du hast also jenen Brief unterschlagen. Warum, Schlingel?"

„Vergessen."

„Und der zweite ist ein Umschlag für lauter Banknoten. Bist du so reich?"

„Gehört dem Fräulein."

„Gestohlen also?"

„Vom Grafen Erwin."

„Bestechung? Du entpuppst dich nicht übel. Sei des Lohnes gewärtig!"

Kurt ging auf den Corridor zurück und begegnete da Clarissen. Dieser übergab er das Couvert mit dem Gelde und erzählte ihr, was eben vorgegangen, mit dem Bemerken, daß nun doch ein Ende gemacht werden müßte mit diesem Nepomuk.

„Ja, ja," erwiderte diese zögernd, „nur nicht gleich! nur die Hero wollen wir vorüberlassen! Sie hängt doch eigentlich an diesem Diener, und es droht außerdem noch eine Entdeckung —"

„Was denn?"

„Morgen werde ich's Ihnen sagen. Ich bin auch bis zur Verwirrung betroffen davon und möchte darüber geschlafen haben. Seien Sie nur sanft gegen Lina! Sie hat binnen achtundvierzig Stunden gar zu viel durchzufechten."

Er versprach's und ging. Er wollte noch ins Künstlerhaus, um sein Bild anzusehen, denn er war nach seiner Ankunft gleich ins „Lamm" geeilt, um dort Wohnung zu nehmen und Leni zu sehen. Als er aber vors Haus trat, fand er doch, daß sich das Tageslicht schon zu tief neigte, um noch für ein Bild zu genügen, und er trat ins gegenüberliegende Kaffeehaus. Er wollte den Brief Leni's aus Pilsen lesen.

Er las und las ihn zweimal, dreimal. Der Brief machte ihm den vortheilhaftesten Eindruck, obwohl er die Verzweiflung seiner Leni schilderte. Es ging ja aus diesem Erguß hervor, daß sie ganz, ganz ihm angehörte. Die Kunstsorgen belächelte er; sein Aufenthalt in Rom hatte ihm freiere Anschauungen gebracht. Auch Leni, meinte er, wird zu mäßigen sein in ihren Anforderungen an sich selbst.

Sie wird auf dich hören, denn sie liebt dich und du liebst sie. Ja, du liebst sie! Aus der rauhen Schale des Lehrtriebes ist allmälig die Blume der Liebe für dies reichbegabte Mädchen emporgeblüht, und zwar fest emporgeblüht, ganz fest, eben weil es langsam geschehen ist. Ja, du liebst sie mit voller Kraft deiner Seele. Ihr seelenvoller Blick entzückt dich wie nichts auf dieser Welt, ihr Besitz beglückt dich unaussprechlich, und du wirst alle Kräfte aufbieten, sie zu beglücken.

Ging er da nicht zu leicht hinweg über den Kunstdrang in Leni? Wenn sie sich darin nicht selbst genügte, konnte er sie dann wirklich beruhigen mit seinen Tröstungen?

Auch diese Fragen traten einen Augenblick vor ihn hin, aber nur einen Augenblick. Die Gasflammen wurden angezündet im Kaffeehause, die einsame Welt hörte auf für ihn, und er griff nach den Zeitungen, welche vor ihm auf dem Tische lagen.

Er hatte in Rom so lange Zeit keine österreichischen Zeitungen gesehen, und es überraschte ihn höchlich, was er jetzt in ihnen fand. Böhmen, sein Heimathland, und die Nationalfrage in Böhmen wurde in leidenschaftlichen Artikeln besprochen. Er sah, daß ein Kampf entstanden war, ja ein Krieg zwischen Czechen und Deutschen, und daß die Czechen weittragende Zugeständnisse errungen hatten für ihre nationale Absonderung. Er ließ die Zeitung sinken und sagte leise: Arme Landsleute! Ihr jauchzt jetzt darüber, aber eure Kinder und Enkel werden es bitter beklagen, wenn sie sich durch ihre Schulbildung abgesperrt sehen von dem reichen, ausgiebigen Verkehr in einem großen Staate. Die Bretonen, die Basken, die Waliser und wie viel andere eingesprengte, anders redende Stämme, ja die weit ausgebreiteten Slaven am rechten Elbufer in Deutschland, sogar am linken bis über Mecklenburg hinaus sind alle Franzosen, Engländer und Deutsche geworden und genießen die große Gemeinschaft mit einem Culturstaate, und ihr wollt durchaus inmitten —

Da fiel ihm der schlimme Gesell Nepomuk ein, und er sagte sich: Würdest du ihn nicht milder ansehen, wenn er ein Deutscher wäre? Bist du nicht in diesem Mißtrauen gegen den anderen Stamm zu streng gegen ihn? Hat er nicht ein Recht, Leni zu lieben so gut wie du? Und ist es nicht unbillig, seine untergeordnete Dienerstellung ihm noch fühlbarer zu machen dadurch, daß man ihm alles mögliche Schlimme zutraut? Am Ende hat er das Geld nicht gestohlen, er war ja früher brav. Suche ihn auf, nimm ihn vor, hilf ihm zu einer leidlichen Rechtfertigung, gerade weil er ein Czeche ist, damit er dem deutschen Herrn Gerechtigkeit und Billigkeit nachsagen muß. Ohne diese beiden Eigenschaften begeht man ja immer und überall Unrecht.

Er stand auf, zahlte seine Zeche und ging wieder ins „Lamm“ hinüber, wo er Nepomuk zu finden hoffte. Schon im Thorwege traf er ihn. Nepomuk war im Begriffe, nach dem Stadttheater zu gehen, wo er bisher immer zu finden gewesen, wenn seine Herrin irgend etwas zu wünschen fand. Sie hatte ihm ja noch kein übles Wort gesagt über das, was Herr Kurt entdeckt hatte.

Als er aber plötzlich wieder diesem Herrn Kurt gegenüberstand, da fuhr er tief zusammen. Er war sehr unglücklich und des Aergsten gewärtig von diesem Manne.

„Wohin, Nepomuk?“

„Ins Stadttheater.“

„Ich werde mit dir gehen, damit ich den Weg kennen lerne. Komm! Und dabei sage mir aufrichtig: wie steht es mit dem Gelde vom Grafen Wartenstein? Was hat das für eine Bewandtniß? Ich habe

dich immer für einen ehrlichen Kerl gehalten; wie kommt dies Geld in deinen Besitz? Sag mir Alles, auch wenn du gefehlt hast."

Sie standen auf der Ferdinandsbrücke beim Schluß dieser Fragen, und Nepomuk mußte sich ans Geländer halten — Kurt's Worte, weil sie unerwartet gutmüthig waren, hatten ihn zu tief erschüttert. Sein Gesicht verzog sich krampfhaft, als ob eine Thränenfluth im Anzuge wäre. Langsam faßte er sich und kam endlich dahin, Kurt zu erzählen, wie es mit dem Gelde gegangen, und daß er, Gott wüßte es! niemals die mindeste Absicht gehabt hätte —

„Laß den lieben Gott in Ruhe, ich glaube dir ja ohne ihn und lobe dich dafür, daß du deine Herrin da bewahrt hast vor einem Geschenke. Bleib immer so brav für sie und setze dem Neide, der in euch Allen steckt und der in Bezug auf sie faustdick in dir steckt, setze ihm das Knie auf die Brust und halte ihn nieder. Fräulein Leni wird dich nicht fortschicken, und du wirst sie ferner anbeten. Aber schicklich, Nepomuk, hörst du? schicklich! Und nun erzähle mir von eurem Leben in Pilsen und Nürnberg!"

Das Wort „Neid" in Bezug auf Leni hatte curios eingeschlagen bei Nepomuk, aber es schmeichelte ihm, daß er wie ein Nebenbuhler behandelt wurde; er fühlte sich durch und durch gehoben und erzählte nun alles Ersinnliche von Leni's Lebenslaufe und auch — Kurt ermunterte ihn dazu — von den vornehmen Freiern und deren Manieren.

So kamen sie in die Schellinggasse an die Hinterseite des Stadttheaters, von wo Nepomuk auf die Bühne hinauf wollte. Er fragte, ob Herr Kurt auch da hinauf —?

„Nein, Nepomuk. Geh mit Gott!"

Nepomuk war noch in beglückender Aufregung und küßte ihm die Hand, was er nie gethan. Kurt ging die Himmelpfortgasse hinauf nach der Vorderfront des Theaters in der Seilerstätte, die Loggia betrachtend, wo Dichterstatuen, von Gasflammen beleuchtet, seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Es ist ein Vorurtheil Leni's, daß ich sie heute nicht sehen soll, sagte er sich, ein bloßes Vorurtheil. Das umgeht man. Ich sehne mich danach, sie zu sehen und zu hören.

Und er kaufte eine Karte für den dritten, den obersten Stock, damit ihn Leni nicht entdecken könnte. Er fand einen guten Platz und sah zu wie ein gewöhnlicher Theatergänger, welcher nur Augen und Ohren hat für seinen Liebling unter den Darstellern. Wunderlich genug, war der sonst so strenge Theoretiker ganz und gar nicht kritisch beschäftigt. Das Mädchen Leni, seine Geliebte, das weibliche Geschöpf mit seinen Reizen in der Gestalt, in den Bewegungen, in den Wandlungen des schönen Antlitzes und im Ton der Stimme, das Alles und nur das nahm ihn in Anspruch und erweckte ihm die angenehmste Empfindung. Erst als der Vorhang zum letzten Male gefallen und er beim Aufbrechen des Publikums noch eine Weile sitzen geblieben war, sagte er sich: Aber du hast ja ganz vergessen, wie es mit ihrer Kunst steht! Wie kommt das? Die Rolle giebt nicht viel her. Aber freilich, in einzelnen Wendungen hättest du doch bemerken müssen, ob — ach, das Mädchen ist dir ja doch jetzt wichtiger als die Künstlerin!

Er ging ins Parterrezimmer des „Lamms", um dort zur Nacht zu speisen, da Leni, welche sich umkleiden mußte, ja erst später zu Hause sein könnte. In seiner Nähe war der Stammtisch der Kunstfreunde, und von da hörte er allerlei Urtheile über die heutige Lina. Sie hätte eine solche Rolle nicht spielen sollen! war der Refrain. „Schade!" sagte einer der Herren, „sie hat im Trauerspiel einige

Accente gebracht, welche mich tief getroffen und mir den Glauben erweckt haben, es käme endlich wieder einmal ein von innen ausströmendes Talent für die Tragödie."

Kurt war augenblicklich betroffen von diesem Worte. Du hast, sagte er sich, in der Freude über dein geliebtes Mädchen ganz vergessen, worin die Lebensfrage Leni's wurzelt. Vergessen? Nicht bloß das. Du hast nichts bemerkt von tieferer Bedeutung in ihrem Spiel. Fehlt diese wirklich, dann wird es eine schwere Aufgabe sein, sie fürs Leben zu gewinnen, denn ihre ganze Seele athmet ja nur in dem Bedürfniß, eine höhere Künstlerin zu werden.

Besorgt erhob er sich vom Sessel und ging zu Lina hinauf. Er fand sie im Streit mit Clarissen. Diese warf ihr vor, die geringe, undankbare Rolle gespielt zu haben, denn das Publikum verwechsele immer Rolle und Darsteller mit einander. Lina war aufgeregt und rief: „Ja doch! Aber was kam noch Alles dazu! Erwin, Graf Bela und Heinzeles, denen wir hier unsere Thür verschließen, waren alle Drei immerfort hinter den Coulissen und überschütteten mich mit Vorwürfen. Ich mußte ja zerstreut werden und die dumme, schlechte Rolle auch noch schlecht spielen. Das Aergste aber war, daß diese Maruschka, für welche ich das Opfer gebracht, am Schlusse der Vorstellung zu mir trat und ganz impertinent sagte: ‚Sie haben mir gar nichts genützt, Fräulein; ich bin nicht applaudirt worden und der eigensinnige Director hat mir meine Entlassung angekündigt.‘ — Sei froh, Kurt, daß du nicht dabei gewesen bist! Das ist Theatermisère."

„Ich bin dabei gewesen."

„Was?! Nein!"

„Und du hast mir gefallen."

„Ums Himmelswillen nein! Ich hatte dich ja gebeten! Und gefallen habe ich dir? Das ist ja noch schlimmer, denn ich habe schlecht gespielt. Dann erwartest du also gar nichts von mir. O Kurt, das ist traurig!"

„Liebes Kind, du hast eine wahre Fähigkeit, aus jeder Pflanze Gift zu saugen. So treibst du's auch mit der Kunst. Laß ihr doch Zeit, laß dir doch Zeit! Zur tragischen Kunst ist der Weg der weiteste, und es giebt ja nicht bloß eine tragische Kunst."

„Nein, ich könnte mich auch komisch ausbilden!" rief Lina in erregtem Tone.

„A propos," schaltete Clarissa ein, „man hat mir heute erzählt, daß unser wilder Freund Siegismund, Pilsener und Nürnberger Angedenkens, hier im Wiener Theater engagirt ist und nun Glück macht als komischer Liebhaber."

„Und dahin könnte ich's auch noch bringen, meint ihr?"

Nach einer Pause fuhr sie aber milder fort, indem sie sich zu Kurt wendete: „Du kennst das Theaterwesen nicht und weißt nicht, was eine einstudirte Rolle bedeutet. Ich habe diese alberne Rolle als Anfängerin in Pilsen eingelernt und gespielt, und sie bleibt mir so auf dem Halse, wie ich sie mir damals angezogen habe. Man wird solch Eingelerntes nicht mehr los. Es ist also geradezu schrecklich, daß du mich danach beurtheilst."

„Das thue ich ja nicht. Ich warne dich nur vor übertriebener Anforderung an dich selbst. Du magst der tragischen Aufgabe zustreben, sollst aber nicht verlangen, daß du sie in einer so kurzen Laufbahn, wie sie hinter dir liegt, schon ganz lösen könnest Das tragische Moment ist furchtbar groß und wird nur vom seltensten Genie erreicht. Es ist der ewige Schmerz der Creatur, welchen der Künstler siegreich ausströmt. Siegreich! Denn indem er ihn mit voller Macht äußert, beweist er, daß er über ihn erhaben ist. Er bringt uns zum Bewußtsein, daß jegliches Menschenthum vom Schmerze ausgeht und

zum Schmerze zurückkehrt. Die Geburt ist Schmerz, der Tod ist Schmerz; wir gehen ein und aus durch Schmerz. Der tragische Künstler führt dies menschlich Unvermeidliche, den Schmerz, bis zum Aeußersten vor unsere Seele, und weil er dies begeistert thut, erhebt er uns über die Erde. Wir fühlen durch ihn, daß es eine Fähigkeit giebt, welche über alles Erdenweh hinausreicht, und dies ist der künstlerische Triumph des tragischen Schauspielers. Kannst du wirklich glauben, daß solch ein Triumph auf kurzem Wege erreichbar sei? Warte in Bescheidenheit ab, wie weit der Genius reicht, welcher dir beschieden ist, und zerstöre nicht schöne Anlagen durch ungeduldiges Einstürmen auf dieselben."

Dieser plötzlich ernst gesprochenen Rede Kurt's folgte tiefes Schweigen. Lina war auf einen Stuhl gesunken und sah Kurt mit weit geöffneten Augen an. Endlich trat eine Thräne in ihr Auge und sie sagte leise: „Das erreiche ich nicht." — Dann stand sie langsam auf, reichte Kurt die Hand und sprach: „Bitte, laß mich allein! Gute Nacht."

* *
*

Am anderen Morgen saß Clarissa im Salon allein. Der junge Tag schien hell. Die Sonne kam über den römischen Massenbau, die Franz-Josef-Caserne, freundlich herüber, glitzerte auf dem Donaucanal und sandte ihre Strahlen ins „Goldene Lamm" herein, den Frühling verkündend.

Clarissa wurde dieser Aufmunterung zum Leben kaum inne, sie war bedrückt von Sorge. Nicht bloß wegen der Journale, welche eins nach dem anderen vom Kellner gebracht wurden und von denen die meisten direct an Fräulein Lina adressirt waren. Alle waren voll Tadel über die gestrige Darstellung Lina's. Es waren allerdings meist wenig gelesene Blätter, welche aber in diesem Falle durchaus gelesen sein wollten. Das deutete auf feindlichen Zusammenhang. Aber nicht bloß deshalb war Clarissa bedrückt. Lina selbst hatte gestern Abend kein Wort mehr gesprochen, sondern sich sogleich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen. Die schweren Worte Kurt's hatten sie offenbar tief getroffen und wahrscheinlich Muth und Hoffnung in ihr niedergeschlagen. Die Worte „Das erreiche ich nicht" waren von Clarissen gehört worden. Jetzt lag Lina trotz des sonnenhellen Morgens noch im Bett, und das Stubenmädchen hatte berichtet: „Ich weiß nicht, ob sie noch schläft, sie rührt sich nicht."

Die kleinen Journale in den Papierkorb werfend, stand Clarissa da und blickte vor sich hin, zweifelnd, ob oder was zu thun wäre. Sie hatte ja noch das Geheimniß auf dem Herzen, welches ihr beim Anblick Wussinah's entgegengetreten war. Sie hatte beschlossen gehabt, Lina nichts davon zu sagen, bis die entscheidende Aufführung vorüber wäre, um nicht neue störende Aufregung in Lina's Gemüth zu werfen; aber wie viel Anstrengung kostet es, wenn eine Frau etwas Wichtiges verschweigen soll! Und nun gar etwas, was ja überraschend neu wäre!

Da schlug die Zimmeruhr. Clarissa ging hin, um das Zifferblatt zu betrachten. Halb zehn. Nun blickte sie auf die Thür, welche zu Lina führte; um elf war Scenenprobe für die Hero — aber ihre Gedanken wurden plötzlich abgewendet: Baron Heinzeles trat ungestüm in den Salon mit einem kurzen Wort der Entschuldigung, daß er so früh überrasche. Er wäre seiner nicht mehr mächtig, Lina sperrte sich ab, Lina hätte gestern Abend hinter den Coulissen kein freundliches Wort für ihn gehabt. Glücklicherweise auch nicht für die Herren Grafen; aber ihm, dem Baron, schwante Unheil. Er wüßte genau, daß

ein fremder Mann, ein fremder Mann mit Vollbart zugelassen würde; gestern Abend spät habe derselbe hier eintreten dürfen. Mit einem Worte: er, der Baron, wäre zu einer entscheidenden Handlung entschlossen und käme jetzt, sich um den positiven Beistand der Frau Clarissa bei dieser entscheidenden Handlung zu bewerben. Umsonst wäre der Tod — das wüßte er wie Frau Clarissa. Ein Mann wie er, der Baron, verlangte auch nichts umsonst. Es stünde also ihr, der Frau Clarissa, die höchste Summe zu Dienst, sie möchte einschlagen. „Es hat ja doch," schloß er mit Ueberzeugung, „nichts dauernden Werth als Geld."

Clarissa erwiderte ruhig: „Das spricht beredsam für Ihre Liebe."

„Dummheit! — Pardon! die Dummheit geht auf mich. Streiten wir darüber nicht! Bleiben wir bei der Hauptsache: die höchste Summe biete ich. Fordern Sie ungenirt!"

„Die Dummheit, Herr Baron, wird für die Handlung, von der Sie sprechen, das richtige Wort sein. Schämen Sie sich, eine ehrbare Frau bestechen zu wollen! Noch dazu für unmögliche Dinge. Lina ist nicht zu sprechen, bis sie die Hero gespielt hat; können Sie sich nicht gedulden, was ich Ihnen gar nicht verdenke, denn am Ende nützt Ihnen auch die Geduld nichts —"

„Sehen Sie! Sehen Sie!" — Nun sich nach der Thür umwendend, welche geöffnet wurde, schrie er: „Auch das noch!" — Der Ton hätte für einen Börsenkrach gepaßt.

Durch die Thür war Graf Erwin eingetreten. Er sah recht ernsthaft aus bei seinem höflichen Gruße, und nicht minder ernsthaft, als Baron Heinzeles mit sehr lauter Stimme zu ihm sagte: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Obgleich Sie ein alter Graf und ich ein junger, das heißt ein jüngerer Baron bin: wir werden hier Alle abgeführt, alter und jüngerer Adel, mit langer Nase, wenn — wenn wir's uns gefallen lassen."

Mit diesen räthselhaften Worten ging er so stürmisch ab, wie er gekommen war.

Graf Erwin sah ihm kopfschüttelnd nach und entschuldigte sich dann ebenfalls wegen der frühen Stunde. Er habe gehört, daß Fräulein Lina noch schliefe, und er wünsche ein ernstliches Wort mit der würdigen Freundin derselben zu sprechen. Seinerseits wäre Alles vorbereitet für den Ehebund, und er erwartete stündlich die kirchlichen Papiere vom Vormunde des Fräuleins. Zu alle dem hätte ihn die Freundlichkeit Lina's ermuthigt, und in dieser Zuversicht hätten ihn ja auch die immer wohlwollenden Aeußerungen der Frau Clarissa bestärkt. Er wüßte leider auch, daß erst nach der Hero-Darstellung der endliche Bescheid zu erwarten wäre: „aber," schloß er, „das gestrige gleichgültige Benehmen Lina's erschreckt mich doch. Ich bin irgend einer Aufmunterung bedürftig und komme, um eine solche von Ihnen zu erreichen."

Clarissa war noch immer nicht frei von dem Gedanken, daß eine Heirath des Grafen das Wünschenswertheste für Lina wäre. Der Verkehr zwischen Kurt und Lina hatte zwar diesen Gedanken erschüttert, denn er hatte ihr gezeigt, daß da eine Sympathie herrsche von ungeahnter Stärke. Aber das Verhältniß zu Kurt schien doch eng verknüpft mit dem Theatererfolge oder Nichterfolge Lina's. Ein Nichterfolg, welcher ja bei den überspannten Anforderungen Lina's und bei ihrer unruhigen Stimmung nahe genug lag, mochte Zustände herbeiführen, welche kein Mensch voraussehen konnte. Dann, meinte Clarissa, wäre vielleicht eine Heirath des Grafen ein Act der Heilung für Lina.

Clarissa vertröstete also den Grafen, so gut sie konnte, und versprach in einem ge-

wissen Falle ihren Beistand für den Wunsch des Grafen.

„In einem gewissen Falle? Was heißt das?"

Die schwierige Antwort wurde Clarissen erlassen, weil ein neuer Besuch eintrat. War es wie auf dem Theater der dritte Freier, Graf Bela? Nein. So wie der zu schweigen verstand, so verstand er auch zu warten — der Eintretende war Herr Wussinah.

Clarissa erschrak heftig und fuhr vom Sessel auf. Graf Erwin erhob sich ebenfalls. Eine nähere Erklärung des Räthselwortes „in einem gewissen Falle" war in Gegenwart eines Dritten nicht zu erhoffen. Er grüßte also Clarissen und sagte im Fortgehen zu Wussinah: „Sie lassen mich auf das Document warten!"

„Ich glaube, nicht mehr lange, Herr Graf."

Als der Graf die Thür hinter sich geschlossen, trat Wussinah näher zu Clarissen, welche ihn mit weit geöffneten Augen betrachtete, und sprach: „Sie sind, höre ich, Leni's Freundin; Sie müssen helfen. Wahrscheinlich wissen Sie bereits, was Leni gestern bei mir gestoh— sagen wir entwendet hat?"

„Nein."

„Ein Fläschchen mit Gift."

„O!"

„Gehen Sie zu ihr! Sie soll's auf der Stelle zurückgeben, oder ich rufe die Polizei!"

„Dabei erfährt die Polizei, daß Gift bei Ihnen zu haben ist."

„Machen Sie keine Bemerkungen und keine Umstände! Schaffen Sie das Fläschchen mit der Leni oder ohne die Leni herbei! Ihr Schauspielerinnen seid exaltirtes Volk, ihr könnt in einem Moment das größte Unglück anrichten; denn es ist ein augenblicklich tödliches Gift."

„Das darf allerdings nicht in Lina's Hand bleiben. Ich werd's ihr abverlangen. Jetzt ist sie nicht da, sie ist zur Probe."

„Das ist nicht wahr! Sie ist da!"

„Welche Sprache erlauben Sie sich! — Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt — und je näher ich Sie ansehe, desto weniger glaube ich das —, dann sind Sie am wenigsten der Mann, gebieterisch aufzutreten. Sie hätten im Gegentheil alle Ursache, recht demüthig aufzutreten."

„Was schwatzen Sie da?!"

„Herr!"

Clarissa wußte ganz gut, daß es gar nicht angebracht wäre, ein Geheimniß aufzudecken, welches Lina unmittelbar und auf das peinlichste betraf. Lina aber war im Nebenzimmer, sie konnte jeden Augenblick eintreten, und sie stand ja, ohnehin schon erschüttert, dicht vor dem Prüfungsabend. Eine neue schlimme Aufregung konnte sie geradezu unfähig machen. Das Alles wußte Clarissa. Aber die Reizung diesem Unhold gegenüber, die Unthat, deren sie ihn zieh, war zu unverzeihlich für ein Weib. Alles verzeihen Frauen eher als treuloses Preisgeben eines verführten Mädchens. Und einen solchen Verbrecher glaubte Clarissa in diesem alten Wussinah vor sich zu haben. Das Blut und der Zorn stiegen ihr zu Kopfe bei seinem groben Betragen, und sie schritt auf ihn zu, als ob sie ihn schlagen wollte. Erst dicht vor ihm blieb sie stehen und sagte: „Sie lebten ja wohl vor zwanzig Jahren in Pilsen? Nicht?"

„Ich?"

„Ja, Sie! Und da besuchten Sie öfter die erste Liebhaberin am dortigen Theater. Hieß sie nicht Lauban?"

„Wo soll das hinaus?"

„Sie werden's gleich erfahren. Das Mädchen war bildhübsch, war ein großes Talent und wißbegierig."

„So?"

„Ja. Darum gefiel ihr ein junger Jurist, welcher recht unterrichtet war in

der Naturwissenschaft. Er kannte alle Blumen und Blätter und brachte ihr absonderliche. Sonst war er nicht gerade liebenswürdig. Aber er imponirte dem jungen Mädchen durch herrisches Wesen. Sie ließ sich von ihm unterjochen und —"

„Sie beschenkte die Welt mit einem jungen Sprößling."

„Sie wagen es zu spotten? Sie sind einfach ein schlechter Mensch."

„Frau, was unterstehen Sie sich!"

„Viel zu wenig unterstehe ich mich. Der junge Mann kümmerte sich nicht mehr um das arme Mädchen, als es durch ihn in die peinliche Lage gerathen war. Der Director mußte sie entlassen; von kläglichen Almosen der Schauspieler, welche selbst nichts hatten, mußte sie leben, das heißt am Hungertuche nagen, bis sie bei der Geburt des Kindes durch den Tod erlöst wurde, und — der schlechte Mensch waren Sie, Sie!"

„Sie sind eine gute Schauspielerin, Sie spielen recht natürlich."

„Herr, dort ist die Thür! Hinaus!"

In diesem Augenblicke entstand Geräusch an der Thür, welche zu Lina führte. „Um Gottes willen jetzt nicht!" flüsterte Clarissa vor sich hin und eilte zu der Thür, um Lina nicht einzulassen.

Wussinah hatte sich ruhig auf einen Stuhl gesetzt und blickte vor sich hin. Als Niemand eintrat und Clarissa sich umwendete, sprach er in ruhigem Tone: „Dieser ganze Lärm ist unnütz. Die Sache ist ohnehin reif, und ich wollte sie heute noch dem Grafen Erwin erzählen, weil er Leni heirathen und einen Taufschein haben will. Sie wird Gräfin, und deshalb sage ich: die Sache ist reif. Ihre Vorwürfe sind unrichtig. Ich war blutarm, und mein Chef hätte mich zu allen Teufeln gejagt, wenn er erfahren, daß ich ein solches Verhältniß mit einer Schauspielerin gehabt. Als ich nicht mehr arm war, habe ich gründlich für das Kind gesorgt. Ich habe den Fuhrmann gedungen, welcher es in unseren Wald brachte, ich habe es nach Wartenstein zur Gräfin geführt und ihm eine glänzende Unterkunft verschafft. Diese wäre ihm nur geschmälert worden, wenn ich als Vater hervorgetreten wäre. Jetzt erst ist Zeit dazu, und jetzt erkenne ich es an."

„Das lassen Sie bleiben, wenn Sie nicht die Schande erleben wollen, daß Lina Sie verächtlich zurückweist."

„Was?!" — Und er sprang auf.

„Sie wird eher Ihr Gift trinken, als Sie Vater nennen."

„Frau, reden und machen Sie keine Dummheiten! Vor allen Dingen nehmen Sie ihr das Fläschchen ab! Ich besitze eine Million, und Lina erbt diese Million, wenn ich sterbe."

„Und Lina konnte als arme Schauspielerin draußen elend zu Grunde gehen wie ihre Mutter, wenn sie nicht Talent und Glück gehabt hätte, denn Sie kümmerten sich auch damals nicht um Ihr Kind. Sie melden sich erst, da sie Gräfin werden kann. Was können, was dürfen Sie von einem so behandelten Kinde erwarten? Lina kennt das Betragen des Verführers gegen ihre Mutter, sie kennt es durch mich. Sie verachtet, ja sie haßt diesen Verführer als den Mörder ihrer Mutter — gehen Sie fort und kommen Sie nie wieder!"

Da zuckte Wussinah zusammen und trat einen Schritt zurück.

„Fort! fort!" schrie jetzt Clarissa heftig, denn sie hörte Lina's Stimme hinter der Thür, jeden Augenblick konnte diese eintreten.

Wussinah blieb regungslos stehen; die letzten Worte Clarissens schienen ihn doch getroffen zu haben.

Lina's Stimme kam der Thür näher, und Clarissa faßte Wussinah am Arme, leise rufend: „Gehen Sie fort!"

Er rührte sich nicht. Endlich wendete

er den Kopf zu ihr und sagte: „Glauben Sie wirklich?“

Clarissa eilte an die Seitenthür, um sie vor Lina zuzuhalten, und jetzt erst wendete sich Wussinah und machte einige Schritte gegen die Ausgangsthür. Langsam. Dann blieb er wieder stehen und sagte vor sich hin: „Das dumme Alter macht Einen schwach.“ Wiederum machte er einige Schritte und noch einmal wendete er sich um mit den Worten, die er leise sprach: „Aber das Fläschchen nehmen Sie ihr ab — das Gift. Ich hole mir's.“

Mit diesen Worten öffnete er die Ausgangsthür. Erleichtert, weil sie ihn gehen sah, ließ Clarissa ihre Hand sinken von der Klinke der Seitenthür, und Lina trat ein, ehe er hinaus war. Clarissa, erschreckt, fuhr mit einem leisen Schrei einige Schritte zurück.

Aber Lina blickte nur auf sie und fragte, indem die Ausgangsthür endlich ins Schloß fiel: „Was ist denn? Wer war denn da?“

Clarissa schwieg zitternd. Lina aber schien keine Antwort zu erwarten und fuhr fort: „Liebe Clarissa, ich bin recht muthlos. Kommen Sie mit auf die Probe! Die letzten Worte Kurt's gestern Abend über den tragischen Ausdruck, schwer und gewiß wahr, haben mich muthlos gemacht. Wie könnte ich so viel! Kommen Sie mit und helfen Sie mir durch Zureden!“

Clarissa blickte nach der Ausgangsthür. Der Mann war fort. Sie schöpfte tief Athem und sagte: „Gern; in zwei Minuten; ich hole meinen Mantel.“

So gewann sie die Verzögerung, daß sie Wussinah nicht einholten, und begleitete Lina auf die Probe.

Es bestätigte sich: Lina war matt in der Probe, und der Director wie Clarissa mußten sie anfeuern.

„Es ist Alles richtig,“ sagte der Director, „aber Athem und Kraft müssen gesteigert werden, namentlich im letzten Acte, wo es um Leben und Tod geht. Die Auffassung, wie gesagt, ist richtig, aber das Blut, welches sie ausfüllen soll, muß noch höher wogen.“

Als die beiden Damen nach Hause kamen, fanden sie einen Brief, an Lina adressirt. Lina las ihn, lächelte wehmüthig und reichte ihn dann Clarissa. Er lautete:

„Die Lenis werden Linas durch bloße Koketterie mit vornehmen Männern, denen sie ihre Liebe verschachern. Wenn die wirkliche Probe kommt, wie gestern mit einer Rolle, welche sich nicht von selber spielt, da tritt die Leni vom Dorfe zum Vorschein. Wir rathen zu einer vortheilhaften Heirath, denn mit der Kunst geht's nicht.“

„Pack!“ sagte Clarissa; „das ist von einer Collegin.“

„Ja,“ sprach Lina, „ich erkenne sie trotz der verstellten Handschrift: es ist Maruschka.“

Ein gedrücktes Schweigen folgte. Clarissen fiel aber bei dem Namen Maruschka ein, daß sie sich stellen könnte, als ob sie von dieser erfahren hätte, was sie von Wussinah wußte: die Nachricht vom Giftfläschchen. Das lag ihr wie eine schwere Gefahr auf dem Herzen, sie sagte also plötzlich: „Lina, ich habe ja gehört, daß Sie ein Fläschchen mit Gift an sich genommen. Geben Sie's mir. Ich gehöre mehr zum Lustspiel, für mich ist's unschädlich.“

Lina schüttelte das Haupt und ging.

„Es ist sündlich, dergleichen mit sich zu führen!“ rief Clarissa hinter ihr her.

Ohne stehen zu bleiben, erwiderte Lina: „So sagt man. Dann sind auch die meisten Tragödien sündhaft.“

Und sie ging fort.

Diese Antwort ist ja entsetzlich! dachte Clarissa. — Was thun, um des Fläschchens habhaft zu werden? Denn in Cla-

rissa wuchs die erschreckende Ueberzeugung empor: wenn diese Lina mit ihrer Hero scheitert, dann ist sie bei ihrer Ueberspanntheit im Stande, ihr Leben aufzugeben und das Gift zu trinken. Es muß ihr durchaus abgenommen werden. Aber wie?

Sie rief das Stubenmädchen und fragte: ob sie heute nicht ein kleines Fläschchen auf dem Nachttische neben dem Bett des Fräuleins gesehen? — „Ja," antwortete das Mädchen, „ein blaues Porzellanfläschchen." — „Ist es dort liegen geblieben?" — „Nein, das gnädige Fräulein muß es eingesteckt haben, es ist weg." — „Wenn Sie's wieder liegen sehen, Resi, nehmen Sie's an sich und bringen Sie's mir, es gehört mir. Das Fräulein hat mir's aus Muthwillen weggenommen. Aber öffnen Sie's ja nicht! Die Flüssigkeit drinnen ist laugenscharf und macht böse Flecke." — „Zu Befehl."

Wer sonst kann helfen? dachte sie weiter. — Nepomuk! — Ach, der Bube! — Und vielleicht doch! Wenn er erfährt, daß seiner vergötterten Herrin, seiner Leni, Leben bedroht ist. Der Patron ist ja wie eine Eidechse, welche in alle Ritzen schlüpft — ja! Und sie rief ihn herzu.

Kurt hatte versäumt, sie aufzuklären über die fünfhundert Gulden. Sie hielt ihn also noch für den einfachen Spitzbuben, und da sie ihn überhaupt nicht leiden mochte, so kam es jetzt sehr brüsk heraus, als sie ihm sagte: „Fräulein Lina hat ein Giftfläschchen, und das muß ihr abgenommen werden!"

Nepomuk knickte zusammen und war dem Umsinken nahe bei diesen Worten. Seine Augen stierten, sein Angesicht war todtenbleich. Leni war ja sein Alles auf dieser Welt. Nach Athem ringend, stöhnte er: „Tag und Nacht werde ich trachten, es zu bekommen!" und schwankend verließ er das Zimmer.

Clarissa blieb immer noch sinnend stehen. Dies Giftfläschchen drängte ihr Alles in den Hintergrund. Vielleicht solltest du —? Da trat Kurt ein. Ja! schloß sie den neuen Gedanken — ja, da der gerade eintritt, während du fragend an ihn dachtest, so nimm dies für ein zustimmendes Zeichen!

Sie war nicht für ihn eingenommen. Seine Macht über Lina war ihr bedenklich. Aber sein Wesen, sein Wissen, sein Urtheil imponirten ihr, und jetzt, gegenüber der Frage um Leben und Tod Lina's, jetzt erschien er ihr doch wie der wichtigste Mann.

Er kam aus dem Künstlerhause und war sehr heiterer Laune. Sein Bild fand lebhafte Anerkennung, und es war ihm ein hoher Preis dafür geboten. Er hatte jedoch nicht zugestimmt. Vielleicht, dachte er, hat es noch höheren Preis für unsere Lina, welcher es ja doch gefallen.

In dieser Stimmung nahm er die Mittheilung Clarissens leicht auf. Als sie ihm aber auseinandersetzte, wie seine Worte über eine Tragödin wiederum niederschlagend auf Lina gewirkt, wie betroffen sie in der Probe gewesen, wie sie ihre ganze Existenz an die Hero-Rolle knüpfe — da wurde er ernst, sehr ernst, und kam mit Clarissen überein, daß man geradezu systematisch vorgehen müßte, um sie aufzurichten.

„Ja, aufrichten! Das können nur Sie!"

„Und das Giftfläschchen hat sie Ihnen bestimmt abgeschlagen?"

„Bestimmt. Als ich es sündlich nannte, so was bei sich zu führen, da antwortete sie: ‚Sündlich? Dann wären auch die meisten Tragödien sündhaft.'"

„O, das sind gefährliche Worte! Bitte, rufen Sie Lina!"

Das geschah, und Lina kam. Sie war still und freundlich, schlug aber Kurt's Bitte, ihm das Giftfläschchen einzuhändigen, rundweg ab. Ebenso still und freundlich.

Kurt war in hohem Grade bestürzt darüber und brauchte eine ganze Weile, um sich zu sammeln und um zu sagen: „Schenke mir den Rest des Tages! Die Sonne scheint, ich will dich in den Prater führen, dort wollen wir Luft genießen, welche du brauchst und welche dich auffrischen wird für morgen. Dann speisen wir zusammen und dann wollen wir wieder einmal wartensteinisch leben: ich lese euch die Sappho vor."

„Ja, ja!" rief sie lebhaft.

„Und dann," sagte Clarissa, „ist auch eine Loge da vom Wiedner Theater. Sicherlich hat Siegismund sie geschickt, er spielt heute Abend in einem lustigen Volksstück. Dahin sollten wir!"

„Ja," sagte Lina.

„Und hier," fuhr Kurt fort, „sorgt Nepomuk dafür, daß Niemand eingelassen wird."

„Nepomuk?!" rief Clarissa.

„Ja. Wegen des Geldes hat er sich leidlich gerechtfertigt, und die Unterschlagung des Briefes —"

„Welches Briefes?" fragte Lina.

„Den du in Pilsen an Herrn Wetter geschrieben," sagte Clarissa.

„Den hat Nepomuk unterschlagen? Mein Gott! Er? Mein treuer Landsmann?"

„Ich erkläre dir im Prater die Ursache. Er ist zerknirscht und wird gewissenhaft für unsere Einsamkeit sorgen."

„Nepomuk!" flüsterte Lina vor sich hin.

* *
*

Der Tag verlief ganz glücklich, wie Kurt vorgeschlagen. Im Prater erzählte er ihr, wie Nepomuk's Anhänglichkeit an sie zu einer verliebten Neigung ausgewachsen sei, wie diese Neigung die Eifersucht eines Othello in ihm aufgepeitscht und ihn zu tollen Streichen verführt habe. Nachdem er — Kurt — ihm ins Gewissen geredet, sei er jetzt wieder in Ordnung gebracht. „Du mußt vergeben," setzte er hinzu, „was du angerichtet hast; warum bist du so liebenswürdig!"

Lina erschrak anfangs bei diesem Berichte; auf Kurt's Zureden lachte sie jedoch am Ende darüber und bemerkte nur: es wäre nun aber doch wünschenswerth, daß Nepomuk nicht in ihrer Nähe bliebe.

„Daran wollen wir übermorgen gehen," schloß Kurt, „wenn nach deiner Hero-Vorstellung der Moment gekommen ist, unsere Verhältnisse neu und dauernd zu ordnen."

Beim Vorlesen der Sappho hütete sich Kurt, großen Aufwand der Empfindung zu entwickeln. Dadurch meinte er ihr Vertrauen in die eigene Kraft zu erhöhen. Sie unterließ jedoch nicht, am Schlusse zu bemerken: „In Wartenstein, Kurt, lasest du wärmer, feuriger, heftiger; wie kommt das?"

„Ich bin älter und reifer geworden, ich halte die künstlerischen Grenzen des Vortrags sorgfältiger inne, ich vermeide die Uebertreibung."

Auch der Abend im Theater an der Wien schien wohlthätig auf sie zu wirken. Sie lachte herzlich und freute sich aufrichtig über den komischen Erfolg ihres einstigen Kameraden, der damals stockernsthaft über alle Bäume hinaus gewollt. Clarissa hatte ihn unterrichten lassen von der Anwesenheit Lina's, und er kam während des letzten Actes, in welchem er nichts mehr zu thun hatte, in ihre Loge, stolz wie immer versichernd, daß er sich eigentlich schäme.

„Schämen? Worüber?"

„Daß man mich lobt, weil über mich gelacht wird."

„Das ist ein Irrthum," tröstete Kurt, „denn künstlerisch Lachen zu erregen ist ebenso werthvoll, wie Rührung und Begeisterung zu wecken. Der komische und der tragische Beruf müssen dasselbe Ge-

setz hochhalten: nicht über die Grenze der dem Künstler innewohnenden Fähigkeit hinauszuschweifen."

Lina reichte Kurt lächelnd die Hand und sprach: „Ich verstehe dich wohl, du unermüdlicher Schulmeister."

Mit einem Worte: es schien Alles ganz gut zu gehen, als die Schlafenszeit da war und Lina sich zurückzog.

Kurt und Clarissa sahen einander an und riefen einstimmig: „Aber das Gift haben wir nicht erobert!"

„Sie muß es den ganzen Tag bei sich gehabt haben," sagte Clarissa, „denn ich habe mit dem Stubenmädchen ihr ganzes Zimmer durchsucht, ehe ich zu Ihnen ins Wiedner Theater kam; es war nicht da. Wo kann sie's hinlegen, wenn sie zu Bett geht? Doch nur auf ihren Nachttisch am Bette. Sie pflegt immer zu träumen, aber dabei fest zu schlafen. Mitten in der Nacht muß also Jemand in ihr Schlafzimmer schleichen und es holen. Wer?"

„Sie."

„Ja, die Nächste wäre ich. Aber ich muß Ihnen meine Schwäche gestehen: ich fürchte mich. Wer also?"

„Nepomuk!"

„O, ein Mann!"

„Ein Diener. Er ist der richtige. Er ist erfahren in geschickter Betrügerei, und er schleicht mit seinem dünnen Körperchen wie eine Katze. Ich rufe ihn."

Nepomuk war seit der Unterredung mit Kurt wiederum gründlich verändert. Mit dem spitzfindigen Geiste eines Dieners, welcher von den Abfällen seiner Herrschaft lebt, hatte er flugs entdeckt, daß Kurt ihn für einen Nebenbuhler hielte und ihn deshalb höher achtete. Deshalb! Und höher! Dies war ihm Manna in der Wüste, dies trug ihn himmelhoch, denn er fühlte sich zur Würde eines bedeutenden Mannes erhoben. Jetzt stieß er jeden gemeinen Gedanken mit Füßen von sich, jetzt war er zu jeder edlen That bereit, auch wenn sie Opfer kosten sollte. Wie viel mehr dazu, was Kurt jetzt von ihm verlangte: zur Errettung Lina's.

So nannte es nämlich Kurt, als er den Eintretenden anredete.

„Und wenn's mein Leben kostete!" erwiderte er enthusiastisch.

Es wurde ihm auseinandergesetzt, wie gefährlich das Giftfläschchen in ihren Händen wäre. Das leidenschaftliche Spiel am nächsten Abend werde sie bis zum Aeußersten aufregen, und wenn dies Spiel nicht vollständig gelänge, so könnte sie —

Nepomuk stieß einen dumpfen Schrei aus; alle seine Glieder schlotterten bei der Vorstellung, seine Herrin könnte untergehen. Was gab es Entsetzlicheres für ihn auf der Welt?! Alles werde er aufbieten, Alles, um des Flacons habhaft zu werden.

Und doch war er nicht der richtige Mann für diese Aufgabe. Um Mitternacht sollte er in Lina's Zimmer schleichen. Bis dahin wuchs seine Aufregung von Minute zu Minute, und als die Uhr auf dem Corridor zwölf schlug, da flogen seine Gliedmaßen wie von einem Sturmwinde getrieben. „Deine Herrin in Lebensgefahr!" Dieser einzige Gedanke flimmerte in ihm.

Lina's Schlafzimmer hatte keine Thür nach dem Corridor, sondern nur eine nach ihrem Wohnzimmer. Dieses Wohnzimmer stieß an den Salon. Hier im Salon warteten Kurt und Clarissa, und hier trat Nepomuk ein, als die Uhr schlug.

Kurt sah das Schlottern seines Körpers und sagte: „Wenn du kein Glied still halten kannst, bringst du's nicht zu Wege!"

„Werd schon, werd schon!" stöhnte er und ging in das Wohnzimmer, die Thür zum Salon hinter sich offen lassend, weil im Wohnzimmer kein Licht mehr brannte.

Kurt sah ihm nach an der offenen Salonthür. Auf den Fußspitzen langsam

vorwärts tastend — Kurt meinte, er werde umfallen —, kam er endlich doch geräuschlos bis an die Thür des Schlafzimmers und wartete dort eine Weile. Wohl um für sich selbst einigen Halt zu gewinnen. Dann guckte er durchs Schlüsselloch, um zu erfahren, ob noch Licht im Schlafzimmer wäre. Es war noch Licht; ein schwach schimmerndes Nachtlicht brannte. Endlich legte er die zitternde Hand auf die Klinke, und trotz des Zitterns gab diese geräuschlos nach — die Thür öffnete sich.

Er sah Lina, das Haupt von ihm abgewendet, schlafend liegen — er trat ein. Da stürzte ihm mit wüthendem Gebell Bums entgegen, dessen Anwesenheit man vergessen hatte; Lina wachte auf, erhob sich und griff nach dem Nachttische. Nepomuk aber prallte, wie von einem Nervenschlage getroffen, zurück und riß dabei die Thür wieder ins Schloß. Er lag am Boden.

Nun kam Kurt raschen Schrittes zu ihm, faßte ihn am Kragen und schob ihn — die Beine bewegten sich wieder — in den Salon, die Thür schließend. Man hörte selbst da noch, wenn auch gedämpft, den bellenden Bums.

„Geh schlafen!“ sagte Kurt halblaut, nach dem Wohnzimmer hinhorchend, ob etwa Lina aus ihrem Schlafzimmer käme, und hielt dieser Möglichkeit halber die Thür fest in der Hand. Es regte sich aber nichts im Wohnzimmer. „Geh schlafen!“ wiederholte er nun laut, und Nepomuk taumelte auf den Corridor hinaus. „Die Sache wird ja lächerlich!“ fuhr er fort gegen die ebenfalls am ganzen Leibe zitternde Clarissa. „Lassen wir dies ängstliche Getriebe fallen. Lina ist ein vernünftiges Geschöpf, und wir dichten ihr unvernünftige Dinge an. Fassen Sie sich, Frau Clarissa, und legen Sie sich zu Bett. Gute Nacht!“

Diese letzte Aeußerung Kurt's mißfiel zwar Clarissen, aber sie hatte ihm ja als Erhöhung ihrer Besorgnisse noch mehr zu sagen; sie eilte also dem Fortgehenden nach und erzählte ihm zwischen Thür und Angel die trostlose Entdeckung, daß Wussinah sich als Vater Lina's entpuppt habe.

Kurt schrie laut auf, und sein Angesicht verzog sich schmerzlich. „Arme Leni!“ seufzte er. „Das wird sie niederwerfen. Jedenfalls müssen wir Sorge tragen, daß sie es nicht morgen schon erfährt vor ihrer Hero-Darstellung. Sie bräche zusammen.“

„Ja.“

„Hat er sich angekündigt für morgen?“

„Das nicht, aber es ist wahrscheinlich, daß er kommt. Und ich habe um zehn Uhr eine Leseprobe bis elf Uhr; bis zur Hero-Probe ist also Lina allein. Was thun?“

„Ich beauftrage Nepomuk, daß er ihn unerbittlich abweist, und ich gehe um zehn Uhr zu ihm, sein Stillschweigen zu erzwingen bis übermorgen. Wissen Sie seine Wohnung?“

Clarissa wußte und nannte sie. In trüber Stimmung gingen sie aus einander, ihr Nachtlager zu suchen.

Clarissa schlief wenig und war am anderen Morgen zeitig wieder im Salon, welcher zwischen ihrem Zimmer und dem Wohnzimmer Lina's lag. Es war ein Regentag draußen, dem Frühjahrskeimen fördersam, und bald kam auch Lina, grüßte leicht und trat ans Fenster. Sie öffnete es und blickte schweigend in den Regen hinaus. Clarissa fragte, wie sie geschlafen habe? Lina schloß das Fenster und kam zu ihr, dann erst antwortend: „Unruhig.“ Dabei ruhte ihr Blick fest auf Clarissens Antlitz, und diese erwartete die Frage: was während der Nacht an ihrer Thür vorgegangen wäre? Lina fragte aber nicht, sondern läutete nach dem Frühstück und sagte trocken: Nepomuk sollte ihre Garderobière mit dem Hero-Costüm her-

bestellen; sie wollte es anprobiren und Einiges ändern lassen.

„Ich werd's bestellen," sagte Clarissa und ging hinaus, um Nepomuk zu beauftragen, daß er einen Dienstmann nach der Garderobière senden möge, er selbst solle da bleiben und auf Herrn Kurt warten. Nepomuk war indessen schon unterrichtet, Kurt hatte es ihm beim Fortgehen in der Nacht noch eingeschärft, Wussinah nicht einzulassen.

Als Clarissa in den Salon zurückkam, hatte Lina ihre Rolle vorgenommen und sprach kein Wort. Unter solchem Schweigen frühstückten sie. Es war unheimlich für Clarissen, daß Lina mit keiner Silbe erwähnte: nun sei ja doch der entscheidende Tag angebrochen und ihr Befinden, ihre Stimme, ihre Hoffnung oder Furcht sei so oder so beschaffen. Keine Silbe!

Endlich wollte sich Clarissa ein Herz fassen und Lina nochmals um Herausgabe des Giftfläschchens bitten, da kratzte der zurückgelassene heillose Bums an der Thür; Lina stand auf, ließ ihn ein und blickte wieder so eigen wie vorhin auf sie. Das Wort erstarb Clarissen auf der Zunge. Diese Frage um Gift hatte etwas Schreckliches für sie.

Jetzt kam die Garderobière mit dem Costüm. Sie war schon von selbst und ohne den Boten unterwegs gewesen. Lina ging in ihr Zimmer, Bums und die Garderobière folgten ihr. Clarissa hörte nur noch, daß eine Tasche in dem Kleide der Hero angebracht werden sollte.

„Für das Fläschchen!" stammelte Clarissa vor sich hin und rang die Hände. Die zehnte Stunde war aber da und sie mußte zur Leseprobe.

Der Anordnung gemäß fand sie Nepomuk auf dem Corridor. Er hatte sich erholt und versicherte, daß er den Doctor Wussinah schon fortschaffen werde.

Das that noth, denn Kurt verfehlte seine Aufgabe, Wussinah in seiner Behausung aufzuhalten. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt, denn all die Umstände, welche sich um Lina zusammendrängten, peinigten ihn und ließen den Schlaf nicht aufkommen. Er liebte das Mädchen fest und innig. Das hatte lange unklar in ihm geruht; jetzt aber wußte er's genau. Und nun waren ihm alle die abenteuerlichen Theaterdinge zuwider. Ja, sagte er, es würde freilich auch ihn beglücken, wenn seine Lina wirklich ein großes künstlerisches Talent entwickelte, und er würde gewiß Alles thun zur Förderung desselben. Aber dies Drum und Dran von Theaterintriguen und Freiern, das ermüdete ihn. Und nun gar diese gefürchtete Vergiftung! Lügnerische Romantik wollte er's nicht gerade nennen, und doch mußte er sich sagen: das leidenschaftliche Naturell deiner Lina kann solch einer lügnerischen Romantik in der That unterliegen.

Er war frühzeitig aus dem Bett gesprungen und in den Prater gelaufen, um sich in frischer Luft zu erholen. Dort hatte ihn der Regen vertrieben, und er hatte den kürzesten Weg nach der Taborstraße eingeschlagen durch die Kaiser-Josef-Straße. Dabei kommt man aber tief unten in die Taborstraße, und Wussinah, welcher der Ferdinandsbrücke näher wohnte, war auf demselben Wege nach der Stadt und dem „Lamm" zu gegangen, und so verfehlte ihn Kurt.

Wussinah selbst war durch die gestrigen Aeußerungen Clarissens in einen gespannten Zustand gerathen. Daß seine Tochter ihn zurückweisen könnte, wäre ihm früher gar nicht eingefallen. Der überzeugte Ton Clarissens hatte ihn anfangs verwundert, dann aber doch bestürzt. Vierundzwanzig Stunden lagen dazwischen, und sie hatten — zum ersten Male in seinem Leben — seine Gedanken um und um gewühlt. Seine Jugendneigung zu Leni's Mutter war Bild um Bild vor ihm aufgetaucht, und er hatte die ganze Nacht kein Auge

schließen können. Dabei hatte er auf sein Alter geflucht, welches ihn schwächte, aber gleichzeitig hatte er sich doch auch gesagt: just für dein Alter kann solch eine Frau Gräfin als Tochter was Tröstliches sein. Und als er nun aufgebrochen war nach dem „Goldenen Lamm", da war er entschlossen, sich durch nichts irre machen zu lassen.

Als er die Treppe erstiegen hatte und oben auf dem Corridor ankam, trat eben die Garderobière aus Lina's Salon. Lina sah durch die offene Thür draußen Nepomuk, welcher Wache stand. Zu den traurigen Eindrücken, welche sie belasteten, hatte die Nachricht von der Untreue dieses Dieners einen neuen gebracht. Sie wollte ihn fragen, warum er so übel gehandelt, und winkte ihn ins Zimmer. Er stolperte hinein, fiel ihr zu Füßen und schluchzte. So hatte er seine Wacht aufgegeben, und ehe sie fragen, ehe er sprechen konnte, stand Wussinah in der Thür, welche offen geblieben war. Und Wussinah nahm sogleich alle Aufmerksamkeit in Anspruch, denn er rief herrisch: „Hinaus, Junge!"

Erschrocken sprang Nepomuk in die Höhe; er sah, daß er wieder seine Pflicht verabsäumt.

„Hinaus hab ich gesagt!" fuhr Wussinah fort, welchem es willkommen war, Stärke an den Tag zu legen. Dem Diener gegenüber stand sie ihm am leichtesten zu Gebote, während sie ihm Lina gegenüber fehlte.

Nepomuk wich. Der Befehl des alten Herrn wirkte auf ihn, da er selbst unschlüssig gemacht war durch eine Verwirrung herber Gefühle; er wich und Wussinah schlug die Thür hinter ihm zu.

„Welch ein Betragen erlauben Sie sich in meiner Wohnung!" sagte Lina stolzen Tones.

„Du wirst sogleich —"

„Was?! Ich habe Ihnen die vertrauliche Anrede schon einmal untersagt."

„Geduld! Geduld!" entgegnete Wussinah mit schwacher Stimme — er war bereits eingeschüchtert. Lina erschien ihm so, wie Clarissa vorausgesagt. „Nur ein wenig Geduld!" fuhr er fort, „ich habe Wichtiges zu sagen. Erstens das Fläschchen! Das muß ich wirklich haben."

Lina machte eine scharf ablehnende Bewegung mit dem Arme.

„Und dann — dann will ich erklären, warum ich vertraulich du gesagt und — sage. Ich bin berechtigt dazu, denn ich bin nicht nur dein Vormund, ich bin —"

„Was sind Sie?" fragte Lina scharf, da er stockte.

„Ich bin — bleibe ruhig und sei gut! — ich bin dein Vater."

Lina schien die Bedeutung dieses Wortes nicht zu verstehen. Sie machte eine Bewegung mit den Armen, welche zu fragen schien: „Sind Sie verrückt?"

„Ich bin ganz klar bei Verstande, liebes Kind, indem ich dies sage. Ich bin dein Vater. Du zitterst? Setze dich auf den Sessel, der hinter dir steht, und höre mir ruhig zu. Ich setze mich auch, denn ich bin angegriffen und habe dir länger zu erzählen."

Lina wurde jetzt inne, daß dies Alles Ernst war. Die Farbe wich von ihrem Antlitz, ihr Auge starrte auf ihn, es sah wie verglast aus. Aber sie blieb aufrecht, während er auf einem nahen Stuhl nicht sowohl Platz nahm, sondern zusammenbrach. Der Anblick Lina's und ihr entsetztes Auge warfen ihn nieder. Es folgte eine Pause.

Dann hob er an zu erzählen, was er Tags vorher Clarissen erzählt hatte. Mit matter Stimme sprach er, und mitunter versagte ihm die Stimme ganz.

Als er die Hauptsache herausgebracht, rang sich ein Schmerzensschrei aus Lina's Brust, und sie sank wie ohnmächtig auf den hinter ihr stehenden Stuhl. Jetzt schrie er auch und wollte zu ihr, aber

eine feste Hand faßte ihn am Rockkragen und schob ihn zurück. Es war die Hand Kurt's, welcher bei dem Schrei Lina's eingetreten war.

„Verlassen Sie das Zimmer, Herr; Sie sehen, daß Ihre Mittheilung Entsetzen erregt!“

Ihn selbst, Wussinah, schien Entsetzen ergriffen zu haben: er stand da mit offenem Munde, mit erschlafften Gesichtszügen und sah Kurt wie fragend an.

„Zögern Sie nicht!“ rief Kurt nun stärker, „was auf Ihre Reden zu antworten ist, das werden Sie durch mich erfahren!“

Und dies sprechend, führte er ihn oder vielmehr schob er ihn zur Thür hinaus.

Lina lag in dem Lehnsessel wie ohnmächtig, aber ihre Augen waren offen, ihre Lippen bebten. Von den Lippen fielen die Worte: „Er mein Vater, der meine Mutter schmählich verlassen und verleugnet — ihr Mörder!“

„Sage nicht zu viel! Es ist übel genug, was er gethan oder unterlassen. Fasse dich! Das Unwürdige trifft uns nicht, wenn wir's nicht berühren. Das Unglück —“

„Ja, das Unglück ist's! Es ist mit mir geboren worden, es ist mein Schicksal.“

Dabei erhob sie sich kerzengerade und stand regungslos da gleich einer Bildsäule.

„Du hast da zu viel gesagt, Lina. Hartes trifft uns Alle. Wie wir's tragen, das ist unser Verdienst und unsere Schuld. Fasse dich! Augenblicklich wird die Erschütterung zu stark sein für deine sonst nicht geringen Kräfte. Du wirst heute nicht spielen können; ich werde die Absage bestellen.“

„Nein!“ sagte sie, und ihr Körper belebte sich; „ich werde spielen und mein Schicksal erfüllen. Laß mich allein und sende mir das Mädchen, damit ich mich ankleide. Ich muß in die Probe. Geh, Kurt, laß mich allein.“

Eine Viertelstunde später fuhr sie zur Probe. Sie konnte nur matt und tonlos probiren, sie hatte sich zu viel zugetraut, und im letzten Acte konnte sie die Hauptstellen nur flüstern. Die Mitspielenden sahen und hörten erschrocken zu. Der Director war nicht da.

Als die Probe zu Ende war und sie die Treppe herunterkam, blieb sie wie zerstreut vor dem Wagen stehen und sah zu den Regenwolken in die Höhe, welche den Himmel bedeckten. Der Regen hatte aufgehört, es wehte ein kühler Wind.

„Nach dem Prater!“ sagte sie zum Kutscher, und am Eingange des Praters rief sie ihm zu: „Halten!“ Sie stieg aus, ließ den Kutscher nach Hause fahren und ging durch die menschenleere Hauptallee in den Prater hinein.

Es wurde zwei Uhr und sie war nicht ins Hotel zurückgekommen. Clarissa war in unbeschreiblicher Aufregung und beschwor Kurt, hinauszufahren und sie aufzusuchen. Der Kutscher hatte mitgetheilt, wo sie den Wagen verlassen.

„Sie hat gewiß das Gift bei sich,“ rief Clarissa, „um Gottes willen eilen Sie!“

Kurt suchte sie zu beruhigen. Es sei ja natürlich und ihr heilsam, den erlittenen schmerzlichen Eindruck in der Einsamkeit durchzukämpfen.

Am Ende aber wurde auch er angesteckt von der Besorgniß Clarissens und fuhr hinaus.

Sie war nicht zu sehen. Er fragte einen der Sicherheitswachtmänner, welche in der Hauptallee hin und her gehen und welche allerdings ihr Hauptaugenmerk nur auf Hunde zu richten haben, auf Hunde ohne Leine. Diese leichtsinnigen Thiere sollen im Freien nicht zu viel Bewegung machen und dürfen deshalb nur angebunden im Prater auftreten.

Der Mann wußte nichts. Bei dem trüben Wetter, meinte er, kämen keine Damen in den Prater. Ein zweiter Wachtmann aber, einige Hundert Schritte weiter, berichtete jedoch: „Ja, hinter dem Lusthause unter den großen Kastanienbäumen geht eine Dame schon seit einer Stunde immer hin und her.“

Sie war es. Er sprang aus dem Wagen und rief sie an. Sie zeigte keine besondere Ueberraschung und ließ sich ohne Widerrede in den Wagen führen. Vom nassen Grase, in welchem sie umhergewandelt, trieften ihre Schuhe, und Frost schien sie zu schütteln.

„In solchem Zustande,“ sagte er, „willst du doch spielen?“

„Allerdings. Ich habe ja schreiendes Glück. Abends soll ich eine tragische Rolle spielen, und des Morgens überfällt mich ein schmerzvolles Unglück, um mir die tragische Stimmung einzuflößen. Sei ganz ruhig, lieber Kurt, meine Traurigkeit wird reife Früchte tragen.“

Dabei sank ihr Kopf an seine Schulter, und sie blickte zu ihm auf wie eine Bittende. Ihr Antlitz war unbeweglich wie von Marmor, aber als er ihre Hand ergriff, drückte sie dieselbe zärtlich.

In der Wohnung ankommend, sagte sie lächelnd: „Es ist mir kalt geworden, ich werde mich ins Bett legen und zu schlafen versuchen. Weckt mich um fünf Uhr! Essen kann ich nicht. Um fünf Uhr!“

So ging sie in ihr Zimmer. — Clarissa war rathlos und trostlos. Sie war von dem Gedanken nicht zu befreien, daß dieser Abend mit einer Katastrophe endigen würde. Umsonst widersprach Kurt, welcher darauf beharrte: Alles werde sich günstig lösen, wenn nur Lina's Körperkräfte ausreichten. „Und das werden sie,“ schloß er, „denn sie ist gesund. Ihr Talent ist hinreichend geschult, ihr Geist ist dem Geist der Rolle gewachsen. Die Kunstforderungen werden ihr beim Spielen sofort die Hauptsache werden und alles Andere wird zurücktreten. Nur darf ihr Niemand ängstlich oder gar klagend nahe treten, so lange sie nicht auf der Scene ist. Im Gegentheil: nur ruhige, womöglich aufmunternde künstlerische Bemerkungen darf sie hören. Das werden Sie, Frau Clarissa, gewiß bestens besorgen.“

Als es fünf Uhr schlug, trat sie in den Salon, ohne gerufen zu sein, umgekleidet und ganz fertig zur Fahrt ins Theater. Clarissa wollte sie begleiten, aber Lina lehnte dies ab. „Laßt mich heute ganz allein!“ sagte sie und ging hinaus zum Wagen.

Clarissa blickte händeringend auf Kurt, und ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen. Kurt schwieg.

Baron Heinzeles stand unten im Hausflur in einem Winkel, als Lina vorüberging. Er hatte nicht den Muth, sie anzusprechen, sie sah zu steinern, zu unnahbar aus. Zeit seines Lebens war ihm nicht so zu Muthe gewesen wie heute, denn in ihm tauchte zum ersten Male der Gedanke auf: auch die Millionen vermögen nicht Alles! — Er zappelte zwischen Muthlosigkeit und Narrheit umher. Diese letzten Tage, während welcher er offenbar mit strenger Absicht von Lina fern gehalten wurde, hatten geradezu seine Geisteskraft erschüttert. Vom Wirthe des „Goldenen Lamms“ hatte er zweierlei erfahren: erstens, daß der fremde Mann immer noch da wäre und ungehinderten Zutritt in Lina's Zimmer hätte; zweitens, daß Graf Erwin Alles genau bestellt hätte zu einem Feste nach der Hero-Aufführung. Der Saal, welcher an Lina's Gemächer stieße, würde heute Abends geschmückt werden, und es wäre ein kostbares Souper anbefohlen. Sogar Musiker und Sänger würden erwartet.

Das hieß, übersetzt in die Sprache eines Freiers wie Heinzeles: dieser Graf ist des Erfolges gewiß, und jener fremde

Mann ist — was denn? Ein Unterhändler des Grafen? Oder ein heimlicher Geliebter? Wie reimt sich das? Es reimt sich eigentlich nicht; das aber reimt sich — sprach Heinzeles ingrimmig — daß du eine weggesetzte Katze bist, um die sich Niemand kümmert. Nein, dreimal nein, Baron Heinzeles, so darf's für dich nicht endigen. Etwas Nachdrückliches muß von dir ausgehen. Dein Roman mit Lina, welchen alle Welt kennt, muß einen Schluß erhalten, bei welchem auch die Cavaliere ausrufen: ein thatkräftiger Kerl ist er doch, dieser Heinzeles! Punktum.

Er nahm also jetzt den abenteuerlichen Plan wirklich auf, welchen Nepomuk in ihm erweckt hatte: ein Extrazug und eine Entführung soll vor sich gehen! — Und so stieg er die Treppe hinauf, um Nepomuk aufzusuchen.

Langsam stieg er hinauf. Bei jeder Stufe dachte er etwas Anderes. Jetzt: es ist eine Tollheit! Jetzt gar: es ist eine Dummheit! Dann aber wieder: kühn ist's jedenfalls! Er war ja ein verständiger Mann, und sein Verstand sagte ihm mehrmals dazwischen: Heinzeles, was du vorhast, das ist ein Unsinn! Wenn du sie auch hinausbringst nach Floridsdorf, wo der Extrazug wartet, weil sie glaubt, ins „Goldene Lamm“ gefahren zu werden, und wenn sie sich auch die viel längere Fahrt gefallen läßt, weil alle Straßen umgepflastert würden, weil die Ferdinandsbrücke wie gewöhnlich schadhaft geworden wäre und man deshalb den horrendesten Umweg machen müßte — in den Extrazug draußen bringst du sie doch nicht! Nein, schloß er, die Sache ist und bleibt Unsinn. Er stand still auf der Treppe. „Zum Tode betrübt“ stand er still — er sagte die Worte leise vor sich hin, er kannte Clärchen's Lied — und in einer Krach-Stimmung hob er die Beine zu zwei weiteren Stufen. Da wurde er plötzlich wild, ermannte sich in seiner ganzen Zuversicht eines wirklichen Millionärs und rief: „Wenn auch! Eine falsche Börsennachricht macht doch Effect, wenn auch einen kurzen. Du machst doch Effect, auch wenn sie nicht in den Extrazug einsteigt, sondern umkehrt. Und das wird nicht nur ein Effect, das wird ein Eclat. Die Zeitungen sind für dich, sie stellen's dar, als hätte sie mir doch Veranlassung gegeben zu solchem Wagniß, und dadurch kann die Sicherheit des Grafen Erwin erschüttert werden. Jedenfalls werden die Zeitungen sagen: er ist wirklich ein Baron, nochmals Punktum — Nepomuk hierher!“

Nepomuk kam nämlich eben die Treppe herunter. Er war gar nicht aufgelegt für die Späße des Herrn Baron. Er wußte nicht genau, um was es sich handelte mit seiner Herrin, aber er wußte, daß der Abend hochgefährlich wäre für sie, und er wollte deshalb frühzeitig im Theater sein, vielleicht könnte er irgendwo oder irgendwie beispringen. Er hörte also fast zerstreut zu, als Baron Heinzeles ihn aufforderte, heute nach der Vorstellung Fräulein Lina zu *seinem* Wagen zu führen, wenn's nach Hause ginge. „Du hörst? zu *meinem* Wagen! Ich stehe dabei. Ja?“

„Ja doch, ja doch!“

„Hier hast du hundert Gulden. Wenn du's geschickt ausführst, erhältst du noch einmal hundert Gulden. Abgemacht?“

„Ja doch, ja doch!“ Nepomuk ging und steckte, selbst *dafür* zerstreut, die Banknote ein.

Heinzeles blieb fest auf der Treppe stehen. „Vernunft fängt wieder an zu sprechen,“ sagte er — denn er citirte auch Faust — „Vernunft. Sie bleibt dabei: 's ist Unsinn. Nun denn, schließen wir ein Compromiß: wenn sie im Wagen merkt, daß die Sache nicht richtig ist, und wenn sie vielleicht schreit — das ist mög-

lich und soll gebräuchlich sein — so bringst du sie eben ins ‚Lamm‘, hast aber doch eine Rolle gespielt. Bravo, Baron! Jetzt speisen wir in Gesellschaft von veuve Cliquot!“

Er speiste als vornehmer Mann gern spät, und zwar heute bis halb Sieben. Eine gute Mahlzeit macht muthig; Champagner dazu macht übermüthig. So ging's Heinzeles. 's ist Unsinn, ja, aber es macht mir Spaß! Dazu lachte er heftig zum Erstaunen seines Kutschers, welchem er kaum die Worte deutlich sagen konnte: „Zur Nordbahn!“ Ankommend, rief er: „Ein Extrazug mit einem Waggon um zehn Uhr in Floridsdorf!“ — „Bis wohin?“ — „Ja so! Bis Prag.“

Heinzeles trug immer viel Geld bei sich, er zahlte die erhebliche Summe, lachte wieder laut und sagte: „Unsinn!“ — Der Beamte sah ihn erstaunt an. Heinzeles blies dicke Rauchwolken aus seiner Upmann-Cigarre und sprach: „Bin Baron Heinzeles, werdet von mir hören!“

Und nun fuhr er zum Stadttheater. Dort ankommend, gab er seinem Kutscher die Ordre: „Du wartest heute gegen Ende der Vorstellung in der Schellinggasse da, wo die Schauspieler herunterkommen! Wenn ich heraustrete und in den Wagen gestiegen bin, dann fährst du ventre à terre nach Floridsdorf! Verstehst du? nach Floridsdorf und ventre à terre, es mag geschrien werden oder nicht.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

* *
*

Das Theater war ganz voll. Die schöne Musik, welche Horzalka, wahrscheinlich auch von czechischer Abkunft, zu Grillparzer's Tragödie geschrieben, erweckte mit ihrer eigenthümlichen Wehmuth eine edle, gehobene Stimmung im Publikum.

Lina trat auf; schön, wie man sich eine Griechin denkt, und dabei auch interessant, wie man es heutzutage verlangt.

Aber sie sprach etwas unsicher, beinahe stockend, und man konnte fürchten, sie werde plötzlich aufhören zu sprechen. Allmälig jedoch schien sie Muth zu fassen, sie sprach zuversichtlicher, und als sie am Schlusse des Actes nach Leander zurückblickte, welcher sich langsam von den Knieen erhob, da bot sie ein wundervolles Bild und das ganze Haus applaudirte. Gerufen wurde sie nicht.

Kurt stürmte in den Corridor rechts. Von dort, hatte ihm Clarissa gesagt, könne man auf die Bühne gelangen. Er fand den Weg und auch Clarissa, neben welcher der Director stand. Jetzt war er aufgeregt und sprach heftig: „Wo ist sie? Ich muß mit ihr sprechen!“

„Keine Zeit! Der zweite Act beginnt sogleich,“ sagte der Director.

„So sagen Sie ihr, Clarissa: sie soll sich ein Herz fassen, soll mehr Athem nehmen und nachdrücklicher sprechen. Sie verdirbt sich ja durch Zaghaftigkeit des Tons die ganze Rolle! Sagen Sie ihr das; ich komme wieder.“

Der Director winkte hierauf den am Ausgange stehenden Theaterfeldwebel zu sich und sagte halblaut: „Haben Sie den dort abgehenden Herrn genau betrachtet?“

„Ja, Herr Director.“

„Werden Sie ihn wiedererkennen, wenn er noch einmal hierher kommt?“

„Gewiß.“

„Er darf durchaus nicht mehr auf die Bühne gelassen werden während des ganzen Abends. Widersetzt er sich, so gebrauchen Sie Gewalt!“

„Zu Befehl.“

Und sich zu Clarissen wendend, fuhr der Director fort: „Dies fehlte uns gerade noch, daß Jemand in so barschem Tone in Lina hineinredete während der Pause! Sie ist ohnehin so überreizt, daß ich

nicht darauf schwören möchte, sie werde die Rolle zu Ende spielen."

„Und wenn sie verzagt," erwiderte Clarissa, „dann —"

„Was dann?"

„Dann thut sie sich am Ende ein Leides an."

„Warum nicht gar!"

Clarissa hatte die Garderobière gefragt, ob die bestellte Tasche von Fräulein Lina benutzt werde — vielleicht fürs Taschentuch?

Nein, hatte diese geantwortet, dafür nicht; mir schien aber, als ob das Fräulein ein kleines, blau gefärbtes Fläschchen in die neugemachte Tasche gesteckt hätte.

Das war's, was Clarissa eben fürchtete. Sie eilte nach Lina's Garderobe. Die Thür war verschlossen und wurde nicht geöffnet, obwohl Clarissa darum bat.

Clarissa ging unruhevoll ins Conversationszimmer. Dies hatte einen Eingang von der Rückseite des Hauses, von den Garderoben her, und einen zweiten Eingang von der Bühne, so daß man aus diesem Zimmer ungefähr hören konnte, was auf der Bühne laut wurde. Es war indessen selten ruhig in diesem Zimmer, denn Schauspieler, welche in dem Stücke zu thun hatten und scenen- oder actweise beschäftigt waren, pflegten sich dort aufzuhalten während ihrer Pausen, indem sie sich auf den Nachleser verließen, daß er sie zur rechten Zeit zu ihren Auftritten abriefe. Ebenso kam Besuch von der Garderobenseite. Es war ein kleines Gemach, und die Wände waren mit Porträts in Steindruck oder in Photographien bedeckt, welche berühmte und auch unberühmte Schauspieler und Schauspielerinnen darstellten.

Dorthin steuerte denn auch, wie er oft gethan, Baron Heinzeles. Er wollte Frau Clarissen sprechen und endlich denn doch bestechen — das lag anfangs in seinem großen Plane. Daß sie ihn schon einmal abgewiesen, störte ihn nicht. Er nannte das „Faxe". Aber das Wort „anfangs" bekam jetzt eine Bedeutung. Er war etwas unsicher geworden in Betreff des großen Planes. Lina hatte nicht hinreichend gefallen im ersten Acte. Dadurch war sein Ungestüm ein wenig gedämpft worden. Die Liebe zu Schauspielerinnen steigt und fällt mit dem Erfolge beim Publikum. Jetzt wurde in Baron Heinzeles das Wort „Unsinn" lauter, und eine Stimme in ihm sagte: solch ein Extrazug kostet doch sehr viel. Mechanisch ging er indessen noch immer dem großen Plane nach, und da er auf dem Wege zum Conversationszimmer Nepomuk sah, welcher an einer Coulisse kauerte, so fuhr er ihn ungeduldig an mit den Worten: „Nun, Schlingel, wie viel ist vorbereitet?"

Nepomuk blickte ihn mit blöden Augen an. Er war wieder durchweg auf dem Pfade braver Gesinnung, und die Angst um die geliebte Herrin schwellte allein sein armes Herz. Er schien den Baron nicht zu verstehen und antwortete gar nichts.

Heinzeles wurde dadurch noch hitziger und sagte mit unterdrückter, aber von Silbe zu Silbe anschwellender Stimme: „Kerl, wofür habe ich dir denn hundert Gulden gegeben?!"

Da besann sich Nepomuk, griff in die Brusttasche, zog die Banknote hervor, reichte sie dem Baron hin und schwieg weiter. Er war in seiner nobelsten Verfassung.

„Schafskopf!" murmelte Heinzeles und trat ins Conversationszimmer, die Banknote in der Hand haltend. Der Oberpriester trat ihm entgegen, wies auf die Banknote und fragte: „Für den Bau?" — „Nein!" sagte Heinzeles kurz und wußte augenblicklich nicht, was er wollte und sollte. Da sah er die zusammengesunkene Clarissa in einem Winkel sitzen und erinnerte sich nun, daß im großen

Plane eine ansehnliche Summe für diese Frau verzeichnet stand, welche vielleicht mit ihm und Lina nach Floridsdorf fahren könnte. Wiederum mechanisch ging er zu ihrem Winkel, als er aber vor ihr stand, sprach es wieder in ihm: Unsinn! Diesmal sprach es ziemlich deutlich, und er blieb schweigend vor ihr stehen. Clarissa blickte auf zu ihm, sah sein gedankenloses Auge — denn der klare Gedanke fehlte ihm augenblicklich — und dachte: Der ist wohl betrunken!

Da erlösten ihn zwei Schauspielerinnen, welche ins Conversationszimmer hereinrauschten. Die eine war Maruschka, und die andere führte den Namen Brunhild, eine große üppige Gestalt mit wundervollem braunen Haar und ein Paar großen, sehr wohlwollenden Augen. Sie steckte in einem zweiten Fache und kam über dasselbe nicht hinaus trotz unaufhörlicher Anstrengungen.

„Das wird da draußen eine dünne Geschichte," sagte Maruschka, „eine sehr dünne! Gehen wir heim, Brunhild, da unterhalten wir uns besser."

„Ja, gehen wir!" sagte Brunhild und trat vor den großen Stehspiegel, ihr reiches Haar kokett ordnend.

„Sie sind unruhig wegen des möglichen Erfolgs?" fragte der Oberpriester.

„Möglicher Erfolg? Nicht wahrscheinlich. Und unruhig? Sie spielt ja nicht mein Fach."

„Aber Ihres, Fräulein Brunhild aus den Nibelungen."

„Wie lange noch?!"

Das stachelte denn auch Clarissa aus der Sorge auf, und sie rief: „Edelste Maruschka, Ihren schönen Brief heben wir auf zur Belehrung!"

„Brief? Was für einen Brief? Lassen Sie mich in Ruhe, Sie Schmeichlerin! Ist's lobenswerther, wenn man der Primadonna Tag und Nacht schön thut oder wenn man ihr ehrlich einmal die Wahrheit sagt?!"

„So ehrlich, wie dankbar."

„Dankbar? 's ist Alles eins. Und dankbar ist man ja, wenn man ehrlich spricht. Genützt hat mir übrigens die große Tragödin nichts mit der schlechten Rolle. Der parteiische Herr Director — da kommt er ja! — bei dem die Kunst nach —"

„Brot geht," ergänzte der Director.

„Nur nach Geld geht, hat meinen Contract nicht verlängert."

„Ich sehe, daß ich recht gethan."

„Nichts sehen Sie! Sie sehen mich auch jetzt nicht an. Andere Leute finden, daß ich des Ansehens werth bin. Unbegreiflich! Sie haben doch so helle Augen! Sollten diese Augen nicht entdecken, daß ich Vorzüge habe?"

„Ganz massive."

„Das heißt? Sie wollen nichts entdecken?"

„Nein."

„So bin ich denn froh, dieser Dressiranstalt zu entrinnen. Komm, Brunhilde! Die neue Primadonna wird übrigens was erleben. Komm!"

„Ich komme. Ach!"

Heinzeles war näher getreten und fand die beiden Künstlerinnen pikant. Im Vorbeigehen — sie gingen nach der Garderobenseite hinaus — widmeten sie ihm recht freundliche Blicke, und Maruschka summte mit halber Stimme: „'s ist mir Alles eins, 's ist mir Alles eins, ob ich Geld hab oder keins."

„Das glaube ich nicht," sagte Heinzeles, und gegen den Director gewendet, setzte er hinzu: „Sie ist nicht ohne Naturell, diese Böhmin; das sollten Sie nicht übersehen, lieber Director."

Der Theaterdiener unterbrach diesen Stimmungswechsel des Barons. Aurikel flog wie eine Weidenruthe von der Bühne herein und hauchte angstvoll: „Herr Director! Herr Director!"

„Was giebt's? Ruhe, Jüngling, Ruhe!"

„Der Herr Regisseur lassen fragen, was zu thun sei, wenn —“

„Wenn?“ riefen der Director und Clarissa.

„Wenn Fräulein Lina nicht weiterspielen kann.“

„Ist was passirt?“

„Noch nicht. Aber Fräulein Lina sitzt in der Coulisse und giebt auf alle Fragen des Herrn Regisseurs keine Antwort. Sie starrt auf die Scene hinaus, zittert am ganzen Körper und das Requisit, welches sie in der Hand hält, der Krug, wankt hin und her, er wird noch fallen und zerbrechen —“

„Was thun?“ fragte der Director Clarissen.

„Zu thun ist nichts. Abwarten. Sie spielt gewiß, bis sie umfällt. Daß sie sich in die Coulisse setzt und dem Stücke genau folgt, ist sogar ein gutes Zeichen. So vertieft sie sich in den Gang der Handlung und vergißt sich selbst.“

„Basta!“ rief der Director. „Die Schauspieler werden mit ihren ewigen Aufregungen die ältesten Leute. Ab, Aurikel! Herr Baron wünschen —?“

„Auch ab, geht auch ab,“ sprach Heinzeles und dachte bei sich: ein so gebrechliches Wesen wie diese Lina ist kaum fähig für einen Extrazug. Man müßte den Arzt mitnehmen.

Er ging nach seiner Loge. Clarissa eilte auf die Bühne, um Lina jedenfalls den richtigen Rath Kurt's zuzuflüstern: Mehr Athem geben! — Der Director wollte ihr folgen, wurde aber an der Schwelle aufgehalten. Der alte Wussinah in ganz gebrechlicher Haltung stand vor ihm.

„Sind Sie krank, Herr Doctor? Sie sehen ja ganz anders aus als damals — ich habe Sie ja auch nie im Theater gesehen.“

„Matt bin ich, und 's ist wahr: seit meiner Jugend bin ich in kein Theater mehr gerathen. Aber das Auftreten meiner — des Fräulein Lina wollte ich heute doch anschauen. Es war kein Platz mehr zu haben, und ich mußte hinten im Gedränge stehen. Das hielt mein alter Körper nicht mehr aus —“

„Ja, ja, Sie sehen angegriffen aus!“

„Da wollte ich anfragen. Eine Loge ist leer. Man sagt mir, es sei die Directionsloge. Könnte ich vielleicht —?“

„Sehr gern, Herr Doctor. — Aurikel, hierher! — Aurikel, führen Sie den Herrn in meine Loge! Wie geht's draußen?“

„Fräulein Lina ist auf der Scene; es geht, sie spricht lauter als im ersten Acte.“

Der zweite Act schloß mit Beifall für den Naukleros. Lina war nicht ausgezeichnet worden.

Sie zog sich wiederum in ihre Garderobe zurück und blieb unnahbar, auch für Clarissen. Als der Inspicient an ihre Thür klopfte und den Beginn des dritten Actes anzeigte, da erschien sie sofort und ging an der Hand des Oberpriesters auf die offene Scene hinaus. Ihre Hand — erzählte später der Oberpriester — war eiskalt. Er führt sie bekanntlich in ihre Zelle ein und schildert ihr alle Bedingungen des klosterartigen Lebens, welchem sie sich gewidmet. Dann weist er sie hin auf die höhere Offenbarung, welche sie genießen könne bei strenger Sammlung des Geistes. Man bemerkte, wie vortrefflich Lina zuhörte, und sah den Unglauben über ihr Antlitz ziehen wie einen leichten Schatten. Das Publikum wurde ganz still und schaute nur auf sie. Es wurde im darauf folgenden Monologe Hero's deutlich inne: dies Mädchen ist in einen falschen Beruf geschoben, ihre Entsagung ist nicht echt, es ruhen Gewalten in ihr, welche beglücken und dann vernichten werden. Die innere trostlose Stimmung Lina's kam ohne Aufwand und doch klar zum Vorschein, so klar, daß Jedermann den Athem anhielt.

Ein tragischer Hauch wehte durch den Saal, er kam aus dem Innersten Lina's. Als nun Leander am offenen Fenster erscheint und plötzlich ihre Einsamkeit in den Verkehr mit einem Manne verwandelt wird, da erwachte sichtbar und doch keusch die Lebenslust in Lina; die einzelnen heftigen Aeußerungen der Abwehr erhoben sich nur mit scheinbarer Strenge; das Bedürfniß nach Glück, nach vollem Lebensglück rang sich empor in ihr aus gepreßter Seele, man hörte es am Tone der Rede, daß die Worte aus schmerzlichem Grunde aufstiegen, und als sie endlich nur halb und halb auf das Liebesspiel einging, da erkannte der Zuhörer klar: du armes Mädchen erwärmst dich, du wirst dich bald dem natürlichen Liebesdrange hingeben, du wirst dich voll hingeben, wirst grenzenlos glücklich sein und dann völlig zu Grunde gehen.

Dies Zugrundegehen am Ende lag wie ein weißer Nebel auf der Gestalt Lina's, auf ihrem Antlitz, auf ihren Augen, auf dem Tone, auch wenn er sich der Zärtlichkeit näherte, und so entstand eine Stimmung, wie sie dieser Act noch nie hervorgebracht hatte. Einstimmiger Beifall und Hervorruf erfolgten unmittelbar.

Sie erschien, aber ihr Dank sah aus, als fragte sie: Was wollt ihr? Mir ist Alles fremd und traurig.

Aus der Prosceniumsloge rechts flog Graf Erwin auf die Bühne, Graf Bela folgte ihm langsam, und im Gange hinter den Coulissen hielt Erwin Lina auf, um ihr seine Bewunderung auszudrücken. Bela sagte dazu: „Jawohl!" und der alte Wussinah drängte sich zu Beiden. Er hob die Hände zu ihr auf — aber Lina, nach der Thür spähend, ob denn Kurt nicht käme, und als er nicht kam, vor sich hinflüsternd: „Er kommt nicht," machte gegen die Grafen eine ablehnende, gegen Wussinah aber eine zuckend abweisende Bewegung und ging stumm in ihre Garderobe.

Baron Heinzeles hatte diesen Act versäumt. Er war im Corridor einem kundigen Börsenmanne anheimgefallen, und das Gespräch mit diesem, eine wichtige Speculation betreffend, hatte sich ausgesponnen, bis der Act zu Ende war und einzelne Herren aus den Logen heraustraten. Er hörte von ihnen Lina's Lob, er hörte den starken Applaus und besann sich, daß dies ein Moment wäre, um Lina zu sprechen. Er ging nach der Bühne, aber er begegnete nur den zurückkommenden Grafen; Lina war fort. „Kismet!" sagte er sich, „es soll nicht sein."

„Wissen Sie," sagte im Vorübergehen Graf Erwin zu Heinzeles, „oder richtiger: ahnen Sie, was dies wunderbare Geschöpf über uns beschließen wird?"

„Nein!" antwortete Heinzeles, um doch etwas zu antworten, denn er war zerstreut.

„Ich auch nicht," fuhr Erwin fort; „mich haben in diesen Tagen die Rennen in Beschlag genommen, ich habe sie nicht gesprochen und ich werde nun auch ein Zweifler."

Das war eine höfliche Redensart; er glaubte als verwöhntes Glückskind an sein Glück und konnte auch gleich spottend hinzusetzen: „Was ist denn nur diesem alten Duckmäuser da, dem Wussinah, passirt, welcher bisher nur ihr mürrischer, hartherziger Vormund war? Sehen Sie doch hin! Da kriecht er in eine Loge hinein und scheint ganz aufgelöst zu sein von Rührung. Das Mädchen verrichtet wahrhaftig Wunder mit ihrer Kunst."

Heinzeles hörte dies nicht mehr. Er maß mit langen Schritten den ganzen Corridor ab, vorwärts wie rückwärts, und fragte sich: Was ist dir? Wo bist du? Bist du ein Narr? Ja. Wenigstens wirst du einer mit deinem Extrazuge!

Ein Mann ging eine kurze Strecke

neben ihm her, der war ganz anderen Sinnes. Es war Kurt, welchen der Theaterfeldwebel streng zurückgewiesen hatte, als er nach den beiden Grafen auf die Bühne gewollt. Er hatte nur einen Parketsitz und war deshalb spät gekommen, denn das Parket ist eine halbe Treppe tiefer, und er war mit den Räumlichkeiten unbekannt. Auch jetzt mußte er den Logenschließer um den Weg fragen hinab zum Parket. Er hätte so gern Lina ein Wort gesagt, aber er wußte keinen anderen Weg zur Bühne. Jetzt hatte er Eile, denn der vierte Act begann.

Der vierte Act, der schwächste des Stückes, erwies sich als weniger zusagend für Lina, welche in ihrer hochgespannten tragischen Stimmung nur annähernd die richtigen Töne fand für die liebesehnsüchtige Hero. Ein ganzer Tag soll durchlebt werden, und dieselbe Sehnsucht wiederholt sich eintönig, bis Hero einschläft.

Der Beifall war also, als der Vorhang fiel, ein schwacher, ja er wurde unterbrochen durch einzelne Zischlaute, sogar durch Pfeifen. Aufruhr im Publikum und heftiges Applaudiren, auf der Bühne aber und hinter den Coulissen Schrecken und Entrüstung.

Lina schien es gar nicht zu bemerken, sowie sie auch von dem früheren Beifall unberührt geblieben war. Sie stand eilig von ihrem Ruhelager auf und eilte in die Garderobe, ihr Haar auflösen und sich so gestalten zu lassen, wie es die Bestürzung verlangt, welche sie zu Anfang des letzten Actes darzustellen hat.

Aber alle Welt stürzte auf die Bühne, welche der Vorhang vor dem Publikum verbarg. „Kabale, Intrigue, Maruschka, Brunhilde!“ schrie man durch einander. Vergebens geboten der Director und der Regisseur Ruhe. Aus dem Zuschauerraum erschienen bald die Grafen Erwin und Bela, und mit neugierig fragendem Angesicht auch Baron Heinzeles. Er schien sich durchaus in einer fremden Welt zu befinden und sah das ihm sonst so bekannte Theater an, wie man in ein Kaleidoskop hineinblickt. Er hatte das Leitseil verloren für diese Bretterwelt.

Graf Erwin geberdete sich am zornigsten und rief rundweg: „Fräulein Lina spielt nicht weiter!“ — „Nicht weiter!“ sagte Bela. — „Oho! oho!“ schrieen Director, Regisseur und Theaterpersonal, und Wussinah, welcher herbeigekommen war und durch die Gruppen schlich, sah die Leute ängstlich an.

Da kam Lina mit ihren fliegenden Haaren. Alle machten Platz, Jedermann schwieg.

Erwin aber trat nach kurzer Pause zu ihr und sprach energisch: „Sie dürfen nicht weiterspielen, Freundin, bei so unwürdiger Behandlung! Es sind nur ein paar Anhänger neidischer Schauspielerinnen, welche den Unfug begangen haben. Freund Bela hat den einen aus unserer Prosceniumsloge hinausgeführt und ihm eine angemessene Mittheilung gemacht. Der erbärmliche Patron ist ausgerissen.“

„So hat man auch das Parterre gereinigt!“ rief Jemand aus der Coulisse.

„Aber das genügt nicht,“ fuhr Erwin fort, „eine Lina spielt nach solchem Affront nicht weiter.“

„So denkt eine Künstlerin wie Fräulein Lina nicht,“ rief der Director, „sie vollendet ihr Kunstwerk, ob auch Hunde bellen!“

Lina blickte umher; sie suchte Kurt, und da er nicht zu sehen war, sagte sie leise vor sich hin: „Er kommt nicht, die Widersacher haben Recht, ich genüge nicht.“ — Dann sah sie den Director an, nickte mit dem Kopfe und machte mit dem Arme eine große Bewegung, welche zu sagen schien: Gebt Raum!

Alle wichen zurück; nur Wussinah blieb neben ihr stehen und fing leise zu spre-

chen an. Sie erbebte am ganzen Körper. Er sprach: „Leni, du hast den Ton deiner Mutter und hast die garstige Rinde von meinem Herzen gesprengt. Sünder, der du bist! habe ich mir gesagt, wie thöricht hast du gehandelt, indem du dein Herz verhärtetest! Leni, Kind, der Ton deiner Mutter ist in mein schlechtes Herz gedrungen wie Glockenklang aus meiner Jugend. So verwandle auch deinen Zorn, deinen gerechten Zorn in Vergebung für einen reuigen Sünder, von dessen Blute doch wohl Atome in deinen Adern kreisen; nimm mich auf als deinen zerknirschten Vater!“

„Fort mit dem Alten!“ schrie man aus der Coulisse, „der Vorhang geht auf! Die Bühne frei!“

Wussinah rührte sich nicht und stand mit erhobenen Händen vor Lina.

„Inspicient, den Mann mit Gewalt abführen und aufziehen lassen!“ hörte man den Director rufen.

Der Inspicient ging hinaus, faßte Wussinah bei den Schultern und schob ihn gewaltsam in die Coulisse. Der Vorhang ging auf, als Wussinah's Rockschoß kaum hinter der Coulisse war.

Lina stand da. Passender vorbereitet zu schmerzlichen Tönen konnte kaum eine Schauspielerin sein als sie durch diese Berührung mit dem unseligen Vater.

Stürmischer Applaus der Begrüßung aus dem Publikum. Sie zitterte noch ebenso, wie sie gezittert hatte neben dem in sie hineinredenden Wussinah. Sie hört Janthens Worte, welche hinten das Gesträuch am Strande emporhebt; sie weiß, was zu fürchten steht: der Sturm hat getobt, sie hat's verschlafen, der Sturm hat die Lampe ausgelöscht, den Wegweiser für Leander, welcher durchs Meer, durch die Klippen schwimmt; sie weiß das Alles, sie wagt nicht, sich umzuschauen, sie ahnt das Entsetzliche. — „Ob ich gehört?! Kein Licht! kein Licht!“ ruft sie.

Vor dem Klange dieser Worte erstarrte das Publikum; und als nun die Zweige zurückgebogen sind, Leander's Leiche sichtbar wird und Hero, hingehend, sie sieht und ruft: „Ein Mann — Leander — weh! Betrogen und Betrüger meine Augen! Ist's wirklich wahr?!“ — und nun in jähem Falle zu Boden stürzt, da zuckte es wie Entsetzen durchs ganze Haus. Kein Mensch applaudirte, aber einzelne Aeußerungen gaben Kunde, daß Jedermann getroffen sei bis ins Innerste.

Der Director kam eiligst bis an den Rand der Coulisse und blickte angstvoll auf die am Boden Liegende. Er schien zu zweifeln, ob sie wieder aufstehen könnte, und als sie sich erhebt, da schöpft er tief Athem, winkt Clarissen, die in der Nähe war, und fragt leise: „Was haben Sie vorhin gesagt von — Selbstmord der Schauspielerin? Still! still! sie spricht.“

Und nun kam der Ausbruch der Verzweiflung Hero's, welcher mit den Worten anfängt:

Verschweigen ich mein Glück und mein Verderben,
Und frevelnd unter Frevlern mich ergehn?
Ausschreien will ich's durch die ganze Welt,
Was ich erlitt, was ich besaß, verloren,
Was mir geschehn und wie sie mich betrübt!
Verwünschen dich, daß es die Winde hören,
Und hin es tragen vor der Götter Thron.
Du warst's, du legtest tückisch ihm das Netz,
Ich zog es zu, und da war er verloren!

gesprochen mit einem Sturm von Verzweiflung, der Alles niederriß bis zu den letzten Worten:

Laß mich! der Mord ist stark, und ich hab ihn getödtet!

Ein Orkan von Beifall begleitete da ihren Abgang.

„So habe ich diese Worte nie gehört. Ich weiß nicht, ob sich mit so echtem Schmerz das Weiterleben verträgt,“ sagte der Director zu Clarissen; „also, was wollten Sie vorhin sagen?“

Clarissa sagte ihm nun, daß Lina ein Giftfläschchen in ihrer Tasche habe.

Er schrie auf: „Den Teufel auch, das ist gefährlich! Das ist was Anderes, als wenn Schauspieler bei heiler Haut von Selbstmord prahlen. Der echte Schauspieler inmitten seines Spiels ist wirklich ein poetisches Wesen und im Stande, Alles thatsächlich mitzufühlen, was der Dichter erfindet, und im Aufstürmen seiner Gedanken und Gefühle tödtet er sich — Aurikel, her! rufen Sie die Janthe, rufen Sie Fräulein Wallberg her zu mir, rasch! — Hier ist offenbar Lebensgefahr! Denn Lina ist eine echte Künstlerin, das haben wir eben erfahren; sie hat ersichtlich Kummer und ist in tiefster tragischer Aufregung; sie ist des Aergsten fähig, und das kann eintreten, wenn Hero stirbt. Das ist ein Tod aus sogenannter heiler Haut, hier heißt das aber aus innerster Seele — kommen Sie, kommen Sie, Janthe! Hören Sie zu, aber schreien Sie nicht! Lina hat ein Giftfläschchen in der Tasche — still! Es ist möglich, daß sie's herauszieht dort auf der Tempeltreppe, welche eben gebaut wird, wenn sie ihr letztes Wort spricht — Jesus! — Nicht schreien! Möglich, sage ich, denn Lina ist ehrlich exaltirt, wie ihr's Alle nicht sein könnt. Greift sie nach der Tasche, Wallberg, dann halten Sie ihr die Hand fest! Sie sind ja eine starke Person. Erweist sie sich stärker als Sie, dann schreien Sie wirklich. Dann kommen wir Alle; Courage, Wallberg! Ohne Nerven! Der Gesang geht zu Ende, die Sterbescene kommt — o, da naht sich Lina, und sie sieht aus wie eine Sterbende. Vorwärts!"

Das Alles hatten noch zwei Männer gehört, welche hinzugetreten waren: Nepomuk und Wussinah. Letzterer hatte es nur halb verstanden, aber er wußte, daß die Rede sein Gift betraf. Die Verzweiflungsscene Lina's, welche er in der Loge gesehen und gehört, hatte ihn mit einem unsäglichen Schrecken erfüllt, und deshalb war er auf die Bühne geeilt. Jetzt nahm er Geld aus seiner Tasche, gab's einem Arbeiter und trug ihm auf, einen Wagen zu nehmen und Jemand zu holen, dessen Adresse er ihm stotternd angab.

Nepomuk, fein spürend in allen Dingen, welche Lina betrafen, sorgte besser für den bedrohlichen Augenblick. Er hatte genau verstanden, was der Director gesagt, und lief auf die andere Seite der Bühne. Er hatte sich während aller Proben immer hinter den Coulissen umhergetrieben und kannte alle Versatzstücke, welche an der Mauer lehnten; er wußte, daß hinter diesen Versatzstücken eine kurze Leiter vorhanden wäre, und diese Leiter holte er eiligst. Sie war das Instrument, welches Hülfe bringen konnte. Er lehnte sie an die Treppenstufen, welche zum Inneren des Tempels hinaufführten und welche soeben errichtet wurden, während vorn noch hinter einem Vorhange die Trauerlieder gesungen wurden und die Priester innen sich versammelten. Oben auf diesen Treppenstufen — das wußte er aus der Probe — mußte Hero sterben. Dort war der Ort der Gefahr und dort hinauf legte er die Leiter an; dort hinauf kroch er, so weit ihn die Coulisse deckte vor dem Publikum, und von dort wollte er zuspringen, wenn Lina nach ihrer Tasche griffe.

Der Gesang vorn ging zu Ende, welcher den Bau der Treppe hinter dem Vorhang ermöglicht hatte, und das Aufziehen desselben stand bevor. Auf den unteren Stufen der Treppe lag die Leiche Leander's, Hero stand hinter ihr; bei ihr nur Janthe. Nepomuk wußte, daß Lina aufwärts steigen würde, wenn sie ihre letzten Worte gesprochen hatte; er wußte, daß sie ganz in seine Nähe kam.

Der Vorhang flog auf. Lina spricht:

Was nur das Leben sei!
Er war so jugendlich, so schön,
So überströmend von des Daseins Fülle —

Nun liegt er kalt und todt. Ich hab's versucht,
Ich legte seine Hand an meine Brust,
Da fühlt' ich Kälte strömen bis zum Sitz des Lebens.
Im starren Auge glühte keine Sehe.
Mich schaudert. Weh!

Oberpriester.
Mein starkes wackres Mädchen,
Sei wieder du mein Kind. — Nun komm!

Hero.
Warum?

Oberpriester.
Sie tragen ihn nun fort.

Hero.
Wohin?

Oberpriester.
Nach seiner Heimath.

Hero.
Gebt einen Mantel mir!

Oberpriester.
Wozu?

Hero.
Ihm folgen.
Ist er gleich todt, so war er doch mein Freund.
Am Strande will ich wohnen, wo er ruht.

Oberpriester.
Unmöglich! Du bleibst hier!

Hero.
Hier?

Oberpriester.
Priesterin, hier!

Hero.
So laßt an unserm Ufer ihn begraben,
Wo er erblich, wo er, ein Todter, lag,
Am Fuße meines Thurms. Und Rosen sollen
Und weiße Lilien, vom Thau befeuchtet,
Aufsprossen, wo er liegt.

Oberpriester.
Auch das soll nicht.

Hero.
Wie? Nicht?

Oberpriester.
Es darf nicht sein.

Hero.
Es darf nicht?

Oberpriester (stark).
Nein!

Hero.
Nun denn, ich hab gelernt, Gewaltigem mich fügen.
Die Götter wollten's nicht, da rächten sie's.
Nehmt ihn denn hin! Leb wohl, du schöner Jüngling!
Ich möchte gern noch fassen deine Rechte,
Doch wag ich's nicht; du bist so eiseskalt.
Als Zeichen nur, als Pfand beim letzten Scheiden,
Nimm diesen Kranz, den Gürtel lös' ich ab
Und leg ihn dir ins Grab. Du schönes Bild!
All, was ich war, was ich besaß, du hast es,
Nimm auch das Zeichen, da das Wesen dein.
Und so geschmückt, leb wohl!

(Einige nähern sich der Leiche.)

Und dennoch halt!
Seid ihr so rasch! — Und dennoch, dennoch nicht!

(Zur Bahre tretend.)

Nie wieder dich zu sehn, im Leben nie!
Der du einhergingst im Gewand der Nacht
Und Licht mir strahltest in die dunkle Seele,
Aufblühen machtest all, was hold und gut,
Du fort von hier an einsam dunklen Ort,
Und nimmer sieht mein lechzend Aug dich wieder?
Der Tag wird kommen und die stille Nacht,
Der Lenz, der Herbst, des langen Sommers Freuden,
Du aber nie, Leander, hörst du? — nie!
Nie, nimmer, nimmer, nie!

Und jetzt warf sie sich an der Bahre nieder, ihr Haupt in die Kissen verbergend. Durch das Publikum aber zog eine unsäglich tiefe Wehmuth, und Jedermann weinte.

Es ist genug! ruft der Oberpriester.

Hero
(mit Beistand sich aufrichtend).
Genug?
Meinst du? Genug! — Was aber soll ich thun?
Er bleibt nicht hier, ich soll nicht mit.
Ich will mit meiner Göttin mich berathen.
Janthe, leite mich zu ihrem Thron;
So lang berührt ihn nicht!

(Zu Naukleros)

Versprich es mir!
Gieb mir die Hand darauf. — Ha, zuckst du? Gelt!
Das that mir der, dein Freund! — Du bist so warm.
Wie wohl, wie gut! — Zu leben ist doch süß.
Nun aber laß! — Wer wärmt mir meine Hand?
Janthe, komm! — Doch erst zieh mir den Schleier
Hinweg vom Aug!

Janthe.

Kein Schleier deckt dein Haupt.

Hero.

Ja so! — Komm denn! Und ihr berührt ihn nicht!

Nun steigt sie aufwärts, sich auf Janthen stützend. Das todtenstille Haus lag unter einem Bann des Todesschauers. Jedermann empfand, daß ihre Worte aus dem Innersten einer menschlichen Creatur kamen, daß echte Schauer des Todes von Lina's Lippen gehaucht wurden.

Nun trägt man gegen ihr Gebot die Leiche Leander's fort. Sie wendet sich nach der fortgetragenen Leiche, wirft Haupt und Arme in die Luft, nochmals, zum letzten Male rufend: „Leander!“ und sinkt sterbend zu Boden. Der furchtbare Moment ist da! Und in der That: es sinkt ihre erschlaffte Rechte herab auf die Stelle, wo das Gift ruht; Janthe ergreift krampfhaft ihre Hand, Nepomuk stößt einen leisen Schrei aus und erhebt den Fuß — aber ohne Noth: Lina's Hand bewegt sich nicht.

Das Publikum bleibt todtenstill. Janthe, Lina's Hand festhaltend, spricht die Schlußworte, der Vorhang fällt.

Nun entfesselt sich der Beifall des Publikums wie ein Orkan. Es ist nicht nur ein Erfolg, es ist ein Sturm.

Als Janthe sie aufhebt, irrt ein wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen. Vielleicht sagt es: ich war nur Hero und konnte an mein eigenes Leid und die Beendigung desselben gar nicht denken.

Vor dem donnernden Beifall des Publikums mußte der Vorhang aufgezogen werden. Oben von den Stufen verbeugt sich kaum sichtbar Lina. Nochmals! nochmals! stürmt der Applaus. Sie ist hinabgestiegen, das wehmüthige Lächeln bleibt auf ihren Lippen; sie verneigt sich ein wenig freier und geht dann ruhigen Ganges nach ihrer Garderobe.

Eine Schar von Verehrern, Erwin und Bela an der Spitze, suchen sie aufzuhalten unter überschwenglichen Lobpreisungen — sie nickt mit demselben Lächeln und schaut über die Köpfe dahin, ob er — nein, er ist nicht da!

Langsam geht sie in ihr Garderobezimmer.

* * *

Heinzeles ist auch nicht gekommen. Jetzt ist er gründlich verstört, jetzt weiß er gar nicht mehr, woran er ist. Mit sich selbst nämlich. Dieser unerhörte, gar nicht endigende Beifall — denn er hört nicht auf, obwohl Lina nicht mehr erscheint — dieser tobende Beifall hat wieder seine Gleichgültigkeit über den Haufen geworfen. Er bleibt im Corridor stehen, während alle Welt sich entfernt, und er sagt stammelnd zu sich selber: „Sie ist also doch etwas Außerordentliches! — Am Ende hast du doch heute Abend lauter Dummheiten mit dir herumgetragen — unter uns gesagt, Jakob, du bist ein — nein! Schwerenoth, das bin ich doch nicht!“

Und langsam, immerhin stark gedrückt, ging er übers Theater nach der Schellinggasse hinunter, wo sein Kutscher pflichtschuldig wartete. So viel war ihm klar: vom Abenteuer des Extrazuges konnte nicht mehr die Rede sein, er hatte ja im Laufe des Abends jede Anknüpfung mit Lina unterlassen. Es beschäftigte ihn auch — ein seltener Fall! — vorzugsweise sein eigener Charakter. „Ein Original bleibst du!“ meinte er, „aber was für eins?“ Darüber nachdenkend, stieg er in seinen Wagen, und als dieser fortrollte, sprach er laut zu sich selber, denn das Geräusch des sausenden Wagens gab die Sicherheit, daß es Niemand hören konnte — er sprach einen Monolog, welcher in den Worten gipfelte: Abgeblitzt bist du, ja. Oder richtiger: abgewirthschaftet hast du in diesem Geschäft. Aber am letzten Ende: es steht nicht schlecht, so wie es steht. Du bist nicht fürs Tragische; das hat sich er-

wiesen. Das ist zu unbequem. Herr Gott, jedes Behagen wird ja unterbrochen durch Ach und Oh und durch immer wiederkehrende Schockschwerenothswirthschaft. Nein, Jakob, das stimmt nicht zu deinem Temperament, welches im Grunde heiter ist. Selbst die Schönheit — sie ist vorhanden, ja! aber auch sie hat bei dieser Lina etwas — wie soll ich sagen? sie hat auch etwas Unbequemes, weil sie gar nichts Einschmeichelndes besitzt, gar nichts Behagliches. Kothurnsinn, so nennt man's, incommodirt auch da. Nein, ehrlich heraus, ich bin doch fürs Lustspiel. Das weiß ich jetzt, und die Auslagen sind nicht weggeworfen, wenn man dahin kommt, sagen zu können: das weiß ich jetzt gewiß.

Mit dieser Gewißheit schloß der Monolog; er drückte sich in die Ecke des Wagens und malte sich aus: wie er sich jetzt benehmen werde. Aber das Nächste machte sich doch endlich geltend. Er rief ganz realistisch: „Heda! der Andrees fährt ja wie verrückt, und der Wind streicht, als ob man auf freiem Felde wäre!"

Er war auch auf freiem Felde. Andrees, der Kutscher, that seine Schuldigkeit. „Ventre à terre nach Floridsdorf!" war ihm befohlen, er fuhr also seinen Herrn, was die Pferde laufen konnten, nach Floridsdorf und war jetzt, als seines Herrn Monolog und das weitere Nachdenken im Wesentlichen beendigt, bereits im Freien, vor sich die Kaiser-Franz-Josef-Brücke.

Der Mond schien, und Heinzeles entdeckte, daß er nicht mehr in der Stadt wäre. „Allmächtiger!" schrie er, denn es fiel ihm nun ein, daß er, in tiefe Gedanken versunken, dem Kutscher keine Contreordre gegeben. Jetzt schrie er aus Leibeskräften, aber der Wind und das wilde, rasselnde Fahren erstickten seinen Ton; Andrees hörte nicht, und der Wagen flog über die halb bedeckte Brücke, wo das Rasseln auch noch ein wenig widerhallte. Heinzeles war über seine Machtlosigkeit außer sich und wollte just die vordere Fensterscheibe einschlagen, um Andrees beim Rockschoße zu packen; aber er besann sich, daß da der Wind einen gefährlichen Zugang fände und eine Erkältung mitbringen könnte. Außerdem besann er sich plötzlich noch auf etwas: auf die Geldfrage, und daß es doch recht gerathen wäre, den Extrazug abzubestellen. Wenn der nämlich dort in Floridsdorf in die Ewigkeit hinein wartete, so kostete das bei dem hohen Tarif eine erhebliche Summe, denn man berechnet am Ende: der Zug hat bis Pfingsten gewartet, da er nicht abbestellt worden ist. Andrees hat Recht, sagte sich Heinzeles, fahren wir also doch nach Floridsdorf; das Abenteuer ist nur etwas einsam, warum hast du dich nicht ans Lustspiel gehalten!

Ungefähr um dieselbe Zeit, als sich Heinzeles in sein Schicksal ergab, trat Lina umgekleidet aus ihrer Garderobe. Clarissa erwartete sie und begrüßte sie mit einer solchen Fülle von Lob, wie diese sonst nüchterne Schauspielerin in ihrem Leben nicht ausgesprochen hatte.

Lina stand still dabei, und ihr Antlitz war freundlich, aber unbewegt. Sie fragte mit schwacher Stimme: „Sind Sie wirklich zufrieden mit mir?"

„Zufrieden? Entzückt bin ich! Niemals habe ich auf der Bühne einen solchen tragischen Ausdruck gehört, eine so tief dringende Wirkung empfunden, niemals! Diese Hero war eine echt tragische Gestalt."

„Wirklich?"

„Sind Sie denn nun endlich selbst beruhigt und glücklich?"

„Ich bin sehr ermattet, liebe Clarissa, und weiß wohl nicht ganz, wie mir zu Muthe ist. Das nur weiß ich: besser kann ich's nicht. Genügt das nicht für die berechtigte Anforderung, dann —

haben Sie Kurt während der ganzen Vorstellung nicht im Theater gesehen?"

„Nein. Nur nach dem ersten Act war er da und rief mir zu: ‚Mehr Athem!' wie ich's Ihnen zugerufen habe."

„Er ist also nicht wiedergekommen und war auch jetzt am Schlusse nicht da — das ist kein gutes Zeichen für mich."

„Aber um des Himmels willen übertreiben Sie doch nicht dergestalt die Rücksicht auf einen Mann, während die ganze Welt —"

„Er versteht es besser als die ganze Welt. — Die große Wirkung kommt ja doch zuerst und zuletzt von der Dichtung. Grillparzer ist ein tragischer Dichter, und das weiß man vorzugsweise in Wien. Er wird auch heute die Hauptperson gewesen sein, nicht die Schauspielerin."

Die ewige Berufung auf diesen Kurt war nun doch auch Clarissa zu arg, und sie schwieg verstimmt auf der Heimfahrt. Nur beim Aussteigen im Thorwege des „Lamms" sagte sie: „Die Grafen erwarten Sie oben zum Souper. Lassen Sie sich ruhig eine Stunde feiern, wenn Sie auch noch so undankbar sind für die hohen Gaben, welche Gott über Sie ausgeschüttet hat."

Lina sah sie nachdenklich an, schwieg aber und stieg langsam die Treppe hinauf.

Dort wurde sie aufgehalten. Wussinah, der sich zeitlebens nicht um Religion gekümmert, hatte in seiner Todesangst hinter den Coulissen als letztes Mittel gegen Lina's Selbstmordgedanken die Religion angerufen und nach dem Pater Anselm geschickt. Er sollte mit höchster Gewalt das Giftgefäß von Lina fordern.

Er und der Pater standen auf einem Absatz der Treppe, wo Lina ihnen nicht entgehen konnte, und er hoffte wohl, ihr hinauf in ihr Zimmer folgen zu dürfen. Aber als sie nach einer Biegung der Treppe unerwartet ihn sah, machte sie unwillkürlich eine abweisende Bewegung und wollte an den beiden Männern vorüber.

Pater Anselm vertrat ihr den Weg und bat: sie möge ihn anhören. Sie war genöthigt zu fragen: „Was wünschen Sie?"

„Ich wünsche, daß Sie gut handeln."

„Gut? Was ist denn gut?"

„Sollten Sie's nicht wissen? Gut ist, was richtig und nothwendig. Wissen Sie, was richtig und nothwendig?"

„Ich glaube, ja."

„Ich glaube, nein. Sie kennen das Morgen und Uebermorgen nicht, und das kann ganz anders sein, als Sie erwarten. Sie aber wollen Gott vorgreifen!"

„Ich?"

„Sie! Denn Sie tragen Gift bei sich, um bei trauriger Gelegenheit Ihr Leben gewaltsam zu beendigen. Das heißt Gott vorgreifen, das heißt sündigen!"

„Sündigen?"

„Ja, Gott hat Sie geschaffen und Ihnen große Gaben verliehen. Heißt es Gott danken, wenn Sie voreilig und willkürlich sein Werk zerstören? Ist Undankbarkeit gut? Dem allmächtigen Gott gegenüber ist der Mensch ein Nichts. Nur eins kann er, er kann dankbar sein. Indem er dankt, fühlt er sich dem allmächtigen, allgütigen Gott ergeben, gehorsam, treu. Das sind Empfindungen, welche das Herz erwärmen, nicht?"

„Ja."

„Ein warmes Herz ziemt doppelt einer Frau, nicht?"

„Ja."

„Wir nennen es fromm. Ihr Kinder der Welt nennt es gut. Handeln Sie gut! Werfen Sie die Versuchung von sich!"

Da erschienen oben an der Treppe die Gastgeber Erwin und Bela und begrüßten laut die Künstlerin. Eine Predigt auf der Treppe war nicht länger möglich. Lina sagte aber doch noch rasch zum

Vater: „Ich danke Ihnen für den guten Willen. Die Frage selbst ist leider nicht im Vorübergehen zu erledigen.“

Hinauskommend, nahm sie den dargebotenen Arm Erwin's und ließ sich von ihm in das Festzimmer geleiten. Graf Bela schritt würdig auf ihrer anderen Seite einher.

Im Zimmer, welches mit Orangenbäumen und prächtigen Blumen auf der Tafel geziert war, so daß ein einschmeichelnder Duft ihr entgegenkam, begrüßte sie ein lieblicher Chorgesang. Die Choristen des Stadttheaters sangen ihn in einem anstoßenden Cabinet, und dieser Gesang war nach einem Liede componirt, welches sie oft in Wartenstein gesungen. Nepomuk hatte es geliefert, und sein Horn war darin aufgenommen. Er blies es mit bestem Ausdruck. Als er nämlich von der Leiter im Theater heruntergestiegen, da hatte er die Gefahr für überstanden erachtet und war heimgeeilt. Fünf, sechs persönliche Bekannte der Grafen, natürlich auch lauter Grafen und Barone, empfingen die eintretende Lina mit Beifallsklatschen.

Erwin führte sie zu ihrem Sitze an der Tafel; man setzte sich. Nur Bela blieb aufrecht. Er wollte die Begrüßungsrede halten. Bela? Der Schweiger? Ja, er schwieg so viel, um desto gehaltvoller reden zu können. Das konnte er wirklich, wenn's zum Redehalten kam. Aber er hatte eben kein Glück mit dieser Lina: kaum hatte er angefangen mit „Herrliche Künstlerin!“ — da öffnete sich die Thür und Kurt erschien in derselben.

„Kurt!“ schrie Lina und sprang vom Sessel auf.

„Herr von Wetter!“ rief Graf Erwin.

„Verzeihung, meine Herren,“ sagte Kurt, „ich suche Fräulein Lina nur auf eine Minute.“

Er streckte der Näherkommenden beide Hände entgegen und sprach: „Lina!“

Sie entgegnete kaum verständlich, so versetzte es ihr den Athem: „Du bist nicht auf die Bühne gekommen, du bist nicht zufrieden —“

„Ich habe nicht kommen können, denn mit dem Schwerte in der Hand hat mich die Wache am Eingang zurückgewiesen —“

„Ah?! Und du bist nicht —?“

„Nicht? nicht? Das Wort ist für immer ausgestrichen — ich bin entzückt, du bist eine Künstlerin, eine tragische Künstlerin!“

Das war ein Schrei, welchen Lina ausstieß! Als ob eine gefangene Seele sich aus der Gefangenschaft befreite; und an seinem Halse lag sie und jauchzte und weinte durch einander, und sie küßte ihn, er küßte sie — die Gesellschaft hatte ein Schauspiel, von welchem Erwin zu Bela sagte: „Das ist ein Anblick für Götter, aber nicht für — verabschiedete Freier.“

„Verabschiedete,“ sprach Bela.

Endlich rief Lina im fröhlichsten Tone: „Aber wir sind nicht allein!“ wendete sich zum Grafen Erwin, reichte ihm die Hand und sprach: „Verzeihen Sie mir!“

„Was bleibt mir denn übrig, als edelmüthig zu sein und mit zweifelhaftem Anstande zu verzichten, wenn's auch recht weh thut.“

„Weh thut,“ sagte Bela.

„Wunderlich genug,“ fuhr Erwin fort, „muß auch noch gerade ich das Glück meines siegreichen Nebenbuhlers aufbauen. Sie böser Herr von Wetter — pardon! bloß Wetter — wo haben Sie denn so lange gesteckt? Auf meine dringende Zuschrift nach Stein am Bache ist kein Wort der Erwiderung an mich gelangt, und doch habe ich Ihnen eine officielle Mittheilung zu machen, die ich nicht los werden konnte. Der Schluß des Testamentes wurde ja damals in Wartenstein unterbrochen, und dieser Schluß betrifft Sie, Herrn Kurt Wetter. Die verstorbene Erlaucht, meine

vortreffliche Tante, hat Ihnen ihre kleine Herrschaft ‚Stein am Berge' vermacht —"

„Ah!" rief Lina.

„Und sie hat auch noch eine Notiz beigefügt. Diese Notiz lautet: Am liebsten wäre es mir, wenn der eigensinnige Kurt meine wilde Hummel, die Leni, heirathete."

Neues „Ah!"

„Damit diese künftige Frau Vetter Frau vom Stein heißen könnte — na, ihr Glückspilze, benehme ich mich standesgemäß?"

„Standesgemäß," sagte Bela.

Lina fiel Erwin um den Hals und küßte ihn. Kurt reichte ihm die Hand und drückte die seinige warm. Das Souper wurde eine herzlich glückliche Unterhaltung, und Bela sprach wirklich mit überlegener Ruhe einen längeren Toast, welcher höchst beifällig aufgenommen wurde.

„Ja," rief Erwin, „er ist ein Redner, weil er ein Ungar ist; er schont sich nur im Sprechen!"

Kaum war dies gesagt, da flog die Thür auf und Baron Heinzeles stolperte über die Schwelle, mit erstauntem Gesicht Kurt betrachtend, welcher eben, seinen Arm um Lina's Schulter schlingend, sein Champagnerglas leerte.

Ein allgemeines „Ah!" begrüßte ihn, und er stammelte, starr auf Kurt blickend: „Ich komme von Floridsdorf —"

„Von Floridsdorf?" fragten Alle.

„Nicht doch, nicht doch! Ich will mich nur entschuldigen, ich bin ja nicht eingeladen — dieser Herr —"

„Kurt Vetter heiße ich."

„Ah, der Kurt! der bewußte Verwandte? Sehen Sie, sehen Sie! Die Herren Grafen und ich —"

„Der Herr Baron," schaltete Erwin ein.

„Ja, die Grafen und der Baron machen wohl Pleite?"

„Pfui, Baron, ein garstig Wort, aber richtig ist's," sagte Erwin.

„Richtig ist's? Auch gut. Mich überrascht's nicht, das kann ich schon sagen, ich habe schon selbst abgewickelt."

„Niedersetzen, Baron; Champagner trinken!"

„Niedersetzen? Eigentlich sitzen bleiben und die Wittwe Cliquot anbeten."

Während man lachte, flüsterte Clarissa Kurt ins Ohr: „Draußen auf dem Corridor sitzt immer noch der alte Wussinah."

Lina, welche es hörte, schrak zusammen.

„Ueberlaß mir das, Lina," flüsterte Kurt; „wir Männer sind alle schlechter als ihr Frauen in unseren Jugendliebschaften, wir brauchen Nachsicht. Darf ich nicht mit ihm sprechen?"

Lina nickte.

„Dann beglaubige mich durch das Fläschchen, welches gewiß auch in der neuen Tasche steckt — gieb mir's, mein Herz!"

Sie gab es ihm, und er ging hinaus. Ernste Worte sprach er zu dem gebrochenen Alten, welcher hastig nach dem Fläschchen griff und zwischen Kurt's Reden immer wieder die Worte lallte: „Eine Million erbt sie!"

„Die brauchen wir nicht, Herr Doctor. Aber Sie brauchen Verzeihung."

„Ach ja!"

„Gehen Sie! Warten Sie die Zeit ab. Wir werden in Stein wohnen, vielleicht findet sich dort Versöhnung —"

„Ich kaufe mich in der Nähe an — und warte!"

Und warte! damit wankte er fort.

Nepomuk hatte aus der Ferne zugesehen; Kurt winkte ihn zu sich und sprach: „Nun, wie steht's mit dem schlimmen Neide?"

„Gut steht's, gnädiger Herr, er ist nicht mehr schlimm. Nur sehen möchte ich sie mein Lebelang, bloß sehen. Sonst ist's ganz still in mir geworden, und ich glaube, ich kann noch ein braver Kerl werden, wenn Sie mich nicht fortjagen."

„Ich jage dich nicht fort und ich glaube an deine Ehrlichkeit."

Nepomuk stürzte sich auf seine Hand und küßte sie inbrünstig.

* *
*

Am nächsten Tage erhielt der Director des Wiener Stadttheaters eine Zuschrift von Kurt. Sie lautete: „Fräulein Lina ist sehr erschöpft und fühlt sich außer Stande, ihre Gastvorstellungen jetzt fortzusetzen. Sie wird meine Frau und wird sich freuen, wenn der Herr Director sie für die nächste Herbstsaison zur Darstellung neuer Rollen einladen wollte."

Der Director that dies sofort, indem er gleichzeitig bedauerte, daß die Künstlerin nicht nach dem außerordentlichen Erfolge ihrer Hero weiterspielen könnte, weil ihr jetzt die Begeisterung so überaus günstig entgegenkäme. Er bäte dringend, ihn bei Zeiten in Kenntniß zu setzen, welche Rollen Frau von Wetter vorbereiten würde, damit er die betreffenden Stücke fertig halten könnte zu ihrer Ankunft im Herbst. Dem deutschen Theater wünschte er Glück, daß ihm ein so schönes und großes Talent in Fräulein Lina gewonnen worden; er selbst werde gewiß Alles aufbieten, die das Höchste versprechende Weiterentwickelung dieses Talentes zu fördern durch gutes Ensemble und sorgsame Zusammensetzung.

Kurt und Lina wurden an einem sonnigen Maimorgen in der Dorfkirche getraut, in welche Stein am Bache und Stein am Berge eingepfarrt sind, und sie verlebten ihre Flitterwochen in Kurt's alter Wohnung unten in Stein am Bache, wo Lina und Clarissa damals eingekehrt waren.

Zu ihrem Glück schien nichts zu fehlen, denn in die Seele Lina's war Ruhe und Zufriedenheit eingekehrt, seit ihr Kurt aufrichtig auseinandergesetzt, daß sie ihr Ideal, die künstlerische Vollendung einer tragischen Rolle, erreicht, daß sie also das kühne „Entweder — oder" sieghaft bestanden hätte.

Clarissa hatte ihre Entlassung vom Theater erbeten und war mitgekommen. Sie lächelte dazu, wenn Kurt ihr scherzend vorwarf: ihre brave bürgerliche Natur sei doch dem künstlerischen Drange über den Kopf gewachsen. — „Habe ich Unrecht," antwortete sie, „mit der Behauptung, daß nur der Schauspieler bei seiner Kunst bleiben soll, welcher eine volle Leistung zu bieten vermag und welcher darin ein volles Genüge findet? Beides konnte ich nicht mehr von mir sagen. Habe ich Unrecht?"

Man sagte nicht ja, und sie fuhr fort: „Deshalb steige ich jetzt wieder trotz der Sonnenwärme mit Freund Klaus hinauf ins Schlößchen Stein am Berge und fahre fort, eure Wohnung behaglich, ja schön einzurichten. Das verstehe ich, und in der Hingebung an häusliche Betriebsamkeit finde ich Genüge, seit Sie, gestrenger Herr Kurt und Lina, mich als Familienglied für den Rest meines Lebens aufgenommen haben."

Schon Mitte Juni hatte sie diese Einrichtung des Schlößchens vollendet — das Salvator Rosa-Gemälde Kurt's hatte die schönste Stelle gefunden im Salon —, und man zog hinauf. Die Luft war dort rein und gut, das Quellwasser vortrefflich, der Laubholzwald trat heran bis an den Garten und kleinen Park des Schlößchens und der Ausblick in die Landschaft war bis zu ferneren Hügelzügen mannigfaltig und erquickend.

Selbst darüber beschwerte sich Lina nicht mehr, daß Wussinah da unten in geringer Entfernung von ihrem Berge ein Landgut gekauft und bezogen hatte. Sie schüttelte wohl das Haupt, als eine Anfrage von ihm eintraf: ob er denn nicht einmal hinaufkommen dürfte? aber

sie ließ es geschehen, daß Zusendungen von ihm angenommen wurden. Sie bestanden in schönen Früchten, welche er in seinem rasch eingerichteten Glashause gezogen. Seine Naturkenntnisse waren dem alten Botaniker treu geblieben, und er sendete außer den Früchten auch edle Sämereien für Blumen, Sträucher und Bäume. Lina selbst säte und pflanzte sie, und da die Pflanzen schön aufgingen und gediehen, so mußte sie wohl allmälig des Gebers ohne Groll eingedenk sein.

Nur seine persönliche Nähe scheute sie lange noch.

Aber auch dafür fand sich im Hochsommer ein Ausweg oder richtiger ein Zugang: einige Male in der Woche fanden Vorlesungen statt für die neuen Rollen, welche Lina studirte. Sie trug die Rollen vor, welche sie in der nächsten Saison spielen wollte, anfangs in mäßiger Betonung, dann aber, auf Kurt's Bemerkungen eingehend, mit vollem Ausdruck. Kurt und Clarissa lasen die übrigen Rollen des Stückes. Bums saß auch immer neben ihr in würdiger Haltung. Auf inständige Bitten Nepomuk's war auch ihm, wenn die Rolle bis zu vollem Ausdruck fertig war, gestattet worden, das Publikum vorzustellen. Er saß in einem Winkel mit gefalteten Händen, war gerührt und entzückt und erlaubte sich sogar zu applaudiren. Das wurde ihm zuerst wohl unter Lächeln verwiesen, aber er konnte sich nicht halten, und nach und nach gewöhnte man sich daran, besonders nachdem Kurt einmal bemerkt hatte: er trifft das Richtige. Dies hatte Folgen für Wussinah. Nepomuk erzählte ihm davon. Denn Nepomuk's Verhältniß zu dem alten verhaßten Advocaten hatte sich verändert, seit dieser so weichmüthig und schwach geworden. Er besuchte zuweilen den alten Sünder da unten. Die czechische Landsmannschaft war wohl auch ein Grund solcher Annäherung mitten unter Deutschen, und Nepomuk hatte auch etwas erlauscht von der Vaterschaft Wussinah's. Das war ihm, dem Sprößling vom Dorfe, denn doch von starkem Eindruck gewesen. Vater und Tochter! Und dabei noch gar czechisches Blut in Lina — die mußten zusammengebracht werden! Er ging nun öfter hinunter und berathschlagte mit dem Alten über Mittel und Wege. Eines Abends kam er strahlend vor Vergnügen herauf und trat flüsternd zu Herrn Kurt, ihm ein Blatt Papier zeigend, ein vergilbtes Blatt groben Papiers. Was war's? Ein kurzer Brief an Wussinah, welchen er unerwartet unter seinen alten Papieren entdeckt hatte. Lina's Mutter hatte ihn geschrieben, und sie dankte ihm darin für ein schönes Kleid von Wollmousseline, welches er ihr zu einer neuen Rolle geschenkt. Kurt gab es Lina und erregte sie damit aufs tiefste. Der einzige Nachlaß ihrer Mutter für sie — ein Dank für Wussinah. Sie brach in Thränen aus und küßte das grobe Papier.

Nun konnten Kurt und Clarissa es wagen, den alten zitternden Mann zuzulassen im Schlößchen und ihm einen Stuhl einzuräumen im Winkel neben Nepomuk für eine Vorlesung. Er sollte nur still und regungslos sitzen bleiben, wenn Lina eintreten würde.

Lina trat ein und sah ihn nicht sogleich. Er konnte ein leises Stöhnen nicht unterdrücken, und Bums, der unversöhnliche, welcher mit Lina kam, bellte erzürnt und lief auf ihn zu. Da blickte sie hin und schrak zusammen. Sie sagte aber kein Wort. Befangen ging sie an ihren Vortrag, die Rolle riß sie jedoch bald fort, und als die Beiden applaudirten, da lächelte sie ein wenig. Seiner Ansprache wich sie aus, indem sie beim letzten Worte ihrer Rolle aufstand und den kleinen Saal verließ. Bums begleitete sie und bellte wiederum nach rückwärts.

Clarissa aber sagte zu Kurt: „Nach einiger Zeit wird sie ihn anhören.“

So kam der Herbst heran und mit ihm ein Brief des Directors aus Wien mit den Fragen: „Welche Rollen? Und wann?“

Sie zeigte ihn Kurt. „Nun?“ fragte dieser. Sie erröthete und fiel ihm an die Brust mit einem Geständniß, das sein starkes Herz in Wonne erbeben machte.

Hiermit war die Saison ausgestrichen.

„Bist du sehr betrübt darüber?“ fragte Kurt.

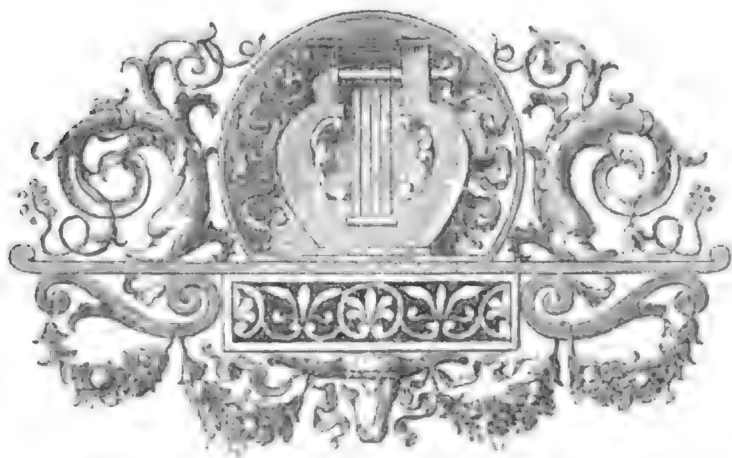
„Nein,“ sagte sie leise.

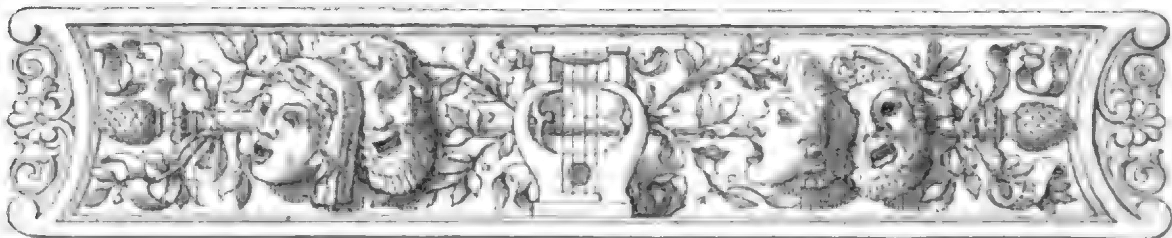
„Man ist eben doch,“ fuhr er fort, „eine andere Person, wenn man sich verheirathet und das glücklich gelöste ‚Entweder — oder‘ hinter sich hat. Da ruht die Frau in Lebenshoffnungen, und Tragöde oder Tragödin zu sein, bleibt eben doch eine Aufgabe auf Leben und Tod.“

„Jawohl!“ flüsterte Lina.

„Jedenfalls,“ sprach er weiter, „muß man frei sein und unabhängig, frei und unabhängig von Rücksichten. Vielleicht zum Theil deshalb haben die Griechen, die Erfinder der Tragödie, keine Frau zugelassen auf ihre Bühne, und es bleibt auch bei uns wahr, daß Jungfrauen vorzugsweise berufen sind für weibliche tragische Rollen. Sie sind die modernen Vestalinnen.“

Nach diesen Worten Kurt's sind Jahre verflossen. Jene einzige Hero-Vorstellung ist im Gedächtniß der Wiener, welche sie erlebt, in Vergessenheit gerathen. Hastig bedeckt ja jetzt ein Tag den anderen mit neuen Erscheinungen und Eindrücken. Lina ist bis heute nicht wieder auf der Bühne erschienen. Sie ist glücklich geworden in dem Moment, als sich ihr Talent zur tragischen Blüthe entfaltete, nicht ohne vor die letzte Entscheidung gestellt zu werden, welche die künstlerische Leidenschaft immer in sich birgt: jenes fürchterliche „Entweder — oder“.





Ferdinand Raimund.

Von

Ferdinand Groß.

Der volksthümliche Dichter, dessen Name über diesen Zeilen steht, ist außerhalb seiner Heimath wenig gewürdigt worden. Ich sage das nicht, um den Deutschen daraus einen Vorwurf zu machen. Im Gegentheile, ich knüpfe daran die Feststellung der leidigen Thatsache, daß Raimund in Oesterreich selbst bei Weitem nicht den Cultus findet, den seine eigenartige Begabung gerade im engeren Vaterlande vollauf verdient. Man hat viel über die Indolenz Deutschlands gegen Grillparzer gesprochen. Diese bestand in der That. Aber sind denn wir Oesterreicher von ihr freizusprechen? Waren wir nicht immer die Ersten, wenn es galt, das heimische Talent zu vernachlässigen, es an die Wand zu drücken? Als ein Vollblut-Oesterreicher darf ich es getrost aussprechen: Ehe wir das „Ausland“ wegen seiner Haltung gegen hervorragende österreichische Dichter zur Rechenschaft ziehen, sollten wir unser eigenes Gewissen prüfen und uns fragen, ob wir unsere Schuld gegen vaterländische Talente scrupulös abgezahlt haben. Raimund wird in Deutschland unterschätzt. Derselbe Vilmar, der in seiner Literaturgeschichte Grillparzer nur eine Zeile widmet, kennt Raimund nicht einmal dem Namen nach. Ganz richtig; aber was thut Oesterreich derzeit für Raimund's Nachruhm? Touristen, die gern eine herrliche Gebirgsgegend besuchen, verirren sich zuweilen nach dem wunderbaren Guttenstein zu Raimund's Grabe. Herr Josef Wimmer, ein verdienter Localschriftsteller, hat es mit vieler Mühe erreicht, daß an Raimund's Geburtshause in Wien eine Gedenktafel angebracht wurde. Das ist Alles... Raimund wurde nie „burgtheaterfähig“ erachtet. Unsere erste Bühne ist ihm verschlossen geblieben. Allerdings spielen einige ihrer Mitglieder gern in Raimund's beliebtestem Stücke, dem Zaubermärchen „Der Verschwender“, aber sie dürfen das nicht auf den Brettern der Hofbühne thun, sondern nur, wenn sie zu irgend einem gemeinnützigen Zwecke ausnahmsweise in einem Vorstadttheater gastiren. In diesem Falle soll der pikante Umstand wirken, daß die Hofschauspieler in Rollen auftreten, deren Darstellung ihnen auf ihrer eigentlichen Heimstätte verwehrt bleibt. Im Uebrigen kümmern unsere Theaterleitungen sich herzlich wenig um Raimund. An Sonntagnachmittagen — als sogenannte „volksthümliche Vorstellung“ — wird hier und da ein Raimund'sches Drama eingeschoben.

Verhältnißmäßig mehr wird dieser Dichter an den österreichischen Provinzbühnen cultivirt. Das Publikum derselben ist weniger blasirt als das hauptstädtische, und die Directoren finden es angenehm, daß Raimund's Manen keine — Tantièmen beanspruchen. Das Wiener Karltheater hat zur Feier seines Centennariums einen Raimund-Cyklus hervorgeholt —

mit Dingelstedt kam die Freude an Cyklen nach Wien —, aber solch eine Erscheinung ist ephemer; sie darf Einen nicht in dem wohlbegründeten Urtheile beirren: Raimund ist vergessen und abgethan, er zählt nur noch zu den bloßen Erinnerungen, die keinen Einfluß haben auf das Leben und Wirken der Gegenwart. Um so dankenswerther ist es, daß eine Wiener Verlagshandlung (Carl Konegen) kürzlich eine Ausgabe von Ferdinand Raimund's sämmtlichen Werken auf den Büchermarkt gebracht hat. Drei Bände sind erschienen, enthaltend seine Stücke sowie seinen aus Gedichten und „Theaterreden" bestehenden Nachlaß. Diese Theaterreden kennzeichnen scharf und getreu die Zeit, aus der heraus Raimund's Wesenheit zu erklären ist. Sie bestehen aus „Einladungen" zu besonders bemerkenswerthen Vorstellungen und aus „Abdankungen", Epilogen im Geschmack jener Tage. Ein vierter Band — zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht erschienen — bringt Raimund's Biographie. Ich wage ruhig die Behauptung, die manchem Urwiener wie Blasphemie klingen wird: daß diese Biographie etwas Ueberflüssiges ist. Raimund hat nichts erlebt, abgesehen von seinem tragischen Ende, das aber nichts zu seiner Charakteristik als Dichter beiträgt, sondern nur den hypochondrischen Menschen in greller Beleuchtung erscheinen läßt.

Seine Lebensgeschichte im literar-historischen Sinne liegt in der Geschichte der österreichischen „vormärzlichen" Zeit. Uebrigens existirt von ihm eine Selbstbiographie, aus welcher man die wichtigsten Daten seines Daseins zur Genüge erfährt. Im Jahre 1791 wurde er als der Sohn eines Kunstdrechslers in Wien geboren. Früh verwaist, kam er als Lehrjunge zu einem Zuckerbäcker. Aber von Kindheit an hing sein Sinn am Theater. Er schüttelte bald die Fesseln eines ihm unerträglichen Berufes ab, zog mit einer Wandertruppe durch Ungarn, spielte als junger Mensch das Fach der Intriganten und komischen Alten, bis er im Jahre 1813 einen Ruf nach Wien an das Theater in der Josefstadt erhielt. Im Jahre 1817 kam er in das Theater in der Leopoldstadt, wo er große Erfolge feierte. Fünf Jahre später debütirte er als dramatischer Autor mit dem Märchen „Der Barometermacher auf der Zauberinsel". Von da an war er weiter thätig in seiner Doppeleigenschaft als Schauspieler und Dichter, gastirte mit günstigem Resultat in Berlin, München, Hamburg u. s. w. und ging einer glänzenden Zukunft entgegen. Da trat eine Wendung ein, welche dieses vielversprechende Leben in seiner Blüthe vernichten sollte. Am 25. August 1836 wurde er in seinem Landhause zu Pernitz von einem Hunde gebissen. Er fürchtete, der Hund sei wuthkrank, und um sich den Nachwirkungen dieser Einbildung zu entziehen, unternahm er einen Ausflug nach dem herrlichen Mariazell. Von dort zurückgekehrt, vernahm er, derselbe Hund habe inzwischen ein Mädchen gebissen und sei erschossen worden. Nun erwachte seine Befürchtung mit verdoppelter Gewalt, und er beschloß, nach Wien zu gehen, um sich hier von einem Arzte untersuchen zu lassen. Auf der Fahrt nach Wien hielt ihn ein Gewitter in Pottenstein zurück. Es bemächtigte sich seiner eine namenlose Verzweiflung, die ihn unbarmherzig zum Selbstmord trieb. Am 30. August feuerte er einen Schuß gegen sich ab. Am 5. September war er eine Leiche... Im Uebrigen bedeuten seine Werke sein Leben. Dieses hat für uns weiter keine Bedeutung, jene sind vielfach ungerecht beurtheilt worden. Geht Holtei in günstigem Sinne zu weit, wenn er Raimund den „Schiller des Lokalstückes" nennt, so ist Gervinus ungerecht, wenn er in Raimund's Stücken nichts Anderes sieht als „eben so viele Zeugnisse von einem übersättigten, nur durch die schärfsten Reizmittel noch zu kitzelnden Magen", während Gottschall bei Weitem einsichtiger und liebevoller urtheilt. Es ist bis jetzt meines Wissens nicht gesagt worden, daß Raimund's Werke eine Brücke bildeten von den läppischen Possen, welche er auf den Wiener Theatern vorfand, zu den Satiren Johann Nestroy's. Von jenen Possen zieht ein Nachklang durch seine Stücke; Nestroy wird durch diese angekündigt. Harmloseste Gutmüthigkeit und blutige Selbstironie umrahmen die tief sittlichen Vorwürfe, deren Dramatisirung Raimund sein großes, ungewöhnliches Können gewidmet. Er ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, weil

er das Wiener Volkstheater befreit hat von der Herrschaft der Hanswurstiade, indem er zwar den „Thadäddelspaß“, als etwas damals noch Unvermeidliches, gezwungen mit aufnahm in sein Programm, aber mit poetischer Kraft sittliche Themata behandelte, hinter deren Bedeutung das possenhafte Beiwerk zurücktrat. Er verdient die Beachtung der Nachwelt — auch außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle —, er, der das Wienerthum im Brennspiegel seiner Poesie aufgefangen. Mit einer Reihe von Traditionen bricht er, muthet dem an Gedankenarbeit damals nicht gewöhnten Wiener Theaterpublikum zu, in einem Vorstadttheater nachzudenken; aber er entreißt sich einem Theile seiner Aufgabe, indem er in das deklamatorische Pathos, mit welchem er seine Lehrmeinungen vorträgt, die Satire hineinspielen läßt, und die Romantik, in der er mit Wort, Gedanken und Empfindung schwelgt, durch derb-realistische Wendungen persiflirt.

Im Jahre 1823 wurde sein erstes Stück gegeben: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel.“ Es folgten dann: „Der Diamant des Geisterkönigs“, „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder: Der Bauer als Millionär“, „Moisasur's Zauberfluch“, „Die gefesselte Phantasie“, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“, „Die unheilbringende Krone“ und „Der Verschwender“. Das letztgenannte Stück — zum ersten Male aufgeführt am 20. Februar 1834 — war sein Schwanengesang und zugleich sein vollendetstes Werk. Hier hatte er sich frei gemacht von den Schlacken, die seinen Erstlingsarbeiten anhaften. Allerdings spielt sein erstes wie sein letztes Stück in einer Zauberwelt, die er selbst sich geschaffen, mit Benutzung von Märchen und Götterlehren der verschiedensten Völker. In dieser Welt leben hart neben einander Figuren aus „Tausend und eine Nacht“, aus der Mythologie der Römer und Griechen und Wiener Volkstypen. Solche Wahl aber war bei Raimund nicht freiwillig. Die Volkstypen mußten sich ihm als einem scharfen Beobachter selbstverständlich aufdrängen. In die Feen- und Zauberkreise griff er hinüber, weil er dem Volke Sinn für Poesie beibringen wollte und damals das wirkliche Leben durch gedankenlose Possenschmiede so sehr um jeden Credit gekommen war, daß es keine irgend poetische Seite noch besaß und der Wiener nur Zauberern, Genien, Feen, Schutzgeistern und dergleichen Erscheinungen hehre, der Bewunderung werthe Qualitäten zumuthen mochte. Man hatte verlernt, die Poesie in des Sterblichen Brust zu suchen; Raimund verlegte sie in unfaßbare Regionen, um eine gläubige Gemeinde zu finden. Dabei wollte aber sein Humor, sein auf das Komische gerichteter Sinn zu Tage treten, und so vermengte sich der märchenhaften Gesellschaft eine ganze Compagnie burlesker Localfiguren. Später emancipirte sich die Posse vom Märchen. Die Zauberer wurden verjagt. Nestroy (1802 bis 1862) führte sie in das Extrem des hyperwitzigen, sich selbst geißelnden Cynismus hinüber, er knüpfte an die realistischen Momente Raimund's — diese Brennnesseln inmitten einer Wiese voll blauer Blumen — an und bereitete den Boden für Jacques Offenbach vor. Ueber Nestroy hinweg machte aber Raimund Schule, als Dichter wie als Schauspieler. O. F. Berg, welcher nahezu zweihundert Volksstücke geliefert, nahm das Bestreben Raimund's auf: in rührenden Bildern eine leicht faßliche Moral auszusprechen. Geistig viel tiefer stehend als Raimund, ließ er die dick aufgetragene Moral ausarten, wie bei Nestroy die Satire ausgeartet. Ein moderner Raimund, würdig in einem Athem mit seinem Ahnherrn genannt zu werden, ist Ludwig Anzengruber.

Auch als Schauspieler hat Raimund Schule gemacht. Eine mit einfachen Mitteln, mit der Zunge des Wiener Dialektes tief ergreifende Charakterkomik ist von ihm auf Rott, Wallner und Albin Swoboda übergegangen. Raimund gehört mit zu den bedeutenden Erscheinungen, welche die Behauptung dementiren, der Schauspieler könne nicht zugleich Dramatiker sein. Im Alterthum beginnt diese Berichtigung. Shakespeare, Molière, Iffland und Raimund setzen sie siegreich fort. Unser Wiener Dichter kannte die Bühne bis in ihre geheimsten Winkel. Nur insofern tappte er unsicher, als er nicht sofort den richtigen Weg zu finden vermochte. Sein erstes Stück: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“, entbehrt noch jeder höheren Bedeutung. Aber mit jeder Arbeit

nimmt Raimund's Kraft zu. Der Dichter wächst mit seinen Zwecken. Sein letztes Stück ist sein vollkommenstes. Immer verkündet er die gleiche Moral, aber erst zum Schlusse seiner Laufbahn bringt er sie makellos zur Anschauung. Sie ist leicht zu resumiren: Besitz allein macht nicht glücklich; Reichthum ist kein Bürge

Ferdinand Raimund.

der Zufriedenheit; der wahre Weise lernt, sich begnügen; in wohlgeordneter Thätigkeit, in Nächstenliebe, in der Pflege des Wahren, Schönen und Guten liegt des Lebens Reiz und Werth. Um solche einfache Wahrheit auszusprechen, wählte Raimund verwickelte Umwege, aber er mußte sie wählen. Seine Wiener hätten sich in keinem anderen Spiegel sehen mögen als in einem von übernatürlichen Wesen ihnen vorgehaltenen. Nur aus der Geisterwelt durfte ihnen die Stimme der Wahrheit ertönen. Raimund fügte sich dem Unvermeidlichen; er nahm seine Revanche, indem er in den überaus romantischen Rahmen Bilder von frappantester Lebenswahrheit spannte. Er schwelgte im Uebernatürlichen, und doch hat Niemand getreuer als er das Wienerthum porträtirt. Sein „Verschwender" beweist das am besten. Flottwell, der Titelheld, ist ein echter Wiener: gutherzig, leichtlebig, vom Augenblicke beeinflußt, von rascher Zunge, jedes harte Wort schnell bereuend, unbekümmert um die Zukunft, die Jugend vergeudend, als nahe kein Alter heran... Und auch Valentin, des Flottwell Diener und späterer Wohlthäter, ist Wiener: mit einem Witzwort rasch bei der Hand, erlittene Unbill leicht vergessend, dankbar für jede empfangene Wohlthat, immer zur Vergebung und Versöhnung geneigt, an allen

Dingen das Gute und Angenehme mit seltenem Spürsinn herausfindend.

Raimund arbeitet stark mit Allegorien. Die Personenverzeichnisse seiner Stücke erinnern an die mittelalterlichen „Moralitäten". Tugenden und Laster treten handelnd auf, aber sie alle erheben sich weit über bloße Schemen. Der Dichter mit seiner starken Individualisirungsgabe schenkt ihnen Fleisch und Blut, rückt sie uns menschlich nahe. Hier und da freilich — aber nur selten — verliert er den Maßstab, wie weit ein Poet von gutem Geschmacke in der Anwendung der Allegorie gehen darf, so z. B. wenn er im „Bauer als Millionär" die „Zufriedenheit" sagen läßt: „Mich nähren die Früchte des Bewußtseins, mich tränkt die Quelle der Bescheidenheit." Er selbst gewahrt manchmal, daß er in Allegorie und Romantik über die Grenze des ästhetisch Erlaubten geht, und regulirt dann seine Ausschreitungen durch ironisch-realistische Wendungen. Wie macht sich das im „Diamant des Geisterkönigs" im Abschiede des Florian und der Mariandel geltend! Florian, ein Diener, soll seinen Gebieter auf einer Fahrt ins Geisterreich begleiten. Er sagt Mariandel, seiner Geliebten, Lebewohl, und diese giebt ihm einen „Guglhupf" (Wiener Kuchengattung) mit auf den Weg. Florian: O Mariandel, mir druckt's mein Herz ab (weint). Mariandel: Nicht wahr, du wirst mich nicht vergessen? Florian (weinend): Nein! Wo ist denn der Guglhupf? Mariandel: Florian! Florian (weint stärker): Der Guglhupf! Mariandel: Könntest du in mein Herz sehen! Florian: Sein Weinberl* drin? — Liebe und Gefräßigkeit streiten hier um den Vorrang. Florian verleugnet seine Natur auch nicht, wenn er der Geliebten ein Loblied singt:

D' Mariandel ist so zart,
Ja, ich gesteh es frei,
Bis sie ein halbes Knödel** ißt,
Derweil hab ich schon drei.
Und wenn ich oft recht hungrig bin,
Zerspringt ihr oft das Herz,
Da lauft's nur g'schwind in d' Kuchel*** 'naus
Und kocht mir einen Sterz.†

* Rosinen.
** Klöße.
*** Küche.
† Steierische Mehlspeise.

In der „Gefesselten Phantasie" werfen die Zauberschwestern Vipria und Arrogantia der Hermione Mangel an Rücksicht vor. Vipria: Als wir auf deine Insel kamen, hättest du um Schutz uns flehen sollen; doch mit Verachtung hast du uns empfangen. Arrogantia: Selbst nicht zum Thee hast du uns eingeladen, das hat die Schwester so empört! — Gar oft schlägt bei Raimund das Pathos sich selbst ein Schnippchen. Im „Verschwender" klagt Rosa dem Valentin, der Kammerdiener Wolf verfolge sie. Von dem Geliebten erwartet sie Hülfe: Du bist ein Mann, dir ist die Kraft gegeben. Valentin: Ja, mir ist die Kraft gegeben. Rosa: Was wirst denn thun? Valentin: Nichts! Ich werd mir's erst noch überlegen. — In dieser Zusammenstellung von Gegensätzen offenbart sich Raimund's Stärke, aber auch seine Schwäche. Seine Stärke, weil er fühlt, daß er sich Dinge erlauben darf, die man einem anderen Autor kaum verzeihen würde. Seine Schwäche, weil er verräth, daß er sich von gewissen Traditionen, von der Schablone, nicht gänzlich loszusagen vermag. Gern möchte er in manchem Stücke das Burleske über Bord werfen, aber die alten verbrieften Rechte des Hanswurst machen sich vor seinem Geiste geltend, und so nimmt er wieder den bloßen Spaßmacher unter seine Gestalten auf, vermengt er Feen, Geister, Magier und — Flickschneider. Geht man schon einmal Raimund's Schwächen nach, so wird man eine solche nicht zuletzt in seiner Sprache finden; tief ergreifend oder überwältigend komisch, wo er mit dem Munde des Volkes spricht, wird Raimund schwülstig, so oft er den Leuten aus der Zauberwelt hochtrabende Redensarten dictirt; unter dem Banne von Schiller's Diction stehend, mit einem nur allzu dürftigen Schulsacke bepackt, glaubt Raimund, sprachlich den Pelion auf den Ossa thürmen zu müssen, wenn eine seiner Figuren der übernatürlichen Gattung das Wort ergreift; die Prosa schlägt dann in Verse über, eine ganze Reihe wild gewachsener Jamben schiebt sich zwischen ungebundene Sätze ein, man stolpert von der Prosa über Verse, von Versen über Prosa. Aber es gilt zu bedenken, daß Raimund sich kraft seiner Sendung vor die Aufgabe gestellt sah,

die verwilderte Wiener Bühnensprache zu regeneriren, ihr einen Tropfen poetischen Blutes einzuflößen. Daß es dabei nicht ohne Uebertreibung abgehen konnte, ist selbstverständlich.

Die großen Ziele, die er sich gesteckt, und der Geschmack des Publikums, der dem Poeten eine Bleikugel an die Füße heftete, kämpften mit einander um den Vorrang; wollte Raimund das Publikum nicht verscheuchen, so mußte er mit Selbstverleugnung in den Fußstapfen seiner Vorgänger wandeln. Damit ist es erklärt, daß er nicht im Stande war, sich von dem unsinnigen Gebrauche des „Entréeliedes“ zu befreien. Diese Seltsamkeit spukt heute noch in Wiener Localpossen. Jede größere Rolle beginnt damit, daß ihr Vertreter einige Strophen singt, an diese Strophen Betrachtungen über Welt und Menschen knüpft und uns dann erst zur Handlung — die mittlerweile still stehen mußte, um dem Entréeliede Raum zu geben — hinübergeleitet. Nur einige Zeilen seien als Probe dieser wunderlichen Gepflogenheit citirt. Bartholomäus Quecksilber, der Barometermacher — bei Raimund tragen noch die meisten Leute Deutenamen — besingt sein Erzeugniß:

Bei Schönen, in der Regel,
Zeigt's auf veränderlich,
Auf Stürme bei dem Flegel,
Und Schnee bedeut's für mich;
Doch Schicksal, es ist schade,
Daß d' mich verfolgst mit G'walt!
So lang der Gönner Gnade
Nicht auf den G'frierpunkt fallt.

(Prosa.) Das ist eine prächtige Profession, das Barometermachen, man kann verhungern alle Tag! Hab ich unglückseliger Mensch aufs Meer müssen, um die wilden Völker des Erdbodens durch meine Kunst in Erstaunen zu setzen u. s. w. — Diese Betrachtungen dauern oft bis zu einer Viertelstunde. Nestroy dehnt sie besonders lange aus, indem er in ihnen seine ganze cynische Lebensweisheit niederlegt und — wenn ihm nichts Anderes einfällt — irgend ein Wort wie einen Kreisel dreht, ein Calembourg zu Tode hetzt... Nur das echt Dichterische besteht vor der Nachwelt. Nestroy hat nicht **ein** „geflügeltes Wort“ geschaffen; dagegen leben Raimund'sche Lieder, herausgehoben aus den Stücken, für die sie geschrieben worden, wie eine Schöpfung unserer Tage. Unvergessen ist Florian's und Mariandel's Duett aus dem „Diamant des Geisterkönigs“, das mit den Worten endigt:

Selbst mein Leben will ich geben,
Wenn ich todt bin, für dich hin.

Ein ganzer Poet war Raimund, als er im „Bauer als Millionär“ die „Jugend“ zu dem Bauer Wurzel, Abschied nehmend, singen ließ:

Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Mußt mir ja nicht böse sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn.

Wurzel, der reiche Bauer, verarmt, zieht in den Häusern umher, um Asche zu kaufen.* Die Vergänglichkeit alles Irdischen bedenkt er:

So Mancher steigt herum,
Der Hochmuth bringt ihn um,
Tragt einen schönen Rock,
Ist dünn als wie ein Stock;
Von Stolz ganz aufgebläht,
O Freundchen, das ist öd!**
Wie lang steht's denn noch an,
Bist auch ein Aschenmann.
Ein' Aschen! Ein' Aschen!

Am populärsten ist in Wien das Lied, mit welchem die Köhlerfamilie ihr Heim im Walde verläßt, das der nach Einsamkeit sich sehnende Menschenfeind Rappelkopf ihr für theures Geld abgekauft hat:

So leb denn wohl, du stilles Haus,
Wir ziehn betrübt aus dir hinaus.
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

Auch das Lied Valentin's im „Verschwender“ hat sich seine Jugendfrische bewahrt. Es beginnt mit der stimmungsvollen Strophe:

Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Werth des Glücks,
Der eine heißt den andern dumm,
Am End' weiß keiner nix.***
Das ist der allerärmste Mann,
Der andre viel zu reich,
Das Schicksal setzt den Hobel an
Und hobelt s' beide gleich.

Und Valentin — der Bediente, seines Zeichens ursprünglich Tischler — meint zum Schlusse, wenn der Tod ihm einst sagen werde:

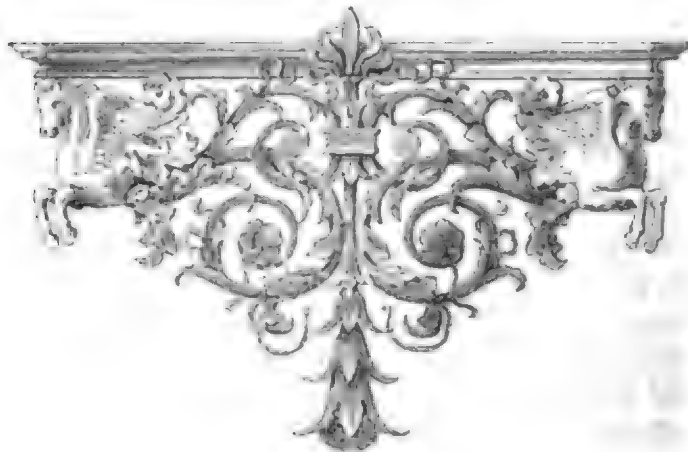
* In Alt-Wien gab es solche Aschensammler, die das Ergebniß ihrer Sammlungen an Pottaschefabriken verkauften.

** Abgeschmackt.

*** nichts.

... Lieber Valentin,
Mach keine Umständ', geh!
Da leg ich meinen Hobel hin
Und sag der Welt Adje!

Allegorie und Melancholie kommen bei Raimund immer wieder zum Durchbruch. So schlingt sich ein gemeinsames Band um alle seine Arbeiten. Aber es wäre parteiisch, zu sagen, daß die letzteren durchwegs von gleichem Werthe, ja daß sie überhaupt durchwegs literarisch zu beachten seien. Drei Stücke Raimund's verdienen für alle Zeit aufbewahrt zu werden als köstlicher Besitz: „Der Bauer als Millionär", „Alpenkönig und Menschenfeind" und „Der Verschwender". In Oesterreich und überall, wo österreichischer Dialekt verstanden wird, sollten diese drei Stücke zum Theaterrepertoire gehören. In deutschen Landen, wo dieser Dialekt nicht guterdings auf die Bühne gebracht werden kann, mag der Leser in seiner stillen Stube sich mit Ferdinand Raimund befreunden. Ist man entschlossen, im Zauber- und Geisterwesen einigen unnöthigen Firlefanz mit in den Kauf zu nehmen, so wird man sich reich belohnt finden und den Athem eines Dichters verspüren... „Der Bauer als Millionär" zeigt, wie der reiche Bauer eigentlich erst, nachdem er verarmt, das wahre Glück kennen lernt. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" geißelt die Misanthropie als eine krankhafte Richtung, legt dar, daß es gute und brave Menschen giebt, und macht Propaganda für Lebenslust und Lebensfreude. „Der Verschwender" mahnt zum Maßhalten in den Tagen, da man Reichthum besitzt, weist aber auch darauf hin, daß man Treue und Ergebenheit oft gerade bei Menschen findet, von denen man sie am wenigsten erwartet, daß also wohl derjenige am tiefsten fühlt, der mit seinen Gefühlen nicht kokettirt. Ehe wir zu diesem Kern der Stücke durchdringen, sind wir allerdings gezwungen, mit Alpengeistern, Genien, Feen, Zauberern, Nymphen, Furien, Sylphiden und Waldgöttern zu wandern. Diese Gesellschaft ist uns ungewohnt und daher unbequem; aber wer kann Raimund verargen, daß er sie uns gegeben? Wanderte doch er selbst durch sein kurzes Leben an der Seite einer Fee, die all das Schöne, womit er die Herzen Tausender erfreute, als sein Schutzgeist ihm ins Ohr flüsterte!



Aus Arkadien.

Von

Arthur Milchhöfer.

II.

Der Piräus ist ganz modern gebaut, erst die offenen Hallen am Hafen und die bunte Tracht der Inselgriechen mit ihren weiten, von buntfarbigen Shawls gegürteten Pumphosen, den blauen Jacken und dem hohen rothen Fez erinnert dich daran, wo du bist.

Ich liebe diese geradlinige Hafenstadt, vielleicht eben weil ich mich viel mit ihr ex officio beschäftigt habe, und diese Bevölkerung, namentlich die Schiffer und Barkenführer, vielleicht weil es in einer Seestadt, die der Verderbniß in so hohem Grade ausgesetzt ist, doppelt auffällt, einen tüchtigen Stamm ehrlicher Leute zu finden. Und das sind sie, trotz ihres infernalischen Lärms, der auf den neuen Ankömmling (wie schon, freilich mit mehr Recht, in Korfu und Zante) einen so piratenartigen Eindruck zu machen pflegt. Es sind zugleich kühne Seeleute, namentlich vorzügliche Segler, wie ich auf mancher sausenden Fahrt besonders in den tückischen Gewässern um Salamis erprobt habe.

Ein Trupp dieser Bursche ist bereits mit unserem anrollenden Wagen eine gute Strecke mitgelaufen; die bekannten zwinkern vertraulich grüßend mit den Augen und machen das Anciennitätsrecht ihrer Freundschaft geltend, um Gepäck und Passagiere dem Dampfer zuzuführen.

Das Meer in dem wunderbar geschlossenen Hafen, diesem seltenen Geschenk der Natur, welches die Athener erst durch Themistokles würdigen lernten, ist ruhig und spiegelglatt wie ein Wasserbecken. Hunderte von Masten entziehen vorläufig noch den heutigen Naupliadampfer unseren Blicken.

Welches Schiff ihrer Flottille wird uns diesmal die „Gesellschaft“ bieten? Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob wir z. B. die wackelige „Heptanisos“ (Siebeninseln) mit ihrem beschränkten Verdeck und ihrem undefinirbaren griechischen Odeur besteigen werden oder die elegante beflügelte „Iris“. Noch hundert Ruderschläge und wir liegen an der barkenumlagerten Schiffstreppe; es ist die „Karteria“, eines der besseren Fahrzeuge, wie wir mit Befriedigung constatiren.

Die „Gesellschaft“ hat aber auch alle Veranlassung, ihre von Hafen zu Hafen rund um den Peloponnes gelegte Linie gegen die Concurrenz zu behaupten, welche die „Petalá“ und „Gialussi“ soeben aufgethan haben. Bieten doch die Einen, um sich ein Publikum zu gewöhnen, den Mitreisenden dritter Classe freie Ueberfahrt, die Anderen sogar noch ein Frühstück dazu!

Das Verdeck ist erfüllt von lärmenden Verkäufern. Pfirsiche, Aprikosen, „kretische“ Feigen spielen die Hauptrolle; Aepfel und Birnen wie überhaupt die edleren Obstsorten, welche der Züchtung bedürfen, sind hier zu Lande nicht viel werth.

Zeitungsjungen, welche sämmtliche auch das Amt von Stiefelputzern bekleiden, bringen die athenischen Morgenblätter: die „Ephimeris“, „Hora“, „Stoa“, „Palingenesia“ (Wiedergeburt), welche alle für fünf Leptá (3½ bis 4 Pfennige) im Handverkauf vertrieben werden. In Ermangelung größerer Fragen bilden Parteigezänke und Personalien den wesentlichsten Inhalt.

Auch von unserer Expedition nach Tegea steht bereits zu lesen, wie mir Freund K. nachweist, den ich übrigens stark im Verdacht der Mitarbeiterschaft habe.

Endlich wird das Verdeck „klar“ gemacht; die Signalpfeife ertönt, und langsam wendet sich das Schiff aus dem Gewirr des Hafens durch die enge Pforte zwischen den beiden auf antiken Grundlagen ruhenden Molen, vorüber an den Resten zweier gewaltiger Rundthürme, welche einst mit ihrem Kettenverschluß den werthvollsten Besitz Athens sicherten, dem offenen, strahlenden Meere zu.

Lassen wir den freier gewordenen Blick noch einmal rückwärts auf Athen fallen. Es erscheint nahe genug, im Halbkreise seiner Felshöhen geborgen. Man kann die Säulen am Parthenon zählen, so klar ist die Luft auf mehr als eine Meile Entfernung. Die Akropolis bildet von hier aus gewissermaßen einen Sattel, an den sich rechts wie ein gewaltiges Haupt der Bergknauf des Lykabettos anschließt, links der Rumpf des Pnyxgebirges, das Steinbild einer kolossalen, ruhenden Sphinx vervollständigend. Im Hintergrunde spannt sich gleich einem Tempelgiebel der Pentelikon, die vornehmste Gebirgsform der Ebene, aus; man merkt, daß er aus edlerem Stoffe als die übrigen gebildet ist. Noch heute glänzen seine alten Brüche weißen Marmors herüber.

Vor uns ist der Sehkreis wie gesättigt von historischen Erinnerungen. Mit dem ersten Schritt hinaus beginnt die Ruhmesbahn Athens. Dieselben Wellen, welche wir jetzt durchschneiden, trugen einst die Trümmer der stolzen Perserflotte östlich nach Cap Kolias hinüber. Eben öffnet sich rechts die schmale Meerstraße zwischen Salamis und dem Festlande, in welcher der Kampf entschieden wurde. Wir streifen beinahe eine kleine Felseninsel mit weißem Leuchtthurm: es ist Psyttaleia, wohin sich der glänzendste Schwarm der Feinde geflüchtet hatte, um unter den Augen des Xerxes, dessen Thron auf der nächsten Höhe des Festlandes stand, von den griechischen Schwertern niedergemacht zu werden.

Heute kämpfen auf der öden Klippe griechische Jünglinge um eine andere Palme. Hierher pflegen nämlich die Studenten, welche vor dem Examen stehen, in mönchischer Abgeschiedenheit den Zerstreuungen der Hauptstadt zu entweichen.

Wie nahe Alles beisammenliegt! Hier zweigt sich bereits die Fahrstraße nach Korinth ab; es folgen in mächtiger Ausdehnung die Gebirge des Peloponnes. Aegina, einst die ebenbürtige Rivalin Athens, scheint nur durch einen schmalen Wasserarm getrennt, und wenn der Blick links die Küste der attischen Halbinsel entlang schweift, so kann er neben den silberhaltigen Laurionbergen deutlich die fernen Umrisse von Keos, Kythnos und anderen Cykladen verfolgen.

„Wie nahe Alles beisammenliegt!“ ruft unwillkürlich Jeder aus, der zum ersten Mal das östliche Griechenland an erinnerungsreicher Stelle berührt. Die Schauplätze der Ereignisse, die der Geist sonst mit andächtiger Feierlichkeit durchwandelte, hier rücken sie in fast beunruhigende Nähe zusammen!

Hat man sich einmal in diese Thatsache gefunden, so ergiebt sich nachträglich meist eine zweite Täuschung: der Neuling beginnt die Entfernungen zu unterschätzen, bis ihn dann gewöhnlich harte körperliche Erfahrung eines Besseren belehrt. Dieses optische Versehen hat noch seinen besonderen Grund in der unendlichen Durchsichtigkeit und Feinheit der Luft, welche die trockeneren östlichen Landschaften und namentlich den attischen Horizont vor jedem mir bekannten Erdstrich auszeichnet. Gesteigert wird dieser Eindruck noch bei Regenstimmung; der anderthalb Stunden entfernte Hymettos scheint dann von Athen aus unmittelbar hinter dem Schloßgarten aufzusteigen; ja könnte ich dich zu solcher Stunde unvorbereitet auf die Akropolis stellen, du würdest das Meeresufer hinter der nächsten Hügelwelle in zehn Minuten zu erreichen glauben und dich vielleicht, wenn es die Wette zu lohnen schiene, anheischig machen, von dort nach der Insel

Aegina hinüberzuschwimmen. Und doch braucht unser trefflicher Dampfer nicht weniger als zwei Stunden zur Ueberfahrt; einst gelangte ich selbst auf pfeilschnellem Segelboot in gleicher Zeit dahin, aber ebensowohl erinnere ich mich nur allzu lebhaft einer anderen Fahrt, da meine zurückkehrende Barke zwölf Stunden lang auf dem Wasser schaukelte.

Ein kurzer Personenwechsel, durch anlegende Kähne vermittelt, und das liebliche Aegina mit seiner Seefahrercapelle auf dem vorgeschobenen Posten des Molo, mit seinen Feigen- und Weingärten, überragt von dem luftigen Pic des Hagios Elias, der einst dem „allhellenischen Zeus" geweiht war, gleitet an uns vorüber. Rechts bleibt in ihrem braunvioletten Dunkel die vulcanische Felsmasse der Halbinsel Methone. Es folgt die Insel Poros, mit ihren erstorbenen Orangenhainen, das alte Kalauria, wo Demosthenes am Altar des Poseidon starb; sodann Hydra, ein langgestreckter Granitfelsen im Meer von erschreckender Schroffheit und Oede. Da plötzlich blicken die weißen Häuser der Stadt hervor, die überaus malerisch zwischen dem graurothen Gestein gleich Perlen ausgesäet erscheinen.

Die Hydrioten haben infolge des Befreiungskrieges ihre Reichthümer eingebüßt, ihre Handelsverbindungen vom schwarzen bis zum atlantischen Meere sind zerrissen; aber nicht nur der ruhmvolle Name, sondern auch der tüchtige Schlag ist unversehrt. Um die Wette suchen sie heute von ihren leichten Barken aus das noch im vollsten Gange befindliche Dampfschiff zu entern. Der Vorderste will rasch einen Strick um die kleine Schiffstreppe schlingen, verliert aber bei der heftigen Bewegung das Gleichgewicht und verschwindet kopfüber in dem Strudel. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens, aber schon im nächsten Moment schwingt sich unser junger Hydriot, der zum Glück das Tauende festzuhalten vermocht hatte, wieder in seinen Kahn, lachend und höchstens etwas beschämt, denn nun war er um viele Ellen hinter dem Dampfer zurückgeblieben.

Allmälig biegen wir um den flacheren Strand von Hermione herum in den Golf von Nauplia ein. Links passiren wir die kleine regelmäßig geformte Insel Speza, welche in mehrfacher Beziehung das Schicksal von Hydra getheilt hat.

Mir und einigen Freunden wird Speza unvergeßlich bleiben, denn hier endeten mit einer mehrtägigen Gefangenschaft die tragi-komischen Erlebnisse unserer ersten griechischen Reise. Es war Ende 1876. Eine kleine Gesellschaft von Deutschen, mit höchst mangelhaften Kenntnissen des Neugriechischen, aber desto mehr gutem Humor ausgerüstet, waren wir damals von Piräus nach Aegina, von Aegina nach Epidauros herübergesegelt, gerudert, getrieben, wie es die täglich wechselnde Laune des Meerbeherrschers Poseidon eben fügte. Auf der Wallfahrt nach dem altberühmten Heiligthum des Asklepios zu Fuß, zu Roß und Maulthier hatten wir sodann die kirschrothen Früchte des Erdbeerbaumes gepflückt, welche die Griechen abergläubischer Weise unangetastet lassen, und in der stillen Thaleinsamkeit des „Hieró" die ersten, „noch völlig unbekannten" antiken Steininschriften aus dem Mörtelwerk verfallener Capellen gekratzt. Als wir endlich auf breiterer Straße gen Mykene zogen, jagte soeben ein reitender Bote Schliemann's mit dem ersten „Siegesbulletin" an uns vorüber nach Nauplia. „Gold, viel Gold!" Dieses Zauberwort beflügelte auch unsere Schritte. Auf der alten Atridenfeste blieben wir eine Zeit lang Zeugen der Triumphe des Unermüdlichen über die schätzehütenden Mächte der Finsterniß. — Doch nicht von den glänzendsten Momenten unserer Expedition, nicht von den unvergeßlich lehrreichen Eindrücken, nicht von der wahrhaft antik-hellenischen Gastfreundschaft, die Schliemann unter erschwerenden Umständen an uns übte, — von den Leiden, die wir als Lehrgeld und Sühne zahlten, sollte ich ja eigentlich reden. Nach jenen Erlebnissen nämlich hatten wir uns von Nauplia aus unerfahrener Weise in einem jener schwerfälligen Verdeckboote, Kaïks genannt, nach Athen eingeschifft, um kostbare Tage hindurch immer längs der steinigen, unbewohnten Küste ein Strandfahrerleben zu führen, das lebhaft an die ersten schüchternen Anfänge der nautischen Kunst erinnerte. Hätte uns nicht der brauchbare Hallunke Antonios, ein griechischer Soldat, der unserem Gefährten, Herrn v. A.,

für seine Vermessungsarbeiten zucommandirt worden war, vorher überreich mit Speise und Trank verproviantirt, wer weiß, in welchem Zustande wir endlich Speza erreicht haben würden. Hier zogen wir es vor, lieber einen gleichen Zeitraum auf den Dampfer zu warten, als uns dem würdigen Capitano, dessen unerschütterliche Ruhe nur von der seines Schiffes übertroffen wurde, noch länger anzuvertrauen. Ich erinnere mich, in thatenloser Verzweiflung auf Speza meine ersten Studien im profanen Whistspiel gemacht zu haben, bis endlich das verspätete Dampfschiff anlegte, welches von Nauplia aus kaum die Hälfte der Stunden als wir Tage gebraucht hatten.

Vom herrlichsten Wetter begünstigt, lagen wir diesmal schon am frühen Nachmittag auf der Rhede von Nauplia.

Wenn es eine Kunst gäbe, die Mannigfaltigkeit von Sage und Geschichte, das Sichtbare und Unsichtbare in ein Augenblicksbild zu verschmelzen, nur dann ließe sich vielleicht die Empfindung mittheilen, welche die Ebene von Argos, dieser ehrwürdigste Schauplatz griechischen Völkerlebens, erweckt. Was hülfe es, das ganze Gebiet mit dir Punkt für Punkt zu durchwandern und dabei alle mythischen und historischen Erinnerungen aufzufrischen; auf dem Wege der beschreibenden Reflexion würde doch das Beste verloren gehen!

An und für sich betrachtet, ohne poetische und geschichtliche Theilnahme, schmeichelt uns die Landschaft allerdings unendlich weniger als z. B. diejenige Attika's. Hier ist Alles ernster, dürftiger, greisenhafter. Um die Küste ein Saum von Moor, im Hintergrunde das steinige, wasserlose Inachosgebiet. Auch die Berge entbehren jener feinen Linienführung; sie erscheinen wie die Ueberreste von Menschenhand ungefüger, ich möchte auch von ihnen sagen: alterthümlicher.

Wenn man aus dem „innersten Winkel des rossenährenden Argos", wie schon Homer die Königsburg Mykene nennt, zum Meer hinabschaut, so scheinen auf beiden Seiten der kreisrunden Bucht, an der Schwelle des Landes, zwei hochragende Felskuppen gleich ernsten Trabanten Wacht zu halten: der Berg Palamidi von Nauplia und die Larissa der alten Hauptstadt Argos.

Der Palamidi ist nur der letzte aufbäumende Gipfel eines Gebirgskammes, der kataraktartig zum Meere abstürzt, um noch einmal in einer leiseren Erhebung auszuklingen. Die letztere trägt das türkische Fort Itsch-Kalé, der Palamidi selbst galt einst als unersteigliche Festung; längst ist sein Ruhm dahin, heute dient er nur als Strafgefängniß.

Beide Höhen bilden den überaus malerischen Hintergrund für das eng, aber reinlich und hübsch gebaute Nauplia, welches beinahe Hauptstadt des jungen Königreiches geworden wäre.

Heute ist Nauplia ein stiller Ort geworden; es macht den Eindruck eines in den Ruhestand versetzten Kriegers, trotz seiner martialischen Festungswerke, trotz des Löwen von San Marco, der an den Mauern vor den Thoren, und trotz der Besatzung, welche innerhalb derselben Wacht hält.

Unter dem Militär stößt man übrigens gerade hier noch vielfach auf deutsche Traditionen, auf Erinnerungen an König Otto und die „Bayernzeit". Der Commandant der Festung war selber bis vor Kurzem ein Deutscher oder ist es noch. Manch alter Soldat holt vielleicht, um dir zu gefallen, aus seinem hintersten Gedächtnißwinkel noch ein paar deutsche Brocken hervor, wenigstens das so beliebt gewordene „trink Wein". Weiter draußen in der Vorstadt Pronia ruht aus dem lebenden Fels gehauen ein kolossales Nachbild des Luzerner Löwen, welches unser verehrter atheniſcher Freund, der Bildhauer Siegel, als Denkmal der in Griechenland verstorbenen deutschen Soldaten geschaffen hat.

Heute ist es übrigens doch noch etwas lebhafter hier als gewöhnlich. Offenbar aus Liebenswürdigkeit gegen das Dampferpublikum spielt Montags die Militärcapelle am Quai, der mit Tischen und Stühlen der Kaffeehäuser reich besetzt ist.

Wir mußten uns diesem Genusse bald entziehen; der Wagen harrt, welcher uns nach Argos und weiter nach Myli bringen soll, von wo wir Nachts sicherlich Fahrgelegenheit bis Tripolitza vorfinden.

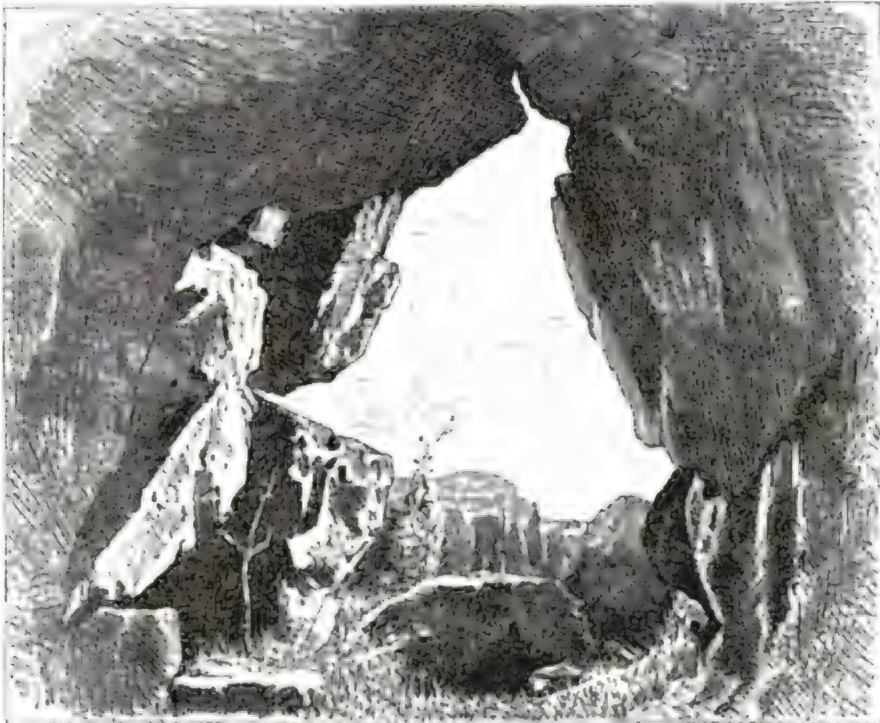
Ein griechischer Freund aus Nauplia, den wir bereits früher erworben haben, schließt sich uns an. Er ist Rechtsgelehrter und natürlich Advocat, wie deren

Griechenland eine unglaubliche Menge ernährt und noch mehr besitzt, als das streitlustigste Land ernähren kann. Was Wunder, wenn die Advocaten das processirende Volk zu dauernder Kundschaft anhalten und wenn dieses zum Dank dafür den Dornenstrauch, welcher das Ergriffene nicht wieder losläßt, mit ihrem Namen („Dikegóros“) belegt.

Daß übrigens unser Begleiter noch nicht zu der dornigen Gattung gehört, beweist schon die freie Zeit, über welche er verfügt.

mir das Innere von unterirdischen Gängen noch weit systematischer durchsetzt, als die bisher zugänglichen „Spitzbogengalerien“ ahnen ließen.

Nicht anders als altersgrau kann ich mir die einstige Hauptstadt der Argiver vorstellen, die ihr schönstes Heiligthum, den Marmortempel der Hera, auf die andere Seite der Ebene hinausgebaut haben; grau und unscheinbar ist auch das moderne Argos, trotz seiner stattlichen Kirche, welche die niedrigen Häuser nur noch mehr herabdrückt.



Blick auf den Palamidi von Tyrins aus.

Wir fahren in weitem Bogen um die Meeresbucht der alten, ungefähr zwei Stunden entfernten Landeshauptstadt zu.

In einer Viertelstunde berühren wir Tiryns, die uralte Residenz des mythischen Königs Proetos. Auf sein Geheiß umgaben lykische Cyklopen den flachen, schuhsohlenartigen Hügel mit der Ringmauer aus gewaltigen, nur durch ihre Schwere zusammengehaltenen Blöcken, die wir noch heute immer von Neuem staunend umwandeln. Von den Geheimnissen, welche diese Mauern einschließen mögen, hat selbst ein Schliemann trotz seiner gewaltigen Gräben und Schachte nur wenig ans Licht gebracht. Seitdem ich heute schon den zweiten Fuchs durch die Distelfelder des oberen Plateaus schleichen sehe, denke ich

Unseren griechischen Begleitern zu Liebe müssen wir diesmal direct bei einem „Gastfreunde“ absteigen, sehr zur Betrübniß meines Freundes Sabas, in dessen Speisehaus (Magirion) ich einst vierzehn Tage lang gewohnt hatte. (Ein eigentliches „Xenodochion“, zu deutsch „Hotel“, giebt es in ganz Argos nicht.) Weshalb ich es aber sonst thunlichst vermeide, griechische Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, will ich dir ein andermal auseinandersetzen.

Wir haben nicht die Absicht, den Rest des Tages in Argos zu verbringen. Unsere Einkehr bezweckt mit ostensibler Deutlichkeit nur eine opulente Mahlzeit, die aus mehreren Fleischspeisen (Lamm und Geflügel) bestehen muß.

Während der Zubereitung besichtigen wir das kleine Provinzialmuseum in der „Demarchie“ und das am Fuß der Larissa in den nackten Fels gehauene Theater, belagert von dem unvermeidlichen Kindertroß, dem das Erscheinen von Fremden stets eine willkommene Unterbrechung jener beliebten Kriegsspiele bedeutet, welche in Ermangelung gefahrloserer Waffen hier wie überall in Hellas mit Steinen ausgefochten werden. Diesen cyklopischen Künsten verdankt Griechenland auffallend viele Einäugige; um doch auch einmal eine classische Anmerkung zu machen, gebe ich dir zu erwägen, ob sich nicht Vater Homer seine Cyklopen aus ähnlichen Gründen in Verbindung mit dem „Gesetz der Vererbung“ einäugig dachte?

Als die Sonne den Schattenkegel der Larissa auf den Marktplatz von Argos warf, standen Wagen und Maulthiere bereit; letztere, um den Professor und seine Gemahlin nach dem Dorfe Charvati am Fuß von Mykene zu tragen, jener für uns, um den vortrefflichen Weg längs der Küste bis Myli auszunutzen, von wo der steile Weg zur Hochebene von Tripolitza ansteigt.

Der schmale Küstensaum zwischen Gebirge und Meer ist das eigentliche Weinland von Argos. Was die Natur dem „vieldürstenden“ in der großen Ebene frühzeitig entzog, spendet sie hier noch heute in Fülle. Welche Verschwendung, wenn plötzlich der Erasinos, den wir eben überschreiten, gleich stromartig aus dunklem Felsspalt entquillt, um mit seinen pfeilschnellen Wassermassen in einer Viertelstunde das Meer zu erreichen! kaum daß er Zeit hat, einige Mühlen zu treiben! Oder wenn gar bei Myli, dem alten Lernae, wo wir endlich im Dunkel des Abends halten, die bösen stagnirenden Geister des Wassers, die man schon im Alterthum „nicht mehr los wurde“, sich zur vielköpfigen Hydra aufblähten, welche nur ein Herakles zu überwinden vermochte! Ja noch mehr! Läge es in unserem Plan, dieselbe Küste eine Strecke südwärts zu verfolgen, über das vorspringende Zavitzagebirge hinaus, so würden wir die Süßwasserquelle Deine oder Anavolos, einer flachen Glasglocke gleich, ihr kostbares Naß mitten im Meere entladen sehen. So ungleich sind die Güter auch auf classischem Boden vertheilt!

Wir aber halten in Myli, als Endstation der Diligencewagen, welche heute um der Dampfer willen von Tripolitza herübergekommen sind und die wir nach sicherer Berechnung noch rastend vorfinden; denn anders als in der Kühle der Nacht wagen sie es nicht, den steilen Serpentinweg zurückzuverfolgen.

Wir finden sogar noch Muße, unter dem fascinirenden Glanz des südlichen Sternenhimmels, an welchem der Jäger Orion unbestritten die Herrschaft ausübt, eine Ruderfahrt zu veranstalten. Die Natur hat unseren Freund K. für das geringe Maß des Körpers mit einem heroischen Baryton entschädigt, dessen Töne sicher heute noch manchem Schläfer drüben in Nauplia in die Ohren drangen.

Und doch ist es ein schönes Stück Wassers über die ganze Breite des Golfes hinweg, wie unser Begleiter, der Advocat, zu seinem Kummer erfahren sollte. Als es galt, den Heimweg anzutreten, fand sich kein Schiffer mehr bereit, ihn hinüberzusetzen. Nur ein langer Bursche, der faul auf einer Steinbank am Ufer lag, machte sich die fehlende Concurrenz zu Nutze, um die übertriebensten „Fremdenpreise“ zu stellen. Was half alles Protestiren unter dem ebenso beliebten wie bezeichnenden Refrain, daß „wir doch keine Engländer seien“; schließlich mußte das Verlangte bewilligt werden, und man fuhr ab.

Aber die Söhne des „listenreichen Palamedes“ sind einander gewachsen. Bereits nach einigen Tagen nämlich erfuhren wir, daß unser rechtskundiger Freund, drüben angelangt, seinem Fährmann statt der Bezahlung die kaltblütige Weisung gab, sich „sto diavolo“ zu scheren oder ihn bei den Gerichten zu verklagen, was offenbar auch nicht viel mehr bedeuten wollte.

Wir hatten mit unserem schon bei früherer Gelegenheit erprobten Lohnkutscher leichtere Arbeit und saßen um Mitternacht bequem in dem verdeckten Wagen geborgen, froh über dem Kommenden die Augen schließen zu dürfen; denn es ist wahrlich keine Lust, die keuchenden Thiere einen schweren Wagen in endlosem Zickzack zur Höhe von dreitausend Fuß emporschleifen zu sehen! Nur bisweilen, nach den Stößen und heftigen Biegungen des Weges, maß

der Blick, unwillkürlich aufgeschreckt und doch bald beruhigt, den nahen Rand des Absturzes und die vom nächtlichen Dunkel noch vertieften Schluchten. Als wir endlich nach kühlem Sonnenaufgang auf ebenerer Straße, wenn auch immer noch zwischen hohen Bergen dahinrollten, blieb nur das unbestimmte Gefühl überwundener Schwierigkeiten übrig.

Der zweite auffallende Eindruck, sobald sich die weite Ebene von Tripolitza vor uns eröffnet, ist der des „Binnenländischen". Wir sind in Arkadien, der einzigen Landschaft Griechenlands, welche uns in ihrer ganzen Ausdehnung den gewohnten Anblick des Meeres entzogen hält.

Dafür bietet sie wiederum einen ihr allein eigenthümlichen Ersatz. Diese gleichmäßig horizontalen Flächen ohne Schwellung, ohne Bewegung (man müßte denn die wogenden Saaten dafür nehmen), dieses inselartige Aufragen der Höhen, diese scharfen Abschnitte an den Säumen ringsum, wo steile Bergwände ohne Uebergang emporwachsen und ihre Wurzeln sichtbarlich tief unter das weiche Erdreich der Ebene treiben — all dieses erzeugt schon in dem Uneingeweihten die Vorstellung eines erstarrten Meeres, eines heute mit Erde statt mit Wasser ausgefüllten Beckens.

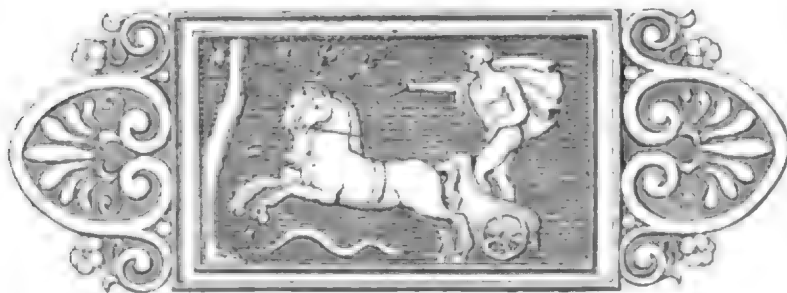
Und schauen wir ferner zu den nackten, ausgebleichten Gebirgsskeletten hinauf, deren Spalten und Rinnsale gegenwärtig alle winterlichen Regenmassen unvermischt und unvermindert herabführen, so kennen wir auch die Wege, auf denen das feste Element allmälig an Stelle des flüssigen trat.

Die entwaldeten Berge haben in unvordenklicher Zeit ihren Humus an die Tiefe abgegeben und diese zur Ebene werden lassen; ja noch mehr: sie haben vermöge wunderbarer Ventilvorrichtungen der Natur, der sogenannten Katabothren, das anstauende Wasser wieder in sich zurückgenommen und die Ebene bewohnbar gemacht. Freilich ist dieser Proceß nicht überall vollständig durchgeführt. Der See von Pheneos, die intermittirenden Gewässer von Stymphalos, der Takasumpf bei Tegea gemahnen am deutlichsten an die unzuverlässige Doppelnatur des Bodens und an die gefährliche Abhängigkeit von jenen Felsöffnungen, deren Regulirung einst, nach der Sage von Pheneos, keinen Geringeren als Herakles beschäftigte.

Eine solche dunkle Höhle öffnet sich in flachem Bogen links neben unserem Wege am Fuß des Parthenongebirges. Sie nimmt den irrenden Lauf des Sarantapotamos auf, welcher, einst freilich in ganz anderer Richtung, zur Regenzeit die Gewässer der tegeatischen Ebene abführt.

Wir durchschneiden jetzt das Flachland in seiner ganzen Breite. Drüben unter den Gipfeln des Mänalos tauchen hinter Maulbeerbäumen, um den hochragenden neuen Dom geschart, die rothen Ziegeldächer von Tripolitza auf. Wir glauben eine freundlich blickende deutsche Landstadt zu begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)



Münster.

Ein Städtebild

von

Levin Schücking.

Münster ist von anderen westfälischen Städten an Zahl der Bevölkerung überflügelt worden, wesentlich jener Art der Bevölkerung, die fluctuirend dem Industrieaufschwung folgt und die dem Leben, dem Verkehr in der Stadt, der sie sich zuwendet, wenig Verschönerndes und nur sehr Geringes an Gemüthlichkeit und Behagen hinzufügt. Aber die Ehre, die unbestrittene Hauptstadt des alten Westfalenlandes zu sein, hat sich Münster gewahrt, und wenn es vielleicht auch klüger und zeitgemäßer gewesen wäre, die Zinnen der alten Mauerkrone, die von seiner Stirn abgefallen ist, durch einen hübschen, das Auge des volkswirthschaftlichen Reisenden erfreuenden Kranz dampfender Fabrikschlöte zu ersetzen, so hat es doch seine Lüfte sich rein von Qualm und Kohlendunst und jener schwarzen Aerugo ignobilis bewahrt, welche alle Industriestädte incrustirt. Nein, die liebe Stadt meiner Väter ist in der That nicht schwarz (trotz Allem, was der böse Leumund ihr nachreden mag) und nicht häßlich wie viele andere modernere, reichere; sie ist noch immer eine ruhige, vornehme, alterthümliche Stadt, und wenn der von Nord oder Süd kommende Reisende sie aus seinem Coupéfenster zuerst erblickt, erfreut er sich sicherlich, daß das alte Land der rothen Erde, dieser für die Geschichte und die Culturgeschichte classische Boden, eine so würdige, ehrwürdige Hauptstadt hat wie die da vor ihm liegende, mit ihren schönen, mächtigen und zahlreichen Thürmen aus dem grünen Kranze dichtbelaubter Linden ragende. In der That steht diese Hauptstadt des Landes in einer eigenthümlichen Harmonie, in einem seltenen Einklang mit dem besonderen eigenartigen Wesen des Landes selbst; sie ist dessen ureigenes charakteristisches Gebilde; sie ist ein sprechender und wahrhaftiger Beleg zu dem, was das rothe Erdenland an so mancherlei Besonderheit und eigenartiger Weise, was es an traditioneller Stammesart und Sitte hat. Das bis auf diesen Tag ihr bewahrte alterthümliche Gepräge konnte ihr nur durch eine reiche Geschichte verliehen werden; und durch die schaffenden Hände von Menschen, von sich folgenden Generationen, welche ihren eigenen Sinn hatten und in deren Natur es lag, die Ergebnisse der allgemeinen Geschichte, das von auswärts Zugeführte nicht schlechtweg hinzunehmen, sondern für sich auf ihre Art zu verarbeiten.

Wenn ich die gute alte Stadt, auf deren Straßen ich als Kind gespielt habe, so preise, dann ist das nicht die Nachwirkung der Eindrücke gläubiger und leicht bestochener Jugend. Hat doch auch dithyrambischen Schwunges der Dichter Münster gepriesen:

. . . vor ihnen
Lag das verheißene Ziel, glanzreich; westfälischen Landes
Perle, von Linden umgrünt, vielthürmig, das heilige Münster.
„Seht," rief einer der Schar, „dort hebt die gigantische Kuppel
Hoch Sanct Lambert's Thurm in die Luft, dort leuchtet der Dom — dort
Schimmert die Prachtthurmkrone der Liebfrauenkirche — da drüben
Ragt Sanct Ludgeri Zinne, die zierliche, luftige..."
So nannt er
Leuchtenden Auges sie alle, die Zinnen umher und die Kuppeln,
Die da ragten aus blühndem Gesträuch, Baumgängen und Laubgrün;
Silberig blitzte herüber aus wiesigen Gründen der Aafluß.
Habt ihr Münster gesehn und den reizvoll prangenden Marktplatz?
Habt ihr das Rathhaus drinnen, das hochaufragende Prachtwerk,
Und die Paläste gesehn, die gegiebelten, und die Arkaden,
Welche gewölbt, zu den Seiten des lang sich streckenden Marktes,
Lieblich geschwungen die Zeile der prangenden Häuser begleiten?
Habt ihr geschaut sie, die Bogen, die ragenden Erker, die Zinnen,
Wie sie dereinst prachtüppig erstanden auch unter des Nordens
Kälterer Sonne, bestaunt von den nüchternen Menschen der Jetztzeit?
Glanzlos bricht sie sich heut an den Wundergebäuden die matte
Fluth alltäglichen Lebens; nur noch einförmige Menschen
In einförmiger Tracht durchwandeln die stolzen Arkaden.
O, wie so anders zur Zeit, da die Scharen der Wiedergetauften
Morgendlich zogen gen Münster! Da wogte das Leben noch farbig,
Glänzend gesellte sich da zu phantastischem Schmucke der Wohnstatt
Noch die phantastische Zierde der Tracht; wie erglänzten die bunten
Bauschigen reichen Gewänder im Schimmer der Sonne, die Wämmser,
Vielfach geschlitzt und betreßt, und die Spangen, die Ringe, die Gürtel,
Purpurn, mit Perlen gestickt, die Barette mit nickenden Federn
Und die gediegenen Klingen, besetzt mit köstlichen Steinen!
Und wetteifernd im Prunk schritt neben dem Bürger der Landsknecht,
Schritt der bekuttete Priester, die Tiefen des Schwarzen und Weißen,
Grauen und Braunen erschöpfend in mancherlei Ordensgewandung!

Ich denke, wenn Robert Hamerling, der Dichter des „König von Sion", die Hauptstadt Westfalens so schwärmerisch verherrlicht, darf auch der Eingeborene mit einiger Emphase beginnen, wenn er ein Stadtbild von Münster entwerfen soll. Sind doch die meisten Fernherkommenden, welche es betreten, überrascht, daß sich hier ein solcher Schatz von Kunst und Alterthum inmitten eines durch künstlerische Initiative und Triebkraft heute durchaus nicht mehr berühmten Landes gebildet hat! Ein Schatz, der beweist, welche reiche Blüthen die idealeren Lebensmächte einst hier trieben, ehe sie ziemlich gründlich entthront wurden oder in Mißcredit geriethen — ein Schatz, der ihm sofort in die Augen fällt, während sich im Inneren der Kirchen und Häuser noch ein größerer birgt, namentlich an Werken der Kleinkunst, wie sie die im Jahre 1879 stattgefundene Ausstellung von allen Seiten unerwartet reich ans Licht stellte! — Und führte doch diese so erfolgreiche Ausstellung unseren trefflichen Kunstgelehrten, Professor Nordhoff, zur Entdeckung Eisenhoit's! und welche Perlen alter Kunst brachte sie zu Tage!

Die Stadt, welche heute mit zwei oder drei anderen kleineren Städten in Deutschland und der Schweiz den Namen Münster gemeinschaftlich hat, hieß vor Alters und ursprünglich Mimigardevort, Mimigarnefurt. Was das bedeutet und besagen will — wer weiß es? Nur um eine Furt muß es sich dabei handeln, und eine solche, die zu einem — Mimer's Garten? führte, lag in der That im Herzen der heutigen Stadt, an dem kleinen Flusse, der sie durchzieht und der den sehr einfachen Namen Aa (aqua, eau, das Wasser) führt. Aus weiten uncultivirten Sumpf- oder Wiesengründen gelangte man durch die Furt auf einen östlich vom Flüßchen liegenden Hügel, der sich nur wenig über dem welligen, aber in den Zeiten vor der Stadtgründung bereits bebauten und besiedelten Terrain erhob; der Hügel aber wird die Mimigarde genannt worden und eine Malstätte, ein Dingplatz der alten Bructerer gewesen sein, seit uralter Zeit, wohl noch ehe der Bructerername in den großen der Sachsen aufgegangen war. Mit einem Kranz uralter Eichen, mit einem heiligen Hain denke ich mir die Stätte umgeben — zu allen späteren christlichen Zeiten noch und bis auf den heutigen Tag hinab ist sie immer mit Bäumen, jetzt alten Linden, bepflanzt gewesen, wie traditionell aus den Heidentagen her.

Es kamen die Franken und brachten ihr militärisch so wirksam unterstütztes Christenthum mit seinen frommen Zwingburgen in das alte Sassenland, das seine so volksthümlichen und mit einem großen Tiefsinn durchdachten Lebensordnungen, das seine so gläubig verehrte und einer dichterischen Phantasie entblühte Götterwelt durch einen dreißigjährigen erbitterten und blutigen Krieg zu vertheidigen suchte. Aber umsonst — die Franken befestigten ihre Herrschaft immer mehr; ihre Prediger, der heilige Suibertus, der Abt Bernhard, kamen bis in unsere Gegend; sie stifteten eine christliche Gemeinde hier und bereiteten die Gründung eines Bisthums vor, welche 791 erfolgte, auf Geheiß Caroli magni. Man verfuhr dabei ganz der Vorschrift gemäß, welche Papst Gregor der Große für solche Errichtungen gegeben hatte: Zerstört die Heiligthümer und Opferplätze der Heiden nicht, sondern schafft sie in christliche Kirchen um, auf daß die altgewohnte Verehrung den christlichen Gotteshäusern zu Gute komme. Auf die alte Mimigarde baute man die Bischofsburg für einen friesischen Adalingsohn Ludger, der, dem Christenthum gewonnen, sich seine Bildung jenseits der Alpen, in Rom, in Benevent, erworben und dann schon in den Landen an der Yssel und als Gehülfe des heiligen Levin sich bewährt hatte. Was man baute, war eine Kirche und ein Kloster für des Bischofs Brüder und Mitstreiter, Wohnungen für die Dienstleute und Knechte und rund umher eine feste Mauer zu Schutz und Trutz. Den Trutz mochten am meisten die beiden sächsischen Wehrfester empfinden, denen als freien Oberhofbesitzern der Boden rings umher gehörte, deren Häuser, Spiker und Gaden mit den langen warmen Strohdächern sich zur Rechten und Linken aus dem Blättergrün ihrer Eichkämpe erhoben — die Wehrfester des Brockhofes und des Kampvorderhofes. Wie diese alten Frilinge das Eindringen solch einer wildfremden fränkischen Stiftung in ihre altererbte, ureigene freie Wehre ertrugen, wie sie sich damit auseinandersetzten, wissen wir nicht; nur daß die Kirche bald verstand, sich des Eigenthums der Höfe zu bemächtigen. Auf dem Brockhof, scheint es, blieb jedoch das alte Wehrfestergeschlecht als Villicus, Schultze, seßhaft, und es ist wahrscheinlich gemacht und anzunehmen, daß von ihm die Herren und späteren Grafen von Münster stammen, welche in ihrem Schilde dasselbe Wappen wie die Stadt Münster führen.

Mit dem Jahre 791 also hatte der Bau und die Anlage einer festen umwallten und bald auch wohlummauerten Burg auf dem Hügel an der Mimigardeford begonnen. In natürlicher Entwickelung der Dinge schloß sich daran im Gleichmaß mit der Ausdehnung der Bischofsmacht über das Land umher eine immer mehr wachsende Stadt, die ihre Straßen ausbaute wie Strahlen um den Kern ihrer geistlichen Burg, um den sie sich krystallisirte. Dieser Umstand hat den Plan und die Form der Anlage der heutigen Stadt bestimmt: in der Mitte liegt die Kathedrale auf dem Hügel des Domhofes, außen um die verschwundenen Befestigungsanstalten desselben zieht sich, fast rund ihn umkreisend, eine Straßenkette, und auf diesen Mittelpunkt zu lenken sternförmig die übrigen Straßen.

Daß dann die Stadt größer, volkreicher, weit bedeutsamer wurde als die übrigen Bischofsstädte im Westfalenlande, findet seinen Grund zunächst in dem Umstande, daß sie bald der Mittelpunkt der Bevölkerung eines größeren politischen Ganzen wurde als diese übrigen Bisthümer insgesammt — der Krummstab von Münster hat im Lauf der Zeiten seine Herrschaft weiter ausgedehnt als jeder andere im deutschen Reich (mit Ausnahme von Würzburg und Lüttich, wenn ich nicht irre); und unter Fürstbischof Bernhard von Galen gebot er über eine Militärmacht, welche dem Kaiser trotzte und mit Ludwig XIV. anband, wenn er nicht gerade mit ihm verbündet ein wenig Reichsverrätherei trieb. Mit seinen sechzehn Aemtern erstreckte sich das Gebiet Münsters von dem Norduser der Lippe bis zu den Grenzen Ostfrieslands. Als Kaiser Maximilian die Reichsgliederung in Kreise schuf, wurde denn auch der Fürstbischof von Münster im niederrheinisch-westfälischen Kreise neben dem Herzoge von Cleve der präsidirende, der „kreisausschreibende Fürst". Hinzu trat die Lage der Stadt, welche sie zur Vermittelung der Handelsbeziehungen zwischen den Niederlanden, gegen die nordwestwärts der westfälische Flachland-

busen sich öffnet, einerseits und dem Hessenlande und Thüringen andererseits befähigte, während freilich der Westfalen durchziehende Haupthandels- und Ver-

Marktplatz mit Lambertikirche in Münster.

kehrsweg seit uralten, seit Römer- und Frankentagen eine mehr südliche Lage hatte: vom Rhein aus östlich ziehend, durch das „Mesopotamien“ zwischen Lippe und Ruhr, setzt dieser „Hellweg“ bei Minden über die Weser. Der Anschluß an die Hansa, die vielfachen Beziehungen des Münsterischen aufblühenden Bürgerthums mit Lübeck, Wisby, den Städten im Ostlande sowie mit London und England stehen in unmittelbarer Verbindung mit dieser Handels- und einer sich stark entwickelnden gewerblichen Thätigkeit. Münsterische Bürger und Handelsherren gehören zu den Leuten, die in London das in sich abgeschlossene kleine Reich des Stahlhofs gründeten.

Digitized by Google

Nachdem die Kathedrale ausgebaut und dem heiligen Paulus geweiht war, entstanden im Laufe der Zeiten für die wachsende Bevölkerung weitere Pfarrkirchen. Sie wurden, da das Christenthum aus Frankenland gekommen, fränkischen Heiligen in Hut und Schutz gegeben: dem heiligen Lambertus, Martinus, Servatius, Aegidius. Die älteste darunter war die, welche an der Furt jenseits des Aaflusses schon um 1040 gegründet und, unserer lieben Frauen gewidmet, mit einem Frauenkloster verbunden wurde, das als Monasterium die Veranlassung zu der nach und nach sich Geltung verschaffenden Bezeichnung Münster wurde, welche auffallend rasch den alten Namen Mimigardeford verdrängte. Vielleicht daß in dem Wort ein Göttername, ein heidnisch mythologisches Wesen steckte, welches man damals noch verstand und woran man die Erinnerung so gern aus den Gedanken der Leute fortbringen wollte, wie man heute die drei Wiedertäuferkörbe vom Lambertithurm aus ihren Augen bringen möchte.

So viel im Allgemeinen. Betreten wir jetzt die Stadt selbst — von ihrem Bahnhof herkommend und westwärts der leise gewundenen Straße folgend, welche uns sehr bald zur Linken einen jener zahlreichen Adelshöfe „entre cour et jardin“, die eine Eigenthümlichkeit der Stadt sind, zeigt, und zwar den schönsten und größten von allen. Es ist ein Rococoschloß, gebaut wie ein Segment eines Kreises, in Rohbau und in schönen Verhältnissen aufgeführt und aufs reichste mit Sculpturwerken in Sandstein geschmückt. Der Eigenthümer, der Graf Droste-Vischering, kann wie des schönsten Sitzes in der Hauptstadt auch des reizendsten Edelhofes auf dem Lande sich berühmen: des Hauses Darfeld mit einem Arkadengange und Loggien darüber, welche, ein glänzendes Werk italienischer Renaissance, sich in unseren Norden verloren haben. Die Straße mündet dann auf den überraschend schönen und imposanten Marktplatz, der das Hauptglied jener oben erwähnten, rund um die Domimmunität sich legenden Straßenkette ist. Zu unserer Rechten erhebt sich die großartig schöne Kirche des heiligen Lambertus, ein Werk der reinsten und edelsten Gothik, dessen Bau, 1335 begonnen, in demselben Jahrhundert vollendet zu sein scheint. Im Inneren ist die Kirche eine hohe luftige Hallenkirche, die sich auf leicht aufsteigenden Säulen dreischiffig emporwölbt, das Ganze ein Werk vollendeter Harmonie. Der hohe, auf älteren, zu schwachen Unterbauten ruhende Thurm hat sich im Laufe der Zeiten wie altersmüde westwärts geneigt; doch war mit dem besorglichen Problem: „ob der Lamberz-Torn auch Noth habe, kurz zu fallen“, schon eine Untersuchung im Jahre 1566 beschäftigt, und erst in unseren Tagen ist man zu einer entscheidenden Beantwortung dieser Frage dahin gediehen, daß eine solche Gefahr allerdings vorhanden und daß deshalb zum Abbruch geschritten werden müsse. Hoffentlich wird es nicht gelingen, Münster bei dieser Gelegenheit sein großes historisches Wahrzeichen zu escamotiren: jene drei aus Eisenstangen gefertigten Körbe, welche, am obersten Stockwerk des Thurmes befestigt, die Körper der drei Wiedertäuferhäupter nach ihrer Hinrichtung aufnahmen: König Johann, den Propheten, in der Mitte zu oberst, tiefer neben ihm den wilden Knipperdolling und den harmloseren Krechting. Die Versuchung zu einer solchen Beraubung der Stadt um eine ihrer charakteristischsten Merkwürdigkeiten wird beim Neubau nicht fehlen. Die Denkmäler einer Zeit, wo die reformatorische Strömung durch ganz Westfalen fluthete, wo fast alle Städte und ein Theil des Adels von ihr ergriffen war — der Adel so sehr, daß Kurfürst Gebhardt Truchseß von Köln mit seiner schönen Agnes von Mansfeld bei den Junkern und den Ständen seiner westfälischen Landstriche Hülfe und Unterstützung gegen die katholische Macht, welche ihn vom linken Rheinufer fortgedrängt hatte, zu suchen kam und fand — die Denkmäler dieser Zeit sind etwas, das man den gläubigen Gemüthern von heute gar zu gern aus den Augen rückt! Die verdrießlich störende Geschichte läßt sich zwar nicht köpfen wie Liborius Wicharz, den protestantischen Bürgermeister von Paderborn, oder zu Staub und Asche verbrennen wie den Prediger Adolf Clarenbach zu Köln — aber todt schweigen läßt sie sich, und viel läßt sich zerstören.

Im Vorübergehen sei an dieser Stelle bemerkt, daß das Aufhängen von lebenden oder hingerichteten armen Sündern in

eisernen Käfigen eine der Strafformen war, worin die Justiz der guten alten Zeit ihrerseits bewies, daß sie an dem unerschöpflichen Ideenreichthum des Mittelalters nicht ohne ihr Theil war und auch ihre phantasiereiche Erfindungsgabe besaß, so daß die Wiedertäuferkäfige der Stadt Münster durchaus nichts vereinzelt Dastehendes sind. Namentlich kamen sie in Italien vor; noch heute sieht man an einem Mauerthurm Mantua's die „Gabbia", den Käfig; an dem Thurm der Asinelli zu Bologna ließ der Tyrann Visconti da Oleggio einen Priester in einem Käfig aufhängen; und im Jahre 1495 wurde zu Ferrara ein anderer Priester, Don Nicolo de Pelegati genannt, in einem eisernen Käfig am Thurm von St. Giuliano eingeschlossen. Auch Pisa hat seinen eisernen Käfig, und zwar an dem alterthümlichen Palaste der Finocchetti, an einer seiner Ecken; und hier soll er, wie man sagt, das Zeichen des Blutbanns, des Rechtes über Leben und Tod sein, wie man es anderswo durch einen aufgeschlagenen Galgen zu symbolisiren pflegte.

Man hat die schöne Lambertikirche in neuester Zeit einer gründlichen und im Ganzen auch gut und glücklich durchgeführten Restauration unterzogen; auch bei den anderen Kirchen der Stadt ist man eifrig für die Unterhaltung und Erneuung thätig gewesen und arbeitet noch heute mit, wie es scheint, reichströmenden Mitteln unausgesetzt dafür. Das ist sicherlich sehr lobenswerth überall da, wo es nicht durch seine enge Verbindung mit der Manie der Stilgerechtigkeit in den Vandalismus der Zerstörungssucht übergeht. In dem Streben, die Kirchen auf ihre reinen architektonischen Bestandtheile, so wie sie der Erbauer im herrschenden Stil seiner Zeit geschaffen, zurückzuführen, zerstört und beseitigt man zu oft den künstlerischen Schmuck, den spätere Jahrhunderte im Stil ihrer Zeit hinzugefügt haben. Die Kirchen sind Schöpfungen gewisser Perioden, aber sie sind nicht das ausschließliche Eigenthum einer Periode, der Generation, welche sie erbaute; sie sind das Eigenthum aller sich nachfolgenden Geschlechter, welche nach einander die Gemeinde bilden, welche sich das Recht nicht nehmen ließen, den Schauplatz ihrer Gottesverehrung, den idealen Mittelpunkt ihres gei-

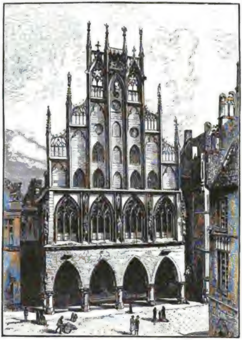
Marktplatz in Münster.

stigen und religiösen Lebens, zu schmücken, auszustatten und zu verherrlichen, gerade so, wie sie es verstanden und wie der Geschmack ihrer Tage es ihnen vorschrieb. Eben dadurch wurde ihnen die Kirche ein doppelt geweihter Ort. Sie fanden darin die Votiv- und Weihgeschenke, die Altäre, die Grabsteine, die Wappen, die Erinnerungen an die, welche vor ihnen hier ihre christliche Malstätte hatten; und wenn diese Denkmale und Denkzeichen in einer romanischen oder gothischen Kirche auch im Stil der Renaissance, des Barockstils oder des Zopfes ausgeführt sind, so sind sie doch sehr oft höchst tüchtige, kostbare und charakteristische Arbeiten, und sie geben dem Ganzen das, was ihm nicht fehlen darf, soll es uns nicht nüchtern und kahl erscheinen. Sie geben ihm die Weihe der Geschichte, und wenn man sie, wie es vielfach in unserer Stadt geschehen ist, einfach hinauswirft, so schafft man die deutsche historische nationale Kirche zu einer Art gereinigten Tempels des vaticanischen Glaubenswesens um — was auch am Ende vielleicht der letzte Gedanke dabei ist! In der Kirche, welche mir diese Nebenbetrachtung aufdrängt, hat man z. B. die alten Grabsteinplatten mit ihren Inschriften und Sinnbildern ersetzt durch bunte Fliese, wie sie die Wintergärten unserer Bankiers und Gründer schmücken. Das ist gewiß sehr schön, und für eine Gemeinde, welche sich nur in Lackstiefeln bewegt, würde es sehr passend sein. Aber aus den Gräbern darunter dringt jetzt nicht mehr auf uns der Gedanke ein an die todten Geschlechter, die vor uns diesen Boden betraten, und an die Gestalten der Vergangenheit, die darunter ruhen; und der Hauch der Jahrhunderte, der uns früher in diesen geweihten Hallen, diesen ernsten Schöpfungen der Geschichte anwehte, ist verflogen.

Südlich von der Lambertikirche streckt sich der Markt hin mit seinen Giebelhäusern, seinen „Bogen" oder Arkaden. Diese Lauben oder Lobien sind etwas Uraltes, denn schon 1167 sind sie in Urkunden erwähnt; auch sieht man oft den Pfeilern oder Säulen, welche die im gothischen Spitzbogen geschlagenen Bogen tragen, an, daß sie weit älter als die letzteren sind und bereits einer früheren Häusergeneration als der jetzigen, dem fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert angehörigen, dienten. Leider haben die Giebel dieser mit den Lauben versehenen Häuser viel von ihrem Stirnschmuck verloren; die Zacken, Fialen und Krabben und wie die technischen Bezeichnungen für solche Zierden heißen, sind abgefallen und nicht erneut, und es wäre zu wünschen, daß unser Bürgerthum von dem Eifer des Klerus für die bauliche Erneuung seiner Kirchen angesteckt würde und die alten Väterhäuser wieder zu den alten Ehren brächte. Für die öffentlichen Gebäude, das prachtvolle gothische Rathhaus aus der Zeit von 1350 etwa, den Stadtkeller mit seinem Erker aus der Renaissancezeit und das Clubhaus mit dem überaus reichgeschmückten zierlichen Sitz für öffentliche feierliche Jurisdictionsacte, dem „Sentenzbogen" aus der Barockzeit, sowie das Krameramthaus, ist man freilich in dieser Beziehung sorglich und sehr löblich thätig gewesen.

Wir dürfen am Rathhaus nicht vorübergehen, ohne dies schönste Muster eines rein gothischen Giebels ins Auge zu fassen, sein Inneres zu betreten und in einem großen reichgetäfelten, nach hinten hinausliegenden Saale des Erdgeschosses unser Gemüth einem Eindruck hinzugeben, der, wie leider die meisten Eindrücke, welche Denkmale und Heimstätten deutscher Vergangenheit auf uns machen, mehr tragischer als freudiger Natur ist — aber doch auch seine versöhnenden Seiten hat. Dieser Saal ist der sogenannte Friedenssaal, der unangetastet so geblieben ist, wie er im October 1648 war, als in ihm die Gesandten der Mächte das Friedensdocument beschworen und unterschrieben, welches dem dreißigjährigen Krieg ein Ende machte. Sie hängen im Abbild, von Meister Gerhard Terbourg's Künstlerhand gemalt, an den Wänden umher, all diese Charakterköpfe von Fürsten und Diplomaten, und blicken uns an, bald wie schlau beflissen, uns das Märchen von einer besonderen Klugheitsspecies, der diplomatischen, glaubhaft zu erhalten, bald auch mit völlig indolenter Apathie darauf gänzlich verzichtend. Sehr erfreut aber über das, was sie hier zur Befriedigung des armen, in Grund und Boden verdorbenen deutschen Volkes zu Stande gebracht, sehen sie alle nicht aus, diese Todtengräber des

schönen, alten, heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Ging doch Keiner unverwundet, Keiner ohne sein besonderes Herzeleid aus dem entsetzlichen Kampf hervor; und was aus diesem Friedenswerk, das die Einheit der Nation zerbrach und den Reichsboden elend zerstückelte, der Menschheit zu Gute kommen und als einziger Gewinn bleiben sollte — schaftlichen Ordnung beherrscht, wir verdanken es doch den Blättern, die einst hier in diesem Saale auf diesem großen alten Tische aus richtigem westfälischen Eichenholz lagen. Hätte das alte Holz sich seine Gedanken dabei machen können, vielleicht wären sie eigener Art gewesen! Vielleicht hätte es eine Art Genugthuung empfunden, daß auf seinem Rücken



Rathhaus in Münster.

wer vermochte das damals zu überschauen? wer sich bewußt zu werden, daß das Blatt, welches sie an jenem 14. October unterschrieben und beschworen, doch dem jesuitischen Idealtraum von der kaiserlich-päpstlichen Geistesverknechtung der Christenheit und dem letzten großen welthistorischen Versuch, das Apostolat der Religion auf eine Blut- und Eisenpolitik zu stützen, gründlich ein Ende machte? Daß uns nicht heute gleich nach dem Dekalog der Syllabus als Grundlage unserer gesellnun doch nicht ganz der Sieg des weltlichen und des himmlischen Schwertes besiegelt wurde, wie er einst besiegelt worden! Einst, vor so viel Jahrhunderten: nach den großen Volkskämpfen, von denen die alten Wipfelkronen des Waldes, aus dem er, der bejahrte Eichenholzschragen, hervorgegangen ist, im Winde rauschen und in dunklen Nächten klagen mochten! einst: nach dem mehr als dreißigjährigen Ringen der großen Sachsenhelden wider die Zertretung und Zertrümmerung ihrer nationalen Frei-

Digitized by Google

heit und Unabhängigkeit und ihrer derben gewaltigen Götterwelt. Es hätte eine Art stiller Revanchefreude empfinden können, das alte Holz.

Doch um nicht etwa ein Unglück heraufzubeschwören über das alte, zu so ärgerlichen Betrachtungen Veranlassung gebende Möbel, verlassen wir diesen Gedankengang und werfen lieber einen Blick auf die sonstigen Merkwürdigkeiten: den Pantoffel der unglücklichen Königin Elisabeth Wandscherer, welche von ihrem Gemahl, Johann von Leiden, mit eigener Hand enthauptet wurde; das Thronbett des Königs; Marterwerkzeuge für ihn und seine Mitgerichteten; und jenes wahrhaft dämonische Ding, das plumpe schwere eiserne Halsband mit den derben Stacheln im Inneren und einer Klappe, um den Mund zu bedecken und zu schließen. Es soll von einem Nürnberger Handwerker erfunden und gearbeitet sein und wurde einst von einem Junker Lambert v. Oer seinem Feinde Gerhard v. Haaren von hinten her meuchlerisch um den Hals geworfen, worauf sein künstlicher Mechanismus sich so schloß, daß der Ueberfallene unausbleiblich den Tod davon gehabt hätte, wenn nicht zum Glück sich ein wackerer Schmied gefunden, der durch drei wuchtige Hammerschläge das Ding aufspringen machte.

An Schönheit der Ausschmückung wie an Größe übertrifft den Friedenssaal der im ersten Stock des Rathhauses liegende, neu ausgebaute Festsaal — ein glänzender Raum, der bei reicher Beleuchtung, bei Maskenbällen namentlich, sich als magisch wirkende Umrahmung eines farbenreichen Schauspiels zeigt. Er dient auch zu den periodischen Aufführungen des städtischen Musikvereins, welche unter der meisterlichen Leitung des rühmlich bekannten Componisten und Directors Julius O. Grimm sich große Anerkennung erworben haben.

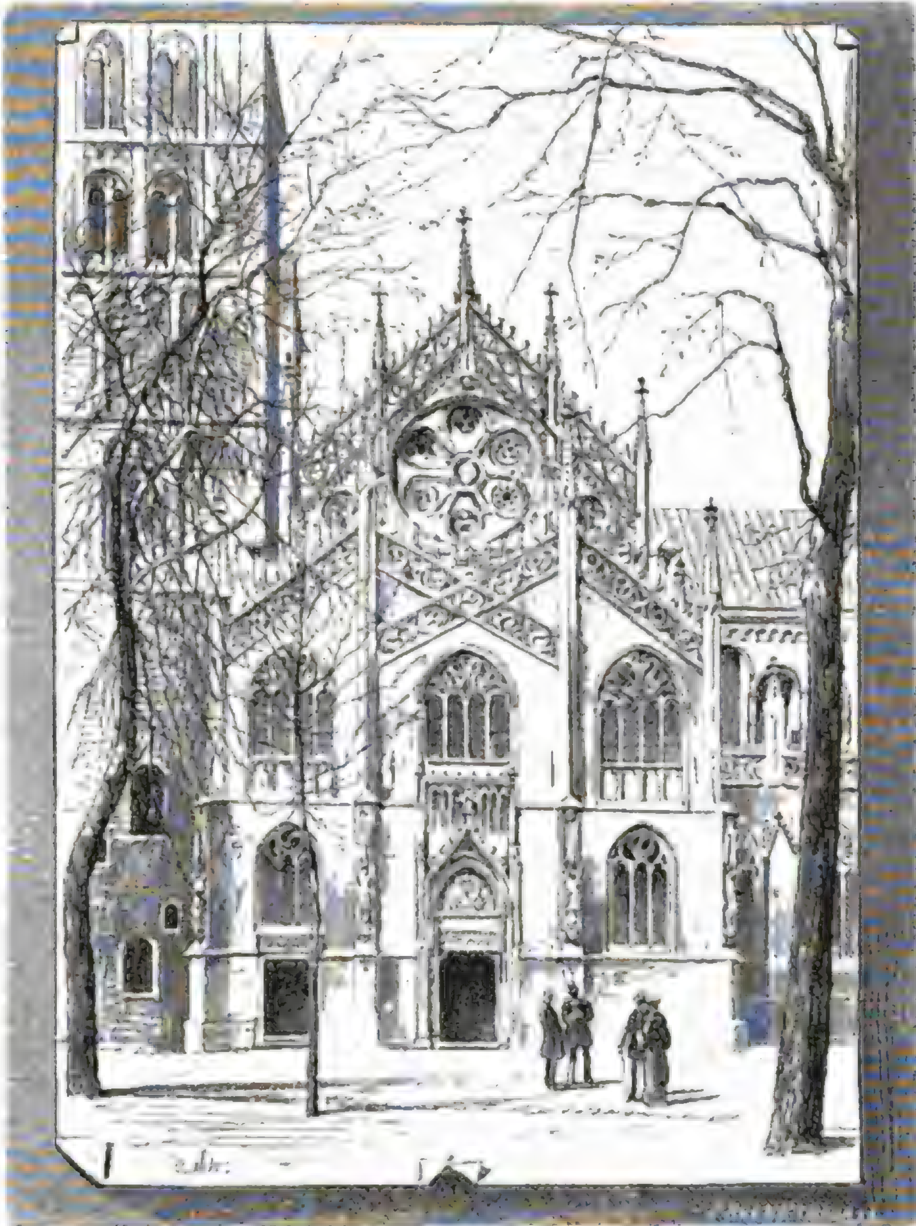
Dem Rathhaus gegenüber mündet die kurze Straße, welche zum Domhofe führt. Dieser geräumige, wie erwähnt, von alten Linden beschattete Platz ist der Glanzpunkt unserer Stadt, ein charakteristisches Gebilde der Landesgeschichte, eine Schatzkammer der Jahrhunderte, deren jedes sich sein Denkmal darauf gestiftet hat. Denkmäler freilich, deren manches wieder verschwunden und neueren Schöpfungen gewichen ist und deshalb nur noch in der Vorstellung oder Erinnerung des Geschichtskundigen existirt. Dahin gehören vor Allem die beiden Domherrencurien, welche König Johann von Leiden für sich und für seinen Mormonenhaushalt als Residenz benutzte; sie lagen hinter dem jetzigen neuen, so stattlich sich aufthürmenden Postgebäude. Oder die verschiedenen alten Kirchen: der alte Dom, die Jacobi-, die Michaeliscapelle, die längst niedergebrochen sind. Neuere Bauten: das romanische bischöfliche Museum; das im Stil der Frührenaissance aufgeführte Akademiegebäude; das den Reichthum der Spätrenaissance zeigende Postgebäude, sind in verschönernder Gestalt an ihre Stelle getreten. Und der mächtige alte Dom, der sich rechts in der Ecke des Platzes aus den grünen Wipfeln hebt, hat Recht daran gethan, sich durch Abbruch energisch von Allem zu säubern, was wechselnde Jahrhunderte entstellend von außen ihm angeflickt hatten: er steht heute nach langjährigem Restaurationsbau, wohl conservirt, mit reinen architektonischen Linien und Gliederungen da.

Der Dom zu Münster wurde ein wenig südlich von der ältesten Kirche des heiligen Ludgerus am Ende des zehnten Jahrhunderts erbaut, als Bischof Dodo die Inful trug. Ohne Zweifel war es ein biederer bescheidener Holzbau, in den nur Licht eindrang, wenn man die Klappen, welche die Fenster schlossen, öffnete, denn an Fensterverglasung war in jenen Tagen noch nicht zu denken. Wie spät der Luxus der Glasscheiben in unseren Landen allgemein wurde, das zeigen noch heute so viele unverglaste, nur durch Holzklappen zu schließende Fensterluken in den oberen Stockwerken von Giebeln aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Bischof Friedrich II., der von 1151 bis 1168 regierte, ersetzte den Dom Dodo's sodann durch ein mächtigeres, stattlicheres massives Steinwerk, das im Jahre 1190 seine beiden Thürme vollendet sah, der Ergänzung durch Chor und östlichen Abschluß aber bis zu einer neuen Bauperiode harren mußte, welche unter Bischof Dietrich von Isenburg 1225 eintrat und bis 1261, dem Jahre der feierlichen Einweihung, dauerte. Das vierzehnte und

das sechzehnte Jahrhundert brachten dann Umgestaltungen; jenes lichtete, erhöhte, erweiterte, baute die Eingangshalle, das Paradies mit der schmucken Stirn, aus; dieses fügte den reichgeschmückten Salvatorgiebel hinzu, spätgothisch mit Uebergang in die Renaissance, und ferner das Westportal.

an demselben den Grundstein zum Fortbau des Domes gelegt und war dann an diesem Tage gestorben.

Die Wiedertäufer haben in dem alten Bauwerk als schonungslose Iconoclasten gehaust: König Johann soll es gar seine große Steingrube genannt haben; er war



Eingangshalle des Domes in Münster. (Paradies.)

Das Paradies, eine geräumige Halle, welche zu den Sitzungen des Officialatgerichtes benutzt wurde, ist geschmückt mit sehr alten und denkwürdigen Werken der Plastik. Unter den an den Wänden erhöhten Gestalten ist auch die des Bischofs Dietrich, des großen Verehrers der heiligen Maria Magdalena, neben der seiner Heiligen zu sehen; er war am Tage ihrer Feier geboren, zum Bischof erwählt, hatte

nicht besser als die Päpste, die vom Pantheon das bronzene Dach abreißen und aus dem Colosseum wie aus einem Marmorbruch die Blöcke zu ihren Bauten holen ließen. Nachdem der Anabaptistensturm vorübergerauscht, hat man restaurirt und ergänzt und die Spuren der Zertrümmerung getilgt. Im Vorübergehen gesagt, sind die argen „Wederdopers“ gegen gar zu schwere Anklagen in Schutz

zu nehmen. So haben sie z. B. nicht, wie behauptet wird, die Domarchivalien verbrannt, was schon lange vor ihnen von Klerikern selber geschehen war, um damit aufzuräumen; und die Spitzen der Thürme haben sie nur da niedergeworfen, wo sie des Raumes zur Aufstellung ihrer Geschütze bedurften.

Zu den Merkwürdigkeiten des Domes gehört die um 1400 von einem Mönch des Klosters Huda gebaute und 1550 vervollkommnete bewundernswürdige kunstreiche Uhr, welche von einer Reihe trefflicher kleiner Bilder des Münsterischen Malers Hermann tom Ring umgeben ist; ferner die Hautreliefs eines anderen Münsterischen Künstlers, des Bildhauers Gröninger, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und zwei plastische Schöpfungen eines noch lebenden Sohnes der Stadt, eine Pieta und eine große, aus fünf Figuren bestehende Gruppe, eine Grablegung von W. Achtermann in Rom; mancherlei Gemälde dann, Geräthe und Erzeugnisse der Kleinkunst im Domschatz. Zu den Sehenswürdigkeiten gehört auch der der Kathedrale angebaute Capitelsaal mit dem feinen Schnitzwerk des Getäfels, das 1550 Johannes Küper, der „Kleinsnider“, anfertigte, und worin der Geldtisch des Johann von Leyden gezeigt wird.

Wir verlassen den Dom und seinen lindenbeschatteten Bering nicht, ohne von einigen leisen Zweifeln beschwert zu sein, wie es dem altehrwürdigen Mittelpunkt unserer geschichtlichen Vergangenheit bei der Fortsetzung der grellbunten Farbenbemalung, mit welcher man ihn eben bedenkt, ergehen werde. Die Farbenpracht, die man an ihn zu wenden begonnen hat, ist doch gar zu überwältigender Natur! Man hat die Musik, die Hochämter mit musikalischer Begleitung eingestellt als Profanirung des Gottesdienstes — ist solch eine schreiende Farbenharmonie oder Disharmonie nicht noch profaner? Die Heiligen Palestrina und Orlando di Lasso mögen es wissen!

Beim Verlassen des Domhofes fällt unser Auge auf ein modernes Erzstandbild, welches, dem Ausgang des Platzes nahe, an gut gewählter Stelle sich erhebt. Es wurde, von dem Münsterischen Bildhauer Fleige modellirt, vor wenig Jahren hier dem Minister Fürstenberg, dem besten und verdientesten Manne unter allen, welche die Geschicke unseres alten Staatswesens geleitet haben, errichtet. Der vorletzte der Regenten dieses Staatswesens war ein gemüthlicher geistlicher Herr aus Schwaben, ein Graf Maximilian Friedrich v. Königsegg-Rothenfels, zugleich Kurfürst von Köln, der die eigentlichen Regierungssorgen auf fremde Schultern zu legen vorzog. Zur Verwaltung des Münsterlandes hatte er den noch jungen Domherrn Franz Friedrich Wilhelm v. Fürstenberg erwählt, den vor Allem die vielseitigste Bildung empfahl. Fürstenberg hatte große Reisen gemacht, kannte Italien und war während des siebenjährigen Krieges mit den Führern desselben in Westfalen, namentlich mit dem genialen Grafen Wilhelm v. Schaumburg-Lippe, in freundschaftliche Berührung und Verkehr gekommen. Er war ein Geist, der mit einem hohen Schwung des Idealismus wieder eine praktische Natur, ein bedeutendes Administrationstalent verband. Im Jahre 1764 wurde er zur Verwaltung des Landes berufen, in einer Zeit tiefer Bedrängniß, worein es die nicht endenden Anforderungen gebracht, welche die alliirten und die französischen Truppen, sich stetig abwechselnd, an den Wohlstand desselben gestellt, bis es gänzlich erschöpft und verarmt war. Fürstenberg heilte die geschlagenen Wunden, indem er reformirend in jeden Zweig der Verwaltung eingriff. Er begann, sich weit seiner Zeit voraus zeigend, die Aufhebung der Leibeigenschaft, er sorgte für Straßen, für den Landbau und Theilungen der Marken, die Militäranstalten des Landes und die Einführung einer Landwehr, in der Art, wie später Preußen sie adoptirte und ausbildete, und vor Allem für das Schulwesen — für dieses mit rastlosem Eifer. Im Jahre 1773 gewann er die päpstlichen und kaiserlichen Privilegien für die Errichtung einer Universität in Münster, der nun seine ganze belebende Sorgfalt zugewendet war und deren Untergang in dem Wechsel der Herrschaft über die säcularisirten Stiftslande im Anfang dieses Jahrhunderts noch heute von der Stadt wie von der Landschaft lebhaft beklagt wird. Westfalen ist die einzige Provinz des

Staates, welche der eigenen Hochschule ermangelt; und die Neuerrichtung eines solchen Institutes würde so leicht auszuführen sein, da es eine tüchtige Basis in einer mit mancherlei nöthigen Vorbedingungen bereits ausgestatteten Akademie fände, deren Aufschwung und gedeihliche Entwickelung in den letzten Jahren jetzt auch naturgemäß zu einem solchen Ziele führen sollte. Das alte Münster ist schon einmal ein Mittelpunkt geistigen Strebens und Lebens, der Versammlungsort berühmter, von einer neuen Gedankenströmung erfüllter und hochstrebender Männer gewesen, die in ihm ein Schulwesen zur Blüthe brachten, welches, in allen deutschen Landen geachtet, Schüler aus allen Gegenden, selbst aus dem fernen Skandinavien hierher lockte. Es war zur Zeit des Humanismus, als die Rudolf v. Langen, Hegius, Murmellius, Hermann von dem Busche und so viele andere berühmte Namen dort sich sammelten und wirkten. Fürstenberg war es, der eine zweite solche Glanzperiode geistigen Lebens in die Stadt brachte und auch die Fürstin Galitzin dahinzog und dort fesselte. Man kennt den berühmten Kreis dieser eigenthümlichen Frau und ihrer Freunde Hemsterhuys, Jacobi, Hamann, Sprickmann, sowie auch Goethe's Erscheinen in demselben. Goethe erzählt ausführlich davon gegen das Ende seiner „Campagne in Frankreich 1792", mit unnachahmlicher Kunst der Darstellung den hier waltenden Geist zwischen den Zeilen andeutend und erkennen lassend; aber leider nur wenig die Gestalt Fürstenberg's, der doch diesen Kreis um Kopfeslänge überragte, berührend.* Denn die um ihres endlichen Convertitenthums willen viel gepriesene Fürstin ist sowohl in ihrer geistigen Bedeutung als in Bezug auf das, was sie gewirkt hat, sehr überschätzt worden. Sie war eine jener unruhigen, unstät suchenden, nie befriedigten Frauenseelen, wie es deren so viele giebt, und die sich verflattern in ungestillter Sehnsucht, weil sie selber keine volle treue Hingabe ihres Wesens kennen und so unter wechselnden persönlichen Einflüssen aus einer geistigen Strömung in die andere gerathen.

Inneres des Domes in Münster.

Die Statue Fürstenberg's ist nicht gerade zu den gelungensten Werken der Sculptur zu rechnen. Sie zeigt eine

* S. Goethe's Werke. Ausgabe in 40 Bänden. 25. Bd., S. 186 ff.

etwas dürftige Körperlichkeit. Der Künstler hat sich wohl zu sehr an die Natur gebunden erachtet — der Minister war eine kleine, schmächtige Gestalt, den nur der charakteristische Kopf und das lebhafte, adlerartig scharfe Auge auszeichneten.

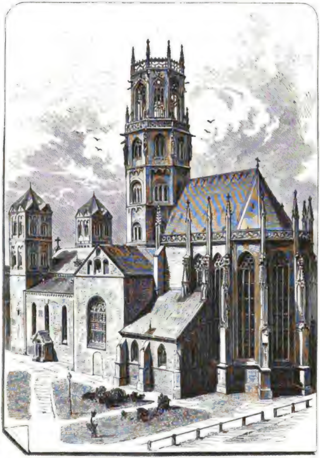
Wir wenden uns, zum Marktplatz zurückgekehrt, links und schreiten unter den Bogen her, um zu einer Stelle zu gelangen, wo wir bemerken, daß diese malerischen Arkaden plötzlich eine Unterbrechung erleiden; sie sind fortgefallen einer kleinen häßlichen Insel von abscheulichen alten Häusern und Häuschen wegen, welche sich zu nahe an die gegenüberliegende Straßenseite gedrängt hat. Ist man an diesem Drubbel (Traube), wie diese Häuserinsel genannt wird, vorübergekommen, so entdeckt man, daß sich die Arkaden jenseits aufs schönste unter hochgiebeligen alterthümlichen Fronten fortsetzen; daß ohne die abscheuliche Unterbrechung durch jenen Gebäudeklumpen sich hier der schönste Straßenprospect herstellen würde, der sich denken läßt, vom oberen Theile des Marktes bis zu dem kleinen Theatergebäude am unteren Ende. Es ist wunderbar, wie sinnig, verständig und an Ideen reich unsere Vorfahren bei der Anlage ihrer Städte, ihrer Wohnungen, ihrer Monumentalbauten waren und wie stumpfsinnig und stupide dann oft die nächsten Geschlechter sich beflissen zeigten, durch An-, Ein- und Ausbauten und allerlei Flickanlagen von vollendeter Häßlichkeit das Ursprüngliche zu entstellen und zu verderben. Der Stadt Münster aber, die so Vieles für ihre Verschönerung in den letzten Jahren geleistet hat, namentlich durch die verschönernde Erweiterung ihrer Promenaden an den Thoren, muß man aus Herzensgrund jetzt auch die Energie des Idealismus wünschen, um eine solche Entstellung wie ihren „Drubbel" aus der Welt zu schaffen, der ja auch den Verkehr aufs ärgerlichste beengt.

An jenem eben erwähnten Theatergebäude vorüberwandelnd, auf dem „Spiekerhof" zu einem alterthümlichen Giebel aufblickend, weil man uns sagt, daß in diesem Hause Johann von Leiden gewohnt habe, bevor er die Stufen seines Sionsthrones erstiegen, die ihn so himmelhoch führen sollten; dann zwei Brücken über die Aa überschreitend, gelangen wir auf den Platz der Liebfrauenkirche. Sie ist ein fein angelegtes Gebilde des vierzehnten Jahrhunderts, verschwindet aber gegen die Massenhaftigkeit ihres gewaltigen und außerordentlich schönen Thurmes, der zu dem Besten gehört, was Westfalen von gothischer Kunst besitzt. Leider fehlt ihm die krönende Spitze; von den Wiedertäufern wurde sie heruntergeworfen, um da oben Raum zu gewinnen für die Aufstellung zweier „halber Schlangen". Als man sie später durch eine aus Holz construirte ersetzte, kam der Sturm im Jahre 1703 und schleuderte dies Bauwerk herunter.

Folgen wir nun westwärts der „Frauenstraße". Sie mündet auf eine weitgedehnte, mit Linden- und Rüsternalleen durchzogene Esplanade, die der neue Platz heißt seit den Tagen, wo man die böse „Brille", die Citadelle, ein von Christoph Bernhard v. Galen den sich als reichsfrei und autonom betrachtenden Bürgern Münsters auf die Nase gesetzte Zwinguri, niederbrach, einebnete und auf dem gewonnenen Platz das Residenzschloß für friedlichere Regenten baute. Dies im Rohbau mit Sandsteineinfassungen und Risalits aufgeführte Schloß ist ein imposanter und zugleich überaus gefälliger Rococobau, dem wir hinsichtlich des Adels der Verhältnisse und der Eleganz der Formen wie trefflicher Arbeit der schmückenden Zierrathen, womit die Sculptur ihn ausgestattet hat, sehr wenige an die Seite zu setzen wüßten. Unsere Stadt ist auffallend reich gewesen an Männern von Talent, welche die Architektur ihrer Lebensstellung nach doch nur als Dilettanten zu treiben begannen und große Meister darin wurden; ein General v. Corfey gehört zu ihnen, ein Canonicus Lippers, ein General Schlaun. Der letztere war es, welcher sich ein so schönes Denkmal durch den im Jahre 1767 begonnenen Schloßbau setzte und in einem Bildhauer Pfeil einen überaus genialen Menschen für die äußere Ornamentirung fand. Der ovale Hauptsaal im Mittelbau wurde nach des Generals Tode von dem Canonicus Lippers entworfen und ausgeführt.

Das Schloß ist Sitz des commandiren-

den Generals und des Chefs der Verwaltung der Provinz. Dem zeitigen Inhaber dieser letzteren Stellung wird in hoffentlich nicht zu langer Zeit der „neue schaftliche und künstlerische Zwecke als Gliederungen in sich aufgenommen hat und nun die Herstellung eines würdigen Obdachs für seine Sammlungen erstrebt.



Ludgerikirche in Münster.

Platz" eine wesentliche Verschönerung verdanken durch den Monumentalbau eines Provinzialmuseums. Auf Anregung jenes verdienten Beamten ist nämlich ein Provinzialverein ins Leben getreten, der die älteren bestehenden Vereine für wissen- Dem Vereine verdanken wir bereits eine schöne Frucht seiner Thätigkeit in dem ersten Bande eines höchst verdienstvollen Werkes, das aufs eingehendste und erschöpfendste die sämmtlichen „Kunst- und Geschichtsdenkmäler der Provinz West-

Digitized by Google

falen" beschreiben und in Abbildungen bringen soll, geordnet nach den einzelnen Kreisen. Der in glänzender Ausstattung vorliegende Band beschäftigt sich mit dem Kreise Hamm; der in der Vorbereitung befindliche zweite wird den Kreis Warendorf umfassen. Das Unternehmen, dessen Text der um westfälische Cultur- und Kunstgeschichte so verdiente Professor Dr. Nordhoff redigirt, hat in der That etwas Mustergültiges.

Dem Schlosse schließt sich ein Garten, ein Park mit Lindenalleen und ausgedehnten Gebüschanlagen, an, welcher dem Publikum geöffnet ist und uns unter den hohen Kastanienwipfeln vor seinem Restaurationsgebäude Erfrischungen und Erholung bietet von unserer Wanderung durch die alte Stadt, von der wir das Denkwürdigste nun erblickt haben — den schönen, luftig durchbrochenen Thurm der Ludgerikirche aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts können wir für den Heimgang uns vorbehalten. Und während wir uns hier erquicken lassen, können wir all den historischen Reminiscenzen, welche uns auf unserem Pfade entgegengekommen sind, noch eine Erinnerung: die an den alten Marschall Vorwärts, hinzufügen, der so oft an dieser Stelle weilte. General Blücher hatte am 3. August 1802 seinen Einzug in die für Preußen gewonnene Stadt gehalten und wohnte dann auf dem vor uns liegenden Schlosse — ihm zur Seite als Civilorganisator des Landes hauste der berühmte Minister Stein. Und fehlt es mithin diesem stillen, schattigen Platze nicht an denkwürdigen Gestalten, die zu seiner Staffage heraufbeschworen und neu belebt die Phantasie vor uns erstehen läßt, so ermangeln die Plätze, die Straßen der Stadt solcher von unserer Einbildungskraft abhängenden Illustration noch weniger. Wir können sie in reichem Maße uns schaffen; wir können die alten Bürgerfehden, wenn das aristokratische Element mit dem Volk der Gilden und Innungen sich stritt und raufte, in all ihrer Wildheit uns vergegenwärtigen oder uns zu den friedlicheren Bildern der feierlichen Einzüge von Kaisern und von neugewählten Fürsten wenden. Wir können der bizarren Scenen und des wunderlichen, von uns heute nicht mehr zu begreifenden Dramas des Anabaptistenaufruhrs gedenken; oder im Geiste auch den Prunk der Staatscarossen, die feierlichen Auffahrten kaiserlicher und königlicher Botschafter mit alle dem breitspurigen Pomp, dem gallonirten und panachirten Gefolge, den umringenden Hellebardieren und Panzerreitern uns vorstellen, die während des westfälischen Friedenscongresses sich durch die Straßen drängten. Wir können die Truppenzüge Bernhard's v. Galen, des herrischen Bischofs im Harnisch, dahermarschiren sehen oder auch die stattlichen Engländer auf ihren hohen bewunderten Rossen, die Alliirten von 1760, die Franzosen, die der siebenjährige Krieg herführte — bis auf die Kosacken und Baschkiren von 1813 und 1814. Doch zu verweilen bei diesen Gestalten der Geschichte ist nicht unsere Aufgabe — nur ein Bild aus der alten Zeit wollen wir noch heraufrufen, und zwar ein Münster eigenthümliches: nämlich wie es belebt, durchtobt, durchrast war, wenn das selbstbewußte reiche alte Bürgerthum darin seine Fastnachtsfeier hielt. Es gab eine Zeit — bis zum Verbot der Feier durch den Rath im Jahre 1565 —, wo Münster ein Hauptschauplatz derselben in Deutschland war; wo jährlich die jungen Leute, die „Koopgesellen", aus Bremen, Lübeck und Hamburg kamen, daran Theil zu nehmen, und wo die Mummereien, Aufzüge, Lustbarkeiten und Spiele aller Art kein Ende fanden — selbst Turniere waren damit verbunden. Denn wie die Chronik, welche uns dies Alles beschreibt, sagt: „Das war auch selben tagh, dar stachen sich wol etzliche für S. Illiens pforten in den sande von den pferden. Die also zusammen stachen, hatten rüstunge anne und lange pulse in den armen liggen und randen also iegen einanderen an. Wer dan also den anderen treffen konthe, daß ehr von den pferde moste fallen und ehr uf den seinen sitzen blief, der hatte gewunnen, stortzeden sie ober alle biede, so gong es wedder von neuwes an."*

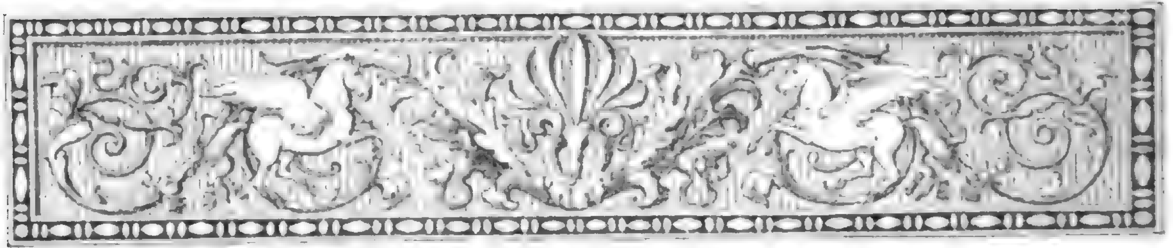
Am auffallendsten tritt uns aus der ausführlichen Beschreibung all dieser übermüthigen Vorzeitscherze, die der Chronist weitläufig verzeichnet, ein Licht- und Feuercultus entgegen, welcher der als so

* S. die Geschichtsquellen des Bisthums Münster. Münster, Theising. 3. Bd., S. 43.

finster verschrienen Stadt eigenthümlicherweise bis auf unsere Tage, nur in bescheidenerer Gestalt, geblieben ist. Schon am Donnerstag vor dem Faschingsonntag nämlich wurden auf dem Domhof von den Domherren vor ihren Curien Feuerbäume, mit Stroh und anderen brennenden Stoffen umwunden, eingepflanzt und entzündet, und umher tanzten dann Knechte, Mägde und wer Lust hatte; am Dienstag Abend in der Carnevalwoche wiederholte sich dies vor den Häusern der „Herren", des Adels und der Vornehmen. Durch die ganze Stadt aber wurden zugleich mit feuernährenden Dingen gefüllte Theertonnen aufgerichtet und in Brand erhalten, um welche fast die ganze Nacht hindurch getanzt wurde. „Das war so ein fuer und lucht uf allen stratzen, daß einer so es nicht gewessen und dar buthen gewesen were, solthe gemendt haben, das stonde die gantze stadt in fuern."

Bis auf unsere Tage aber haben sich diese Feuertänze in dem Münster eigenthümlichen Lambertusfeste erhalten; die Octave des Tages des genannten Heiligen (17. September) hindurch, an allen Abenden werden mit Lichtern besteckte Pyramiden auf die Straßen gestellt und von Kindern wie Erwachsenen Reihentänze darum aufgeführt, zu welchen alte Lieder gesungen werden, deren Weisen man nur bei dieser Gelegenheit hört. Der Inhalt derselben ist sehr sinnlos und nichtssagend, also wohl schwerlich der alte ursprüngliche Text, sondern in späteren Zeiten dem altheidnischen und unverständlich gewordenen untergeschoben. Denn ohne Zweifel ist dies Lambertusfest nur eine bescheidenere Fortsetzung jener flammenden, seit 1565 verbotenen Faschingslust, und diese selbst war eine Tradition eines alten Göttercultus, der heute dem heiligen Lambertus zu Gute kommt.

Und damit sei diese Skizze eines deutschen Stadtbildes beschlossen. Dem etwa erweckten Wunsche, dieselbe durch weitere geschichtliche Ausführungen ergänzt zu sehen, nenne ich meine „Eisenbahnfahrt durch Westfalen"; dem Verlangen nach einer ausführlichen Darstellung des Wiedertäuferreichs und der Schicksale seiner Propheten wird das Werk: Dr. L. Keller, „Geschichte der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster" genügen, und dem Begehren nach einer umfassenden Belehrung über die Geschichte der Stadt das Buch: „Geschichte Münsters. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. K. A. Erhard." Die Aufgabe, eine gute, gründliche und die wichtigste, die culturhistorische Seite der einzelnen Perioden der Vergangenheit erschöpfend behandelnde Geschichte der Stadt und des Fürstenthums Münster zu liefern, harrt jedoch noch ihrer Lösung.



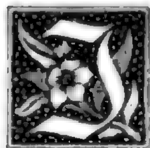
Der Ich-Roman.*

Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans.

Von

Friedrich Spielhagen.

III.

ede vollendete Kunstleistung ist der siegreiche Ausgang eines Kampfes, der nach zwei Seiten hin zu führen war: einmal nach Seiten des Materials, welches, in seiner Sprödigkeit gebrochen, trotz alles Widerstrebens von seiner natürlichen Tendenz abgebracht, ganz und voll in den Dienst der Idee gezwungen werden mußte; das zweite Mal nach Seite einer gewissen Gefahr, welche jeder speciellen Kunst aus ihrem Sonderwesen heraus erwächst, hier als schwer zu entwurzelnde Beschränkung, dort als kaum zu zügelnde Neigung ins Grenzenlose auftritt und in dieser und jener Form zu überwinden ist, soll das Werk den unabweisbaren Anforderungen aller Kunst: denen der Totalität und Idealität völlig genügen.

So liegt — um nur von den redenden Künsten zu sprechen — in der lyrischen Kunst die entschiedenste Tendenz zur Einseitigkeit, zum Haftenbleiben an einer gewissen Empfindung, zum Steckenbleiben in einem bestimmten Pathos, welches Alles erst der Dichter lockern und lichten muß dadurch, daß er das ursprüngliche einfache Thema durch seine mannigfachen Variationen führt; durch Bilder aus völlig anderen Sphären, z. B. der Natur, illustrirt und es so, aus seiner Monotonie erlöst, in jene Sphäre erhebt, die von Enge und Bedürftigkeit ein- für allemal nichts wissen will.

Aehnlich so fanden wir in der tragischen Kunst (und hier tritt allerdings ihre Verwandtschaft mit der lyrischen offen zu Tage) eine ausgesprochene Neigung nicht nur zur Concentration auf einen aus der Totalität der Möglichkeiten herausgegriffenen Einzelfall, sondern auch weiter dazu, diesen Fall auf die einfachste Formel zu reduciren, ihn mit den mindesten Mitteln zur Darstellung zu bringen, den denkbar kürzesten Weg zum Ziele einzuschlagen und ihn im athemlos raschen Tempo zurückzulegen. Wiederum also ein Mangel an Breite und Reichthum, der wiederum von dem Dichter mit ähnlichen Mitteln bekämpft wird, indem er die Leidenschaft, die jeden Augenblick explodiren will, sich in Worten ventiliren läßt; der Vollführung der That, auf die Alles hindrängt, klug ersonnene Hindernisse, und beständen sie auch nur in Hamlet-Bedenken, entgegenstellt; vielleicht auch, wie Shakespeare so

---

* Siehe „Monatshefte" vom October v. J. und Januar d. J. Leider war es uns bei der Fülle des andrängenden Materials unmöglich, bereits in diesem Hefte den angekündigten „Schluß" der Abhandlung zu bringen, den wir unseren Lesern nun erst im folgenden vorlegen können. Die Red.

oft, in die erste Handlung eine zweite dergestalt einflicht, daß die eine die andere ergänzt, befruchtet und aus der Beschränktheit des einzelnen Menschenloses zur Allgemeinheit des Menschenschicksals erweitert oder doch zu erweitern scheint.

Wenn so in den beiden Schwesterkünsten die Gefahr, daß sie den Anforderungen aller Kunst nicht voll genügen, nur von der einen Seite droht, ist es die eigenthümliche Natur der epischen, zwei Tendenzen in sich zu bergen, die beide dem Wesen der Kunst widerstreben und jede für sich in ihrer ungehemmten Entfaltung das Kunstwerk unmöglich machen würden.

Die erste dieser beiden Tendenzen wurde in unseren Fundamentalsätzen* bezeichnet als „das ruhelose Streben der epischen Phantasie nach größtmöglicher Ausdehnung ihres Horizontes", so daß ihr Object nichts Geringeres als die Welt ist, und somit das — gleichviel, ob ihm bewußte oder unbewußte — Trachten des epischen Dichters, ein Weltbild zu geben.

Die zweite konnten wir damals noch nicht formuliren, weil sie viel weniger klar zu Tage liegt wie die erste — so wenig klar, daß unsere Abhandlung bis hierher wesentlich dem Zwecke eben dieser Klarlegung dienen mußte.

Es ist die in dem vorigen Abschnitt bewiesene straffe Bindung der epischen Phantasie an die individuelle (und also auch partielle und zufällige) Beobachtung, welche Bindung in der für den Dichter vorliegenden Nothwendigkeit gipfelte, mindestens in dem ersten Entwurf seiner Dichtung sich selbst als Helden zu setzen.

Ich sage: jede dieser beiden Tendenzen widerstrebt dem Wesen der Kunst; jede macht, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, das Kunstwerk unmöglich: jene, indem sie, in ihrem ungezügelten Drange nach Totalität Märchen auf Märchen, Stoff auf Stoff häufend, den Ueberblick zerstört; diese, indem sie, immer am Einzelnen der zufälligen partiellen Beobachtung und Erfahrung haftend, es nie zu einem Ueberblick bringt; für beide also das Weltbild, das zugleich total und total übersichtlich sein soll, nie zu Stande kommt.

Was nun aber bei der Ungefügigkeit der beiden Tendenzen für die eigentlichen Kunstzwecke die Schwierigkeit des Zustandekommens eines epischen Kunstwerks bis zur Unmöglichkeit zu steigern scheint, ist der Umstand, daß beide sich wieder im Widerstreit mit einander befinden, so lange die eine unersättlich nach immer neuem, weiterem, reicherem Stoff verlangt, die andere nur solchen als ihr rechtmäßiges Eigenthum anerkennt, den sie sich selbst durch Beobachtung erworben hat.

Und leider ist eine völlige Ausgleichung des Gegensatzes in der That unmöglich. Sie wäre es nur, wenn eine der beiden gegensätzlichen Tendenzen zu Gunsten der anderen völlig auf ihr gutes Recht verzichtete. Da das aber keine vermag, weil jede auf einem Fundamentalprincip ruht, jede nur ein Etwas von ihrem natürlichen, unabänderlichen Wesen nachzulassen im Stande ist, kann auch das aus einem solchen Compromiß hervorgehende Endresultat die strengen Anforderungen der Kunst niemals ganz befriedigen.

Wir begegnen diesem Ausspruche hier nicht zum ersten Male. Er fand sich bereits als dritter unserer Fundamentalsätze in der Einleitung dieser Abhandlung, nur daß wir damals den Beweis schuldig bleiben mußten. Auch ist auf dem Punkte, wo wir jetzt halten, der Beweis noch keineswegs vollständig erbracht, wenigstens nicht im Detail, welche letztere Aufgabe wir nun erst in Angriff nehmen können.

Und da müssen wir uns zuvörderst wieder jener beispiellosen Gunst der Verhältnisse erinnern, die den homerischen Sängern gestattete, ihre Producte zu einer ästhetischen Höhe zu steigern, welche dieselben dem Bann, der auf den Productionen des modernen epischen Dichters lastet, völlig zu entrücken scheint.

Wir haben in unserem ersten Capitel diese Verhältnisse ausführlich geschildert und müssen hier nur noch, was damals nur eben angedeutet werden konnte, speciell hervorheben, wie die intime Abhängigkeit von seinen individuellen Beobachtungen und Erfahrungen, in der wir den modernen epischen Dichter finden, sich bei dem antiken, seiner Stellung als Mandatar und Herold eines dichterischen Volkes gemäß, nothwendig zu der höheren Form der Abhängigkeit von den Beobachtungen und Erfahrungen der Gesammtheit der

* Siehe „Monatshefte", October v. J., S. 87.

Nation steigerte, so daß für die Entfaltung des individuellen epischen Ich, welches wir jetzt kennen, absolut kein Raum blieb als höchstens der beschränkte des Ordnens, Interpolirens, der Ausschmükkung des Einzelnen in den Kampf- und sonstigen Scenen und etwa noch der Einfügung besonders frappanter, aus dem Alltags- und Naturleben geschöpfter Bilder. Von einer Verlockung auch nur zu dem Versuch, das erfahrungsmäßige Ich mit dem Helden der Dichtung zu identificiren, konnte vollends keine Rede sein, da die Stelle des letzteren von vornherein durch die Nationalhelden occupirt war, unter denen immerhin der einzelne Dichter seine Wahl treffen und auf diese Weise seiner speciellen Sympathie und gemüthlichen Wahlverwandtschaft einen bescheidenen Ausdruck geben mochte.

Es ist nöthig, diese fast sclavische Gefolgschaft, welche den antiken epischen Dichter an den überlieferten Stoff der Sage, an den traditionellen Helden (und nicht zum mindesten auch an die herkömmliche Sangesweise) fesselte, von dem nun gewonnenen Standpunkte unserer Einsicht in das epische Wesen noch einmal scharf ins Auge zu fassen, um die Lage des modernen Dichters recht begreifen zu können, wenn diese straffen Bande nun doch und völlig zerreißen. Denn ihm liegt nicht mehr die bescheidenere, aber immer noch lohnende „epische Epigonenarbeit der Zusammenfügung alter Lieder zu kunstrecht geordneten Liederkreisen"* der nachhomerischen Dichter ob; er hat nicht einmal mehr den Vortheil, kleine landläufige epische Stoffe, jene „naturwüchsigen Novellen, die immer, gleichwie das epische Lied, eine Vorgeschichte im Volksmunde haben",** vorzufinden und, beim Ausgang des classischen Alterthums, zu milesischen Novellen, sybaritischen Erzählungen oder, im früheren Mittelalter, zu Canterbury Tales, dem Decamerone kunstvoll bearbeiten und sammeln; oder auch aus den wohlbekannten Sagenkreisen Karl's des Großen, des Königs Artus u. s. w. langathmige Reimromane spinnen zu können — er hat nichts, gar nichts von dem Allen mehr; ist inmitten und gegenüber einer unendlichen Welt einzig auf seine individuelle (d. h. beschränkte) Beobachtung und Erfahrung angewiesen; das heißt, er ist bei der Ausübung seiner Kunst (von der er nun einmal nicht lassen kann) völlig den eben dieser Kunst inhärirenden Schwierigkeiten, ja in derselben gesetzten Widersprüchen preisgegeben.

Der Weg, auf den er sich nun gewiesen sieht, diese Schwierigkeiten, so viel an ihm ist, zu überwinden, diese Widersprüche, soweit es möglich ist, auszugleichen, ergiebt sich von selbst.

Er muß versuchen, erstens: den unendlichen Gehalt seiner Welt und Zeit zusammenzufassen in dem übersichtlichen Bilde einer aus seinen eigenen Erlebnissen zusammengedichteten Fabel, durch welche er den Mangel der überlieferten Sage thunlich ersetzt.

Er muß zweitens versuchen: den Helden dieser Fabel (d. h. sich) von der individuellen Beschränktheit thunlich zu befreien, zu einem für die Zeit typischen, für die actuelle Welt repräsentativen Menschen umzubilden, gleichsam zu erweitern, und ihn so zum Träger der Idee in dem von uns verstandenen Sinne geeignet zu machen

Dem aufmerksamen Leser brauche ich kaum zu sagen, daß diese beiden Geschäfte, wenn wir sie auch theoretisch aus einander halten müssen, praktisch nur eines und dasselbe Geschäft sind.*

Die Natur dieses Geschäftes läßt sich vielleicht durch nichts besser veranschaulichen als durch eine Vergleichung desselben mit einem anderen, welchem es gerade unsere Darstellung so ähnlich gemacht

* „Das Zeitalter der Novelle in Hellas." Von Bernhard Erdmannsdörffer. Berlin, Georg Reimer, 1870. S. 18. — Ich verweise den Leser dringendst auf diese ganz ausgezeichnete Monographie, welche in eines der dunkelsten Gebiete der Literaturgeschichte ein helles Licht wirft und zugleich dem Aesthetiker der epischen Dichtungsart, indem sie ihm den bei allem Beharrungsvermögen rastlosen Wechsel des epischen Stoffes klar legt (der ja dann auch wieder einen Wechsel der Form bedingt), ein überaus schätzbares Material liefert.

** Ebend. S. 23.

* Einen Versuch der Darstellung des ganzen Processes findet der Leser in meinem Aufsatz „Finder und Erfinder" (Monatshefte, Juni 1871), nur daß ich damals den Fall, daß der Dichter selbst der Held seiner Erzählung, als einen „sehr häufig vorkommenden", einen, mit dem „fast jeder anfängt", nicht als einen aus dem Wesen der epischen Dichtungsart und der Lage des modernen Dichters mit Nothwendigkeit resultirenden bezeichnet habe.

hat, daß die fundamentale Verschiedenheit beider sich erst wieder der tieferen Betrachtung ergiebt: mit der Autobiographie.

In gewissem Sinne wird auch die Autobiographie in ihrer höheren Form ein Kunstwerk sein, d. h. nicht ohne eine stärkere oder schwächere Betheiligung der Phantasie zu Stande kommen. Der Autobiograph mag und soll die Ereignisse seines Lebens zur bequemsten Uebersicht ordnen, sie sub specie seiner gereiften Lebensanschauung und Welterfahrung beleuchten und ihnen dadurch die realistische Schärfe nehmen, welche ja ohnedies durch die Zeitfernung wesentlich abgemildert ist.

Aber der Autobiograph ist bei alledem ein- für allemal an seine individuellen Schicksale streng gebunden; er mag sie noch so geschickt gruppiren, er mag sie von einem noch so hohen Standpunkte überblicken — verändern darf er sie nicht, wenn er nicht die schlimmste aller autobiographischen Sünden begehen: wenn er nicht fälschen will.

Diese unbedingte Pflicht der Wahrhaftigkeit involvirt aber, daß auch die völlig unpoetischen, weil völlig zufälligen Störungen, welche nun einmal jedes, auch das glücklichste und normalste, Menschenleben heimsuchen: plötzliche Krankheiten, Unfälle aller Art, das plumpe Eingreifen oder passive Immwegestehen im Uebrigen ganz indifferenter Menschen u. s. w., zur Sprache kommen müssen; und wir, die Leser, empfinden, wenn der Autobiograph von diesen zufälligen Störungen spricht, es als etwas, das freilich aus dem Leben des Betreffenden besser weggeblieben wäre, da es nun aber einmal nicht weggeblieben, auch erwähnt und geschildert sein will, weil sonst die Rechnung so zu sagen nicht stimmen würde; wir nicht begreifen würden, weshalb an diesem Punkte, wo doch kein Hinderniß vorzuliegen scheint, die Entwickelung des Betreffenden ins Stocken geräth, an jenem anderen eine ganz unerwartete Wendung nimmt.

Zu den äußeren Störungen, die sich nach innen in Hemmnisse umsetzen, gesellen sich Trübungen des Gemüthes, Temperamentsschwächen, die wiederum hemmend, bedingend und bestimmend in die Entwickelung eingreifen, vielleicht auch auf die Richtung des äußeren Lebensganges nicht ohne Einfluß sind; und deshalb ebenfalls von dem wahrhaftigen Autobiographen besprochen, zum mindesten angedeutet sein wollen.

Ich sage: besprochen und angedeutet, nicht dargestellt; denn sowohl jene ungeheure Masse rein zufälligen, durch das ganze Leben des Betreffenden zerstreuten Details als auch jene inneren Trübungen entziehen sich der Darstellung, sind kein Object für die Phantasie, die nur in bestimmt begrenzten Bildern, in klar umschriebenen, sich durch sich selbst erklärenden Handlungen ihr Genüge findet; sind schlechterdings nur ein Gegenstand für die Reflexion, welche hier die für die Phantasie unübersehbaren Einzelheiten in ihrer Gesammtwirkung gedanklich zusammenfaßt, dort wieder einen Unterstrom, der niemals an die Oberfläche trat und doch auf die Dauer für den Lebenslauf richtunggebend wurde, berechnet und mißt — das Alles in der Form von philosophischen, moralischen, ästhetischen, humoristischen Excursen, die deshalb für eine Autobiographie ebenso nothwendig und unter Umständen schmuckhaft wie für einen Roman unter allen Umständen unstatthaft und entstellend sind.

Man sieht nun auf den ersten Blick, welche Veränderungen derjenige, welchen der eingeborene poetische Drang treibt, ein Spiegelbild der Welt in dem Umfange der Geschichte einer Einzelexistenz zu geben und (aus Gründen, die uns als bewiesen gelten) diese Einzelexistenz nur in seiner eigenen findet, mit derselben vorzunehmen hat. Damit sich das Unendliche in dem Endlichen widerspiegele, muß das letztere in jedem einzelnen Moment durch das Medium der Phantasie gegangen, auf diesem Wege von seiner Zufälligkeit, Einseitigkeit, Halbheit befreit, vollkommen seiner eigensten Natur entsprechend, d. h. idealisch geworden sein. Wenn, nach dem Sprüchwort, Gott seine Heiligen wunderbar führt, so begegnen wir dieser wunderbaren Führung auch in dem Leben des Romanhelden. Und zwar besteht das Wunder darin, daß ihm ausnahmslos das Rechte am rechten Orte und zur rechten Zeit begegnet; daß ihm alle Dinge zum Besten, nämlich zu der bestmöglichen Entfaltung und Bethätigung seiner Qualitäten und Tugenden dienen; daß für ihn kein sinnloser Zufall, sondern nur ein sinnreicher existirt, der etwa die Gestalt eines

Bettlers annimmt, in Wirklichkeit aber die Göttin der Weisheit selber ist, die ihren Liebling auf einem nothwendigen Umwege zu dem vorausberechneten Ziele lenkt und leitet.

Soll aber der Betreffende diese Lenk- und Leitbarkeit haben — wie ein subtiler Mechanismus, der auf die leisesten Einwirkungen reagirt —, wird der Veränderung, welche die Welt gleichsam zu seinen Gunsten vornahm, eine Wandlung entsprechen müssen, zu der er sich für seine Person versteht. Die Tüchtigkeit des autobiographischen Helden wird unter zehn Fällen neunmal, man kann wohl sagen: immer in seiner Einseitigkeit bestanden haben: darin, daß gewisse Qualitäten in ihm präponderirten; daß er, zuerst unbewußt, später bewußt, diese Qualitäten cultivirte, sublimirte, zur höchsten Perfection brachte, indem er ablehnte, was dieser Cultur schädlich, mit Begierde ergriff, was ihr förderlich erschien; immer herrischer alle anderen Kräfte seiner Seele und seines Leibes in den Dienst, in die Sclaverei jener Qualitäten stellte; immer mehr seine Existenz mit der Bethätigung derselben identificirte, immer ausschließlicher das Leben auf die Möglichkeit hin ansah, welche es ihm für diese Bethätigung gewährte. Es ist nicht anders, kann nicht anders sein, und wäre der betreffende autobiographische Held ein Goethe. Auch er, trotz seiner scheinbar unendlichen Vielseitigkeit und Versabilität, hat seine ruling passion, der er keineswegs immer hold und gewärtig, aber schließlich unterthan und dienstpflichtig ist; um derentwillen der Conciliante bis zur Grausamkeit schroff und ablehnend wird, der Zärtliche die zartesten Bande zerreißt, das Weltkind in die tiefste Einsamkeit flieht; der „Alles sehen könnte, so er die Augen ordentlich aufmacht", gewisse Dinge nicht sehen will, durch gewisse Partien des Lebens, über dessen Breite sonst sein Adlerblick nach allen Seiten schweift, wie mit Scheuklappen geht.

Eben diese Einseitigkeit nun, die den großen Mann constituirt und zu dem würdigen Helden einer Autobiographie qualificirt, macht ihn zum Helden eines Romans nicht sowohl unwürdig als ungeschickt. Muß jenes lästige und doch für den Autobiographen unabweisliche Detail der zufälligen actuellen Erlebnisse von dem epischen Künstler gesichtet, respective ausgeschieden werden, damit der Rest in die Phantasie eingehen und aus derselben geformt hervorgehen könne, so muß sich jetzt jene angeborene persönliche und moralisch vielleicht unendlich werthvolle Einseitigkeit gefallen lassen, daß sie zur Vielseitigkeit, zur Allseitigkeit gebrochen und erweitert wird, weil sonst das Bild der Welt, welches sich in der Seele des Helden spiegeln soll, wie vorhin der Idealität, so jetzt der Totalität ermangeln würde.

Es mag das auf den ersten Moment ein Spiel mit Worten scheinen. Man fragt vielleicht, was denn etwa dem Weltbilde, wie es uns „Wahrheit und Dichtung" widerspiegelt, an jener sogenannten Totalität fehle? oder welcher Roman denn uns diese Uebersicht der Welt — um ein weniger vornehmes Wort zu gebrauchen — in einem größeren Umfange biete? Aber abgesehen davon, daß wir es bei Goethe's Autobiographie mit einem Musterexemplar der Species zu thun haben, wo die Leistungsfähigkeit derselben gewissermaßen über ihr gewöhnliches Maß gesteigert ist, so darf man nicht vergessen, daß jene Weite der Uebersicht denn doch nur zum Theil auf dem einzig legitimen Wege der dichterischen Darstellung, zum anderen Theil auf dem dichterisch völlig illegitimen jener oben besprochenen ästhetischen, philosophischen, moralischen &c. Excurse zu Stande kommt. Der Unterschied dieser Methoden wird freilich dem Laien wenig bedeutend erscheinen, da er von den Dutzend-Romanen her daran gewöhnt ist, daß die Verfasser, wo es mit der Darstellung hapert, d. h. auf Tritt und Schritt, unbedenklich die poetischen Lacunen mit jenem prosaischen Füllsel zustopfen, ja dasselbe womöglich noch als eine besondere Schönheit anpreisen und für diese Prätension auch immer Gläubige finden; aber für die Aesthetik ist derselbe ein fundamentaler. Sie verlangt, daß ihr Gebiet: die Kunst, ein streng von den anderen Gebieten geistiger Thätigkeiten gesondertes bleibe; daß ihre Zwecke auch nur mit ihren Mitteln erreicht werden, und will lieber ihre Ziele niedriger stecken, als auf einem Wege dahin gelangen, der nicht ihr Weg ist.

In dem sehnsüchtigen Streben nun nach dem epischen Ziel und Zweck: der Tota-

lität des Weltbildes, giebt also der Romandichter dem Helden, den er in seiner natürlichen, relativ schwerfälligen Gebundenheit und Beschränktheit vorfand, die leichteste Beweglichkeit, die größtmögliche Eindrucksfähigkeit und Empfänglichkeit, wodurch derselbe zu der vielseitigsten Berührung mit der Außenwelt besonders geschickt gemacht, ja gedrängt wird, diese Berührung überall zu suchen, so daß, indem er sich rastlos durch die Welt bewegt, sich ihm (und uns, den Lesern) die Welt von allen Seiten aufthut und offenbart. Dies und dies allein ist der Grund jener bis zur Verschwommenheit beweglichen Physiognomie, welche den Romanhelden eigen ist, in wie verschiedenen Zeiten und wie weit aus einander gelegenen Ländern sie auch geboren wurden und sie alle wie die Glieder einer Familie sich ähneln läßt. Und was diese Aehnlichkeit noch erhöht, ist der Umstand, daß sie meistens, eben zur möglichsten Erhöhung der Eindrucksfähigkeit und Versabilität, in jugendlichen Jahren vor uns erscheinen — in einer Reihe vorzüglichster Romane schon als Kinder von der Wiege an — und der Vorhang über ihrer Geschichte in dem Augenblicke fällt, wo der reifere Mensch seine Geschicke selbst in die Hand nimmt mit jener Concentration der Energie und einseitigen Bethätigung seiner Kraft, die den Erfolg verbürgen, aber ihm für den Rest seines Lebens die romanheldenhafte anmuthige Schmiegsamkeit und Biegsamkeit rauben.

Die Gefahr, welche auf diesem Wege liegt, ist in der obigen Darstellung bereits angedeutet. Sie besteht eben darin, daß, um der Wirkung doch ja sicher zu sein, das Mittel übertrieben wird: der Dichter dem Charakter seines Helden eine Geschmeidigkeit verleiht, die von der Charakterlosigkeit nicht mehr zu unterscheiden ist; um ihn für die Fälle der verschiedenartigsten Lagen, in die er ihn bringt, geeignet erscheinen zu lassen, Qualitäten auf ihn cumulirt, welche, weil sie einander widersprechen, sich nie in einem Menschen der Wirklichkeit vereinigt finden. Oft werden beide Mißgriffe zugleich gemacht; aber auch, wo der Dichter sich glücklich vor dem ersten hütet und wohl gar, um ganz vor der Gefahr sicher zu sein, die vorgefundene Einseitigkeit bis zur ausschließenden Schroffheit zuspitzt, verfällt er nur zu leicht in den anderen und steigert die Virtuosität der Leistungsfähigkeit auf den verschiedensten Gebieten bis zu einer die Bescheidenheit der Natur verletzenden Höhe. Erfahrene Romanleser werden ohne Mühe für jede der bezeichneten Modificationen die betreffenden Beispiele finden.

Wenn wir über diesen Betrachtungen ein wenig das Ziel aus den Augen verloren zu haben scheinen, so führt uns eine andere Beobachtung, welche sich an jene obige anreiht, demselben um so näher und zeigt klärlich, daß es in Wahrheit das erfahrungsmäßige Ich ist, von welchem der Dichter ausgeht und mit welchem er alle diese Veränderungen vornimmt, um es zu dem Berufe des Romanhelden zu qualificiren. Ich meine die Aehnlichkeit, die wiederum zwischen den diversen Helden der diversen Romane eines und desselben Dichters besteht, und welche das kundige Auge ebenfalls trotz der vielleicht völligen Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse: der Lebensstellung, des socialen Milieu, auch wohl der Zeit und des Locals, ja sogar des Geschlechtes, unschwer constatirt. Man denke an Arthur Pendennis, Clive Newcome, Henri Esmond (Thackeray)! an Oliver Twist, Niclas Nickleby, David Copperfield (Dickens)! an Edward Waverley, Harry Bertram, Ivanhoe, Quentin Durward (W. Scott)! Die Aehnlichkeit dieser und so vieler anderer Mitglieder von Romanhelden-Serien könnte nicht so handgreiflich sein, wäre nicht der Dichter immer von demselben Modell ausgegangen, gewiß manchmal mit dem heimlichen Selbstvorwurf, daß dies einen Mangel an Erfindung verrathe, dessen er sich zu schämen habe, um schließlich doch dem gegebenen Repräsentanten seiner Weltanschauung, das heißt dem nach seinem eigenen Bilde geformten, vielmehr umgeformten und ad hoc modificirten, mit dieser oder jener neuen Qualität ausgestatteten Helden, die Bahn frei lassen zu müssen. Die Sache ist nämlich, daß die neu zu durchmessende Bahn sich, genau betrachtet, in gar vielen Punkten mit den früheren Bahnen berührt und schneidet, ja auf ganze Strecken völlig mit denselben zusammenfällt, oder, ohne Bild zu sprechen: daß in den relativ kurzen Zeitintervallen zwischen den einzelnen Romanen die Welt sich für den betrach-

tenden Dichter nicht wesentlich verändert hat und haben kann, er ihr nur durch eine Verrückung seines Betrachtungspunktes eine und die andere neue Seite abzugewinnen sucht, was, wenn es auch gelingt, das Gesammtresultat des Weltbildes wenig verändert, so wenig, daß man den neuen Roman getrost als eine Fortsetzung des früheren oder der früheren ansehen darf. Folgt doch der Dichter, indem er dem einen Roman, in welchem er sein Alles gegeben und gesagt zu haben glaubt, einen zweiten anreiht, in welchem er sein Letztes zu geben und zu sagen gedenkt, der wieder einen dritten und vierten u. s. w. nothwendig macht, weil das Allerletzte noch immer nicht gegeben und gesagt ist — folgt doch, sage ich, der Dichter damit nothgedrungen nur jener „der epischen Phantasie immanenten ruhelosen Tendenz nach größtmöglicher Ausdehnung des Horizontes",* genau so, wie die antike Epik diesem Drange folgt, wenn sie die Peripherie eines Sagenkreises dehnt und dehnt, bis dieselbe die eines anderen berührt, sich mit derselben verschlingt, und so weiter in das Unendliche, das glücklicherweise für sie noch ein relativ Endliches war, wie es leider für den auf sich selbst gestellten modernen Dichter ein Unendliches ist und bleibt.

Auch in dem Falle, daß man — wozu ja in der That die Berechtigung vorliegt — um zu der Totalität des modernen Weltbildes zu gelangen, die Romane nicht des einzelnen Dichters, sondern aller Dichter summirte, welche in annähernd derselben Zeitperiode, also auch annähernd dasselbe Urbild der Welt vor Augen, und in dem durch ihre Kunst gesetzten identischen Streben, von diesem Urbild ein Abbild zu geben, geschrieben haben — auch dann würde für die Nachwelt (von der Mitwelt ganz zu schweigen) schwerlich das Resultat sich so günstig gestalten, wie es sich für uns gestaltet, wenn wir die Summe aus den homerischen Epen und den erhaltenen Fragmenten der kyklischen Dichter ziehen und uns danach ein Bild der antiken Welt in einer bestimmten Zeitperiode zu construiren versuchen. Aber, wie gesagt, der Gedanke hat seine Berechtigung, und wir könnten dann nicht nur, sondern wir müßten auf einer solchen Uebersichtskarte die Romane eines einzelnen Dichters mit ihrem trotz aller Verschiedenheiten identischen Helden zu einem Sternbilde gleichsam zusammenfassen, wie wir die Epen zusammenfassen, die sich um einen einzelnen Heros gruppirt haben.

Daß das Publikum, ohne sich natürlich des tieferen Grundes bewußt zu werden, die Sache so nimmt und die Identität des Weltbildes, wie es dem einzelnen Dichter vorschwebt (trotz seiner in den verschiedenen Romanen wiederholten Versuche, demselben andere und neue Seiten abzugewinnen), und mit der Identität des Weltbildes die Identität des Helden (trotz der verschiedenen Zeit- und sonstigen Costüme, in die ihn der Dichter in den verschiedenen Romanen steckt) sehr wohl herausfindet, beweist es auf das entschiedenste durch eine sonderbare Neigung, die sich anderweitig gar nicht erklären läßt.

Durch die Neigung nämlich, vielmehr durch die Vorliebe und manchmal ausschließliche Liebe, welche es dem ersten Romane des Dichters oder — was hier auf dasselbe hinauskommt — dem ersten seiner Romane, der „durchschlug", treu bewahrt; und mit dem Romane auch dem Helden, selbst wenn derselbe im gewöhnlichen Sinne gar nicht besonders liebenswerth sein sollte. Der Dichter mag noch ein Dutzend Romane geschrieben haben, die alle von der inzwischen erklommenen bedeutenderen Höhe seines Standpunktes, der Vertiefung seines Einblickes in das Weltgetriebe, der immer sichereren Beherrschung der Kunstmittel das beredteste Zeugniß ablegen — es hilft ihm Alles nichts: er bleibt dem Publikum der Verfasser des „Waverley", der Dichter der „Dorfgeschichten", der Autor von „Soll und Haben" und muß so, wie sehr er sich dagegen sträuben mag, das Mephistophelische: „Setz dir Perücken auf von Millionen Locken, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken" — mit der vernichtenden Conclusion geduldig über sich ergehen lassen.

In dasselbe Capitel gehört die eigenthümliche Kühle, mit welcher das Publikum die „Fortsetzung" eines Romans aufzunehmen pflegt, auch wenn eine solche ästhetisch noch so sehr berechtigt war; gehört die Beobachtung, welche besonders häufig

* S. den ersten Theil der Abhandlung, Octoberheft 1881.

bei schriftstellernden Frauen gemacht wird: daß einem ersten vielversprechenden Werke wohl andere folgen, in der That aber keines, das auch in den Augen des vorurtheilsfreien Kritikers den Vergleich mit jenem im entferntesten aushielte — ein Beweis also, daß die betreffenden dem „Roman ihres Lebens" trotz aller Mühe keine neue Seite abzugewinnen vermochten; gehört schließlich der allerdings aus uns nun völlig geläufigen Gründen seltene Fall, wo ein besonders sinniger und bescheidener Autor es bei dem ersten, vielleicht durchaus gelungenen Versuche, in dem Bilde seines Lebens ein Abbild der Welt zu geben, bewenden und seine Bewunderer für immer auf das warten ließ, was in seinen bescheidenen Augen doch nur „eine Fortsetzung" gewesen sein würde, auch wenn er das Factum hinter einem neuen berückenden Titel verborgen hätte.

Hier nun wirft der Leser, den die Gründe, welche ich aus dem Wesen der Sache und aus der Wirklichkeit der Literatur schöpfen durfte, von der Richtigkeit meiner Theorie einigermaßen überzeugt haben, vielleicht die Frage auf, weshalb ich einen Weg verschmähte, der doch so naheliegend und so vielversprechend scheint, nämlich: aus dem Vergleich der Biographien oder Autobiographien der Dichter mit ihren Werken den Nachweis zu liefern, daß sie, respective wie weit sie ihre wirklichen Beobachtungen, Erlebnisse und Erfahrungen in ihren Romanen verwerthet; die Weltanschauung, zu welcher sie auf Grund dieser Beobachtungen u. s. w. mit Nothwendigkeit kommen mußten, in ihren Werken vertreten und den, respective die Helden — mit gewissen, scheinbar totalen und doch, genau betrachtet, den Kern der Persönlichkeit nicht berührenden Veränderungen — nach ihrem Bilde geschaffen haben?

Ich habe diese Frage längst erwartet; aber einmal ist der Weg, auf den sie mich weist, ein sehr, sehr langer, und das andere Mal ist er ebenso unsicher, wie er lang ist. Denn wenn auch Fielding gelegentlich versichert, daß er „in Capitän Booth sich selbst geschildert und überhaupt in seinen Büchern nichts geschrieben habe, als was er in seinem Leben gesehen"; und der Biograph Dickens', John Forster, der diese Aeußerung mittheilt, hinzufügt, daß sich dasselbe in noch strengerem Sinne von dem Verhältniß von Charles Dickens zu David Copperfield behaupten lasse und dafür die schlagendsten Beweise beibringt;* wenn sich auch eine lange Reihe auf dasselbe zielender Bekenntnisse anderer Autoren zusammenstellen und in zahllosen Fällen der Beweis bis zur Evidenz führen ließe — wiederum zahllos sind die Fälle, wo derselbe sich nicht führen läßt. Wenigstens nicht von uns führen läßt, den Draußenstehenden, und hätten wir auch das ausführlichste, authentischste biographische Material zur Verfügung, sondern nur geführt werden könnte von dem Dichter selbst, der sich entschließen wollte, mit treuer Wahrhaftigkeit die Geschichte seines Lebens zu schreiben in strengem Bezug auf seine Romane: wie der erste mit dem betreffenden Helden in ihm entstand; welche Metamorphosen bereits das aus der Tiefe der Dichterseele auftauchende Urbild dieses ersten Helden bis zu seiner romanhaften Ausgestaltung durchmachen mußte; was in der Dichterseele zurückblieb, nachdem sie in dem ersten Roman sich erschöpft zu haben glaubte; wie dies Zurückgebliebene ebenfalls ungeduldig nach Objectivirung verlangte und sich doch gedulden mußte, bis neue Eindrücke, neue Erfahrungen hinzutraten und aus der Verschmelzung und Vermischung jenes Restes mit dem Neuen in kürzerer oder längerer Intervalle etwas entstand: ein zweiter Roman, der ein ganz anderer zu sein schien als der erste, und es ja auch zweifellos in gewissem Sinne ist, ebenso wie ein zweites, drittes Kind zweifellos Individuen sind, aber ebenso sicher auch aus demselben Stoff wie ihr ältestes Geschwister und Fleisch und Bein vom Fleisch und Bein ihres Vaters.

Bis eine solche wahrhaftige, auf den ganz bestimmten Zweck gerichtete Autobiographie geschrieben ist, werden wir auf jenem angedeuteten Wege immer im Dunkeln tappen. Und wird sie jemals geschrieben werden? Wird sich ein Dichter finden, dem die Fackel der Selbsterkenntniß so hell brennt, daß ihr Licht bis in die geheimnißvollen Abgründe der Seele leuchtet? wird er den Muth haben, uns Alles zu sagen, was er da geschaut? die

* S. The Life of Dickens by J. Forster. Tauchnitz edition Vol. I, p. 30 seq.

Entsagung haben, getreulich zu buchen, was ihm alles Interessantes und Merkwürdiges die Fluth des Lebens an den Strand seiner Existenz trieb, daß er nur die Hand auszurecken brauchte, es aufzuheben — auf die Gefahr hin, daß der große Entdecker und Erfinder zu einem im besten Falle glücklichen Sammler und Finder zusammenschrumpft? Und hätte er für sich selbst jenen Muth und jene Entsagung — es handelt sich ja bei diesen Confessionen keineswegs bloß um ihn, sondern in bedenklichster Weise um die „Alberts" und „Lotten", ohne deren passiven Beistand nun einmal keine „Werther's Leiden" und überhaupt keine Romane geschrieben werden können. Und die nun, wenn der Dichter die kühne Naivetät gehabt hat, sich allzu offen zu diesem Beistand zu bekennen, „das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge" durchaus nicht „rein an ihrem Herzen fühlen", im Gegentheil dem Indiscreten ihre „Besorgnisse", ihre „gravamina" haarklein klagen; und deren Unmuth der Aermste vergebens mit der stolzen Versicherung zu beschwichtigen sucht: „Ihren (Lottens) Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die Einen kaum ohne alles Andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden."* Und soll der Mann nun gar das Aeußerste thun und, anstatt den Zorn, die Aufregung der Verletzten oder sich verletzt Glaubenden durch gütiges Zureden zu beschwichtigen und dem Publikum gegenüber einfach in Abrede zu stellen, daß er überhaupt lebende Personen als Modelle benutzt habe, — soll er diese Personen in ihrer wirklichen Existenz schildern? die Beziehungen, in welchen er zu denselben gestanden, aufdecken und so das thörichte Gerede, das sich überdies schon an bedeutende Romane, die ihren Stoff aus der Gegenwart schöpfen, zu heften pflegt, eine authentische Substanz geben?

Es wird das schwerlich je geschehen in dem erschöpfenden Sinne, wie es nöthig wäre, uns einen wirklichen Einblick in das Schaffen eines Romandichters zu ermöglichen.* Der Romandichter als Autobiograph wird es meistens aus guten Gründen bei der detaillirten Schilderung seiner Knaben- und Jünglingsjahre bewenden lassen, die ja freilich in gewisser Hinsicht gerade für ihn die entscheidenden, aber doch immer nur die Vorhalle zu der Werkstatt sind, deren Thür er hinter sich zuzieht, sobald er eingetreten; und im Uebrigen und für das Uebrige, d. h. für das, was wir gerade für unseren Zweck wissen möchten, werden wir auf die Biographen und Ausleger angewiesen sein, welche, und wenn sie ein scheinbar noch so helles Licht über jeden Tag und jede Stunde ihres Helden gießen, das dichterische Schaffen seines geheimnißvollen Schleiers nicht berauben können.

Dieser Schleier ist um so geheimnißvoller, als der erste Roman, in welchem der Dichter alles Ernstes an seine Aufgabe geht, und der also nicht bloß für den Ruf des Dichters, sondern auch für unseren Zweck der Feststellung des Verhältnisses zwischen dem Dichter und seinem Helden am schwersten ins Gewicht fällt, selten — der erste ist. Es sind ihm sehr häufig bereits andere vorausgegangen, welche sich zu jenem kaum anders verhalten wie die Copien, an denen ein Kunstjünger nach den Werken alter Meister Hand und Auge zu seinem ersten Originalgemälde übt. Selten, sehr selten, daß der ungestüme Schaffensdrang einer völlig genialen Natur den kecken Griff, nach dem die begehrliche Hand instinctiv zuckt, auch wirklich thut und Freud und Leid, wie sie die junge Seele empfunden, auch wirklich in die Welt hinausschreibt. In den meisten Fällen wird sich das zagende „Ich", um sich auf den Markt der Literatur und des Lebens hinauszuwagen, in die erste beste Maske hüllen, welche es aus den Schaufenstern der beliebten Romandichter oder aus den großen Leihgeschäften der Historie in ihren verschiedenen Branchen genommen hat; wird sich in die Gedankensphäre von Leuten, mit denen es — und leider auch

* S. „Der junge Goethe." Von Michael Bernays. 3. Bd., p. 40 und 46.

* Ich selbst habe, wie sich einer und der andere Leser erinnern wird, in diesen Heften mit meinen autobiographischen „Erinnerungen" einen Anlauf nach dieser Seite gemacht und gedenke denselben, wenn ich die dazu nöthige Muße gewinne, fortzusetzen so weit, als es die in dem Text geäußerten Bedenken irgend gestatten.

der Leser! — innerlich gar nichts zu schaffen hat, hineinzuversetzen, ihre Sprechweise, ihre Manier, zu gehen und zu stehen, nachzuahmen — mit einem Worte anfänglich Alles zu thun versuchen, was dem „Ich“ nicht natürlich ist, und — was diejenigen von Anfang bis zu Ende thun, welche kein Ich einzusetzen und nichts zu berichten haben und deshalb dazu verdammt sind, aus dem einmaligen Maskenscherz des jugendlichen Genius ein ernsthaftes Metier fürs Leben zu machen.

Es brauchen auch nicht immer dergleichen Imitationen gewesen zu sein, an welchen das epische Talent die scheue Kraft übte; oft versucht es sich vorher in anderen Fächern der Literatur: in der Lyrik, im Drama, besonders — was ihm ja auch am nächsten liegt — in der Form der mehr oder weniger novellistischen Skizze, wie fast alle vollsaftigen englischen Romandichter; und hier und da macht es Einer wie Gustave Flaubert und bietet gleich in dem ersten Werke „die kunstvolle, fleißige und gelungene Arbeit des Meisters, dem man es anmerkt, daß er als Lehrbursch und Geselle in der Werkstatt gestanden; der im Stillen ausgelernt, die Zeugnisse seiner Unfertigkeit weislich für sich behalten hat und einer der wenigen Dichter ist, die keine Jugendsünde zu bereuen haben.“ * — Oeffentlich zu bereuen haben, wäre vielleicht richtiger; denn da ist wohl keiner, der nicht „Zeugnisse seiner Unfertigkeit“ aufweisen könnte, wenn er wollte, oder auch nicht mehr aufweisen kann, weil sie längst ein Flammengrab gefunden.

Wie dem aber auch sein mag, ob das epische Talent sich in der Stille in seinem eigentlichen Metier geübt oder vorläufig einmal mit Versuchen auf anderen Gebieten öffentlich debütirte — wenn der Dichter dann endlich resolut an seine Aufgabe geht: von seinem Standpunkte aus ein Spiegelbild der Welt zu geben, — aus dem embryonischen Stadium, wo Held und Ich noch völlig eins waren, ist er längst heraus; er hat das Ich längst darauf hin anzusehen gelernt, wie weit es sich wohl „zum Träger der Idee“ eignet, und gefunden, daß es sich eben nur noch zum geringsten Theil dazu eignet; daß es verändert, erweitert werden muß, um den Inhalt der Zeit in sich aufzunehmen. Mit einem Worte: der lange und sorgsam vorbereitete, heimlich oft versuchte Schritt wird jetzt mit Sicherheit vor aller Welt gemacht; aus dem in subjectiven Unklarheiten verdämmernden zaghaften Ich ist ein in lauterer Objectivität schwelgendes resolutes Er geworden.

Nun glaubt er sich am Ziele. Hat er den größten, schwersten Sieg über sich selbst errungen, muß ihm ja alles Andere von selbst zufallen; muß er doch annähernd sein Weltbild in jener Idealität und Totalität hinstellen können, welche die Schönheit und Vollkommenheit des homerischen Weltbildes und der homerischen Gedichte sind!

Annähernd! nicht völlig! Studium und die Erfahrung auf anderen poetischen Gebieten haben ihn zu bescheiden gemacht, als daß er jenes Höchste für sich beanspruchen sollte. Er weiß zu wohl, daß, wenn die Sonne Homer's auch uns, den Epigonen, leuchtet, sie keinesfalls noch ebenso hell leuchtet; weiß zu wohl, daß die Rosse, die den Helden in die Schlacht tragen sollen, heute wie damals von irgend einem Automedon (mit Hülfe von irgend einem Alkimos) in die Jochseile gefügt werden müssen, daß es aber keine mehr aus dem „ruhmvollen Geschlecht der Podarge“ sind, welche Thränen vergießen und unter Here's Beistand schicksalverkündende Sprache gewinnen; weiß, daß dem Helden noch immer die verzweifeltsten Aufgaben gestellt werden, aber auf dem Wege zur Circe ihm kein Hermes mehr das schützende Kraut in die Hand drückt; weiß, daß die göttlichen Augen auf immer geschlossen sind, welche das friedliche Treiben der Hippomolgen und den Graus des Schlachtfeldes zugleich überschauen, und der moderne Dichter uns die Welt nur zeigen kann durch die Augen seiner Menschen, die bekanntlich nur sehen, was in ihren beschränkten Kreis fällt.

Er weiß das Alles; weiß, daß die Methode für ihn so viel langsamer arbeitet, während sie doch, gerade um der Unendlichkeit seines Stoffes willen, um so viel schneller arbeiten müßte; und doch ist es wiederum eben das Bewußtsein der Unendlichkeit seines Stoffes, weshalb er

* Paul Lindau: „Aus dem literarischen Frankreich“, S. 52.

sich mit solcher Zähigkeit an die Methode hält. Denn sie, die ihn zwingt, jedes einzelne Object, das er darstellen will, auch wirklich mit seinem inneren Auge zu sehen, die, weil er immer darstellen muß, ihm auch nur immer ein Object nach dem anderen vorzuführen erlaubt — sie und sie allein ist das Mittel zur annähernden Lösung des Widerspruchs, der in der epischen Aufgabe liegt, vielmehr, wie wir jetzt sagen müssen: der beiden ihr inhärirenden Widersprüche: sein poetischer Ariadnefaden durch das Labyrinth der prosaischen Thatsachen und zugleich sein sicherer Halt vor dem Schwindel, der ihn dem Unendlichen gegenüber erfassen müßte.*

Und dessen er nun doch, da er von der Methode nicht lassen kann und will, Herr zu werden hofft auf zweierlei Weise:

Einmal durch Beschränkung des Stoffes: indem er ganze große Partien des ursprünglichen Planes mit gelassener Hand ausscheidet; bei anderen, die nicht auszuscheiden sind, es bei einer bloßen Umreißung und Skizzirung bewenden läßt.

Zweitens durch sorgfältigste Anwendung aller Mittel der Methode, und wäre es bis zum Uebermaß: indem er dem Charakter des Helden, wie wir bereits sahen, eine Versabilität giebt, die zur Charakterlosigkeit, eine Weichheit, die zur Verschwommenheit wird; die anfangs kräftig realistischen Farben, mit denen er Personen und Situationen gemalt, bis zur Verblasenheit verdünnt; ebenso, um keine Zeit zu verlieren, nur noch Contouren zeichnet, deren Ausfüllung er der Phantasie seines Lesers überläßt; zuletzt — was ihm als Dichter gewiß am schwersten ankommt — um den tiefen Sinn und Inhalt des Ganzen zu erschließen, der aus der über Gebühr gehäuften und complicirten Handlung noch immer nicht mit hinreichender Klarheit resultiren will, zu Veranstaltungen seine Zuflucht nimmt (Geheimbünden, aus aufgefundenen Rollen abgelesenen Reflexionen 2c.), die nur den Schein der echten Handlung haben, in Wahrheit aber rein allegorischer und symbolischer Natur sind.

Was nun ist das Resultat der weisen Selbstbeherrschung des größten und zugleich besonnensten Dichtergeistes? des Aufgebots aller Darstellungsmittel der reichsten und zugleich zartesten Phantasie?

Die Antwort giebt jener denkwürdige Brief vom 20. October 1797, in welchem Schiller sein ästhetisches Endurtheil über „Wilhelm Meister“ zusammenfaßt:*

„Auch den Meister habe ich kürzlich wieder gelesen, und es ist mir noch nie so auffallend gewesen, was eine äußere Form doch bedeutet. Die Form des Meisters, wie überhaupt jede Romanform, ist schlechterdings nicht poetisch, sie liegt ganz nur im Gebiete des Verstandes, steht unter allen seinen Forderungen und participirt auch an allen seinen Grenzen. Weil es aber ein echt poetischer Geist ist, der sich dieser Form bediente und in dieser Form die poetischsten Zustände ausdrückte, so entsteht ein sonderbares Schwanken zwischen einer prosaischen und poetischen Stimmung, für das ich keinen rechten Namen weiß. Ich möchte sagen: es fehlt dem Meister (dem Roman nämlich) an einer gewissen poetischen Kühnheit, weil er, als Roman, es dem Verstande immer recht machen will — und es fehlt ihm wieder an einer eigentlichen Nüchternheit (wofür er doch gewissermaßen die Forderung rege macht), weil er aus einem poetischen Geiste ge-

* Es ist vielleicht gerechtfertigt, gerade an diesem Punkte nochmals besonders hervorzuheben, daß ich selbstverständlich nur eine legitime dichterische Methode, nämlich die objective, d. h. darstellende, anerkenne, und die Er-Form (wie die Ich-Form, deren Eigenthümlichkeiten wir im Folgenden untersuchen und feststellen werden) nur Modificationen der einen und einzigen Methode sind. Jedenfalls bitte ich den Leser, daran festhalten zu wollen, auch wenn es mir, wie oben, begegnen sollte, daß ich den Schein erweckte, als ob es zwei Methoden gebe; oder wirklich einmal den Abweichungen von der Methode, d. h. den Fehlern, die Ehre anthäte, sie als Methode zu bezeichnen, wozu sie freilich kein Recht haben, wenn sie auch — der Himmel weiß es! — methodisch genug betrieben werden. — Uebrigens will ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einem unserer geistvollsten jüngeren Literaturforscher, Otto Brahm, zu bestätigen, daß es, wie er (s. Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 27. November 1881) sich ausdrückt, wenn nicht zwei Methoden der Darstellung, so doch „zwei Arten der Objectivität giebt, eine der Form und eine der Sache“ — eine Unterscheidung freilich, die ausgesprochen und unausgesprochen sich durch unsere ganze Darstellung zieht, wie ja denn zu zeigen sein wird, daß die Ich-Form wesentlich zu dem Zwecke dient, selbst mit Gefährdung der ersten (technischen) Art der Objectivität der zweiten (sachlichen) desto ausgiebiger zu ihrem guten Rechte zu verhelfen.

* „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.“ 3. Auflage. I, S. 383 u. 384.

flossen ist. Buchstabiren Sie das zusammen, wie Sie können, ich theile Ihnen bloß meine Empfindung mit. — Da Sie auf einem Punkte stehen, wo Sie das Höchste von sich fordern müssen und Objectives mit Subjectivem absolut in Eins verfließen muß, so ist es durchaus nöthig, dafür zu sorgen, daß dasjenige, was Ihr Geist in ein Werk legen kann, immer auch die reinste Form ergreife und nichts davon in einem unreinen Medium verloren gehe. Wer fühlt nicht Alles im Meister, was den Hermann so bezaubernd macht! Jenem fehlt nichts, gar nichts von Ihrem Geiste, er ergreift das Herz mit allen Kräften der Dichtkunst und gewährt einen immer sich erneuernden Genuß, und doch führt mich der Hermann (und zwar bloß durch seine rein poetische Form) in eine göttliche Dichterwelt, da mich der Meister aus einer wirklichen Welt nicht ganz herausläßt. — Da ich doch einmal im Kritisiren bin, so will ich noch eine Bemerkung machen, die mir bei dem Lesen sich aufdrang. Es ist offenbar zu viel von der Tragödie im Meister; ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjectiv Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muß und in diesem auch so vorzüglich herrscht. Es incommodirt, auf diese Grundlosigkeiten zu gerathen, da man überall festen Boden unter sich zu fühlen glaubt, und weil sich sonst Alles so schön vor dem Verstande entwirrt, auf solche Räthsel zu gerathen. Kurz mir däucht, Sie hätten sich hier eines Mittels bedient, zu dem der Geist des Werkes Sie nicht befugte. — Uebrigens kann ich Ihnen nicht genug sagen, wie mich der Meister auch bei diesem neuen Lesen bereichert, belebt und entzückt hat; es fließt mir darin eine Quelle, wo ich für jede Kraft der Seele und für diejenige besonders, welche die vereinigte Wirkung von allen ist, Nahrung schöpfen kann."

Ich habe mir den merkwürdigen Brief hier auszuschreiben erlaubt, weil ich für meine ketzerische Ansicht von dem ästhetischen Werthe des Romans (gemessen an den höchsten Kunstforderungen) der Unterstützung einer Autorität bedurfte, die mir hier in vollstem Maße wird — in einem Uebermaße sogar, wie wir sehen werden.

Zwar stützt Schiller sein Urtheil im Wesentlichen auf eine subjective Empfindung, welcher er dann auch einen vollendeten Ausdruck giebt, während er selbst einräumt, daß er in der eigentlichen Beweisführung sich in Widersprüchen bewege. Aber diese Widersprüche sind mehr scheinbar als wirklich. Zuerst wäre es unbillig, ihm zuzumuthen, er habe alles Ernstes übersehen, daß man in der Kunst von einer äußeren Form nicht reden darf, und als sei seine Meinung: der Dichter hätte für sein Werk auch eine andere Form (also hier die rhythmische) wählen können, falls es ihm nur beliebt. Er will offenbar sagen: der „Meister", der wie jeder Roman sich schlechterdings der Prosaform bedienen muß, weil er seinen Inhalt sonst nicht zum Ausdruck bringen könnte, ist schlechterdings unpoetisch, da aller (rein) poetische Inhalt in eine (rein) poetische Form muß aufgehen können und auch wirklich aufgeht, siehe: Hermann und Dorothea.

Diese Argumentation ist zweifellos stichhaltig unter einer Voraussetzung; nämlich: daß die rhythmische Form einzig und allein die rein poetische Form sei. Aber ist das der Fall? Goethe in seiner Antwort (vom 25. November) bekennt sich dazu und glaubt in dem Ausspruch: „Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden," noch weiter zu gehen als Schiller, ohne es zu thun, denn dies Postulat hat dieser ja bereits, wenigstens implicite, aufgestellt.

Aber ist die Voraussetzung richtig? Ich glaube es, wie anmaßlich das auch der vereinigten Autorität unserer beiden Dioskuren gegenüber klingen mag, verneinen zu müssen. Die einzige wahrhaft so zu nennende poetische Form ist die dem Objecte adäquate Darstellung, zu welcher der Rhythmus als ein willkommener Schmuck hinzutreten mag, oder vielmehr soll, überall da, wo er möglich ist. Er wird aber überall möglich sein, wo der Stoff einmal einen gewissen Umfang nicht überschreitet und zweitens seiner Natur nach für seine Darstellung gewisser Details entrathen kann. Dies wird unter Anderem bei den meisten Novellen-Stoffen (wie Hermann und Dorothea einer ist) zutreffen, wo es sich niemals um ein Weltbild, sondern um einen ganz

bestimmten, scharf abgegrenzten Ausschnitt aus diesem Bilde handelt,* ebenso wie die antike Welt in ihrer Uebersichtlichkeit und Einfachheit eine Darstellung mit Hinzuziehung des rhythmischen Schmuckes zuließ, d. h. forderte.

Vermöchte nun also der Roman seinen Stoff nur vollkommen zu formen, d. h. darzustellen, so würde er darum, weil er etwa infolge des übermächtig andrängenden Details für diese Darstellung auf den rhythmischen Schmuck zu verzichten gezwungen wäre, doch noch immer schlechterdings poetisch sein.

Wie aber steht es mit ihm in diesem Cardinalpunkte?

Für uns ist die Antwort nicht zweifelhaft. Wir wissen, daß er seine Idee, d. i. sein Urbild: die moderne Welt, niemals vollkommen zum Abbild, d. h. zu einer in allen ihren Theilen gleich vollkommenen Darstellung bringen kann, weil sich mit endlichen Mitteln (der Darstellung des Helden mit seinen individuellen, d. h. beschränkten Erfahrungen) ein (relativ) Unendliches, d. h. der unerschöpfliche Reichthum des actuellen modernen Lebens, nicht ausmessen läßt, sondern immer ein Rest bleibt, der in der Darstellung nicht aufgeht. Eigentlich ein zweifacher Rest: einmal nach Seiten des (nicht erschöpften) Inhalts, der gewissermaßen an das Ende des Werkes fällt, wenigstens sich meistens erst da deutlich herausstellen wird; und ein anderer, der sich durch das ganze Werk in der Behandlung des Einzelnen fühlbar macht, welches (immer in der Furcht des Autors, das heißersehnte Ziel auf dem langen Wege nicht zu erreichen) gewissermaßen übers Knie gebrochen, allzu knapp und dürftig dargestellt oder vielleicht in der Eile auch gar nicht mehr dargestellt, sondern nur noch (rein prosaisch) bezeichnet wird.

Dies und dies allein, wie wir es in dem Vorhergehenden ausführlich zu entwickeln gesucht haben, ist der wahre innere Grund, warum der Roman nicht, wie Schiller behauptet, schlechterdings unpoetisch, sondern nur nicht völlig poetisch, den höchsten Kunstforderungen völlig entsprechend ist; und ich glaube, daß es keinem meiner Leser jetzt noch schwer fallen wird, sich die sonstigen scheinbar so widersprechenden Aeußerungen Schiller's über den Wilhelm Meister „zusammenzureimen“.

Und da wir nun dem Verdicte Schiller's auch nur bis zu einem gewissen Punkte Recht geben, so dürfen wir uns von ihm auch nicht zu den Consequenzen drängen lassen, zu welchen er den großen Freund drängen möchte,* sondern wollen lieber untersuchen, ob denn wirklich in derjenigen Form der Darstellung, die wir zuletzt betrachteten, alle Darstellungsmittel erschöpft sind, oder ob es nicht vielleicht noch eine andere Form giebt, die allerdings, da sie eine prosaische bleibt, von Schiller noch immer keine „reine“ genannt werden würde, aber doch vielleicht ein Medium, in welchem aus gewissen Gründen weniger „von dem Geiste des Dichters verloren geht“ und „Objectives mit Subjectivem“ wenn nicht „absolut in Eins“, so doch inniger in einander verfließen.

Nun giebt es in der That eine solche Form, die, wie der Leser bereits ahnt, in nichts Anderem besteht als in dem Rückgreifen auf die erste Conception des epischen Geistes von seinem Weltbilde, wo der Dichter, wie wir uns erinnern, als naturgemäßen Träger der Idee sich selbst vorfand: sein Ich, das er, weil es zu dem Zwecke nicht ausreichte, in ein Er verwandelte.

Verwandelt sich nun das Er wieder zurück in ein Ich, so ist es, so kann es selbstverständlich das alte, erfahrungsmäßige, naive, enge und beschränkte Ich nicht mehr, so muß es ein neues, künstlich seiner Beschränkung enthobenes, reflectirtes sein, dessen genauer Betrachtung und Analyse wir unser letztes Capitel zu widmen haben.

* Wir können an dieser Stelle ebenso wenig wie sonst in dieser Abhandlung tiefer auf das Wesen der Novelle eingehen, deren Stellung innerhalb des epischen Gebietes und specielles Verhältniß zum Roman eine eigene Untersuchung erheischt.

* Und zu denen sich doch auch dieser für die Folge nicht verstehen mochte, oder er hätte den Lehrjahren nicht die Wanderjahre folgen lassen und die Wahlverwandtschaften nicht geschrieben — Werke, die Schillern noch ein weit reicheres Material zur Substanziirung seiner Verurtheilung des Romans geboten haben würden als die wundervollen Lehrjahre, in denen bis auf einen Minimalrest Alles Darstellung in unserem Sinne ist.

(Schluß folgt.)

Die Kufra-Oase.

Von

Gerhard Rohlfs.

Die Syrten-Oasen Audjila und Djalo waren die südlichsten, welche die alten Culturvölker, von Cyrenaika ins Innere dringend, kannten. Audjila wird uns von verschiedenen Autoren des Alterthums genannt und beschrieben; ja, es ist nicht unmöglich, daß Strabo in dieser Oasengruppe die Gärten der Hesperiden erblickt. Im XVII. Buche, Seite 347, heißt es: „Von Automala (Automalax) aus soll man, wie man sagt, in vier sehr kleinen Tagereisen zu den Gärten der Hesperiden kommen.“ Identificirt man Automala mit Djedabia, so hat man von da bis zu den Oasen in der That vier Tagereisen; verlegt man mit Barth Automalax weiter südlich an die Syrte, so stimmt die Entfernung nichtsdestoweniger.

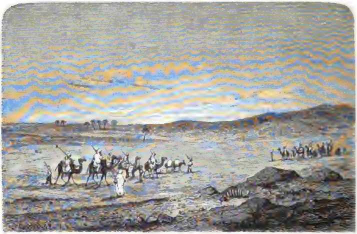
Es ist aber nicht unmöglich, daß die Geographen der Alten Kunde gehabt haben von der entfernten Oase Kufra. Herr Berlioux, sich auf Ptolemäus stützend, behauptet es. Im Mons Azari erblickt er die Djebel Neri, im Cleartus palus das Uadi von Taiserbo, im Lycomedis palus die Sebcha und Salztümpel, welche sich in Kebabo befinden, endlich in den Chelonides paludes sowie im Ger will er die Landschaft Uadjanga erkennen. Auf seiner nach Ptolemäischen Angaben construirten Karte* hat Berlioux den Mons Azar (Kufra) auf den 24.° nördl. Br. verlegt, wo sich Kebabo in der That befindet. Weshalb sollten auch nicht die Garamanten — wenn sie im Alterthum Kufra bewohnten — den Küstenbewohnern Nachricht von der Existenz des Landes gegeben haben? Aber ein Versuch, dasselbe von Norden her zu erreichen, war so wenig verlockend, daß er wohl nie gemacht wor-

* L'Afrique centrale, Libya interior de Ptolémée, ou les anciennes explorations et les prochaines découvertes des régions du Sahara central par E. T. Berlioux, professeur de géographie à Lyon, Juillet 1879.

den ist oder, wenn er unternommen wurde, fehlschlug.

Es gilt von Battifal, einem Brunnen, der noch etwas südlich (eigentlich ostsüdöstlich) von Audjila gelegen ist, eine wasserlose Strecke zu durchziehen, welche 400 km lang, also fast so lang wie der Weg von Berlin nach Wien ist. Freilich uns dampf- und eisenbahnbesitzenden Menschen kommt dieser Weg heute ziemlich kurz vor; wir legen diese Entfernung in ca. fünfzehn Stunden zurück, so daß wir uns bei anderer Art zu reisen, zu Pferde oder zu Fuß, kaum noch eine richtige Vorstellung von der Dauer derselben machen können. Unbelastet kann ein guter Fußgänger, bei nahrhafter Kost und nächtlicher Ruhe, ohne sich allzu sehr zu ermüden, längere Zeit hinter einander täglich 40 km zurücklegen. Er würde also doch immerhin von Berlin nach Wien zehn Tagemärsche bei 400 km Entfernung brauchen.

Die Gegend südlich von den Syrten-Oasen Audjila und Djalo ist eine einzige Ebene ohne jegliche Unterbrechung, ohne Abwechselung. Man hat keine Hügel zu übersteigen oder Berge zu umgehen, man hat keine Dünen zu durchwaten oder Sebchen zu umschreiten. Nirgends ist das geringste Hinderniß. Der Boden ist so flach und so gleichmäßig mit Kies und haselnußgroßen Kieselchen überstreut, daß man zu glauben versucht wäre, er sei künstlich so hergestellt. Da giebt es keinen Halm, keinen Strauch, keinen Baum; selbst Moose und Flechten sind nirgends zu entdecken. Das allbelebende Element der Natur, Wasser, fehlt. Ganz allmälig steigt der Boden an, so unwahrnehmbar, daß wir die Erhebung desselben nur durch das constante Fallen des Barometers bemerken können. Wenn wir annehmen, daß Audjila und Djalo ungefähr auf Meeresniveau liegen, dann hat man nach und nach bei Taiserbo eine Höhe von ca. 200 m über dem Meere erreicht.



Kufra-Karawane.

Als wir den Marsch in die Einöde antraten und Tag und Nacht in Bewegung blieben, glaubte ich kaum, daß wir am fünften Tage in Kufra ankommen würden, obschon ich keine Ahnung davon hatte, daß die Oase noch anderthalb Grad südlicher lag, als man bislang vermuthet. Als wir dann aber wirklich am fünften Tage Morgens Taiserbo erreicht hatten, als ich nun auf diese kaum glaubliche Marschleistung zurückblickte und wir zum Ergebniß kamen, daß wir innerhalb vierundzwanzig Stunden stets über 90 km

Digitized by Google

zurückgelegt hatten, da wußte ich schon, ehe die astronomische Bestimmung gemacht war, daß Taiserbo nicht auf dem 27.° nördl. Br., sondern bedeutend weiter südlich gelegen sein müßte; und so war es in der That, denn Taiserbo (Lagerplatz bei Djrangedi) liegt 25° 37′ 44″ nördl. Br. Wir hatten den Weg zurückgelegt nicht nur im heißesten Monat des Jahres, sondern auch unter allen sonst nur denkbar ungünstigen Verhältnissen. Nie war abgekocht worden, weil die Zeit dazu fehlte, und wenn auch Wasser nicht gerade mangelte, so war es durch die glühenden Sonnenstrahlen während der letzten Tage in den ledernen Schläuchen faulig und übelriechend geworden.

Taiserbo.

Wir hatten auf der ganzen Strecke keinen Menschenverlust zu beklagen, und wenn von den Kameelen der uns begleitenden Suya auch einige fielen, wenn von unseren eigenen eins „batal“, d. h. marsch- und tragunfähig, wurde, so war das bei den außerordentlichen Anstrengungen gewiß kaum ein Verlust zu nennen. Wir hatten sogar unsere Pferde und einige Slugi (Windhunde) gut mit durchgebracht.

Mit welcher Sehnsucht aber sieht man aus nach dem erhofften Lande, wenn die des Landes Kundigen die frohe Nachricht verbreiten: die Oase ist nahe! Aehnlich ist es auf hohem Meere, wenn der Capitän des Schiffes dem Matrosen den Auftrag giebt, in den Mastkorb zu klimmen und nach dem Lande, dem Hafen auszuspähen. So besteigt der Suya-Araber sein Kameel, wenn er glaubt, das Land sei nahe; Jeder sieht auf seine Miene, und wenn er freudestrahlend verkündet: „Ich sehe sie, die Palmen!“ dann kann man sicher sein, das dem so ist: ein Araberauge täuscht sich gar selten.

Bei uns gesellte sich zu der Freude der glücklichen Besiegung so großer Schwierigkeiten und Gefahren des Weges noch die Gewißheit, mit Erreichung der Oase der geographischen Wissenschaft einen Dienst geleistet zu haben, obwohl wir erst allmälig zum Bewußtsein und zur Erkenntniß der verhältnißmäßigen Größe des Oasenarchipels kamen.

Wie die Oase vollkommen isolirt, fast mitten in der libyschen Wüste liegt, so ist auch ihr Charakter anders als der der meisten übrigen Oasen. Weder die Uah-Oasen Aegyptens, noch die Syrten-Oasen, noch der mächtigste Oasencomplex, Fesan, oder gar die westlichen Oasen, Tuat, Tafilet und Draa, haben Aehnlichkeit mit Kufra. Und zwar insofern nicht, als bei

allen Inseln Kufra's der Culturboden zusammenhängend oder höchstens von Sebchas und Seen unterbrochen ist. Sebchas sind aber der Cultur der vornehmsten Oasenpflanze keineswegs hinderlich, sondern gerade in diesen Salzsümpfen gedeiht die Dattelpalme vortrefflich. Alle anderen Oasen haben aber nicht nur an der Seite des Culturbodens oder dazwischen Strecken Landes, welche steril sind, ja meist überwiegen dieselben. Zum Beispiel in Chargeh, Dachel, Siuah, Rhadames, Sella ꝛc. ist der nicht bebaute Boden oder auch die nicht anbaufähige Erde viel größer als das Land, welches mit Saaten bedeckt ist.

Kufra liegt zwischen dem 26.° und 24.° nördl. Br. und dem 21.° und 24.° östl. L. v. Gr. Die Höhe des Landes ist von Norden nach dem Süden zu ansteigend, derart, daß, wenn unter dem 26.° nördl. Br. das Land ca. 200 m über dem Meere liegt, beim 24.° nördl. Br. die Höhe schon über 400 m beträgt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Land bis Uadjanga ansteigt und von dort sich nach der sudanischen Ebene, in welcher der Fitri- und Tschad-See liegen, abflacht. Es ist auch nicht unmöglich, daß die Gebirge von Kufra mit dem Harudj zusammenhängen, wie die von Uadjanga eine Fortsetzung der Gebirge von Tibesti sein dürften. Die Gebirge Kufra's, die ihren hauptsächlichsten Ausdruck in der Djebel Neri finden, welche relativ nicht hoch sind — absolut in den höchsten Punkten etwa 500 m erreichen —, ruhen auf libyschem (nubischem) Sandstein, überdeckt von Kalk, basaltischen und lavaartigen Massen. Versteinerungen haben wir nirgends finden können, weder in den nördlichsten Erhebungen bei Buserma noch in den südlichsten Gebirgsgraten, südlich von Kebabo.

Eigenthümlich sind die Producte elektrischer Entladung, welche man hier wie überhaupt in der ganzen Sahara in überraschendster Art und kaum glaublicher Menge auf dem Boden angehäuft findet. Man staunt nicht nur über die massenhaft umherliegenden, phantastisch geformten Blitzröhren, wie wir deren so viele auch im libyschen Sandocean (1873/74) fanden und wie solche südlich von Fesan zwischen dieser Oase und Bornu von Eduard Vogel und später von mir beobachtet wurden, sondern vorzugsweise über die größeren glas- und schlackenartigen Gebilde, Röhren, welche oft einen Fuß Durchmesser und mehrere Fuß Länge haben. Welche Kräfte müssen hier gewüthet haben! Sieht man derartige Gebilde, denkt man sich die Charaschafformation dazu, dann gewinnt man von der Oberfläche der Erde annähernd ein Bild, wie es sich fixirte, als die Natur plötzlich nach einer jener großen Katastrophen erstarrte, und wie es vor Hunderttausenden von Jahren hervorgebracht wurde, als Alles noch auf der Erdoberfläche toste und raste, ehe das ebenmäßige Gleichgewicht in den Massen hergestellt war, dessen die jetzigen Bewohner des Planeten sich erfreuen. Solche Aeußerungen der Elektricität und des Sturmes findet man heute nicht mehr in der Sahara.

Wenn einstmals aber die Zeit gekommen sein wird, dann wird sich gerade diese Strecke vorzüglich zur Anlegung einer Eisenbahn nach dem Sudan eignen. Aus eigener Anschauung kann ich versichern, daß auf der ganzen Strecke von Bengasi bis Kebabo auch nicht das geringste Terrainhinderniß vorhanden ist. Das Uadi Fareg kann umgangen werden und bietet andererseits durch eine Ueberbrückung — es ist etwa 200 m breit — kein Hinderniß. Nach den Aussagen der Eingeborenen soll das Land südlich von Kufra bis Uadjanga ganz ebenso sein wie das nördlich gelegene, folglich aus Kiesboden bestehen. Also bis zum Vorlande von Sudan giebt es keine Schwierigkeit, die im Erdboden ihren Grund hätte. Man könnte die Schienen, ich möchte fast behaupten, ohne Schwellen auf den Boden legen. 800 km dieser Gegend sind erforscht und haben sich wie oben beschrieben erwiesen; die übrigbleibenden 500 km bis Uadjanga bieten wahrscheinlich dieselben Verhältnisse. Und mit Uadjanga, dem Vorlande Sudans, hat man schon producirenden Boden erreicht. Wenn der Bau einer solchen Bahn einmal in Angriff genommen werden sollte — und die Zeit wird ganz gewiß kommen — dann wird sich das überraschende Resultat ergeben, daß man auf dieser Strecke 5 km so billig herstellt wie in Europa unter ähnlichen Verhältnissen, d. h. in den Ebenen Norddeutschlands oder Rußlands, einen einzigen.

Daß auf so großen Entfernungen kein Brunnen sich befindet, ist allerdings ein großer Uebelstand; aber an manchen Stellen würde man dem Boden durch artesische Brunnen Wasser entlocken können, und Wissenschaft und Kunst würden schon Rath schaffen, um derartige Schwierigkeiten zu bewältigen.

In Deutschland lächelt man allerdings mitleidig über dieses Project, während das Ausland dasselbe gar nicht so unbedingt von der Hand weist. Die neuen Karten der Belgier, Italiener, Franzosen und Engländer bezeugen es. Und wenn **wir** auch nicht die Verwirklichung einer transsaharischen Bahn vom Mittelmeere nach dem Sudan, von Stockholm durch Deutschland, Italien und Afrika bis Capetown erleben, gebaut wird sie einst doch, und dann muß Kufra ein wichtiges Glied in der langen Kette bilden.

Kehren wir also, vorläufig im Geiste, dahin zurück und betrachten wir, nachdem wir über die Lage der Oase unterrichtet sind, dieselbe in ihren Einzelheiten.

Kufra setzt sich zusammen aus fünf großen Inseln, welche alle durch Sserir und große Sandmassen von einander getrennt sind. Im Norden liegen parallel neben einander Taiserbo und Sirhen. Letztere Oase, obschon mit nur wenigen Palmen bestanden, ist heutzutage die bekanntere, weil sie den Durchgangspunkt für die großen Karawanen nach Uadai bildet. Sirhen ist nur eine Hattieh (eine mit Kameelkräutern bewachsene Ebene), und die Karawanen dürfen absichtlich nicht den Weg über Taiserbo nehmen, damit dort die Palmenwälder von den Durchziehenden nicht leiden. Diese Oase ist aber eine der größten und schönsten und war einst Sitz eines eigenen unabhängigen Sultanates.

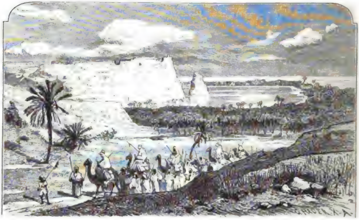
Bewohner Audjila's.

Taiserbo hat 6343,2 □ km,* ist also ungefähr so groß wie das Großherzogthum Oldenburg. Fast mitten in der Oase liegen die Ruinen der ehemaligen „Gasr" (Schlösser) der Herrscher von Taiserbo, von denen die eine den Namen Djrangedi führt. Die Ruinen dieser Residenz, welche ich mehrere Male untersuchte, deuten darauf hin, daß das Gebäude einst in ähnlicher Weise aufgeführt worden ist, was Material und Anlage

* Nach einer Arealberechnung des Dr. Behm in Gotha.

anbetrifft, wie das „Gasr“ von Mursuk, welches die ehemaligen Sultane von Fesan bewohnten, von welcher Wohnung und dem Leben darin uns Lyon eine so anziehende Schilderung gegeben hat.

Djrangedi liegt in einem schönen Palmenhain; etwas nördlich davon befinden sich mitten in hohem Rohrdickicht, ebenfalls von Palmen umgeben, die Ruinen eines anderen Gasr. Noch andere Ruinen giebt es in der Oase, welche auf die ehemalige verhältnißmäßig starke Bevölkerung deuten, deren frühere Existenz außerdem durch große Tebu-Friedhöfe nachgewiesen wird. Die Namen der Ortschaften, wie Mahbus, Djesira 2c., welche man sonst noch in dieser Oase findet, bedeuten nichts Anderes als ausgedehnte Palmenhaine, denn festbesiedelte Ortschaften giebt es heute in Taiserbo nicht mehr. Einige Leute vom Stamme der Suya bleiben zwar während des ganzen Jahres daselbst, um im Winter und Frühjahr die Befruchtung der Dattelpalmen zu besorgen, aber von einer Bevölkerung kann doch nur im Sommer die Rede sein.



Bujeima.

Im Monat Juni und Juli aber, häufig auch noch im August, kommen von Norden, einer Völkerwanderung, einer Auswanderung gleich, große Horden der Suya. Echte Araber, ziehen sie das Zeltleben an der Grenze der Wüste im Süden der Cyrenaika den festen Wohnsitzen in der Oase Kufra vor. In den Steppen der Halfa und Artemisia haben sie ihre eigentliche Heimath, dort schlagen sie ihre braunen Zelte aus Kameel- und Ziegenhaar auf, dort weiden sie ihre großen Schaf-, Ziegen- und Kameelheerden, dort schließen sie ihre Heirathen und vermehren sich. Aber nicht unempfindlich gegen den Besitz großer Palmenwälder und namentlich Kufra als bequemen Ausgangspunkt für Räubereien und Sclavenjagd betrachtend, haben sie sich die ganze Oase zu eigen gemacht, die Urbevölkerung derselben vernichtend. Es kommt noch der verlockende Umstand hinzu, daß sie in Kufra selbst Herren sind, während sie in Cyrenaika als Unterthanen der Türken Abgaben zahlen und allerlei Frohndienste leisten müssen. Daß die Suya nicht ganz auswandern, liegt in dem jedem Menschen angeborenen Heimathsgefühl, in der Abneigung, in festen Wohnungen bleiben zu müssen, und in mannigfachen Unzuträglichkeiten, welche Kufra und den sudanischen Ländern eigen sind.

Aber alljährlich findet doch der vorübergehende Exodus nach der fernen Oase statt. Vorzugsweise sind es die Männer, denen es obliegt, die Datteln einzuheimsen

Digitized by Google

und nach dem Norden zu schaffen; aber auch einzelne Frauen und manchmal Kinder im zartesten Alter begleiten die Karawanen, welche sich meist aus Hunderten von Männern und Kameelen zusammensetzen. Einzelne vornehme Schiuch (pl. von Schich) legen auch die Embleme ihrer Macht und Stellung nicht ab, sie haben ihren alten Sonnenschirm und einen Falken bei sich, sie tragen ihre lange Flinte, ja sie reiten sogar ihren mageren Klepper. Ein Schich der Suya, der weder Flinte, Falke, Sonnenschirm noch Pferd besitzt, ist gar kein rechter Schich. Diese Attribute seiner Würde sind ganz unumgänglich nothwendig. Sie bedeuten für ihn in den Augen der Seinigen das, was das Volk früher als unumgänglich nothwendige Zeichen der Machtfülle einem König oder Kaiser beilegte: Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwert.

Die Suya verbleiben in der Oase zwei bis drei Monate, während welcher Zeit sie damit beschäftigt sind, Datteln zu sammeln und neue Palmenpflanzungen anzulegen. Palmen werden nämlich nicht aus Kernen gezogen, sondern man pflanzt Schößlinge einer anderen Palme, welche manchmal schon 20 cm Durchmesser haben, besser aber kleiner genommen werden, in ein circa 0,5 m tiefes Loch und begießt nun den Setzling recht fleißig, bis er Wurzeln getrieben hat. Nach drei bis fünf Jahren trägt eine solche Palme schon Früchte.

Da diese Araber nur so kurze Zeit in ihrer Oase weilen, so erachten sie es nicht der Mühe werth, sich Wohnungen einzurichten, sondern lagern mit dem bischen Geräth, Kameelsätteln, Kameelsäcken, Kochgeschirr ꝛc. des Morgens im Westen, des Abends im Osten eines Palmbusches. Einen solchen Palmbusch nennen sie „Hausch“, d. h. Wohnung. Und hinlänglichen Schutz gegen Sonne und unliebsame Winde gewährt in der That ein solcher Busch. Wie in Kufra überhaupt die Palmen selten als einzelne Bäume anzutreffen sind, sondern selbst einzeln ausgepflanzt eine Neigung zum Verbüschen zeigen, so erreichen diese Büsche, die aus einer dichten Vereinigung von dreißig bis hundert Palmen und kleinerem Palmbuschwerk bestehen, die ansehnliche Höhe von 10 bis 15 m. Jeder Stamm der Suya hat seinen bestimmten Palmenbestand und jedes Individuum wieder eine bestimmte Zahl von Palmen; es giebt Einzelne, welche gegen fünftausend Palmen ihr Eigen nennen.

Lager in Boëma.

Wenn man nun Taiserbo südlich reisend verläßt, so ist man nach scharfer Grenze

wieder inmitten trostlosester Kiesebene, die allmälig in nicht unansehnlich hohe Dünen sich verwandelt und nach einer Entfernung von circa 100 km südöstlichen Marsches den Wanderer nach der mittelsten Oase, Buseïma, bringt.

Langweilig genug war die Einöde nördlich von Taiserbo, und wenn diese Insel durch ihre herrlichen Palmbüsche, ihre grünen Rohrbestände und durch ihre ausgedehnten Kameelweiden auch die angenehmste Erholung einer Karawane gewährt, so wirkt doch auf den für Natur Empfänglichen nichts anregender, als wenn der Ruf ertönt: Berge! Und die Formen des Gebirges sind malerisch genug. Dunkelschwarz, scharfgeschnitten, klippig und senkrecht taucht das Gebirge aus den weißen Sanddünen heraus. Doch was ist das? Am Südende spiegelt sich eine Fläche. Man kommt näher und sieht, es ist ein See, ein blauer See! Und trotzdem kein Lüftchen weht, sieht man am Nordende eine starke Brandung, silberglitzernd schlagen die Wogen sich überrollend und überstürzend ans schwarze Gebirge. Aber wenn man angelangt ist, so sieht man, daß die Brandung nicht in Wirklichkeit existirt: es ist die stets dort herrschende Fata morgana, welche auf dem weißen Salze, das wie eine Kruste den nördlichen Theil des Sees bedeckt, diese Wirkung hervorbringt.

Buseïma mit 313,9 □km Flächenraum ist eine der reizendsten Oasen der Sahara. Berge, Seen, Palmen und Grün! Was will man mehr? Jeder kann sich daraus ein entzückendes Bild componiren. Und auch hier fehlen nicht die Spuren der Ansiedelung vergangener Geschlechter. Waren es Garamanten, waren es andere Stämme? Dieser Schleier kann mit Sicherheit, um Licht über die ganze Vergangenheit jener Gegenden zu verbreiten, erst dann gelüftet werden, wenn prähistorische Untersuchungen hier und in den zunächst gelegenen bewohnten Ländern angestellt werden. In Buseïma findet man aber nicht nur wohlerhaltene Mauern, durch Mörtel verbunden, in der Ebene, welche sich um den See herumzieht, sondern auch oben auf dem Berge, der circa 400 m absolut, etwa 150 m relativ hoch ist, liegt ein befestigtes Dorf, welches zur Zeit der Gefahr von der früher seßhaften Bevölkerung bezogen wurde. Retten von dem Untergange konnte aber auch diese Befestigung die ehemalige Bewohnerschaft nicht. Einer längeren Belagerung konnte sie nicht widerstehen: es fehlt der Brunnen. Mit einem solchen würde es Türken und Arabern nicht möglich gewesen sein, Buseïma mit Gewalt zu nehmen.

Die Vegetationsverhältnisse sind dieselben wie in Taiserbo, aber auffallend ist hier das häufige Vorkommen einer Schlange (nach Professor Peters eine ragorrhis producta), welche auf keinem Palmbusch, auf keinem Feigenstrauch fehlte und kleinen Vögeln, Libellen und Käfern aufpaßte. Eine ständige Bevölkerung hat Buseïma nicht.

Von dieser Oase südwestlich liegt eine etwa gleich große Insel, Rbena genannt, welche nach den Aussagen der Suya ebenfalls am Fuße eines Gebirges (wahrscheinlich des Djebel Neri) gelegen ist und sich auch des Vortheils eines Sees erfreut. Wenn man aber von Buseïma in der alten Richtung weitergeht, d. h. südöstlich, so erreicht man nach ungefähr gleicher Entfernung wie zwischen den vorhin erwähnten Oasen die Hauptinsel des ganzen Archipels, Kebabo genannt. Vorher jedoch durchzieht man quer das schroff aufsteigende Nerigebirge, dessen Verlauf von Osten nach Westen ist. Durch abgelöste Blöcke, welche oft berggroß sind und von welchen Djebel Hauari der markirteste ist, hindurchgehend, blickt man dann bald auf den nördlichen Theil von Kebabo, welcher von dem südlichen durch ein Felsgrat geschieden wird.

Kebabo hat eine mondförmige Gestalt, derart, daß die Wölbung nach Norden zu zeigt. Kebabo, so groß wie das Herzogthum Holstein — 8793,5 □km* —, ist nicht nur seinem Flächeninhalte nach die bedeutendste Insel des Kufra-Archipels, sondern auch insofern am wichtigsten, weil es die einzige Oase, in welcher seßhafte Bevölkerung sich aufhält. Abgesehen von dem durchziehenden Riff ist sie durchweg mit Kameelkräutern bestanden, und die ausgedehnten Palmbuschhaine, die großen neuen Anpflanzungen von Palmen, die ein Durchschnittsalter von zehn Jahren haben und meist schon bis zu 3 m

* Nach Behm.

hoch sind, deuten auf die große Fruchtbarkeit, resp. den Wasserreichthum des Landes hin. Südlich von dem Kufra durchziehenden Felsgerippe befinden sich einige tiefblaue, scharfgesalzene kleine Seen. Sowohl diese wie auch die Seen von Buseima und Rbena bezeugen, wie gewaltig schnell und stark der unterirdische Wasserzufluß sein muß. Man denke nur an die ausnehmend starke Verdunstung, welche continuirlich statt findet in einer Gegend, wo die Luft so trocken ist, daß die durchschnittliche relative Feuchtigkeit des Hygrometers

Suya die thatsächlichen Besitzer der Oase, insofern als sie Grundeigenthümer und Palmeneigner sind, so üben doch die Snussi die eigentliche Herrschaft aus. Diese ist um so unbestrittener und gewaltiger, als keine eigentliche weltliche Regierung, wie für die Cyrenaika es die türkische ist, der geistlichen die Oberhand streitig macht.

Die Sauya el Istat selbst, ein befestigter Ort, von hoher Mauer umgeben, hat eine steinerne Moschee, ein großes Gebäude für den Schich der Sauya, eine Medressa (Schule) und verschiedene an-

Sauya el Istat.

zwischen 10° und 14° schwankt, manchmal aber auch bis auf 5° herabsinkt. Der ganze unterirdische Strom des Wassers scheint von Uadjanga zu kommen. Regen selbst fällt in Kufra so selten, daß nirgends Rinnsalbildung wahrzunehmen ist.

Kufra's Wichtigkeit, welche von Jahr zu Jahr eine größere Bedeutung wegen des steigenden Verkehrs erlangt, concentrirt sich augenblicklich in Kebabo, wo der Hauptort, die Sauya el Istat der Brüderschaft der Snussi, nicht nur einen religiösen Mittelpunkt geschaffen, sondern auch durch eine vor Kurzem angelegte Ortschaft der Suya, Djof genannt, eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat. Und wenn auch die

dere Gebäude für einige Kaufleute, für die Schüler und die zahlreichen Sclaven. Im Ganzen dürfte die Seelenzahl aber kaum die Ziffer 500 erreichen. Am Fuße des Kebabo durchziehenden Gebirges befindet sich ein vorzüglich gehaltener Garten, von einer steinernen Mauer umgeben. Die ziemlich hohe Lage Kebabo's bewirkt, daß nicht nur sämmtliche subtropische Früchte und Gemüse hier gezogen werden, sondern auch die des Mittelmeeres. Weintrauben ringeln sich um Palmen, Citronen blühen neben Suakbüschen, Weizen steht neben Negerhirse. Keinen schlagenderen Beweis von der erstaunlichen Fruchtbarkeit der Oase giebt es als diesen

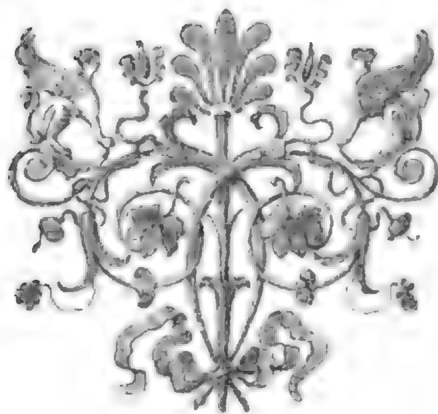
Garten und die üppigen Palmenhaine, welche die fanatischen Religionslehrer angelegt haben, die, obschon sie fortwährend ihre Untergebenen auf die himmlischen Gärten Mohamed's, auf die nie versiegenden Milch- und Honigbäche vertrösten, für sich selbst keineswegs auf die ergiebigen irdischen Gründe und Gärten verzichten mögen. Die mohamedanische Geistlichkeit ist außerdem im Besitze eines Viertels aller Palmbüsche und erhält überdies die reichlichsten Geschenke.

Der zweite Ort, Djof, westlich von der Sauya gelegen, ist nicht befestigt. Er besteht aus einer Anzahl steinerner Häuser und Palmhütten. Gegründet wurde er von den cyrenäischen Suya, die, eine alte Niederlassung der Tebu benutzend, sich an derselben Stelle diesen Ort bauten. Reizend in fruchtbarster Gegend gelegen, zum Theil von riesigen Akazien überschattet, zeigt auch dieser Ort, was Erde, Wasser und Sonne in kürzester Zeit hervorzubringen vermögen. Außer den Suya zählt Djof auch viele Sclaven, und die junge Generation besteht überhaupt ausschließlich aus Mischlingen von Arabern und Negern. Die Seelenzahl dürfte der von Sauya el Istat gleich sein.

Abgesehen von diesen beiden Orten giebt es in Kebabo keine seßhaften Bewohner, sondern die dahin kommenden Suya wohnen an den großen Palmbüschen während ihres Aufenthaltes daselbst; große Complexe derselben haben eigene Namen, wie Boëma, Surk &c. Der großen allgemeinen Fruchtbarkeit wegen und als Durchgangspunkt hat Kufra jedenfalls eine Zukunft.

Und wenn der Zeitpunkt gekommen ist, dann wird sich auch Deutschland seiner Aufgabe bewußt sein. Die lange Eisenbahnlinie, welche jetzt befahren wird, vom Nordcap Dänemarks über Hamburg und durch den Gotthard bis Brindisi, ist nur das erste schon fertige Glied. Andere werden folgen. Wer hätte vor dreißig Jahren gedacht, daß am Fuße der Pyramiden ein Dampfwagen hält, um damit nach Oberägypten zu fahren? Wer hätte vor ebenderselben Zeit an die Möglichkeit gedacht, die wasserlosen Prairien Nordamerika's mittelst eines Dampfwagens zu durchschneiden. Diese Linien existiren und werfen sogar einen tüchtigen Reingewinn ab.

Mag man noch so verächtlich lächeln über die Vorhersage, einst wird auch in Kufra der Ruf des Schaffners ertönen: „Station Kufra aussteigen“ und sich vermischen mit dem des Eingeborenen: „Frische Datteln und Lakbi, heute Morgen vom Baum genommen!“



Die Seuche der Entwaldung.

Von

Gustav Weisbrodt.

Schon seit Jahrzehnten werden fast alljährlich im Frühjahr und Sommer weitgedehnte Gebiete mit den verheerendsten Wirkungen vom Hochwasser heimgesucht: üppige Culturflächen werden unter Schlamm und Gerölle begraben, die verheißendsten Ernten werden vernichtet und Tausende von Existenzen in ihrem Wohlstande schwer und auf viele Jahre hinaus geschädigt. Und andererseits macht sich, ebenfalls von den verderblichsten Folgen begleitet, schon seit Jahrzehnten eine so starke jährliche Abnahme des Wasserstandes fühlbar, daß das einst fruchtbarste Land den Bedingungen des Anbaues nicht mehr entspricht und blühende Aecker sich in traurige Wüsten verwandeln. Wolkenbrüche, Ueberschwemmungen, Lawinenstürze werden von Jahr zu Jahr häufiger und umfangreicher, eine Elementarkatastrophe drängt die andere. Diesen Erscheinungen gegenüber ist denn wohl die Frage gestattet, ob der Mensch sich ihnen absolut machtlos zu unterwerfen hat, ob er sie mit fatalistischer Resignation über sich ergehen lassen muß oder ob er sich nicht vielmehr, wenigstens in einem gewissen Grade, gegen sie zu schützen vermag und ob er sie nicht vielleicht, weil er die Naturgesetze nicht kennt oder sie ignorirt, selbst heraufbeschwört. Diese Frage möchten wir im Folgenden zu beantworten unternehmen und den Beweis zu erbringen suchen, daß wesentlich die steigende, entweder muthwillige oder kopflose Entwaldung die zahlreichen Katastrophen verschuldet, die in neuester Zeit mit erschreckender Regelmäßigkeit zu Tage treten.

Wenn auf einer ebenen, mehr oder weniger geneigten Bodenfläche ein guter Waldbestand vorhanden ist, so wird die mechanische Wirkung des Regenwetters unschädlich gemacht, denn die Regentropfen fallen zunächst auf das dichte Laub der Bäume, rieseln von Blatt zu Blatt herab auf den Boden und werden hier vom Moose, vom Laubfall früherer Jahre und von der Humusschichte aufgenommen oder doch in ihrem raschen Weiterlaufe gehemmt. Die Moosschichten namentlich bilden ein natürliches Sammelreservoir des Regenwassers, welches den Ueberschuß nur nach und nach abgiebt. Das nicht aufgesogene Wasser folgt den Neigungen des Bodens, dringt in die Spalten ein, bildet Wasseradern und Quellen und endlich Bäche, Flüsse und Ströme, die sich dann in die Binnenseen oder ins Meer ergießen; und das auf diesem Wege oder vom Meeresspiegel infolge der Verdunstung in die Atmosphäre aufgestiegene Wasser kehrt bei dem Eintritt bestimmter Bedingungen als Thau, Nebel, Regen, Schnee &c. wieder in den Kreislauf der Materie zurück.

Anders aber gestalten sich die mechanischen Wirkungen des Regenwassers oder der auflagernden Schneemassen dort, wo

auf einer geneigten Bodenfläche der Wald abgestockt worden ist. Ist der vom Wald entblößte Boden längere Zeit der Sonnengluth ausgesetzt, so bilden sich in der Humusschichte Risse und Spalten, und es besteht dann dieselbe nur noch aus neben einander liegenden Erdklumpen. Während früher die Baumwurzeln das Erdreich wie ein Flechtwerk zusammenhielten, sind die verdorrten Wurzeln diesen Dienst nicht mehr zu leisten im Stande; und wenn dann länger dauernde Regengüsse oder heftige Gewitter eintreten, so wird die Fallgeschwindigkeit des Regenwassers durch nichts gemindert, sondern es trifft den zerklüfteten Erdboden mit großer Gewalt, und auch seine Abflußschnelligkeit wird auf dem entblößten Waldboden durch keinen Widerstand verzögert; es fließt vielmehr mit reißender Schnelle ab und spült nach und nach zuerst den Humusboden und dann die darunter liegenden Erd- und Geröllschichten hinweg, bis endlich der nackte Felsen zum Vorschein kommt. Und die weitere Folge des zu raschen Wasserabflusses von entwaldeten Bergabhängen ist, daß die Bäche und Flüsse solche Wassermassen nicht zu fassen vermögen und daß also, zumal das Bett der Wasserläufe mit dem in den höheren Lagen abgespülten Schlamm und Geröll fortwährend verengt wird, Ueberschwemmungen nicht bloß für den Augenblick menschliches Leben und menschliche Habe bedrohen und vernichten, sondern daß die weit ins Land hinausgeschwemmten Schutt- und Geröllmassen die besten Culturflächen in einer Höhe überdecken, welche an ihre Wiederbenutzung entweder gar nicht mehr oder doch erst nach Jahren und nach unsäglicher Mühe denken läßt.

Aber noch andere schwere Nachtheile bringt die Entwaldung zu Wege. Bekanntlich werden die Wolken von bewaldeten Gebirgen angezogen und festgehalten; bewaldetes Gebirge hilft also die Regenmenge der Landschaft vermehren, und erst dadurch wird in vielen Fällen die Bodencultur möglich und ertragbringend. Selbst in den Tiefländern führen ausgedehnte Waldungen dieselben Wirkungen herbei: auch sie befördern die Menge der atmosphärischen Niederschläge. Und es kommt noch hinzu, daß in allen Wäldern eine kühle und mit Feuchtigkeit gesättigte Luft sich bemerkbar macht, die große Massen fein zertheilten Wassers in Form winzig kleiner Bläschen an die höheren Luftschichten abgiebt; diese Bläschen bilden bei Eintritt der nothwendigen Bedingungen Wolken und kehren als Regen ꝛc. wieder auf die Erde zurück.

Erfahrung und genaue Messung haben erhärtet, daß, sobald eine Gegend entwaldet wird, in den nächstfolgenden Jahren die Zahl und die Gesammtmenge der atmosphärischen Niederschläge auffallend abnimmt und daß statt des in ziemlich regelmäßige Zeitabschnitte vertheilten Regens nach langer Dürre häufige, aber kurze Gewitter eintreten. Damit ist aber eine Abnahme der Fruchtbarkeit des Bodens und eine Abnahme des Wassers in Quellen, Bächen und Flüssen verbunden; und diese Calamität kann so weit gehen, daß nicht nur in einzelnen Gegenden, sondern in ganzen Ländern eine förmliche Hungersnoth sich einstellt und daß sie mit der Zeit für Menschen ganz unbewohnbar werden. Infolge des Verarmens und schließlichen Versiegens der Wasserläufe können die feinen Wurzelenden der Cultur- und Nährpflanzen nicht mehr die nöthige Nahrung aus dem Boden ziehen, denn das noch vorhandene Wasser kommt nur in größerer Tiefe vor, und so ist Ackerbau und Viehzucht unmöglich gemacht.

Der Wald ist also nicht bloß vorhanden, um Holz zu liefern, er ist vielmehr der Regulator für die gesammte Vegetation und für das Klima eines Landes, damit aber auch der Regulator für das physische Wohlsein des Menschen. In waldarmen Ländern (entsprechender geographischer Breite) finden wir deshalb sengende Sommerhitze, ausgedörrten Boden, seltene aber heftige und gefährliche Gewitterregen und dabei starke Winterkälte mit Sturmwinden, während die waldreichen Länder einen weniger heißen Sommer mit häufigerem schwächerem Regen haben und gegen Wind und Kälte (aus gewissen Richtungen wenigstens) durch das bewaldete Gebirge geschützt sind.

Beglaubigte historische Thatsachen, den unermeßlichen Nutzen der Wälder und den unermeßlichen Nachtheil der Entwaldung zu erweisen, liegen in Fülle vor. Blicken wir zunächst nach Asien.

Die Tiefebene von Mesopotamien war einst eines der bestbevölkerten und bestbebauten Länder. Ihre beiden großen Flüsse waren durch Canäle mit einander verbunden, die sich in ein großes Netz kleinerer Canäle verzweigten; das Land lieferte damals eine fast dreihundertfältige Ernte. Heute sind alle jene Wunderwerke menschlicher Cultur verschwunden; die zunehmende Entwaldung des Gebirges trug ihre traurigen Früchte, und wo einst Hunderttausende von Menschen sich im Ueberfluß ernährten, liegt jetzt Alles im Wüstensand begraben.

Persien ist uns von den Schriftstellern des Alterthums als ein wirkliches Paradies geschildert. Aber blinde Habgier entwaldete das Gebirge, der Verfall der bewundernswürdigen Bewässerungsanlagen des Landes war die nothwendige Folge und heute zählt Persien nicht den zehnten Theil seiner einstigen Bevölkerung, und unter diesem Bevölkerungsrest zehren Mißwachs und Hungersnoth so stark, daß in den Jahren 1871 und 1872 nahezu zwei Millionen Menschen elend zu Grunde gingen.

In Palästina floß einst „Milch und Honig". Heute fristet eine dünn gesäete Bevölkerung nur unter Noth und Entbehrung ihr Leben, monatelang fällt kein Regentropfen auf das verschmachtende Land und die nahe Wüste versengt Alles mit ihrem gluthheißen Athem. Aber freilich, von den herrlichen Cedernwäldern des Libanon sind nur noch wenige Baumgruppen vorhanden, die Haine von Oelbäumen existiren nicht mehr; dem Fremdling, der in das einstige Eden eintritt, starrt nur noch kahles Gebirge entgegen.

Wandern wir nach Afrika hinüber. Dort hatten die Phönizier, das erste und mächtigste Handelsvolk des Alterthums, theils um sich des Ueberschusses der Bevölkerung zu entledigen, theils um den Handel auf dem Mittelmeer und nach dem Westen ausgiebiger beherrschen zu können, Karthago gegründet, das sich alsbald zum Nebenbuhler Roms aufzuschwingen vermochte. Und dieses stolze und reiche Karthago leistete auch auf dem Gebiet der Bodencultur das Außerordentlichste. „Der Ackerbau" — sagt ein bekannter Schriftsteller — „wurde von den Bürgern als eine Wissenschaft betrieben, Staatsmänner und Feldherren verschmähten es nicht, darin zu unterrichten, und die berühmte Abhandlung Magu's, die ins Lateinische übertragen wurde, galt den Griechen und Römern als das große Grundgesetz rationeller Landwirthschaft; die Umgebung Karthago's mit ihren prachtvollen Weinbergen, ihrer reichen Obstcultur, ihren weiten und heerdenbedeckten Wiesengründen und dem trefflichst angebauten und von Bewässerungscanälen durchzogenen Boden gewährte ein Bild des blühendsten Wohlstandes und der überraschendsten Schönheit." Aber das Verhängniß brach herein. Karthago fiel; siebzehn Tage lang brannte die von den übermüthigen Siegern angezündete Stadt, die überlebende Bevölkerung wurde in die Sclaverei geschleppt und Karthago dem Erdboden gleichgemacht. Und die neue Stadt (Junonia), welche die Römer auf den Trümmern bauten und die schon unter den Kaisern wieder zu solcher Blüthe emporgewachsen war, daß man sie neben Rom und Alexandria als die schönste und mächtigste Stadt des weiten Römerreiches nannte, wurde von den Vandalen unter Genserich abermals zerstört, und nach dem Fall des römischen Reichs lag die Stätte, auf welcher zuerst Karthago und dann Junonia geblüht, öde und leer. Die Mauern des phönizischen Karthago liegen zwanzig Meter tief unter dem jetzigen Niveau; der Handels- und der Kriegshafen, von Menschenhand im Sandstein ausgebrochen und elfhundert Schiffe fassend, konnten erst durch mühsame Nachgrabungen aufgefunden werden, und mit den Trümmern Karthago's und Junonia's wurde Jahrhunderte hindurch Alles gebaut, was gegenwärtig dort an Städten und Dörfern vorhanden. Die Canäle, die Weinberge und Oelbäume sind verschwunden, und endloser Wüstensand deckt heute die Stätte, wo einst „des Oceans früheste Königin" gethront.

Wandern wir noch weiter, nach Amerika. Als die Spanier Mexico eroberten, fanden sie ein von Flüssen und Canälen durchzogenes, dicht bevölkertes Land mit reich bewaldetem Gebirge. Die Canalanlagen sind seitdem verfallen, die Wälder niedergelegt. Alexander v. Humboldt, der im Jahre 1800 dort reiste, bringt die Zeugnisse der Bevölkerung bei, daß der Tariguasee infolge der Entwaldung schon seit

dreißig Jahren zurückgetreten sei, und der nordamerikanische Lieutenant Wheeler schreibt in seinem bekannten Reisebericht: „Das Klima wird von Jahr zu Jahr wüstenartiger, und um Viehzucht und Ackerbau treiben zu können, flüchtet man auf die feuchten Höhen; zahlreiche Quellen und Bäche sind in den letzten fünfzehn Jahren versiegt; man findet Reste von ehemaligen großen Indianerdörfern in Gegenden, wo jetzt in einem Umkreis von dreißig Miles kein Tropfen Wasser existirt; Gegenden, welche die spanischen Schilderungen vor dreihundert Jahren als die fruchtbarsten bezeichneten, sind heute eine Sandwüste."

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es nicht anders: die „unerschöpflichen Quellen" seines Waldreichthums werden durch die planlos vorgenommenen Abholzungen bald erschöpft sein, und infolge dieser Abholzungen hat schon eine einzige Generation die Quellen versiegen und das Wasser in den Flüssen abnehmen sehen. Die Regierung hat — so weit ist es mit der Entwaldung schon gediehen — eine besondere Enquête über diese Erscheinungen veranstaltet, und dieselbe ist zu dem Schlusse gelangt, daß, „wenn der bisherigen Devastirung der Wälder nicht Einhalt geschieht, die Zeit kommen wird, wo die meisten Flüsse austrocknen und die Städte aus Mangel an Trinkwasser unbewohnbar sind". Allerdings existiren im fernen Westen noch weitgedehnte Urwälder, aber im dichtbevölkerten Osten längst nicht mehr. Die ungeheuren Nadelwälder, welche einst Michigan, Wisconsin und Minnesota bedeckten, werden niedergelegt sein, bevor noch ein halbes Jahrhundert verflossen ist, denn diese Staaten versorgen fast die ganze Union mit Fichten- und Tannenholz. Oestlich von den Rocky Mountains haben Axt und Feuer in den Nadelholzregionen gründlich aufgeräumt. Ein Waldbrand an den Ufern des Huronensees legte mehr als zehntausend Morgen des werthvollsten Waldbestandes mit mehreren Ortschaften und vielen Gehöften in Asche. Das Saginawthal galt noch vor einem Menschenalter als der reichste Fichtenbestand Michigans, Hunderte von Sägemühlen arbeiteten ohne Unterlaß und versendeten jährlich mehr als sechshundert Millionen Kubikfuß Schnittholz; heute muß für die wenigen noch vorhandenen Mühlen das Rohmaterial hundertundfünfzig Meilen weit herbeigeschafft werden. Die Waldungen im Thal des Algenaflusses werden nach höchstens fünfzehn bis zwanzig Jahren, die von Minnesota und Wisconsin in fünfundzwanzig bis vierzig Jahren erschöpft sein.

Wir kommen endlich nach Europa. Betrachten wir zuerst Italien. Die Römer nannten die Insel Sicilien die Kornkammer Italiens, und noch im Mittelalter gehörte sie zu den dichtbevölkertsten und bestangebauten Ländern; heute ist der Boden der unfruchtbarste, und seine Bevölkerung leidet am Nothwendigsten Mangel. Unter- und Mittelitalien mit großen Waldbeständen auf den Apenninen waren zur Römerzeit ebenfalls trefflich bebaut und dicht bevölkert; die berüchtigte römische Campagna war ein köstlicher Landstrich, überdeckt mit Feldern, Gärten und Villen; es gab keine pontinischen Sümpfe, die mit ihrer jährlich wiederkehrenden Malaria die Einwohner decimiren; die prächtigen Tempel von Pästum schmückten — die Veilchen und Rosen von Pästum waren berühmt — die reizendste Landschaft. Jetzt sieht man dort nur noch vereinzelte Hirten, vom Fieber entkräftet, herumirren. Seit die Wälder gefallen, hat Italien im Sommer eine sengende Hitze und eine bleierne Luft. In den Flußgebieten nehmen die Ueberschwemmungen überhand, die Quellen versiegen mehr und mehr und es giebt ganze weite Strecken, auf welchen die Bevölkerung das Trinkwasser viele Kilometer weit herbeiholen und ebenso weit das Vieh zur Tränke treiben muß. Industrielle Etablissements und selbst Ansiedelungen müssen wegen vollständigen Wassermangels aufgegeben und verlassen werden, und meilenweit giebt es oft keine Bauern mehr, sondern nur noch Bettler oder Banditen.

Die iberische Halbinsel (jetzt Spanien und Portugal) war mit einem paradiesischen Klima und dem fruchtbarsten Boden begnadigt, und die neunhundertjährige Herrschaft der maurischen Eroberer brachte das Land zur höchsten Blüthe. Da kam, bald nach der Austreibung der Mauren, die Entdeckung einer neuen Welt, und als vollends die Niederwerfung Englands und

der Niederlande geplant wurde, bedingte die ungeheure Vermehrung der spanischen Kriegs- und Handelsflotten — damals natürlich lauter Holzschiffe — eine kolossale Entwaldung des Landes. Seitdem liefert der ausgedörrte Boden keine reichen Ernten mehr, und die Flüsse, im Sommer trocken gelegt, richten im Frühjahr und Herbst durch Hochwasser und Geröll die furchtbarsten Verheerungen an. (Die Katastrophe von Murcia ist noch in frischester Erinnerung.)

Frankreich blühte unter dem Schutz der strengen Waldgesetze Colbert's; eine Ueberschwemmung war dort unbekannt. Aber nach ihm begann wieder die Vernichtung der Wälder, theils durch die verschwenderischen und immer geldbedürftigen Seigneurs, theils und zumeist aber während der Revolution durch die Gemeinden, und die Folgen blieben nicht aus. Die Loire, die Rhone ꝛc. setzen in vielen auf einander folgenden Jahren weite Strecken unter Wasser; in das Gebiet der oberen Loire zumal fließt von dem entwaldeten krystallinischen Gebirge, das obendrein keine Gletscher besitzt, das Regenwasser mit reißender Schnelle ab, und das Flußbett vermag diese Wassermassen nicht zu fassen. Die Provence wird noch von den Troubadours als ein sonniges Land mit fast ununterbrochenem Frühling besungen; heute ist ein großer Theil derselben eine trostlose Steinwüste, Quellen und Flüsse sind ausgetrocknet, ganze Dörfer und Städtchen von allen ihren Bewohnern verlassen. „Ich habe,“ schreibt Blanqui von dieser einst so gepriesenen Gegend, „im Jahre 1843 nicht ein einziges lebendes Wesen mehr in Ortschaften getroffen, in denen ich dreißig Jahre früher Gastfreundschaft genossen; Hochwald und Gebüsch sind zu Grunde gerichtet, die Bewohner haben ihren Rindviehstand auf ein Drittel oder ein Fünftel herabmindern müssen, weil das nothwendigste Element, die Thiere zu erhalten, weil das Wasser fehlt.“ Und so sieht es mehr oder weniger, so sah es wenigstens bis vor ganz Kurzem überall in Frankreich aus.

In Großbritannien dieselbe Erscheinung: die Wälder wurden von den eindringenden Römern, noch mehr aber von den unverständigen Ureinwohnern gelichtet, und ganz besonders Schottland leistete in der Holzvergeudung das Außerordentlichste. Nur bieten in England die insulare Lage, die vorherrschenden Nordwestwinde und die mit Feuchtigkeit gesättigten Luftströmungen einen Ersatz für den geschmälerten Waldbesitz.

Deutschland gehört gleich Oesterreich zu den noch verhältnißmäßig gut bewaldeten Ländern, aber doch hat in vielen Gegenden die gewissenlose Ausnutzung des Waldes auch hier unendlich geschadet. An der deutschen Ostseeküste liegt das einst fruchtbare Gelände heute vielfach unter Flugsand und berghohen Dünen begraben; die Epigonen der deutschen Ordensritter rodeten eben den Wald unbarmherzig aus. In Hannover, also an der Nordsee, kommen infolge der Wasserabnahme auf demselben Boden, der einst Erlen und Buchen trug, nur noch Kiefern kümmerlich fort. Ebenso in Oesterreich. Die Existenz des Karstgebirges, jener schauderhaften Felsenwüste, von deren kahlen Gipfeln die Bora bis ins adriatische Meer streicht, sowie die vollständige Entwaldung Dalmatiens haben wir den Venetianern zu verdanken, welche das riesige Material sowohl zur Pilotirung Venedigs als zum Bau ihrer Handels- und Kriegsflotte in wahrhaft räuberischer Weise von hier und vom Libanon entführten. Das Marchfeld bei Wien war früher als der vorzüglichste Weizenboden gerühmt, und gerade dies Marchfeld, in der unmittelbaren Nähe einer Großstadt gelegen, müßte die üppigste Bodencultur aufweisen. Aber was im Alterthum die nächste Umgebung von Babylon und Ninive, von Rom und Karthago zu einem Garten von überschwenglicher Fruchtbarkeit gestaltete, wird hier nicht oder doch nicht in entsprechendem Maße aufgewendet; wohl ist die Donau nothdürftig regulirt, aber Bewässerungsanlagen giebt es nicht. Die Bevölkerung des Pusterthals (Tirol) und der Nebenthäler hat den verlockenden Anerbietungen der italienischen Holzhändler nicht zu widerstehen vermocht, und ein Stück Wald nach dem anderen fällt unter den Streichen ihrer Axt. Aber dafür rücken auch von Jahr zu Jahr die sogenannten Muren- und Gerölle-Halden weiter ins Thal; Felder und Wiesen werden unter Steinblöcken begraben, und zahlreiche Bauernhöfe sind von ihren Besitzern verlassen.

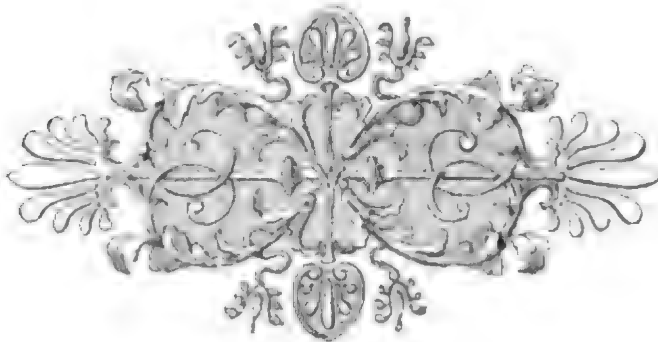
Wohl steht hier und dort noch hochstämmiger Wald, aber es hat eben nur an der billigen Transport- und Verkaufsgelegenheit gefehlt; und wenn diese sich bietet, wird auch er niedergelegt werden. In dem nicht so waldreichen Böhmen ist es schon so weit gekommen, daß in manchen Gegenden alle Bauern auswandern: der Anbau des Landes rentirt sich nicht mehr, der ausgetrocknete Boden giebt kaum die Aussaat zurück.

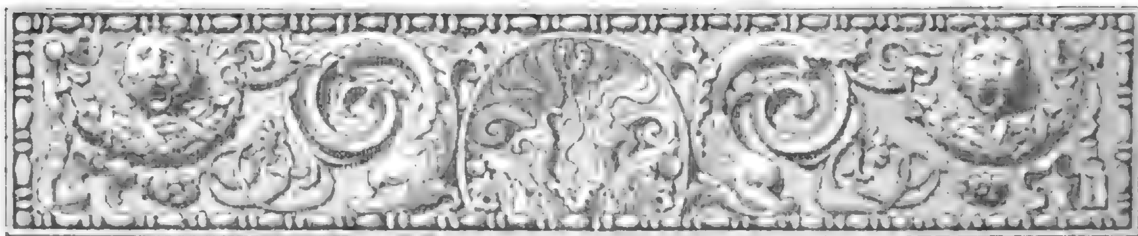
Wir sprechen mit Hohn und Geringschätzung von den Chinesen, und diese verachteten Chinesen haben schon vor und seit Jahrtausenden Erstaunliches auf dem Gebiete der Landesmelioration geleistet. Ohne Kenntniß der Kammerschleusen haben sie ein ganzes Netz von Schifffahrts- und Bewässerungscanälen geschaffen, die Hauptflüsse sind zur Aufnahme des Hochwassers mit hohen Dämmen eingefaßt, schon vor dreitausend Jahren wurden große Sammelbecken — einzelne in der kolossalen Ausdehnung von dreißig bis zu siebzig geogr. Quadratmeilen Oberfläche — angelegt, und so sind die einst versumpften Gegenden des Landes seine fruchtbarsten geworden. Sollen wir noch darauf hinweisen, wie ebenfalls schon seit Jahrtausenden das Hochwasser des Nils für ganz Mittel- und Unterägypten frucht- und segenbringend gemacht wurde und wie speciell König Amenemhab (von der zwölften Dynastie) schon 2300 Jahre v. Chr. unsern der Stadt Arsinoe (Medinet-Fayum) den jetzt eingetrockneten „König der Seen“, den See Möris, als Ueberschwemmungsregulator anlegen ließ? Es ist bekannt, daß das Hochwasser des Nils noch heute durch Massen von Canälen über die ganze Bodenfläche vertheilt wird und dort einen so fruchtbaren Schlamm ablagert, daß das Jahr drei und auch vier Ernten mit einem zweihundert- bis dreihundertfachen Ertrag reift; es ist bekannt, daß das durch einen besonderen Canal in die Oase Fayum der libyschen Wüste geleitete Nilwasser sie zu einer der schönsten und reichsten Provinzen des Reiches gemacht hat.

Es ist übrigens theilweise schon besser geworden, und es wird noch besser werden in dem Maße, als an der Hand der Wissenschaft der schon durch die Erfahrung begründete Satz erhärtet und bestätigt wird, daß der Wald als einer der bedeutendsten Culturfactoren zu gelten hat. In Frankreich beispielsweise ist schon Bedeutendes geschehen. Die ehemalige Gascogne, der Landstrich südlich von Bordeaux, zwischen dem atlantischen Ocean und den Flußthälern der Garonne und des Adour, war eine 800000 ha in sich begreifende wüste Fläche, im Winter unter Wasser stehend, im Sommer ausgedörrt; durch planvolle Wiederaufforstung und Entsumpfung ist sie eine der wohlhabendsten und gesundesten Provinzen Frankreichs geworden. Die ehemaligen Haidekrautflächen haben sich in herrliche Waldungen von Seekiefern und Eichen umgewandelt, Bahnen, Canäle und Straßen durchschneiden den ganzen Landstrich und an Stelle einer tiefstehenden und vom Fieber decimirten Hirtenbevölkerung ohne feste Wohnsitze lebt jetzt in schönen Städten und Ortschaften ein gesundes, gewerbthätiges und reiches Volk. Und auch in anderen Theilen Frankreichs ist und wird viel gethan. Im Jahre 1878 wurden seitens der Gemeinden mehr als 815 ha wieder aufgeforstet, und der Staat concurrirte dabei durch unentgeltliche Lieferung von Samen und Pflanzen; die Privaten bewaldeten in demselben Jahre, ebenfalls mit Subvention des Staates, über 347 ha, und noch bedeutender sind die obligatorischen Aufforstungen, welche der Staat, zum Zweck des Landesschutzes, in einzelnen Gebirgsgegenden vornehmen ließ; Ende 1878 waren schon 128269 ha in Angriff genommen und schon 29490 ha neu bepflanzt; die für diese großartigen Aufforstungen angelegten ständigen Pflanzgärten bedeckten eine Fläche von 82 ha und lieferten im Jahre 1878 mehr als 19 Millionen Pflanzen. In Deutschland richtete noch Anfang dieses Jahrhunderts der Rhein von der Schweizergrenze bis Mannheim furchtbare Verwüstungen an, ganze Ortschaften wurden fortgerissen. Seitdem haben die Uferstaaten auf gemeinsame Kosten den Strom regulirt und das Bett vertieft, dadurch wurden die früher versumpften Ländereien trocken gelegt und culturfähig und die Uferortschaften waren gegen Wassersgefahr geschützt; die 20 Millionen fl., welche das Werk der Stromregulirung verschlang, haben reiche Früchte getragen. Das kleine Sachsen

aber ist mit seiner Forstpolitik ein leuchtendes Beispiel. Die sächsische Regierung besitzt zur Zeit zwei Fünftel des gesammten Waldbestandes als Staatseigenthum. Alle Waldungen, von deren Erhaltung der Schutz der Bodencultur und das Hintanhalten von Ueberschwemmungen abhängt, läßt sie durch ihre eigenen Organe bewirthschaften und begnügt sich mit einer bescheidenen, aber ausreichenden Steuer aus der Waldnutzung. Dafür ist der Zustand der Staatswaldungen aber auch der trefflichste. Tannen von 40 bis 45 m Höhe und entsprechender Stärke, von denen eine einzige zu einem Schiffsmastbaum ausreicht, sind dort keine Seltenheit. Sachsen kennt, außer in ganz abnormen Jahren, keine Katastrophen durch Hochwasser mehr. Alle diese Beispiele werden nicht verloren sein, und in einer bis zwei Generationen werden sich die Wiederaufforstungen, wo man zu ihnen schreitet, bemerkbar machen. Hat man doch die Beweise, daß nicht bloß in continentalen Ländermassen, sondern sogar auf kleinen Inseln im Meere das jährliche Niederschlagsquantum und damit die Fruchtbarkeit des Bodens steigt, wenn der Wald wieder in alter Fülle prangt und wenn man aufhört, statt bloß die Waldzinsen zu beziehen, das Waldcapital anzugreifen.

Wir schließen mit einem Citat aus des trefflichen Heinrich Noë bestem Werke: „Merkwürdig klingt uns die Geschichte des Erysichton, und es scheint uns, als ob sie wie in einem Gesicht den Fluch der Waldvertilgung den Menschen hätte vor die Augen stellen mögen. Erysichton wollte einen Hain der Demeter zerstören und hatte schon eine Eiche gefällt, so daß das Blut der Dryade floß. Demeter, die Göttin der fruchttragenden Erde, des Ackerbaus, straft ihn, indem sie aus seinen Schluchten im kahlen Gebirge den Hunger herbeiruft, der alsbald mit seinen Flügeln den Frevler anweht. Er ist ihm verfallen. Wer das erzählt hat, schilderte uns, ohne eine Ahnung davon zu haben, das Schicksal Nordafrika's, Siciliens, Palästina's, Spaniens, Islands und der Karstländer vom Laibacher Moor bis nach Albanien hinab. Dieses Geschlecht, welches die Gletscher zu Eismagazinen für die Bierbrauereien, die Bergseen zu Wasserreservoirs für Spinnereien machen will, welchem der Wald ein Holzgarten ist, dessen jährlicher Zuwachs von Kubikmetern sich auf Tabellen übersehen läßt, fängt an zu verspüren, daß ihm das Wasser unregelmäßig zugeführt wird, daß es abnimmt. Die geduldige Natur hebt endlich zu furchtbaren Schlägen gegen die Calculatoren aus."





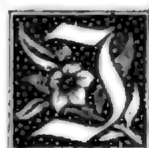
Correspondenzen.

Römische Briefe.

Von

Fanny Lewald.

III.



Ich habe in meinem letzten Briefe der vaticanischen Bibliothek erwähnt und will mit diesem Briefe auch noch bei und in ihr bleiben; denn zu den Dingen, welche ich in Rom nachträglich noch zu sehen gewünscht hatte, gehörten die sogenannten Appartamenti Borgia.

Es sind das fünf hochgewölbte große Gemächer, in denen die gebundenen Bücher der vaticanischen Bibliothek aufgestellt sind. Sie sind hinter dem wie eine Straße langen Corridor und dem gleich einer gewaltigen Kirche großen Saale der Bibliothek als Schluß derselben gelegen. In dieser Bibliothek aber wie in den Appartamenti Borgia hat man es auch wieder deutlich zu gewahren, wie „des Menschen Werk“ — ich finde keine andere Bezeichnung dafür — sich hier in Rom wie nirgend anders auf der Welt als in ihrem Mittelpunkte zusammengefunden hat und durch die Macht der Verhältnisse beisammen erhalten wurden. Selbstverständlich hat man dabei von demjenigen Menschenwerke abzusehen, welches in diesem Jahrhundert durch die erweiterte Kenntniß der Naturwissenschaft und die durch sie auf den Gebieten der Industrie hervorgebrachten Fortschritte und Leistungen möglich geworden ist. Denn täuschen meine Beobachtungen mich nicht, so ist die Industrie hier in Rom noch sehr wenig und noch gar nicht im Großen entwickelt. Selten einmal, daß man in den äußeren Bezirken der Stadt ein Fabrikgebäude antrifft; und ich meine mich nicht zu irren, wenn ich glaube, daß Rom heute noch drei-, viermal so viel Kirchen und Capellen als Dampfschornsteine in sich einschließt. Das ist gewiß ein Nachtheil für das Land; aber dafür ist von dem Rauch und Qualm, der unsere neuen Großstädte umgiebt, hier — soll ich leider oder glücklicherweise sagen? — auch noch nichts zu merken. Der Himmel ist hell an den meist schönen Tagen, so weit das Auge reicht, bis weit in das Gebirge hinein und auf seine schönen Höhen hinauf. Aber was Rom Alles besitzt, ist unübersehbar, wohl auch für den, der sich auf des Wissens höchster Höhe befindet, und je länger man hier verweilt, um so mehr erkennt man das und um so größer wird die Bewunderung des menschlichen Könnens. Selbst wenn man sich sagt, daß man hier das Schaffen von Jahrtausenden vor sich habe, wird man doch beständig auf die Frage zurückgeführt: Durch welche Arbeitskraft, durch welche staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, durch welche Geldwerthe ist dies Leisten, dies Eins- und Gleichsein von Kunst und Kunsthandwerk in den früheren Zeiten in solcher Weise möglich geworden?

Daß die Päpste hier in Rom die Riesenbauten der Kirchen und des Vatican ausführen lassen konnten, ist kein Wunder. Das Geld und alle erdenklichen Kostbarkeiten flossen ihnen bis zu den Tagen der Reformation aus allen Theilen der Erde, so weit sie von Christen bewohnt wurden, reichlich und so sicher zu, wie

die Wasser der Ströme sich im Meer zusammenfinden; und eben in dem großen Bibliotheksaal kann man sich überzeugen, daß dies, wenn auch beschränkter, fortgeht bis zu diesem Tag. Porphyr- und Malachitsäulen und Vasen aus der Türkei und aus Rußland, Prachtstücke aus Sevr als Geschenke der verschiedenen Beherrscher Frankreichs neben Vasen aus der Berliner königlichen Fabrik, zwischen denen das sehr prachtvolle und sehr häßliche Taufbecken des Sohnes von Napoleon dem Dritten aufgestellt ist, zeigen den Zusammenhang des Vaticans mit unserer Zeit, wenn sie gleich an sich nichts Auffallendes haben, denn derlei findet sich in allen Sammlungen von ähnlicher Art. Aber die Bibliothek als Bau und der Reichthum ihrer Ausschmückung ist staunenswerth. Wie sehr man hier in Rom allmälig auch daran gewöhnt wird, gleichgültig an Dingen vorüberzustreifen, die man anderwärts als große Merkwürdigkeiten erachten würde, findet man sich während dieses Durchstreifens, zu dem man bei aller Freiheit der Zeit dennoch gezwungen wird, bald hier bald dort durch die interessantesten Dinge festgehalten und gefesselt.

So fielen mir denn, als Beispiel, zur Seite der Thür, durch welche man aus dem Corridor der Bibliothek in den großen Saal eintritt, zwei Porphyrsäulen auf, an denen die vier in Hautrelief ausgeführten, einander umarmenden Männergestalten mich an die ganz ähnlichen Porphyrsäulen erinnerten, die, ohne allen Zusammenhang mit dem Bau, die eine Ecke der Marcuskirche gegen die Piazzetta hin schmücken. Sie haben den Archäologen viel zu schaffen gemacht, haben zu den wunderlichsten Erklärungen Anlaß gegeben, bis ein deutscher Forscher, Steinbüchel, erwies, daß man an solchen Säulen und mit solchen Figuren an ihnen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gewisse Feierlichkeiten und Ereignisse innerhalb der römischen Kaiserfamilie zur Oeffentlichkeit brachte und im Gedächtniß festhielt. An den von Byzanz nach Venedig gebrachten Säulen sind, wenn ich nicht irre, die Figuren mehr denn doppelt so groß als an den Säulen in der vaticanischen Bibliothek. Sonst scheinen sie mir jenen venetianischen ganz ähnlich; und wie jene dorthin gebracht worden sind, um der Kirche des Schutzheiligen von Venedig zuzuwenden, was man an Ungewöhnlichem erreichen konnte, so werden auch die hiesigen als Prachtstücke nach Rom geschenkt und auch Erinnerungen an die Erhebung irgend welcher Mitglieder des Kaiserhauses zu Cäsaren sein. Sie berührten mein Auge wie Bekannte, denen man unerwartet begegnet, und riefen mir die lang vergangenen Zeiten zurück, in denen wir voll Staunen diese ganz eigenartigen Sculpturen zum ersten Male in Venedig sahen.

Die Eintrittsgalerie der Bibliothek, denn eine solche ist der Corridor eigentlich, ist fünfzehnhundert Fuß lang, innerlich in verschiedene Abtheilungen gesondert und durch hohe Bogenfenster erhellt. Der Saal, auf sechs Pfeilern ruhend, ist von Fontana erbaut und bei entsprechender Höhe und Breite auch wieder zweihundert Fuß lang. Die Galerie aber wie der Saal und wie die sich zu beiden Seiten der Galerie hinziehenden Schränke, in denen sich die vierundzwanzigtausend Handschriften und eine Menge von Kunstwerken aller Art befinden, sind von unten bis oben, vom Fußboden bis in die Deckengewölbe, mit Malereien verziert, mit Stuckarbeit gegliedert, und Schränke, Behälter und Gestelle sind Kunstwerke der Holzschnitzerei, jedes in seiner Art.

Ganze Schränke voll uralter byzantinischer Gemälde auf Goldgrund, Bilder von Cimabue, Giotto, Fiesole, von denen auch nur eines zu besitzen neue Museen sich glücklich preisen würden, sind hier beisammen neben kostbaren Miniaturen in Meßbüchern, Elfenbeinarbeiten und Sammlungen von Scarabeen. — Kurz, Schätze aller Art sind hier, so zu sagen, als ein Nebensächliches vorhanden. Es ist eben „das Menschenwerk“ — ich brauche den Ausdruck absichtlich noch einmal — das man hier vor Augen hat.

Die Wandmalereien im Corridor und in dem großen Saale sind weder in den Arabesken noch in den historischen Darstellungen schön, am wenigsten wenn man sie mit den anderen im Vatican befindlichen Frescobildern vergleicht. Sie zeigen die Fehler und Schwächen der Zeit, der sie entstammen. Sie sind hart in den Contouren und von greller buntscheckiger Farbe; aber auch sie haben noch das Gepräge leichter Erfindung und gewandter Wiedergabe und obenein den Vorzug, daß sie in den Darstellungen aus der Geschichte der Päpste, welche sie zum Vorwurf haben, uns Bilder von Rom geben, wie es in den betreffenden Momenten während der letzten drei-, vierhundert Jahre ausgesehen hat. Man gewinnt dadurch eine Reihe von Anschauungen, welche man sich auf andere Weise nicht leicht verschaffen könnte.

Wir sehen in diesen Bildern antike Baureste, die jetzt nicht mehr vorhanden sind. Wir sehen Straßen, die wir kennen, in einem uns ganz fremden Zustand. Die alten Basilikenkirchen haben noch nicht die neuen, sie oft entstellenden Façaden. Wie in Träumen mischt sich Fremdes und Bekanntes, wandeln Menschen anderer Zeiten in den Umgebungen, in denen wir uns heimisch fühlen. Wir sehen den Obelisken auf dem Petersplatz errichten, der uns dort so selbstverständlich dünkt, als hätte er von je da gestanden. Wir sehen die Aufzüge der Päpste und die Einzüge fremder Potentaten durch die Thore der Stadt, wie diese einst gewesen sind; und gerade die große Zahl der in solcher

Weise dargestellten und aus weit von einander entfernten Epochen nahegerückten Ereignisse hat einen großen Reiz für die Phantasie. Das Gefühl des „Weltumfassens", das hier in Rom für mich immer das vorherrschende ist, findet auch in diesen verhältnißmäßig geringen Bildern seine Nahrung.

Wenn man dann, hingenommen von der Menge der neuen Vorstellungen, in die Borgiagemächer eintritt, so ruht das überreizte Auge sich erquicklich aus in den tiefen, ruhigen Farben der Gemälde, mit welchen einst Pinturicchio die Wölbungen und die Decken dieser fünf Säle verherrlicht hat.

Die Borgiagemächer enthalten die fünfzigtausend gebundenen Bände der vaticanischen Bibliothek. Die Borte, welche sie tragen, reichen bis zu der Höhe, in der die Wölbung an die Mauer ansetzt. Die Grundfarbe der Decke ist jenes schwere Ultramarinblau, das die alten Meister liebten und das bei der Helligkeit des südlichen Lichtes von außerordentlicher Wirkung ist. Es wird in den Contracten, welche mit ihnen über die zu machenden Arbeiten abgeschlossen wurden, über dieses Ultramarin und über das zu verwendende Gold immer ausdrücklich verhandelt und Preis gemacht, und unsere Sinne gewinnen diese Farbe hier so lieb, daß man sich freut, wenn man ihr in der Farnesina, in St. Maria Maggiore und — wo nicht? so sicher und so oft begegnet, wie dem Roth und Schwarz und Gelb in den antiken Wandgemälden. Eben wie diese pompejanischen Farben und noch mehr als sie hat freilich das Dunkelblau des Sonnenlichts von Nöthen. Es würde bei uns in den langen Zeiten der trüben, grauen Tage düster und drückend wirken.

In den ersten Sälen sind die Bilder der Propheten, die Personificationen der Künste und Wissenschaften, zum Theil wie auf vielen altdeutschen Bildern mit Inschriften auf weißen, bandartig flatternden Streifen versehen. Dann kommen in den folgenden Zimmern Bilder aus dem Leben des Heilandes und der Heiligen, alle voll von dem Ernst, mit dem die Figuren Pinturicchio's in sich beruhen, und die jedem seiner Bilder für mich etwas so rührend Feierliches geben, daß mich vor ihnen immer jenes schöne Gefühl der Andacht überkommt, mit welchem in der Jugend die Kirche uns umfängt und ohne welches man eigentlich nie an ein Kunstwerk herantreten sollte. Die alten Bilder sind sehr beherzigenswerthe Verkünder der Cultur und der Empfindungsweise ihrer Zeit, und doch kann man nicht unterlassen, sich ihnen gegenüber zu wundern, daß die Meister im Stande waren, sich je nach der erhaltenen Bestellung mit solcher gesammelten Inbrunst in die jedesmal verlangte Stimmung zu versetzen.

Hier, vor den Kunstwerken gelesen, hat die bereits erwähnte Sammlung der Künstlerbriefe von Guhl ein ganz neues Interesse für mich gewonnen, und einige darauf bezügliche Bemerkungen will ich hier anschließend folgen lassen.

* * *

Malen konnten, wie mich dünkt, die Meister der Renaissancezeit und auch schon die ihnen vorhergegangenen des dreizehnten Jahrhunderts fast mit eben solcher Leichtigkeit und mit eben so rasch fließender Erfindungskraft wie die Alten. Sie hatten auch, so lange sie sich nicht der eigentlichen historischen Darstellung und den allegorischen und mythologischen Gegenständen zuwendeten, mit den Alten die verhältnißmäßige Beschränktheit der Motive gemein. Trotzdem wird man es nicht satt, immer wieder das Christkind, die heilige Jungfrau, die Gottmutter mit dem Kinde zu sehen. Denn auch sie sind trotz des Gemeinsamen, das sie haben, einander niemals völlig gleich, sofern es sich nicht, wie es später bei den berühmten Meistern geschah, um wirkliche Wiederholungen, um Copien handelt.

Dieses weitverbreitete Malenkönnen und Leichtmalenkönnen stellt sich Einem in allen Kirchen und Palästen Italiens im Gegensatz zu unseren gegenwärtigen nordischen Zuständen sehr auffallend dar, auch jetzt noch, wo man anfängt, die Rathhäuser, die Universitäten, selbst die in Mittelstädten neuerbauten Gymnasien, wie ich es z. B. im verwichenen Jahre in Kiel und anderwärts gesehen und wie es jetzt in dem Saale des Berliner Rathhauses ausgeführt worden ist, mit Bildern zu schmücken.

Bei uns handelt es sich dann um ein, um ein paar Bilder; hier aber hat man Kunstwerke angebracht, so viel sich irgend Raum dafür finden ließ. Geht man z. B., um gleich einen der bekanntesten Beweise dafür anzuführen, durch die von Rafael im Vatican gemalten Zimmer, so hört die Malerei nicht auf mit dem großen historischen Bilde, das die Wand als Hauptstück schmückt. Denn, eigentlich ohne Zusammenhang mit diesem, sind die lebensgroßen Bilder der Mediceischen Päpste, sind die herrlichen Gestalten der Justitia u. s. w. neben sie hingestellt; und das Bildwesen setzt sich fort, auch in dem allerungünstigsten Lichte, oben über die Fenster hinweg, überall wo die Möglichkeit sich bot, es anzubringen.

Ganz in gleicher Weise ist z. B. der Reichthum in der Kirche von Santa Maria Maggiore. Man findet, wie oft man in derselben gewesen ist, immer noch Neues und Großes, das man übersehen hatte. Erst bei meinem letzten Besuche sah ich zum ersten Male unten in der mit

den prachtvollsten Marmorarten fast zu reich ausgestatteten Confession, zwischen den beiden Armen der in sie hinabführenden Treppe, die überlebensgroße Marmorstatue des heiligen Gaetano, fast verborgen von den Ornamenten rings umher. Und doch empfindet man das Alles nicht als ein Uebermaß oder als eine Ueberladung. Die Pracht und die Massen gleichen sich aus und wirken als ein großes harmonisches Ganzes, wie Vieles davon auch zufällig im Laufe der Zeiten zusammengestellt worden ist.

Sieht man dann solch ein Ganzes oder besser noch ein großes Einzelnes, ein großes Gemälde z. B., als die freie Schöpfung eines Genius an, so wird man überrascht, wenn man eben in den Künstlerbriefen erfährt, in welcher Weise den großen Künstlern von ihren Auftraggebern die Bestellungen handwerksmäßig gemacht worden sind. Sie haben sich denselben gehorsamst unterworfen und, den fremden Gedanken in sich verklärend, das einheitliche Kunstwerk geschaffen, bei dem man des Bestellers vergißt oder gar nicht denkt, daß es einen solchen gegeben haben könne — so ganz und gar erscheint die Arbeit als freie Eingebung des Genius. Und während man in jenen Tagen wohl sagen konnte, daß die Dichter und die Künstler von den Königen und Fürsten hoch gehalten wurden wie nie, treten daneben, selbst in dem Leben eines Tizian, Zustände auf, wie sie abhängiger sich kaum denken lassen.

Im Jahre 1565 wollte die Stadt Brescia in ihrem großen Gemeindesaale das Deckengewölbe malen lassen. Die Vorsteher der Gemeinde wendeten sich deshalb an den in Venedig lebenden Tizian. Sie gaben ihm die Maße an, deuteten den Gegenstand ebenso an, überließen es ihm im Vertrauen auf seine bewährte Kenntniß der Perspective, die Größe der Gestalten zu bestimmen, nur sollten sie eher über als unter lebensgroß erscheinen; und er machte sich an die Arbeit.

Inzwischen muß den damaligen Hochmögenden aber doch ein Bedenken gekommen sein. Sie schicken ihm also neben dem Aufgeld von hundertundfünfzig Goldscudi eine bis in das Kleinste gehende Anweisung, wie sie das Bild zu haben wünschten. Sie ist so originell, daß ich sie ganz und gar hier wiedergebe.

„In dem mittleren Bilde soll die Personification der Stadt Brescia mit Minerva, Mars und drei Najaden dargestellt werden; die Brescia soll an dem besten Orte in der Luft schwebend erscheinen; sie soll schön sein, aber ernst und würdig; reich gekleidet, doch ohne Krone und königliche Gewänder, das Gewand weiß nach antiker Art und mit einer azurblauen Binde, die Arme und die rechte Brust entblößt. Mit der Rechten soll sie eine goldene Statue nach Morgen hin reichen, während die Linke mit liebevoller und frommer Geberde auf der Brust ruht. Die goldene Statue soll den Glauben darstellen mit einem Füllhorn und derjenigen ähnlich gebildet werden, welche sich auf der Rückseite einiger Kupfermünzen des Kaisers Trajan befindet. Ueberdies soll ihr eine Löwenhaut umgeworfen und in ihrer Nähe eine Keule angebracht werden, zur Erinnerung an die Sage, nach welcher Brescia von Herkules gegründet worden sein soll.“

So geht es fort und fort, über die neben ihr zu stellende Minerva, über die Najaden und nach welcher Seite hin sie das Wasser ausgießen sollen, über die Sphinx und über alles Andere. Das alte Lied „Mein Herr Maler, mal Er mir“, das ich als Kind noch oftmals habe singen hören, ist nicht deutlicher in seinen Wünschen.

Und Tizian? — Am 20. August 1565 schreibt er: „Ich habe die Anweisungen, die mir Eure erlauchten Herrlichkeiten für die Malereien geschickt haben, erhalten, und es sind mir dieselben sehr schön erschienen, so daß ich in Bezug auf die Erfindung sehr viel Licht daraus gewonnen habe. Da ich nun so gut unterrichtet bin, so werde ich mich bemühen, Alles zu thun, was die Kunst und die Natur des Werkes erfordert, sowohl zu meiner Ehre als um dieser erhabenen Stadt zu dienen, welcher ich nicht minder zugethan bin als meiner eigenen Vaterstadt Venedig, und zwar ebensowohl wegen deren trefflichen Eigenschaften als auch wegen der großen Anzahl von Freunden und Gönnern, welche ich in derselben zu haben überzeugt bin. Nur das Eine thut mir leid, daß ich eine solche Anweisung nicht früher gehabt habe, indem ich dann schon ein Stück weiter sein würde“ — und so fort. Er entschuldigt sich dann, daß er die Ablieferung vielleicht um einige Tage werde verzögern müssen, und schließt: „Indem ich mich Ew. Herrlichkeiten zu Gebote stelle und von Herzen empfehle, küsse ich denselben die Hände.“

Es ist kein Scherz, aber es würde wirklich daneben doppelt interessant sein, ähnliche Verhandlungen zwischen den jetzigen Bestellern und den jetzigen Künstlern zur Hand zu haben, die dem gebildeten Laien es gern entgegenhalten, daß der Künstler nur für sich schaffe, daß nur der Künstler den Künstler berathen und beurtheilen könne und daß der Laie eigentlich keine Einsicht habe, außer — wenn er des Künstlers Werk bewundert und preist. Denn gegen das Lob der Laien habe ich von Künstlern selten Widerspruch erheben hören. Dem Tadel gegenüber werden Diejenigen, die nicht mit dem Pinsel und dem Meißel selber umzugehen wissen, meist als unzurechnungsfähig angesehen. Und doch sind die Laien das große Publikum, das Volk, in dem und für dessen Erfreuung, Erbauung und Erhebung die jetzt lebenden Künstler so gut wie die alten zu schaffen haben

Geht man hier herum, zwischen den Arbeiten der alten Welt und der Renaissancezeit, und denkt man dann nach Hause und an die Geschlechter, die nach uns kommen werden und die sich an demjenigen erfreuen sollen, was jetzt in dem Gebiet der Kunst geleistet wird, so — — Aber es ist eben ein Laienurtheil, das sich mir in die Feder drängen wollte! und weil ich gute Freunde habe, die große Künstler sind und die ich sehr bewundere und verehre, so will ich hier nicht urtheilen, sondern bei dem Bewundern dessen bleiben, was sie uns geboten haben; und will hier nur noch von dem Leben und Treiben in Rom etwas berichten, wie es sich in dem Verlauf eines Menschenalters umgewandelt hat.

Demnächst also von der Osterzeit, der wir entgegengehen.

Neapolitanisches Allerlei.

Von

Kurt Freiherrn v. Witzleben.

Neapel, im Februar 1882.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Dies bekannte Wort findet wohl nirgends eine trefflichere Illustration als gerade hier in Neapel. Nirgends — wenigstens in Europa nicht — tritt das öffentliche Leben so unvermittelt und unaufhörlich an einen Jeden heran wie hier. Für den Nervösen wie für den unverbesserlichen Hypochonder wird deshalb ein Aufenthalt in Neapel mehr oder minder eine raffinirte Tortur sein; wirkt doch der gellende Lärm, das geschäftige Stoßen, Rennen und Jagen, die fieberhafte Unruhe, die Eile eines Jeden um uns her selbst auf den Gesunden im Anfang betäubend, einschüchternd, ja überwältigend. Aber gar bald empfinden wir auch hier, daß unser Urtheil nur nach der Länge der Gewohnheit bestimmt wird. Der Eingeschüchterte blickt bald freier um sich, der Betäubte erwacht, aus dem chaotischen Wirrwarr entwickeln sich unaufhörlich neue, durch sprechende Charakteristik fesselnde Bilder, das anfangs unbehagliche Gefühl weicht fröhlichem Genuß, und so werfen wir uns bald mit jenem sorgenfreien Sinn, der diesem Volke eigen, in den wildbewegten Lebensstrom, um in seinem urfrischen Pulsschlag die heitere, fast verjüngende Wirkung gar bald auch an uns zu empfinden.

Was zunächst die Stadt als solche betrifft, so möchte es schwer fallen, eine zweite zu finden, die bei einer Einwohnerzahl von über einer halben Million so unschön ist wie Neapel Das Straßensystem ist ein verwickelteres als in der größten Weltstadt, da giebt es: Strada, Vico, Vicolo, Vicoletto, Salita, Calata, Gradoni, Rampe, Fondaco u. s. w. je nach der Breite und Länge der Straße, ob sie an- oder absteigend ist, ob sie Stufen oder Zickzackwege hat und ähnliche Nüancen. Die Straßen sind bis auf wenige schmale, dumpfe, lichtscheue Gassen; die Häuser, vier, fünf ja bis zu sechs Stockwerk sich erhebend, mit geringer Ausnahme kahle, nichtssagende Gebäude, jeder Formenschönheit, aller Proportion Hohn sprechend, jeder Ornamentik entbehrend, dabei die polizeiwidrigste Unsauberkeit und pestilenzartige Miasmen in fast allen Straßen, daß man glauben möchte, irgend so etwas wie Canalisation sei hier noch ein völlig unbekannter Begriff, wiewohl der Magistrat es andererseits nicht fehlen läßt, durch eine recht empfindliche Höhe der Steuern den Bürgern die Versicherung zu geben, auch sie stünden auf der Höhe moderner Cultur.

Aber wie eine ehrliche Reue überkommt es uns, solch hartes Urtheil gefällt zu haben, erblicken wir die Stadt von der Seeseite, von der Höhe von Camaldoli oder vom Belvedere des alten Klosters S. Martino aus. Staunend fragen wir uns da, ob es denn möglich, ob dies denn wirklich dasselbe von uns so arg geschilderte Neapel sei, das da den kunstvollsten Bauplan noch zu übertreffen scheint. Und in der That kann man sich keine glücklichere Form, nichts für das Auge Gefälligeres, kein malerisches Motiv in höherer Vollendung denken, als wie diese an den köstlichen Ufern sich lang hinziehende, sanft gelagerte, auf steilen Felsen dann zu einem Häuserberg sich aufthürmende Stadt in der Totalübersicht bietet.

Und wie uns dieses berückend schöne Bild unser erstes Urtheil bereuen läßt, ebenso vergessen wir das, was uns tadelnswerth erschienen, wenn wir dem Leben in diesen „meist schmalen, lichtscheuen Gassen“ näher treten. Man kann sich dasselbe ja nicht vorstellen auf den eleganten Boulevards, auf dem „Ring“ oder „Unter den Linden“. Nur in dieser Umgebung kann es gedeihen, nur so kann Staffage und Motiv sich decken.

Hat bei uns und allen nordischen Völkern die Straße nur den Zweck, der allgemeine

Verbindungsweg zwischen Ausgang und Endpunkt zu sein, so hat der Italiener, und namentlich, je weiter man südwärts kommt, seiner Straße eine weit höhere Bedeutung eingeräumt. Die Straße ist ihm Promenade, Geschäftsweg, Conferenzsaal, Börse, Speisehaus, Geschäftslocal und was weiß ich als Fremder, wozu es ihm noch dienen mag. So wird dieselbe zum Schauplatz des ganzen öffentlichen Lebens, zur Schule dem, der nicht blind in sie hineingafft.

Sprechend tritt uns die Richtigkeit dieser Behauptung aber ganz besonders hier entgegen. Ist Paris amüsant, London interessant, so verdient Neapel gewiß den Ruf, beides zu sein. Nicht durch gleiche Mittel wie jene Städte, aber darum durch nicht minder ebenbürtige. Das Amüsante verdankt seinen Ursprung dem frohen, harmlosen Charakter des Volkes, das Interessante den vielen charakteristischen Originalitäten, deren Sitte und Ursprung auf längst vergangene Zeiten zurückgeführt werden muß; denn hat auch das moderne Leben schon angefangen, seinen monotonen Stempel hier aufzudrücken, sind ihm, wie in unserem Vaterlande leider schon so lange, die nationalen Trachten in ihrer bunten Mannigfaltigkeit zum weitaus größten Theil zum Opfer gefallen, des Eigenartigen ist heute doch noch so viel geblieben, daß wir uns beständig ergötzt fühlen und das Volksstudium als eins der lohnendsten Lernfächer ansehen.

Mögen zur Illustration dieser Behauptung eine Anzahl — wie soll ich sagen — Bilder vielleicht, in dem tollen Kunterbunt folgen, wie der neckische Zufall sie hier beständig zusammenwirft.

Da stehen wir vor dem alten, hochberühmten Teatro S. Carlo, das mit der Scala in Mailand um den Ruf wetteifert, das größte Theater Europa's zu sein, und über diesem nichtigen Größenstreit völlig vergessen hat, daß nicht der Umfang, sondern nur der Werth der Leistung die betreffende Rangstufe bestimmt. Und wie die Kunst zu dem ihr hier errichteten Tempel in traurigem Mißverhältniß steht, so auch das Aeußere zu dem glänzenden Inneren, und dies zwar derart, daß der Fremde ganz achtlos an dem Gebäude vorübergehen würde, riefen hier nicht Vorgänge sein Interesse wach, denen er anderwärts wohl kaum je begegnet.

Zwischen den hohen Pfeilern der Arkaden des Teatro S. Carlo stehen kleine Tischchen mit hölzernen Tintenfässern und Lavastücken, die als Briefbeschwerer für die verschiedenen Papierbogen dienen. An diesen Tischen sitzen öffentliche Schreiber, „die Vertrauten des Volkes", unablässig belagert von Solchen, die ihre Herzensergüsse dem Papier anvertrauen möchten, es aber selber nicht können. Es ist wohl von selbst erklärlich, wie da sich Studien Einem geradezu aufdrängen: hier das alte Mütterchen, das mit sorgenvollster Miene für ihren Sohn, der in Livorno arbeitet, fromme Bitten und Rathschläge dictirt, und gleich daneben das junge, kaum erblühte Dingelchen, das noch schamhaft und verstohlen dem Schreiber ihre Liebesworte für den armen Schatz zuflüstert, der erst vor zwei Wochen nach Mailand unter das Militär gekommen; hier bittet ein übermüthiger Bursche um ein Stelldichein, dort läßt sich ein Anderer Bettelbriefe aufsetzen, während an einem anderen Tisch eine junge Frau aufmerksam lauscht, was ihr der Schreiber aus ihrem Briefe vorliest, den sie noch gestern Abend spät aus Padua empfangen, ohne bisher haben erfahren zu können, was er enthält.

Aber so interessant es auch unbedingt ist, diesen mannigfaltigen Gruppen zuzusehen, so ist doch die zu Grunde liegende Ursache, der wir nachsinnen, ebenso überraschend wie wenig erfreulich. Denn wiewohl der Schulzwang auch in Italien schon seit langer Zeit officiell eingeführt ist, giebt es doch unter der niederen Bevölkerung in Unteritalien nur Wenige, die zu schreiben und lesen vermögen. Die Erklärung dieses Widerspruchs findet sich theils in der unglaublichen Nichtbeachtung, theils in der äußerst lax betriebenen Handhabung der Gesetze.

Und während wir nun diese Vorgänge beobachten, sind wir schon selber Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. Der scharfe Spürsinn des Italieners hat sofort den Fremden in uns gewittert, und diesem Umstande verdanken wir alsobald eine regelrechte Belagerung, deren Ende wir schließlich nur durch energische Ausnutzung unserer Hände und Anwendung von Kraftwörtern, die noch nicht salonfähig geworden, herbeiführen können. Alles, was sich an Händlern, Nichtsthuern und sonstigen Fremdenspeculanten in unserer Nähe herumgetrieben, drängt sich nun heran und nicht gerade allzu bescheiden uns auf. Hier werden Einem reizend geflochtene Strohsachen, dort Korallenschnüre, Lavabrochen und ähnlicher Schmuck angeboten, der nicht selten noch gefälscht ist; dazwischen steckt uns ein Bettler seine verstümmelte Hand beinahe ins Gesicht, um so ein Almosen fast zu erzwingen, während auf der anderen Seite ein altes runzeliges Weib sich abmüht, uns als „Blumenmädchen" zu bedienen, und hinter uns ein Knirps von sechs, sieben Jahren sich bemüht, die Sporen der Escamotirkunst bei uns zu verdienen.

Die Polizei sieht es, aber sie bemerkt es nicht; sie will blind sein, und wo sie nicht will, muß sie es doch. Das Volk und leider auch ein großer Theil des Beamtenthums ist corrumpirt, und dies zwar so weit, daß sich die meisten Rechtsbegriffe völlig verschoben haben.

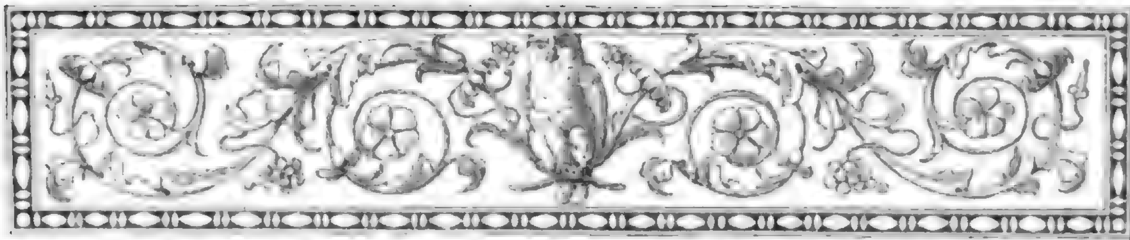
Die Camorra — eine jener catilinarischen Dunkelmächte, die damit anfangen, daß man ihre Bedeutung verlacht, und die mit Terrorisirung aller anderen Einrichtungen endigen — hat dies zu Wege gebracht. Alles arbeitet unter einer Decke sich gemeinsam in die Hände, von der düsteren Verbrecherspelunke bis hinauf in den Gerichtssaal. Und wer sich seinen ehrlichen Sinn auch wirklich noch so weit bewahrt hat, daß er sich von den großen und kleinen Betrügereien fern hält, unterstützt dieselben doch passiv, indem er als nutzlose, vergebliche Aufgabe das Streben nach Verminderung dieser entsittlichenden Zustände ansieht und so die Demoralisirung keine sittliche Gegenströmung findet. Aber davon ein anderes Mal! Wir schwimmen heute ja nur auf der äußersten Oberfläche dieses bunten Lebensstromes, ohne die Tiefen und Untiefen desselben ausmessen zu wollen.

Der Schwarm der Zudringlichen, der uns vorhin den Weg fast gewaltsam versperrte, hat uns endlich verlassen, und der kleine Escamoteur, den wir noch gerade rechtzeitig abfaßten, wie er das Taschentuch aus unserer Tasche in die seine voltigiren wollte, hat uns das Tuch ganz furchtlos wieder zugeworfen und ist dann, ein Liedchen trällernd, weitergeschritten. Er hielt uns mit einigem Recht für viel zu klug zu der Dummheit, ihn eines so kleinen — Scherzes wegen hier arretiren zu wollen.

So können wir denn den Augenblick der freien Passage benutzen, um fröhlich des Wegs weiterzuziehen. Jeder neue Schritt bringt uns ein neues Bild. Welch Leben und Treiben allüberall! In einen toll gewordenen Ameisenhaufen glaubt man gerathen zu sein, so wirr geht es hier zu. Die Unzahl der Equipagen, Carrozzellen, Omnibusse, Zweiräder, dabei das Peitschengeknall und Geschrei der einzelnen Kutscher, dies allein schon möchte betäubend wirken. Durch den unentwirrbaren Knäuel der Wagen drängen sich aber noch die Passanten und Alles, was sonst noch zu Fuß, mit einer Kühnheit, vor der man anfänglich fast erschrickt, bis man selber unter die Tollkühnen geräth. Zwischen Wagen, auf beiden Seiten mit großen Körben beladenen Eseln, zwischen Fischern, die mit ihrem Fang schreiend durch die Straßen ziehen, fahrenden Obst- und Gemüsekarren, Drehorgelspielern, zwischen Ziegenheerden, die, vom Posilip heimgetrieben, nun in die verschiedenen Straßen, Häuser, Stockwerke geführt werden, zwischen fast heiser sich schreienden Zeitungsverkäufern, jämmerlich flehenden Bettlern, Dudelsackpfeifern und anderen Spectakelmachern macht man sich mühsam genug eine unsichere Bahn. Und zwischen all diesem Gewirr und Gewoge, diesem Lärm und wüstem Geschrei bewegt sich ein ernster Leichenzug.

Wunderbar wirkt ja ein solcher Contrast überall; aber wie um denselben hier, wo das Leben von selten beweglicher Physiognomie ist, noch besonders zu erhöhen, hat man diesem „letzten Gange" noch ein besonders düsteres Gepräge gegeben. Dem Sarge gehen etwa ein Dutzend ganz in Weiß gehüllte männliche Gestalten voran, die uns durch ihre Kleidung an die Zeit der unheimlichen Vehmgerichte erinnern; dann folgt der oft sechsspännige Leichenwagen, auf dem der prächtig vergoldete Sarg auf überreich gestickter schwarzer Sammetdecke aufgebahrt ist; und den Schluß des Zuges bilden alte, mühsam hinterher wackelnde Männer, die sammt und sonders so herzzerreißend traurige Mienen zur Schau tragen, daß man glauben könnte, ein jeder von ihnen sei der nächste Leidtragende. Wie aber der Neapolitaner im Leben der Komödiant par excellence ist, so giebt es auch noch bei dieser Gelegenheit ein: vor und hinter den Coulissen. Der von Gold und Schnitzwerk strotzende Sarg ist nur gemiethet, um den schlichten, primitiven Kasten oder womöglich die einfach in Tücher gewickelte Leiche zu verbergen; die Vorangehenden sind ebenso wie die Nachfolgenden nur gemiethet; die traurige Miene ist nur Kummer darüber, daß der Weg so weit und die tiefbetrübten Hinterbliebenen das Herunterhandeln so gut verstanden haben, daß ihnen jeder dieser Leidtragenden — fünf Centimes kostet.

Und hiermit mag es für heute genug sein. Aus dem großen Bilderbuch des hiesigen öffentlichen Lebens waren uns diesmal nur einige wenige flüchtige Skizzen gestattet; dennoch meinen wir, daß auch schon diese erkennen lassen werden, von welch eigenartigem und mannigfaltigem Reiz das hiesige Volksleben begleitet ist. A rivederci!



Literarische Mittheilungen.

Neuere Dramen.

Der Reigen der vorliegenden dramatischen Dichtungen mag mit der Besprechung der drei elegant ausgestatteten, im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienenen Trauerspiele von Heinrich Kruse eröffnet werden. **Raven Barnekow**, unstreitig das bedeutendste derselben, schildert den Kampf zwischen dem edlen, aber despotischen Bürgermeister von Stralsund, Otto Voge, und dem stolzen Wratislaw, Herzog von Pommern. Raven Barnekow, Freund und Rath des Herzogs, spielt in dem Stück durch sein trauriges Schicksal eine verhängnißvolle Rolle, aber die Hauptfigur bleibt Otto Voge, eine meisterhaft gezeichnete Kerngestalt voll ungestümer Rauhheit, wilder Entschlossenheit und kühner Herrscherkraft. Wie ein funkensprühender Feuerstein leuchtet es durch die Scenen, in denen Otto Voge auftritt. Nicht minder gut ist der glatte, kluge Barnekow, der auffahrende, grobkörnige Matthias Darne dargestellt. Sämmtliche Episoden sind in ihrer Art charakteristisch. In dem sinnigen Gegensatz zwischen der milden Bürgermeisterfrau Elsbeth und der frischen, schalkhaften Prinzessin Katharina zeigt sich der echte Dramatiker ebenso wie in den von Leben und Bewegung erfüllten Ensemblescenen. Der erste Auftritt im Rathssaal zu Stralsund, wo die widerstreitenden Leidenschaften und Empfindungen der verschiedenartigsten Persönlichkeiten zu kräftigem, ungezwungenem Ausdruck gelangen und das volle Interesse des Lesers unwiderstehlich gefangen nehmen, ist ein Glanzpunkt der Dichtung. Leider fehlt es der mächtig vorwärtsdrängenden Handlung an Geschlossenheit. Häufige Verwandlung stört den Scenengang. Im dritten Aufzug, der die meiste Concentration verlangt, wird die Bühne gar viermal verändert. Der Schluß des Dramas klingt zu elegisch aus. Der vereinsamte, zum Greise gewordene Otto Voge, der von der mitleidigen Katharina auf ihr Schloß genommen wird, um, wie sie sagt, ihr bei der Erziehung ihres Söhnchens zu helfen, entspricht nicht der durch die bisherige energische Führung des Trauerspiels erregten Erwartung. — Die Tragödie **Der Verbannte** behandelt das tragische Geschick des dänischen Grafen Corfitz Ulfeld und seiner Gattin Leonora, Tochter Christian's IV., welche beide durch den Neid der nachmaligen Königin Sophia Amalia aus dem Lande getrieben werden und endlich nach mancherlei Irrfahrten in der gewaltsamen Trennung den herbsten Schmerz erfahren. Auch in diesem Stück wirkt der Schluß abschwächend. Während die verwaisten Söhne Ulfeld's am stillen Ufer sich ihre Erlebnisse mittheilen, wird plötzlich von den Wellen ein Kahn herangetrieben, in welchem die Leiche des Vaters liegt. — Desselben Verfassers Trauerspiel **Rosamunde** dünkt uns kein glücklicher Griff trotz hervorragender Schönheiten. Rosamunde, die treulose Gattin Alboin's, dieser selbst in seiner barbarischen Rohheit, der verrätherische Helmichis, der anfänglich ehrenfeste, dann durch eine plumpe Falle im Handumdrehen zum Feigling und Mörder sich wandelnde Peredeo, der hinterlistige Longinus sind nicht immer im Stande, eine wärmere Theilnahme einzuflößen.

Eine ähnliche Vorliebe für althistorische Stoffe zeigt bekanntlich der gelehrte Historiker Felix Dahn, der in seinem „Markgraf Rüdeger von Bechelaren“ und „König Roderich“ Proben seiner hervorragenden Gestaltungskraft gegeben hat. Diesmal liegen vier Operndichtungen von ihm vor. Die vortrefflich zur volksthümlichen Composition sich eignende Sage des braven **Schmidt von Gretna-Green** ist von Felix Dahn in knapper Form und künstlerischer Berücksichtigung der musikalischen Inter-

pretation verwerthet. Vielleicht hätte das humoristische Element noch etwas stärker betont werden können. — Voll reicher Phantastik ist die Dichtung: **Der Fremdling.** Die germanische Göttersage von Baldur's, des Frühlingsgottes, Werben um die Liebe der sterblich geborenen Nanna und deren trotz feindlicher Gewalten unerschüttertes Vertrauen auf den Geliebten, den sie nicht zu nennen weiß, ist mit poetischem Schwung dargestellt. Der mythologische Hintergrund verleiht der Dichtung einen eigenthümlichen Zauber, der an Wagner'sche Schöpfungen erinnert. — **Armin,** von Heinrich Hofmann componirt und wiederholt zur Aufführung gekommen, und **Harald und Theano,** nach seinem eigenen älteren Gedicht vom Verfasser dramatisirt, behandeln den Kampf siegreicher germanischer Mannhaftigkeit gegen römischen Uebermuth. Beide Dichtungen sind bühnenwirksam und mit echt opernhaftem Apparat versehen, stehen aber den erstgenannten Operntexten an poetischem Werth entschieden nach. (Die vier Dichtungen kamen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig heraus.)

Von den angeführten beiden Dramatikern unterscheidet sich Graf A. Fr. v. Schack durch auffallende Hinneigung zum Romantischen. **Atlantis,** Trauerspiel in fünf Aufzügen, ist originell erdacht. Es trägt ein tendenziöses, halb satirisches, halb culturhistorisches Gepräge. Ein idealistischer Fürst Wolfgang wandert mit einer ergebenen Schar von Genossen nach Amerika aus, um in dem gelobten Lande der Freiheit eine Wunderwelt zu begründen. Natürlich schmelzen seine optimistischen Erwartungen vor einer Reihe herber Enttäuschungen zusammen. Das Spiel der Ironie wäre ganz berechtigt und gefällig. nur leider streift eine sentimentale Liebesaffaire, die zu Mord und Todtschlag Anlaß wird und die Wolfgang einen räthselhaften „purpurnen Apfel" in die Hand drückt, durch dessen giftigen Saft er sich aus dieser Welt der Träume hinausbefördert, zu sehr an landläufige Coulissenromantik. — Bedeutender, weil einfacher und wahrer, ist das gräcisirende Trauerspiel **Timandra.** Der von den Sitten seines Vaterlandes abfallende und dasselbe an die Perser verrathende Pausanias ist in seiner unklugen Herrschsucht, in seinem gewissenlosen Ehrgeiz mit manchen interessanten Zügen ausgestattet. Ueber Timandra, Pausanias' Mutter, die trotz der innigen Liebe zum Sohn an ihm zur grausamen Rächerin ihres Vaterlandes wird, weht ein Hauch classischer Poesie. In orientalische Gluth getaucht, erscheint die Perserin Mandane, die leidenschaftliche Geliebte Pausanias'. Eine bilderreiche gedankenvolle Diction zählt zu den besonderen Vorzügen des Trauerspiels, dem eine Aufführung wohl zu wünschen wäre. Eine geschickte Bühneneinrichtung würde dann vor Allem das zweck- und ziellose, technisch unbeholfene häufige Kommen und Gehen der Personen zum Vortheil des Ganzen auf ein geringeres Maß beschränken. (Beide Werke sind bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienen.)

Als ein rechter Fremdling erscheint unter den heimischen Dichtern Henrik Ibsen; nicht nur wegen seiner Nationalität, sondern durch seine charakteristische Art und Weise. Der in seiner Heimath hochgefeierte Dichter ist durch mehrere auf deutschen Bühnen zur Aufführung gekommene Schauspiele rühmlichst bekannt. Wir nennen nur „Die Stützen der Gesellschaft", „Die Kronprätendenten", „Die Herrin von Oestrot". Seine originellste Schöpfung, das dramatische Gedicht „Brand", das Alfred v. Wolzogen nicht ansteht, für das bedeutendste, gedankenreichste Erzeugniß der Weltliteratur seit Goethe's „Faust" zu erklären, ist lediglich philosophisch-didaktischen Inhalts und behandelt den alten Kampf zwischen Ideal und Leben. Ein gleicher Gedanke liegt dem vorliegenden, im Verlage von Bernh. Schlicke erschienenen, von L. Passarge übersetzten dramatischen Gedicht: **Peer Gynt** zu Grunde, doch stehen die Titelgestalten beider Gedichte in strictem Gegensatz zu einander: Brand ist ein selbstloser, alles Persönliche dem Allgemeinen opfernder Glaubensheld, Peer Gynt dagegen ist ein wahnsinniger Egoist, der, von maßloser Phantasie verblendet, das All für die Staffage seiner eigenen Person erachtet. Während in „Brand" Figuren und Handlung trotz aller Ungeheuerlichkeit noch auf dem Boden der Wirklichkeit verweilen und vielfach — wir erinnern nur an die Gestalt der Agnes — das Gemüth des Lesers auf das tiefste erschüttern, hat Ibsen in „Peer Gynt" ein allegorisch-symbolisches Monstrum geschaffen, für das jede Berechnung und jedes Verständniß fehlt. Das erklärende Vorwort — es ist immer mißlich, wenn ein Gedicht, zumal ein dramatisches, tiefsinniger Commentare bedarf, um einigermaßen verstanden zu werden — besagt, daß hier die verderblichen Folgen eines Uebermaßes der Einbildungskraft geschildert seien. Gewiß ist dies ein psychologisch interessantes Thema, doch wo es sich nicht mehr um Menschen, sondern um Geistererscheinungen handelt, da hört die Seelenkunde auf und das Märchen beginnt. Hexen, Trolle, Erdgeister, „eine Stimme im Dunkeln", „ein Vogelschrei" und — mit nicht glücklicher Nachahmung verschiedener Stellen des Faust, 2. Theil — eine „singende Memnonssäule" und „die Sphinx bei Gizeh" nebst etlichen Wahnsinnigen und anderen bedenkenerregenden Personen bringen ein Conglomerat dunkler, verworrener Symbolistik zusammen. Es ist ein Trost, zu denken, daß der Dichter sich von derartigen unfruchtbaren Versuchen längst ersprießlicheren

Werken zugewendet hat: seine allerdings auch von tendenziöser Grübelei zersetzte „Nora“ ist doch immerhin eine Gestalt aus dem vollen, realen Leben der Gegenwart.

Nach dem allegorischen Wust ist es eine wahre Erquickung, auf ein so einfaches, klares Werk zu treffen, wie es das fünfactige Schauspiel von Fritz Dannemann: **Maria von Schottland** ist. (Verlag von W. V. Hollmann, Bremen.) Die Exposition zeichnet sich durch übersichtliche Gruppirung, durch feinsinnige Vorbereitung auf das Folgende aus. Im Verlauf der Handlung überrascht die sichere, scharfe Motivirung aller Begebenheiten und der Gemüthswandlungen der Betheiligten. Die Handlung erfährt eine kräftige Steigerung, der Ausdruck erhebt sich gelegentlich zu bedeutendem Schwung. Ungemein anziehend, wenn auch nicht streng historisch, ist Maria als schuldlose Dulderin aufgefaßt. Ihre frohsinnige Leichtlebigkeit, ihr warmes Empfinden, die stille Sehnsucht nach einem fernen Glück, die Anmuth und Majestät ihrer Erscheinung sind gleich gut getroffen. Seltsamerweise fällt der letzte Act völlig ab. Riccio, der durchweg als ein edler Mensch geschildert ist, wird ermordet, und der Anstifter des Verbrechens, Darnley, weicht zwar vor Bothwell's kräftigerer Männlichkeit zurück, aber die Frage nach der versöhnenden und vergeltenden Gerechtigkeit bleibt völlig unbeantwortet.

Theatralisch abgerundeter ist das Werk eines jüngeren Dramatikers, Richard Voß, der durch seine im letzten Frankfurter Preisausschreiben siegreich hervorgegangene „Patricierin“ in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Er liefert in seinem gleichfalls preisgekrönten Trauerspiel: **Luigia Sanfelice** den Beweis, daß in der That dramatisches Blut in seinen Adern rollt. Die Handlung ist reich an charakteristischen Details, die Figuren sind plastisch herausgearbeitet, der Dialog frappirt durch seine Natürlichkeit. Wer da weiß, wie Jahr aus Jahr ein ganze Berge sogenannter Buchdramen erscheinen und — bei Seite gelegt werden, der weiß auch die Bedeutung obengenannter Eigenschaften zu schätzen. Der Stoff zu „Luigia Sanfelice“ ist der neapolitanischen Revolution von 1779 bis 1780 entnommen. Er verherrlicht jene Verlobte eines Republikaners, die ihn und Neapels Bevölkerung durch Mittheilung der grausigen, die Wiedereinführung der Monarchie bezweckenden Lazzaroniverschwörung vor dem Untergang rettete. Später ward Luigia eingekerkert und, nachdem sie einem Kinde das Leben gegeben, enthauptet. Dieses an grellen, aufregenden Momenten reiche Motiv ist vom Verfasser entsprechend benutzt und zu einem spannenden Schauspiel bearbeitet.

Vor uns liegt noch eine lange Reihe dramatischer Historien: **Drei Küsse**, vaterländisches Schauspiel von Fr. E. Schubert, **Die Tochter Theodorich's** von Karl Caro, **Otto der Große** und **Anna von Cleve** von E. Meruell, **Conrad von Marburg** von Louis Wolff u. s. w. Alle diese Stücke tragen den gemeinsamen Stempel der bekannten dialogisirten Episoden aus dem Leben populärer Geschichtshelden: viel Worte, wenig Handlung, viel Typisches, wenig Individuelles, viel Effecthascherei, wenig Wahrheit. Und vor Allem gänzlicher Mangel an Bühnenkenntniß. Sollte dieses unaufhörliche Herauszerren von antiquirten Gestalten aus fernliegenden Zeitverhältnissen, die für den modernen Menschen nur noch ein beschränktes Interesse haben, nicht endlich einer lebendigeren Hingabe an die Forderungen und Errungenschaften der Neuzeit weichen? Bietet die Gegenwart mit ihrem beispiellosen Reichthum an Stoffen und Ideen nicht einen unendlich erweiterten Spielraum für zeitgemäßes Dichten und Trachten? Freilich ist es unendlich schwieriger, modern zu schreiben — aber diese Schwierigkeit sollte für die Berufenen nur ein Sporn sein — und die Unberufenen mögen davon bleiben! Zuletzt sei eines Volksschauspieles gedacht, das die wackeren „Meininger“ des bayerischen Hochlandes wiederholt in Berlin und in ihrer Heimath zur Aufführung brachten: **Der Herrgottschnitzer von Ammergau** von Ganghofer und Neuert. Es kann kaum etwas Einfacheres geben als das Sujet in diesem Stück. Das Grundthema, das in den meisten Bauernkomödien erörtert wird, die Bezähmung der Widerspenstigen, kehrt auch hier wieder. Das sanfte Wesen des liebenden Bildschnitzers Pauli verdrießt die trotzige Loni. „Wann i amal Ein' nimm, das muß Einer sein, der a Schneid hat, a richtigs Mannsbild; und net Einer, der bloß so heißt, weil er a Hos'n anhat.“ Als er ihr dann beweist, daß er „a Schneid“ hat, wird sie die Seine. Die schlichte Handlung des Stückes wird von einer Fülle von Episoden bereichert, welche das Volksleben, wie es sich in den bayerischen Alpen offenbart, in frischen, farbenreichen Genrebildern veranschaulichen. Eine prächtige Charakteristik, ein derber, aber stets gesunder, harmloser Humor lassen den glänzenden Erfolg, dessen sich das Stück überall erfreute, begreiflich erscheinen. Wir bewegen uns hier doch wenigstens in der Richtung des Weges, der zum Ziele eines wahrhaft nationalen Theaters führt, eben jenes Weges, auf welchem Ernst v. Wildenbruch in seinem kürzlich in Breslau mit großem, wohlverdientem Beifall aufgeführten Drama „Väter und Söhne“ wandelt. Aber die Würdigung dieses großen Talentes müssen wir uns für ein nächstes Mal vorbehalten.

Literarische Notizen.

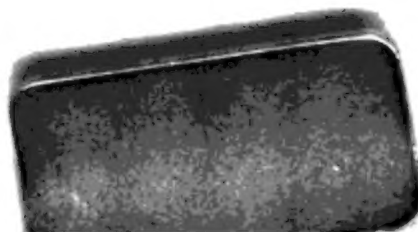
Bibliothek der Weltliteratur. Herausgegeben von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. (Stuttgart, 1882.) Als Goethe den schönen Traum einer Weltliteratur ersann, da war diese Idee in der That noch wenig mehr als die kühne Vision eines großen fernschauenden Genius — heute ist von der Weltliteratur, wie sie Goethe plante, bereits ein gut Theil in die Erscheinung getreten. Und das Unternehmen, welches Goethe's Verleger — so darf man ja wohl Cotta noch immer nennen — zur Verbreitung dieser Weltliteratur-Idee projectirt, zeigt klar und deutlich, daß die J. G. Cotta'sche Buchhandlung es versteht, die classischen Traditionen ihres Hauses zu erhalten und aus dem Geiste der Zeit heraus neu zu beleben. Die von ihr im Verein mit der Verlagshandlung der Gebrüder Kröner geplante Bibliothek wird den Gebildeten der deutschen Nation zunächst die Meisterwerke Goethe's, Schiller's, Lessing's, Shakespeare's Molière's, Calderon's, Dante's, Chamisso's, Körner's, Kleist's, Platen's, Lenau's in der ersten Serie mit Biographien und Einleitungen hervorragender Literarhistoriker bieten. Und dies Alles in guter Ausstattung zum Preise von einer Mark pro Band! Wie man sieht, haben wir es hier mit keiner bloßen Buchhändlerspeculation, sondern mit einem eminent literarischen Unternehmen von hoher Bedeutung und dauerndem Werthe zu thun, das den Gebildeten der deutschen Nation, an die es sich wendet, nachdrücklichst empfohlen werden mag. Auch der Unbemittelte kann so ohne große Geldopfer in den Besitz einer classischen Büchersammlung von nie veraltendem, unvergänglichem Werthe gelangen. Und so werden schon die Enkel an dem „Sphärentanz harmonisch im Getümmel sich wohlgemuth erfreun", den der Dichterfürst als die Blüthe der von ihm verkündeten Weltliteratur in poetischen Visionen prophezeite.

* * *

Das deutsche Schriftwesen und die Nothwendigkeit seiner Reform. Von F. Soennecken. (Bonn.) Seit Jahren ist die Reform der deutschen Schrift eine stehende Tagesfrage. Noch auf dem letzten literarischen Congreß ist eine Resolution angenommen worden, die die lateinische Schrift als Alleinherrscherin einsetzt. Langsam aber sicher erobert sich diese ihr Terrain, und selbst ihre Gegner wissen nur noch schwache Argumente entgegenzusetzen, von denen die Macht der Gewohnheit eigentlich das einzig ausschlaggebende ist. Der Verfasser der vorliegenden, sehr lesenswerthen Abhandlung, eine Autorität auf dem Gebiete des Schriftwesens, plädirt gleichfalls für die lateinische Schrift. Seine klare Untersuchung entwickelt die Geschichte des lateinischen Schriftstammes und schließt hieran eine Kritik desselben, die, von fachmännischen Gesichtspunkten ausgehend, zu dem Resultate gelangt, daß die lateinische Schrift zahlreiche Vortheile für den Lese- und Schreibunterricht gewährt, den sie bedeutend vereinfacht, daß durch ihre größere Klarheit und Deutlichkeit die Augen mehr geschont werden, daß ihre schönen und harmonischen Schriftbilder veredelnd auf den Schönheitssinn wirken, daß das Erlernen der deutschen Sprache und die Lectüre deutscher Bücher den Ausländern dadurch erleichtert wird und daß endlich sogar die materiellen Ersparnisse derselben für die Druckereien volkswirthschaftlich wichtig seien.

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07818 2162



Digitized by Google